Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 069163846

Digitized by Google

HQ1101
.F8C

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

731 B

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Zweiundzwanzigster Jahrgang. 1914—1915

Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Hofbuchh. Sr. Maj. des Kaisers und Königs.

1915.

Digitized by Google

(RECAP)
HQ1101
.F96
22 vchrs

Digitized by Google

Inhalt des zweiundzwanzigsten Jahrganges.

Abhandlungen, Biographien und Charakteristiken.

		Seite
Bäumer, Dr. Gertrud.	Einkehr	4
„ „ „	Die Eingliederung der Frauen in die Kriegswohlfahrtspflege	76
„ „ „	Philosophen des Krieges	129
„ „ „	Die Regelung des Nahrungsmittelverbrauchs	214
„ „ „	Frauendienst in der Volksernährung	291
„ „ „	Der Patriotismus im Wirtschaftsleben	326
„ „ „	Der deutsche Geist in der Lebensanschauung	402
„ „ „	Gedanken zur deutschen Mode	449
„ „ „	Die Kriegstagung der Lehrerinnen	513
Bernays, Dr. Marie.	Probleme der Arbeitsbeschaffung	41
„ „ „	Unsere Arbeiterfamilien in Kriegszeiten	197
„ „ „	Töchter des Volkes	519
Bluhm, Dr. med. Agnes.	Der Schutz der Volksgesundheit im Kriege	8
Bonfort, Helene.	Notstandsunterweisung	156
Boettticher, Else von.	Der Deutschenhaß in Rußland	23
Brandt, Luise von.	Das waffenfähige Jung-Indien und sein Meister	592
Gerstein, Thea.	Antigone	421
Granitsch, Helene.	Die Kriegsdienstleistung der Frauen	398
Günther, Erna.	Über den Haß	295
Herzfelder, Henriette.	Die Kriegsnovelle zum österreichischen Allgem. BGB.	144
Hildebrand, Dr. Else.	Kräfte geistigen Volksaufstiegs in Schweden	678
Krukenberg, Elsbeth.	Kriegshilfe der Frauen im Nahegau	412
Lange, Helene.	Die Umwertung aller Werte	1
„ „	Frauen und Friede	65

494675

Digitized by Google

Seite

Lange, Helene. Der englische Aushungerungsplan und die deutschen Hausfrauen . . 149
„ „ Neujahr 1915 193
„ „ Die unschuldig-schuldigen Hausfrauen 265
„ „ Helene Adelmann 465
„ „ Die Dienstpflicht der Frau 577
Levy-Rathenau, J. Die Alters-, Gehalts- und Familienverhältnisse der bei der R.-V.-A. f. A. Versicherten 227
„ „ „ Die Organisation der Berufsberatung 343
Lindemann, Anna. Kriegsdienst der Hausfrauen 321
Lüders, Dr. M. Elisabeth. Die rechtlichen Grundlagen der deutschen Wohnungsaufsicht und die Mitarbeit der Frauen 138
Nationaler Frauendienst Heidelberg 167
Pappritz, Anna. Landwirtschaftliche Kriegsarbeit der Frauen 735
Paquin, Margerit. Wie ich es den Kindern sagte 469
Poppenberg, Felix. Das Passionsbuch des Vincent van Gogh 70
„ „ Karl und Marie von Clausewitz 456
Röhrßen, Else. Der weibliche Arbeitsmarkt im Kriege 333
Salomon, Alice. Die Fürsorge für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger . . . 385
„ „ Das Verhältnis der Kriegswohlfahrtspflege zur Friedenswohlfahrtspflege 545
„ „ Die Bedeutung der sozialpolitischen Maßnahmen der Kriegszeit . . 596
„ „ Krieg und Luxus 708
Simon, Helene. Nationaler Frauendienst, Gruppe für Arbeitsbeschaffung 82
„ „ Kriegswitwen und Beruf 417
Stern, Dr. Selma. Der britische Imperialismus 95
Strinz, Martha. Deutscher Militarismus und deutsches Barbarentum 394
Treuge, Margarete. Die Großmächte der Gegenwart 34
„ „ Die Genfer Konvention 274
Voigtländer, Dr. Emmy. Über den Weg zu einer deutschen Mode 268

Briefe, Erzählungen und Skizzen.

Beckmann, E. Meine Erlebnisse in Rußland 16
Bilder 641
Boettticher, Else von. Das Gottesländchen 742
Brandt, Luise von. Die deutsche Hausfrau in Neu-Guinea 339
Bunsen, Marie von. Briefe aus Asien 528. 606. 665. 718
Buysse, Cyriel. Sein eigener Herr sein! 472
Eine deutsche Frau in Tsingtau 552
Erlebnisse einer Krankenschwester in Russisch-Polen 384. 483
Erlebnisse der Seele 257
Aus Feldpostbriefen 30

Digitized by Google

Seite

Feldpostbriefe eines Elsässers 651
Kraze, Friede H. Wunden 705
Kretzschmer, K. Elsässisches 287
Kriegsweihnachten 171
Mollenhauer, Helene. St. Petersburger Kriegswochen 219
Müller, Fritz. Der Ausgang 409
Nexö, Martin Andersen. La Concha 160
Paquin, Margrit. Erinnerungen aus einem Kriegslazarett 1914 205
Poppenberg, Felix. Alte Eindrücke von neuen Kriegstheatern 133
Siewert, Elisabeth. Das Milchgesicht 283
Velsen, Dorothee von. Herbst 1914 67

Gedichte.

Lange, Helene. Kriegssommer 1914 22
Lewald, Emmi. Absage 273

Diskussion.

Über eine vereinfachte Herstellung der Frauenkleidung 620

Heimatchronik.

Seite 45—56. 105—118. 173—184. 230—242. 298—310. 362—375.
425—437. 490—501. 556—570. 622—634. 686—698. 746—761.

Zur Frauenbewegung.

Seite 57—59. 118—120. 185—187. 243—246. 311—313. 376—377.
438—441. 501—502. 571—572. 634—635. 698—700. 761—764.

Versammlungen und Vereine.

Seite 60. 121—124. 187—188. 246—247. 314—315. 441—443.
503—507. 570. 636—637.

Bücherschau.

Seite 124—125. 188—189. 248—253. 315—317. 377—381.
443—445. 507—509. 573. 637. 701.

Digitized by Google

Anzeigen.

Seite 61—64. 125—128. 189—192. 253—256. 317—320. 381—384.
445—448. 509—512. 574—576. 638—639. 702—704. 765—768.

Kurze Anzeigen und kleine Mitteilungen.

Seite 61. 189. 283. 317. 445. 509. 638. 702. 766.

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek Landhaus BERLIN

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 1

Oktober 1914

Die Umwertung aller Werte.

Von

Helene Lange.

Das Gefühl läßt uns nicht los: was vor dem Kriege den Tag ausfüllte, was uns beschäftigte, uns interessierte, den Puls beschleunigen und hemmen konnte, das alles ist für den Augenblick vergessen, als wäre es nie da gewesen. Wir erschrecken fast, wenn wir eine Zeitschrift zur Hand nehmen, die am 1. September ruhig da wieder einsetzt, wo sie am 1. August aufgehört hat, für die das ganze ungeheure Geschehen dieses Erntemonats sondergleichen gar nicht da war, die ruhig Vereinsangelegenheiten bespricht, pädagogische Spitzfindigkeiten wägt oder wohl gar konfessionellen Hader weiter schürt. Das alles ist für uns wie versunken.

Woher kommt das? Ist es richtig so? Und wird und soll es so bleiben?

Woher es kommt? — Zunächst wissen wir genau, woher es *nicht* kommt. Es ist *nicht* die Sorge um den Bestand des Vaterlandes, die uns so erfüllt, daß wir nichts anderes mehr denken und hören mögen. Die meisten von uns — auch von uns Frauen — hat sie niemals ernstlich ergriffen. Zu sehr ist es uns Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen, daß letzten Endes immer der *Geist* siegt und nicht die *Masse*, zu fest die Überzeugung gegründet, die Schiller in seiner dramatisch aufgebauten Skizze jener früheren Belagerung von Antwerpen den Herzog von Parma aussprechen läßt, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze töte. Und wenn je ein Bangen um den ersten Anprall, um vorübergehendes Geschick, um zeitweilige Niederlagen bestand, so war es ein Bangen, das nur zu festerem Zusammenhalten führte, zu noch ernsterem Entschluß, mit auf der auf und nieder schwankenden Wage zu stehen, alles zu teilen, was die nächste Zukunft bringen würde. Es ist rührend, wie es aus allen Erzählungen der im

Digitized by Google

Ausland zum Studium oder zur Erholung weilenden Lehrerinnen klingt: nur um jeden Preis „hinüber ins deutsche Vaterland, wie, das war ja ganz gleichgültig". Und wie sie, endlich in der Heimat, von der dritten und vierten Kriegserklärung hören, so wird nur eine Schlußfolgerung gezogen: nun auch drei- und vierfachen Mut! Und den sehen sie in den begeisterten, kampffreudig strahlenden jungen Gesichtern, die aus den bekränzten Militärzügen schauen. Den bringen sie selbst mit, wenn sie freudig die mancherlei Einschränkungen auf sich nehmen, die vielen von ihnen geboten sind, wenn sie die ungewohnte Hilfsarbeit mit fester Hand anpacken, die ihrer harrt.

Nein, nicht diese Sorge hat uns überwältigt, nicht sie hat unser Denken erfüllt und die Werte für uns umgewertet.

Es ist etwas anderes. Etwas, das wir uns erst zerlegen müssen, um uns ganz klar zu machen, was mit uns vorgegangen ist.

In erster Linie sind es natürlich die Ereignisse selbst, die dafür sorgen, daß unser Bewußtsein kaum etwas anderes über die Schwelle läßt. Vielleicht ist noch nie — nicht einmal 1870 — mit so elementarer Gewalt das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller, „soweit die deutsche Zunge klingt," hervorgetreten wie diesmal. Es ist unser Krieg, der draußen geschlagen wird, wenn auch in einem ganz anderen Sinne, als dem des Herrn Iswolski, wenn er von »ma guerre« spricht. Für unsere Kultur, unsere Gesittung, unser Denken, unsere Kunst wird gerungen, sie stehen letzten Endes auf dem Spiel. Und dadurch erhält jede Siegesnachricht ihr Gepräge und ihre Bedeutung. Darum treibt es jeden von uns noch gegen Mitternacht hinaus, um zu hören, ob nicht doch noch ein Extrablatt Kunde bringt, wie es da draußen steht, wo man mit der Macht der Leiber und der Waffen doch letzten Endes um geistige Güter ringt. Und dann packt uns wohl mit Allgewalt das Riesenhafte des Gedankens, was alles an Einzelschicksalen, an unsagbarem Leid wie an Höhepunkten des Daseins mit diesem Völkerringen verbunden ist. Und etwas von der Wahrheit jener uralten Weisheit, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist, dämmert uns auf, und Geister rütteln an den Grundmauern des weithinragenden Palastes im Haag — mit dem Bilde des Zaren . . .

Das ist das Größte und Bedeutsamste. Daneben aber steht noch ein anderes — zwei andere Momente eigentlich: die Umwandlung so manchen Daseins aus einem papierenen in ein reales, und die Erweiterung so mancher Tätigkeit aus der familienhaften zur sozialen.

Was diese Verwandlung bedeutet, ist kaum auszudenken. Tausende, die den Schreibtisch mit dem Schlachtfeld vertauschen, Tausende, deren Leben plötzlich durch die nackten Notwendigkeiten des Soldatendaseins regiert wird. Aber auch die zu Hause sind, empfinden diese Verwandlung; erfahren sie um so mehr, je weniger die Mobilmachung der Kriegswohlfahrtspflege vorbereitet war. Der Bureaukratenkopf, der verwirrt und hilflos ist, wenn er nicht das gewohnte, eingefahrene Gleis vor sich sieht, versagt natürlich vor den ganz neuen Anforderungen, die diese Tage stellen. Der gesunde Menschenverstand, der unbefangen und vorurteilslos die Dinge ansieht, der einfach zupackt, ist heute mehr wert als der erfahrenste Aktenmensch. Helfen, keine Zeit verlieren, keine Worte und kein Papier verschwenden — es kommen plötzlich die Tatmenschen gegenüber den unergiebigen Wort- und Papierhelden in die Front. Eine neue Auslese vollzieht sich, die unserer Verwaltung und Wohlfahrts-

Digitized by Google

pflege außerordentlich gesund ist. Die Frage ist: wer kann eine Sache gestalten — ohne Vorbild, ohne Schema, einfach einmal aus dem Rohmaterial der Dinge heraus etwas zustande bringen. Wer findet eine Lösung für das Problem des Mietsausfalls, der Arbeitslosenfürsorge, für hundert andere Fragen, die ein unvorbereiteter Augenblick vor uns hinstellt mit ihren unumgänglichen Anforderungen? Der praktische Mensch kommt einmal wieder zu seinem Recht, und das Echo- und Zweiterhand-Gehirn, das es in Friedenszeiten bei uns relativ weit bringen kann, erweist sich einmal in seiner Schwäche. Zu wünschen wäre nur, daß diese Feuerprobe auf die Fähigkeit nicht zu schnell wieder vergessen wird.

* * *

Eine andere Art der Umwertung seiner Werte hat jetzt so manches Frauenleben erfahren. Wenn Friedenszeiten viele Frauen allmählich hinausgeführt hatten aus dem engeren in den weiteren Kreis, allmählich, mit viel Werbe- und Weckarbeit der Frauenbewegung, durch unermüdliches Aufklären und Hinweisen, — jetzt riß Tausende der Ernst der großen Stunde aus ihrer selbstsüchtigen Vereinzelung. Das Vaterland, der Staat, der sonst für sie nur in der Zeitung lebte, ohne ihr eigenes Dasein zu berühren, stand plötzlich fordernd vor ihnen. Und aus der Hingabe des Liebsten, was sie besaßen, kam Tausenden zum erstenmal der Wunsch, selbst für die Güter zu arbeiten, denen Gut und Leben der Männer gehört. Von der leer gewordenen Häuslichkeit trieb es die Frauen in die Armee der Helferinnen. Und hier haben viele Halt und Trost gefunden, viele aber auch die schmerzliche und beschämende Erfahrung der „Dienstuntauglichkeit" machen müssen. Die Verwertung der freiwilligen, verfügbaren Frauenkraft — dieser Unsumme solcher überschüssigen Kraft ist eines der großen Probleme der Kriegswohlfahrtspflege geworden. Ein Berliner Beispiel: während die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Friedenszeiten etwas mehr als 1000 Mitglieder haben, meldeten sich jetzt allein bei den Meldestellen des Nationalen Frauendienstes 7000 für soziale Arbeit. Und wie wenige waren schließlich „felddiensttüchtig". Während man noch viele geschulte Kräfte gebraucht hätte, mußte man doch Ungezählte einfach wegschicken, weil sie zu wenig verstanden. Was könnte jetzt geleistet werden, wenn wir das soziale Frauendienstjahr hätten, von dem so manche noch auf der Gothaer Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine meinte, daß es nur eine theoretisch ausgeklügelte, durchaus nicht eilige Sache sei! Wieviel wirksame Hilfe hätte geschaffen werden, wieviel sinnlose Betriebsamkeit hätte nützliche Tätigkeit sein können, wenn sozial geschulte Frauen ihren Vaterlandsdienst angetreten hätten, statt der Damen, mit denen man schließlich nichts anderes anzufangen wußte als sie zum Schaden des Arbeitsmarkts beim Wattepacken unterzubringen.

Die Umwertung der Werte durch eine Zeit, die unerbittlich die zweckvolle Tat fordert, muß zahllosen Frauen die Einsicht in die tatsächliche Unausgefülltheit ihres Lebens gebracht haben, sie von der Menge von Schein-Arbeit, Schein-Nützlichkeit überzeugt haben, mit der sie sich bis jetzt selbst betrogen.

Die anderen aber, die in Friedenszeiten gerüstet hatten, sie erkennen in der Mitarbeit an der Notlinderung mit jedem Tage deutlicher, wie unbedingt in Frieden und Krieg alle öffentliche Familienfürsorge Frauensache ist. Und wenn wir sehen, wie die Frauen heute mit größerer Verantwortung als je mitarbeiten,

Digitized by Google

in städtischen Kriegsfürsorge-Ausschüssen Sitz und Stimme haben, Pläne an leitender Stelle mit schaffen und durchdenken, so haben wir die Hoffnung, daß eine langersehnte Umwertung der Werte aus Kriegsnot in Friedensarbeit hinüberreichen wird, die Einsicht nämlich, wie sehr auch die Frau, die Mutter berufen ist zu nationalem Dienst — berufen gerade weil sie Frau und Mutter ist.

Einkehr.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Was hat eigentlich diese Zeit aus uns gemacht? Wie hat sie uns verwandelt? Wir fühlen uns als andere Menschen, wir ahnen, daß die ungeheuren Erlebnisse, die hinter uns liegen und denen wir jeden Augenblick entgegengehen, am tiefsten Grunde unserer Seele arbeiten und bilden. Aber die Spannung jedes Tages, die Gewalt und Schnelligkeit, mit der uns die Ereignisse überstürzen, und dann die Anforderungen stündlicher Pflichten lassen uns selbst diese Verwandlung in uns nur augenblicksweise flüchtig erfassen. Wir erstaunen gelegentlich, wie wesenlos uns Dinge geworden sind, denen wir ehemals so viel Wert beilegten, wie nahe uns andere berühren, die uns fern lagen. Viele von uns sind über das bloße Bewußtsein nie erlebter mächtiger Einflüsse auf ihr Inneres noch nicht hinaus, noch nicht zur wahren Besinnung gekommen. Und doch sollten wir uns die Ruhe gönnen, die kostbaren Früchte dieser großen Tage im eigenen Innern zu sammeln.

* * *

Die stärkste allgemeinste überwältigendste Erfahrung ist die Offenbarung des Volksbewußtseins in uns. Nein, wir sind keine Einzelmenschen trotz alles Individualismus, trotz aller trennenden Verfeinerung. Wir sind Volk. Gewiß, schon vor dieser Zeit wußten wir das. Es gab Augenblicke, in denen uns das Gemeinschaftsgefühl in tiefster Seele packte. Wir erinnern uns der Jahrhundertfeier des letzten Jahres. Wir Frauen denken an manche Höhepunkte unseres Kongresses von 1912. Aber die Jahrhundertfeier war Erinnerung, Symbol, Nacherlebnis einer fernen Wirklichkeit. Und unser Kongreß ließ uns nur im engeren Rahmen die Erhebung fühlen, die in der Einigung Tausender durch ein Ziel, ein großes Ideal liegt. Jetzt wissen wir, daß solches Einssein noch tiefer erschüttern kann.

Viele Male in den letzten Wochen hat uns der rauschende Flügel dieser ganz großen wunderbaren Einheitsstimmung gestreift. Wie aus einer Welt her, deren Macht uns im Alltagsleben des Friedens verschlossen blieb, hat diese Berührung unsere Seele getroffen und bis ins Innerste erschauern lassen. Kleine und große Eindrücke schlagen an diese eine Saite unseres Innern, und erfüllen uns mit einer großen Ergriffenheit jenseits von Schmerz und Glück. Die Eisenbahnzüge, aus

Digitized by Google

deren Fenstern unsere jungen Soldaten die Mützen schwenken, — ein Gruß an Vergangenheit und Zukunft, an zu Hause und draußen zugleich — der kleine Dreijährige mit seinem Fähnchen über der Schulter, der an der Hand der Mutter die Stadtbahntreppe hinaufklettert und dazu kräht: „Fest steht und treu" — — die Frau des ostpreußischen Gutsbesitzers, die Hosen und Schmierstiefel des Mannes anzieht und auf dem letzten nichtmilitärpflichtigen Pferd hinausreitet, um mit den Kindern die Ernte zu beschaffen, — in welchen Gestalten auch immer der große Wille erscheint, der bis zur letzten lebendigen Seele alle umfaßt, jede dieser Gestalten stärkt in uns das Bewußtsein: heute sind wir nicht einzelne, heute sind wir nur Volk, nur Einheit des Blutes und Stammes, der Gesinnung und der Kultur. Und keiner, aus dem die stählerne Zeit den schlummernden Funken des Volksbewußtseins schlug, wird diese Erfahrung je vergessen können. Die kommende Epoche wird und muß von ihr beherrscht sein in allem, was sie für den inneren Ausbau unseres Volkes dann zu leisten haben wird. Für Kultur und Sozialpolitik, für Wirtschaft und Staat werden wir neue Maßstäbe aus unseren jetzigen Erlebnissen mitbringen.

* * *

Noch eine Frucht wird diese Zeit tragen: die Gleichgültigkeit der Bildungsschicht gegenüber dem politischen Leben wird sie besiegt haben. Die Tausende, die heute jeder Nachricht von draußen mit unablässiger Spannung entgegenharren, können sie je wieder ganz in die Interessen ihres Berufes und ihres Privatlebens zurücksinken? muß nicht jede Stunde der Erwartung und Erfüllung, der Hoffnung und des Bangens, des Jubels oder Schmerzes, muß nicht jedes Opfer und jede kostbare Erinnerung dieser Zeit Glied in einer Kette werden, die alle unlöslich an das Ganze bindet? Wir wissen jetzt alle, daß das Mitleben der großen gemeinsamen Dinge auch dem höchststehenden und verfeinertsten Menschen nicht ein Verzicht auf persönliche Daseinsfülle, sondern Steigerung und Erhöhung ist. Zwischen Kultur und Politik ist in ein paar Wochen die Brücke geschlagen, an der viele Jahre hindurch wenige vergeblich gebaut haben. Wird künftig ein „Geistiger" noch mit voller innerer Ruhe die Gestaltung des Staates als häßliche und grobe Arbeit abweisen können? Wird nicht in dem Schein, der von dieser Zeit her in künftige Jahrzehnte hinausfällt, eine solche, dem Ganzen mit Geringschätzung abgewandte Kulturstimmung verpönt sein? Wir denken an Aussprüche, die in den letzten Jahren auf den Höhen unserer Geistigkeit gefallen sind: daß es nur noch die hoffnungslose Masse gäbe, daß der Begriff des Volkes eine Illusion sei. Fällt diese Behauptung nicht zu Boden vor dem letzten der feldgrauen Burschen oder Männer, die — immer noch todesmutig, nachdem sie schon das Grauen der Schlacht kannten, immer noch kampfesfreudig, nicht Masse, sondern lebendige Träger des gemeinsamen Willens, vor den Feind gehen? Kann der Kulturrichter am Schreibtisch sein bißchen geistige Überlegenheit zwischen sich und dem Mann, der für ihn und seine Sicherheit sterben muß, noch als unübersteigliche Schranke fühlen?

* * *

Der große düstere Grundmaßstab der Todesbereitschaft verändert alles. Es geht um Sein und Nichtsein. Unser Volk zahlt mit einer Einmütigkeit sondergleichen den höchsten Preis für sein höchstes Gut — seine Macht und Ehre als

Digitized by Google

Staat. Was dem Einzelnen sonst teuer ist, was unser Leben reich und wertvoll macht, woran unser Herz und, wie wir meinen, unser Glück hängt — es ist alles nicht so groß und kostbar wie dieses unser gemeinsames Eigentum und Erbe: unser im Staat verkörpertes Volkstum. Für kein Lebensgut wird so unbedingt, so selbstverständlich, aus so allgemein gefühlter Notwendigkeit heraus das Leben eingesetzt. Die große Alternative: siegen oder sterben, Größe des Vaterlandes oder Tod, hebt auf einmal die Nation hoch über alle anderen Schätze des Lebens, macht sie zum Gut der Güter. Jeder einzelne, der begnadet ist, für dies Höchste zu kämpfen und zu opfern, fühlt sein Dasein auf eine nie erlebte Art geadelt und erhoben. Das Bewußtsein dieser Weihe ist irgendwie noch in der letzten, dumpfesten Seele derer lebendig, die hinausziehen. Darin liegt die Schwungkraft, die unerhört starke Stimmung unserer Heere.

* * *

Diese Stimmung hat alle Erwartungen überholt. Es war eigentlich Sitte, von unserem Geschlecht als dem verfaulten, angekränkelten zu sprechen. Es schien unvermeidlich, daß der Verfeinerung und äußeren Erhöhung unseres Lebenszuschnitts Schwächlichkeit und Verweichlichung entsprach. Wie haben teutsche Männer über Verfall und Entartung der deutschen Kraft gewettert! Und nun zeigt sich eine seelische und körperliche Widerstandsfähigkeit ohne gleichen. Wie viele, die in Friedenszeiten das Gegenteil von militaristisch waren, denen säbelklirrende Kraftmeierei fern lag, sind nun, da aus Pose und Programm einfacher schlichter Ernst wurde, die spannkräftigsten, freudigsten Soldaten geworden. Wie in der jüngsten Jugend, bei Wandervögeln und Freischärlern, aus der entwickelten Geistigkeit heraus eine neue, trainierte körperliche Spannkraft entstanden ist, so zeigen auch die älteren Jahrgänge eine ebenso unerwartete wie bewundernswerte Fähigkeit und Lust zu Strapaze, körperlicher Anspannung und Gefahr. Wahrhaftig, die Kühnheit, der physische Mut hat durch die Intellektualisierung nicht gelitten — im Gegenteil: die Selbstbeherrschung ist gewachsen. Der Gehirnmensch ist keineswegs der körperlich widerstandslosere, der Schwächling.

Und so wie die Waffenfreudigkeit — nicht die prahlende und lärmende des Friedens, sondern die ernste, sachliche des fordernden Augenblicks — nicht gelitten hat unter den geistigen Einflüssen der modernen Kultur, so hat auch die sittliche Kraft unserer Zeit sich der Probe gewachsen gezeigt. Gewiß — das Höchste ist von dieser sittlichen Kraft noch nicht verlangt — das Ausharren dann, wenn der emporreißende Schwung der ersten großen Stimmung versagt, das Ausharren, wenn die Pausen zwischen den Siegesbotschaften sich dehnen und die unpathetischen lähmenden sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu Hause wachsen. Aber wir wissen, — wir fühlen es unmittelbar, daß dieses große Bewußtsein des Zusammenstehens gegenüber der Forderung des Augenblicks nicht zu zerbrechen sein wird durch die ungezählten Menschlichkeiten, die aus jedes Einzelnen kleinen Nöten und Sorgen hervorkriechen. Die sittliche Kraft unseres Volkes wird standhalten.

Ist es nicht etwas ganz Großes, daß wir das sagen dürfen? Die Kraft einer einheitlichen religiösen Weltanschauung fehlt unserer Zeit, ja es fehlt ihr — was die Generation von 1813 besaß — sogar die zwingende, unbezweifelte Macht einer Philosophie. Man hat von dem Materialismus, der Glaubenslosigkeit, der

Digitized by Google

Skepsis, der geistigen Zerfaserung unseres Geschlechts gesprochen und gemeint, diese Zweifelsucht, diese Hundertfältigkeit der Überzeugungen müsse auf den Willen wirken, auch ihn zersplissen, schwach und temperamentlos machen. Man hat die Glücksucht und den Mangel an asketischer Straffheit, an Jenseitigkeit der Lebensideale getadelt und gemeint, alles das müsse die Opferwilligkeit lähmen. Alle diese Prophezeiungen hat der Geist der Massen Lügen gestraft. Und die geistige Unruhe, die kritische Stimmung unseres Geschlechts hat sich so offenbart, wie volksgläubigere Menschen sie stets sahen: als Aufrichtigkeit, Suchen nach Wahrheit, als gesteigertes geistiges Wachsein und ein verfeinertes Bedürfnis zur Selbständigkeit, als Sehnsucht nach einem Einklang zwischen Denken und Tun. Wenn unsere Zeit, mit dem Begriff Goethes und Carlyles, keine „Glaubensepoche" war, in dem Sinne, daß sie ein großes starkes einigendes Bekenntnis für die Werte gefunden hätte, nach denen sie sich instinktiv richtet, so war das nur ein Ausdruck der intellektuellen Schwierigkeiten, nicht der Schwäche der seelischen Kräfte. Das Wort, das Bekenntnis wollte sich nicht finden, aber eine Weltanschauung war da; in Fleisch und Blut lebten geheime Grundsätze, deren Aufrichtigkeit und Kraft sich nun zeigt. Die geistige Zerrissenheit unserer Zeit war nicht Schwäche und Zerstörungssucht. Sie war der Ausdruck des Mutes, der um seinen Glauben zu ringen wagt.

* * *

Aber es ist richtig: schwerste Proben stehen uns noch bevor. Wenn von der Bergeslast dieses Krieges das Wort gilt: Leicht zu heben, schwer zu tragen, so gilt es von der moralischen vielleicht am meisten.

Es war leicht, im ersten feurigen Augenblick zusammenzustehen zu geschlossener Arbeit — es ist schwerer, diese Geschlossenheit durch Tage und Wochen und Monate über alle Reibungsmöglichkeiten einer improvisierten Organisation durchzuhalten. Es war leicht, im Augenblick des ersten großen Entschlusses zum bedingungslosen Dienst alle persönlichen Wünsche, Eitelkeiten usw. zurückzudrängen; es ist schwerer, diese selbstverständliche Großherzigkeit zu bewahren durch die notwendigen Ernüchterungen einer mühsamen Arbeit. Erst im Ausharren kann der letzte vollgültige Beweis der Kraft liegen, die wir einsetzen. Nicht auf die Himmelhöhe des ersten Aufflammens, sondern auf die nachhaltige ruhige Stetigkeit durch alle Stimmungsschwankungen sorgenvoller Wochen hindurch wird es ankommen.

Auch in anderer Hinsicht noch gilt es Gleichgewicht zu bewahren: in der inneren Haltung zu unseren Feinden. Wir dürfen nicht vergessen, daß nach dem Krieg eine Zeit neuen Austauschs, neuen Zusammenwirkens der europäischen Nationen kommen wird. Wir dürfen als Deutsche nicht vergessen, daß der Preis, um den die europäischen Völker in diesem Kriege ringen, die Kulturführung in Europa ist. Wenn wir sie für unser Volk erkämpfen wollen, so dürfen wir uns nicht die inneren Möglichkeiten dazu verschließen durch eine leidenschaftliche, haßerfüllte Abkehr von der Kulturkraft anderer Völker. Wenn der Krieg für uns gut ausgeht, werden ihm friedliche Neueroberungen für unsern Handel, unsere Industrie, unsere gesamte Kultur folgen müssen. Diese Eroberungen wird nicht ein enger Chauvinismus machen, sondern der in sich selbst sichere deutsche Geist, der eben deshalb die Kulturform fremder Völker ruhig zu schätzen vermag. Das sind Überlegungen, die heute noch schwer ihren Platz finden in einem Herzen, das voll

Digitized by Google

leidenschaftlicher Empfindungen für unser von Feinden umstarrtes Vaterland ist. Und doch — je größer wir die nationale Bedeutung dieses Krieges fassen, um so zwingender werden sie. Unsere Zukunft kann nicht sein: Abschließung, sondern Einfluß und Führung. Auf den Straßen, die unsere Heere bahnen, sollen nachher alle friedlichen Kulturmächte einhergehen. Das dürfen wir nicht vergessen.

Der Schutz der Volksgesundheit in der gegenwärtigen Kriegszeit.

Von

Dr. med. Agnes Bluhm.

Nachdruck verboten.

Draußen im Felde sinken Tausende unserer kraftvollsten Volksgenossen vorzeitig ins Grab. Wir wollen nicht klagen, auch wenn es unsere Allernächsten sind, denn im Kampfe um Deutschlands Existenz ist kein Opfer zu groß. Wohl aber erwächst angesichts solcher schweren Verluste jedem einzelnen von uns die Pflicht, nach seinem Vermögen beizutragen zur Vermeidung unnötiger Opfer an Leben und Gesundheit daheim.

Wenn wir in alten Kirchengebeten lesen, „Bewahre uns, Herr, vor Krieg, Hunger und Pestilenz," so war das gleichbedeutend mit „Bewahre uns vor dem Krieg und seinen Folgen"; denn Hunger und Pestilenz d. h. Seuchen waren in früheren Jahrhunderten untrennbare Begleiterscheinungen des Krieges. Das ist im Laufe der Zeit anders geworden. Jeder Kulturstaat ist heute durch so zahlreiche Verkehrswege mit einer Reihe anderer Staaten verbunden, daß nur bei ganz besonders ungünstiger Konstellation (wie sie gegenwärtig von unseren Feinden uns gegenüber angestrebt, aber nicht erreicht wurde) ein völliges Abgeschnittensein von Nahrungsmittelzufuhr eintreten kann. Solange es aber dem Lande nicht an Lebensmitteln fehlt, werden diese auch dem Volke, selbst wenn es erwerblos geworden ist, nicht fehlen. Dafür sorgt heute das im Vergleich zu früheren Zeiten außerordentlich stark entwickelte soziale Gewissen. Wirkliche Hungersnot dürfte heutzutage im Kriege nur in monatelang belagerten Städten sich geltend machen können. Und da wir dank der Geschicklichkeit unserer Heerführer und der unvergleichlichen Tapferkeit unserer Truppen den Krieg hoffentlich sehr bald nur noch in Feindesland führen werden, so ist auch diese Gefahr für uns belanglos. Die Verlegung des Kriegsschauplatzes bedeutet auch eine große Verminderung der Seuchengefahr; denn es sind eigentlich nur die feindlichen Truppen, die wir in dieser Hinsicht zu fürchten haben. Der Gesundheitszustand in unserem eigenen Heere ist ein ausgezeichneter; die Sterblichkeit in unserer Armee ist nicht unerheblich geringer als diejenige der gleichen Altersklassen der männlichen Zivilbevölkerung. Die Zeit liegt nicht allzu weit zurück, in welcher innerhalb der Heere die Verluste durch Krankheit diejenigen durch die Waffen weit überstiegen. Noch im Krimkriege verhielten sich die ersteren

Digitized by Google

zu den letzteren wie 3,7 : 1. Einen großen Fortschritt bedeutete es, als 1866 auf preußischer Seite das in Rede stehende Verhältnis 1,44 : 1 wurde; aber geradezu ein Novum in der Kriegsgeschichte war es, daß 1870/71 im deutschen Heere die Krankheiten nur halb so viel Opfer forderten als die Verwundungen. Von je 1000 Mann kamen rund 18 durch erstere, 35 durch letztere ums Leben. Die tödlichen Krankheiten waren in der überwiegenden Mehrzahl (88—89 %) Infektions- d. h. ansteckende Krankheiten, Seuchen. Nun sind seit 1870 auf keinem Gebiete der Medizin so große Fortschritte zu verzeichnen wie auf dem der ansteckenden Krankheiten,[1]) sowohl was deren Erkennung als ihre Bekämpfung betrifft. Außerdem hat die oberste Leitung unseres Militärsanitätswesens im gegenwärtigen Kriege in weitestem Umfange Vorsorge getroffen; daß Seuchen in unserem Heere nicht um sich greifen können. Unseren bakteriologisch durchaus gut geschulten Militärärzten stehen namhafte Hygieniker von Fach beratend zur Seite. Tragbare bakteriologische Laboratorien sorgen dafür, daß die technischen Hilfsmittel zur sicheren Feststellung der betreffenden Krankheiten überall zur Stelle sind, und die Einrichtung der Lazarette ermöglicht die sofortige strenge Isolierung der Kranken und Verdächtigen. Im Lande arbeiten die Sanitätsbehörden mit mindestens der gleichen Wachsamkeit wie in Friedenszeiten weiter. Hier wie dort wird der wichtigen Erkenntnis der Neuzeit Rechnung getragen, daß Personen in der Umgebung eines Kranken häufig die betreffenden Krankheitskeime in sich aufnehmen, ohne selbst zu erkranken, dieselben aber auf andere übertragen, denen sie dann verhängnisvoll werden können. Diese sogenannten Bazillenträger kann man nun auf Grund bakteriologischer Untersuchung herausfinden und durch vorübergehende Isolierung beziehungsweise Behandlung unschädlich machen.

So sehen wir, daß bei näherer Betrachtung die Gefahr, infolge des Krieges verseucht zu werden, für unser Vaterland auf ein Minimum zusammenschrumpft, und daß die „Bazillenfurcht" heute ebensowenig am Platze ist wie sonst.

Immerhin kann nicht geleugnet werden, daß auch im gegenwärtigen Feldzuge, namentlich durch die enorme Zahl von Gefangenen, die ins Land strömen, und zum Teil verseuchten Gegenden entstammen, der Ausbruch von Epidemien begünstigt wird. Jede an einer Seuche erkrankte Person vermehrt aber wiederum die Möglichkeit weiterer Ausbreitung der Krankheit. Somit ist es Pflicht eines jeden, Erkrankung zu vermeiden, nicht durch Überängstlichkeit, sondern durch verständiges Verhalten. Es seien mir deshalb einige Bemerkungen über diejenigen Seuchen gestattet, deren Einschleppung für uns schlimmstenfalles in Betracht kommen könnte.

Von Frankreich her könnte uns vor allem Unterleibstyphus (gewöhnlich kurzweg Typhus genannt) hereingebracht werden, da dieser in den östlichen Teilen des Landes endemisch d. h. lokal einheimisch ist. Verringert wird die Gefahr dadurch, daß die französischen Soldaten (ebenso wie die deutschen) einer Schutzimpfung gegen Typhus unterzogen werden. Größere Gefahr droht von Rußland, wo Cholera, Pocken, Pest und Flecktyphus niemals ganz erlöschen. Außer gegen Typhus sind unsere Truppen auch gegen Cholera geimpft und gegen Pocken, für die bekanntlich Impfzwang besteht, wiedergeimpft. Es wird immer wieder von Zeit zu Zeit von

[1]) Die dem Laien am meisten imponierenden Fortschritte der Chirurgie beruhen letzten Endes auf der Möglichkeit der Vermeidung der Wundinfektion.

Digitized by Google

uneinsichtigen Leuten unter falschen Voraussetzungen und Vorspiegelungen gegen die Pockenschutzimpfung (Vaccination) agitiert. Schon die eine Tatsache, daß unter der Herrschaft des Impfzwanges die überwältigende Mehrzahl der deutschen Mediziner niemals mehr einen Pockenkranken von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommen hat, sollte diese Leute stutzig machen. Uns älteren Ärztinnen, die wir unser Studium in der Schweiz absolviert haben, ist dort durch verschiedene Epidemien ad oculos demonstriert worden, welches Unheil die durch mißverstandenen Liberalismus bewirkte Aufhebung jenes Zwanges anzurichten vermag. Den lehrreichsten Beitrag zur Frage der Vaccination hat aber der Krieg 1870/71 geliefert. Es starben damals an Pocken (Blattern) von den nichtgeimpften französischen Soldaten 23 469, von den geimpften bzw. wiedergeimpften deutschen Truppen aber nur 261 (!).[1]) Die damals im Anschluß an den Krieg bei uns ausgebrochene schwere Epidemie — Impfzwang besteht erst seit 1874 — hat allein in Preußen in den Jahren 1871—73 133 878 Menschenleben vernichtet, das ist ein mehr als dreimal so großes Opfer als der Krieg selbst gefordert hat. Im Heere starben während dieser Epidemie nur 51 Mann. Nun erscheint es heute dank des reichsgesetzlichen Zwanges zur Impfung im frühen Kindesalter und zur Wiederimpfung im 12. Lebensjahre und dank der sonstigen großen sozial-hygienischen Fortschritte der letzten Dezennien völlig ausgeschlossen, daß es wieder zu einer solchen Ausbreitung der Seuche kommen könnte, falls russische Soldaten (französische kommen heute dafür viel weniger in Betracht) dieselbe bei uns einschleppen sollten. Trotzdem empfiehlt es sich, da die Impfung keinen lebenslänglichen Schutz gewährt, daß diejenigen, die vor mehr als 10 Jahren zuletzt geimpft wurden und in Orten leben, in denen Kriegsgefangene längere Zeit verweilen, sich einer Wiederimpfung unterziehen. Dringend geboten ist letztere für alle, deren Kriegshilfeleistungen sie mit gefangenen Soldaten in direkte Berührung bringen. Die Impftechnik ist im Laufe der Jahre so vervollkommnet worden, daß von einer Gefahr (Übertragung von Krankheiten) nicht mehr die Rede sein kann.

Über den Wert der Typhus- und Cholera-Schutzimpfung sind die Meinungen noch geteilt. Für uns Daheimbleibende kommen sie kaum in Frage, da wir uns auch auf andere Weise vor diesen Seuchen schützen können. Bezüglich des Typhus ist es wichtig zu wissen: 1. daß seine Verbreitung sehr häufig durch mit Typhusbazillen verunreinigtes Trinkwasser bewirkt wird (Schüler stellte fest, daß in 70 % von 650 in den letzten Jahren beschriebenen Epidemien verunreinigtes Wasser den Ausgangspunkt bildete); 2. daß der Typhus eine Darmkrankheit ist und daß der Darminhalt Typhöser das gefährlichste Ansteckungsmaterial bildet. Es kommt hinzu, daß infolge des Charakters der Krankheit die Umgebung des Kranken viel mehr Gefahr läuft, mit dem Darminhalt des letzteren in Berührung zu kommen, als bei anderen Infektionskrankheiten. Aus Punkt 1 ist nun nicht etwa zu folgern, daß die Erkrankungsgefahr am besten vermieden wird durch Enthaltsamkeit vom Wassergenuß oder gar durch Ersatz des Wassers durch alkoholische Getränke. Wo eine gute Trinkwasseranlage vorhanden ist, z. B. in Berlin, ist die Infektionsmöglichkeit durch Wassertrinken fast gleich Null. Und was den Alkohol anbelangt, so ist er zwar ein Bakteriengift, aber sein Genuß bewirkt leicht Magenkatarrhe, welche die natürliche Schutzkraft des Magens gegen krankheitserregende Bakterien

[1]) Nach Kirchner 278.

Digitized by Google

vermindern. Ist kein einwandfreies Wasser zu haben, so koche man bei Typhusgefahr das Trink- und Mundwasser ab und versetze ersteres des Geschmackes wegen ab und zu (nicht ständig) mit Fruchtsäuren oder ein paar Tropfen verdünnter Salzsäure. Wegen der Verwendung auch menschlicher Abfallstoffe zum Düngen tut man gut, rohe Gemüse (Salat, Radieschen, Gurken) und rohes Obst zu vermeiden. Der Infektionsgefahr durch den Darminhalt des Kranken entgeht man am besten durch peinlichste Reinlichkeit, die sich auf den Kranken selbst, sämtliche ihn umgebende Gegenstände und die eigene Person zu erstrecken hat. Selbstverständlich ist die Isolierung des Kranken. Die Entscheidung, ob sie im Hause möglich oder die Überführung in ein Kraukenhaus geboten ist, steht dem behandelnden Arzt zu, ebenso die Instruktion der Pflegerin. Hier sei nur streng davor gewarnt, Mahlzeiten im Krankenzimmer einzunehmen und daran erinnert, daß man sich vor jeder Mahlzeit, sei sie noch so klein, mit Seife und Bürste die Hände zu reinigeu hat. Ferner sei darauf hingewiesen, daß die sogenannte Inkubationszeit (Brutzeit) des Typhus 3 bis 4 Wochen dauert, d. h. daß vom Moment der erfolgten Ansteckung bis zum deutlich erkennbaren Ausbruch der Krankheit 3 bis 4 Wochen vergehen, daß somit anscheinend gesunde Menschen Krankheitserreger in ihrem Körper beherbergen und ausscheiden können.

Wie der Typhus so ist auch die asiatische Cholera eine Darmkrankheit; wie er wird auch sie durch einen spezifischen Bazillus (den von Robert Koch 1884 entdeckten sogenannten Kommabazillus), der unter bestimmten engen Bedingungen im Wasser zu leben imstande ist, verursacht. Es gelten deshalb für sie die gleichen Vorsichtsmaßregeln wie für jenen, nur wegen der Vehemenz ihres Auftretens und Verlaufes in noch viel verschärfterem Maße. Da der normale Magensaft Cholerabazillen unschädlich zu machen imstande ist, so ist bei Choleraepidemien der Hauptnachdruck auf Vermeidung von Magenkatarrhen zu legen. Eis und sehr kalte Getränke sind streng verboten. Obst und Gemüse dürfen niemals roh genossen werden, da sie mit Bazillen behaftet sein können und außerdem in rohem Zustande leichter Magenstörungen verursachen. Das Wasser muß selbstverständlich abgekocht werden. Cholerakranke gehören absolut ins Krankenhaus, falls sie noch transportfähig sind. Die gegenwärtige Gefahr einer Choleraeinschleppung ist außerordentlich herabgemindert dadurch, daß die Inkubationszeit der Cholera im Gegensatz zum Typhus eine sehr kurze (wenige Stunden bis Tage) ist. Da die Krankheitssymptome der Infektion sehr schnell folgen, so ist es möglich, die Kranken schon im Kriegslazarett streng abzusondern und der Verbreitung der Krankheit einen Riegel vorzuschieben.

Eigentlich nur den Namen hat mit dem Typhus der sogenannte Flecktyphus gemein. Er galt als Kriegsseuche vor allen andern und führte deshalb früher auch den Namen „Kriegstyphus" oder „Lazarettyphus". 1812 brachte uns die aus Rußland zurückflutende Napoleonische Armee eine schwere Durchseuchung, der eine längere Periode anscheinender Immunität (Unempfänglichkeit für Ansteckung) folgte, bis in den vierziger Jahren in Oberschlesien in zirka 6 Monaten von einer Million Menschen 70 000 an Flecktyphus erkrankten und 16 000 starben und später auch in Ostpreußen Epidemien auftraten. Hier waren es wesentlich die elenden Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse, welche der Verbreitung der Seuche, die, weil sie durch wirtschaftliche Not erheblich begünstigt wird, auch mit dem Namen „Hungertyphus" belegt wurde, Vorschub leisteten. Im Krimkriege, wo der Fleck-

Digitized by Google

typhus eine verheerende Rolle spielte, gab er bekanntlich Veranlassung zu den Reformen des Lazarettwesens durch Florence Nightingale, deren Erfolge sich unmittelbar durch eine enorme Abnahme der betreffenden Todesfälle im englischen Heere zeigten. 1870/71 ist die Seuche nicht aufgetreten, wohl aber wiederum im Russisch-Türkischen Kriege, wo in der Donauarmee zirka 32 000 Menschen = 5,5 % der Iststärke daran erkrankten und 17 vom Hundert der Erkrankten starben. Auch heute noch ist Rußland für uns der Importeur von Flecktyphusfällen, die aber infolge der Umsicht und Energie unserer Sanitätspolizei stets vereinzelt geblieben sind. Der eigentliche Erreger der Krankheit ist zurzeit noch völlig unbekannt. Man weiß nur, daß sie außerordentlich ansteckend von Mensch zu Mensch ist. Vielleicht spielen auch Insekten eine Vermittlerrolle; sicherlich tun dies alle mit dem Kranken in Berührung gekommenen Gegenstände. Nur strengste Absonderung des Kranken und eingreifende Desinfektion nicht nur des Zimmers, in dem er gelegen, sondern am besten der ganzen Wohnung, eventuell des ganzen Hauses kann dem Umsichgreifen der Krankheit vorbeugen.

Die schlimmste Seuche, deren eventuelle Abwehr heute ins Auge gefaßt werden muß, ist die Pest — nicht nur wegen ihrer außerordentlichen Ansteckungsfähigkeit, sondern auch, weil wir ihr, was ärztliche Behandlung anbetrifft, so gut wie machtlos gegenüberstehen, trotzdem wir ihren Erreger kennen. Glücklicherweise ist ihre Inkubationszeit ebenso wie die der Cholera nur eine sehr kurze, so daß, falls sie etwa im Felde auftauchen sollte, der Einzelfall sofort abgesondert und eine Verschleppung ins Land hinein vermieden werden kann. In den letzten Jahren sind wiederholt Schiffe mit Pestkranken nach Europa gekommen, in unseren Häfen treffen jährlich mehrmals Schiffe mit Pestratten an Bord aus überseeischen Häfen ein. Immer ist es unseren Behörden gelungen, der Seuche den Eintritt zu verwehren. Wir dürfen deshalb die Zuversicht haben, daß dies auch unserem äußerst wachsamen Sanitätskorps im Felde gelingen wird.

Soviel über die einzelnen Kriegsseuchen.

Nun höre ich manchen Leser einwenden: „Um mich vor Typhus, Cholera usw. zu schützen, muß ich doch vor allen Dingen wissen, welche Symptome die Krankheit macht.“ Ich habe es absichtlich vermieden, die verschiedenen Krankheitsbilder zu schildern, da es unmöglich ist, den Laien auf engem Raum so zu belehren, daß er zu einer sicheren Erkenntnis der einzelnen Infektionskrankheiten befähigt würde. Ist doch selbst der Arzt, z. B. beim Typhus, in den ersten Tagen häufig nicht imstande, eine bestimmte Diagnose zu stellen. Andererseits aber erzeugt medizinisches Halbwissen nur zu oft Überängstlichkeit und Hypochondrie, die wir gerade in jetziger Zeit absolut nicht gebrauchen können, und die nach einem alten Volksglauben sogar einer Erkrankung Vorschub leisten. Es genügt für den Laien zu wissen, daß alle Seuchen mit Fieber einsetzen und daß man bei fieberhaften Krankheiten den Arzt holen soll. Da dank unserer sozialen Gesetzgebung weitesten Kreisen unentgeltliche ärztliche Hilfe zur Verfügung steht, und da im großen ganzen nichts weniger als Scheu besteht, diese Hilfe in großem Umfang in Anspruch zu nehmen, so ist eine gute Gewähr für die schnelle Erkennung einer Seuche und durch die ärztliche Anzeigepflicht und die gesetzlich vorgesehene Zwangsabsonderung auch eine solche für deren Eindämmung gegeben. Immerhin gibt es unter dem ärmsten, geistig tiefstehenden Teil der Bevölkerung, dessen schlechte und schlechtgehaltene Wohnungen

Digitized by Google

gerade die Hauptseuchenherde darstellen, eine Reihe von Personen, die gegenüber Erkrankungen ihrer Umgebung einen erschreckenden Stumpfsinn an den Tag legen, und denen das Verständnis für Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht vollkommen abgeht. Hier kann die Wohnungsinspektion, die in Kriegszeiten nicht erst in dem Moment, wo Epidemien Platz gegriffen haben, sondern schon vorher weiter ausgebaut werden sollte, erfolgreich eingreifen, indem sie, den Bureaukratismus über Bord werfend, für schleunige Herbeiholung eines Arztes sorgt und die Anzeige bei der Polizei eventuell persönlich übernimmt. Die Wohnungsinspektoren könnten in der Symptomatologie der Seuchen soweit unterrichtet werden, daß sie imstande wären, zu beurteilen, ob es sich mit Wahrscheinlichkeit um eine Infektionskrankheit handelt oder nicht, wobei selbstverständlich nicht nur die erwähnten Kriegsseuchen, sondern sämtliche epidemische Krankheiten in Betracht kämen.

Damit komme ich zu einer weiteren Gesundheitsbedrohung in gegenwärtiger Zeit. Das Verbot von öffentlichen Versammlungen, Volksfesten u. dgl. während eines Feldzuges ist eine alte Gepflogenheit, die ihre sehr guten hygienischen Gründe hatte. Da man der Einschleppung von Krankheitskeimen ziemlich machtlos gegenüberstand, da zudem die Volksernährung sich in Kriegszeiten erheblich verschlechterte und die Menschen dadurch empfänglicher für und weniger widerstandsfähig gegen Erkrankung wurden, so wollte man wenigstens die Gelegenheit zur Ansteckung nach Möglichkeit eindämmen. Heute liegt, solange keine Epidemien auftreten, keine sanitäre Notwendigkeit zu solchen Verboten vor. Wohl aber müssen wir ins Auge fassen, daß wir durch die soziale Hilfstätigkeit, die wir heute ausüben, durch Sammlung der arbeitslosen Frauen in Näh- und Strickstuben, durch Volksspeisungen, durch Vermehrung der Kinderhorte usw. die Entstehung von Epidemien jeder Art und die Verbreitung chronischer Infektionskrankheiten z. B. Tuberkulose begünstigen, und daß Vorsichtsmaßregeln anzuwenden sind, um nicht die Wohltat zur Plage werden zu lassen. Die größte Gefahr besteht in dieser Beziehung für das kindliche Alter, und zwar ist dieselbe um so größer, je jünger die Kinder sind. Mit Recht hat der Vorstand der Gesellschaft für Kinderheilkunde in Berlin darauf hingewiesen, daß die Hilfsbestrebungen in erster Linie darauf zu richten sind, es den Müttern durch materielle Unterstützung zu ermöglichen, die Kinder unter eigener Obhut zu behalten. Nur soweit dies unausführbar ist, dürfen die letzteren in Krippen und Horten vereinigt werden. Diese Krippen und Horte sind unter ärztliche Aufsicht zu stellen. Der Vorstand der genannten Gesellschaft hat sich bereit erklärt, bei ihrer Einrichtung und Überwachung beratend mitzuwirken.[1]) Ich möchte noch hinzufügen, daß es unter keinen Umständen zulässig ist, Mütter durch wohlgemeinte Verschaffung außerhäuslichen Verdienstes derart von ihren Säuglingen zu trennen, daß sie dieselben nicht ausgiebig stillen können. (Ein Stillen vor der Abgabe in die Krippe am Morgen und nach der Abholung am Abend genügt nicht.) Ich erinnere an das starke Absinken der Kindersterblichkeit 1870/71 in Paris trotz schlechter Ernährung und sonstiger ungünstiger gesundheitlicher Verhältnisse während der Belagerung, lediglich durch die Zunahme des Selbstnährens, zu welchem letztere die Mütter zwang, und an das gleiche Phänomen während der großen Baumwollkrisis Anfang

[1]) Anfragen sind an Professor Erich Müller, Bayreuther Straße 5, zu richten.

Digitized by Google

der 60er Jahre in Manchester, wo tatsächlich Hungersnot herrschte.[1]) Wer Kinder in seinem Privathause zu Mahlzeiten, Arbeit oder Spiel versammelt, sei sich bewußt, welche hygienische Verpflichtung er damit auf sich nimmt. Er beobachte die Kinder gut, besonders in bezug auf erhöhte Temperatur (heiße Hände und Kopf), auf Schluckbeschwerden (Diphtherie! Scharlach!) und auf Hautausschläge (Masern! Scharlach!) Die von ihnen benutzte Toilette ist, sobald in der Stadt Fälle von Typhus, Cholera oder Ruhr auftreten, täglich zu desinfizieren. Vor der Mahlzeit halte man die Kinder an, sich gründlich mit Seife uud Bürste die Hände zu reinigen. Das Eßgeschirr und die Bestecke sind mit heißer Sodalösung (20 Teile Soda auf 1 Liter Wasser) abzuwaschen bezw. abzubürsten. Dies sollte auch in den Volksspeiseanstalten streng durchgeführt werden; es ist hier notwendig vor allem im Interesse der Tuberkulosebekämpfung. Die Tuberkulose gehört gleichfalls zu den Krankheiten, denen in Kriegszeiten erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken ist; denn die Begleiterscheinungen des Krieges wie Arbeitslosigkeit, die wir ja auch direkt „Brotlosigkeit" nennen, das damit häufig verbundene schlechte Wohnen (überfüllte, schlecht gelüftete Räume), endlich die unvermeidlichen Gemütsbewegungen begünstigen die Entstehung und den ungünstigen Verlauf der Krankheit. Jeder einzelne vorgeschrittene Tuberkulosefall trägt aber wieder erheblich zur Weiterverbreitung des Leidens bei. Wir können unseren tapferen Kriegern ihren Opfermut nicht schlechter vergelten als dadurch, daß wir in ihrer Abwesenheit den Kampf gegen die Tuberkulose vernachlässigen. Denn eine große Anzahl von ihnen kommt, wenn auch mit heilen Gliedern, so doch durch die großen Strapazen wenigstens vorübergehend geschwächt heim. Solche Schwächungen der Konstitution leisten aber der Ansiedlung der Tuberkelbazillen Vorschub. Man verstopfe deshalb die Infektionsquellen so viel als möglich (am besten durch die freilich nicht leicht durchzuführende Hospitalisierung der unheilbaren Fälle) und verhüte die Entstehung neuer Quellen. Auch das Händewaschen vor dem Essen steht im Dienste der Tuberkulosebekämpfung. Es sollte bei den Volksspeisungen nicht nur Gelegenheit dazu gegeben werden, sondern ein gewisser Zwang dafür bestehen.

Was die Näh- und Strickstuben für brotlose Arbeiterinnen anbetrifft, so müssen dieselben gut zu lüften sein, eine leicht sauber zu haltende Abortanlage und gleichfalls Waschgelegenheit besitzen. Gerade dort, wo getragene Kleidungsstücke, die so häufig die Rolle des Krankheitsvermittlers spielen, geflickt, umgeändert usw. werden, sind die Arbeiterinnen anzuhalten, sich die Hände zu waschen, ehe sie ihr mitgebrachtes Butterbrot verzehren oder zum Mittagessen gehen. Seife und Bürste werden zweckmäßig an Ketten oder Bindfaden aufgehängt.

Es ist ein bekanntes Wort, daß man aus dem Seifenverbrauch eines Volkes dessen kulturelle Höhe erkennen kann. Wörtlich ist dieses Wort jedenfalls nicht zu nehmen. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika habe ich nicht selten einen geradezu verschwenderischen Verbrauch von Seife mit nicht allzu hoher sonstiger Kultur gepaart gesehen. Aber als Ausdruck für das Verständnis, das der Gesundheitspflege entgegengebracht wird, kann der Seifenkonsum allenfalls

[1]) Ohne mich damit denjenigen Autoren anzuschließen, die eine absolute Unabhängigkeit der Stilleistungen von der mütterlichen Ernährung behaupten.

Digitized by Google

gelten. Und wenn die Gegenwart jedem, auch dem Reichen (damit er um so mehr weggeben kann) Sparsamkeit zur Pflicht macht, an Seife dürfen wir nicht sparen. Das seinerzeit an die Vertreter des Tuberkulosekongresses gerichtete Kaiserwort: „Seife, meine Herren, Seife ist die Hauptsache" gilt cum grano salis nicht nur für den besonderen Fall, sondern im Kampfe gegen jede Seuche. Seife sparen und was damit zusammenhängt, Wäsche sparen d. h. sie nicht oft genug wechseln, ist das Schlimmste, was man bei Epidemien tun kann; denn in unsauberer Wäsche siedeln sich ebenso wie Insekten auch Bakterien gerne an.

Diese Bemerkung erinnert mich an eine Gefahr, die zu erwähnen ich nicht unterlassen möchte, da sie im Gegensatz zu den vorerwähnten Seuchen schon jetzt besteht. Wir haben eine große Anzahl von ostpreußischen Flüchtlingen bei uns aufgenommen, die teils in Massenquartieren, teils in kleineren Wohnungen, auch innerhalb von Familien untergebracht worden sind. Überall, wo sie sich aufhalten, gilt es Vorsicht in bezug auf die von ihnen benutzten Handtücher und Taschentücher zu üben. In Ostpreußen ist eine sehr bösartige Augenentzündung, die sogenannte Körnerkrankheit (Granulose), auch ägyptische Augenkrankheit genannt, einheimisch, die, wie Erfahrungen in Internaten, Kasernen usw. gelehrt haben, sehr häufig durch den gemeinsamen Gebrauch von Handtüchern verbreitet wird. Handelt es sich dabei auch eigentlich nur um die zum Abtrocknen des Gesichts bestimmten Tücher, so werden doch von nicht sehr kultivierten Leuten häufig Handtücher im wörtlichen Sinne, sowie als Taschentücher zum Abwischen der entzündeten Augen mißbraucht.

Kann man die oben skizzierten Maßnahmen in gewissem Sinne als negative bezeichnen, insofern sie lediglich der Abwehr von Schädlichkeiten dienen, so sei mir zum Schluß noch ein ganz kurzes Wort über eine mehr positive Förderung der Volksgesundheit in jetziger Zeit vergönnt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die erwähnte hygienische Fürsorge, wenn sie im Interesse eines kleinen Kreises vor dessen Augen getroffen wird, außer ihrem praktischen noch einen erziehlich-hygienischen Wert besitzt. Machen wir in Wahrheit aus der Not eine Tugend und benutzen wir die engeren persönlichen Beziehungen zu den erwerbstätigen Frauen, die unsere soziale Hilfstätigkeit zurzeit mit sich bringt, um eine möglichst große Zahl nicht nur zur Reinlichkeit, sondern auch zu einer gesundheitsförderlichen Wirtschaftsführung, von der die meisten von ihnen heute keine Ahnung haben, zu erziehen. Sammeln wir sie zu Belehrungs- und Unterhaltungsabenden und bringen wir ihnen außer der Überzeugung vom persönlichen Werte der Gesundheit auch diejenige von der sittlichen Pflicht, gesund zu sein, bei. Heraklit hat bekanntlich den Krieg den Vater aller Dinge genannt. Sorgen wir dafür, daß der gegenwärtige Krieg zum Erzeuger einer neuen Bewertung von Volkszahl und Volkskraft wird. Dann werden die Wunden, die er dem Vaterland schlägt, bald heilen.

Digitized by Google

Meine Erlebnisse in Rußland seit der Kriegserklärung.

Von

Emmy Beckmann.

Nachdruck verboten.

Ein Hoch auf die deutschen Kriegsberichte! Es läßt sich gar nicht sagen, mit welchem Entzücken man dem ruhigen, ernsten, fast nüchternen Ton dieser Berichte lauscht, wenn man drei Wochen lang russische Berichterstattung hat über sich ergehen lassen müssen mit den langen Lügengeschichten von dem unerhörten Kampfeseifer der eigenen und der verbündeten Truppen, dem überlegenen strategischen Genie, das sich hier und dort bewies; von der Unfähigkeit der deutschen Artillerie, bei welcher auf 200 Schüsse höchstens 2 Treffer kamen; von den Aufständen der deutschen Sozialdemokratie, die schon Attentate auf Kaiser und Kronprinz verübt hatten, von der Unwilligkeit, mit der die deutschen Soldaten kämpften: „Sie kämpfen unwillig, werfen die Waffen von sich und ergeben sich gern!", und endlich von den namenlosen Grausamkeiten, die die deutschen Truppen im Auftrag und auf Befehl des Kaisers und der kaiserlichen Prinzen täglich begingen. In einer der gelesensten russischen Zeitungen erschien vor etwa 14 Tagen das Bild eines Gorilla, unterschrieben: Kaiser Wilhelm II. an dem Tage, als er befahl, auf Frauen, Kinder und Greise zu schießen! Das alles breiteten die Zeitungen — auch die in den baltischen Provinzen in deutscher Sprache erscheinenden — täglich vor uns aus. Es ekelte uns, das zu lesen, wenn wir auch dem allen nicht den geringsten Glauben schenkten. Aber wenn nun Tag für Tag Meldungen kamen von dem stetigen Vorrücken der Russen, von den Mißerfolgen Österreichs in Serbien, von dem gemeinsamen Vorgehen der englischen und der französischen Armee, von dem unerwarteten tapferen Widerstand der Belgier, an dem der deutsche Plan zerbrach — so wurde das deutsche Herz trotz aller Vorsätze, nichts zu glauben von allen russischen Kriegsberichten, doch manchmal etwas bedrückt, wenn nicht verzagt. Kleine blitzartige Aufklärungen kamen allerdings für den kundigen Leser. Da hieß es plötzlich: die Truppen wurden aus strategischen Rücksichten zurückgeführt; oder man gab zu, daß die Einnahme von Mühlhausen nur von moralischer Bedeutung gewesen; oder man erzählte von einer neutralen Zone zwischen Frankreich und Deutschland, die die Franzosen zuerst besetzt, nun aber wieder verlassen hätten. Wohl glaubten wir den Meldungen nicht, aber es wurde doch ihnen gegenüber immer schwerer, die Siegeszuversicht zu behalten, die uns gleich nach der Kriegserklärung deutsche Reserveoffiziere eingeflößt hatten. Diese Zuversicht und der brennende Eifer dieser Männer, hinauszukommen und mitzutun, war das einzige, was wir von der größten Zeit, die Deutschland in Einigkeit und Kraft, Wahrhaftigkeit und Ernst eben durchlebte, erfuhren. Und diese Eifrigen, Zuversichtlichen und Mutigen sitzen nun in dumpfer Tatenlosigkeit, Verzweiflung im Herzen, im Innern Rußlands bis zum Ural hin!

Ich will erzählen, wie es uns und denen, die mit uns waren, erging. Ich verbrachte mit meiner Schwester die Sommerferien bei Freunden in Kurland. Am

Digitized by Google

Sonnabend und Sonntag, den 25. und 26. Juli, waren wir an den Rigaischen Strand gefahren. Die Badeorte waren alle überfüllt; besonders viele russische Offiziere waren gekommen, um an der russischen Olympiade teilzunehmen. Alles war ruhig und festlich heiter. Im Lauf der Woche kamen dann ernste Nachrichten über die politische Lage, aber gleich darauf die Meldung, daß der Frieden wohl erhalten bleiben würde. Da stand am Donnerstag plötzlich der Befehl der Mobilmachung der baltischen Provinzen in der Zeitung. Das bedeutete einen Krieg mit Deutschland! Sofort bestellten wir uns Plätze auf dem Riga—Lübecker Dampfer Sedina und rüsteten zur Reise. Als wir am Freitag nachmittag mit dem einzig noch zwischen Mitau und Riga verkehrenden Zuge in Riga ankamen, war die Stadt in großer Erregung. Überall sammelten sich Züge von Manifestanten, die, die Nationalhymne singend, durch die Straßen zogen, während alle Vorübergehenden das Haupt entblößten. Besonders am Denkmal Peters des Großen und nachts vorm Schlosse des Gouverneurs kam es zu lärmenden Demonstrationen für Serbien und England. Später spürte man nichts mehr von Kriegsbegeisterung, durchfahrende Truppen wurden kaum begrüßt. Die Begeisterung, die man in den ersten Tagen für das mörderische Serbien aufbrachte — und demgegenüber die Teilnahmlosigkeit, mit der man die Truppen ins Feld ziehen ließ, waren ein rechtes Beispiel von der Schamlosigkeit und Hohlheit der politischen Phrase. Wie übrigens die Stadt ausgesehen hätte, wenn die Regierung nicht die sehr weise Maßregel ergriffen, jeden Ausschank von Alkohol während der Mobilmachung zu verbieten, kann man sich vorstellen. — Nun, wir hofften, diesem ganzen Geschrei bald den Rücken zu wenden; nicht der leiseste Schatten eines Verdachts trübte unsere Freude auf die Heimat, als wir Sonnabend früh an Bord gingen. Der Dampfer lag neben dem Schwesterschiff, das am selben Tage nach Stettin fahren sollte. Beide waren voll von Deutschen, die vorsichtig schon jetzt Rußland verlassen wollten. Das deutsche Konsulat in Riga hatte noch am Mittwoch auf ängstliche Anfragen erklärt: es wäre gar kein Grund zur Besorgnis; wenn man sehr vorsichtig sein wolle, könne man den Sonnabend-Dampfer benutzen! Wir warteten also in guter Zuversicht auf die Abfahrt, die sich merkwürdig lange hinauszögerte. Um Mittag ging ein Gerücht, die Schiffe würden nicht fahren — aber niemand wollte es glauben. Da kam um 3 Uhr der Befehl: die Passagiere sollen sich Pässe und Reisegeld wiedergeben lassen, die Schiffe werden nicht fahren. Am Sonnabend also, am Tage vor der Kriegserklärung, hielt man deutsche Schiffe zurück, um sie am nächsten Tage zu konfiszieren! — Enttäuscht und niedergeschlagen gingen wir in unser deutsches Hotel zurück. In der Nacht kam die Kriegserklärung; die Frage wurde brennend: wie kommen wir heraus? Da hieß es schon am Sonntag morgen: dänische und schwedische Dampfer fahren in zwei Stunden. Wir eilten zum Hafen, bestürmten den Kapitän des schwedischen Schiffes Odin, uns mitzunehmen. Er erlaubte es, trotzdem er keine Kabine mehr frei hatte, unter der Bedingung, daß wir keinen Anspruch auf ein Bett machten. Neben der Odin lag ein größerer Däne nach Kopenhagen, der war schon dreifach überfüllt, so daß der Kapitän trotz stürmischer Bitten keinen Fahrgast mehr aufnehmen wollte. Wieder wurde unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt, den ganzen Sonntag und die folgende Nacht blieben beide Schiffe ruhig am Quai liegen. Als wir Montag morgen gegen 5 Uhr an Deck kamen, hatte eine ganze Schar von Passagieren, wie Ratten das sinkende Schiff, unsere gute

Digitized by Google

Odin verlassen, heimlich die Reling des dänischen Dampfers überklettert und gebärdeten sich dort, als gehörten sie dahin. Man raunte, Rußland hielte schwedische Schiffe fest, weil Schweden noch nicht seine Neutralität erklärt habe. Auch wir versuchten, auf dem Dänen unterzukommen, aber unmöglich! Eine ganze Reihe von Eindringlingen wurden im Gegenteil wieder von Bord geschickt. Nun eilten wir von Schiff zu Schiff, baten jeden Kapitän jedes Frachtdampfers, englische, dänische, norwegische — an unsern guten Neptunschiffen gingen wir vorüber — uns mitzunehmen; endlich erklärte sich ein äußerst freundlicher Kapitän des dänischen Frachtdampfers Holmblad bereit, zirka 30 bis 40 Fahrgäste nach Kopenhagen mitzunehmen. Ob er hinkommen würde? Niemand wußte, was unterwegs geschehen mochte: feindliche Kriegsschiffe, Minen drohten. Aber jubelnd empfingen wir die Erlaubnis mitzufahren. Der Kapitän zeigte uns unser Schlafgemach; ich will nachher keinen Skandal haben, sagte er; es war der leere Laderaum vorn im Schiff, wo wir uns auf der Diele ausstrecken durften! Immer mehr Reichsdeutsche sammelten sich, Passagiere der Regina und Sedina. Dann kam der Gendarm, unsere Pässe durchzusehen. In zwei Stunden sollten wir fahren. Nach kurzer Zeit wurde ein österreichischer Oberstleutnant a. D., der vor zwei Jahren durch einen Unfall halb gelähmt war, vom Kapitän in die Kajüte gerufen; er bekam den Befehl, als Offizier sofort das Schiff zu verlassen. Vergeblich versuchte seine Frau, die Gendarmen zu überzeugen, daß ihr Mann dienstuntauglich sei — verzweifelt mußten sie das Schiff verlassen. Noch drei deutsche Reserveoffiziere waren an Bord, zwei von ihnen hatten ihren militärischen Rang im Passe vermerkt, einer nicht. Mit Zagen sahen wir die beiden ersteren in die Kajüte gehen; beide — der eine hatte Frau und Kinder mit — wurden vom Schiff geschickt. Die Untersuchung dauerte fort, um 11, um 12 hatten wir fahren wollen — um 4 war der Gendarm noch an Bord. Der Däne ging unterdes mit seiner Überzahl von Passagieren, begleitet von unseren Heilwünschen und auch ein wenig Neid, hinaus — ein paar Tage später wurde von Kopenhagen seine glückliche Ankunft gemeldet! Zu uns kam der dänische Konsul mit Kapitän und Gendarm an Deck: die Pässe seien nicht in Ordnung, wir mußten alle namentlich aufgerufen an ihnen vorbeidefilieren. Mit beklemmender Angst warteten wir auf den Namen des jungen Reserveoffiziers, der entsetzliche Stunden der Erwartung durchlebt hatte — man ließ ihn ohne Hindernis vorbei. Endlich gegen 5 ging der Gendarm vom Schiff, die Brücke wurde aufgezogen, wir fuhren! Man wird den Jubel, das Entzücken begreifen, mit dem wir den Quai hinter uns ließen. Wir beglückwünschten einander, stießen miteinander an auf gute Fahrt und sahen selig der Reise entgegen, die doch auf keinen Fall ein Vergnügen werden konnte.

Aber schon verlangsamte sich die Fahrt, die Holmblad ging nach etwa einstündiger Fahrt bei Bolderaa vor Dünamünde vor Anker, wie es hieß, um auf Schlepper und Lotsen für die Durchfahrt durch die Minen zu warten. Noch immer waren wir nicht gewitzigt genug, noch immer voll Mut dehnten wir in der herrlichen Nacht unser Zusammensein beim Singen deutscher Volkslieder — patriotische durften wir uns der Polizeischiffe wegen nicht erlauben — lange aus, streckten uns schließlich dann doch auf einigen Mänteln auf dem Deck aus und versuchten, uns den Schlaf vorzutäuschen. Erst am nächsten Vormittag wuchs die Ungeduld unerträglich, und hinter der Ungeduld lauerte die Angst: wird es wieder nichts? Den ganzen Tag

Digitized by Google

kamen Schiffe aus Riga, sofort eilten die Schlepper hin: an uns vorbei steuerten sie kühn der See zu. Abends um 5 Uhr etwa kam endlich einer zu uns: wir zogen den Anker auf, ein paar Befehle wurden gerufen, wir fuhren — nicht hinaus, sondern zurück nach Riga! Es war ein entsetzlicher Augenblick. Die Nacht blieb unser Schiff am Kai unter Bewachung liegen, niemand durfte von Bord. In dieser Nacht empfanden wir die harten Dielen als sehr viel unbequemer als vorher. Der nächste Morgen ging unter lauter unheimlichen Gerüchten hin, erst am Nachmittag kamen die Offiziere mit dem Befehl: alle Reichsdeutschen von Bord! Einzeln wurden wir über die Brücke gelassen, bekamen Paß und Gepäck: niemand durfte sich aus Riga fortbewegen. Wir dachten noch wenig daran, was uns die Zukunft bringen würde: der eine Gedanke überwog alles andere und schien schwerer zu ertragen als alles physische Leid, das etwa noch kommen mochte: daß wir nicht miterleben durften, was das Vaterland jetzt durchlebte, daß wir Einzelne, Losgelöste waren in einer Zeit, wo alles sich daheim einte zu fester Gemeinschaft. — Am nächsten Tage schon kam der Befehl: alle Reichsdeutschen haben sich in das Innere Rußlands zu begeben in einige zur Wahl gestellte Gouvernements: Samara, Kostzoma oder Wologda. Man riet uns, möglichst bald zu fahren, damit wir nicht später per Etappe verschickt würden. Die wehrpflichtigen Männer, die mit uns waren, sollten bis Sonnabend abend fort sein. Wir verabredeten schon die Reise, überlegten, wohin wir am besten gingen — da meinten einige, der Befehl würde sicher für Frauen und Kinder wieder zurückgenommen, wir sollten warten. So ließen wir die Männer allein fahren und erhielten auch die Erlaubnis, in Riga zn bleiben. Aber die Männer wurden alle verschickt. Wir sahen die Unglücklichen täglich am Konsulat, wo sich herzzereißende Szenen abspielten: Arbeiter, die ihren Lohn nicht bekommen konnten, da die Banken geschlossen waren: sie waren auf später vertröstet. „Was nützt uns später, heut abend müssen wir nach Samara und haben keinen Kopeken!" Später würden auch die reichen Rigenser eine Sammlung veranstalten — aber wie sollten sie jetzt fortkommen? Wie ließen sie ihre Familien zurück! Abends auf dem Bahnhof dieselbe stumme Verzweiflung. Ein furchtbares Gedränge: durchs Fenster stieg man in den noch fahrenden Zug nach Moskau, schob unzählige Gepäckstücke nach: wie lange mußte das Mitgenommene reichen! Und die zurückbleibenden Familien auf dem Bahnsteig, weinend, voll Angst der Zukunft entgegengehend. So fuhren auch unsere Freunde ab, einige mit 100 Rubeln, andere mit 20! Wie würde es ihnen ergehen? Samara war pestverdächtig, sie hatten Wologda erwählt und hofften, dort Arbeit zu finden. Natürlich konnten nicht alle an dem einen Tag befördert werden, so wiederholten sich die traurigen Szenen Tag um Tag. Viele in Riga lange ansässige Deutsche reichten Gesuche ein, dableiben zu dürfen. Fabriken, die über 800 Arbeiter beschäftigten, mußten geschlossen werden; andere gaben ihr Alter zu bedenken oder hofften durch gute Verbindungen, dem allgemeinen Schicksal zu entgehen. Aber nach ein paar Tagen wurde bekanntgemacht, daß Gesuche von Männern unter 45 Jahren überhaupt nicht geöffnet und alle Reichsdeutschen, die am Sonnabend den 15. mittags nicht fort wären, verhaftet werden würden. Viele warteten dennoch, und so begann die Polizei ihr Werk. Wir trafen eine junge Frau, die ihre Hochzeitsreise nach Livland gemacht hatte — nun mußte ihr Mann nach Samara, sie war gänzlich mittellos in Petersburg. Eine

Digitized by Google

andere hatte nicht einmal Zeit gehabt, sich von ihrem Mann, der Reserveoffizier war, zu verabschieden, er war nach Petersburg gebracht, zwei Tage in der Peter Paulsfestung gefangen gehalten, dann weitergeschafft: niemand wußte wohin! Zwei Kapitäne deutscher Schiffe hatte man in einen Schuppen gesperrt, wo die Ratten umherliefen: sie hatten nur Wasser und Brot, nicht einmal Tee bekommen. Und nun sind tausende unserer Landsleute im Innern Rußlands bis zum Ural hin; man läßt sie auch dort nicht ungestört, sondern zerstreut sie immer weiter. Zuletzt kam noch die Verfügung, daß niemand mehr als 15 Rubel mitnehmen dürfe: ob man Fluchtversuche verhindern, oder nur den Feind peinigen will? Wir hatten bisher Nachrichten nur von Bemittelten, die unsäglich litten unter schlechter Ernährung, Schmutz, enger Wohnung: drei zusammen hatten ein einziges kleines Zimmer und bekamen einmal am Tage ein Becken Waschwasser. Am schlimmsten aber ist die Arbeitslosigkeit. Wer gibt ihnen jetzt Arbeit?! Die junge Frau eines verschickten Architekten sagte nach den Berichten ihres Mannes aus der Verbannung: „Ich möchte meinen Mann viel lieber in stündlicher Gefahr vorm Feinde wissen als in Wologda!" Wie mag es erst den ganz Unbemittelten ergehen? Es hieß, sie bekämen Soldatenkost, die 40 Kopeken kostet: d. h. sie bekommen 18 Kopeken, die übrigen 22 müssen sie hinzuverdienen. Aber wie und wo? Und was wird aus ihnen allen, wenn die planmäßige Hetze der Nowoje Wremja gegen die Deutschen, zusammen mit den endlich doch durchsickernden Nachrichten von den russischen Niederlagen die Bauern fanatisiert? Man mag es nicht ausdenken. Aber man kann sich unser Erstaunen vorstellen bei der Erklärung des amerikanischen Gesandten: den deutschen Untertanen ginge es sehr gut in Rußland, er habe keine Klagen gehört! Das ist wohl richtig mit Bezug auf uns harmlose Frauen und Kinder — wir wurden überall von den Behörden höflich behandelt —, aber ist nicht die Verschickung der kriegsgefangenen Männer schon an sich eine Barbarei? Und auch wir, so wenig wir persönlich an unserem Leibe zu leiden hatten — war es nichts, daß man uns vor der Kriegserklärung unrechtmäßig zurückhielt, daß man uns drei Wochen lang festhielt, während Tag für Tag Züge mit Russen aus Deutschland eintrafen? Allerdings: man tat uns nichts; aber wie gern hätten wir ein paar Kolbenstöße, Grobheiten und Strapazen ertragen, wenn wir nur hätten nach Haus dürfen. Täglich fragten wir beim Konsul an und erhielten täglich dieselbe Antwort: Ruhig hierbleiben! Schließlich versuchten wir eine von einflußreichen Männern unterschriebene Bittschrift an den Gouverneur zu richten; ein Baron E., den der Gouverneur persönlich kannte, ging selbst zu ihm. Er erhielt die Antwort: „Ich kann gar nichts machen, ich habe von höchster Stelle den Befehl, während der Dauer des Krieges keinen Reichsdeutschen herauszulassen!" Da zerbrach unsere letzte Hoffnung, und während unser ganzes Sehnen nach Deutschland ging, mußten wir uns darauf einrichten, Monate in dem verhaßten Land zu bleiben.

Am 15. August fuhren wir nach Mitau zurück. — In der nächsten Woche kam ein Telegramm aus Petersburg: von hier fahren Deutsche hinaus! Die Nachricht wurde von dem amerikanischen Konsulat in Riga für ein falsches Gerücht erklärt. Auf eine direkte Anfrage bei der amerikanischen Botschaft in Petersburg kam dann endlich der bestimmte Bescheid: Ja, die deutschen Frauen und Kinder können von hier über Finnland und Schweden hinausreisen. Noch blieb die Angst, ob auch die im Festungsrayon, in Rußland und Livland gewesenen Deutschen ein-

Digitized by Google

begriffen seien, — aber es war die einzige, die letzte Möglichkeit, man mußte es auf alle Fälle versuchen. So fuhren wir Montag nacht nach Riga, von da Dienstag früh nach Petersburg. 26 Stunden dauerte die Fahrt, auf der wir uns, je näher wir Petersburg kamen, ängstlich hüten mußten deutsch zu reden. Unterwegs waren alle Bahnhöfe voll Militär, das sich sehr still verhielt und wenig Interesse fand. Alkohol wurde überhaupt nicht verschenkt. In den Hallen lagen und standen unzählige Reservisten umher, zum Teil mit Frauen und Kindern. Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit russischer Bahnhöfe, daß man fortwährend über herumliegende Menschen stolpert. In Petersburg kamen uns baltische Deutsche gütig zu Hilfe; stumm oder französisch sprechend gingen wir durch die Straßen, erhielten Pässe und Fahrkahrten und waren nun wirklich am Ziel! An der deutschen Botschaft fuhren wir vorbei: das riesige, wuchtige Peter Behrens-Gebäude starrt finster auf den schönen Platz: die Fensterhöhlen mit Brettern vernagelt, die bronzenen Lampen in der Vorhalle verbogen, ohne seinen Schmuck auf dem Dach. Am selben Platz prangt die Isaaks-Cathedrale, äußerlich ein vornehmer, herrlicher Renaissancebau: innen voll von goldstrotzenden Heiligenbildern und Heiligtümern, um die sich in fast heidnisch anmutender Verehrung mit fortwährenden Kreuzzeichen und Kniebeugen betende Menschen scharen. Und gegenüber dem elegant prächtigen Winterpalais die düstere Peter Paulsfeste, die Zeugin unsagbarer Qualen und Verbrechen bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts hinein. So ist doch auch diese europäischste der russischen Städte eine merkwürdige Illustration zu dem Satz, den wir in einem russischen Manifest lasen: Rußland kämpft den Kampf der Zivilisation gegen das Barbarentum!!! — Mittwoch abend um elf fuhren wir vom finnländischen Bahnhof ab und waren mit einem Schlage in einem andern Land. Sauber, ordentlich und ruhig der Bahnhof; man hörte wieder deutsch sprechen! Nach wunderschöner Fahrt durch das seenreiche Land kamen wir Donnerstag um vier in Raumo an. Noch einmal umdrohte uns das Russentum: alle Sachen — wir hatten nur Handgepäck — wurden aufs genaueste untersucht; dann ging es auf das Schiff nach Stockholm. Noch eine Nacht, eine herrliche Wogenfahrt durch die Schären von Stockholm, die wir von morgens 3 Uhr an durchfuhren. Dreimal wurden wir von Bord geschickt, alle Luken verhängt, weil wir durch Minen hindurchkamen — dann tauchte Stockholm, die einzig schöne vor uns auf. Einen feierlicheren und schöneren Zugang zu dem ersehnten Ziel kann man sich nicht denken als diese sich öffnenden und wieder schließenden Schärentore, durch die man langsam hindurchgleitet, immer gespannter die Wunder des Zieles erwartend. Für uns bedeutete Stockholm fast schon die Heimat: nicht nur daß man deutsch reden durfte, daß man im deutschen Hilfsverein die gütigste Auskunft über alles erhielt: wir sahen auch alte deutsche Zeitungen und erfuhren von Deutschlands mächtigen Siegen! Und als dann später in einem großen Restaurant Schweden an unsern Tisch kamen und uns zu den großen Siegen der Deutschen beglückwünschten, waren wir taumelnd glücklich! Noch schönere Augenblicke kamen; als wir im Angesicht von Ankona „Deutschland, Deutschland" singen, als wir daheim bei unsern Lieben die ganze große Kriegs- und Siegesstimmung Deutschlands mit durchleben durften. Wir hatten nicht zuviel gehofft draußen: Deutschland ist der großen Zeit gewachsen, es ist eine Lust, in ihm zu leben! Deutschland, Deutschland über alles!

Digitized by Google

Kriegssommer 1914.

Ein Sommer, wie ihn noch keiner sah,
Blaut über deutschen Landen.
Es rasseln die Züge fern und nah,
Wie ehernes Wogenbranden.
Sie tragen zur Heimat, was draußen war
In Wald und Wiesen und Klippen, —
Sie tragen zur Grenze gewappnete Schar,
Zum Kuß mit stählernen Lippen.

Ein feuriger Sang, ein warmer Gruß,
Ein letztes Winken den Lieben,
Der Mut des schicksalgewaltigen Muß
Auf jedem Antlitz geschrieben — —
Und um sie verwandelt sich jäh die Welt,
Die grüne, freudige, schöne —
Nicht mehr um goldenes Erntefeld
Summen die Glockentöne:

Statt der jubelnden Lerche Laut,
Hoch über Brandung und Düne,
Hört man das Singen der Kriegesbraut,
Das Surren der Zeppeline.
Krachend schlagen Geschosse ein,
Schwer wie kyklopische Mauer,
Schmettern zu Scherben gepanzerten Stein,
Felsen urewiger Dauer.

Gassen gräbt sich das mordende Erz,
Und wo die Kugel getroffen,
Hat in der Heimat ein armes Herz
Aufgehört zu hoffen — —
Aber mit rauschendem Fittich zieht
Sieg vor uns her durch die Fluren,
Wie Orgelton brauset sein Hohes Lied
Vom Frankenreich bis Masuren!

Und wo er noch heute das Antlitz verhüllt,
Weist er in schimmernde Ferne:
Da glühen durch dunkler Wolken Gebild
Des heiligen Krieges Sterne!

Digitized by Google

Über der Städte rotschwelendem Brand,
Über dem Blachfeld der Toten,
Leuchtet, geschrieben von ewiger Hand,
Was uns das Schicksal geboten:

Nicht nur um Länder geht es und Gut —
Nein! Um den deutschen Gedanken
Rollen die Würfel und fließt das Blut,
Bersten die eisernen Planken.
Schirme ihn, Deutschland! der Tag ist da,
Um den Weltpreis zu ringen.
Einen Sommer, wie keiner ihn sah,
Sollst du zur Ernte bringen!

Helene Lange.

Der Deutschenhaß in Rußland.

Von

Else von Boetticher.

Nachdruck verboten.

Verstreute Slawenstämme bewohnten im 9. Jahrhundert die weite sarmatische Ebene. Sie bekämpften einander in ständigem Hader, und trotz kriegerischer Tüchtigkeit vermochten sie nicht, ein kräftiges Staatsgebilde zu schaffen. Da sandten sie Boten zu den normannischen Warägern, von den Finnen „Rus", d. i. Rodsen, Ruderer genannt. „Unser Land ist groß und reich, aber es herrscht keine Ordnung darin. Kommt ihr und herrschet über uns" lautete die Botschaft der Sendlinge.

Da machten sich drei Brüder, Rùrik, Sineus und Trùwor, auf, zogen mit kriegerischem Gefolge in das Slawenland und gründeten dort im Jahre 862 drei russische Fürstentümer, von denen aus sie ihre Eroberungszüge bis Konstantinopel ausdehnten.

Germanische Tatkraft und Tüchtigkeit erbaute den Staat der Russen. Germanische Herrscher aus dem Stamme Rùriks erweiterten seine Grenzen und verbreiteten christliche Kultur und Sitte, lehrten ihre Ritter Tapferkeit und Heldensinn.

Da brachen gleich wilden Teufeln im Jahre 1238 Mongolenhorden aus dem Inneren Asiens in das Land, machten seine Städte zinspflichtig und errichteten eine Herrschaft der Barbarei und rohen Willkür. Zwei und ein halbes Jahrhundert schwangen sie die Geißel über den Russen und mischten ihr Blut mit dem ihrer Töchter, so daß eine korrumpierte, der äußeren Schönheit beraubte und mit feigem Sklavensinn behaftete Rasse entstand, die den geraden stolzen Sinn der Germanen auf immer verloren hatte. Verrat und Meuchelmord bahnten fortan den russischen Herrschern den Weg zum Throne, geistige Dumpfheit und Hunger herrschten im geknechteten, zertretenen Volke. Es war innerlich zu gebrochen, um

Digitized by Google

aus sich heraus eine selbständige Kultur entwickeln zu können, und verfiel widerstandslos einem finsteren Byzantinertum. Erst durch die Dynastie der Romanows gelangte es wieder zu Macht und Ansehen. Erst die geniale Willkür Peters des Großen vermochte ihm eine maßgebende Stellung unter den Völkern Europas zu erringen. Er zwang ihm europäische Tracht und Sitten auf, entriß die Weiber der Stickluft ihrer Frauengemächer und hieß sie teilnehmen an der Geselligkeit der Männer. Er bereiste selbst Deutschland und Holland und brachte von dort Architekten und Schiffbauer, Schneider und Schuster, Goldarbeiter und Porzellanfabrikanten mit. Auf seinen Wunsch erstand in Rußland eine westeuropäische Industrie. Nach deutschem Muster wurden Heer und Verwaltung organisiert. Deutsche waren nicht nur die Lehrmeister der Russen, sondern bekleideten auch bald die wichtigsten Posten im Lande.

Nachdem im Nordischen Kriege die Vormacht Schwedens als germanische Ostseemacht gebrochen und es Peter gelungen war, teils durch Eroberung, teils durch Kauf Finnland und die beiden deutschen Ostseeprovinzen Livland und Estland seinem Reiche einzugliedern, begann er mit gewaltiger Energie den Ausbau des nordischen Kulturstaates, zu dem er das weite russische Binnenland umschaffen wollte. Dem Sumpfgelände an der Newa wurde das stolze Petersburg abgerungen, in das die Bewohner Kareliens übersiedeln mußten. Und den Deutschen der Ostseeprovinzen wurde mit heiligen Verträgen ihre altgewohnte Selbstverwaltung, die Beibehaltung der deutschen Sprache und des evangelischen Glaubens zugeschworen. Peter wollte ihnen ihr Deutschtum nicht rauben. Im Gegenteil, sie sollten ihre Kultur und Sitte den meist noch im Zustande der Halbbarbarei befindlichen Russen mitteilen, sollten System und Ordnung in die neuen Einrichtungen bringen. Der Russe ist kein Organisator. Er liebt es, weitausschauende Pläne zu schmieden. Dabei ist er weder pünktlich noch zuverlässig. Die orientalische Gewohnheit des Geschenkenehmens ist noch von der Mongolenzeit her an ihm haften geblieben, und von den Staats- und Verwaltungsgeldern, die ihm anvertraut werden, bleibt die Hälfte an den Taschen der Beamten kleben. Darum müssen deutsche Ehrlichkeit und Pflichttreue immer da eintreten, wo es gilt, das Staatseigentum zu schützen oder neue Pläne systematisch durchzuführen. So war es von Anbeginn des russischen Staatslebens bis heute. Peter schätzte die moralischen und geistigen Eigenschaften der Deutschen so hoch, daß er seine baltisch-deutschen Untertanen zu all seinen Unternehmungen heranzog und die Einwanderung aus Deutschland durch Privilegien begünstigte. Die Bojarenpartei aber, die ihm feindlich gesinnt war und aus Anhängern des Alten bestand, nährte schon damals einen grimmen Deutschenhaß. Die notwendigen, durch Peter eingeführten finanziellen Belastungen und Frondienste wurden den „deutschen Neuerern" zur Last gelegt. Die von ihm als rechtliches Institut geregelte Leibeigenschaft, die dem angeborenen Hang der Russen zum Vagabundieren steuern sollte, wurde als Erfindung der Deutschen bezeichnet. Der Kampf zwischen den Anhängern des alten und des neuen Systems war so heftig, daß Peters einziger Sohn ihm zum Opfer fiel, weil er gewagt hatte, sich mit den Gegnern seines Vaters zu verbinden. Und damals wurde der Grund gelegt zu jenem Deutschenhaß, der bis zu einem gewissen Grade im Gegensatze der beiden Nationalcharaktere begründet ist, von einer frivolen Presse und einer eifersüchtigen Politik jedoch solange genährt wurde, bis er in blutigen Wahnsinn ausartete.

Digitized by Google

Den größten Einfluß und die größte Macht erlangte das Deutschtum am russischen Hofe zur Zeit der Kaiserin Anna Iwanowna, Peters Nichte, die das Reich von ihrem Günstling Biron, dem späteren Herzog von Kurland, regieren ließ. Durch seine Herrschsucht erwarb Biron sich jedoch viele Feinde. Und so zog Annas Nachfolgerin Elisabeth es vor, sich mit russischen und französischen Hofleuten zu umgeben.

Die kluge Katharina II. faßte schon als Mädchen den Entschluß, ganz Russin zu werden, und das trug ihr jene große Beliebtheit ein, kraft deren sie später von den Garden jubelnd auf den Thron erhoben wurde. Ihre bevorzugten Günstlinge waren Russen und wirkten in russisch-nationalem Sinne. Dennoch läßt es sich nicht leugnen, daß von dieser deutschen Fürstentochter auch deutsche Kultureinflüsse ausgingen. Steht sie doch in ständigem Briefwechsel mit dem großen Friedrich und seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der wochenlang in Petersburg weilt! Liest sie doch mit Interesse die neu erwachende deutsche Literatur! Und ist sie doch ganz erfüllt von den Ideen des aufgeklärten Despotismus, der zwar von Frankreich ausging, aber doch von allen deutschen Fürsten angenommen war! Ihr verdankt der russische Staat seine Neubildung. Ihr die ungeheure Erweiterung seiner politischen Macht. Sie veranlaßte die Einwanderung von Hunderttausenden deutscher Bauern in die Kolonien an der Wolga.

Katharinas Sohn und Enkel heiraten deutsche Prinzessinnen. Diese errichten Wohlfahrtsanstalten und Erziehungsinstitute und verleihen dadurch Generationen von heranwachsenden jungen Mädchen das Gepräge ihres Geistes. Die Gemahlin Nikolaus I., Schwester Kaiser Wilhelms I., erbaut Lustschlösser in klassizistischem Stil, die beinahe wie Zwillingsgeschwister der preußischen Bauten aus derselben Zeit anmuten. Und unter dem Einfluß Katharinas II. bereitet sich in Rußland eine kosmopolitische Literatur vor, die anfangs völlig unter dem Einfluß westeuropäischer Zeitströmungen steht.

Lomonossow, der erste russische Odendichter, hat an deutschen Universitäten seine Bildung genossen. Karamsin, der große Historiograph, verfaßt in seiner „Armen Lisa" eine Dichtung voll der Natursentimentalität des Sturm und Drang. Und Puschkin, der Negerenkel und russische Lebemann, läßt seinen Helden „Eugen Onegin" alle Leiden des blasierten Romantikers leiden, der sich in fruchtloser Selbstironie verzehrt. Im „Eugen Onegin" wird auch ein Jüngling geschildert, der eben aus Deutschland kommt, deutsche Studentenbräuche kennen gelernt hat und nun in harmlos-romantischer Verliebtheit einem jungen Mädchen den Hof macht. Er schreibt zärtliche Verse in Albums, hält gefühlvolle Reden und endigt tragisch im Zweikampf.

In Gontscharows Roman „Oblomow" wird das Nationalübel der Russen, die Trägheit, gegeißelt. Der Held, ein liebenswürdiger, guter Mensch, liegt den ganzen Tag auf dem Sofa und tut gar nichts. Grenzenlose Verwöhnung im Elternhause und gänzlicher Mangel an Pflichtgefühl haben so zerstörend auf ihn gewirkt, daß nicht einmal die Liebe zu einem starken und stolzen Mädchen ihn zu retten vermag und er in der Ehe mit seiner Wirtschafterin in völlige Schlaffheit versinkt. Als Gegenstück zu ihm verkörpert Stolz, der Sohn eines Deutschen, alle Eigenschaften der Tatkraft und des Willens. Er ist liebenswürdig und doch bestimmt, gebildet und maßvoll. Ein gewisser Plan liegt allen seinen Handlungen

Digitized by Google

zugrunde und Glück und Gelingen begleiten ihn stets. „Ganz Rußland krankt an der Oblowerei, der unverantwortlichen Lotterwirtschaft! Wenn es doch mehr Stolze bei uns gäbe!“ ruft ein russischer Patriot voll Schmerz.

Gontscharow ist aber der einzige Dichter, der es wagt, einen Deutschen als Idealgestalt hinzustellen. Die späteren Dichter beklagen wohl die Leiden ihres Volkes und halten ihm in ihren Dichtungen einen mitleidslosen Spiegel der Kritik und Satire vor. Aber ihr Verhältnis zum Deutschtum ist das des Schülers zum Lehrer, den man selten ganz versteht, oft verspottet und dessen überlegene Weisheit man mit Widerspruch hinnimmt. Turgenjew schreibt zwar als Student: „Der Zug der jungen Leute, meiner Zeitgenossen, ins Ausland, erinnerte an das Verlangen, das die slawischen Häuptlinge einst an die zu ihnen gekommenen überseeischen Waräger gerichtet hatten. Jeder von uns fühlte, daß sein Land (ich spreche nicht von dem Vaterlande, sondern von unserer moralischen und intellektuellen Grundlage) groß und reich sei, daß aber keine Ordnung darin herrsche ... Alles, was mich in der Heimat umgab, hatte in mir ein Gefühl der Empörung, des Unwillens, ja des Widerwillens geweckt ... Ich stürzte mich kopfüber in die deutsche Flut, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich zu reinigen und umzuschaffen; und als ich endlich aus den Wellen wieder emportauchte, da war ich ein Anhänger des westlichen Wesens geworden. Das bin ich auch geblieben.“ —

Er wird gleich den meisten russischen Dichtern seiner freiheitlichen Ideen wegen verbannt und verbringt einen großen Teil seines Lebens in Baden-Baden.

Als aber 1870 Deutschland seine großen Siege über Frankreich erringt, da erwacht ein gewisses Gefühl der Eifersucht auch in ihm, er stimmt ein in den Deutschenhaß seiner französischen Freunde Viardot u. a. und zieht grollend auf Lebenszeit mit ihnen nach Paris.

Dieses Verhalten ist überaus charakteristisch. Fast alle russischen Dichter und Denker haben jahrelang in Deutschland gelebt, viele verdanken deutscher Kunst und Wissenschaft ihre gesamte geistige Entwicklung. Das nehmen sie ganz selbstverständlich hin. Fast alle aber wenden sich später gegen das Deutschtum. Sowohl Leo Tolstoi, dessen Gemahlin einer deutschen Familie entstammte, als auch Dostojewski, der in Deutschland Erholung nach schweren Lebensstürmen suchte, treten in ihren Schriften gegen die Deutschen auf. Diese werden mit einer gewissen verächtlichen Ironie behandelt. Man macht sich lustig über ihre Pedanterie und Ordnungsliebe, die von kleinlicher Geistesarmut zeugen sollen. Das Wort „Vaterland“ wird zum Witz, der bei jedem Russen ein Lachen erregt.

Man leugnet es vollkommen, daß Rußland den Deutschen seine Kultur verdankt und stellt die Scherzfrage: „Durch welche nützliche Erfindung haben die Deutschen ihren Namen in der Geschichte verewigt?“ Antwort: „Nur durch die Erfindung der Erbswurst und des Faustrechts!“

Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts werden sie als verhältnismäßig harmlose Leute mehr ironisch als feindselig angesehen. Unter der Regierung Nikolaus I. schlägt jedoch die Stimmung immer mehr gegen sie um. Unter Alexander I. hatte der verdiente General Jermolow, den der Kaiser fragte, was für eine Auszeichnung er sich wünsche, ironisch gesagt: „Mache mich zum Deutschen, Gospodar! (Herr)“. Als jedoch auch Nikolaus I. die Ausländer vorzog, weil er

Digitized by Google

sagte: „Ces Russes me font toujours du guignon“, da erwachte die nationale Eifersucht der Russen in immer höherem Maße.

Immer lauter ließ die slawophile Partei ihren Kampfruf gegen alles Fremdländische ertönen. Peters Reformen wurden als der Ursprung alles Übels in Rußland hingestellt, weil sie den Volkscharakter gebrochen hätten. Man sah das Heil in der Rückkehr zum Urrussentum und zum Urchristentum. In diesem würde sich einst die ganze Welt erneuern und das russische Volk als Träger des wahren Christentums sei das Volk der Zukunft. Diese Überzeugung wurde mit solch gewaltsamem Fanatismus verkündet, daß der russische Kritiker Alexander Herzen, einer der Vorkämpfer für westeuropäische Ideen, behauptet: „Von manchen Aufsätzen slawophiler Zeitschriften riecht es nach Folterkammer, ausgerissenen Nüstern, Kirchenbann und Buße... Das sind Werwölfe und Leichname; von ihrem Felde her antwortet keine lebende Seele; sie renken sich ihr Verständnis aus durch heuchlerische Orthodoxie und gemachte Volkstümlichkeit!“

Eine künstliche Zeitungshetze gegen das Deutschtum setzte damals ein und hat seither niemals ganz aufgehört. Sie peitschte die Gemüter auf durch berauschende Phrasen von des russischen Volkes großer Bestimmung als Vormacht des Slawentums. In den türkischen Kriegen trat Rußland auch politisch mit diesem Anspruch hervor und die Begeisterung der Slawen lohte hoch empor und ward zum groben Chauvinismus.

Hatte also einerseits der angeborene Rassengegensatz und ein gewisses Gefühl der Eifersucht auf die herrschende Stellung der Deutschen, — andererseits die Hetzereien der Slawophilenpartei den Deutschenhaß ständig geschürt, so trat seit 1870 noch ein anderes Gefühl hinzu: der politische und wirtschaftliche Neid. In Rußland sah man ohne Sympathie auf die Entstehung des neuen Deutschen Reiches. Man fürchtete seine überlegene Macht, die es bald zum Weltreich erheben würde, und haßte Bismarck und seine zielbewußte Politik. Als Frankreich aber zur Republik erklärt wurde, da wandten sich alle Herzen mit schwärmerischer Begeisterung nach Paris, denn die anarchistisch und liberal gesinnten Russen liebäugeln schon seit langem mit einer russischen Republik und glaubten nun in Frankreich eine Verkörperung ihres Ideals zu finden. Noch stärker aber ward die Abneigung gegen Deutschland nach dem Berliner Kongreß, der 1879 den Abschluß des sechsten russisch-türkischen Krieges herbeiführte. Daß es nicht gelungen war, Österreich aus seiner Vormachtstellung gegenüber den Balkanstaaten zu verdrängen, erregte in Rußland große Verstimmung und die Politik des damaligen Ministers Gortschakow wird als der Ausgangspunkt einer österreich- und deutschfeindlichen Ära angesehen, die seither immer weitere Krisen herbeigeführt hat.

Zur Zeit Alexanders III. äußerte sich diese Stimmung hauptsächlich in einer Anzahl von Regierungshandlungen, die er gegen die baltischen Deutschen anordnete. Er brach die Verträge, in denen er ihnen alter Sitte gemäß bei seinem Regierungsantritt die Selbstverwaltung und deutsche Landessprache gewährt hatte. Russische Schulen und russische Gerichtsbarkeit wurden gewaltsam eingeführt, jede politische Meinungsäußerung verboten. Wer dem entgegenhandelte, wurde mit Kerker und Verbannung bestraft. So nimmt der anfangs harmlos ironisch auftretende Deutschenhaß immer ernstere Formen an. Langsam wächst er an zur politischen Macht, genährt von nationalen Fanatikern und von jenen Neidern, die alles Stolze,

Digitized by Google

Strahlende herabzuziehen suchen und den Anblick menschlicher Größe überhaupt nicht ertragen können. In gleichem Maße steigert sich die Freundschaft mit den Franzosen und diese opfern dem russischen Bären in blinder Revanchebetörung eine Milliarde nach der anderen.

Während jedoch der Zeitungskrieg draußen tobt und die Politiker »pereat« schreien, unternehmen deutscher Handel und deutsche Technik einen stillen, aber sieghaft vorwärtsschreitenden Eroberungszug in das östliche Nachbarreich. Und während hüben und drüben die Waffen geschärft werden, tritt man wirtschaftlich in immer engere Beziehungen und wird einander immer unentbehrlicher. In den Ministerien und in der Armee bekleiden noch genau wie zur Zeit Katharinas und Peters des Großen Deutsche die wichtigsten und verantwortungsvollsten Posten, besonders, wo es sich um die Verwaltung von Geld und Kostbarkeiten handelt. Und in Petersburg und Moskau leben noch die Nachkommen all' jener deutschen Gelehrten, Künstler und Handwerker, die damals zur Einwanderung bewogen wurden. In beiden Hauptstädten gibt es deutsche Kirchen und Schulen und deutsche Ladenaufschriften. In Petersburg allein leben über 60 000 Deutsche und man kann dort kaum ein Eisenbahncoupé oder eine elektrische Straßenbahn betreten, ohne deutsche Laute zu vernehmen. Neben ihrer deutschen Muttersprache sprechen diese Leute das Russische gleichsam als zweite Muttersprache, sie stehen in freundschaftlichem Verhältnis zu den Russen und sind treue Untertanen des Zaren. Französisch hingegen hört man fast nie, einen Verschmelzungsprozeß zwischen Russen und Franzosen hat es nie gegeben. Auch die von Katharina begründeten deutschen Kolonien an der Wolga bestehen noch fort; in den Gouvernements Samara, Saratow und Wolhynien leben noch gegen 600 000 Deutsche, in den Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien gegen 200 000, in den Industriebezirken des Königreichs Polen gegen 300 000. In einer gewissen Isolierung stehen noch immer die Deutschen der baltischen Ostseeprovinzen, die sich von den Russen absondern. Nachdem sie sich während der Revolution 1905 als treue Untertanen des Zaren erwiesen, ist ihnen wieder gestattet, deutsche Schulen zu eröffnen und sie kämpfen einen stillen, aber zähen Kampf um ihr Volkstum. Vielleicht hat niemand in den letztverflossenen Jahrzehnten so viel für sein Deutschtum gekämpft und gelitten wie sie.

Rußland hat gegen 2 Millionen Untertanen deutscher Nationalität. Sie sind Vertreter des Handels und der Industrie und jeglichen Beginnens, bei dem es auf Organisation und gesammelte Tatkraft ankommt. Wollte man alle Deutschen aus Rußland entfernen, so würde das wirtschaftliche Leben vielerorts völlig ins Stocken geraten. Denn der Russe hat sich in dem Jahrtausend, seit er die Waräger in das Land rief, wenig verändert. Noch immer ist ihm die germanische Tüchtigkeit nötig, um Ordnung zu halten. Würden sich sonst über 50 000 Angehörige des Deutschen Reiches ständig in Rußland aufhalten? Hätten sie sonst die elektrischen Anlagen und Straßenbahnen in allen Großstädten erbaut? Hätten sie als Ingenieure und Direktoren die Leitung all jener großen Fabriken übernommen, die in den letzten Jahren so große Kapitalien in Betrieb gesetzt haben? Das Verhältnis des russischen Handels gestaltet sich folgendermaßen:

	1906	1908	1910
Einfuhr von Deutschland	298,4	320,10	440,9
„ „ Frankreich	28,7	35,0	59,4

Digitized by Google

	1906	1908	1910
Ausfuhr nach Deutschland	284,7	278,6	390,6
„ „ Frankreich	76,5	64,4	93,7.

Zeigen nicht diese Zahlen beredter als jede andere Beweisführung, daß Rußlands wirtschaftliche Interessen nicht mit denen Frankreichs, sondern mit denen Deutschlands Hand in Hand gehen? Ein Lahmlegen des Handels mit Deutschland vernichtet hüben wie drüben zahllose Existenzen. Eine Unterbrechung der französischen Beziehungen würde sich kaum fühlbar machen. Die französische Freundschaft ist die reine Utopie. Im Grunde bedarf Rußland Deutschlands viel mehr als des gallischen Freundes. Es ist ein Wüten gegen das eigene Fleisch, gegen die eigene Existenz, wenn das Zarenreich jetzt in blindem Haß seine Barbarenhorden auf die Deutschen hetzt — eine der gräßlichsten und grausamsten Ironien der Weltgeschichte.

Dumpfe Kunde dringt trotz der postalischen Absperrung aus den baltischen Ostseeprovinzen zu uns herüber Die mit so großen Geldopfern von Vereinen und Ständen errichteten deutschen Schulen sollen dort behördlich geschlossen sein, die deutschen Zeitungen aufgehoben. Alle Deutschen sind von Spionen umgeben und ein unvorsichtiges Wort über den Krieg kann jedem Kerker und Verbannung eintragen. Unheimliche Gerüchte schwirren auch aus den polnischen Fabrikstädten zu uns her. Auch dort erzählt man von Greueltaten, von Folter und Verbannung. Unheil und Verderben bedrohen jeden Deutschen, der zurzeit in Rußland weilen muß. Denn das Regiment der Knute scheint wieder hereinzubrechen, wie in den fernen Tagen des Mongolenjochs.

Können Teufel bestialischer wüten als die rohen Kosakenhorden in Ostpreußen? Sind die Greueltaten, die dort jetzt verübt werden, der Dank für die jahrhundertelange mühsame Kulturarbeit, die wir Deutschen zum besten Rußlands geleistet haben? Hat jemals die aufstrebende Jugend brutaler den schuldigen Dank für ihre Erzieher abgeschüttelt, herzloser alle Bande der Pietät zerrissen, als es jetzt dort geschah?

Der Krieg wird ein großes Aufräumen bringen. Hoffentlich schiebt er neue Bollwerke zwischen uns und das barbarische Nachbarreich. Uns Deutsche aber wird er lehren, unsere Arbeit nicht mehr gar zu freigebig der Kultivierung fremder Nationen zu widmen, von denen wir nur Undank ernten. Vielleicht haben wir einen Teil unserer völkergeschichtlichen Kulturaufgabe damit lösen müssen. Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, wo wir uns von ihr wenden sollten. Laßt uns unseren Fleiß nicht mehr in die Fremde tragen. Das ist verschwendete Volkskraft. Laßt uns hinausziehen und dem Deutschen Reich neue Gebiete erobern, in denen wir all unsere Kraft und Tüchtigkeit verwerten zu unseres Vaterlandes Wohlfahrt, zu deutschen Namens Ehre!

Digitized by Google

Aus Feldpostbriefen.

Nachdruck verboten.

Von einem Mitkämpfer in Belgien.

(Aus einem Brief an seine Frau.)

. . . Nun will ich Dir von meinen Erlebnissen nach meiner Verwundung berichten.

Ich erzählte schon, daß ich sehr schnell in einen Sanitätswagen geschafft wurde zusammen mit einem Artillerieoffizier. Man vervollständigte notdürftig unseren Verband, da Eile geboten war, und fuhr uns in das nahgelegene Nonnenkloster in J. Hier fanden wir von seiten der Nonnen freundliche Aufnahme; unsere Sanitätsmannschaften mußten natürlich mit der Truppe zurückgehen und ließen uns Deutsche, etwa 20 Mann, allein. In Ermangelung von Brot reichte man uns Kartoffeln in der Schale und nachher etwas Kraftbrühe. Die ärztliche Behandlung versprach ein belgischer Zivilarzt zu übernehmen. Er hat nicht nur nichts getan für uns, sondern einige Leichtverwundete später von den Franzosen gefangennehmen lassen und die Franktireurs in unser Schloß gelassen. Wir haben dann für seine Bestrafung gesorgt.

Zunächst lagen wir alle in einem großen Saal in guten Betten und suchten mit unseren geringen Mitteln Blut und Schmerzen zu stillen. Am nächsten Morgen sahen wir einzelne Franzosen umherlaufen, und bald kam ein Offizier in das Kloster, erklärte uns für Gefangene und wollte militärische Angaben haben. Wir haben ihm gehörig was vorgelogen. Er war sehr höflich, aber sagte, daß unsere Truppen so grausam wären gegen französische Verwundete. Das bestritten wir mit gutem Gewissen.

Draußen donnerten inzwischen die Kanonen wie ein Riesengewitter, welches 10 Stunden andauerte. Gegen Abend kamen französische Ärzte mit Verwundeten und befahlen, uns aus den Betten zu werfen ins Freie. Schließlich durften wir drei meist Verwundeten: mein lieber Artillerie-Kamerad, ein Jäger und ich liegenbleiben, wobei fortwährend auf uns geflucht wurde und die ungeheuerlichsten Lügen über unser Verfahren gegen französische Verwundete vorgebracht. Nun wurden furchtbar verstümmelte Menschen gebracht, denn die Franzosen hatten durch die deutsche Artillerie schwer gelitten. Das dauerte die ganze Nacht über, im ganzen waren es ungefähr zweihundert. Von Schlaf war da keine Spur, zumal ich in ziemlich hohem Fieber phantasierte. Die Mannschaften benahmen sich sehr kameradschaftlich und reichten uns von dem Wenigen, was sie hatten. Niemals habe ich mich so gefreut wie damals, daß ich ganz gut französisch sprach. Dadurch habe ich uns Deutschen manchen Vorteil verschafft und vielleicht das Leben gerettet. Ich konnte verstehen, wie die französischen Ärzte, die, anstatt ihre Leute zu verbinden, zu dritt und viert zusammen saßen und Zigaretten rauchten, berieten, ob man uns umbringen sollte. Ein großer Brigadier der Artillerie ergriff aber unsere Partei, und so geschah uns nichts. Ein sehr junger Arzt beruhigte sich erst, nachdem ich ihn bei seinen Redensarten fragte, ob er Soldat oder Franktireur wäre.

In der Nacht konnte niemand schlafen bei dem Lärm und Geruch von Blut, Schmutz und Parfum.

Früh morgens merkten wir, wie alles, was konnte, aufbrach, und schlossen aus dem nahen Kanonendonner, daß es den Deutschen gut ging. Es begann ein Tag der größten Aufregung für uns. Wir sahen die Feinde fliehen und die deutschen Schrapnells einschlagen, so daß die Toten in Haufen lagen. Unser Ort brannte und die deutschen schweren Geschütze schossen wunderbar, nur ahnten sie

Digitized by Google

nichts von dem versteckten Kloster und manches Geschoß explodierte dicht dabei. Wir wurden immer nervöser, bis plötzlich ein Geschoß an der Mauer unseres Saales explodierte und Fenster und Steine uns um die Ohren flogen. Wir dachten bestimmt, daß der nächste Schuß im Saal einschlagen würde. Wir haben unser Ende erwartet, nicht ohne ein Gefühl des Stolzes, daß unsere Waffen so trafen. Aber wir bekamen von den deutschen Geschützen nicht den Tod, sondern die Freiheit.

Gegen Abend schwieg das Feuer, nachts zogen schon deutsche Patrouillen ein und am Morgen des 10. August viele deutsche Truppen. Unsere Leichtverwundeten machten Meldung von unserem Hiersein und wir erwarteten die Sanitätskompanie. Um die Mittagsstunde blies zwischen den Trümmern und Toten ein einzelner Trompeter weithin hörbar: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Heil dir im Siegerkranz". Das war sehr ergreifend, und wir lauschten mit Tränen in den Augen und gaben uns die Hand, froh und glücklich, Deutsche zu sein.

Die Sanitätskompanie kam am Nachmittag und wollte sogleich, besonders wegen der zahlreichen französischen Verwundeten, das Kloster zum Feldlazarett machen. Mein treuer Freund wurde gleich verbunden. Ich sollte folgen, dann die wenigen Deutschen (26) und die französischen Offiziere und Mannschaften, etwa zweihundert. Da plötzlich, wie auf Kommando, hebt im Ort und im Schloß ein mörderliches Schießen an. Es waren versteckte Franktireurs, die auf die wehrlosen Rote-Kreuz-Mannschaften und Verwundeten schossen. Mit der Pistole in der Hand wurde ich flink verbunden, dann alle Deutschen — wir hatten heimlich längst eine Liste gemacht — und die Offiziere der Franzosen in die Lazarettwagen verpackt. Inzwischen suchten zufällig anwesende Pioniere Dorf und Schloß ab und legten in Schutt und Asche, was noch stand. Viele Franktireurs erschossen sie, andere nahmen sie gefangen, auch Weiber. Unter dauerndem Schießen fuhren die Ärzte uns ins Freie auf die Wiese, von der ich vor vier Tagen zu Fuß ins Gefecht gelaufen war.

Am .. August wurden wir in das Feldlazarett T. geschafft, wobei die Gefangenen nebenherliefen. Hier wurden wir verbunden und verpflegt und am folgenden Tage mit Leiterwagen und Eisenbahn in die Heimat befördert . . .

Von einer Röntgenschwester.

....., 29. August 1914.

Nun bin ich glücklich am vorläufigen Ziel angelangt. Also M., kleines Nest, südlich von C.; auf der Karte ist es mit einiger Mühe zu finden. Hättet ihr das für möglich gehalten? Ich nicht! Muttelchen soll sich nun bloß keine Gedanken machen, sich nicht ängstigen — es ist bis jetzt noch alles gut gegangen. Man sieht ja schreckliche Dinge und hören tut man noch viel mehr!! Die Belgier sind doch ganz entsetzliche Menschen! Doch will ich mal der Reihe nach berichten.

Nachdem wir schon am 25. zweimal abmarschbereit waren, am 26. wieder alles in wilder Hatz gepackt hatten und wieder für den nächsten Tag befohlen wurden, ging es tatsächlich am 27. fort (um 4 Uhr morgens aufgestanden). Um 7 Uhr sollte alles auf der Bahn sein. Um 9 fuhren wir glücklich nach L., nordwestlich von L., ziemlich großes Bahngeleis; Aufenthalt, der von Stunde zu Stunde ausgedehnt wurde. Endlich hieß es: Zugzusammenstoß, Abfahrt gänzlich unbestimmt. Da haben wir denn 24 Stunden auf den Bahngeleisen gehaust und wieder eine liebliche Nacht im Kupee durchkostet. Am Nachmittag bildete sich ein Gesangverein, so daß die Zeit etwas schneller umging. Abends große Feuer angezündet, auf denen abgekocht wurde! Ein famoses Bild. Dann die gräßliche Nacht. Katzenwäsche am Morgen und ein Schluck heißer Kaffee, der einen wieder zum Menschen machte. Abfahrt 11 Uhr, im bekannten Schneckentempo, ohne Wissen, wohin. Unterwegs wurde uns von L. erzählt, das auch angezündet sein sollte, weil wieder aus den Häusern geschossen wurde. Also war die Spannung groß, ob wir auch dorthin kommen würden. Aber nein, über G., wo

Digitized by Google

sich ein Teil der Gardeschwestern von uns trennte, nach C. Hier große Trennung. Jetzt bin ich mit 10 Schwestern zusammengeblieben. Wir wurden mit Gepäck, Chauffeur und 2 Begleitsoldaten in einen Autobus verladen. Autos mit sanitären Ärzten und Mannschaften setzten sich in Bewegung. Wieder viele abgebrannte Häuser. Schrecklich! Es ist Kohlengegend hier; ein Ort schloß sich dem anderen an, schier endlos, bis wir herauskamen und, wie einer der Leute erzählte, uns den Schlachtfeldern näherten. Es war aber zu dunkel, als daß man von den Verwüstungen hätte etwas sehen können. Der Horizont war rot gefärbt; alles sah gespensterisch und unheimlich aus. Wir waren alle schrecklich müde und knickten immer wieder zusammen, um dann doch voll banger Erwartung nach dem Feuerschein hinzusehen, dem wir uns mehr und mehr näherten. Es waren schließlich 2 Häuser, zirka 20 Meter von der Straße entfernt, die lichterloh brannten. Sie sollen von den Franzosen angesteckt worden sein. Diese sollen überhaupt ganz schrecklich hier gehaust haben. Gegen ½1 Uhr nachts kamen wir hier in M. an und hielten vor dem Feldlazarett 3, das nun von uns abgelöst werden soll und so Kriegslazarett wird. Vorläufig sind wir bei einem belgischen Bauern, der einen sehr hübschen Hof hat, untergebracht. Aber es sieht recht traurig aus. Bis vor einigen Tagen waren die Franzosen hier: man kann sich so gar keinen Begriff machen, wenn man das nicht mit eigenen Augen gesehen hat. In der Küche in wirrem Durcheinander Speisereste, zerschlagenes und ganzes Geschirr, schmutziges Heu, Lumpen. In den Stuben nicht viel anders, und da sollen wir nun übernachten. Etwas frisches Heu wurde auf das alte geschüttet, unsere Decken darüber — Kleider anbehalten und geschlafen, 2 Posten mußten wachen — das hatte etwas Beruhigendes. Morgens 6 Uhr auf und in dem Schmutz Kaffee gekocht. Dann ausgemistet!! Abgewaschen!! Einer der Leute mußte Holz klein machen, einer den Fußboden aufwischen, andere Kartoffeln schälen, wir putzten dann Gemüse, und die beiden Kochschwestern, die wir haben, brachten Gemüse und Kartoffeln aufs Feuer. In der Nacht kamen noch die Bauern zurück, da sie gehört hatten, Deutsche wären jetzt da. Die Armen hocken nun im Stall rum. Von den vielen Kühen haben die Franzosen 2 übriggelassen — bezahlen tun sie nichts. Wäsche, Lebensmittel, alles weg; sie haben grad noch das, was sie am Körper tragen. Pferde stehen krank im Stall; eins krepierte schon heute Vormittag. Es ist ganz schrecklich. Diese Nacht werden wir wohl noch hier zubringen müssen. Das Feldlazarett soll heute verlegt werden und wir rücken morgen ein. Auch dort soll unbeschreiblicher Schmutz sein. Zirka 100 Verwundete liegen dort, also gibts viel Arbeit. Natürlich von Röntgen keine Spur. Es soll am nötigsten Verbandzeug fehlen. In der Ferne hört man dumpfes Kanonengebums, und man erwartet neue Verwundete. Es ist ganz schrecklich. Hoffentlich dauert es nicht mehr allzu lange. Euch geht es hoffentlich gut. Seid glücklich, daß ihr baden könnt! Es krabbelt überall!!

Wie sieht es denn in Berlin aus? Sind die Lebensmittel schon teurer geworden? Hier ist auch nicht viel zu bekommen. Jetzt wird nach Holz und Kohlen gefahndet, damit man kochen kann. Eben bringen unsere Schwestern eine große Wanne mit schmutzigen Binden aus dem Schloß (Lazarett), die nun gewaschen werden sollen, damit wir wenigstens etwas für morgen haben. An Sterilisieren ist hier gar nicht zu denken. Es soll eine Unlast schmutziger Wäsche da drüben liegen.

1. September.

Meine Karte von gestern werdet Ihr bekommen haben. Wann wieder Gelegenheit ist, diesen Brief mitzugeben, ist unbestimmt. Das Kanonengebums dauert noch immer — man sagt bei ....?

Am 30., unserem Einzugstag, war's ein anstrengender Tag. Die Stuben strotzten vor Dreck; ebenso die Wäsche der Verwundeten. Da sieht man die Männerwirtschaft! Ich wurde nun mit auf die Station geschickt; mußte Betten machen, Patienten waschen, Wäsche wechseln, Kaffee austeilen, zum Bürgermeister gehen, verhandelte mit

Digitized by Google

der Frau wegen Küchen und Waschfrauen, von denen wir nun je 3 haben! Es waren 150 Verwundete, zum Teil sehr schwer. Der Tag dauerte von 5 Uhr bis 11 Uhr, wovon höchstens 1 Stunde auf die Mahlzeiten kam.

Ich bin nun Mädchen für alles geworden, fühle mich aber ganz wohl dabei. Morgens lasse ich die Schwestern sich erst anziehen und stehe dann auf. Die Wäsche habe ich an mich gerissen, alles geordnet und einsortiert und gebe nun nach dem Aufstehen für alle Stationen frische Wäsche heraus. Dann helfe ich abtrocknen. Gegen 1/2 8 Uhr, wenn Mannschaften und Patienten versorgt sind, kommen wir glücklich zum Kaffeetrinken — in einem kleinen Raum neben der Küche, wo alles von Geschirr und Vorräten voll liegt. Dann Lampen zurechtmachen, die auch in kaum glaubwürdigem Zustand waren. Und nun ist von Zeiteinteilung bei mir keine Rede mehr. Da pendle ich von der Küche zum Hof (wo Gemüse und Kartoffeln zurecht gemacht werden), vom Hof in die Waschküche, von dort auf die Bleiche usw. Dazwischen kommt dann irgendein französischsprechendes Individuum, das dann von den Soldaten zu mir geschickt wird. Unter den Leuten ist auch ein Elsässer, der aber fast nur mit dem Inspektor unterwegs ist, um Lebensmittel zu „requirieren". Das ist hier jedes zweite Wort. Es ist nicht einfach, alles für 200 Menschen täglich heranzubekommen. Man sieht, wo man's kriegen kann. Ein Oberlehrer (Freiwilliger) und die Küchenordonnanz sprechen ebenfalls französisch. Was letzterer im Zivilleben ist, weiß ich noch nicht. Den Belgiern nehme ich zum Gaudium unserer Leute immer erst die Pfeife resp. Zigarette aus dem Mund, da ich sie sonst überhaupt nicht verstehen kann. Heut Nachmittag mit 5 Mann Birnen (knochenhart) geschält. Selbst einen kleinen Unteroffizier, der sehr fürs Kommandieren ist, habe ich dazu rangekriegt. Auch Patienten — alles was auf dem Hof rumlungert — wird mit freundlicher Kordialität um Hilfe gebeten. Und sie tun's auch alle; stellen sich genau so unbehilflich und langsam dabei an, wie ich selbst und das macht ihnen dann Spaß. Natürlich erzähle ich dann, daß ich ja auch nicht zum Kartoffel- und Birnenschälen mitgegangen bin, daß es aber im Grunde ja ganz egal sei, welche Arbeit man täte. Heute brachte ein Arzt eine Zeitung vom 27. August mit; das sind unsere neuesten Nachrichten!! Natürlich stürzten sich so und so viele darauf, und das Schälen ruhte. Da bat ich einen, vorzulesen, und um unseren Birnenplatz bildete sich ein großer Kreis. Es muß ein nettes Bild gewesen sein. Überhaupt, wenn man nicht das Jammern der Ärmsten im Operationszimmer und die Schießerei hören würde, könnte ich mir einbilden, in der Sommerfrische, allerdings einer etwas anstrengenden, zu sein. Das Schießen hat heute aufgehört; es muß sehr weit entfernt gewesen sein. Nachmittags lege ich auch noch Wäsche. Na, der Tag ist jedenfalls voll und ganz ausgefüllt, so daß ich noch nicht mal über den Hof hinausgekommen bin, wo eine Reihe schöner alter Bäume winkt. Die Sonnenuntergänge sind wunderschön; solange das Wetter so gut ist, geht es ja; aber wenn es regnet, wird es trostlos.

Gute Nacht! Nun muß ich schnell auf meinen feuchten Strohsack; meine Schlafgenossinnen liegen schon und die Lampe muß aus.

Digitized by Google

Die Großmächte der Gegenwart.[1])

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten.

Das Buch, das zu den folgenden Betrachtungen angeregt hat, wird vielleicht von vielen für unzeitgemäß gehalten werden; nicht wegen seines Stoffes, der ja ganz aktuell und fast unmittelbar vor Ausbruch des Krieges gestaltet ist, sondern wegen der ruhigen, leidenschaftslosen Behandlung desselben.

Es war in den ersten Augusttagen, als Traub das Wort schrieb, das uns allen aus dem Herzen gesprochen schien: „Ich habe immer die Empfindung, daß man all dieser entsetzlich großen Wirklichkeit in seinen Gedanken und Empfindungen gar nicht Herr werden kann. Das ist gut so. Wir sollen jetzt nicht ‚darüber' stehen, in dem Sinn, als ob wir das alles beherrschen und begreifen könnten; wir wollen jetzt einmal alle ‚darunter' stehen, nämlich unter dem einen Gebot: Du sollst dein Volk lieben von ganzer Seele und mit all deinen Kräften." Was uns einer derartigen Gesinnung so unbedingt zustimmen ließ, war der Wunsch, keine Lähmung der Spannkraft, des Handelns durch Nachdenken oder Folgern und Schließen eintreten zu lassen; jede theoretische Behandlung einer Angelegenheit war in Mißkredit gekommen, sie trat zurück vor der Macht der Tatsachen, — so, wie Mauthner es in einem Artikel über Bergson dieser Tage ausdrückte: „Heute ist jedem von uns vorläufig das Leben jedes deutschen Soldaten, das Mittagbrot jedes deutschen Soldaten wichtiger als die ganze Philosophie." In Gedanken fügt man hinzu: auch die Philosophie der Geschichte. Und hierzu kommt ein zweites: wir haben jetzt nicht das Vertrauen in die Bedeutung des verstandesmäßig zu Erfassenden. Wir erleben den Sieg der ungewohnten, ungeahnten Kräfte, all der Energien, deren Auftreten vor hundert Jahren wir in nicht allzu weit zurückliegender Zeit feierten; so ist es nicht nur der Kampf zwischen Gedanke und Tat, es ist der andere zwischen Denken und Glauben, in dem wir dem nur Verstandesmäßigen Unrecht geben möchten. So war unsere Stimmung in den ersten Tagen des Krieges. Aber daneben tritt nun der unbesiegbare Wunsch in sein Recht, die Dinge des großen Weltgeschehens um uns auch in ihrer die Gegenwart überragenden Bedeutung zu erfassen, das Ringen der Mächte — wenn auch zunächst nur ahnend und zum Teil noch tastend — in seinem eigentlichen, überzeitlichen Wert zu begreifen. Wir wollen darin nicht ärmer sein als spätere Geschlechter, deshalb die Gegenwart aus der jüngsten Vergangenheit ableiten, um daraus Ahnung für die Zukunft zu schöpfen; um es auf eine Formel zu bringen, wir wollen Geschichte erleben.

---

[1]) Die Großmächte der Gegenwart. Von Prof. Rud. Kjellén, Professor an der Hochschule zu Gothenburg. Übersetzt von Dr. C. Koch, Gothenburg. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1914. Preis geheftet 2,40 *M*.

Digitized by Google

Zu diesem Wunsche nach Objektivität drängt uns nicht zuletzt die von Haß und Leidenschaft verwirrte Auffassung der Gegner, wie sie zu uns herüberschallt aus Hunderten von Äußerungen offizieller und unverantwortlicher Stellen. Das Kulturgewissen lehnt sich auf gegen absichtliche Entstellung der Tatsachen; der immer wieder erneut anzutretende Wahrheitsbeweis dafür, daß wir den Krieg nicht gewollt haben, daß er uns aufgedrängt wurde, ist selbstverständlich und notwendig, und ganz gewiß wird die Erschließung der Quellen — der Schriftenwechsel, diplomatischer Noten — diese Auffassung in späteren Zeiten nur vertiefen können. Aber daneben muß der Krieg gesehen werden unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit, d. h. als der Ausdruck eines Willens, der über einzelne, über deren Hemmungs- oder Förderungsversuche hinausgreift, der das Weltgeschehen leitet und die Völker zu Trägern überzeitlicher Absichten und letzter Entwicklungsmöglichkeiten macht. Ein Verständnis nach dieser Richtung kann Kjelléns Buch vermitteln.

Das Werk des Gelehrten gibt einen Überblick über die acht Großmächte der Erde; Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Deutschland, England, die Union, Rußland und Japan werden in ihrer Entwicklung gezeigt. Es werden die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen, die Wurzelkräfte und die Zukunftsaussichten der staatlichen Gebilde aufgedeckt, die „die Aristokratie und Oberklasse der Staaten" bilden, „mit schwankenden Grenzen und unbestimmten Privilegien, aber mit faktischem Einfluß erster Ordnung auf die politische Welt". Was ihnen nach der Deutung des Verfassers einzig ihre Großmachtstellung gibt, ist in dem Worte ausgedrückt: „Keine Macht hat im Grunde genommen ein anderes Recht auf das Adelsdiplom der Geschichte als das, welches in der eigenen Kraft und dem Willen zur Macht liegt." Vielleicht wird manchem Leser des Buchs der Wertakzent zu stark gerade auf den Machtgedanken gelegt sein, den liberale Staatstheorien als überwundenes, der Epoche des Absolutismus angehörendes Kennzeichen des Staates ansehen möchten. Wenn Kjellén das treibende Moment staatlicher Entwicklung in dem gesteigerten Machtwillen erkennt, so hat er dafür Belege in dem gegenwärtigen Staatensystem selbst. China z. B. hat alle Möglichkeiten einer Einreihung an erster Stelle: Ausdehnung, Bevölkerungszahl, Lage am Meer und ökonomische Bedingungen des Landes, und nur die gesteigerte Energie fehlt, die diese Möglichkeiten zu aktiver Einheit verbindet. Man geht wohl nicht fehl, wenn man aus des Forschers Beweisführung einen starken Einfluß Rankes heraushört. Mit dessen Nachfolgern, der historisch-politischen Schule, teilt er nicht nur die Bewertung der Staaten nach dem „mit reichlichen Machtmitteln ausgestalteten Willen", sondern auch den unbedingten Wunsch nach Objektivität, Unvoreingenommenheit. Ohne Lob und Tadel, lediglich aus den Bedingungen der historisch gewordenen Zusammenhänge werden die Schwächen und Gefahren, aber auch die besonderen Kräfte eines jeden Staates aufgezeigt. Diese unbeeinflußte Sachlichkeit könnte man als die Ruhe des unbeteiligten Zuschauers erklären, der einem Staatswesen — Schweden — angehört, das selbst nicht an dem Wettbewerb der Großmächte teilnimmt. Aber daß diese Ausgeglichenheit doch mehr, daß sie der vom rein wissenschaftlichen Interesse geleitete Erkenntnisdrang ist, zeigt sich an der leidenschaftslosen, übergerechten Beurteilung Rußlands, die dem Schweden doch nicht ohne weiteres selbstverständlich sein kann. Der „Cäsarismus als die natürliche Staatsform" Rußlands, die Verbindung von Staat und Kirche und die daraus erwachsende Stellung des Zaren

Digitized by Google

werden ebenso als diesem Staate natürliche Lebensformen entwickelt wie der republikanisch verdeckte Monarchismus Frankreichs oder die persönlichkeitsberaubte Hingabe des Japaners an den Staat. So charakterisiert denn der Historiker seine selbstgestellte Aufgabe: „Von unserem abseits gelegenen Beobachterplatz wollen wir daher in diesen Blättern eine Art Revue über die gewaltigsten Offenbarungen des Staatslebens in der Jetztzeit abhalten, soweit unser Blick reicht. Eine nach der andern werden sie mit ihren starken und ihren schwachen Seiten an unseren Augen vorüberziehen." Was in dem vorliegenden Buche in monographischer Darstellung gegeben ist, das politische und ökonomische Leben jedes Staates im besonderen, soll hier in ein paar Beispielen nebeneinander gestellt werden. Indem einzelne Querschnitte gezogen, an einzelnen den verschiedenen Kapiteln entnommenen Beispielen Vergleiche ermöglicht werden, ist vielleicht das durch Bündnis oder Gegnerschaft hervorgerufene Aufeinanderangewiesensein am deutlichsten gekennzeichnet.

Das zeigt sich bereits bei den Kapitelanfängen. Ein hervorragender Wert des Buches liegt in den kleinen unscheinbaren statistischen Überblicken, die jedem Hauptabschnitt vorangestellt sind. Die Ausdehnung des Landes und die Bevölkerungsziffer, absolute und relative Zunahme derselben, Ausdehnung der Eisenbahnen, des Handels, Größe von Handelsmarine, Flotte und Heer und ähnliche Aufstellungen sprechen die unbestechliche, eindringliche, aber auch erregende Sprache der Zahlen. In dieser Materialsammlung, dem Ergebnis sorgsamer Zusammenstellungen, kann der Grund gesehen werden, warum für manchen die Lektüre des Buches eine vielleicht fast unerträgliche Spannung und Erregung herbeiführen wird. Da lesen wir: Friedenspräsenzstärke — Rußland: 1 400 000, Frankreich 600 000, Japan 600 000, Deutschland etwa 800 000, Österreich 425 000. Die Kriegsflotte Englands 1 640 000, Frankreichs 500 000, Deutschlands 730 000, Österreichs 175 000. Die gesamte Heeresstärke der vier gegen uns verbündeten Großmächte zählt danach im Frieden 2 855 000 Mann gegenüber 1 215 000 bei Deutschland und Österreich-Ungarn; die Flotte der Ententemächte und Japans 2 715 000 Tonnen gegenüber 905 000 der beiden deutschen Mächte. Wenn wir die äußeren Stärke- und Größeverhältnisse der gegnerischen Staaten einfach summieren und mit den Massen, die wir und unsere Verbündeten aufbringen, schematisch vergleichen sollten, so könnten wir verzweifeln. Aber das Werk Kjelléns selbst bietet uns die Möglichkeit der seelischen Entspannung, indirekt lesen wir es aus jeder Zeile heraus: das Leben, die Entwicklung der Völker wird nicht von mechanischen, sondern von dynamischen Gesetzen beherrscht, was ein Volk zur Großmacht gestaltet und dadurch in den Wettbewerb um die größtmögliche Macht hineinzwingt, beruht auf Kraftquellen, die nicht meßbar sind, so sind die Quantitäten nur indirekte Maßstäbe und Hinweise auf Qualitätswerte.

Mit der bloßen Festsetzung eines Machttriebes ist indessen die Stellung des Großstaats in der Welt und sein Verhalten zu den übrigen Staaten nicht erklärt; seine Wirkungs- und Ausbreitungskraft beruht nicht auf einem unbewußten und unerklärbaren Instinkt, sondern ist an gewisse Vorbedingungen geographischer, wirtschaftlicher oder national-psychologischer Art gebunden. Hier ist wohl der Anlaß zu einer Folgerung gegeben, zu der das Buch Kjelléns auffordert. Unwillkürlich schließt man: Weil erst so viele Komponenten das Kompositum „Staat" schaffen, können Kreuzungen verschiedener Interessen eintreten und darum auch zwischen Staaten Bindungen schaffen, die befremdlich und bisweilen fast sinnlos wirken.

Digitized by Google

Bündnisse sind sinnvoll und innerlich berechtigt, je nachdem sie das Wesen der zusammengehenden Staaten schützen, den geheimen Kern und die letzten Absichten der betreffenden Staatsgebilde unangetastet lassen; die Koalitionen aber entstammen einer kurzsichtigen Augenblickspolitik, die nur einen Teil gemeinsamer Forderungen befriedigen und den notwendigen Bruch nach der Erfüllung eines Teilerfolges darstellen. Für diese Einsicht gibt das vorliegende Werk eine Menge von Beispielen. Aus der Bündnispolitik der letzten Jahrzehnte sei hier nur hervorgehoben, was gegenwärtig unsere stärkste Anteilnahme erweckt. Eingehend wird die politische Lage Frankreichs um die Jahrhundertwende geschildert: die Störung der ägyptischen Pläne Frankreichs durch England, der Zusammenbruch all der Aussichten, die mit Erbauung des Suezkanals und der französischen Kolonisation des Nillandes verknüpft waren. Damals stand Frankreich am Scheidewege: sich gegen Englands Eingriffe zur Wehr zu setzen, was nur mit Hilfe Deutschlands möglich gewesen wäre, oder die Feindschaft gegen Deutschland beizubehalten und auf die Machterweiterung in Afrika zu verzichten; Aufgeben Ägyptens oder der Ansprüche auf Elsaß-Lothringen war die Frage, vor der um 1900 die auswärtige Politik Frankreichs stand. Delcassé war es, der unbedingt einer deutschfreundlichen Politik entgegenarbeitete und die Entente mit England betrieb, das sich nun in Ägypten einrichtete und Frankreichs Stellung in Marokko stärkte. Der von Lob und Tadel ganz absehende Berichterstatter überläßt es uns zu beurteilen, was zielbewußte Politik zu erstreben gehabt hätte: Festhalten an einem innerlich bereits gewonnenen, erarbeiteten Lande oder Festhalten an einem überlebten, durch jahrzehntelange Kulturzusammenhänge geschwächten, nur künstlich entfachten Revanche-Gedanken. War hier eine Nichtachtung der Lebensinteressen einer Nation festzustellen, so besteht eine Verletzung des Geistes dieser Nation in dem russisch-französischen Bündnis. Dafür nur ein dem Kjellénschen Buche entnommenes Beispiel: Das Anwachsen der russischen Bevölkerungsziffer, stark durch die Geburtenzahl, herabgemindert durch die große Sterblichkeit, deutet auf einen vollkommenen Gegensatz zu der spärlichen Zunahme und sorgsamen Pflege des Lebens in Frankreich hin. „Rußlands natürliche Zunahme ist auch unerhört, ein ‚Fiebertypus' (Mayr) mit starkem Verbrauch von Menschenmaterial, was ebenso sicher auf anthropologische Jugend oder niedrige Kultur hinweist, wie die Stagnation Frankreichs hinsichtlich der Bevölkerung Alter und Überkultur bezeichnet." Die Koalition zwischen England und Rußland wird ständig nicht nur aus den Interessen, sondern auch aus dem Wesen der Völker als unnatürlich erklärt: „In Wirklichkeit ist Rußland infolge seiner Massivität weitaus die kontinentalste unter den Großmächten — im Guten wie im Bösen der diametrale Gegensatz zu England, welches das Extrem des maritimen Typ repräsentiert."

Wie aus diesen Beispielen deutlich wird, schafft die geographische Lage zwei besondere Großstaattypen, den der Konzentration — sie besteht in Sammlung aller Kräfte, Arbeitsgemeinschaften und Unternehmungen zu einem geschlossenen Zusammenhang (Rußland) — und den der „planetarischen Situation", Entwicklung eines politischen und wirtschaftlichen Systems über die Erde (England). Der erste Typ ist bedingt durch die Ausdehnung Rußlands in der weiten Ebene, das Fehlen jeder natürlichen Grenze nach Asien hin. Die insulare Lage Englands macht die Erschließung natürlicher Hilfsquellen außerhalb des Mutterlandes zu einer Notwendigkeit. Werden in dieser Beweisführung die Ideen der politischen

Digitized by Google

Geographie Ratzels aufgenommen und fast der Geschichtstheorie Helmolts benachbart, der aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes seine gesamte Geschichte ableiten möchte, so ist doch von Kjellén jede Einseitigkeit vermieden, da neben der Geographie des Landes seine wirtschaftlichen und historisch-politischen Entwicklungsmomente berücksichtigt werden.

Die wirtschaftliche Lage kann den Expansionsdrang eines Staates erregen, wo ein an sich armes Land einem schnellwachsenden Volke keine natürliche Bedürfnisbefriedigung gewährt. Seitdem der Auswanderung der Japaner, dieser „auf Jahre hinaus ausgedehnten Sachsengängerei" durch Amerika entgegengearbeitet wird, ist Erwerbung von Neuland zu einem Erfordernis geworden. Was in Japan den Anlaß zu der schlechten Wirtschaftslage gibt, die starke Anspannung der Finanzkräfte für militärische Leistungen, wird zu einer Katastrophe in einem wirtschaftlich so unentwickelten Lande wie Rußland, das seine aktive Handelsbilanz nur herbeiführt durch den Getreideexport und damit die Unterernährung des Volkes. „Auf dem fruchtbarsten Boden Europas fehlt es dem Volke an Brot." Die Enteignung aller Quellen des Reichstums zugunsten der Staatskasse, das Branntweinmonopol bewirken „das hungernde Rußland", ein glänzendes Staatsbudget auf dem dunkeln Hintergrund tiefer sozialer Not. Bauernrevolten, ein korrumpiertes Beamtentum und eine aus den untersten Schichten der Gesellschaft aufsteigende Intelligenz sind die Kennzeichen der dagegen sich auflehnenden sozialen Revolution.

Deutschland bietet das Beispiel eines Staates, der die Mittel zu den notwendigen militärischen Rüstungen aus eigener Kraft aufbringt, ohne die Krisen Japans oder gar den inneren Zusammenbruch Rußlands. In einer bisher in der Weltgeschichte noch nicht vorgesehenen Art hat es seinem Ausdehnungsdrang die neue Ausdrucksform geschaffen, die sich aus der Wesenheit Deutschlands restlos ableiten läßt. Aus der Gründung des Reichs und seiner Einreihung in die Großmächte waren Voraussetzungen gegeben, die über die Absichten des Staatsgründers, Bismarcks, hinausragten. Hören wir Kjellén: „Sie wiesen nach dem Meere, nach der Seemacht hin, nach großen Märkten und nach fernen Zielen für das größere Deutschland. Den Blick besessen zu haben, diese Konsequenz zu sehen, und den Mut, an sie zu glauben, das ist der staatsmännische Einsatz Wilhelms II. in die Geschichte des Vaterlands und der Welt." — Aber ein derartiger welthistorischer Vorgang ist letzten Endes nicht möglich ohne die Bereitwilligkeit des Volkes, — und hörten wir in den Ausführungen vom „größeren Deutschland" Rohrbachs Stimme hindurchklingen, so in dieser Beurteilung Wilhelms II. Naumanns Glaube an das „demokratische Kaisertum". Darum sind die treibenden Kräfte eines Staates hervorgerufen durch den besonderen Nationalcharakter des Volkes. An dem Beispiel Amerikas wird gezeigt, wie eine steigende wirtschaftliche Entwicklung den Glauben eines Volkes an sich selbst stärken, sein Selbstgefühl zu dem Wunsche steigern kann, durch äußere Expansion sein inneres Erstarken sichtbar zu machen. Dieser nicht aus wirtschaftlicher Notwendigkeit erzeugte, daher letzten Endes unorganische Imperialismus ist nur abzuleiten aus der Eigenart der Nation, diesem Ergebnis einer Entwicklung, einer Geschichte, einer Reihe von Kämpfen und Erfolgen. Die Nation beruht nicht lediglich auf rassenhaften Elementen, sie kann verschiedene Naturanlagen überbrücken durch eine höhere Einheit. Der Gegensatz von Natur- und Geisteswelt, er findet in der Nation seine letzte Überwindung.

Digitized by Google

Das Werden einer Nation in der Gegenwart ist nirgends so deutlich wie in den Vereinigten Staaten, wo die verschiedenen Völker Europas, etwa 150 verschiedene religiöse Bekenntnisse keine Zersplitterung herbeiführen, sondern ein auf Auslese (Ausstoßung der Neger) beruhendes neues Volk erzeugen, eben die Amerikaner, und von dieser Volkseinheit aus das großzügige Machtprogramm des „Panamerikanismus" entwickeln, das die romanischen Staaten Südamerikas dem Herrschaftstyp unterordnet und die rein angelsächsischen Gebiete (Kanada!) schließlich dem neuen Nationalcharakter amalgamiert. An glänzend gewählten und ausgelegten Beispielen wird nachgewiesen, daß die Herrschaftsvölker der Erde fast stets aus Rassenmischungen hervorgegangen sind, daß die verschiedenen anthropologischen Einflüsse dem Volkscharakter Spannkraft und Vielseitigkeit verleihen und der Instinkt der Zuchtwahl hier aufsteigende oder sein Fehlen sinkende Neigungen schafft. — So ist schließlich die Erklärung bei letzten psychologischen Deutungsversuchen angelangt. Die Natur des Landes hat mitgewirkt an den Wesenmerkmalen des Russentums. Die schon in der großen Ländermasse liegende Eintönigkeit wird verstärkt durch „das fehlende Gegengewicht des Meeres, des Elements der Bewegung, der Heimat, der Freiheit, der Unternehmungslust und frischen Winde". Der Volkscharakter geht „mehr in die Breite als in die Tiefe, hat im Grunde etwas Phantastisches und Uferloses", und die Müdigkeit des Wesens läßt alle Ansätze zu einer Reform, läßt revolutionäre Bestrebungen im Keime ersticken, ist indirekte Stärkung der unterdrückenden Gewaltherrschaft.

Die Erfassung und Wiedergabe der Eigenart jedes Volkes steigert sich zu höchster Kraft bei der Zeichnung der französischen, der englischen, der deutschen Art. Hier werden alle Einwirkungsmöglichkeiten, Land und Lage, wirtschaftliche und rassenhafte Züge beleuchtet, um aus ihnen den einheitlichen Begriff der Nation abzuleiten. Wir sehen den Franzosen, den geborenen Westeuropäer, von hoher Kultur, die auch auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens einzuwirken imstande ist, die ertragfähige, von Geschmack und Feinheit erzeugte Exportartikel schafft und den nationalen Reichtum in raschem Tempo steigert. Aber diese Blüte ist das Ergebnis eines müden, nicht mehr konkurrenzfähigen Volkes. Das schnelle Reichwerden wird nur zu dem Zwecke ausgenutzt, sich möglichst früh zur Ruhe zu setzen. Das französische „Rentnerideal" ist Ausdruck dieses wirtschaftlichen Verzichts. Der Rückgang der Geburten ist darum auch nicht auf wirtschaftliche Not zurückzuführen, sondern auf psychologische Ursachen, ist Verlust des Willens, „sich selbst durch alle Zeit hindurch zu erneuern". Der Historiker sieht darin die Dekadenzerscheinung, die imstande ist, Frankreich den Stempel der Großmacht auf die Dauer zu nehmen.

Demgegenüber ist der englische Volkscharakter von einer fast unanfechtbaren Normalität. Die englische Nationalität hat ehemals gegensätzliche Bestandteile zu einer Einheit verschmolzen, die „nicht das höchste Menschenideal, aber sicherlich das politisch brauchbarste darstellt durch seine Anziehungskraft auf den menschlichen Durchschnitt".

Aber diese Selbstsicherheit wird erschüttert durch einen neuen Menschheitstyp, den deutschen. In ihm kreuzen sich Anlagen und Fähigkeiten, Strebungen und Gedanken, die nichts von dem frühzeitigen Ruhebedürfnis des Franzosen und nichts von der nüchternen Selbstzufriedenheit des Engländers haben. Es fehlt dem deutschen Volk, als Gesamtheit genommen, die formale Ausgeglichenheit, die dem

Digitized by Google

Franzosen aus seinem Romanentum und dem Engländer aus der Herabstimmung seiner Anlagen auf ein Mittelmaß erwächst, das Volk ist überschäumend, gespannt, im Aufstieg. „Während das französische Volk seine Ersparnisse in Staatsobligationen anlegt, steckt das deutsche die seinigen in neue Unternehmungen. Dies ist der Unterschied zwischen einer stagnierenden und einer pulsierenden Gesellschaft."

Die Fähigkeit und der Wille zum Wettbewerb macht Deutschland den Engländern unbequem; sie wollen keinen Konkurrenten auf dem Weltmarkt, und daraus ergibt sich der unabwendbare, notwendige Gegensatz der beiden Staaten. Von innerer Verwandtschaft und freundschaftlichem Zusammengehen konnte nur träumen, wer sich einen ideellen, praktisch unwirksamen Begriff vom allgemeinen Germanentum gezimmert hatte. Das Staunen, die Überraschung über das falsche Albion jetzt sind vielleicht die deutlichsten Zeugen der Gegenwart für das, was man den deutschen Idealismus genannt hat, — seine Schwäche; aber auch seine Stärke, wo er als weltwirtschaftliches Prinzip auftritt. Deutschland nahm seinen Großmachtposten und gleichzeitig seine Stellung auf dem Wirtschaftsmarkt der Welt ein, als die Erde vergeben, für Landerwerb wenig wertvolles Gebiet übrig war; aber wenn man an einen geheimen Sinn und letzte Zweckabsichten des Weltgeschehens glauben will, so muß man's hier. Denn durch die äußeren Umstände selbst wurde Deutschland genötigt, seine Expansionskraft rein geistig zu entwickeln, seinem Unternehmer- und Erfindergeist die intellektuelle Durchdringung bereits besetzter Gebiete zu sichern, in einen rein ideellen Wettbewerb zu treten. Kiautschou, die Bagdadbahn, die industriellen Betriebe in Marokko sind Zeugnisse dieses neuesten Erobertyps der Erde. Der Rentnerstaat Frankreich ist der Gläubiger, der Kolonialstaat Großbritannien der Kaufmann, der Unternehmerstaat Deutschland aber der „moralische Eroberer" der Welt. Darin liegt seine Mission für die Zukunft und in der Bekämpfung dieses friedlichsten Strebens mit äußeren Waffen die moralische Schuld Englands. Das sagt nicht der von Haß und Liebe gleich entfernte schwedische Historiker, aber das lesen wir Beteiligten aus seinen Ausführungen heraus, und so ist es die Wertung nach solchen rein innerlichen, seelischen Maßstäben, denen auch er Erfolg oder Mißlingen in der Zukunft verheißt. So heißt's von den Deutschen: „Es ist ein Volk, das nicht nur auf der Höhe der Kultur, sondern auch auf der der Lebenskraft und des Lebensmutes steht. Aus solchem Stoff werden Weltmächte geformt." Der Schüler Rankes muß zum Schluß die Bedeutung der „geistigen Kräfte" und „moralischen Energien" anerkennen, in denen der Meister der Geschichtsschreibung „das innerste Geheimnis der Weltgeschichte" sah. An einer durch die Moral geschriebenen Zielsetzung haben die Weltmächte ihre Aufgabe für die Zukunft einzurichten: Gegen niedrige Kulturen des Ostens auf dem Wachtposten zu stehen, — das ist „die geschichtliche Signatur und das politische Pathos der ältesten Großmacht", Österreichs. Aus inneren Gründen wird Deutschland der natürliche Repräsentant Mitteleuropas. Es übernimmt die „kulturelle Führerrolle als Verwalter des Erstgeburtsrechts Europas". Und so wird schließlich der Imperialismus an sich als ethische Aufgabe gefaßt: „Dies ist das innere Geheimnis des modernen Imperialismus: nicht bloß ein Streben nach materiellem Gewinn oder nur ein Wille zur Macht, sondern das Verantwortlichkeitsgefühl einer Mission für die Menschheit". Wir stimmen dem Verfasser nur innerlichst zu, wenn er die Bedeutung des Weltwillens in dem Wort zusammenfaßt:

Digitized by Google

„Macht ist überhaupt nicht das letzte Wort der Geschichte, sondern Kultur, geistige sowohl wie materielle, moralische ebenso sehr wie physische. Die Mächte, ohne Selbstzweck, sind Werkzeuge, deren sich die Geschichte bei der Kulturarbeit bedient."

Probleme der Arbeitsbeschaffung.

Von

Dr. Marie Bernays.

Nachdruck verboten.

Die entscheidenden Aufgaben der Volkswirtschaft in Kriegszeiten sind die Organisation des Geldmarktes und die Organisation des Arbeitsmarktes. Während die Sorge für die finanzielle Wehrfähigkeit des Deutschen Reiches ganz ausschließlich auf den Schultern von Männern — den leitenden Persönlichkeiten unserer großen Kreditinstitute — ruht, findet in den Bestrebungen zur Organisation des Arbeitsmarktes die sozialpolitisch geschulte Frau ein reiches Feld freiwilliger Tätigkeit.

Den Vorschlägen des „Bundes deutscher Frauenvereine" folgend, haben in vielen Groß- und Mittelstädten Deutschlands die Frauenvereine ihre Arbeit während der Kriegszeit der städtischen Arbeitsvermittlung angegliedert. Die Aufgabe ist überall dieselbe: einer möglichst großen Zahl von Menschen dazu verhelfen, durch Arbeit sich während der Dauer des Krieges selbst zu erhalten; die Schwierigkeiten sind überall die gleichen: eine erschreckende Unstimmigkeit zwischen Qualität und Quantität von Angebot und Nachfrage.

Von der herzzerreißenden Not der plötzlichen Arbeitslosigkeit in unseren Riesenstädten sollen die Frauen berichten, die ihr Auge in Auge gegenüberstehen; die Millionenstadt hat ihre eigenen Aufgaben und eigene Wege zu ihrer Lösung. Aber auch in den mittelgroßen Städten haben wir beim Versuch der Regelung des Arbeitsmarktes neue Fragen und Bedenken vor uns, deren wichtigste hier kurz in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung besprochen werden sollen.

Jeder von uns, der die Vorgänge auf dem Arbeitsmarkte seit Erklärung der Mobilmachung verfolgt hat, wird sich klar sein, daß von den beiden Aufgaben, die die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit stellt: Arbeitsbeschaffung und Arbeitsvermittlung, die erstgenannte die bei weitem schwierigere ist.

Die Hindernisse der Arbeitsvermittlung im engeren Sinn sind vorwiegend psychologischer Art: mangelnde Anpassungsfähigkeit und geringe Zuverlässigkeit bei vielen Arbeitnehmerinnen, Fehlen jegliches sozialen Verständnisses bei einem ebenso großen Teil der Arbeitgeberinnen, unsere eigene beschränkte Kenntnis der Volkspsyche und ihrer Triebkräfte.

Besonders die jetzt ebenso wie in Friedenszeiten außerordentlich bewegliche Schar von Hausangestellten niederen Grades und ihre kleinbürgerlichen Arbeitgeberinnen liefern reiches Beweismaterial für diese Behauptungen und lassen manchen Zweifel an der „Vernunft" unserer hauswirtschaftlichen Einrichtungen aufkommen. Da aber der stetig an uns vorüberflutende Strom von Küchen-, Haus-, Lauf- und Alleinmädchen sich immer wieder mit gewisser Regelmäßigkeit in die unzähligen kleinen Kanäle der Privatwirtschaften verteilt und die Entlassung der qualifizierten Dienstboten in mittleren Städten[1]) bis jetzt keineswegs einen irgend

[1]) So hat beispielsweise eine Stadt von der Größe Mannheims noch eine das Angebot übersteigende Nachfrage nach qualifizierten Dienstboten.

Digitized by Google

nennenswerten Umfang angenommen hat, scheint der Dienstbotenberuf in Kriegszeiten keine besondere, in Friedenszeiten nicht auch sichtbare Problematik zu besitzen. —

Durch die ihm notwendig folgende „Demobilisierung" des Arbeitsmarktes ruft aber der Krieg ganz neue Formen weiblicher Arbeitslosigkeit hervor, die durch zwei sehr verschiedene Gruppen von Arbeitsuchenden repräsentiert werden.

Wir sehen vor allem eine schier endlose Reihe jüngerer oder älterer Frauen vor uns, die wegen Einberufung oder wegen Arbeitslosigkeit des Mannes gezwungen sind, Arbeit zu suchen. Seit Jahren oder oft auch Jahrzehnten nur im eigenen kleinen Haushalt oder mit gelegentlicher Heimarbeit beschäftigt, wird es ihnen zumeist sehr schwer, sich an regelmäßige Tätigkeit zu gewöhnen. Die psychologischen Schwierigkeiten der Arbeitsvermittlung sind hier vielleicht am größten. Wie konnte in der Frau, die ihr „Nur-Hausfrauentum" dem außerhäuslichen Gelderwerb gegenüber als Zeichen sozialen Ranges wertete, ein Verständnis für „Berufsverpflichtung" aufwachsen, das die Voraussetzung der Zuverlässigkeit in der Arbeit ist?

Unter diesen arbeitsuchenden Frauen, die man ihrer Leistungsfähigkeit nach oft am liebsten als „halbe Kräfte" bezeichnen möchte, sind wirtschaftlich diejenigen am besten daran, deren Mann im Felde steht. Die fast immer durch die Städte erhöhte Reichsunterstützung schützt sie und ihre Kinder vor der äußersten Not; die freiwilligen Spenden fließen natürlich ihnen am häufigsten zu. Sie sind weniger dringend zum Verdienst gezwungen als die Frau des durch den Krieg arbeitslos gewordenen Mannes, dem nur selten Hilfe gewährt wird, und der mit seiner Familie leicht in die bitterste Armut gerät.

Neben diesen „Gelegenheitsarbeiterinnen" — wie wir sie der Kürze halber nennen wollen —, steht als wirtschaftlich und psychologisch sehr verschiedene Gruppe die große Anzahl der „Berufsarbeiterinnen", die als ständige qualifizierte Arbeitskräfte ihres „täglichen Brotes" sicher zu sein glaubten und nun verzweifelt auf die Trümmer der mühsam aufgebauten Existenz blicken. Auch ihre Reihe ist lang und trostlos: sie führt von der Kochfrau „die sonst jeden Abend bestellt war", der Zigarrenmacherin „20 Jahre in derselben Fabrik", der Näherin und Schneiderin mit regelmäßiger Kundschaft zu den Buchhalterinnen und Kontoristinnen, die ihre Vertrauensposten verlassen mußten, den Direktricen, deren hohe Gehälter plötzlich aufhören, und reicht hinauf in die qualifiziertesten Berufe: zur Lehrerin und Schauspielerin.

Uns, die wir an den wirtschaftlichen und seelischen Wert der beruflichen Bildung auch für die Frau glauben, bringt diese zweite Gruppe von Arbeitsuchenden vielleicht das traurigste Erleben. Etwas von dem inneren Leiden, der heimlichen Empörung, die sich im Gesicht des von Fabriktor zu Fabriktor wandernden stellenlosen Qualitätsarbeiters spiegelt, blickt auch aus den Augen dieser Frauen auf uns. Sie können es nur schlecht begreifen, daß ihr mit äußeren und vielleicht auch inneren Opfern errungenes Können, dessen Besitz oft auch den inneren Reichtum eines sonst armen Lebens ausmachte, jetzt plötzlich auf dem Arbeitsmarkt wertlos sein soll. Sie haben mehr zu verlieren als den augenblicklichen Lebensunterhalt; denn der Berufsstolz war ihnen seither Führer und Bewahrer und er droht zu zerbrechen.

Wir empfinden es als besondere Tragik, daß gerade den Qualitätsarbeiterinnen jedes Standes, diesem neuen, mit Freuden von uns geförderten Frauentyp, heute so schwer zu helfen ist. Die Nachfrage auf dem weiblichen Arbeitsmarkt erfährt in Kriegszeiten eine eigentümliche Veränderung. Von den vielen „Gehäusen", die der Mensch sich erbaute, um sein Wirtschaftsleben darin zu betreiben, fällt langsam eines nach dem andern vorübergehender Bedeutungslosigkeit anheim. Mangel an Rohstoffen, Abberufung der männlichen Arbeitskräfte, Ausbleiben der Kundschaft führt zur Verkleinerung vieler Betriebe. Nur das älteste und wirtschaftlich primitivste Gebilde, der Einzelhaushalt, bleibt bestehen; er stellt im Prinzip fast die alleinige Nachfrage nach Arbeitskräften in kleineren und mittelgroßen Städten dar. Gerade dieser Nachfrage aber kommt das Angebot der qualifizierten Berufs-

Digitized by Google

arbeiterinnen durchaus nicht entgegen. Selbst die primitive Kenntnis der häuslichen Verrichtungen, die die Frau aus dem Volke mitbringt, fehlt ihnen oft; ihr gepflegtes Äußere verrät die mangelnde Gewöhnung an grobe Arbeiten; an Bildung und persönlicher Kultur stehen die Berufsarbeiterinnen oft über dem Durchschnitt der kleinbürgerlichen Arbeitgeberinnen, und auch die Frauen der besitzenden Kreise finden sich leichter dazu bereit, ausnahmsweise einmal eine „arme Frau, deren Mann im Felde steht", zu beschäftigen, als einer Berufsarbeiterin ein anständiges Unterkommen, das nicht nur „Almosen" ist, während einiger Monate zu verschaffen.

Bei dem Versuch, den Gelegenheitsarbeiterinnen sowohl wie den stellenlosen Berufsarbeiterinnen Verdienstmöglichkeiten zu eröffnen, richtet sich unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die bekannten Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Allerdings hat auf diesem wichtigen sozialpolitischen Gebiet bis jetzt nur die männliche Arbeitslosigkeit eingehende Beachtung gefunden und wir können für die Regelung speziell des weiblichen Arbeitsmarktes nur wenige Anhaltspunkte gewinnen. Soweit die Arbeitslosenfürsorge in kleinen und mittelgroßen Städten überhaupt schon eingeführt ist, entsprechen die Gelegenheitsarbeiterinnen niemals, die Berufsarbeiterinnen nur zum Teil den Bedingungen, die Voraussetzung der Arbeitslosenunterstützung sind. Es bleiben die beiden anderen großen Hilfsmittel im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit: die Notstandsarbeiten und die Überführung der Arbeitslosen in andere Berufe.

Welche Arbeiten kommen als „Notstandsarbeiten" für die weiblichen Arbeitslosen überhaupt in Betracht? Können wir hoffen, durch ihre Inangriffnahme der Not der Arbeitslosigkeit wirksam zu begegnen?

Notstandsarbeiten sind bekanntermaßen stets im Tagelohn unter Aufsicht ausgeführte unqualifizierte Arbeiten, zu denen jeder einigermaßen gesunde Mann — besser oder schlechter — fähig ist: vor allem Erdarbeiten, die die Stadt oder ein größerer Kommunalverband zu vergeben haben. Die Zweckmäßigkeit der Einführung von Notstandsarbeiten für Männer ist in Friedenszeiten häufig von Sozialpolitikern bestritten worden. Man beklagt nicht nur ihre schlechte Rentabilität, man hebt auch hervor, daß jede Arbeit, bei der Anstrengung und Erfolg, d. h. hier Leistung und Lohn, in so gut wie keinem Zusammenhang stehen, demoralisierend auf die Arbeiter wirken müsse.

Für die Frauen läßt sich nur eine Art der Tätigkeit denken, die den männlichen Notstandsarbeiten wirklich analog ist, nämlich jede Form von Reinigungsarbeit, Putzen, Scheuern im Tagelohn. Die an grobe Arbeit nicht gewöhnte Frau wird dabei langsamer vorwärtskommen und rascher ermüden als ihre geübtere Gefährtin; ganz ebenso aber könnte es dem Monteur im Vergleich zum Ziegelarbeiter bei den Erdarbeiten ergehen. Das Wesen der Notstandsarbeit bleibt gewahrt: sie bedarf nur einer Anweisung, keiner Vorbildung, der Verdienst steht in keinem Zusammenhang mit dem höheren oder niederen Grad von Schnelligkeit bei der Arbeitsverrichtung. Die Anweisung des Kriegsministeriums, an Stelle der Männer Frauen in Halbtagsschichten zur Putz- und Scheuerarbeit in Lazaretten anzustellen, der in einigen Städten gemachte Versuch, weibliche Straßenkehrer zu beschäftigen, haben zu „Notstandsarbeiten" im eigentlichen Sinne geführt, die in dem letzteren Falle durch Einberufung der Männer ermöglicht wurden. Es leuchtet aber sofort ein, daß diese Arbeitsgebiete nur in sehr beschränktem Maße ausdehnungsfähig sind und nur einem kleinen Teil der weiblichen Arbeitslosen und zwar vorwiegend den weniger qualifizierten Unterhalt gewähren können.

Eine zweite mögliche Form der Notstandsarbeiten glaubte man in den sogenannten weiblichen Handarbeiten zu sehen, und versprach sich von der Einrichtung von Nähstuben einen großen Erfolg. Soweit die Näharbeit wirklich unter Aufsicht im Tagelohn ausgeführt wird, erfüllen die Nähstuben ihren Zweck und sind ein wertvolles Mittel zur Bekämpfung einzelner Fälle von Arbeitslosigkeit, vor allem bei Frauen und Mädchen aus gehobenen Volksschichten. Weiter hinaus geht die Bedeutung der Nähstuben nicht; die Einrichtung großer Ateliers mit zahlreichen Näherinnen würde

Digitized by Google

in kleineren Städten auf Schwierigkeiten stoßen und leicht als unlautere Konkurrenz angesehen werden. Wird aber die Näharbeit, wie es ebenfalls häufig geschieht, den Arbeitsuchenden mit nach Hause gegeben, so kann der wirtschaftliche Sinn dieser Abmachung ein recht verschiedener sein. Man erhält entweder eine geübte Näherin oder Schneiderin in ihrem Beruf — dann ist von Notstandsarbeit überhaupt keine Rede mehr — oder man bezahlt einen Tagelohn unabhängig von der Leistung, dann gewährt man eine verkappte Unterstützung, oder endlich man vergibt die Arbeit im Stücklohn und kommt dabei der Gefahr der Ausbeutung der Arbeitskraft wider Wissen und Willen bedenklich nahe. Wohlmeinende Stadtväter glaubten kürzlich einmal, das Ei des Kolumbus entdeckt zu haben, als sie als Notstandsarbeiten für jegliche Gattung weiblicher Arbeitsloser das Stricken von Soldatenstrümpfen für 50 *Pf.* pro Paar einführen wollten. Erst längeres Zureden konnte sie überzeugen, daß eine derartige Arbeit wohl eine kleine Vermehrung der Einnahmen für Hausmütter mit Kriegsunterstützung darstellen, für völlig auf ihre eigene Arbeit angewiesene Mädchen und Frauen aber eine der schlimmsten Formen gehetzter Heimarbeit bedeuten müsse.

Weisen wir noch einmal darauf hin, daß gerade die weiblichen Notstandsarbeiten den bis jetzt noch beschäftigten Arbeiterinnen durch Konkurrenz schaden können, so müssen wir uns gestehen, daß die Aussicht gering ist, durch Notstandsarbeiten der Arbeitslosigkeit in großem Maßstab zu steuern, wenn auch im einzelnen viele wertvolle Hilfe geleistet zu werden vermag. Entsprechend den Hauptformen, in denen die weibliche Arbeitslosigkeit uns entgegentritt, sollten unsere Bestrebungen nach verschiedenen Richtungen gehen:

1. Auf eine möglichst zahlreiche Beschäftigung von Frauen und Mädchen bei einfachsten Hausarbeiten. Die Gelegenheitsarbeiterinnen und manche Gruppen der Berufsarbeiterinnen würden so ihren Verdienst finden. Es ist zweifellos, daß diese Verdienstmöglichkeiten außerordentlich vermehrt werden würden, wenn das „Rote Kreuz" sein Prinzip der freiwilligen Hilfstätigkeit im Interesse der Erfordernisse der modernen Volkswirtschaft häufiger durchbräche.

2. Auf Einrichtung von Näh-, Stick- und Flickstuben, um einer kleineren Zahl geübter Frauen den Verdienst aus diesen Arbeiten teils zu erhalten, teils zu schaffen. Verkapptes Almosen und Vergebung von Heimarbeit im Stücklohn sollte dabei im Interesse der Arbeitnehmer möglichst vermieden werden.

3. Auf Unterstützung der qualifizierten stellenlosen Berufsarbeiterinnen durch Verschaffen von Freitischen, eventuell auch von Geldmitteln, Kleidung usw.

Da es sich als unmöglich erweist, alle Arbeitsuchenden in ihren gewohnten Berufen oder mit Notstandsarbeiten zu beschäftigen, liegt der Gedanke nahe, die stellenlosen Frauen soweit als möglich in die von den einberufenen Männern verlassenen Stellungen hinüberzuführen. Zu Beginn des Krieges schien man sich von dieser Umschaltung des Arbeitsmarktes viel zu versprechen und glaubte dadurch der Arbeitslosigkeit steuern und das Räderwerk des kapitalistischen Apparates im Gange erhalten zu können. Den weiblichen Schaffner ausgenommen, geht aber das Einrücken der Frauen in die Arbeitsposten der Männer viel langsamer vorwärts, als das Eindringen der deutschen Heere in feindliche Gebiete. Der Vormarsch der Frauen auf dem Arbeitsmarkt, namentlich auf dem Arbeitsmarkt von Industrie und Gewerbe, wird durch zwei Umstände aufgehalten. Der erste ist die mangelhafte Vorbildung speziell der gewerblich tätigen Frauen, ihre Unfähigkeit zur Ausfüllung von leitenden Posten. Während einerseits ein Überangebot qualifizierter Berufsarbeiterinnen herrscht, würden doch andererseits zahlreiche Frauen lohnenden Erwerb finden, wenn ihrer industriellen Schulung in Friedenszeiten mehr Beachtung geschenkt worden wäre. Betriebe, die großenteils Frauen beschäftigen, wie etwa Zigarrenfabriken, mußten schließen und Hunderte von Frauen wurden brotlos, weil keine von ihnen genügende Kenntnisse besaß, um den ins Feld gezogenen Meister oder Vorarbeiter zu ersetzen. Vielleicht lernen die Arbeitgeber aus dieser Erfahrung, wie sehr die bessere gewerbliche Schulung der Frauen auch in ihrem eigenen Interesse liegt.

Digitized by Google

Das zweite große Hindernis für eine Neuorganisation des gewerblichen Arbeitsmarktes sind die Arbeiterinnenschutzgesetze. Gleich zu Beginn des Krieges hat der Zentralverband Deutscher Industrieller um teilweise Aufhebung des Arbeiterinnenschutzes ersucht und ist, wie wir wissen, von der Regierung abschlägig beschieden worden. Hätten wir Frauen diese Antwort anders haben wollen? Zu einer Zeit wie die unsrige, wo die Frau als solche sich schon „geschützt" fühlt gegenüber den Gefahren, denen der Mann sich entgegenstellt, wo ihr aber auch das wertvollste Handeln, der Dienst fürs Vaterland, nur in bescheidenem Rahmen möglich ist, könnte es mancher von uns unnötig erscheinen, die Gesundheit der Frauen gegen das Interesse der nationalen Wirtschaft zu behüten. Setzt doch heute der Mann Leben und Gesundheit für das Vaterland aufs Spiel und sollte die Frau nicht das gleiche tun, soweit es ihr möglich ist, wenn auch nur zur Stärkung des Wirtschaftslebens? Diesen impulsiven Empfindungen gegenüber, die da und dort in Worten Ausdruck gefunden haben, gilt es darauf hinzuweisen, daß durch die Aufhebung der Schutzgesetze gerade diejenigen Frauen betroffen und gefährdet werden würden, die sowieso schon im Verhältnis zu dem, was sie haben, am meisten opfern: das ganze kleine schwer errungene, schwer bewahrte Glück von Heim und Familie, dessen Verlust ihnen durch nichts ersetzt werden kann. Mag auch die Beibehaltung der Arbeiterinnenschutzgesetze heute für uns ein kleines Hindernis im wirtschaftlichen Kampfe bedeuten, wir können sie trotzdem nicht aufgeben. Sie sind das Ergebnis eines jahrzehntelangen Ringens, sie gehören zu den Grundlagen unserer Sozialpolitik, sie sind ein wertvoller Bestandteil jener sozialen Kultur, die wir heute gegen Ost und West verteidigen. Weil wir nicht bloß ein großes Wirtschaftsvolk, sondern auch ein großes Kulturvolk sind, wollen wir nichts wissen von einer Verminderung des Arbeiterinnenschutzes.

Heimatchronik.

Wir haben von der Redaktion der „Hilfe" die Erlaubnis erbeten und erhalten, die „Heimatchronik" von Gertrud Bäumer abzudrucken. Vielen unserer Leserinnen wird es sehr lieb sein, sich durch diese Lektüre auch später noch an die Folge der Ereignisse und Stimmungen zu erinnern, die uns in diesen großen Tagen bewegt haben.

Dienstag, 25. August.

Die Flüchtlinge! Tausende haben bedrohte Gebiete des Ostens verlassen müssen. Mit eilig zusammengebündelten Kleidungsstücken, notdürftig verschnürten Kartons oder auch ohne alle fahrende Habe sind sie verladen, in Viehwagen, ja in die Tender der Lokomotiven, mit Kranken und Säuglingen in Zügen von über 60 Achsen 50 Stunden bis hierher gefahren. Man hat sie zunächst in Massenquartieren untergebracht und wird sie auf das Land und nach kleinen Städten weiter befördern, wo sie bleiben sollen, bis sie zurückkehren können. Die Beratungsstelle des Roten Kreuzes für Flüchtlinge stattet sie mit Kleidungsstücken aus, wenn ihnen solche fehlen. Dort drängen sie sich zu Hunderten und mehr. Lauter kleine Leute aus der Ackerbürgerstadt oder bäuerliche Stellenbesitzer, Blockwärter, Eisenbahnangestellte — meist Leute, die noch nie in Berlin gewesen sind. Viele haben hier Angehörige, die sie erst aufnehmen, aber doch nicht dauernd beherbergen können. Ein Fleischer aus Goldap mit sechs Kindern von ½ bis 14 Jahren kampiert bei seiner Schwester in Stube und Küche. Das ist ein typischer Fall. Man sieht, wieviel Zugezogene aus dem Osten Berlin schon hatte, darum drängen jetzt so viele hierher.

Digitized by Google

Aber vielleicht können sie bald zurück: der Kleinstadtfleischer zu seinen lebendigen Schweinen, von denen er mit Besorgnis und Stolz erzählt, und der kleine Bauer auf seine Stelle, wo vielleicht!! — noch die Ernte unter dem herrlichen Sommerhimmel auf ihn wartet.

Im übrigen klärt sich das Bild der organisierten Kriegswohlfahrtspflege mehr und mehr. Bis die laufenden städtischen Unterstützungen flossen, ging es von der Hand in den Mund, d. h. von der Hand der provisorischen Verteilung von Speisemarken und Lebensmittelgutscheinen unmittelbar in den Mund Hungernder. Das war für beide Teile ein Notbehelf, der mit Hast und Unruhe verbunden war. Jetzt fangen mehr und mehr die laufenden Unterstützungen an regelmäßig zu fließen. Sie decken die Not nicht, aber sie decken einen Teil, und man hat etwas festen Boden unter den Füßen, von dem aus man sich weiter umsieht.

Mittwoch, 26. August.

Die deutschen Universitäten sollen für Russen, Serben und Japaner gesperrt werden. Ist das richtig? Im Augenblick sagen Gefühl und Überlegung ja. Es ist ein fataler und empörender Gedanke, daß wir unseren Feinden einen Teil ihrer Waffen selbst geliefert haben. Und dennoch. Soll das Weltreich des deutschen Geistes durch Absperrungen verkleinert werden? Nach Rußland haben Hunderte das Feuer deutscher Wissenschaft getragen als Waffe gegen den asiatischen Geist, gegen das herrschende Regime, gegen die Knute. Soll der Kulturaustausch gebunden werden an politische Bündnisse?

Die Arbeitslosigkeit! Arbeitsreichtum ist bei Schlächtern, Bäckern, Brauereiarbeitern, Zimmerern, Böttchern, Sattlern und Schneidern. (Bei den 4 letzten Gruppen durch Militärlieferung.) Aber die Arbeitslosenheere sind viel größer. Von 88 000 organisierten Metallarbeitern in Berlin sind 11 000 arbeitslos. Von 52 000 Transportarbeitern 5000, von 27 000 Holzarbeitern 14 000, von 12 000 Bauarbeitern 2500. Diese drei größten Verbände sind mit ihren Ziffern zugleich bezeichnend für viele andere — ungerechnet die großen Scharen unorganisierter Arbeitsloser.

Mit den Frauen ist es verhältnismäßig noch schlimmer. Immer noch ruht die Damenkonfektion ganz. Und man wartet. Es muß ja einmal anfangen, wenigstens in kleinem Maßstabe, wenigstens mehr als jetzt.

Donnerstag, 27. August.

Volkskunstabende. Der Verband der Freien Volksbühnen hat einen Aufruf erlassen, in dem es heißt:

„In allen Nöten wird sich die Kunst als seelisches Bedürfnis der Volksgesundheit wirkend behaupten. Wohl ist die Verteidigung des Vaterlandes die erste aller Pflichten, die Aufrechterhaltung der materiellen Existenz des Volkes das dringendste Gebot; zugleich aber fordert die Stunde gebieterisch den Schutz aller geistigen Güter, die den Wert der Nation ausmachen. Darum rufen wir die ausübenden Künstler — Schauspieler, Rezitatoren, Sänger und Musiker — auf, jetzt mit ihrer Kunst ins Volk zu gehen. Hier werden sie noch eine große Aufgabe finden, hoffentlich auch eine kleine Hilfe gegen die allerschlimmste Not. Der Verband der Freien Volksbühnen wird für die weniger bemittelte Bevölkerung, insbesondere auch für die Arbeiterschaft Berlins in großen und kleinen Sälen, vor allem in Räumen, die uns der Magistrat von Berlin freundlichst zur Verfügung gestellt hat, regelmäßig sich wiederholende Volkskunstabende veranstalten. Das Eintrittsgeld wird 10 ₰ betragen. Das Programm dieser Abende soll sich von allem Platten und Oberflächlichen weit entfernt halten, es soll der geistigen Vertiefung dienen und der Stärkung der sittlichen Werte, die in unserem Volke lebendig sind. Die Daheimgebliebenen, Frauen und Männer, sollen den Gefahren der Vereinsamung und der Straße entzogen werden. Sie werden in Scharen kommen, um in Not und Betrübnis bei der Kunst Trost und Erhebung zu suchen. Unser Volk aber wird höchsten geschichtlichen Ruhm erwerben, wenn es auch in den Wettern

Digitized by Google

des Weltkrieges nicht aufhört, das Volk Goethes und Schillers, Beethovens und Mozarts zu sein. Wir bitten alle Opferwilligen, die öffentlichen Körperschaften und Organisationen um tätige Hilfe bei dem bedeutungsvollen Werk. Der Verband der Freien Volksbühnen."

Es ist in der Tat notwendig, irgend etwas gegen die seelischen Gefahren dieser Wochen zu tun und der inneren Bereitschaft zur Erhebung und Größe entgegenzukommen, die jetzt in ungezählten Seelen lebendig ist. Die üblen Volksunterhaltungen haben das Feld geräumt, das Gute kann kommen. Und es muß kommen, um die innere Unruhe, die dumpfe Sorge und Erwartung einmal aufzulösen in das reine Gefühl des Großen, das in unserem Volk geschieht. — — —

Es sind Ausfuhrverbote für Zucker und Leder erlassen. Das Leder braucht das Militär, und den Zucker behalten wir als ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die Hausfrauen mögen nur sehen, daß sie ihn ausnutzen, indem sie auch das geringstwertige Obst noch irgendwie verwenden.

Der Vaterländische Frauenverein (Preußen) hat an seine Zweigvereine einen Erlaß herausgehen lassen, der vor der freiwilligen Arbeit auf gewerblichen Gebieten warnt. Der Krieg ist für die Frauen, die sich um volkswirtschaftliche Dinge nicht kümmerten, eine große Lehre. Sie lernen Zusammenhänge fassen, die ihnen sonst ganz fern lagen. Wie entrüstet waren noch vor zwei Wochen die wohlmeinenden Damen, wenn man ihnen sagte, daß es besser sei, Abwaschfrauen im Lazarett zu bezahlen, als sich selbst zweimal in der Woche nachmittags hinzustellen und fürs Vaterland Teller zu waschen. Jetzt stehen an den Litfaßsäulen große Anschläge: „Lohnende Näharbeit vermittelt der Vaterländische Frauenverein."

Freitag, 28. August.

Berlin hat eine Arbeitslosenunterstützung eingeführt und eine halbe Million pro Monat dafür ausgesetzt. Die freien Berufe sind eingeschlossen. Wenn auch die Unterstützung (4 ℳ wöchentlich für den Alleinstehenden, 5 ℳ für den Familienernährer bzw. die -ernährerinnen) nicht hoch ist, so schützt sie mit allem anderen zusammen gegen die unmittelbare Not. Die Stadt Berlin hat damit ein Beispiel gegeben, das hoffentlich Nachfolge finden wird.

An der geistigen Vereinheitlichung unseres Volkes arbeiten alle inneren Kräfte, und ihre Wirkungen zeigen sich hier und dort in vielen kleinen Zügen. Der Ausschluß der sozialdemokratischen Presse und Literatur aus dem Heer ist in Bayern aufgehoben. Der kirchlich-liberale Zentralverein in Berlin ermahnt seine Mitglieder, sich in dieser Zeit parteipolitischer Kämpfe zu enthalten. Jeder fühlt von selbst die Belanglosigkeit aller Parteifragen angesichts der großen Volksfrage: Sieg oder Untergang.

Die Stadt Breslau bestimmt 16 Millionen für ihre Lebensmittelversorgung. Von überall her wird bestätigt, daß sowohl die deutsche Volkswirtschaft im ganzen wie auch die Einzelhaushalte der Städte für alle Notwendigkeiten längerer Selbsterhaltung unter Kriegszustand gut gerüstet sind. Und wenn das Material da ist, ist die rechte Verteilung das leichtere Problem.

Sonnabend, 29. August.

Im Reichstag war unter Führung des Roten Kreuzes eine Sitzung aller Vereine des Wöchnerinnen- und Säuglingsschutzes in Groß-Berlin einberufen. Es soll der Pflege und Erhaltung von Mutter und Kind in dieser Zeit besondere Fürsorge gewidmet werden. Freilich wird das Schwergewicht dieser Fürsorge schließlich auch ferner auf die städtische Verwaltung und die schon arbeitenden Vereine fallen, und die Zentralisation unter dem Namen des Roten Kreuzes wird im wesentlichen nur dazu dienen, einen Überblick zu gewinnen über das Vorhandene und die Anregung zu Neueinrichtungen zu geben, wo sie notwendig sind.

Digitized by Google

Die Siegesallee streckte sich unter der schon herbstlich verschleierten Vormittagssonne breit und weiß, von dem spätsommerlichen Graugrün der Bäume gesäumt. Wie ein mattes Aquarell. Nur vor dem Sockel der Statue Wilhelms I. brannten kleine naive Sträuße gelber und roter Herbstblumen. Als hätten Kinder oder kindlich pietätvolle Menschen sie hingestellt.

Allmählich kommen wir im Ausland gegen die Lügengeschichten Englands auf. Die englisch-französischen Niederlagen lassen sich ja auch nicht verschleiern. Die Bemühungen Björn Björnsons in seiner nordischen Korrespondenz haben gute Nachfolge gefunden. Der deutsche Handelstag unter Präsident Kaempf hat seine Mitglieder angeregt, ihre Auslandsbeziehungen systematisch zur Verbreitung der Wahrheit über Deutschland auszunutzen. Der deutsche Michel trabt hinter der smarten ganz geschäftsmäßigen Mache der englischen Regierung hinterher, aber mit ihm seine Siege, und die strafen die Tatarengeschichten der englischen Presse gründlicher Lügen als sein ehrliches Wort. Ein Heidelberger Professor hat eine goldene Medaille der Royal Society für die Hinterbliebenen der badischen Krieger zur Verfügung gestellt. „Als ein Zeichen des Abscheus vor der englischen Denkweise."

Heute haben die Schulen wieder frei, und die Flaggen wehen zur Feier der Siege von St. Quentin und der ostpreußischen Erfolge. Aber dann kam die Nachricht von dem mißglückten Seegefecht. Ein Arbeiter hatte das Zeitungsblatt in der Hand, als ich aus unserem Bureau kam. Er sagte: Ich bin bloß ein Arbeiter, und ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber ich kann die Fahnen und das Geschrei nicht leiden. Es geht mir immer kalt über, wenn ich das so höre. Wir sind doch noch lange nicht fertig, und bis dahin sollten sie stille sein. — — Hat er nicht recht??

Die flüchtigen Ostpreußen in Berlin haben sich selbst geholfen. Das bloße Abschieben aufs Land tut es nicht. Es ist eine individuellere Fürsorge und Beratung notwendig. Sie hatten eine Versammlung und haben ihren eigenen Ausschuß für diese Zwecke gebildet.

Sonntag, 30. August.

Ein Reichsausschuß für deutsche Form ist unter Führung des Werkbundes gegründet. Vaterländische, ästhetische und wirtschaftliche Rücksichten drängen gleichzeitig auf eine Befreiung von der französischen Mode und auf Versuche — nicht einer einseitig deutschtümelnden uneuropäischen Tracht, denn wir sind ein Exportland — aber der Schaffung eines eigenen künstlerischen Zentrums. Dies soll der Ausschuß vorbereiten. Sein Erfolg wird weniger von einem augenblicklichen Aufwallen des vaterländischen Gefühls abhängen als davon, wie sicher und klar unter der Einwirkung der Werkbundtätigkeit schon die Fähigkeit zu einem deutschen Stil geworden ist, der wie gesagt, nicht hinterwäldlerische Eigenbrödelei, sondern weltläufig und europäisch zugleich sein muß.

Auch ein Stück seelischer Mobilmachung!

An dieser seelischen Mobilmachung wird mit zunehmender Eindringlichkeit gearbeitet. In den ersten Wochen hat jeder nur Sinn für Tatsachen, Nachrichten, Ereignisse gehabt, niemand hatte Ruhe für seelische Dinge, Gesinnungsmitteilung. Jetzt bricht durch die kurzatmige Unruhe das Verlangen danach, etwas von dem inneren Geist der Zeit zu erfassen. Wilamowitz, Eucken und andre geistige Führer halten „Reden an die deutsche Nation".

Montag, 31. August.

Die Verlustlisten erscheinen nicht mehr in den Tageszeitungen, nur noch im Reichsanzeiger.

Man fühlt und sieht, wie das ganze Volk der Zurückgebliebenen sich auf das Verlieren rüstet. Traub hat ein Flugblatt in einer Sammlung „Eiserne Blätter" herausgegeben, — es heißt „Trost" und ist eines der ersten Worte an die Tausende, die jetzt schon trauern.

Der englische Exminister Burns hat eine Rede an seine Wähler gehalten, die ein menschlich schönes, aufrichtiges und mutiges Bekenntnis zu Deutschland ist. Über die

Digitized by Google

insulare Beschränktheit der englischen Politik hinaus fühlt dieser Arbeiterführer stark und klar die Kraft unseres Volkes, die unter allen Umständen durch den Weltkampf hindurch sein Dasein und seine Größe in irgendeiner Weise sichern wird.

Dienstag, 1. September.

Die große innere Umwandlung, die der Krieg mit unseren Seelen vorgenommen hat, zeigt sich bedeutungsvoll in der Auswahl der Stücke, die von den Bühnen herausgebracht werden. Bezeichnend, daß die modernen Stücke wie weggeblasen sind. Wie sehr unsere Kunst und ihre Probleme eine Kunst der Müßigen, Erlebnislosen, eines schattenhaften überfeinerten Privatdaseins war, ist nie so deutlich wie jetzt. Von Ibsen bis Schnitzler und Sternheim — gibt es etwas, das man heute anhören könnte! Wie unheroisch, wichtigtuerisch, verzärtelt sieht das aus!

Jetzt werden die „Räuber" gespielt — der Prinz von Homburg, die Hermannsschlacht; man macht einen Versuch mit Otto Ludwigs „Torgauer Heide". Wenn ordentliche Zentenarstücke vom vorigen Jahr da wären! Wenn Gerhart Hauptmann etwas hätte schaffen können!

Die Vernichtung der Kulturschätze von Löwen wird bei uns aufs schmerzlichste empfunden. Es ist wahrhaft tragisch, daß auf Deutschland der Fluch der Zerstörung dieser Stadt fällt. Vielleicht hängen mehr Deutsche als andere Ausländer mit Liebe an ihr. Sicher aber hat kein Volk eine stärkere, lebendigere Empfindung für Vergangenheitsschätze des Auslandes als unser deutsches. Es ist ein schrecklicher Widersinn, daß wir durch die Unbesonnenheit belgischer Franktireurs zu den Straßenkämpfen von Löwen gezwungen waren, daß der deutsche Name mit der Zerstörung von Löwen verknüpft ist.

Es hat sich in Berlin ein Ausschuß für objektive Preßberichte im neutralen Ausland gebildet, mit Vertretern der neutralen europäischen Länder.

Mittwoch, 2. September.

Sedan. Man feiert den Tag durch feierliche Einbringung erbeuteter Geschütze. Der Fahnenschmuck der Straßen wird von Tag zu Tag bunter und bewegter. Kaum ein Haus, von dessen Dach nicht die große Flagge weht, und kaum ein Balkon, an dem nicht die Fähnchen der Kinder flattern. Ein strahlender Tag. Der Westen mittags einfach ausgestorben, weil alles den Zug sehen will. Man konnte an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche eine Stunde auf eine Fahrgelegenheit warten und zusehen, wie ein Straßenhändler seinen Fahnenvorrat im Nu verkauft hatte, als die Kinder von ihren Schulfeiern kamen.

Die kleinen, häßlichen, dauerhaften Kosakenpferde bringen den Zuschauern das Russische am nächsten. Man muß sie versteigern, weil sie nur russische Kommandos verstehen. Aber die Osteroder Landsturmleute, die einen Fahnenschaft mit ein paar Fetzen daran, die erste russische Fahne, die erbeutet ist, trugen, verdienen eigentlich eine andere Form der Huldigung als die stürmischen Hurras, die Unter den Linden zur Tagesordnung geworden sind.

Nein, n o ch sollten wir nicht jubeln. Wenn Tag um Tag der Jammer der flüchtigen Ostpreußen nur wenige Schritte weiter sich um die Beratungsstelle im Reichstag sammelt.

Donnerstag, 3. September.

Es ist prachtvoll, was im Volk jetzt die gegenseitige Hilfe leistet, mit der die offizielle Wohlfahrtspflege sozusagen gar nicht rechnet. Hauspflegerinnen werden seltener verlangt als sonst, weil die Nachbarinnen sich untereinander aushelfen. Wir hatten einen Fall, daß ein Hauswirt eine Wöchnerin exmittieren wollte, ihr alle ihre Sachen auf den Hof schleppen ließ, und die Kinder des Häuserblocks, während seine Leute ein Fuhrwerk holten, Stück für Stück wieder herauftrugen.

Seit gestern rollen an unserem Vorort Tag und Nacht wieder die Truppenzüge vorüber — in umgekehrter Richtung, zu anderer Front als vor einem Monat. Aber die Stimmung, das Grün, das die Wagen kränzt, die Kreideaufschriften, alles ist dasselbe.

Digitized by Google

Und wie vor einem Monat begegnen sich von der Brücke oben und von den rollenden Zügen unten die Hurrarufe und das Schwenken der Mützen und Tücher.

Ich war unter den ostpreußischen Flüchtlingen im Reichstag. Eine alte Frau mit spiegelglattem weißen Scheitel, einem altmodischen, oft und sorgfältig gebürsteten Mantel und einem Tuch um den Kopf wurde von ihrer Umgebung beschwichtigt, weil sie nicht mit „schlechten Leuten" in einem Haus wohnen wollte. Hier ist das so, erklärte man ihr, daß in einem Haus arme und reiche Leute wohnen. Aber sie wollte und wollte das nicht glauben. Wieviel harte Arbeit und Ringen um bürgerliche Achtbarkeit mag in dem Häuschen stecken, das sie irgendwo in der Kreisstadt stehen hat — und das sie vielleicht nicht wiedersieht.

Eine Zentralauskunftstelle der Berliner Arbeitsnachweise ist von sämtlichen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden gegründet. Sie empfiehlt Halbtagsschichten, damit mehr Arbeiter beschäftigt werden können.

Eine kleine Hebung des Arbeitsmarktes in der Damenkonfektion ist schon zu spüren. In Berlin ist die Arbeitslosigkeit der Frauen nicht in der Konfektion am schlimmsten, sondern in Metallindustrie, Luxuspapierbranche und anderen solchen Zweigen, in denen eine Belebung nicht zu erwarten ist. Wir wollen die Verarbeitung gebrauchter Kleidungsstücke als Notstandsarbeit in großem Maßstab und Umfang einführen, wenn es gelingt, die Mittel zu beschaffen. Das hätte zugleich den Vorzug einer nützlichen Schule für Arbeiterinnen, die sonst zum Nähen nicht kommen.

Freitag, 4. September.

Die Ernährungsfrage für die breite Bevölkerung richtig zu lösen, ist nicht leicht. Bis jetzt hat man eigentlich nur die Speiseanstalt. Wenn jetzt Tausende, besonders von Kindern, durch öffentliche Speisungen ernährt werden, wird die Qualitätsfrage eine sehr wichtige sozialhygienische Angelegenheit. Ärztliche Fachaufsicht besonders über die Kinderernährung scheint fast unerläßlich. Die Speiseanstalt ist ohne Zweifel das Ökonomischste. Aber sie hat sehr viel gegen sich. Vor allem die Zerreißung der Familie und die Entleerung des schon so verarmten Frauenlebens. Auch die Abneigung gerade der besten Elemente der Bevölkerung gegen die Massenabfütterung. Man sollte statt dessen Lebensmittelgutscheine geben, damit die Frau selbst kochen kann. Dann aber ist wieder die Fleischnahrung fast ausgeschlossen, denn sie ist im Einzelkonsum zu teuer. Die Frauen haben im ganzen viel lieber Lebensmittelgutscheine. Wir geben in Berlin wöchentlich jetzt etwa für 14 000 ℳ Speisemarken durch die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes an die Bevölkerung aus.

Sonnabend, 5. September.

Alle Fragen der großstädtischen Fürsorge werden zeitweise überdeckt durch die unentrinnbare Eindringlichkeit der Flüchtlingsfrage. Der Verlust in Ostpreußen durch Zerstörung von Ernte, Vieh, Geräten und Gebäuden wird auf 3½ Milliarden geschätzt. Es gibt tapfere Besitzer, die sich mit dem Gedanken schnell vertraut gemacht haben, daß sie wieder von vorn anfangen werden. Frauen, die, ehe die Russen kamen, nachdem ihre Männer eingezogen waren, in Schmierstiefeln und Reithose mit ihren Kindern „in vier Tagen ebensoviel geschafft hatten, wie sonst die vollbesetzte Wirtschaft", werden sich auch jetzt nicht entmutigen lassen. Aber dann sind die vielen kleinen Leute, die das Ungewohnte ganz hilflos macht — sie geben der Flüchtlingsberatungsstelle im Reichstag ihren Typus.

Sonntag, 6. September.

Immer noch reiht sich ein wolkenloser Spätsommertag an den anderen. Die mondhellen Abende sind schon herbstlich kühl, und damit hängt es zusammen, daß das Leben spät abends auf den Straßen stiller wird. Vielleicht aber werfen auch die Verluste der Einzelnen ihren Schatten auf die Stimmung, und der von allen verstandene Ernst der

Digitized by Google

Lage schränkt den Siegesjubel ein. Es ist gut so. In der Großstadt bekommt jede Volksstimmung leicht etwas Lärmendes, Rückhaltloses. Wer den Krieg nicht nur aus der Zeitung kennen lernt, sondern selbst gesehen oder in bitteren Verlusten erlebt hat, wird kaum mehr imstande sein, den schrankenlosen Siegesjubel der Unbeteiligten zu ertragen.

Bei den Notleidenden wächst der Mut etwas. Die Arbeitslosenunterstützung — so gering sie ist — ist eine neue kleine Sicherheit und weckt das Vertrauen, daß eine geordnete Fürsorge da ist.

Montag, 7. September.

Es kommt Nachricht von Löwen, daß die Zerstörung doch nicht alles ergriffen hat. Das Rathaus hat man schützen können. Von der Kathedrale ist der Turm eingestürzt, das Schiff erhalten. Die Universitätsbibliothek ist verbrannt. Es werden deutsche Kunstwissenschaftler nach Belgien geschickt, um sich der bedrohten Kunstwerke anzunehmen.

Dienstag, 8. September.

Daß eine moderne Umkehrung der Kontinentalsperre, wie England sie sich denkt, tatsächlich undurchführbar ist, zeigt sich immer mehr. Wie bei kräftigem Herzschlag ein guter Blutkreislauf Hemmungen überwindet, indem er sich seine Nebenbahnen bildet, so findet der deutsche Außenhandel von Tag zu Tag neue Wege, um seine Verbindungen aufrechtzuerhalten. Der internationalen Verkettung des Wirtschaftslebens, die den Abschluß der Länder voneinander so weittragend und folgenreich macht, entspricht doch auch eine Vermehrung der Beziehungen, die es ermöglicht, die einen gegen die anderen auszuwechseln.

Nachdem das erste unwillkürliche Atemanhalten — der abwartende Stillstand nach den Kriegserklärungen — sich gelöst hat, zeigt der deutsche Handel eine wachsende Elastizität in der Anpassung an die veränderten Verhältnisse.

Dagegen knarrt die Maschine der Kriegswohlfahrtspflege immer noch etwas. Die Schwierigkeit ist — nicht nur in Berlin —, die Macht „Rotes Kreuz", die im Augenblick der Mobilmachung wie Athene aus dem Haupt des Zeus in die Zivilwohlfahrtspflege hineinspringt, mit den großen gegebenen Trägern dieser Aufgaben — der Kommunen — in eine geordnete Verbindung zu bringen. Das muß künftig besser vorbereitet werden.

Der Tod von Dr. Frank richtet die Gedanken auf die innere Zukunft Deutschlands. Indem man zu ermessen versucht, was mit ihm verloren gegangen ist, welcher Art seine Mitwirkung an der späteren Gestaltung der Dinge gewesen wäre, muß man sich irgendeine Vorstellung von diesem „Später" machen. Daß der Krieg, wie er auch ausgehen mag, eine Epoche in der inneren Entwicklung Deutschlands bilden wird und muß, ist wohl selbstverständlich, wie es 1813 und 1870 selbstverständlich war. Welche Form wird dem neuen Volksgeist gegossen werden, dessen Dasein der entscheidende Augenblick offenbarte? Es ist keine Zeit für Parteikampf, aber es ist große Zeit für eine Revision innerpolitischer Ideale.

Mittwoch, 9. September.

Auf dem wirtschaftlichen Kriegsschauplatz, den man fast mit ähnlicher Spannung verfolgt wie den militärischen, begegnet man den Maßnahmen Englands gegen den Handel der kriegführenden Staaten mit Gegenmaßnahmen. Von Budapest fordert der Landes-Industrieverein die ihm angehörenden Importfirmen auf, ihre Wareneinkäufe aus überseeischen Ländern mit Ausschaltung des englischen Marktes durch österreichische, ungarische oder deutsche Firmen zu leiten.

Der deutsch-amerikanische Wirtschaftsverband und die deutsch-amerikanische Handelskammer werden einen drahtlosen Mitteilungsdienst und Kabelverbindungen über neutrale Länder zwischen Deutschland und Amerika herzustellen versuchen. Skandinavische, italienische, holländische, amerikanische Dampferlinien stellen ihre Dampfer für die Aufrechterhaltung unseres Außenhandels zur Verfügung.

Digitized by Google

In Kopenhagen ist eine Zentrale für neutrale Telegramme begründet, unter Zensur des dänischen Staates.

In Christiania wird mit Genugtuung begrüßt, daß Deutschland das Ausfuhrverbot für die meisten Sorten Kohle, für Werkzeugmaschinen, Farbstoffe, Roheisen, Röhren, Blech, Metalldraht, Dampfkessel, Eisenbahnschienen, Räder, Gespinste aus Wolle und verschiedene ähnliche Waren aufgehoben hat. Man hofft, daß die Ausfuhr auch für andere Waren, wie Zucker, Tabak, Apothekerwaren gestattet werden wird. Die deutschen Chemikalien fehlen allenthalben.

Der deutsche Landwirtschaftsminister fordert zum Ausbau der Kartoffeltrocknerei auf, der unter Führung der Spirituszentrale in die Wege geleitet ist. Es werden, um Kartoffeln als Futtermittel und zu Ernährungszwecken zu konservieren, Darlehen für die Errichtung von Trocknungsanstalten gewährt. Billige Frachttarife sollen die Zufuhr zu den Trocknereien erleichtern.

Im Straßenbild von Berlin erscheint ein neuer Typus: der Leichtverwundete. Der Mann in eingestaubter Felduniform mit dem Arm in der Schlinge, nach dem sich jeder teilnehmend und neugierig umschaut.

Und noch etwas Neues: die Jugendkompanien. Die Geländespiele, die wir kannten, verwandeln sich in ernsthafte militärische Vorübungen derer, die demnächst vielleicht auch noch an die Reihe kommen. Berlin hat bis jetzt drei Jugendkompanien formiert.

Donnerstag, 10. September.

Zeichnet die Kriegsanleihe! Eine Milliarde 5prozentiger Reichsschatzscheine werden ausgegeben, außerdem eine 5prozentige Reichsanleihe zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt. Es scheint, daß sie gut gezeichnet wird.

Unter den Männern, die in Berlin „Deutsche Reden in ernster Zeit" halten, hat Eucken gesprochen. Jeder findet eine andere Kulturformel für den Stand der Dinge. Für Eucken ist es „Die asiatische Masse gegen die europäische Individualität". Das ist die Formel, die sich aus der Eucken'schen Individualitätsphilosophie ergibt. Sie begreift aber das eine nicht mit ein, was wir jetzt alle in seiner Herrlichkeit erleben: das Volksein, das Einssein aller. Die Gemeinschaft mit ihren Ansprüchen an den Einzelnen und ihrem unerklärbaren aber so unbestreitbar tatsächlichen Lebendigsein im Einzelnen — die Erfahrung, daß das Wort Individualität etwas ganz Starkes und Wesentliches in uns nicht trifft: das hat in Euckens Philosophie nie eine große Rolle gespielt.

In den Süddeutschen Monatsheften kommen eine Reihe deutscher und österreichischer Hochschullehrer zu Wort über die Kriegslage, die äußere und die innere, die politische und die geistige. Es ist das Heft auch ein Dokument dafür, wie nun durch den eisernen Sturmschritt der Taten hindurch die inneren Mächte wieder zu leben und zu reden beginnen. Allen Wortführern gemeinsam ist das freudige Staunen über die unerwartet mächtige nationale Tatkraft des deutschen Geistes. Selbst wer 1870 erlebt hat, sagt Max Lenz, sei beschämt von dem Glühen und Leuchten des deutschen Geistes. Meinecke spricht über Kultur und Politik und meint, daß der mächtige innere Aufschwung des Volksbewußtseins, den diese Zeit gebracht habe, eine bessere Verschmelzung von Kultur und Politik bringen werde. Heigel (München) gibt einen Ausblick auf die innere Politik der Zukunft — auf einen weitherzigeren Sozialismus, der die schöne Gesinnungseinheit unseres Volkes in größerer sozialer Gerechtigkeit befestigen werde.

Freitag, 11. September.

Auf weiten Umwegen kommen englische Zeitungen an. Wie peinlich leuchtet aus jeder Zeile der bornierte sittliche Hochmut! Aus einem Aufsatz der „Times" mit dem schönen Titel „Der Marsch der Hunnen" (gemeint ist der Marsch der deutschen Truppen durch Belgien): „Wir haben nur allzu lange dem Blöken von Professoren gelauscht, die von einer

Digitized by Google

lügnerischen Philosophie träumten, die das deutsche Heer jetzt selbst in den Staub tritt." „Der moderne Attila achtet weder die Gesetze der Völker noch die Gesetze Gottes. Seine Übeltaten schreien laut zum Himmel und zu den Nationen, die vor Schreck erstarrt ihm zusehen" usw., daß man gar nicht begreift, wie die Bildungsschicht einen so geringen Einfluß auf die Presse hat, daß sie solchen ordinären Traktätchenton dulden muß.

Ein dunkler Fleck auf der sittlichen Kraftleistung unseres Volkes in dieser Zeit sind die nicht ganz seltenen Ausbeutungen der notleidenden Arbeiter. Daß bei den Militäraufträgen die Zwischenmeister Hungerlöhne zahlen, ist eine Klage der Arbeiterverbände, die immer noch wieder neuen Zündstoff erhält.

Andrerseits hören die unfreiwilligen Sünden des guten Herzens immer noch nicht auf. Mit Recht haben die Arbeiterverbände darauf hingewiesen, daß die wohltätigen Veranstalter von Konfektions-Notstandsarbeiten aus Mangel an geschäftlicher Fachkenntnis teurer arbeiten, ohne daß den Arbeiterinnen das eigentlich zugute kommt. Das richtige wäre, die gewerblichen Betriebe zu stützen. Der Verband der Berliner Spezialgeschäfte wendet sich an die kaufenden Hausfrauen und bittet, daß sie nicht am falschen Ende sparen — falsch für die Volkswirtschaft. Übrigens hat auch der Nationale Frauendienst schon ein Flugblatt gegen die falsche Sparsamkeit herausgegeben.

Die Stadtverordnetenwahlen kommen. Es besteht der Wunsch, daß die Parteien sich über die Mandate verständigen und jetzt keine kommunalen Wahlkämpfe entfesseln.

Sonnabend, 12. September.

Zu den seelischen Gefahren der Zeit gehört, daß wir einen hinterwäldlerischen, kleinbürgerlichen deutschen Patriotismus bekommen. Ich las in einer großen deutschen Tageszeitung einen Aufsatz über Frankreich. Der Verfasserin wird von „französischer Kultur" gesprochen und sie rühmt sich der Gegenfrage: „Was ist das?"

Nein — und noch einmal nein! Wer den Sinn dieses europäischen Krieges versteht, wer weiß, daß es um die kulturelle Weltführung geht, der wird gerade in der Fähigkeit des deutschen Geistes, fremde Kulturen in ihrem besonderen Wesen zu empfinden, eine Hauptanwartschaft auf diese Weltführung sehen. Das deutsche Volk wird sich geistig nicht geeignet machen für die Rolle in der Welt, um die jetzt das Blut seiner Söhne fließt, wenn es gleichzeitig die ihm — und nur ihm in dem Grade — eigene Fühlung für Kultur, auf welchem Grunde sie gewachsen sein mag, abstumpft. Wer das als die höhere patriotische Tugend anspricht, tut der Zukunft sicherlich keinen Dienst.

Sonntag, 13. September.

Heute ist der erste herbstlich kühle Regentag. Während Stunde für Stunde die schweren Tropfen auf das Fensterblech prasseln, gehen die Gedanken zu den Heeren im Felde. Das bedeutet neue Strapazen.

Die Arbeitslosenfürsorge der Stadt Berlin liegt nun in fertiger Geschäftsordnung vor und tritt am 15. September in Kraft. Ihr Grundsatz ist mehr möglichste Breite der Unterstützungsberechtigten als volle Zulänglichkeit der Unterstützung. Die Unterstützung beträgt nur 4 ℳ wöchentlich für den alleinstehenden Arbeiter, 5 ℳ für solche, die Familien erhalten müssen. Dagegen ist der Begriff Arbeiter so weit gefaßt, daß kleine Gewerbetreibende und Angehörige der freien Berufe, sofern sie sich und ihre Familien nicht ernähren können, die Unterstützung bekommen. Man wird praktisch sehen müssen, wie weit dies die Not deckt. Jedenfalls ist es eine Erlösung, daß eine Form der Unterstützung geschaffen ist, die weder öffentliche Armenunterstützung noch freie „Liebestätigkeit" ist.

Montag, 14. September.

Die Sorge um den 1. Oktober beschäftigt Angestellte, Arbeitgeber, Mieter, Hauswirte mit steigender Dringlichkeit. Wenn es auch richtig ist, daß der Arbeitsmarkt sich allmählich wieder etwas zu beleben beginnt, so bleibt doch die Unsicherheit. Der Verband deutscher

Digitized by Google

Handlungsgehilfen, der seinerseits eine mustergültige Kriegsfürsorge für seine Mitglieder getroffen hat, bittet in einem Anschreiben die Arbeitgeber um möglichste Rücknahme von Angstkündigungen, indem er darauf hinweist, daß die Erhaltung der Kaufkraft der Massen durch Verhinderung der Arbeitslosigkeit auch eine Bedingung für den Bestand von Handel und Gewerbe sei. Auch im Handel wird die Wechselschicht empfohlen.

In den Zeitungen bedecken sich die Anzeigenseiten mit Eisernen Kreuzen — den Zeichen des Vaterlandstodes. Um jeden von uns herum lichten sich die Reihen der Angehörigen, Freunde — verändert sich die Welt unserer seelischen Beziehungen.

Dienstag, 15. September.

Wie wird man die Frage der Mietezahlung am 1. Oktober in Berlin regeln?

Vorortgemeinden haben städtische Mietzuschüsse beschlossen. Aber erstens werden dieselben nirgends so hoch sein, um die Hausbesitzer sicherzustellen, und zweitens ist die Frage in Berlin bei der Größe des Problems nicht so einfach auf Kosten der Stadt zu lösen.

Bei den Frauen des Volks spielt die Angst um die Miete doch eine große Rolle. Selbst wenn sie wissen — und das wissen sie nur zum Teil — daß sie nicht exmittiert werden dürfen, ist die Sorge um die Miete eine zu festgewurzelte Seelenbelastung der Proletarierfamilie, als daß sie nicht ein Alp wäre, auch wenn die Exmission vorläufig nicht droht. Alles schuldig bleiben und die Aussicht haben, daß nach dem Krieg erst einmal diese Last abgearbeitet werden muß — das ist ein schreckliches Gewicht zu der drückenden Schwere des Bangens, der Arbeitslosigkeit und des Darbens. Viele Frauen haben aus Angst und Pflichtgefühl viel mehr von ihren Unterstützungen für die Miete hingegeben als eigentlich möglich war. Natürlich gibt es auch solche, die weniger tun als ihre Schuldigkeit. Aber schon weil die Reibung zwischen Hauswirt und Mieter zu den zündfähigsten Unruhestiftern gehört, sollte irgendeine sichere gleichmäßige Abfindung mit den vorhandenen Schwierigkeiten vorgesehen werden, statt die ganze Angelegenheit im Stadium des Hinschleppens, der Notbehelfe und Entscheidungen von Fall zu Fall zu lassen.

Es ist endgültig Herbst. Das abendliche Leben auf den Straßen geht zu Ende. Die Spannung, die sich in den letzten sommerlichen Wochen in der freudigen Unruhe des Straßenlebens entlud, kriecht in die Häuser, zittert hinter den erleuchteten Fenstern. Wie viele klopfende Herzen hinter den schweigsamen Straßenfassaden! Schon dadurch, daß die Menschen nicht mehr so viel in Massen zusammen sind, wird ihre Stimmung zurückhaltender und stiller. Aber man sieht, daß die Flamme des Vertrauens nicht stirbt, sondern sich in ruhige, ausdauernde Glut wandeln will.

Sozusagen der exakte Ausdruck dafür ist die Zeichnung der Kriegsanleihe. Die Sparkassen werden heute gestürmt von Leuten, die zeichnen wollen, kleinen Leuten, deren bescheidene Beiträge um so größere Beweise für das Volkszutrauen sind. Ich sah in einer Depositenkasse der Deutschen Bank eine bescheiden gekleidete alte Frau 40 ℳ bringen, die sie mit den 160 ihres Kontos zeichnen wollte.

Mittwoch, 16. September.

Wir denken über die Versorgung der Notleidenden mit Kohlen nach und über einen Plan der Frühfürsorge für Frauen, die Kinder erwarten. Man muß den Gefahren vorbeugen, denen diese Frauen durch Angst, Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit ausgesetzt sind. Es schwebt einem immer vor, daß es möglich sein muß, für jeden Fall ein Ineinandergreifen der Hilfsleistungen zustande zu bringen, das wirklich der Not auf erträgliche Weise abhilft.

Wir haben zunächst zwei große (jede zu 200) Strickstuben für Arbeiterinnen solcher Industriezweige eingerichtet, die jetzt keinesfalls in erheblicherem Umfang wieder in Gang zu bringen sind: Luxuswaren, Papierwaren usw. Die Schwierigkeit liegt darin, daß diese Frauen kaum stricken können. Es ist ein mühsames Anlernen. Trotzdem muß es gemacht

Digitized by Google

werden, denn erstens ist andere Arbeit nicht da, und zweitens reicht die Maschinenherstellung für den Riesenarmeebedarf, wie es scheint, tatsächlich nicht aus.

Man braucht überhaupt für die Kriegswohlfahrtspflege auch etwas Draufgängertum und eine ausdauernde Angriffslust auf Schwierigkeiten. Es gibt Leute, die immer schrecklich sind, aber jetzt noch schlimmer, die erzählen einem mit besonderem Behagen und immer als erstes von dem, was nicht klappt, daß eine Arbeiterin Garn gestohlen hat, oder daß ein Mann auf der Anweisung für das Bekleidungsdepot aus 1 Paar Stiefel 3 gemacht hat — wer das nicht verschmerzen kann, der soll gar nicht erst anfangen. Die Menschen sind nicht von gestern auf heut Engel geworden, man kann froh sein, wenn sie nicht begehrlicher und rücksichtsloser werden als sonst.

Donnerstag, 17. September.

Die Lebensmittelpreise halten ziemlich stand, nur Hülsenfrüchte (russische Einfuhr) werden knapp und teuer. Das Oberkommando hat den Bäckern das Aushängen von Tarifen und das Aufstellen einer Wage verordnet, auf der das Publikum die Waren nachwiegen soll. Das schadet auf keinen Fall, wenn auch erhebliche Preistreibereien — zu Ehren der Bäcker sei es gesagt — nicht vorkommen.

Die Gemüsekonserven werden eine kleine Preiserhöhung zum Herbst erfahren. Der Verband der Konservenfabriken erklärt aber, daß von einer Preissteigerung sämtlicher Konserven um 10 % gar nicht die Rede sein könne.

Ein sehr charakteristischer Ausdruck für unsere Volksstimmung ist die Lyrik, die alles anstimmt. Ich meine nicht die gedruckte allein, sondern die ungedruckte. Davon wissen die Redaktionen zu sagen. Jeder dichtet. Das deutsche Volk bewährt die beiden Seiten seines Rufes durch seine Waffen und seine Lieder. Immer noch — das sagt dieser Überfluß von Rhythmus — ist die Stimmung auf der Höhe. Immer noch schreiten die Daheimgebliebenen gehobenen Sinnes wie durch eine feierliche Zeit.

Freitag, 18. September.

Es tobt ein richtiger Herbststurm. Haufen von raschelnden Blättern auf den Wegen. Geknickte Zweige auf den Rasenplätzen und fliegende Regengüsse.

An solchen Tagen wird die Beschämung darüber, daß man ein beschütztes Großstadtleben führt, während die Millionen draußen unsagbare Strapazen überstehen, zur richtigen Qual. Alles, was uns erzählt wird von dem Grauen der Kämpfe und Märsche, was wir sehen von den Leiden der Verwundeten, steht um uns herum. Und wenn wir Daheimgebliebenen noch so viel tun, was ist es gegen das, was dort draußen verlangt wird!

An den Beratungsstellen unseres Nationalen Frauendienstes erscheinen jetzt in wachsenden Zahlen die Witwen der Gefallenen. Da war eine Frau mit einem kleinen Mädchen an der Hand, die brachte eine Feldpostkarte: „Frau Schmidt, teile Ihnen mit, daß Ihr lieber guter Mann und Vater Georg Schmidt am 29. August in der Schlacht bei Hohenstein gefallen ist. Ich, sein Freund Gustav Schultz, hatte die Ehre ihn am Sonntag zu beerdigen gehabt. Wenn ich sollte wieder zurückkommen, so können Sie sich von mir Bescheid holen. Meine Frau wohnt in Neukölln, Siegfriedstraße 14. Hochachtungsvoll Reservist G. Schultz, .. Res.-Inf.-Regt. .. Komp. .. Armeekorps."

Solche einfachen Zeugnisse zeigen wie nichts anderes den Geist unserer Soldaten. Man sieht sie vor sich, die beiden Berliner Arbeiter Schultz und Schmidt, die draußen im ostpreußischen Feld Kameraden wurden und einander Weib und Kind anvertrauten für den Fall, den sie ruhig voraussehen. Wie wunderschön ist der Satz: ich, sein Freund, hatte die Ehre ihn zu beerdigen . . .

Sonnabend, 19. September.

Heute hatten wir eine Freude: eine alte englische Zeitung, der Daily Chronicle vom 15. August, kam in unsere Hände, mit einem Aufsatz von H. G. Wells, dem uns wohlbekannten Mitarbeiter der Neuen Rundschau und einem der geistvollsten Schriftsteller

Digitized by Google

Englands. „Die Notwendigkeit einer neuen Landkarte von Europa." Herr Wells stellt am 15. August(!!) fest, daß „die deutsche Niederlage vor Lüttich nur der Anfang eines Unglücks (disaster) Deutschlands sei, das so groß sein würde wie das Frankreichs 1871" ... „es kann sein," so sagt Herr Wells, „daß Deutschland keinen zweiten Plan hat, nachdem sein erster fehlgeschlagen ist, daß es in Stücke gehen wird nach seiner ersten Niederlage. Es scheint mir, daß es so ist — ich wage es zu prophezeien und möchte, daß wir uns gegen die Versuchungen des Sieges wappnen." Und nun — am 15. August, nach der Niederlage der Deutschen vor Lüttich — nimmt sich Herr Wells eine Landkarte und diktiert im Namen Englands eine gerechte Verteilung Europas. Zunächst wird das liberale England natürlich nicht gestatten, daß deutschsprechende Gebiete unter ein fremdes Joch kommen. Unsere Freiheit will man uns allergnädigst verbürgen. „Wie groß auch Deutschlands Sturz sein mag, wir werden dafür sorgen, daß bei der endgültigen Regelung alle Deutschen freie Männer bleiben." Lothringen wird an Frankreich kommen und Elsaß soll die Wahl haben zwischen Frankreich und — der Schweiz. Usw. Herr Wells hat ja unterdessen noch mehr Zeit gehabt, sein Volk „gegen die Versuchungen des Sieges zu wappnen" und seine Karte zu revidieren, ehe, wie er in seinem Aufsatz sagt, „England sie in das Antlitz Europas einzeichnet."

Ich habe niemals einen so erschütternden Eindruck von der insularen Borniertheit Englands gehabt wie aus diesen Worten eines seiner gescheitesten Männer. Nichts zeigt schlagender als dieser unkundige Hochmut, daß England jedenfalls nicht das Land für die europäische Staatenregelung ist.

Sonntag, 20. September.

Allmählich wird der Umfang der ostpreußischen Zerstörung festgestellt. Es gibt Städte, zu denen die Bewohner überhaupt vor dem Frühjahr nicht zurückkehren können.

Wer wird so lange auf die Wiederherstellung der Heimat warten können?

In einer Handwerkerversammlung sagte freilich der Vorsitzende, daß es für alle Ostpreußen Ehrensache sei, zurückzukehren und mit fünffacher Zähigkeit die zerstörte Existenz wieder aufzubauen.

In einer englischen Zeitung wurde wegwerfend von Ostpreußen als „those dreary plains" gesprochen.

Universitäten und Fachschulen werden das Wintersemester eröffnen. Angehörige feindlicher Staaten sind vom Besuch ausgeschlossen.

Gegen die Lügen im neutralen Ausland kommen die deutschen Gegenmaßnahmen langsam durch. Wir haben so ein idealistisches Widerstreben dagegen, uns gegen so plumpe und lächerliche Unwahrheiten zu verteidigen. Das war uns einfach nicht gut genug. Es hat lange gedauert, bis die deutschen Gebildeten anfingen, von sich aus durch Nachrichtenverbreitung diesen Lügen entgegenzuwirken, und es ist gut, daß es nun energisch geschieht.

Es sind über $3^1/_2$ Milliarden Kriegsanleihe gezeichnet! Das ist wie ein Sieg.

Montag, 21. September.

Manche deutschen Zeitungen befolgen jetzt das Wort, daß die beste Frau die ist, von der man nicht spricht, bis zu dem Grade, daß sie nur von den schlechten sprechen. Es ist unerhört, wie die Zudringlichkeiten von ein paar Frauen den Gefangenen gegenüber breit getreten werden. Über die Widerwärtigkeit dieser Vorkommnisse ist kein Wort zu verlieren. Wo man aber den empörten Berichten nachgegangen ist, wie z. B. in Stuttgart, hat man noch immer gefunden, daß sie entweder aus der Luft gegriffen waren, oder daß es sich um ganz vereinzelte Fälle handelt. Man versteht schlechtweg nicht, warum davon ein solches Aufheben gemacht und dem Ausland damit der Eindruck gegeben wird, als täten die deutschen Frauen jetzt nichts als Gefangene belästigen.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauen und der Krieg.

* **Wirtschaftliche Kriegshilfe deutscher Hausfrauen.** Die von Herrn Professor Oppenheimer ausgegangene Anregung zur Obstverwertung ist durch den Bund Deutscher Frauenvereine an seine Zweigvereine herausgegeben und in umfassendem Maße verwirklicht. Zum Teil hatten die Frauenvereine schon vorher Einrichtungen für die Obstverwertung gefunden, zum Teil haben sie jetzt damit angefangen. Haushaltungsschulen sind besonders geeignete Stellen zur Durchführung der Obstverwertung. Während zuerst wesentlich für Lazarettbedarf gearbeitet ist, wird nun auch für die Volksernährung in größerem Maßstabe eingekocht. Auch in Berlin ist von der Abteilung „Ernährung" des Nationalen Frauendienstes eine größere Aktion in die Wege geleitet. Rezepte sind von Frau Hedwig Heyl, Hildebrandstraße 14, unentgeltlich zu beziehen.

* **Die Mitwirkung der Hausfrauen bei der Lebensmittelversorgung** ist noch nicht in ausreichendem Maße von den Städten herangezogen. In Berlin sind durch den „Nationalen Frauendienst" Stichproben für die Brotpreise in allen Stadtteilen gemacht, in derselben Weise wirken die Frauen noch an anderen Stellen mit. Sehr erhebliche Preissteigerungen sind ja auch bis jetzt noch nicht zu verzeichnen. Es dürfte aber im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die noch kommen können, entschieden richtig sein, die Hausfrauen in der Form wie in Wien auch zur Mitberatung über die Maßnahmen der Behörden in der Preisregulierung heranzuziehen.

* **Die Schweizer Frauen** haben eine umfassende praktische Hilfe für die Kriegsnotlage in allen Kantonen in die Wege geleitet. Charakteristisch ist die Mitwirkung der Frauen beim Waschen und Ausbessern der Militärwäsche. Da die Schweizer Truppen im Lande sind, und bei den kleinen Verhältnissen ist das durchführbar und sicher ungemein segensreich. In den großen Städten ist die Arbeit der Vereine in ganz ähnlicher Weise zentralisiert wie in Deutschland im „Nationalen Frauendienst" und heißt „Frauenhilfe". Die Aufgaben sind ganz die gleichen, nur daß hauswirtschaftliche mehr in den Vordergrund treten bei dem mehr naturalwirtschaftlichen Charakter der Schweizer Volkswirtschaft. Die Berichte der Zeitschrift „Schweizer Frauenheim" (Redaktion: Lina Schläfli) geben ein anziehendes Bild der praktischen hausfraulichen Einrichtungen, die von den Frauen getroffen sind.

* **Egoistische Hausfrauen** hat es in England beim Ausbruch des Krieges scheint's in noch größerem Maßstabe gegeben als bei uns. Nach einer Berichterstattung, die von der „Sozialen Praxis" wiedergegeben wird, haben in jenen Tagen vor den Geschäften lange Reihen von Automobilen gestanden, um Vorräte einzunehmen. Eine Dame kaufte für 1600 sh Lebensmittel auf einmal, darunter für 250 sh Tee.

* **Deutsche Frauen und Gefangene.** Wir werden von verschiedenen Seiten und immer wieder gebeten, gegen die in der Presse berichteten zudringlichen Liebenswürdigkeiten deutscher Frauen Gefangenen gegenüber zu protestieren. Wir sind der Meinung, daß man allmählich anfangen muß, gegen etwas anderes zu protestieren: nämlich gegen die Aufbauschung von bedauerlichen Einzelvorkommnissen durch solche Leute, die scheinbar eine Genugtuung darin finden, sie den Frauen als Gesamtheit anzuhängen . . .

Was ist denn eigentlich geschehen? Neben vielen Millionen deutscher Frauen, die sämtlich heute mit allen Kräften ihre vaterländische Pflicht tun, haben — ja, sind es wirklich ein paar Dutzend? — sich weggeworfen, Frauen,

Digitized by Google

deren Verhalten vermutlich auch in Friedenszeiten nicht typisch für „die Frauen" war.

Man fragt sich, warum die Proteste dagegen sich seeschlangengleich durch die Zeitungen ziehen. Daß das Beispiel dieser widerwärtigen Sensationsgier zündet, und deshalb gewarnt werden muß, wird wohl niemand ernsthaft annehmen. Man findet keinen anderen Grund, als daß es eben manchen Leuten zu schwer wird, den allgemeinen Gottesfrieden in allen inneren Kämpfen den Frauen gegenüber zu halten und daß sie der Gelegenheit froh sind, auch jetzt noch einen Anlaß für verallgemeinernde Überschriften zu finden: „Aber die Frauen" — „Zuchtlose Weiber" und dgl. Natürlich füllen gerade diejenigen Zeitungen Spalten mit diesen Ereignissen, in denen sonst von der Arbeit der Frauen überhaupt nicht die Rede ist.

Und dagegen protestieren wir. Wir protestieren gegen den Geschmack und die Gesinnung, die sich darin gefallen, dieselbe schmutzige Wäsche so lange vor der vollen Öffentlichkeit zu waschen, bis es aussieht, als sei es ein ganzer Berg. Die Technik ist dabei sehr durchsichtig: zunächst, häufig ohne jede Quellenangabe die Moritat „der Frauen" selbst, dann in einer der nächsten Nummern ihre Wirkung auf die Leser im Felde (denen man eben was Besseres hätte berichten sollen und können), dann werden daran wieder Betrachtungen angeknüpft, dann Zuschriften der Leser usw. So rollt die Sache weiter wie eine Schneeballkollekte! Die Frauen sollten sich wirklich jetzt nicht mehr darüber aufregen. Unwürdige Menschen, Männer und Frauen, hat es immer gegeben und wird es weiter geben. Heute aber darf man sich mit Stolz an die würdigen halten.

* **Gegen die freiwillige Hilfsarbeit.** Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat dem Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins Berlin auf seine Bitte, in den Handarbeitsstunden der zum Geschäftsbereiche des Ministeriums gehörigen Schulen für die weibliche Jugend von jetzt ab ausschließlich Liebesgaben für die im Felde stehenden Truppen anfertigen zu lassen, folgenden Bescheid zugehen lassen:

„Dem Vorstand beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 8. d. Mts. zu erwidern, daß für die Mädchenschulen wie für sämtliche Schulen meiner Verwaltung von jeher der Grundsatz gegolten hat, alles zu vermeiden, was dazu beitragen könnte, durch die Schulen den Gewerbetreibenden und den von ihnen beschäftigten Arbeitskräften eine unerwünschte Konkurrenz zu bereiten. Eine Heranziehung der Schulen zur Herstellung von Liebesgaben für die im Felde stehenden Truppen kann ich daher nur unter der Einschränkung befürworten, daß es sich um solche Arbeiten handelt, durch die den Lohnarbeiterinnen Arbeitsgelegenheit nicht entzogen wird. Als unbedenklich zuzulassende Arbeiten können z. B. in Frage kommen das Stricken von Strümpfen, Pulswärmern oder dergl., in der Regel aber nicht das Nähen von Bettüchern, Hemden oder sonstiger Wäsche."

Der preußische Kultusminister hat folgenden Erlaß herausgegeben:

„Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß an öffentlichen Schulen und Lehranstalten weibliche Lehrkräfte ohne Vergütung angenommen worden sind, die sich freiwillig und unter Verzicht auf eine Entschädigung zur Verfügung gestellt hatten. So warm die vaterländische Gesinnung anzuerkennen ist, die aus diesem selbstlosen Eintreten der betreffenden Damen für das Wohl der Schule hervorgeht, so bedenklich erscheint es andrerseits, daß dadurch mittellosen Lehrerinnen, die für ihren Lebensunterhalt auf Arbeitsverdienst angewiesen sind, die Erlangung einer bezahlten Beschäftigung erschwert wird. Dabei kommt in Betracht, daß die Zahl beschäftigungsloser armer Lehrerinnen neuerdings durch die aus dem Ausland vertriebenen Lehrerinnen und Erzieherinnen stark gewachsen ist. Ich veranlasse daher die Königliche Regierung (das Königliche Provinzialschulkollegium) in geeigneter Weise darauf hinzuwirken, daß jedenfalls an den öffentlichen Schulen nur bezahlte weibliche Lehrkräfte zur Vertretung der einberufenen Lehrer angestellt und dabei vorzugsweise und in erster Linie solche jungen Mädchen und Frauen berücksichtigt werden, die durch Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen müssen."

Es ist sehr erfreulich, daß die Unterrichtsbehörde sich in diesem Erlaß so energisch zu Grundsätzen bekennt, die leider in vielen Fällen von den Kommunalbehörden außer acht gelassen sind.

* **Die Verwendung solcher Krankenpflegerinnen,** die nicht bereits im Frieden zur Unterstützung des Kriegssanitätsdienstes zugelassen sind, ist durch einen Erlaß des stellvertretenden Militärinspektors an alle Territorialdelegierten in gewissem Umfang gesichert. Es sollen in zweiter Linie die staatlich anerkannten Schwestern, erst in dritter die Hilfsschwestern und nur ausnahmsweise Helferinnen verwendet werden. Auch Mißbräuchen örtlicher Instanzen des Roten Kreuzes, die den Schwestern zur Bedingung gemacht hatten, aus ihrer Berufsorganisation auszutreten, ist entgegengewirkt worden.

* **Auswanderung deutscher Berufspflegerinnen nach Österreich.** Wir entnehmen der Zeitschrift der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen „Unterm Lazaruskreuz" folgende Ausführungen,

Digitized by Google

aus denen ein oft beklagter Mißstand in der Verwertung der geschulten Pflegerinnen hervorgeht.

„Wir stehen jetzt vor einer besonders wichtigen Entscheidung unseres Schwesterkreises. Als wir zu Anfang des Krieges die Überzeugung gewinnen mußten, daß man in Deutschland ganz entschieden die in kurzem Kursus ein wenig vorgebildete weibliche Persönlichkeit, die weder Bezahlung erwartet noch durchweg auch nur Wohnung und Beköstigung erhält, für die Kriegskrankenpflege bevorzugte und an maßgebender Stelle ausgesprochen wurde, der Krieg sei doch nicht dazu da, arbeitslose Schwestern zu beschäftigen, da erklärten unsere Schwestern: ‚Wenn man uns in Deutschland nicht braucht, so gehen wir nach Österreich.' Gerade damals hörten wir zuerst von der österreichischen Waffenhilfe für uns durch die Motorgeschütze, und das brachte den Wunsch zur Reife, unsern Überfluß an geschulten Krankenpflegerinnen dem Bundesgenossen zur Verfügung zu stellen. Eine Erhöhung der Schlagfertigkeit der österreichischen Kämpfer durch geschulte Pflege war auch eine direkte Arbeit für unser Vaterland! Unser Angebot wurde sofort telegraphisch angenommen. Vor drei Wochen folgte die positive Bitte um 500 Schwestern, die schnell einberufen werden sollten, sobald der Bedarf festgestellt sei. Wir baten um telegraphische Mitteilung der Bedingungen und sicherten zunächst 150 Schwestern zu, die wir in kürzester Zeit aus Berlin und Umgegend, Sachsen, Schlesien und Bayern einberufen konnten. Die Abreise der ersten 80 Schwestern erfolgte am Abend des 17. September von Berlin und Dresden, in den folgenden Tagen von Breslau und München. Die Schwestern erhalten in Österreich 50 Kronen monatlich, Ersatz der Reiseauslagen, Extraausrüstung wird, wenn nötig, vom Roten Kreuz beschafft, die Reise geht zunächst nach Wien. Wie weit wir aus unserm großen Kreis die gewünschten weiteren Schwestern bereitstellen können, hängt von unseren Schwestern ab. Wir bitten alle, die in Österreich pflegen wollen, uns dies umgehend mitzuteilen, damit wir sie eventuell einberufen können, sobald man in Wien um weitere Nachschübe bittet. Die Sammelorte und Transportleiterinnen bestimmen wir je nach den Meldungen."

* **Die Stellungslosigkeit der weiblichen kaufmännischen Angestellten** ist weit größer als die der männlichen. Das kommt zum Teil daher, daß von den männlichen zirka ein Viertel bei den Fahnen sind, zum Teil hängt es damit zusammen, daß die weiblichen Angestellten den eigentlichen Massenbedarf an Personen, nicht den Qualitätsbedarf decken und darum in größeren Zahlen abgeschoben werden können. Von den 20 000 Mitgliedern des kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte in Berlin waren Mitte September zirka 3500 stellenlos.

* **Die Kommission für Arbeitsbeschaffung** des Nationalen Frauendienstes in Berlin hat jetzt drei Arbeitsstuben eingerichtet, in denen je 200 Arbeiterinnen mit Strickarbeiten beschäftigt werden. Es werden solche Arbeiterinnen eingestellt, die in ihrer eigenen Branche zurzeit keine Beschäftigung finden; sie müssen zum Teil im Stricken — wenigstens von schwierigeren Sachen — erst angeleitet werden. Gleichzeitig wird in Heimarbeit Wolle ausgegeben. Jede der 23 Hilfskommissionen hat eine Ausgabestelle für Wolle.

Der Beratungs- und Fürsorgedienst der Hilfskommissionen zeigte bis zum 15. September immer noch steigende Ziffern. In der Woche vom 31. August bis 7. September wurden 27 760 Fälle, vom 7. September bis 14. September 28 446 Fälle behandelt.

* **Victoria-Fortbildungsschule Berlin.** Der Ernst der Zeit läßt die Sorge für die Ausbildung der Jugend doppelt ernst erscheinen. Allen Eltern sei es ans Herz gelegt: je weniger Arbeits- und Erwerbsgelegenheit Ihr für Eure Töchter augenblicklich habt, um so mehr ist es Pflicht, die Bildungsgelegenheiten zu benutzen, die sie für später arbeits- und erwerbstüchtig machen. Die Leitung der Victoria-Fortbildungs- und Fachschule (W., Kurfürstenstr. 160) weist auf die verschiedenen kaufmännischen, gewerblichen und hauswirtschaftlichen Abteilungen der Tages- und der Abendschule, auf ihr Gewerbelehrerinnen-Seminar und ihr Handelslehrerinnen-Seminar, wie auf die Seminar-Vorbereitungskurse hin, die sämtlich trotz der schwierigen Zeitverhältnisse — wenn auch unter großen Opfern — in Gang gehalten werden. Neu hinzu kommt noch ein Kursus für Bureaubeamtinnen. Tüchtige weibliche Arbeitskräfte werden in absehbarer Zeit überall im gewerblichen Leben und im Lehrberuf gebraucht werden. Man benutze die jetzige Pause auf dem Arbeitsmarkt zu geordneter und gründlicher Ausbildung der weiblichen Jugend. (Prospekte in der Anstalt. Sprechstunde täglich 11—12.)

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Aufruf!

Deutsche Frauen, deutsche Mädchen schafft unverzüglich Arbeitsgelegenheit für Eure notleidenden Schwestern! Ihr könnt es!

Haltet nicht zurück mit Aufträgen, die Ihr in einigen Wochen doch erteilen würdet. — Die Herstellung des Winterbedarfes an Kleidung für Euch und Eure Kinder bedeutet Brot für andere. Privatschneiderinnen und entlassene Arbeitskräfte aus der Bekleidungsindustrie warten mit banger Sorge auf Beschäftigung durch Euch. Gebt sie ihnen! Mit Recht mag niemand jetzt den Sinn an Kleines und Äußerliches hängen. Das Notwendige aber darf und soll bedacht werden. Besonnene Vorsorge für Euch selbst schafft anderen Hilfe. Und denkt auch nicht: dies kann ich wohl entbehren, jenes selber nähen. Nicht jede Sparsamkeit ist unbedingt Tugend! Wer Arbeit geben kann und sie nicht gibt, der versündigt sich zur Stunde an unseres Volkes Not!

Und wenn Ihr Eure Schränke sichtet, denkt wiederum der Armen! Sondert aus, was Euch nicht nützen kann; gebt es in die Arbeitsstuben, die in Berlin und anderen Städten errichtet sind. Dort wird es von bezahlten Kräften für den Bedarf der Armenpflege instand gesetzt. — So helft Ihr doppelt. — Und Ihr helft zehnfach, wenn es ohne Zeitverlust geschieht!

Nationaler Frauendienst
(Gruppe für Arbeitsbeschaffung).
Bureau für Sozialpolitik.
Zentralverein für Arbeiterinnen-Interessen.
Zentralarbeitsnachweis.
Verband der Gewerkvereine (Hirsch-Duncker).
Gewerkverein der Heimarbeiterinnen.
Kommission der Freien Gewerkschaften.
Verband erwerbstät. kathol. Frauen u. Mädchen.
Verband evangel. Arbeiterinnenvereine.
Evangelischer Frauenbund.
Verein zur Errichtung von Arbeiterinnenheimen.
Verband für weibliche Vormundschaft.
Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge.

Geldspenden und Anmeldungen von Material werden für Groß-Berlin erbeten an das Bureau des Nationalen Frauendienstes, Gruppe für Arbeitsbeschaffung, Berlin W. 30, Augsburger Str. 61.

Nationaler Frauendienst, Göttingen.

Die Ortsgruppen Göttingen des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium und des Bundes evangelischer Frauenvereine ließen in Gemeinschaft mit dem Vaterländischen Frauenverein am 2. August eine Einladung an sämtliche Frauenvereine Göttingens ergehen zu einer Besprechung über die durch den Krieg notwendig werdenden Schritte. In der Versammlung am 4. August, der Vertreter von 27 Vereinen beiwohnten, konstituierte sich der Nationale Frauendienst, aus zwei Abteilungen bestehend. Die ganze Organisation wurde dem hier alle Bestrebungen zusammenfassenden Vaterländischen Kriegshilfsdienst angeschlossen als Abt. 7. Abt. 1 des Nationalen Frauendienstes ward gebildet durch den Vaterländischen Frauenverein, der die Vermittlung freiwilliger weiblicher Hilfskräfte zu den verschiedensten Zwecken übernahm, ebenso die Einrichtung der Unterrichtskurse für Krankenpflegerinnen und die Zuweisung derselben an die Lazarette und Genesungsheime. Außerdem übernahm der Vaterländische Frauenverein die Versorgung der Lazarette mit Einrichtungsgegenständen und der im Felde stehenden Truppen mit Kleidungsstücken. Abt. 2 übernahm die gesamte Familienfürsorge für Angehörige von Kriegsteilnehmern. Es wurde eine Zentrale geschaffen für die Meldung der Fürsorge Suchenden, in der nach dem Muster der Zentralen für private Fürsorge gearbeitet wird. Nach erfolgter Feststellung der Verhältnisse, bei der erfahrene Armenpflegerinnen mitwirken, werden die Nachfragenden entweder in ihren persönlichen Angelegenheiten beraten oder in geeigneter Weise durch Ausgabe von Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Barmitteln unterstützt, oder sie werden dem angegliederten Arbeitsnachweis mit Stellenvermittlung überwiesen. Bis zum 5. September gingen bei diesem 140 Anmeldungen von Arbeitgebern und 294 von Arbeitnehmern zu, vermittelt wurde Arbeitsgelegenheit in 168 Fällen. Daß die Zahl der Vermittlungen eine höhere ist als die der angemeldeten Arbeitgeber erklärt sich daraus, daß für einzelne Arbeitgeber eine Reihe von Arbeitskräften eingestellt wurde. Außer dem Arbeitsnachweis ist eine Abteilung angegliedert, die eine Näh- und Flickstube für bezahlte Arbeit eingerichtet hat, außerdem Näh- und Flickarbeit als bezahlte Heimarbeit vergibt. Ehe der Betrieb dieser Arbeitsstuben eröffnet werden konnte, waren in einer Reihe von Nähstuben freiwillige Arbeitskräfte zur Herstellung der zunächst eiligst gebrauchten Gegenstände tätig, die für die Lazarette zu beschaffen waren. Eine derartige

Digitized by Google

Nähstube ist auch von der weiblichen Jugendpflege eingerichtet worden. Es wurde ferner von der Familienfürsorgestelle eine Fürsorge für Wöchnerinnen eingerichtet, die sich auf Mütter von Kindern unter 6 Monaten mit-erstreckt. Im Anschluß daran wurde eine Krippe gegründet und am 15. September wurde eine Mütterberatungsstelle für Säuglingsfürsorge unter ärztlicher Leitung eingerichtet. Die Neugründung von Kinderhorten und Kinderbewahranstalten ist vorbereitet für den Zeitpunkt, an dem die bereits vorhandenen Anstalten dieser Art nicht mehr ausreichen werden, ebenso ist mit der Kranken- und Hauspflege begonnen, am 1. Oktober wird eine Volksküche ins Leben treten. Die Arbeit der Zentralstelle ist eine sehr vielseitige, in einer großen Anzahl von Fällen wurden die Anträge auf Gewährung von Kriegsrente vorbereitet oder eingereicht, es wurden Nachforschungen nach Vätern unehelicher Kinder angestellt, deutsche Flüchtlinge aus Belgien oder Ostpreußen versorgt, Nachforschungen nach Vermißten und Verwundeten angestellt usw. Auch zahlreiche Mietsbeihilfen wurden geleistet. Die Zentralstelle bearbeitete bis zum 7. September 844 Fälle. Die gesamte Tätigkeit des Nationalen Frauendienstes begann am 10. August. Henni Lehmann.

Kurzer Geschäftsbericht der Karlsruher Geschäftsstelle des Nationalen Frauendienstes.

Die folgenden Karlsruher Vereine haben sich zum Nationalen Frauendienst zusammengeschlossen:

1. Verein badischer Lehrerinnen (Abteilung Karlsruhe), Fräulein Jungk.
2. Verein Frauenbildung — Frauenstudium, Frau Himmelheber.
3. Verein für Neue Frauenkleidung und Frauenkultur, Frau Richter.
4. Verein für Frauenstimmrecht, Frau Kronstein.
5. Rechtsauskunftsstelle für Frauen, Frau Rebmann.
6. Kaufmännischer Verein für weibliche Angestellte, Frau Rebmann.
7. Sozialdemokratische Frauenorganisation, Frau Fischer.
8. Jugendgruppe für soziale Arbeit, Frau Knittel.
9. Malerinnenverein, Fräulein Heß.

Vorsitzende ist Frau Professor Anna Richter, Stellvertretende Vorsitzende Frau Antonie Elsas, Schriftführerin Fräulein Anna Jungk. Ein Geschäftsführender und ein Erweiterter Ausschuß beraten über alle zu unternehmenden Veranstaltungen; letzterem gehören Vertreterinnen des Katholischen Frauenbundes, des Roten Kreuzes, des Badischen Frauenvereins und ein Vertreter der städtischen Schulverwaltung an.

Nach der Sachlage in Karlsruhe konnten wir nur einen Teil des „Gemeinsamen Hilfsausschusses zugunsten der einberufenen Krieger" bilden. Uns wurde die Fürsorge für die Kinder der im Felde stehenden Krieger bis zum Alter von 6 Jahren übertragen. Drei Kinderbewahranstalten sind von uns neu eröffnet worden; weitere werden nach Bedürfnis folgen. Der Gemeinsame Hilfsausschuß gibt die Mittel zu ihrem Betrieb; für ihre Einrichtung haben die vereinigten Vereine kleinere Beiträge geleistet.

Unsere Geschäftsstelle hat sich zu einer Auskunftsstelle für die Angehörigen von Verwundeten, Vermißten und Gefangenen ausgestaltet. Leute vom Lande, Kleinbürger unserer Stadt nehmen fortwährend unsere Hilfe in Anspruch, um in den Verwundetenlisten nachzusehen, und bei den verschiedenen hiesigen amtlichen Stellen, bei der Zentralstelle in Berlin, bei der Genfer Konvention und dem deutschen Konsulat in Bern nach dem Verbleib der Ihrigen zu forschen.

Karlsruhe, 5. September 1914.

A. Richter.

Kleine Mitteilungen.

Staatl. Städt. Mädchengymnasium in Karlsruhe.

Der Unterricht beginnt wieder Anfang Oktober. In das vom Verein Frauenbildung — Frauenstudium unterhaltene Internat werden jetzt schon Zöglinge aufgenommen.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Eismann-Schriften: 10. Heft. Schulkindernot / Schulkinderpflege. 1,20 M. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.
— 11. Heft. Elternhaus und Schule. 1 M. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.
— 12. Heft. Die Tagesschule / Die Schule der Großstadt. 1 M. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Deutsches Landerziehungsheim,
Schloß Gaienhofen am Untersee in Baden,
nimmt Mädchen im Alter von 6—20 Jahren, Knaben im Alter von 6—11 Jahren auf.
Lehrplan der Oberrealschule und Frauenschul-Abteilung.

Moderner Frauenberuf
Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. Joachim Buslik.
Bisher hat die Schule 163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums- und Röntgen-Assistentinnen ausgebildet.
Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Digitized by Google

Schmid. Verfassung und Verwaltung der deutschen Städte. 1,25 ℳ Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Schneider. Gesundheitslehre und Haushaltungskunde. 1,20 ℳ Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Sprüngli. Musikgeschichte. Verlag Tonger. Cöln a. Rh.

Des deutschen Feinschmeckers Leibgericht!

Grundechte Teltower Rübchen

Gewürziger, zarter, feiner Geschmack.

Volle Gewähr für Sortenreinheit.

9½ Pfd. M. 3,50 frei Nachnahme

Paul Grube, Teltow, Steinweg 14

Alljährlich ehrende Anerkennungen, viele Nachbestellungen und Weiterempfehlungen. — Gebt der Teltower Landwirtschaft durch zahlreiche Bestellungen Ersatz für die in Friedenszeiten blühende Ausfuhr nach fremden Ländern. — Versandbeginn am 5. Oktober. Vorausbestellungen erb.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,

Gartenhaus part.

1. Sofort sucht adlige Familie in Mecklenburg für ein 7jähriges Mädchen, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Perfektes Englisch Bedingung, Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Sofort sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Pommern für ein 14jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Musik- und Sprachkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. Oktober sucht Familie in Süddeutschland für ein Mädchen von 11 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

4. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie in Mecklenburg für einen Knaben, 7½ Jahre alt, der mit noch zwei andern Knaben unterrichtet werden soll, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie in Pommern für einen Knaben 10, ein Mädchen 8 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin. Musik und Latein bis Quarta Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie in der Mark für einen Knaben 9, ein Mädchen 7 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung im Knabenunterricht. Latein Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Zum 1. Oktober sucht Familie in der Mark für einen Knaben 8, ein Mädchen 6 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 600 ℳ

Gymnasialkurse für Frauen.

Gegründet von Helene Lange 1893.

Vierjährige Vorbereitung auf die Reifeprüfung im Aufbau auf das Lyzeum.

(Bei besonders Begabten genügt auch Reife für Klasse I.)

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.

Prospekte. — Sprechzeit: Dienstags und Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11. **Martha Strinz,** Dir.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**

Handelslehrerinnen-Seminar.

Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn neuer Kurse 8. Oktober.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit

FRANKFURT AM MAIN

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit

Beginn 1. Oktober 1914

Direktion: Gr. Friedberger Strasse 28 II

Précis de l'Histoire

de la

Littérature française

par

Helene Lange.

Leitfaden der Geschichte der französischen Literatur für Schulen und zum Selbstunterricht.

33. Auflage. — (66.—67. Tausend)

Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius)

Zimmerstr. 94.

Preis geb. 1,60 M.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.

Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Digitized by Google

8. Zum 1. Oktober sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Anhalt für zwei Mädchen von 10 und 7½ Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin. Gehalt bei freier Station 720 ℳ.

9. Zum 1. Oktober sucht Fabrikbesitzersfamilie in Thüringen für zwei Mädchen 12 und 13 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt 720 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Erstklassige Brikets

Michel

M. 8,50 für 1000 Stck.
Riesenformat 7, **Halbsteine**
M. 0,85 für 1 Zentner, feinstes **Brennholz** billigst.
Michel-Briket-Vertrieb
Neukölln, Knesebeckstr. 148
Telephone: 1610 und 2133.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::
Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, :: Literatur und Kunst :: | Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

bringt in wertvollen und stets originalen Aufsätzen der hervorragendsten Politiker und Parlamentarier ein getreues Spiegelbild unserer politischen und sozialen Zeitströmungen. Der unterhaltende Teil der „Hilfe“ bringt ausführliche, selbständige Würdigungen aller Vorgänge und Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur u. Kunst. Bezugspreis vierteljährlich 2,50 Mark. **Verlangen Sie** bitte unter Hinweis auf diese Ankündigung ein **kostenloses Monatsabonnement** vom

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“). G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

W. Moeser Buchhandlung — Sep.-Konto „Die Frau“
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau“ haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:

Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlußprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 2 November 1914

Städtische Lesehalle Berlin

Frauen und Friede.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Ich habe gelegentlich in der Friedenskommission des Frauenweltbundes Deutschland vertreten. Nur gelegentlich, auf Kongressen, wenn die ständige Vertreterin nicht da sein konnte. Ich wurde nicht als besonders geeignet für diese Aufgabe angesehen; die amerikanische Vorsitzende war etwas bestürzt, als ihr angekündigt wurde, ich würde in die Friedenskommission kommen, und sagte seufzend: »I wonder with what weapon.«

Aber nun im Ernst: es ist selbstverständlich, daß wir Frauen stärker am Frieden hängen als die Männer. Wir würden unserem Wesen untreu werden, wenn es anders wäre. Unsere Sache ist das Erhalten, Ausbauen, Pflegen. Nur ganz außerordentliche Umstände machen die Frau, die zu töten vermag, verständlich und erträglich. Die Tatsache, daß Frauen nicht Krieg führen, hat natürlich auch etwas zu tun mit ihrer inneren Stellung zum Krieg. Es fehlt bei ihnen das seelische Dabeisein, das dem kämpfenden und kriegführenden Mann natürlich ist. Niemand würde und könnte es anders wünschen.

Aber ist daraus zu folgern, daß die Frauen durch ihr Geschlecht verpflichtet sind, den Frieden um jeden Preis zu wollen und zu vertreten? Wenn das irgendwo und irgendwann gesagt ist, so ist es eine blasse Theorie. Ihr Geschlecht, ihre Mütterlichkeit bindet die Frau auch mit besonders innigen Banden an die Heimat. Sie fühlt, als Mensch und als Frau, sich selbst eins mit ihrem Vaterland, in einem Zusammenhang, der so wenig theoretisch erklärt zu werden braucht wie ihre Liebe zu ihrem Kinde, der eine der einfachen, großen seelischen Tatsachen ist, die der Verstand so leicht unterschätzt.

Digitized by Google

Keine Frau will den Frieden um den Preis, daß das Leben ihres Vaterlandes dabei gelähmt und verkürzt wird. Keine deutsche Frau wünscht einen Frieden, der uns nicht bringt, was wir haben müssen: Sicherheit für die starke Entfaltung deutscher Leistung in der Welt, Spielraum für den quellenden Strom deutscher Kulturkraft, festen Boden für alle friedlichen Welteroberungen, die dem deutschen Geist in Wissenschaft, Technik, sozialer und wirtschaftlicher Organisation möglich sind.

Gewiß — die Frauen leiden tiefer und schmerzlicher unter den Opfern, die gefordert werden. Aber wenn die Frage heißt: Krieg oder Stillstand deutscher Entwicklung, Tod oder Knebelung deutschen Lebens, so lautet die Antwort der deutschen Frauen ohne Besinnen: Krieg und Tod!

So aber steht es jetzt für uns, jetzt, nachdem ein Krieg begonnen ist, den nicht wir gesucht haben, den unsere Regierung mit manchen Opfern viele Jahrzehnte zu vermeiden gewußt hat. Jetzt kann niemand mehr den Frieden wollen, nur damit der Krieg aufhört, jetzt — nachdem Tausende von Leben geopfert sind — handelt es sich um den Preis dieser Opfer. Das empfindet niemand stärker als die Mütter. Es darf nicht vergeblich gewesen sein. Schlimmer als weitere Monate des Ausharrens und Duldens wäre es, wenn die Todessaat dieses Krieges unfruchtbar bleiben müßte für die Zukunft. Dann erst wäre Leben verschwendet, wenn Söhne und Enkel noch einmal beginnen müßten, wo jene begannen, die jetzt schon in fremder Erde ruhen.

Heute, an dem Tage, an dem ich schreibe, steht in der Zeitung, daß die sozialistische Internationale einen Delegiertentag in einem neutralen Land einberufen will, um über einen baldigen Frieden zu beraten. Ich bin froh, daß nicht eine internationale Frauenorganisation etwas Ähnliches versucht. Denn irgend jemand muß ja dabei zum Verräter an den Interessen seines Vaterlandes werden. Man kann mitten im Krieg nicht vom bloßen Friedensstandpunkt aus international verhandeln, ohne die Bedingungen zu berühren, unter denen Frieden geschlossen wird. Und darüber werden wohl selbst die Mitglieder der sozialistischen Internationale verschiedener Meinung sein, wenn sie anders überhaupt mit ihren Füßen jeder auf dem Boden seines Vaterlandes stehen und nicht in den Wolken der Geschichts- und Staatslosigkeit.

Unter den Frauen sind es zum Glück nur ein paar Eigenbrödler, die jetzt noch eine Friedenspropaganda fortsetzen, die vor dem Krieg einen Sinn hat, im Krieg aber ihre Spitze unter Umständen gegen das eigene Vaterland richten kann. Der Redaktion der „Frau" wurde vor einiger Zeit ein Separatabdruck aus der Zeitschrift „Der Völkerfrieden" zugesandt, der Aufruf einer Frau an die Frauen, sie möchten „ihre Reife zeigen", indem sie ihren Nationen zurufen „Krieg dem Kriege". — Was die deutschen Frauen anlangt, so könnten sie ihre Unreife gar nicht besser zeigen, als wenn sie jetzt die große Entschlossenheit Deutschlands, vielleicht das gewaltigste Zeugnis der nationalen Lebenskraft unseres Staates, irgendwie zu erweichen versuchten. Ein solcher Versuch wäre ein ebenso klägliches wie unwürdiges Schauspiel. Jetzt ist es trotz aller Verständigungsbestrebungen, die selbstverständlich niemand wärmer und lieber fördern konnte als die Frauen, zu dem großen Messen der Kräfte gekommen; jetzt stehen wir Deutschen in der heiligen Macht unseres geschichtlichen Schicksals, das wir bereit sein müssen zu Ende zu leben, vor dem wir nicht davonlaufen dürfen.

Digitized by Google

Ich bin mir vollkommen bewußt, indem ich dies sage, was es bedeutet. Es bedeutet die Zustimmung zu neuer Todesernte, neuen Opfern an Jugendkraft und kostbarem Leben. Eine Zustimmung über das Frauengefühl hinweg, dem der Wille zur Vernichtung zu tiefst fremd ist. Aber keine Frau ist dieser Zeit würdig, die nicht heute — heute zum erstenmal in solcher Gewalt — die Wahrheit erlebt hätte, die wir so oft verkündeten, ohne sie ganz zu ermessen, die Wahrheit, die Tausende von Männern draußen mit ihrem Blut besiegeln: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Nehmt euer Friedensdasein, deutsche Frauen, mit allem kleinen und großen Alltagsglück und Alltagskummer, nehmt die Summe alles dessen, was euch sonst wichtig und lebenswert dünkte — und haltet es gegen die großen Schmerzen und die großen Erhebungen, die unheilbaren Wunden und die unvergeßliche Feierlichkeit dieser Monate. Gewiß, heute und morgen mag das Verlieren und Entbehren zu bitter sein, als daß irgend etwas darüber hinweg zu tragen vermöchte. Und doch wird jede in sich fühlen, daß es eine Überwindung des Todes gibt auch für die Frauen, die nur leiden und nicht selbst ihr Leben darbringen können: die Überwindung durch die eigene innere Erfahrung, daß es Güter gibt für die der Tod kein zu hoher Preis ist, und daß Größe mehr ist als Glück.

Herbst 1914.

Von

Dorothee von Velsen.

Nachdruck verboten.

Vor unserm Arbeitszimmer im Gemeindeamt reifen die Kastanien. Als wir am Tage nach der Mobilmachung dort einzogen, waren die Blätter grün und man suchte den Schatten unter den Baumkronen auf. Jetzt lesen die Kinder die Früchte vom Boden und freuen sich der glänzenden Haut unter der Stachelschale. An Markttagen ziehen Planwagen die Straße herunter; ist Pferdemusterung, so traben stundenlang Gäule vorbei, von halbwüchsigen Jungen geritten. Wir sind halb und halb Land hier, kleine Ackerbürgerstadt, kaum daß wir uns den Anstrich eines Berliner Vororts geben. Wir wollen den Anstrich auch nicht, lieben unsere kleine Stadt wie sie ist, mit dem alten Gemeindehaus, dem schönen Gutsbau, dem flachen Teich, der sich noch Dorfteich nennt und um dessen Rand Trauerweiden hängen — lieben alles doppelt, seit wir erfahren, was Vaterland und Heimat heißt. Vor allem lieben wir unsere Kirche. Sie ist alt, von runder Form und schönstem Ebenmaß. Der alte Fritz gab seinerzeit das Geld zum Bau. Der Friedhof wuchs rundum an, innerhalb einer dicken Feldsteinmauer, über die der Efeu wuchert. Auf den Gräbern stehen die Namen der Schulzen und Schöffen, dieselben, die auch unsere Schöffen und Gemeinderäte tragen, die jetzt ihre Söhne und Enkel ins Feld schicken. Als der Ort wuchs und reicher wurde, baute er eine Kirche aus rotem Backstein mit spitzem, häßlichem Turm. Seitdem dient das kleine Gottes-

Digitized by Google

haus als Gemeindesaal und Jugendheim. Während der Kriegszeit hat man es dem Vaterländischen Frauenverein als Krippe überlassen, und bei warmem Wetter werden Wagen und Betten ins Freie gestellt. Aus meinem zweiten Fenster sehe ich sie zwischen den Gräbern stehen. Ein unaussprechlich rührender, hoffnungsvoller Anblick. Die gesunkenen Kreuze und Urnen, letzte Rosen unter welkenden Blättern, und daneben das junge Leben, das unbekümmert, unbewußt, leidlos, sorglos dem neuen Tag entgegenwächst. Keiner unter uns, der nicht in grauenvoller Bangigkeit der Kunde harrt, die schon der kommende Morgen bringen kann, — und hier das pure Leben selber, von keinem Gedanken beschwert. Im Frühling, wenn der Flieder wieder über den Gräbern blüht, wird jedes einzelne Dasein sich gewandelt haben, keines mehr weiterfließen können wie bisher. —

Es ergab sich von selbst, daß wir uns mit unserer vaterländischen Arbeit auf die Zweige beschränkten, die sich aus der Lage unserer kleinen abgeschlossenen Gemeinde am Fuße der Hauptstadt ergaben. Der Tätigkeitsdrang war groß, das Verständnis leidlich. Es sind viele reiche Leute hier, die gern Verwundete bei sich pflegen wollten. Wir fragten sie: wollt Ihr nicht ebenso gern Flüchtlinge bei Euch aufnehmen? Sie waren auch dazu freudig bereit. So gingen wir in die Stadt, uns vertriebene Familien zu holen. Es war drückend heiß, der Asphalt glühte; das sind nun schon Wochen her, Wochen des Harrens, des Bangens, des dankbaren Aufatmens. Gleich im Reichstag erhielten wir einige Familien zugewiesen, in der Sammelstelle in der Luisenstraße seien aber noch viele in vorläufigem Obdach. Wie reich ist doch Berlin an Schätzen, die keiner kennt! Auf der Suche nach dem Asyl geriet ich an einen Pavillon im Zopfstil, der unter dichten Bäumen ein verwunschenes Dasein führt. Alles andere hätte man erwartet hier im Herzen der Stadt, unendlich wohl tat der Gruß aus einer Zeit stiller, bürgerlicher Tage. Das Elend im Obdach ist unbeschreiblich, weniger das materielle Elend als der Jammer um die verlassene Heimat. Goldap, Gerdauen, Allenstein, Insterburg — wie mögt ihr aussehen — unser Vieh, die Möbel, die gepackten Körbe, die keiner uns mehr zur Bahn schaffen konnte! Nur schwer entschließen die Frauen sich, uns zu folgen, wieder ein Stückchen weiter fort, wieder mit der Bahn. Auf der Straße ein neues Hindernis: wir sind mit Bettsäcken, Handkoffern, Schachteln schwer beladen, keine Elektrische nimmt uns, ein Wagen nirgends zu erblicken. Da bewährt sich auch an uns die Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit der Volksgenossen: zwei Männer, die, einen Handwagen ziehend, die Straße herabkommen, erkennen uns kundigen Blicks als Flüchtlinge. Ohne viel Worte packen sie die Habseligkeiten auf den Karren, die älteste Frau kommt obenauf zu sitzen, und so fahren sie uns quer durch Berlin, nicht ohne die Verängsteten und Übermüdeten auf die Schönheiten des Brandenburger Tors und des Potsdamer Platzes aufmerksam zu machen. Es ist ein Atemholen, als wir endlich unter unseren Bäumen landen und den einzelnen Familien ihre Flüchtlinge zuführen.

Das liegt nun um Wochen zurück. Tannenberg ist gewesen, und der Fall von Namur, und die furchtbare Aufstellung der Heere an der Aisne, die sich bis an die Zähne eingraben und verschanzen. Über dem Warten und Hoffen merken wir nicht, wie die Blätter sich färben, und sind überrascht, als die ersten Herbstgüsse einsetzen. Aber fast jeden Morgen bringt unser „Anzeiger" den Namen eines Gefallenen mit dem Zeichen des Eisernen Kreuzes im Trauerrande. Das sind

Digitized by Google

dieselben Namen, die auf den Gräbern stehen, und mit den Vätern und Brüdern beraten wir im Saal des Gemeindeamts über die Mittel, die uns über den Winter hinweghelfen nnd trösten sollen. Einige unserer Ostpreußen sind abgereist; es sind die Glücklichen, deren Heimatsort versteckt in den tiefen Wäldern liegt, oder, obwohl an der großen Straße, wie durch ein Wunder von den Kosaken nicht berührt wurde. Sie schreiben hochbeglückt: alles ist unversehrt, sogar der angefangene Strumpf noch auf dem Tisch, nur die Pflanzen sind vertrocknet. Aber das sind die wenigsten. Andere haben die Fahrt gewagt, kamen eine Strecke weit und mußten umkehren. Die meisten warten auf Nachricht von der Heimat. Und darüber hinaus werden manche bis zum Frühjahr bleiben müssen, Frauen, die ihrer Niederkunft entgegensehen. Zwei kleine Ostpreußen sind schon geboren, auf einen Tag, heißen beide Friedrich Wilhelm, und die Gemeinde steht Pate. Auch für die Halberwachsenen gilt es zu sorgen, daß sie nicht in Berlin ohne Arbeit, ohne dauerndes Heim gefährdet werden, oder auch nur dem Landleben entfremdet. Für diese sind Haushaltungsschulen und einfache Heime zu schaffen, damit ihnen die Zeit nicht verloren gehe, vielmehr eine des Lernens werde. Denn es ist ja keiner, der nicht aus diesen Wochen besser, stärker, klarer hervorgehen möchte; man muß nur helfen und Gelegenheit geben, daß solcher Vorsatz durch Arbeit zur Tat werde.

Es ist hübsch, wie sich die Bande um Volksgenossen enger knüpfen, auch in diesem kleinsten Kreis, wie Groß-Berlin und Ostelbien ganz untergehen in dem Gefühl der Gemeinsamkeit. Und ebenso verwischen sich die Standesunterschiede. Es ist ja selbstverständlich, und freut einen doch immer wieder. Ich besuchte dieser Tage eine Handwerkersfrau aus dem Osten, die mit ihren Kindern in einem schönen Haus am See Aufnahme gefunden hat, und dort ruhig die Geburt des Sechsten erwarten kann. Der Besitzer ist im Felde, seine Frau in der gleichen Lage wie die Vertriebene. Ich nahm das Gefühl mit fort, daß nichts so sehr den beiden Frauen über diese Zeit hinweghelfen wird als das gemeinsam getragene Schicksal — Geburt und drohender Tod.

Am Rande des Städtchens, wo die Felder beginnen und die schweren Wolken stehen, sind die Lazarette errichtet. Um 6, 7 Uhr früh treffen die Züge ein, bringen Hunderte von Verwundeten. Man sieht bald einige durch die Straßen gehen, gefolgt und umringt von der Jugend, und am Sonntag wandern die Mädchen hinaus, stehen an der anderen Seite des Zauns und warten — nicht lange —, daß sich eine Unterhaltung entspinnt. Der Ton ist munter, auch keck, aber ganz frei von Prahlerei. Es sind zu ernste Dinge, denen die Burschen dort ins Antlitz gesehen haben, noch fühlen sie sich klein und sind nicht geneigt, mehr Ruhm davonzutragen als ihnen gebührt. Ich besuchte eben einen kleinen Handwerker dort in der Gegend, fand ihn nicht vor, er war schon eingezogen, sprach aber seinen Sohn, der dabei war, den Apfelbaum seiner leuchtenden Last zu entledigen. Als er hörte, daß ich mit den Armen der Gemeinde zu tun habe, gab er nicht nach, bis ich alle Taschen mit Früchten für sie gefüllt hatte. Ich werde sie einer Offiziersfrau bringen, die, obwohl selber in bescheidenen Verhältnissen lebend, in ihrem Haus die Wöchnerinnen aufnimmt, die wir, bei der Überlastung aller Krankenhäuser, so schnell nicht unterbringen können.

Die Sonne sinkt hinter den Kiefern des Friedhofs. Ein neuer Arbeitstag neigt sich dem Abend zu. Wieviel Augen da draußen mag er gebrochen haben?

Digitized by Google

In namenloser Angst wagt keiner an die zu denken, die einem die Nächsten sind. Es ist befreiend zu wissen, daß das Weltgeschehen dort an beiden Enden des Reichs unserer Macht so ganz, so unbeschreiblich weit entrückt ist. Ganz sind wir eingereiht in die Kette gewaltiger Notwendigkeiten, die keine Klage, kein Flehen berührt, und können nichts, als das Grenzenlose empfinden, das sich um uns und in uns vollzieht, und das Erfahrene in unserem eigenen Dasein zur Tat umgestalten. Das ist das einzige in diesen Tagen: die großen ungebrochenen reinen Erlebnisse, vor denen nur das Ewige besteht — das einzige in den Tagen und Wochen, die noch vor uns liegen.

Das Passionsbuch des Vincent van Gogh.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

I.

„Nun meine Arbeit gehört Dir. Ich setzte dafür mein Leben ein, und meine Vernunft ging dabei zur Hälfte drauf....“

Diese einfachen und erschütternden Worte schrieb Vincent van Gogh, der große holländische Maler, der so leidenschaftlich darum rang, seine Farben- und Linienerlebnisse zum Bild zu gestalten, am 27. Juli 1890, zwei Tage vor dem erlösenden Heimgang, an seinen Bruder Theo, der „Gemäldehändler und zugleich Apostel“ seiner Kunst war, und ihm ohne Wanken, in selbstverständlicher Treue, wirtschaftlich stützend sein mühseliges und beladenes Leben tragen half...

* * *

„Mühselig und beladen“... an das Evangelienwort und an die Urchristenstimmung voll Demut, Zernichtung, Selbsterniedrigung, voll des Seufzens der geängsteten Kreatur, muß man beim Lesen der zwei Bände dieser Briefe Vincents an Theo denken. Aufwühlende Passion stellt sich dar, niederzwingend zur Andacht zum Kreuz menschlichen und künstlerischen Martyriums.[1])

Aber dabei doch nicht weichmütig und winselnd, sondern gefaßt in Aufnehmen und Bekennen des Schicksals und unablässig bis zur Aufopferung am Werke dienend, auch darin verwandt den waffenlosen Glaubenshelden, denen die Hingabe Notwendigkeit war.

Dies Werk bedeutete, und das scheint für Vincents Charakteristik sehr bemerkenswert, zunächst gar nicht die Malerei, sondern für ihn, den brabanter Pfarrerssohn, den in seinen Anfängen als Lehrling des Kunsthandels ein Ekel vor den rechnenden materiellen Weltleuten gefaßt hatte, die Seelsorge. Ihm war in

[1]) Zusammengestellt und mit liebevollem Verstehen eingeleitet von seiner Schwägerin J. van Gogh-Bonger. Ins Deutsche übertragen von Leo Klein-Dippold. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin.

Digitized by Google

London, auf Eitelkeitsmärkten und im kalten Geschäftsbetrieb, fröstelnd, einsam, etwas von jener Erkenntnis gedämmert: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"... Er sehnte sich aus der glatten selbstsüchtigen Gesellschaft zu den Armen und Niederen, ihnen etwas von seinem übervollen Herzen mitzuteilen. Er ging als Missionar, als „Evangelist" in das belgische Kohlenrevier, in die Borinage, in die Dörfer der Bergleute und Weber. Traurige, tote Flecken Erde sind es. Die Männer meist vom Fieber abgemagert, bleich. Rings um die Grube armselige Bergmannswohnungen mit ein paar abgestorbenen Bäumen, ganz schwarz verräuchert und Dornenhecken, Mist und Aschenhaufen... Und es bewegt aufs tiefste, in dieser für das menschliche Leid so überempfänglichen Seele von ihren Begebnissen zu lesen. Schicksal und Anteil spricht hier in allerpersönlichster Einversetzung; es klingt nie schwächlich oder in Gefühlen kramend, sondern immer auf Saiten, die aus dem Innersten erbeben, und eigen ist es dann, zu beobachten, wie in diesem Hungerpastor, ihm selbst noch unbewußt, die witternden, auffaugenden, die Erscheinung packenden Künstleraugen sich mählich auftun, wie in dem Einfaltsmann der Elendshütten, dem Bruder der „Misérables" die artistischen Sinne sich brennend erregen...

Vincent van Gogh redet vor seiner kleinen Gemeinde gedrückter und gebeugter Arbeitstiere über den Text der Apostelgeschichte von dem mazedonischen Mann, der auch ein Arbeiter mit Zügen von Schmerz, Leiden und Mühseligkeit auf dem Antlitz ohne Ansehen oder Herrlichkeit war; aber mit einer unsterblichen Seele. Und dem eiferte er selber nach, selber ohne Gestalt noch Schöne, mit „häßlichem Gesicht und verwittertem Rock".

Er verzichtet auf alle Bequemlichkeit und in einer Art von brünstiger Kasteiung vernachlässigt er auch seinen Körper. Er weiß, daß die Menschen seiner Herkunftskreise (wie er es später einmal ausdrückt) ihn abgestoßen und mißtrauisch, gleich einen großen verwahrlosten Hund ansehen, „mit nassen Pfoten und zottig, kurz als ein schmutziges Vieh". Bitterschmerzlich fügt er hinzu: „Gut — aber das Tier hat eine menschliche Geschichte, und obwohl ein Hund, eine Menschenseele, und zwar eine so zartfühlende, daß es selbst fühlt, wie man über es denkt, was ein gewöhnlicher Hund nicht kann." Dies Zartgefühl zwingt ihn vor alten vom Kampf der Existenz zermürbten Männern zu ehrfürchtigster Frömmigkeit, und die welken Brüste verarbeiteter Frauen scheinen ihm heilig und verehrungswert. Aus gequälten, abgehetzten Tieren, vor allem den müden Lastpferden mit ihren „großen schmerzdurchzuckten Augen", faßt ihn der ganze Schmerz des Daseins an. Das Mit-Leiden sengt ihn innerlich aus wie eine Flamme.

* * *

Leidenschaftlich regte sich jedoch daneben die künstlerische Empfänglichkeit. Nicht nur in sein Inneres lauschte er hinein, nicht nur mit den Blicken der Barmherzigkeit schaute er um sich, sondern sinnenhaft packte er den Eindruck, er umschloß ihn haltend und prägend, und in malerischem Zusammenhang empfand er die Außenwelt. In dem Evangelisten, Eremiten und Wüstenheiligen streben wach und wirksam die künstlerischen Fühlfäden hervor und die tief eingewurzelten Vorstellungen voll Kultur-, Bildungs- und Geschmackseigenlichkeit schwingen unter der verwahrlosten Hülle.

Er empfindet die „Gotik" eines verrankten Lindenweges; abenteuerliche Stümpfe und Baumwurzeln sind ihm Erinnerungswecker für Dürers altdeutsche

Digitized by Google

Legendenlandschaft mit Ritter, Tod und Teufel. Die Flächen im Schnee sieht er als Breughelsche Schildereien in breitem Rot und Grün und Schwarz und Weiß. Und auch die biblische Geschichte stellt sich ihm immer im Spiegel Rembrandts dar.

Die Lust der Augen geht in die Finger. Er versucht das, was am stärksten auf ihn eindringt, festzuhalten. Er „kritzelt" Bergleute, die morgens im Schnee längs einer Dornenhecke auf einem Fußpfad zur Grube gehen, vorübergehende Schatten, die in der Dämmerung kaum erkennbar sind; im Hintergrund heben sich, verschwommen gegen den Himmel, die großen Konstruktionen des Kohlenbergwerks und das Fördergerüst ab.

Das Bewußtsein malerischer Berufung entwickelte sich dann wachsend in ihm, und als er, ein Entkräfteter, von seinem Vater aus dem Elend seiner Wohnstätte, wo er am Boden zusammengekauert schlief, nach Hause gebracht, zu einer Erholung gekommen war, folgte er dem einen übermächtigen Triebe.

II.

..... „ich werde ein Maler sein" .... darin befestigte er sich, und Not und Entbehrung und die Geringschätzung der Mitmenschen nimmt er auf sich.

Skizzenblätter, erregend und fesselnd zu betrachten, werden nun seine Briefe, voll der bunten Beute eingefangener Impressionen.

Aber auch im Maler bleibt stark, trotzdem der Kindesglaube seiner Missionszeit vorbei, ein tief religiöses Gefühl, das urchristliche Mitleid, das Tolstoi und Dostojewski verwandt. Zu den „Zöllnern und Sündern" gesellt er sich, und wird darum verachtet und seinen Angehörigen (immer abgesehen von Theo), ganz im Sinn des Evangeliums, Ärgernis und Torheit. Brennend bleibt sein Herz für die Bedrückten und Zertretenen, für die Opfer. Die Gefallenen und Ausgestoßenen ergreifen ihn. Und er besiegelt seine Gesinnung mit der Tat dadurch, daß er ein verlorenes verblühtes Weib aus tiefer Not zu sich nimmt und als Gefährtin anerkennt. »La femme c'est une religion«, sagte er, und in seinem fanatischen Altruismus packte das ihn am heftigsten, daß dies verlassene Weib sich Mutter fühlte. Er teilte seinen ärmlichen Haushalt, einen, wie er mit stolzer Demut bekannte, Proletarier-Haushalt mit ihr, er liefert ihr seine Studienleinewand für Kinderhemden aus und ertrug lange ihre grobe niedere Art, bis er langsam zur Erkenntnis des Schädlichen dieser Gemeinschaft kam.

Das Christianisch-Menschliche blieb ihm jedenfalls als unveräußerliche Eigenschaft bis zum Ende, es durchdrang auch sein Malen, und er fühlte sich gleich Giotto, „der immer litt, immer voll Güte und Glut war". Tastend drückt er sein Wollen so aus: ..... „im Gemälde möchte ich eine Sache sagen, tröstlich wie Musik. Ich möchte Männer oder Frauen malen mit dieser Ewigkeit, deren Zeichen einst der himmlische Schein war, und die wir in dem Strahlen suchen, im Beben unserer Farben".

* * *

Van Gogh war viel zu sehr Künstler, als daß er mit direkter handgreiflicher Tendenz Gesinnungsmalerei getrieben hätte. Vor allem lockte ihn natürlich die Erscheinung und der Drang, sie aus seinem Empfinden heraus nachzuschaffen. Freilich kam bei diesem Prozeß eine leidenschaftliche Einfühlung hinzu, die pantheistisch oder vielleicht eher noch pananthropisch die Natur schicksalsvoll beseelte.

Digitized by Google

Was ihm vorschwebte, und was er auch erreichte ist: „in den Figuren wie in der Landschaft nicht etwas Sentimentales, Wehmütiges, sondern einen ernsthaften Schmerz auszudrücken". Er sah die verrenkten oder windgezerrten Äste eines Baumes, die krampfhaft bohrenden Windungen von Wurzeln in sturmverwehtem Sandboden als ein Drama an, und durchaus „melancholisch und dramatisch" die vermoderten Eichenstämme im Torfmoor: „einige schwarze lagen im Wasser, in dem sie sich spiegelten, einige verblichen auf dem schwarzen Boden. Ein weißer Strich lief daran entlang, dahinter wieder Torf, rußschwarz". Und dies Beseelte des naturalistisch-impressionistischen Eindrucks weht auch immer aus van Goghs Bildern den Beschauer an.

* * *

Nie gedankenblaß, immer leibhaftig bleibt das Skizzenbuch. Und wie seine Farben und Linien, so wird auch sein Wort gegenständlich und sinnfällig. Er spricht von den Lastträgern, deren Köpfe den Ton von rotem Kohl haben, und von den Pockengesichtern, die wie gekochte Krabben aussehen. Er schildert die engen, düsteren Straßen der alten Viertel von Amsterdam mit Apotheken, Steindruckereien, mit Läden für Seekarten und Magazinen von Schiffsproviant. Die Docks von Antwerpen geben ihm die seltsamsten Mischungen: vlämische Matrosen, kräftig, voll, Muscheln essend und Bier trinkend, und im Gegensatz dazu „ein sehr kleines Figürchen in schwarz, die Händchen gegen den Körper gedrückt, unhörbar schleichend längs der grauen Mauern; im Rahmen von jettschwarzem Haar ein kleines ovales Gesichtchen, braun, orange, gelb, mit schiefen Augen — ein chinesisches Mädchen, geheimnisvoll, still wie eine Maus, klein, wanzenhaft von Charakter".

Aber leidenschaftlicher noch umfaßt er die Landschaft und trinkt sie in sich: die lyrische Weite holländischer Ebene .... über roten Ziegeldächern ein Flug weißer Tauben zwischen schwarzen, rauchenden Schornsteinen hindurch, und dahinter eine Unendlichkeit feinen zarten Grüns, Meilen und Meilen flachen Wiesenlandes und graue Luft .... Wiesenteppiche von Grün, Grau, Braun, darüber lila Nebel mit roter Sonne in dunkelvioletter Wolke .... dann die herbstliche Heide mit einem dunstigen Rand von Grün, einem Netzwerk von Stämmchen und gelblichem Laub.

Die weiße Mütze einer Frau, die sich bückt, „spricht plötzlich gegen das tiefe Rotbraun des Bodens". Silhouetten von Holzsuchern steigen oben auf dem Waldrand auf, die „Figuren, groß und voll Poesie, erscheinen in dem dämmerigen, tiefen Schattenton wie enorme Terrakotten".

* * *

Die Leidenschaft zum Malen beglückt ihn, aber sie peinigt ihn auch. Das Martyrium, dem er mit seiner reizbaren Überempfänglichkeit, seiner geschwächten Konstitution, seinem Furor selbstzerstörerischen Ringens um die Bändigung der Erscheinungen entgegengeht, dies Martyrium bereitet sich ihm bewußt vor.

Er fühlt früh die Nervenanfechtungen und das Gefährliche seines Berufs. Er spricht schon in Holland, im September 1883, davon, wie die Heide in der heißen Mittagsstunde beunruhigend ist, „ermüdend wie die Wüste, ebenso unwirtlich und sozusagen feindselig. Sie in diesem vollen Lichte zu malen und das Zurückweichen der Gründe ins Unendliche hinein wiederzugeben, das ist etwas, was einen schwindlig macht".

Digitized by Google

Die Ängste der Ohnmacht bedrängen ihn, die Schauder vor der „weißen Leinewand", und er klagt gequält dem Bruder: „Du weißt nicht, wie lähmend das ist, das Anstarren einer weißen Leinewand, die zum Maler sagt, du kannst nicht. Die Leinewand hat ein idiotisches Starren und hypnotisiert manche Maler so, daß sie selbst idiotisch werden."

Und die Erkenntnis der Last und Frohn künstlerischer Sendung spricht sich in den bitteren Worten aus über den Preis der Kunst, den „wir mit unserem Blut zahlen, mit unserer Jugend, unserer Freiheit, deren wir niemals froh wurden, ebensowenig wie ein Droschkengaul, der einen Wagen voll Leute zieht, die in den Frühling fahren, um sich zu freuen".

III.

Diese Stelle ist schon in Arles geschrieben, wohin er im Februar 1888 geht, in die Provence, in den flammenden Süden, wo seine loderndsten Bilder entstanden, flackernde Eruptionen, und wo die Sonne ihm das Hirn versengte.

Hier fand er die Farben, die seine Sinne zu maßlosen Extasen aufregten: Felder voll der Töne alten Goldes, Bronze und Kupfers zum grünen Azur des Himmels „und all das bis zur Weißglut erhitzt".

Die orange, gelben und roten Flecke der Blumen in dieser durchsichtigen Luft unter dem Himmel, „der buntscheckig wie ein schottisches Tuch", die vor Hitze schwelenden Weizenfelder verzücken ihn bis zur Raserei. Und wenn er die „giftigen Finessen" der Arlesiennerinnen zu bannen versucht, oder die heftigen blauen und gelben Monturfarben des Zuaven, „eines kleinen Kerls mit Stiernacken und Tigeraugen", oder die Schenkstube, blutrot und dunkelgelb, in der Mitte ein grünes Billard und vier zitronengelbe Lampen, die orange und gelb leuchten, so durchschüttelt es ihn durch und durch; ihn zerwühlt dieses Malen wie eine Raserei, ja wie eine Ausschweifung. Und noch im Grauen befangen, sagt er: „ich versuchte mit dem Rot und Grün die schreckliche Leidenschaft der Menschen auszudrücken".

An Edward Munch und seine von Besessenheiten erfüllten Alltagsinterieure läßt das denken. Munch aber scheint stärker als seine Dämonen, den van Gogh rangen die seinen nieder.

Er ward sich selbst in Arles darüber klar, daß „alle Welt hier an Fieber, an Wahnvorstellungen oder an Tollheit leidet". Dies Mistralfluidum, dessen harmlosere Form Daudet im Tartarin dargestellt, ergriff die zermürbte Natur van Goghs wie fressendes Gift. Verzweifelte Verwandlungswünsche befallen ihn: aus seinem Wesen herauszufahren, sich irgendwie, vom Künstlertum befreit, zu erneuen, sei es selbst in der stumpfen abtötenden Sklaverei der Fremdenlegion Afrikas oder Ostindiens. Weiche, animalische Ruhesehnsucht hegt er, als ein Pferd auf der Wiese zu leben mit etwas Sonne und einem Bach. Er fürchtet sich vor dem Alleinsein, aber ganz und gar mißglückt der Versuch einer gemeinsamen Malerwirtschaft mit dem viel robusteren Gauguin.

Van Gogh fühlt schauernd in dieser Zeit, wie der Wahnsinn auf ihn lauert. Der streckte auch dann die Krallen sichtbar nach ihm aus und in einem tobenden Anfall verletzte er sich fast zum Verbluten. Erschütternd wirkt nun, zu lesen, wie er noch zwei Jahre mit dem Widersacher rang, wie er dabei seinen Zuständen künstlerische Schöpfungen abgewann, wie er hellsichtig mit den unzerstörbaren edelsten Resten

Digitized by Google

seiner geistigen Existenz Übersicht über seinen Wesensbezirk behielt. Freiwillig, aus eigenem Entschluß, wie ein anderer in ein Sanatorium, begab sich van Gogh, wenn er die kritischen Perioden nahe wußte, in die Irrenanstalt. Herzzerschneidend wirkt es, wenn er mit der Ruhe des Abgestorbenen sagt: „man kann ja auch ins Gemeindegefängnis gehen, wo es eine Tobsuchtszelle gibt."

Durch diese Selbstbestimmung aber gewinnt er doch eine Art von Gefaßtheit: „vielleicht lernt man von den Kranken leben". Wie eine Beschwichtigung ists: alle sind hier krank. Er braucht sich nicht zu schämen, sich nicht „räudig" vorzukommen. Und mit einer beinahe unheimlichen Objektivierung richtet er sich das Schauspiel des Tollhauses mit dem Schreien und Heulen wilder Tiere, gleich jenem Bild der „Ehernen Schlange", auf: „weil ich die Wirklichkeit des Lebens der Verrückten sehe, verliere ich die vage Furcht, die Angst vor dieser Sache".

* * *

Und er bleibt bis zuletzt ein Maler und ein Kämpfer um seine Arbeit. Der Garten des Irrenhauses von Arles stammt aus dieser Zeit und er besteht ja als eine der führenden Schöpfungen dieses Werkes. Aber nicht nur die Landschaft, sondern auch die Menschenbildnerei gelang van Gogh in glücklichen Stunden.

Sein scharfer Sinn für die Daumierhaften Erscheinungen, für das Gespenstisch-Phantastische im Alltag fand in dieser verstörten Sphäre hinter Mauern, in diesem Schein- und Trugbildleben besondere Nahrung. Auch mit Worten voll Eindruckskraft skizziert er das: „der Saal, wo man sich während der Regentage aufhält, ist wie ein Wartesaal dritter Klasse in einer schlafenden Stadt. Um so mehr, als es einige irrsinnige Personen gibt, die immer einen Hut tragen, eine Brille, einen Stock und tun, als wenn sie auf der Reise wären, beinah wie in einem Seebade, und die glauben, hier durchzufahren."

Als Gefangener blickt er in die Außenwelt und fängt sich die große Gebärde eines Mähers ein: „es ist das Bild des Todes, so wie es das große Buch der Natur verkündet. Was ich darin anstrebe, ist das fast ‚Lächelnde'. Es ist ganz gelb außer einer violetten Hügellinie, hellgelb und blond," und ergreifend fügt er hinzu: „Ich finde das komisch, ich, der es durch die eisernen Stäbe einer Zelle sah." Auch seinen Wärter malt er, der „ein ungeheures Sterben und Leiden gesehen", mit dem durch Güte gemilderten Kopf eines Raubvogels, an einen alten spanischen Nobile erinnernd.

Van Goghs letzte Station des Passionsweges wurde die Anstalt des Dr. Gachet in Auvers-sur-Oise. Hier fand er wenigstens zum Abschluß einen menschlichen Arzt, der ihn verstand, einen innerlich Zerrissenen, ihm selbst verwandt; „ebenso wie ich in meinem Malermetier, so in seiner Medizinerei entmutigt, dazu exzentrisch."

„Sein Gesicht hat den schmerzlichen Ausdruck unserer Zeit," und so hat ihn van Gogh gemalt. Und unter dieses Bild mit allen Kainszeichen gescheuchter Lebensangst, das vielleicht fünf Wochen vor van Goghs freiwilliger Flucht in die ewige Ruhe entstand, konnte er wie unter sein ganzes Werk schreiben:

In doloribus pinxi.

Digitized by Google

Die Eingliederung der Frauen in die Kriegswohlfahrtspflege.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es ist ein sehr charakteristisches Zeugnis für das Wesen der Zeitforderungen, daß der Oberpräsident von Ostpreußen einen Erlaß an die Beamten für notwendig gehalten hat, in dem er darauf hinweist, daß in dieser Zeit die bureaukratische Bemessung der Pflicht weder quantitativ noch qualitativ genüge. Es müsse sowohl selbständige Entschlußfähigkeit als Arbeitsbereitschaft über den üblichen Rahmen des Amtes hinausgehen.

Dieser Erlaß ist ein Symptom dafür, wie sehr die Zeit, indem sie außerordentliche Aufgaben vor uns hinstellt, gewissermaßen den Rahmen des üblichen Verwaltungsorganismus sprengt und Spielraum für die Kraftentfaltung außerhalb von Schema F schafft.

Diese Tatsache kommt der Arbeit der Frauen zugute. Man brauchte sie — weil es undenkbar war, das Riesenwerk der Wohlfahrtspflege mit dem durch den Krieg verkleinerten Verwaltungsapparat zu bewältigen, weil Hunderte und Tausende helfen mußten. Und aus demselben Grunde hatten sie auch ein bißchen mehr Spielraum für selbständige Arbeit und die Durchführung eigener Pläne.

Weil der eigentliche Stützpunkt der Kriegswohlfahrtspflege überall die städtische Verwaltung war, gliederten sich die Frauen da am leichtesten in die Kriegswohlfahrtspflege ein, wo schon eine Frauenarbeit innerhalb der städtischen Verwaltung bestand. Hier wurde gleich eine gemeinsame Organisation geschaffen von Männern und Frauen, Magistratsbeamten und ehrenamtlichen Hilfskräften, innerhalb deren ohne Unterschied des Geschlechts jeder den Posten bekam, an den er paßte.

So ist es beispielsweise in Düsseldorf, wo die Stadt eine Zentralstelle für freiwillige Liebestätigkeit (Sitz im Rathaus) schuf mit folgenden Abteilungen:

1. Geschäftsführung,
2. Geldbeschaffung,
3. Geldeinzahlung und Auszahlung,
4. Allgemeine Auskunftstelle, Annahme und Verteilung der weiblichen Hilfskräfte,
5. Annahme und Verteilung der männlichen Hilfskräfte,
6a. Empfangnahme und Verteilung der Liebesgaben,
6b. Lebensmittelbezug für Beköstigungsdienst,
7. Ausbildung in der Krankenpflege,
8. Beköstigung in den Schulküchen,
9. Bekleidungs- und Nähdienst, Lazarettausstattung,
10.—13. Bahnhofsdienst, Lazarette usw. (Truppenfürsorge),
14. Familienfürsorge,
15./16. Arbeitsnachweis

usw. bis 24.

Digitized by Google

Den Frauen ist der Vorsitz in den Abteilungen Auskunftstelle, Familienfürsorge, Bahnhofsdienst und einigen anderen noch übertragen. Sie gehen einfach auf in der allgemeinen Organisation, deren Wesen darin besteht, daß sich die freiwilligen Kräfte unter städtischer Verwaltung sammeln und gruppieren. Diese Form — Freiwilligkeit auf städtischem Grundriß — ist für die Kriegswohlfahrtspflege der Großstadt die unbedingt richtige, die einzig mögliche. Unter städtischer Leitung Zentralisation der Wohlfahrtsbestrebungen — nur wo das gemacht ist, war die Kriegshilfe auf gutem Wege.

Die Einstellung der Frauen aber hat sich auch noch in anderer Form vollzogen als durch einfache Eingliederung aller Einzelnen in den „gemischten" Apparat: Die Organisationsform des Nationalen Frauendienstes ist in den meisten Städten so, daß alle Frauenvereine sich als eigene Truppe geschlossen in den Hilfsdienst gestellt haben. Sie haben sich dann selbst Unterabteilungen geschaffen für ihre einzelnen Aufgaben. Diese gliedern sich naturgemäß in zwei Gruppen: Hilfebeschaffung und Hilfevermittlung. Das heißt, es war einerseits notwendig, die Wohlfahrtseinrichtungen so auszubauen, daß sie dem unendlich gesteigerten Bedürfnis genügen, andererseits in einem Beratungsdienst die Verbindung zwischen Not und Hilfe herzustellen.

Die Hilfebeschaffung umfaßt — entsprechend dem Wesen der Not — überall ungefähr die folgenden Gebiete:

Speisung, Lebensmittelversorgung,
Kinderfürsorge,
Schwangeren- und Wöchnerinnenfürsorge,
Krankenpflege,
Arbeitsbeschaffung,
Arbeitsvermittlung.

Fast überall hat daher der Nationale Frauendienst Unterkommissionen für diese Gebiete eingerichtet, die eine dreifache Aufgabe haben: zu ermitteln, ob die vorhandenen Veranstaltungen dem Bedürfnis genügen; ein zweckmäßiges Zusammenarbeiten anzuregen; wo Lücken sind, neue Fürsorgeeinrichtungen zu schaffen.

Der Beratungsdienst dagegen muß dezentralisiert sein. Neben je einer Kommission für die sachlichen Arbeitsgebiete stehen daher Bezirksausschüsse für die Hilfevermittlung.

Der Nationale Frauendienst Stettin — um ein Beispiel zu nennen — hat 12 Bezirkskommissionen und 14 Abteilungen für die verschiedenen Unterstützungstätigkeiten. Berlin hat 23 Bezirkskommissionen und 10 sachliche Gruppen. Frankfurt a. M. hat 8 sachliche Gruppen und arbeitet in den 17 Bezirken der städtischen Kriegsfürsorge; Cöln 9 Abteilungen — während der Beratungsdienst zentralisiert scheint; in Düsseldorf stehen den Arbeitsgruppen der städtischen Zentrale 24 Bezirkshilfsstellen gegenüber, die fast alle unter Leitung von Frauen des Düsseldorfer Stadtverbandes stehen.

Wie gestalten sich nun die Beziehungen der Frauen zu den städtischen Verwaltungen?

Es kommt darauf an, ob und wieweit die Kriegsfürsorge in einer Stadt rein behördlich ist, ob sie nur eine städtische Organisation der freiwilligen Liebestätigkeit und schließlich, ob sie ganz selbständig geleitet ist. Immer aber spielt die Frage eine entscheidende Rolle, wieweit die Frauen schon in der Gemeindeverwaltung Rechtsboden haben.

Digitized by Google

Die Städte haben für ihre städtische Kriegsfürsorge im engeren Sinne — die eigentliche Verwaltungstätigkeit — ihre ständigen Deputationen (Armen-, Waisen-, Schuldeputation usw.) und besondere Kommissionen für die neuentstandenen Aufgaben (Nahrungsmittelversorgung, Arbeitslosenfürsorge, Mietfragen usw.). Diese Deputationen beraten die städtischen Maßnahmen: Lebensmitteleinkäufe, Arbeitslosenunterstützung usw. In Preußen können Frauen diesen Deputationen nicht angehören. Das ist in vieler Hinsicht eine große Erschwerung der Arbeit. Es wäre oft sehr viel einfacher und sehr zeitersparend, wenn man statt der unausgesetzt notwendigen Sonderberatungen mit den Stadträten, die den Kommissionen vorstehen, gleich an der Sitzung teilnehmen könnte. Denn fast immer sind diese Verwaltungsfragen mit praktischen, Anwendungs- oder Verteilungsfragen verbunden. Fast immer sind die Erfahrungen des täglichen Beratungsdienstes, ist die praktische Kenntnis der Notlage, der die Stadt abhelfen will, schon für den städtischen „Erlaß" wichtig.

Leichter ist die Verbindung, wo die Stadt selbst eine gemischte Organisation aus freiwilliger Hilfstätigkeit und städtischer Verwaltung geschaffen hat (Beispiel Düsseldorf, Hamburg, München). In München gehört eine Frau zum Vorstand des städtischen Hauptwohlfahrtsausschusses und je eine zu den 29 Bezirkswohlfahrtsausschüssen. In Hamburg ist die Vertretung der Frauen ähnlich geordnet, ebenso z. B. in Hannover. Diese „Hauptwohlfahrtsausschüsse" oder „Kriegsausschüsse" der Städte, in denen die städtische Verwaltung mit Vertretern der freiwilligen Hilfstätigkeit zusammenkommt, bilden eine natürliche Brücke zwischen Verwaltung und Einzelpraxis.

Berlin ist der Typus einer Stadt, in der der „Nationale Frauendienst" selbst die städtische Hilfstruppe der praktischen Kriegswohlfahrtspflege ist, aber seine Arbeit unter eigenem Vorstand selbständig organisiert und leitet. Die Stadt hat neben ihm keine andere Organisation der freiwilligen Liebestätigkeit geschaffen. Die 23 städtischen Bezirksausschüsse beschränken sich auf Annahme und Bewilligung der Gesuche auf Kriegsunterstützung; die 23 Ausschüsse für die Arbeitslosenunterstützung haben die entsprechenden Aufgaben gegenüber den Arbeitslosen. Dazu kommen die 10 Mietseinigungsämter. Alle diese Stellen betreiben nicht eigentlich Wohlfahrts-„Pflege"; sie sind Annahme- und Bewilligungsinstanzen. Die zur Erledigung der Gesuche notwendigen Ermittlungen werden zum Teil von städtischen Ehrenbeamten, Armenpflegern, Bezirksvorstehern usw. gemacht, zum (größeren) Teil vom Nationalen Frauendienst, dessen 23 Hilfskommissionen ihrer eigenen Zentrale unterstehen. Die Verbindung mit den städtischen Unterstützungskommissionen ist dadurch hergestellt, daß die beiden Vorsitzenden der entsprechenden Hilfskommission des Nationalen Frauendienstes in der Unterstützungskommission Sitz und Stimme haben. Außerdem hat hier wie in den Kommissionen der Arbeitslosenunterstützung die Recherchentin Stimmrecht für den von ihr ermittelten Fall. Bei den bevorstehenden Mietseinigungsämtern werden ferner dem Nationalen Frauendienst Vorverhandlungen mit den Hausbesitzern und Vertretung des Mieters vor dem Einigungsamt zufallen. Schon jetzt haben solche Verhandlungen naturgemäß dauernd geführt werden müssen.

Die Tätigkeit der Hilfskommissionen als solcher ist ganz unabhängig von städtischer Leitung, obgleich ihre Verwaltungskosten durch städtische Mittel gedeckt werden und sie selbst städtische Mittel zur Verteilung bekommen; von den Hilfs-

Digitized by Google

kommissionen sind im September und Oktober zirka 130 000 ℳ in Speise-, Milch-, Brotmarken und Lebensmittelgutscheinen ausgegeben. Außerdem aber sind die Hilfskommissionen Organe — sowohl vermittelnd wie ausübend — jeder Art freiwilliger Fürsorge. Vom Personenkreis dieser Fürsorge sind die „Laufend-Armenunterstützten" ausgeschlossen, die nach wie vor der eigentlichen öffentlichen Armenpflege unterstehen. Er umfaßt nur Kriegerfamilien und Arbeitslose.

* * *

Jede der gekennzeichneten Formen, in denen die Frauen in die Kriegswohlfahrtspflege eingegliedert sind, hat ihre eigenen Vorzüge. Die bessere Verbindung mit der städtischen Verwaltung in der gemischt städtisch-freiwilligen Organisation erleichtert die Arbeit naturgemäß sehr. Außerdem liegt in dem Aufgehen der Frauen in der gemeinsamen Wohlfahrtsarbeit mit Männern und Behörden die Verwirklichung eines lange erstrebten, hier und da ja auch schon erfüllten Friedensideals.

Andererseits besitzt die in sich selbst geschlossen organisierte Frauentruppe ohne Zweifel mehr Bewegungsfreiheit, mehr Spielraum für eigene Initiative und die Durchführung eigener Ideen und Überzeugungen. Das ist mehr oder minder bedeutsam, je nachdem die gemischte Organisation von einsichtigeren oder minder einsichtigen Leuten geführt wird. Aber auch die Auslösung der Gebefreudigkeit gelingt unter Umständen einer solchen, nicht beinahe städtischen Organisation besser. Wenn die Stadt als Haupt der gesamten Liebestätigkeit dasteht, fragen viele Menschen, warum nicht dies oder jenes einfach aus städtischen Mitteln bezahlt wird. Der in sich geschlossene Verband, der auch ganz für sich etwas unternimmt und für seine Pläne und Arbeiten wirbt, hat sicher mehr persönliche Wärme und Werbekraft. Außerdem haben die Frauen, wo sie für ihren ganzen Beratungs- und Hilfsdienst selbst verantwortlich sind, in höherem Maße die Pflicht, sich selbst zu unterrichten, das ganze Gebiet der Kriegsfürsorge auch theoretisch in allen Einzelheiten der Verordnungen durchzuarbeiten. In den gemischten Bezirksausschüssen mancher Städte ist es eingeführt, daß alle Auskünfte über Bestimmungen und Verordnungen von Magistratsangestellten erteilt werden. Dadurch sind dann die weiblichen Mitarbeiter in Versuchung, dieses ganze Gebiet als außerhalb ihrer Verantwortung zu betrachten, und begeben sich eines guten Teils der ausgezeichneten Schulung, die diese Arbeit bietet. Abgesehen von der geistigen Mitwirkung an der Gestaltung der Kriegsfürsorge, die unbedingt auch zu den Pflichten der Frauen gehört.

* * *

Wenn von der Schulung der Mitarbeiterinnen die Rede ist, so muß einmal gesagt werden, wieviel neue Kräfte diese Zeit hat heranwachsen lassen. Wir haben so viel von der Unbrauchbarkeit vieler Frauen gehört, die sich zur Hilfe meldeten. Aber man muß auch einmal die Gegenseite beleuchten und feststellen, daß wir sehr viele Talente entdeckt haben, die sich mit einer ganz außerordentlichen Umsicht und Gewandtheit in eine ungewohnte Arbeit hineingefunden haben und vor allen Dingen — die sich darin wie in ihrem Element fühlen. Eine tüchtige Frau hat eine Begabung für die praktische Seite des Lebens, auch für ihren theoretischen Unterbau der Verordnungen. Überall kann man sehen, wie Frauen und junge

Digitized by Google

Mädchen, die zur sozialen Arbeit erst gekommen sind, als der Krieg sie zu einer patriotischen Pflicht machte, geradezu innerlich beschwingt und erhoben sind durch die Lebenserweiterung, die ihnen diese Arbeit bringt. Ich sprach mit einer Offiziersfrau, die nun während des Krieges allein in Berlin ist und sich nun ihrerseits gleich in Reih und Glied der sozialen Arbeit gestellt hat. Sie tut den ganzen Tag beinahe nichts als mit Hauswirten verhandeln und ist direkt glücklich dabei. Das Neuland des Volkslebens ist ihr ein Zuwachs an Weltkenntnis und Lebensreichtum.

Niemals ist wohl den Frauen so deutlich gewesen wie jetzt, wie sehr sie in der sozialen Hilfstätigkeit neben dem Mann nötig sind. Vielleicht waren sie auch nie so nötig als jetzt. Nötig, um in einer Zeit, wo die Massennot mehr als je zum Schema drängt, das Unschematische, Lebendige zu fühlen und zu berücksichtigen, alle die vielen Härten der formalistischen „Fälle" durch ihre eigene ausgleichende Fürsorge zu mildern. Unsere Hilfskommissionen in Berlin haben sich in der Praxis zu lauter kleinen Settlements ausgestaltet, deren jedes entsprechend den Bedürfnissen, die durch den schematischen Apparat von Kriegsunterstützung, Arbeitslosenunterstützung und Speisemarken nicht zu befriedigen waren, seinen besonderen Charakter bekommen hat. Die eine hat sich eine Küche, die andere einen Kohlenkeller, die dritte ein Kleiderdepot, die vierte eine Heimarbeitausgabe angegliedert, wenn im Bezirk gerade diese Einrichtung nützlich erschien. Und durch diese aus der Schablone herauswachsende Anpassung — undenkbar für ein städtisches Bureau — sind tausend Hilfeleistungen zustande gekommen, die in Schema, Statistik, Ziffern und Rubriken nicht einzuordnen, aber gerade darum wertvoll sind, weil sie dem nackten Bau der Wohlfahrtspflege ein wenig Wohnlichkeit hinzufügen. Es muß jemand da sein, der in der Zeit eherner Notwendigkeiten, in der man nicht viel Federlesens machen kann mit den kleinen Verzichten und Nöten des einzelnen Mitbetroffenen, diese Verzichte wenigstens mit fühlt, mit durchmacht und den Menschen, die zu einem Bewußtsein des heroischen Gehaltes der Zeit nicht kommen können, das Gefühl der blinden Gewalt nimmt, die ihr Schicksal mit ergriffen hat. Wieviel verstörte, geängstigte, verzweifelte Frauen hat man beruhigen, wie vielen wenigstens den Trost geben können, daß sie irgendwo für ihre Kümmernisse Gehör finden, daß nicht die ganze Welt voll eiserner Gewalt ist, der sich der einzelne in seinem vergessenen kleinen Dasein stumm zu ergeben hat.

Auch die sozialen Helferinnen bedürfen dieser Lebendigkeit ihrer Arbeit. Es wäre unerträglich, in dieser Zeit gewaltig bewegten Lebens nur Bureaumensch sein zu müssen. Es gehört an sich Disziplin und Entsagung genug dazu, den Krieg allein auf dem Schauplatz der sozialen Kleinarbeit zu erleben. Es ist die niederdrückende Seite der Zeitgeschichte, die Welt des Ausharrens und Tragens, des Leidens und Darbens ohne den belebenden Sturm der kühnen Taten, des Heldentums von Schlacht und Tod. Und die Helferin, die Wille und Pflicht auf diesen Posten gestellt hat, muß Wärme, Begeisterung und allen seelischen Schwung in sich tragen, von sich aus aufbringen und geben können. Denn sie bewegt sich im Kreis der kleinen Dinge, der kleinen Nöte und der kleinen Tapferkeiten, aus denen millionenfach geballt entweder eine schwere Lähmung oder eine zähe Ausdauer der Widerstandskraft unseres Volkes entstehen kann. Je mehr Seele und Wärme jede der sozialen Arbeiterinnen in ihr Werk hineinträgt, um so mehr wird sie auch

Digitized by Google

die seelische Spannkraft in dem Kreise, in dem sie wirkt, vor dem Erschlaffen hüten. Diese belebende Wärme ist das allernotwendigste, was wir brauchen, um das Ausharren der Volksgemeinschaft zu Hause in allen Schwierigkeiten und Entbehrungen möglich zu machen. Darum vor allem brauchen wir die Frauen in der sozialen Arbeit, die sich jederzeit nicht nur als praktische Helfer, sondern als Träger dieser Mission fühlen sollten.

* * *

Es ist noch zu früh, die Formen festlegen zu wollen, in denen wir der vom Krieg geweckten Arbeit Friedensdauer geben müssen. Zwei Gedanken werden durch diese Monate an Gewicht mehr gewonnen haben als durch die Jahre der Friedensarbeit vorher. Das ist die Mitarbeit der Frau in der Kommune und die soziale Dienstpflicht der Frauen. Gewonnen sowohl bei den Frauen selbst wie bei den Verwaltungen. Wenn die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde jetzt sich als notwendig und unentbehrlich herausgestellt hat, so war der Krieg nur wie der Augenblick der Lebensgefahr, in dem alle Vorurteile, die sonst das Notwendige verhindern, plötzlich schwinden und man jeden tun läßt, was er vermag, um allen zu helfen. Die Kriegszeit offenbarte stärker, augenfälliger, eindringlicher das Bedürfnis und die Kräfte der Abhilfe. Beides war auch im Frieden da und wird weiter im Frieden da sein. Der Krieg hat ferner Tausenden von Frauen allenthalben eine nationale Pflicht gezeigt und lieb gemacht, die sie sonst nicht sahen, und sie zugleich ihre Fremdheit in den großen Aufgaben der sozialen Wohlfahrt schmerzlich empfinden lassen. In ihnen ebenso wie bei den Körperschaften, die jetzt die Frauenhilfe heranziehen, wird die Notwendigkeit einer Schulung für diesen Dienst zu einer unvergeßlichen Erfahrung geworden sein.

Und ebenso sehr wird nach dieser Richtung das große Beispiel unseres Heeres wirken. Der Gedanke einer Dienstpflicht über das hinaus, was jeder in seinem Beruf und häuslichen Lebenskreise tut, muß den Frauen jetzt in der Seele brennen. Alle Ungeduld und Beschämung, daß man nichts tun kann, was sich mit der Wehrleistung der Männer im entferntesten messen kann, sollte sich verwandeln in den festen Willen, daß die Frauen die Schuld, die viele von ihnen jetzt unbezahlt lassen müssen, künftig abtragen können dadurch, daß es auch für sie, im Rahmen ihrer Natur, eine Einberufung gibt.

Es ist uns allen unumstößliche Gewißheit, daß die Kraft, die die Frauen jetzt schulen in der Mitarbeit an der Erhaltung unseres Volkes durch diese schwere Zeit, in voller Ausdehnung weiter eingesetzt werden muß beim Wiederaufbau nach dem Frieden.

Digitized by Google

Nationaler Frauendienst, Gruppe für Arbeitbeschaffung.

Von

Helene Simon.

Nachdruck verboten.

1. Präludium.

„Jede Deutsche ist wehrpflichtig."

Nationaler Frauendienst! Zwei wundervoll einprägsame Worte. Und wundervoll tröstlich! Immer erschien es vielen von uns beglückender Reichtum, Frau zu sein. Studium, Beruf war teures Gut. Allein als der Krieg ausbrach, der Krieg, den wir (Geschöpfe langer Friedenszeiten) so schwer begreifen lernten, da ward uns Geschlecht und Beruf schier unerträgliche Qual. Zuschauerverdammnis! Nicht hinaus können, dürfen, zur Verteidigung des Vaterlandes! Nicht in Reih und Glied! Daheim im sicheren Winkel hocken, in unfruchtbarem Brüten über das Welterdbeben, das die Grundfesten unseres Daseins erzittern läßt, das im rasenden Tempo beispiellosen Geschehens Umschalten, Ausschalten, Umlernen, Umwerten erzwingt. Schulze-Gävernitz, Richard Dehmel, Moissi sind als erste unter den Kriegsfreiwilligen. Beneidenswert die große Schar der Gelehrten und Künstler, die den Lehrstuhl mit dem Kriegsfeld, die Leier mit dem Schwert vertauschen durften! In Reih und Glied: das ward das leidenschaftliche Sehnen friedenszeitlicher Eingänger, die sich plötzlich als überzählig, unnütz, untauglich empfanden.

Das Rote Kreuz wird bestürmt von für Lazarett- und Verwundetendienst völlig ungeeigneten Kräften. Die unentgeltliche Liebestätigkeit: Stricken, Nähen, Büroarbeit, Feldhilfe, Posthilfe, Unterrichten und tutti quanti, wird zur wirtschaftlichen Gefahr, zum Raub an den aus dem Beruf herausgeworfenen Bedürftigen, die neuen Unterhalt suchen. Sind wir anderen, die hier aus bester Überzeugung nicht mittun, entwertet?

Da erklingt der erlösende Werberuf: Nationaler Frauendienst. Ersteht die Möglichkeit, sich im Anschluß an die städtische Hilfsarbeit zu planmäßigem ehrenamtlichen Innendienst der Nation zu gliedern. Dafür sei der Frauenbewegung Dank. Auch sie hat in rascher Entschlossenheit mobilisiert. Auch wir stehen in Reih und Glied, kämpfen unter tapferer Führung mit unserem ganzen Wollen und Können, kämpfen mit unserem Herzblut für das Deutsche Reich. Zwar: die Kugeln pfeifen uns nicht um die Ohren; Nässe, Kälte, Hunger und Entbehrungen bleiben uns fern. Der Tod wird nicht von uns gefordert. Aber vielleicht Schwereres. Unverzagtes, unentwegtes Leben. Ob der Krieg Gatte, Brüder, Söhne, die nächsten Freunde dahinrafft, unsere wirtschaftliche Existenz untergräbt, unsere Friedensarbeit wie ein Kartenhaus umbläst: nicht mit der Wimper zucken. Die Zeitläufte gestatten kein Bangen und Trauern um Persönliches. Nur Sieg wollen wir! Sieg gegen den Feind vor unseren Grenzen und Sieg gegen die wirtschaftlichen und sittlichen Gefahren im Inneren, Not, Hunger, Obdachlosigkeit und Arbeitlosigkeit. Auch für uns gilt das Kriegslied: „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Digitized by Google

2. Burgfrieden.

Zur Wesenheit dieser ungeheuren Zeitläufte gehört der Frieden im Krieg. „Keine Parteien mehr, nur Deutsche." Ludwig Frank, der geniale Führer der Sozialdemokratie, der neue Lassalle, fällt einer der Ersten als Kriegsfreiwilliger. Nie kann jene blutbesiegelte Burgfriedenepisode vergessen werden, auch dann nicht, wenn wir alle wieder (Rechts, Links, Zentrum) auseinanderfallen. Die Erfahrungen einer letzten, tiefsten Gemeinsamkeit, eines Staatstums, das stärker bindet als Partei, Konfession, Rasse: dies ist eine der Errungenschaften des Weltkrieges im zwanzigsten Jahrhundert. — In besonderer Eindringlichkeit stellt sich der Burgfrieden, der Frieden im Krieg dar im Rahmen des Nationalen Frauendienstes. Hie bürgerliche, hie sozialdemokratische Frauenbewegung. Der Gegensatz war alt, bitter, brückenlos. Er trat am schroffsten zutage gegenüber den Bestrebungen bürgerlicher Frauen auf den Gebieten der Sozialreform. Sie sind organisiert im Ständigen Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen, der die verschiedensten Richtungen und Schattierungen, mit Ausnahme jedoch der Sozialdemokraten und Freien Gewerkschaften, in sich vereinigt.

Auf Anregung seiner Vorsitzenden Margarete Friedenthal beschloß der Ausschuß Einstellung der laufenden Arbeiten während des Krieges. Er wollte sich mit den ihn bildenden Vereinen und einer Anzahl weiterer zuständiger Vereine als Gruppe Arbeitbeschaffung dem Nationalen Frauendienst einreihen. Auch auf diesem Sondergebiet schlug der Krieg die Notbrücke zu gemeinschaftlicher Kriegswohlfahrtpflege.

3. Die Bildung der Gruppe Arbeitbeschaffung.

„Soviel auch die öffentlichen und privaten Wohlfahrteinrichtungen tun müssen, der Not zu steuern, so ist doch wichtiger als die Gewährung unmittelbarer Unterstützungen die Beschaffung ausreichender Arbeitgelegenheit."[1])

In diesem Sinn beschloß der Nationale Frauendienst im Maßstab seiner Kräfte bei der Bekämpfung der Arbeitlosigkeit mitzuwirken. Ist doch die weibliche Arbeitlosigkeit erschreckend groß. Dringend und geängstigt ertönt der Schrei nach Arbeit aus den Scharen entlassener Werkstatt- und Heimarbeiterinnen völlig geschlossener oder eingeschränkter Betriebe. Bang durchschrillen ihren Chorus die Stimmen mittellos gewordener Frauen und Mütter, deren Unterhalt die Kriegsunterstützung nicht deckt. Frauen, die stets sich durch ihrer Hände Fleiß ernährten, flehen um eine Tätigkeit, die vor Armengeld oder Arbeitlosenunterstützung schützen, leiblicher als diese während der Kriegszeit über Wasser halten soll.

In der zweiten Augusthälfte hatte der Nationale Frauendienst im Anschluß an seine Kleiderdepots (Sammelstellen für alte und neue Kleidungsstücke jeder Art) eine Arbeitstube in der Zimmerstr. 72 eingerichtet, wo unter Frau v. Stephanis und Frau Hirschfelds Leitung bald 25 Frauen und Mädchen zu Näh- und Strickarbeiten für den eigenen Bedarf angeleitet wurden. Dieses Gebiet galt es durch einen besonderen Ausschuß auszubauen und der Mannigfaltigkeit des Bedarfs anzupassen. Hier setzt die Gruppe Arbeitbeschaffung des Nationalen Frauendienstes ein.

Sie hat sich gebildet am 31. August in einer vom Ständigen Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen in Verbindung mit dem Nationalen Frauen-

[1]) „Zur Bekämpfung der Arbeitlosigkeit", Ministerium des Inneren. Amtliche Korrespondenz Nr. 19.

Digitized by Google

dienst einberufenen Sitzung. Ihre Leitung übernimmt die Vorsitzende des Ständigen Ausschusses, Margarete Friedenthal. Die Hauptstelle des Nationalen Frauendienstes vertritt dessen Vorsitzende, Dr. Gertrud Bäumer. 47 Vertreter von insgesamt 19 Organisationen formen die Gruppe. Diese 19 Organisationen sind: 1. Der Nationale Frauendienst, 2. Das Büro für Sozialpolitik, 3. Zentralstelle für Volkswohlfahrt, 4. Zentralverein für Arbeiterinnen-Interessen, 5. Zentralarbeitnachweis, 6. Verband der Gewerkvereine (Hirsch-Duncker), 7. Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, 8. Kommission der Freien Gewerkschaften, 9. Verband erwerbtätiger katholischer Frauen und Mädchen, 10. Verband evangelischer Arbeiterinnenvereine, 11. Deutsch-Evangelischer Frauenbund, 12. Katholischer Frauenbund, 13. Kirchlich-Soziale Frauengruppe, 14. Verein zur Errichtung von Arbeiterinnenheimen, 15. Zentrale für vaterländische Hilfsarbeit, Charlottenburg, 16. Verband für weibliche Vormundschaft, 17. Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, 18. Verband der vereinigten Samt- und Seidenwaren-Großhändler, 19. Internationale Abolitionistische Föderation. Ein geschäftsführender Ausschuß übernimmt die unmittelbare Organisation. Für den größeren Teil der volkswirtschaftlich und sozialreformatorisch orientierten Mitglieder grenzt die Arbeitbeschaffung und die damit verbundenen Fragen an ihre Friedenstätigkeit und mag als deren Anwendung auf die Kriegszeit mit allen von ihr erzwungenen Abweichungen und Anpassungen gelten.

4. Arbeitplan.

Der Arbeitplan der Gruppe ergab sich aus der Gestaltung der Verhältnisse, die sie bei ihrer Bildung vorfand. Zwei Formen der Arbeitbeschaffung für mehr oder minder gelernte Arbeiterinnen, innerhalb ihrer gewohnten oder dieser verwandten Tätigkeit waren bereits im Gange und schieden damit für den neuen Arbeitplan aus. Die Arbeitlosigkeit der Konfektion hatte schon im August zur Organisation eines „Ausschusses für Konfektionsnotarbeit" (Vorsitzende Frau Staatsminister von Sydow) geführt. Er verwendet geeignete Kräfte zur Herstellung militärischen Massenbedarfs an Kleidungstücken, Wäscheausstattungen für Lazarette. Aufträge des Kriegsministeriums in Höhe von 350 000 ℳ ermöglichen Arbeitausgabe im großen. In der am 9. September (Rosenstr. 9/13) eröffneten Ausgabestelle für Näharbeiten werden weit über 2000 durch den Krieg arbeit- und verdienstlose Arbeiterinnen gegen Wochenlöhne von 12—14 ℳ ständig beschäftigt. Im Laufe eines Monats wurden 55 000 ℳ Löhne gezahlt. Auch gibt der Konfektionsausschuß seit dem 26. September in einer Ausgabestelle für Handstrickerei (Stralauer Straße 6) Strickarbeit an über 800 Frauen.

Im eigenen Großbetrieb beschäftigt die weibliche Abteilung des Zentralarbeitsnachweises in der Rückertstraße arbeitlose Frauen. Ihrer etwa 3000 verfertigen dort gegen ausreichende Entlohnung Hunderttausende Patronentaschen, Helmbezüge, Hafersäcke und Zwieback- und Brotbeutel. Eine improvisierte Fabrik, die unter Ausschaltung des Zwischenhandels Aufträge der Militärverwaltung ausführt. Auch hier kommt, wie beim Konfektionsausschuß, vorwiegend gelernte Arbeit in Betracht.

Der zum Arbeitgeber gewordene Zentralarbeitnachweis (Zentralauskunftsstelle der Berliner Arbeitnachweise, Hauptstelle, Gormannstr. 13) ist eine der wichtigsten Wirtschaft-Schöpfungen des Krieges. Anfang September aus sämtlichen Arbeitgeber-

Digitized by Google

und Arbeitnehmer-Nachweisen gebildet, bedeutet er nichts Geringeres, als die in langen Friedensjahren vergeblich angestrengte Zentralisierung des Arbeitnachweises für die Reichshauptstadt. Schleunigste Zentralisierung von Nachfrage und Angebot an einer Hauptstelle war unerläßlich zur Bekämpfung der Kriegswirren auf dem Arbeitmarkt. Die Hauptstelle leitet den gesamten Zufluß an die zuständigen Sonderstellen der Vermittlung oder unmittelbar an geeignete Arbeitplätze.

Der Zentralarbeitnachweis ist in der Gruppe für Arbeitbeschaffung des Nationalen Frauendienstes durch die Leiterin der weiblichen Abteilung, Fräulein Klausner, vertreten. Damit ist die enge Verbindung der Gruppe mit dem Zentralarbeitnachweis gesichert, die als Vorbedingung systematischer Arbeitbeschaffung gelten muß.

Neben den genannten Großbetrieben zur Unterbringung gelernter Arbeiterinnen sind seit Kriegsausbruch in allen Teilen Groß-Berlins kleinere Näh- und Strickstuben und namentlich Heimarbeitausgabestellen gleich Pilzen emporgeschossen: Einrichtungen von Kirchengemeinden, Wohlfahrtvereinen und einzelnen Personen. Ein erheblicher Teil erhält von der Gruppe Arbeitbeschaffung Aufträge. Eine statistische Erfassung der gesamten Strick- und Nähstuben, ihres Materialbedarfs und ihrer Lieferungsmöglichkeiten ist ins Werk gesetzt. Erfreulich wäre, ließe sich die Gruppe Arbeitbeschaffung zu einer Art Zentrale für diese gesamte Strick- und Nähtätigkeit gestalten.

Die skizzierten Kriegsformen der Arbeitbeschaffung wiesen die Richtlinien für unser Sondergebiet. Unberücksichtigt ließen sie Fabrikarbeiterinnen, jugendliche Arbeiterinnen und jede Art Dienstpersonal, denen Handarbeit fremd ist, die nur für leicht erlernbare und namentlich im Anfang uneinträgliche Handfertigkeiten in Betracht kommen.

Dahin gehören in erster Linie die Arbeiterinnen aus den für die Dauer des Krieges zumeist geschädigten Gewerben: die gesamte Luxus- und Genußmittelindustrie, Maschinen, Instrumente, Apparate, Metallbearbeitung, Papier, graphische und polygraphische Gewerbe und andere mehr. Täglich wuchs und wächst hier die weibliche Arbeitlosigkeit. Massenweise werden ferner in allen Gewerbszweigen jugendliche Arbeiterinnen entlassen. Diesen gemischten, schon vom Hunger bedrohten Scharen galt es durch zweckdienliche Beschäftigung den notwendigsten Unterhalt zu beschaffen, ihnen die Not der Zeit nach Möglichkeit zu erleichtern, sie zu halten und zu heben in gemeinsamer Tätigkeit. Zu diesem Zweck ward die Einrichtung großer Strick- und Nähstuben in allen Teilen Groß-Berlins beschlossen. Sie sollten der Herstellung von Strickarbeiten für das Heer und von Näharbeit für die Armenpflege dienen, die „als Liebesgaben Verwendung finden". Anlernung und Anleitung zu diesen Arbeiten schien besonders geeignet, die Kriegszeit erzieherisch auszubeuten, den Arbeiterinnen Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, die ihnen und ihrem Hauswesen förderlich sind. Aus diesem intensiven Kriegsgepräge der Doppelaufgabe: Arbeitbeschaffung und Herstellung von Liebesgaben, ergibt sich klipp und klar die Wesenheit der Kriegsnotstandarbeit, das heißt, einer Formung, die sich unter kein Friedenschema bringen läßt. Sie erhebt keinerlei theoretische Ansprüche. Will nicht mit irgendwelchen Grundsätzen aus Friedenszeiten gemessen sein. Ist sie doch selbst ein Notstandkind. Erwachsen aus den gebieterischen Forderungen der Stunde, hat sie nur den einen Wunsch, schnell und wirksam zu

Digitized by Google

helfen. Ihrem unverbindlichen und experimentellen Charakter verdankt sie ihre Augenblickserfolge, ihre Raschheit und Sachgemäßheit.

Der Bedarf des Heeres nach Wollsachen, der Armenpflege nach Bekleidungsstücken, der Schmerzensruf nach Arbeit, die Anlernung arbeitloser Fabrikarbeiterinnen zu den benötigten Handarbeiten: hier springt die Geeignetheit, wenn nicht der brennende Zwang gerade dieser Hilfsform ins Gesicht.

Im Interesse planmäßiger Arbeitverteilung sollen nur vom Zentralarbeitnachweis überwiesene Arbeiterinnen eingestellt werden.

5. Mittelbeschaffung und Aufträge.

Dem Beschluß der Einrichtung von Arbeitstuben folgt lebhafte Werbe- und Organisationstätigkeit. Die Vorsitzende der Gruppe macht ihre Privatwohnung (Derflingerstraße 17) zur Geschäftsstelle. Ein Aufruf: „Arbeit für die Arbeitlosen" ergeht, der Geld und Materialien an das Büro des Nationalen Frauendienstes (Berlin W., Augsburger Str. 61) erbittet. „Tausende von arbeitwilligen Frauen und Mädchen", heißt es darin, „stehen am Scheidewege. Ehrliche Arbeit bei bescheidenem Verdienst brauchen sie, um wie bisher nützliche Glieder unseres Wirtschaftslebens zu bleiben. Helft diesen Arbeitlosen, und ihr helft zugleich unserem schwer ringenden Volke." Da die Industrie an der Erhaltung einer disziplinierten Arbeiterschaft stark interessiert ist, gehen zunächst Beitragsgesuche an jene Unternehmer, deren entlassenen Arbeiterinnen die Fürsorge der Gruppe an erster Stelle gilt. Aufruf, schriftliche und persönliche Bemühungen bei zahlreichen Privatpersonen, Bewilligungen des Nationalen Frauendienstes und des Roten Kreuzes erbringen die Mittel zur Inangriffnahme der neuen Hilfstätigkeit. Die Fabrikanten stellen gute Arbeiträume, zum Teil mit Einrichtung, Heizung und Beleuchtung usw. unentgeltlich zur Verfügung. Geeignete Kräfte zur Leitung und Beaufsichtigung sind bald gewonnen. Im Laufe des Septembers sind vier Arbeitstuben gleichsam aus der Erde gestampft: drei in Berlin, eine in Charlottenburg. Die Arbeiterinnen strömen zu, sobald sich die Stuben ihnen öffnen. Viel bleiche, verhärmte Geschöpfe darunter, denen Not und Sorge schon auf der Stirne steht und die mit erleichtertem Aufatmen den Rettungsanker ergreifen. Rasch sind die weiten Räume gefüllt.

Große Aufträge vom Bekleidungsamt des Gardekorps und vom Roten Kreuz zur Herstellung von Wollsocken und Pulswärmern stempeln die Arbeitstuben zunächst zu Strickstuben. Für das Bekleidungsamt sollen zwischen dem 15. September und dem 1. Oktober 10 000 Paar Socken und 10 000 Paar Pulswärmer geliefert werden. Hierfür muß die Gruppe die Wolle stellen, obwohl das Bekleidungsamt für das Paar Socken nur 95 *Pf.*, für das Paar Pulswärmer 25 *Pf.* zahlte. Das Rote Kreuz vergütet hingegen bei Lieferung der Wolle für die gleichen Gegenstände 75 *Pf.* und 30 *Pf.*

Für das Bekleidungsamt werden im großen 40 Zentner Wolle gekauft. Auch für das Rote Kreuz müssen wir Wolle zu seinen Lasten kaufen, da es das zugesagte Material nicht in genügendem Umfang und nicht pünktlich liefert.

Nachdem die Arbeitstuben in Betrieb sind, gehen Eingaben um Geldunterstützungen an die an der Arbeitbeschaffung interessierten staatlichen und städtischen Körperschaften: Ministerium des Innern, Ministerium für Handel und

Digitized by Google

Gewerbe, Kriegsministerium, Reichsversicherungsamt, Landesversicherungsanstalt und die Stadtgemeinden Groß-Berlins. Das Ministerium für Handel und Gewerbe gibt eine einmalige Beihilfe von 4000 ℳ, in der Voraussetzung, daß sich die Gemeinden gleichfalls angemessen beteiligen werden. Eine solche Beteiligung erfolgte vorläufig nur in den Vorortgemeinden. Die Stadt Berlin hat bisher trotz wiederholter schriftlicher Eingaben und persönlicher Rücksprachen die erbetene laufende Unterstützung nicht gewährt, obwohl die Strickstuben nicht nur eine greifbare (an Hand der Statistik des Zentralarbeitnachweises, der uns die Arbeitsuchenden zusendet), zahlenmäßig festzustellende und nachzuprüfende städtische Entlastung von Armen- und Arbeitlosenunterstützung bedeuten, sondern weit darüber hinaus nach ihrer pflegerischen, ihrer erziehlichen und sittlichen Mission zu werten sind. Die Gruppe gibt die Hoffnung auf Unterstützung der Stadt Berlin nicht auf. Ferner erhofft sie von der Landesversicherungsanstalt, die ihrerseits Arbeitlosenunterstützung zahlt, und eine besondere „Kommission für Arbeitbeschaffung" gebildet hat, eine laufende Beihilfe. Ende September standen Gesamteinnahmen von rund 21 000 ℳ Ausgaben in Höhe von rund 20 700 ℳ gegenüber. Die inzwischen eingelaufenen Bezahlungen für gelieferte Wollsachen, sowie Vorschüsse auf neue Aufträge und ein Darlehen des Nationalen Frauendienstes ermöglichen die Fortführung der Arbeit.

Ergaben sich doch erhebliche Schwierigkeiten namentlich aus der niedrigen Bezahlung des ersten großen Auftrags des Bekleidungsamtes, die unsere Unkosten nicht entfernt deckte. Man hat deshalb die Übernahme dieses Auftrags bemängelt. Sehr zu Unrecht. Die Gruppe sah sich zu seiner Annahme unter mehreren Gesichtspunkten bewogen. Die Verbindung mit dem Bekleidungsamt, die weitere Aufträge in Aussicht stellte, war für den Anfang entscheidend: Sie ermöglichte die Arbeit im großen. Auch erinnere man sich, daß ursprünglich nur Herstellung von Liebesspenden, d. h. unentgeltlich zu überweisender Wollsachen für das Heer geplant war, während das Bekleidungsamt immerhin einen Teil der Auslagen zahlte.

Zur Beteiligung sowohl an den Aufträgen des Bekleidungsamtes als auch des Roten Kreuzes wurden die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes Berlins und Groß-Berlins und die Kirchengemeinden Groß-Berlins aufgefordert. Der nun erfolgende Zudrang spottet jeder Beschreibung und ergibt ein erschütterndes Bild der herrschenden Not und Arbeitlosigkeit. Die Geschäftsstelle der Gruppe wird mit schriftlichen, telephonischen und persönlichen Gesuchen um Aufträge und Wolle gestürmt. Trotz des geradezu überwältigenden Ansturms, namentlich auch seitens der Pfarrer aller Teile Groß-Berlins, hätte die Gruppe allen Anforderungen nachkommen können, ohne den Eintritt der zwar gefürchteten, aber in dieser Bälde und Härte nicht erwarteten Schwierigkeit der Beschaffung von Wollstrickgarn.

6. Die Wollnot.

Aufträge für Dringlichkeitslieferungen sind da. Und ganz abgesehen von den Abmachungen mit den Auftraggebern, gibt es Dringlicheres als den Schutz unserer Soldaten vor Nässe und Kälte, vor dem strömenden Herbstregen und den frostigen Novembernächten, vom nahenden Winter ganz zu schweigen? Nach dieser bitter notwendigen Arbeit strecken sich Hunderte von Händen, obwohl sie als Dauerarbeit weder angenehm ist, noch mehr einbringt als den kargsten Unterhalt. Wunder der Arbeit hätten sich vollbringen lassen, Strickstuben sich zu Dutzenden in unentgeltlich

Digitized by Google

angebotenen Räumen in allen Teilen Berlins eröffnen lassen, ohne den Wollmangel, der sich schon im September fühlbar machte, im Oktober sich zur Kalamität auswuchs.

Anderthalb Millionen deutscher Soldaten stehen im Felde. Jeder ihrer soll 4 Paar Strümpfe im Tornister tragen. Bei den ungeheuren Märschen dieses Krieges sind selbst die Füße der besten handgestrickten Strümpfe bald zerfetzt. Der Winterbedarf wird auf 60 Millionen Paar Strümpfe veranschlagt. Die maschinelle Wollstrickerei kann diesen Bedarf weder der Zahl noch der Art nach bewältigen. Somit spielt die Handstrickerei für den Krieg eine doppelt wichtige Rolle. Sie allein sichert einigermaßen nicht nur Dauerhaftigkeit, sondern auch möglichste Schonung der Füße. Zu dem Riesenbedarf an Socken kommen die Puls-, Kniewärmer und Leibbinden, kurz Strickarbeiten jeder Art und Zahl. Unter solchen Umständen ist Strickwollgarn so notwendig wie Getreide, Mehl, Kartoffeln. Und wie für diese sind den Umständen angepaßte staatliche Maßnahmen nahliegende Forderungen: Einfuhrvermittlung, Festlegung von Höchstpreisen, Beschlagnahme von Rohstoffen und Strickgarnvorräten.

Leider wurde jede Vorbeugung auf diesem wichtigen Gebiet versäumt. Jetzt ertönt in allen Teilen Deutschlands die gleiche Klage: Strickaufträge und Strickerinnen in unbeschränkter Zahl, aber kein Strickgarn. Noch gegen Ende September hatte das Rote Kreuz uns dauernde, regelmäßige Wollieferungen für bestimmte Aufträge in Aussicht gestellt. Darauf baute sich nicht nur die Arbeit mit den Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes und den Kirchengemeinden Groß-Berlins auf, sondern zum Teil auch die eigene Heimarbeitausgabe an 800 Arbeiterinnen und mehr. Im September hieß es, Agenten des Roten Kreuzes durchfahren ganz Deutschland im Auto zum Wolleinkauf. Es scheint aber nicht, daß sie Erfolg hatten. Jedenfalls erhielten wir nur einen kleinen Teil der zugesagten Wolle und wurden zum Selbsteinkauf in bestimmter Preishöhe zu Lasten des Roten Kreuzes aufgefordert. Spinnereien und Wollhändler, mit denen wir in Verbindung waren, schränkten jedoch ebenfalls ihre Lieferungen ein, oder verlangten Preise, die unsere Unkosten stark in die Höhe trieben. Der Verdacht, daß große Firmen Wolle aufstapeln, die sie nur im Kleinverkauf zu täglich gesteigerten Preisen abgeben, liegt nahe. Eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 4 250 000 ℳ hat die Regelung des Verkehrs und der Verteilung der zur Militärtuch-Fabrikation dienenden Wollsorten übernommen.

Wo bleibt eine entsprechende Fürsorge zur Sicherung des Bedarfs an Strickwollgarn, zu angemessenen Preisen?

Daß sich hier Schwierigkeiten infolge der Einfuhrbehinderung bei ungeheuer anschwellendem Bedarf ergeben, liegt auf der Hand. An welcher Stelle brächte der Krieg keine Schwierigkeiten? Allein aller Wahrscheinlichkeit nach sind noch große Vorräte an Strickgarn im Lande. Rohmaterialien und Garne müssen sich aus den besetzten feindlichen Gebieten und aus neutralen Gebieten einführen lassen. Vermehrte Herstellung von Strickgarn wird vielleicht auch Produktionsverschiebungen in den Spinnereien erwirken können. Nur muß an Stelle der Spekulation die öffentliche Regelung des Wollmarktes auch für Strickgarn treten. Die Gruppe hat sich in diesem Sinne an die zuständigen Behörden gewandt.

Digitized by Google

Unter den obwaltenden Verhältnissen erlitt unsere unmittelbare und mittelbare Beschäftigung von Heimarbeiterinnen zeitweilige Einbuße. Unberührt blieben davon die Strickstuben, für die beizeiten ausreichende Wollvorräte beschafft waren.

7. Die Strickstuben.[1])

„Mars regiert die Stunde." Auch für das heimische Wirken verlangt er in erster Linie Schlagfertigkeit. Nur unter diesem Losungswort ließen sich die Organisations- und Verwaltungsaufgaben der Septemberwochen bewältigen. In unermüdlichem Ringen haben auch die Leiterinnen der Strickstuben alle Schwierigkeiten improvisierten Arbeitgebertums gegenüber einer bunten Masse Arbeiterinnen jeden Alters und jeder Berufsherkunft rasch gemeistert. Dank schuldet die Gruppe den Unternehmern für die bereitwillige Überlassung von Arbeitstätten mit allem Zubehör: Einrichtung, Licht, Heizung und für freundlichste Hilfsbereitschaft bei allen Einzelerfordernissen.

Eine streng einheitliche Verfassung der Strickstuben ließ sich nicht erzielen. Auf dem Versuchsweg gelangte man hinsichtlich der Lohnzahlung und betreffs der Mitgabe von Arbeit nach Hause in den verschiedenen Stuben zu verschiedenen Beschlüssen. Nur die reine Heimarbeit wird in Berlin einheitlich mit 75 Pf. für das Paar Strümpfe und 30 Pf. für das Paar Pulswärmer bezahlt.

Übereinstimmung besteht hinsichtlich der Arbeitszeit: 8 Stunden, von 9—12 Uhr vormittags und nach einstündiger Tischpause von 1—6 Uhr nachmittags. „Es kommt darauf an, möglichst vielen Personen einen, wenn auch nur notdürftigen Verdienst zu gewähren. Es wird von einer besonders intensiven Ausnutzung der Arbeitskräfte abzusehen, vielmehr auf die Verkürzung der Arbeitszeit und der Einstellung einer möglichst großen Zahl von Arbeiterinnen zu halten sein, wenn dadurch auch der Verdienst der einzelnen geschmälert wird." (Ministerium des Innern.)

Der Bedarf der Stunde erzwang vorläufig ausschließliche Verfertigung von Socken und Pulswärmern. Neben der ersten Nähstube in der Zimmerstraße hat bisher nur Charlottenburg in Verbindung mit der Strickstube auch eine Nähstube eingerichtet.

Strickstube I Berlin.

Von den drei Berliner Strickstuben untersteht die erste im Norden (Stolpische Straße 37) Frau Strauß (Vorsitzende der Berliner Arbeiterinnenheime). Sie ist sowohl Leiterin der Werkstatt als auch der Heimarbeitausgabe. Neben einer Anzahl ehrenamtlicher Helferinnen sind drei geschulte Vorarbeiterinnen angestellt, gegen festen Wochenlohn von 12 M. Die Strickerinnen erhalten Wochenlöhne von 7 M für Socken, 6 M für Pulswärmer, bei Lieferung von 5 Paar, bzw. 12 Paar; wird weniger geliefert, so erfolgt ein Lohnabzug von 50 bzw. 20 Pf. für das Paar, wird mehr geliefert, ein Zuschlag von 75 bzw. 30 Pf. für das Paar. Hierzu Mittagbrot für 20 Pf. an sechs Tagen der Woche; das ist Erhöhung der Wocheneinnahme um 1,20 M.

Mitnahme von Arbeit ist gestattet. Die Heimarbeit wird jedoch gesondert ausgegeben und verrechnet. Die Werkstättenarbeit muß an Ort und Stelle verbleiben. Beschäftigt wurden zwischen dem 10. September und dem 15. Oktober täglich durchschnittlich bis zu 200 Werkstattarbeiterinnen und 160 Heimarbeiterinnen.

[1]) Die nachstehenden Angaben umfassen im wesentlichen die Zeit von der ersten Septemberwoche bis zum 15. Oktober.

Digitized by Google

Strickstube II und III Berlin.

Die zweite und dritte Strickstube befinden sich im Zentrum, in der Nähe des Rathauses (Poststr. 5), und im Osten in der Auerschen Fabrik (Rotherstr. 17), nahe der Warschauer Brücke. Die Leiterin der Werkstattarbeit in der Strickstube II ist Fräulein Dr. Bernhard, der Heimarbeitausgabe Frau Else Herz. In der Strickstube III steht der ersten Frau Marie Lüders, der zweiten Frau von Köhler vor.

Strickstube II beschäftigt 200 Werkstattarbeiterinnen und 250 Heimarbeiterinnen. Am größten ist die Zahl in der Auerfabrik mit 350 Werkstattarbeiterinnen und rund 300 Heimarbeiterinnen.

Genügende Geldmittel und Wolle vorausgesetzt, könnten hier in den gleichen Räumen und mit den gleichen Aufsichtskräften über 400 Arbeiterinnen eingestellt werden. In beiden Strickstuben unterrichten junge Handarbeitlehrerinnen für ein Zuschußgehalt von 50 ℳ. Die Tätigkeit in den Strickstuben wird ihnen auf das Probejahr angerechnet.

Das Lohnsystem besteht in beiden Stuben in einem festen Grundlohn mit Akkordzuschlag. Der Grundlohn beträgt 5 ℳ die Woche für Sockenstrickerinnen, 4 ℳ für Pulswärmerstrickerinnen. Für jedes Paar gelieferter Strümpfe erhält die Arbeiterin 45 ₰, für das Paar Pulswärmer 20 ₰ zugezahlt. Eine fleißige eingeübte Arbeiterin kann es bei Lieferung von 4 Paar Socken bzw. 12 Paar Pulswärmern auf einen Wochenverdienst von 6,80 ℳ bzw. 6,40 ℳ bringen; dazu 20 ₰ für Mittagbrot, also 8 ℳ für Strumpfstrickerinnen und 7,60 ℳ für Pulswärmerstrickerinnen. Eine kleine Anzahl kommt noch darüber hinaus. Die Mehrzahl erzielt jedoch, namentlich in der ersten Zeit, nur einen durchschnittlichen Wochenlohn von 6—7 ℳ, einschließlich Mittagbrot.

Diese Lohnlage ist, wie die Gruppe selbst am meisten beklagt, keine auch nur annähernd befriedigende. Die Art der Arbeit und der Arbeiterinnen ließen jedoch bei beschränkten Mitteln keine andere Lösung zu. Das Stricken an sich liegt der Fabrikarbeiterin nicht; ein materielles Interesse an der Summe der Leistungen erwies sich als unvermeidlich, wollte man nicht gezwungen sein, eine Auswahl unter den Arbeitlosen zu treffen, bzw. ungeeignete und trägere Elemente, namentlich auch jugendliche Arbeiterinnen, zu entlassen. Dies hätte dem Sinn unserer Einrichtungen widersprochen.

Anfänglich hatte man bestimmte Wochenlöhne und Mittagspeisung unabhängig von der Leistung vorgesehen. Bei einem festen Satz von 8,20 ℳ (einschl. Speisung) stellte sich jedoch der Selbstkostenpreis eines Paares Pulswärmer bis zu 2 ℳ und darüber. Nach diesen Erfahrungen erwies sich der Übergang zu einem teilweisen Stücklohnsystem, bzw. teilweisem Zuschlag- und Abzugssystem auf der Grundlage eines bestimmten Wochensatzes, wie es in der Strickstube I eingeführt wurde, als unvermeidlich. Dieses letzte System hat sich besser bewährt als das an sich so einleuchtende und sympathische Grundlohnsystem in den Strickstuben II und III. Auch hier haben sich die Leistungen seit der Beseitigung der vollen Wochenlöhnung gehoben. Jedoch nicht in dem Maße wie bei dem Zuschlag- und Abzugssystem, so daß dessen Verallgemeinerung in Aussicht steht.

Der durch teilweisen Stücklohn ausgeübte Ansporn ist im vorliegenden Fall auch im Interesse der Disziplin und der Erhaltung der Selbstverantwortung wünschenswert. Die Arbeitzeit ist nicht so lang, daß zu intensive Arbeit für den geringen Lohn als

Digitized by Google

besonders anstrengend gelten kann. Auch sorgt die einstündige Mittagpause mit kräftiger Kost für die nötige Spannkraft. Bei den bisher in den Berliner Strickstuben üblichen Systemen bedeutet der Grundlohn, einschließlich der Speisung, gegenüber der Arbeitlosenunterstützung ein Mehr von 1,20 ℳ bis 2,20 ℳ wöchentlich. Auch ist der Wert der Speisung höher als ihr Nennwert. Ein Mittagbrot von gleichem Nährgehalt (in Strickstube II gehen die Arbeiterinnen mit Speisemarken in die benachbarte Küche der Volkskaffee- und Speisehausgesellschaft, in Strickstube III wird das Essen in die Fabrik gebracht) läßt sich für 20 ₰ im Einzelhaushalt nicht herstellen.

Der teilweise Stücklohn erleichtert ferner die Ausbildung ungeübter, an sich für die Handarbeit ungeeigneter Kräfte, mit denen die Helferinnen sich besondere Mühe geben. Er wird bei dem großen Unterschied der Leistungen den tüchtigeren Strickerinnen besser gerecht und gibt ihnen das Gefühl einer ernsten Tätigkeit, die mehr sein soll als bloße Zeitausfüllung. Einer Tätigkeit, die gerade bei gesteigertem Eifer das Bewußtsein weckt und stärkt, daß sie zu dem großen Kampf für das Vaterland ihr Scherflein beiträgt.

In der Strickstube III kann die Werkstattarbeit nach Schluß und auch an Sonntagen mit nach Hause genommen werden. Strickstube II gibt keine Arbeit mit nach Hause, weil sie mehr als 8 Stunden Stricken für gesundheitlich anfechtbar erachtet. Ein abschließendes Urteil ist bei der Kürze der Erfahrungen ausgeschlossen. Die abweichenden Standpunkte sowohl hinsichtlich der Lohnsysteme als auch der Arbeitbegrenzung lassen sich alle mit guten Gründen vertreten. Die Beschränkung auf die achtstündige Werkstattarbeit entspricht den Kriegs-Richtlinien des Ministeriums des Innern. Der Wunsch, namentlich langsamen Strickerinnen die Möglichkeit der Erhöhung kärglichen Lohns zu geben, erscheint jedoch nicht unberechtigt.

Charlottenburg.

Charlottenburg arbeitet im wesentlichen unabhängig von Berlin mit dem dortigen Zweig des Nationalen Frauendienstes. (Arbeitbeschaffung des Hauptausschusses für vaterländische Hilfsarbeit). Die Stadt stellt Räume, Heizung, Licht, Bürobedarf, gibt Vorschüsse auf größere Materialankäufe und ist bereit, zu den allgemeinen Unkosten beizutragen.

Die Strick- und Nähstuben Charlottenburgs befinden sich in der Kunst- und Handwerkerschule in der Wilmersdorfer Str. 166/67. Sie unterstehen (gleich den übrigen nachstehend erwähnten Charlottenburger Einrichtungen für Arbeitbeschaffung) der Oberleitung und Verantwortung von Dr. Elisabeth Lüders. In der Nähstube verarbeiten fünf geschulte Kräfte gegen einen Stundenlohn von 30 ₰ alte Sachen, zum Teil auch neue Stoffe für die Armenpflege. In den Strickstuben arbeiten 70 bis 80 Arbeiterinnen gegen reinen Stücklohn. Die Arbeiterinnen können es bei größtem Fleiß zu einem Durchschnittwochenlohn von 6 bis 7 ℳ bringen. Geübte Arbeiterinnen verdienen mehr. Speisemarken werden nicht ausgegeben; die Strickerinnen sind daher schlechter gestellt als in den Berliner Strickstuben. Die Heimarbeiterinnen (200) erhalten dagegen, in Charlottenburg 85 ₰ für das Paar Socken, also 10 ₰ mehr als in Berlin. Höchst bemerkenswert erscheint der Versuch, größere Aufträge unter festen Bedingungen für Lohn uad Arbeitzeit an Werkstattbesitzerinnen weiterzugeben, unter fortlaufender Kontrolle in Verbindung mit der Gewerbeaufsicht.

Digitized by Google

8. Bisheriges Gesamtergebnis.

Von Ende August bis Anfang Oktober fanden 4 Sitzungen der Gesamtgruppe statt, sowie je 4 Sitzungen des geschäftführenden Ausschusses und der Strickstubenleiterinnen.

Zwischen dem 15. September und 15. Oktober waren allein durch die Strickstuben und Heimarbeitausgabestellen Berlins und Charlottenburgs (uneingerechnet die mittelbar von der Gruppe beschäftigten Strickerinnen) insgesamt täglich rund 1700 Arbeiterinnen, rund 800 Werkstatt- und rund 900 Heimarbeiterinnen tätig.

Die Zusammensetzung der Werkstätten ist eine äußerst verschiedene. Die nachfolgende Liste mag eine Ahnung der Schwierigkeit geben, ein so buntgewürfeltes Heer gleichartig zu beschäftigen.

Von 164 Arbeiterinnen in Strickstube I waren 41 im Alter von 14 bis 16 Jahren, 21 im Alter von 16 bis 18 Jahren. Von 77 dieser 164 Arbeiterinnen waren: Hausfrauen: 19; Näherinnen, Schneiderinnen: 25; Verkäuferinnen: 3; Wäscherinnen: 5; Plätterinnen: 5; Stützen, Wirtschafterinnen, Aufwärterinnen: 19; Dienstmädchen: 11. Die übrigen 87 kommen aus jeder Art Gewerbe und Stellung: A. E. G.: 3; Bonbonfabrik: 2; Chemische Fabrik: 1; Flaschenfabrik: 1; Glühlampenfabrik: 2; Handschuhfabrik: 1; Kakesfabrik: 1; Kartonfabrik: 1; Knopffabrik: 1; Konservenfabrik: 1; Lederwarenfabrik: 1; Metallfabrik: 4; Papierfabrik: 3; Phantasiefedernfabrik: 7; Schweißblätterfabrik: 1; Seifenfabrik: 1; Teppichfabrik: 4; Wäschefabrik: 3; Waffenfabrik: 1; Wollfabrik: 1; Zuckerwarenfabrik: 3; Blumenbinderinnen: 3; Buchbinderei: 2; Buchdruckerei: 1; Händlerin: 1; Knopflochnäherin: 1; Koloristin: 1; Lehrmädchen: 5; Kontoristin: 1; Monogrammdruckerei: 2; Packerin: 2; Portierfrau: 1; Putzmacherin: 1; Schneiderin: 2; Spinnerin: 1; Stickerin: 2; Strickerin: 1; Stepperin: 1; Telefongesellschaft: 1; Tressenvergolderin: 1.

Ähnlich ist die Zusammensetzung in den übrigen Strickstuben.

Die Gruppe hat im September außer in den Strickstuben und deren Heimarbeitausgabestellen Wollsachen durch die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes, die Kirchengemeinden Groß-Berlins und private Strickstuben anfertigen lassen. In der ersten Oktoberwoche wurden rund 15 000 Paar Socken und ebenso viele Pulswärmer an Bekleidungsamt und Rotes Kreuz geliefert. An Löhnen wurden bis Mitte Oktober rund 25 000 *M* ausgezahlt. Die Einnahmen für die Lieferungen beliefen sich auf rund 33 000 *M*.

Für den 1. November war ein neuer indirekter Auftrag von 10 000 Paar Socken für das Bekleidungsamt übernommen worden, unter Vorausbezahlung des Gesamtpreises (das Paar 1,60 *M*) von 16 000 *M*. An diesem Auftrag wurden die Vorortgemeinden, soweit die Städte einen Zuschuß zu der Gruppenarbeit zahlen (Charlottenburg, Zehlendorf, Niederbarnim), und andere mehr beteiligt. Inzwischen sind weitere Aufträge zu steigend günstigen Bedingungen auf 5000 Paar Socken und 6000 Paar Kniewärmer eingelaufen, für die uns die Wolle gestellt wird. Lieferungen für die Militärverwaltung werden uns bis Ende Dezember beschäftigen. Dazu kommen regelmäßige Aufträge des Roten Kreuzes. Ein sich täglich erweiternder vorteilhafter Arbeitzweig sind laufende Aufträge von Privatpersonen zur Herstellung von Liebesgaben für das Heer zum Selbstkostenpreis. Für diesen Zweck sollen jetzt möglichst große Vorräte verschiedener Wollsachen angefertigt werden.

Digitized by Google

Schließlich haben wir Aufträge zu Näharbeiten für Wohlfahrtzwecke; sie sollen je nach der Gestaltung des Wollmarktes in mehr oder weniger ausgedehntem Umfang übernommen werden. Arbeitmannigfaltigkeit liegt ja auch im Interesse der Arbeiterinnen.

Die Gruppe könnte durch ihre Strickstuben, durch die Hilfskommissionen und Kirchengemeinden, mit denen sie in dauernder Verbindung steht, wöchentlich 10000 Paar Socken und ebenso viele Pulswärmer liefern. Sie mußte aber infolge des Anziehens der Wollpreise und des Versagens der Wollieferungen des Roten Kreuzes ihre Arbeitausgabe, wie früher erwähnt, zeitweilig einschränken im Interesse der Erhaltung der Strickstuben. Auch deren Erweiterung und Vermehrung mußte bisher hinausgeschoben werden. Es scheint jedoch jetzt die Möglichkeit der Eröffnung neuer Strickstuben nahe.

9. Nachwort.

Wir sahen, daß große, durch die Schwierigkeit der Materialbeschaffung erwachsene Hemmungen glücklich überwunden wurden. Dennoch ist bei der Mittelbeschaffung stets in Betracht zu ziehen, daß Gebrauchwert und Preiswert der Wollsachen als Spezialkriegsbedarf in schreiendem Widerspruch stehen. Handstrickerei hat in Friedenszeiten keinen Kurs und wird jämmerlich bezahlt. Im Frieden wird fast nur noch von älteren Frauen gestrickt. Die Kinder lernen stricken in der Schule, mehr schlecht als recht. So ist mit einem ständigen Zufluß immer neu anzuleitender und einzuübender Arbeiterinnen zu rechnen, die nur in Rücksicht auf die Bedürftigkeit und ohne jede Frage nach der Fähigkeit oder Geeignetheit eingestellt werden. Dadurch erfährt die von uns gepflegte Hilfstätigkeit eine weitere erhebliche Verteuerung. Unter den rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten der ökonomischen Leistung und Gegenleistung ist und bleibt die Handstrickerei unzweckmäßig. Nur im Sehwinkel des Heeresbedarfs an Wollsachen, der Notwendigkeit von Arbeitbeschaffung für die Arbeitlosen läßt sich die Strickstube nach ihrem hohen Doppelwert einschätzen. Die Differenz zwischen Kosten und Leistungswert muß deshalb dauernd durch Wohlfahrtmittel aufgebracht werden.

Völlig unlogisch erscheint unter solchem Zusammenhang der Versicherungszwang, es sei denn, daß das Versicherungsamt die Kosten übernimmt. Die Erfolge schriftlicher und persönlicher Gesuche um Befreiung von der Versicherungspflicht oder um entsprechende Unterstützung stehen bisher noch aus.

Die Strick- und Nähstuben stellen eine Zwischenform der Hilfstätigkeit dar, die weder reine Unterstützung noch reine Ermöglichung der Selbsterhaltung ist. Ihren Wert erkennt man voll und ganz nur bei häufigem, längeren Verweilen unter den Arbeiterinnen. Dann läßt sich beobachten, wie die anfänglich blassen und abgehärmten Gesichter allmählich Farbe gewinnen, wie hellerer Lebensmut aus anfänglich verschüchterten oder verstimmten und mißtrauischen Augen blickt. Das ist trotz der niedrigen Löhne der Erfolg eines gesunden Aufenthalts und guter Kost, sowie einer gewissen Traulichkeit des Zusammenlebens, wie es die gleichmäßige und stille Tätigkeit ermöglicht. Ton, Arbeitfreudigkeit, Leistungen heben sich greifbar, heben sich von Tag zu Tag. Die Hebung der Leistungen läßt sich ziffermäßig belegen. Nicht bemessen läßt sich die Beziehung von Mensch zu Mensch, die seelischen Bindungen, die hier gesponnen und gewonnen werden.

Digitized by Google

Namentlich für die jungen Mädchen fällt der Segen eines Tagesheims für die Kriegszeit schwer ins Gewicht. Ihrer nehmen sich die Leiterinnen und Helferinnen mit besonderer Wärme an und betrachten sie als Pfleglinge. Sie suchen sich über ihre häuslichen Verhältnisse zu unterrichten, um, wo sei es materielle oder sittliche Not vorliegt, helfend einzugreifen.

Hier kommt auch die Mitarbeit der Zentrale für Jugendfürsorge gegebenenfalls zugute. Manche dieser 14- und 15jährigen Mädchen bieten, wenn sie ankommen, ein erschreckendes Bild von Armut und Verkümmerung, ja sogar des nackten Hungers. Bei einer Jugendlichen ergab sich, daß sie mehrere Tage ohne Mittagbrot war. Ein anderes ganz verelendetes Geschöpfchen wollte durchaus nicht essen, weil es glaubte, es müsse dafür bezahlen. Viele dieser halben Kinder waren Dienstmädchen oder Packerinnen, Etikettenkleberinnen und anderes mehr in Fabriken.

Auch mit den reiferen, oft gedrückten und traurigen Frauen wird die Bindung von Mensch zu Mensch gepflegt, in einer Zeit, da jede Gemeinsamkeit tiefer ersehnt und dankbarer empfunden wird als sonst.

Diese Wesenheit der Strickstuben kommt stark zum Ausdruck durch Bemühungen, die eintönige, auf die Dauer erschlaffende Strickarbeit nach Möglichkeit angenehm zu gestalten. In der Strickstube I hat ein Klavier Platz gefunden. Fleißiger und fröhlicher regen sich die Hände, wenn mit Begleitung gesungen wird. Unterhaltungsabende mit Kaffee und Kuchen, teils unter Leitung von Frau Max Friedländer, teils der Strickstubenleiterinnen und Helferinnen, bieten Anregung verschiedenster Art: Musikalische und rezitatorische Vorträge, ernste und heitere Darbietungen in möglichster Anlehnung an die großen Tagesereignisse. Eine Hauptrolle spielt die Vorlesung von Feldpostbriefen. Lebhaften Dank, der sich oft in rührend liebenswürdiger Weise äußert, lösen diese kleinen Feste aus.

Daß ein großer Teil der Arbeiterinnen Sinn und Zweck ihrer Tätigkeit erfaßt, bezeugen zahlreiche Liebesbeweise, die sie in Strümpfen und Pulswärmern einschmuggeln. Da fanden sich beim Verpacken Zigaretten, Pfeffermünz und Schokolade; Gebete, Briefe mit guten Wünschen in Vers und Prosa, die bald in herzlicher, bald in scherzhafter Form, dem „unbekannten fernen Krieger" einen Gruß aus der Heimat entbieten.

Gewiß bleibt auch bei der Arbeitbeschaffung in der hier geschilderten Form vieles zu wünschen, manches Erfordernis unerfüllt. Wir sind weit entfernt von billiger Zufriedenheit, ersehnen namentlich Ausdehnung unserer Hilfstätigkeit. Die Strickstuben sind Kriegserzeugnisse. Im Kriege gilt die Tat mehr als die Betrachtung. Wir glauben sagen zu dürfen, daß hier im Rahmen der uns gebotenen Möglichkeiten wertvolle Tat nationalen Frauendienstes geleistet ist.

Digitized by Google

Der britische Imperialismus.

Von

Dr. Selma Stern.

Nachdruck verboten.

Wir waren es gewohnt, und wir haben es neidlos hingenommen, in den Angelsachsen das große Weltvolk zu sehen. Daß sie die überseeischen Märkte beherrschten, daß die Schlüsselpunkte zu allen Meeren ihnen gehörten, daß ihre Flotte die aller anderen Nationen übertraf, erschien uns wie eine unumstößliche Tatsache, an der nicht zu rütteln war. Und wir müssen es gestehen — wir haben es bewundert. Wir haben es bewundert, mit welcher Zähigkeit das kleine Inselvolk alle Entdeckungen und Erfindungen des neuen technischen Zeitalters ausnutzte, wie es Raum und Zeit überwand, um Drähte zu spannen von Meer zu Meer und Millionen Menschen in die Weltwirtschaft hineinzuziehen. Fest und unerschütterlich erschien uns Britanniens Macht, und ob wir uns auch empört abwandten vor seinem Hunger nach Landbesitz und Gold, groß erschien es uns doch. Jetzt zum erstenmal fangen wir an zu zweifeln. Zum erstenmal fragen wir uns nachdenklich, ob der stolze Bau wirklich so fest steht, daß er Sturm und Gewitter trotzen kann. Wir fühlen es jetzt alle: Das Weltreich steht heute vor seiner Prüfungsstunde. Denn zum ersten Male führt England das Imperium, England der Weltstaat einen großen Krieg. Zum erstenmal führt es aus allen Teilen der Erde seine Truppen gegen einen europäischen Staat ins Feld. In den Kämpfen mit Holland, mit Spanien, mit Ludwig XIV. und Napoleon war England nur als englische Nation daran beteiligt. Heute aber erzittert sein Reich von Kanada bis Irland, vom Kap der guten Hoffnung bis Ostasien, und die Zukunft wird uns lehren, ob dieser Sturm die Fäden zerreißt, die das Mutterland mit seinen Kolonien verbindet, oder ob die Gefahr sie nur fester miteinander verknüpft.

Die Geschichte des englischen Imperialismus ist kein Heldenepos wie die des römischen Reiches oder Napoleons. Sie erzählt nicht von Taten ruhmreicher Eroberer und vom kühnen Schwung begeisterter Heldenseelen. Kein Scipio mißt hier in offener, ehrlicher Schlacht mit einem Hannibal die Kräfte seines Volkes. Die Helden, die hier eroberten, saßen ruhig an ihrem Schreibtisch und rechneten. Rechneten mit der Kaltblütigkeit schlauer Kaufleute auf die Überrumpelung des Dummen durch den Klugen, mit der Gewissenlosigkeit skrupelloser Spekulanten auf die Macht des Starken über den Schwachen.

Die Entwicklung zum Imperium hat die englische Geschichte erst in den letzten vierzig Jahren genommen. Zwar hat Britanniens maritime Lage, die geographische Beschränktheit seines Gebietes im Verhältnis zur Größe seiner Einwohnerzahl, die Unmöglichkeit, das Land aus eigenen Produkten zu ernähren, England frühe dazu geführt, fremde Länder zu erobern und sich eine Flotte zu schaffen, die den ganzen

Digitized by Google

Welthandel beherrschte. Zu diesem Zwecke hatte es einst die Weltherrschaft Spaniens gebrochen, indem es sich zu seiner Vernichtung mit allen seinen Gegnern, den Franzosen und den Holländern, vereinigt hatte. Zu diesem Zwecke hatte es die Nebenbuhlerschaft des aufstrebenden Holland beseitigt, indem es ohne Rücksicht auf gemeinsame religiöse Interessen sich der Bundesgenossenschaft der Franzosen versicherte. Zu diesem Zweck säte es Zwietracht auf Zwietracht auf dem ganzen Kontinent, um Frankreichs aufblühende Kolonialmacht zu zerstören, die die eigene zu verdunkeln drohte. Diese Kolonien, die man so einem Staat nach dem andern durch die Politik der Einkreisung abgenommen hatte, sicherten England schon im XVIII. Jahrhundert seine große Stellung in der Welt. Sein zäher und unermüdlicher Widerstand dann gegen Napoleon, der, da alles sich ihm beugte, Albions Banner nicht bezwingen konnte, hatte ihm im XIX. Jahrhundert seine überragende Welt- und Warenherrschaft begründet. Doch standen alle diese Kolonien bis zum Ende dieses Jahrhunderts mit England nur in losem Zusammenhang. Man hatte sich bis dahin begnügt, sie nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten. Man war froh, hier sichere Absatzgebiete für die englische Industrie zu haben und stets mit Rohprodukten aus den Tochterländern versorgt zu werden. An einen engen wirtschaftlichen oder politischen Zusammenhang hatte man lange Zeit nicht gedacht. Ohne weiteres hatte man in den großen Kolonien Amerikas, Australiens und Südafrikas den englischen Siedlern, die die freien politischen Anschauungen des Mutterlandes mit in die neue Heimat gebracht, das Recht der Selbstregierung und der persönlichen Freiheit gewährt und den neuen Gemeinden, sobald sie eine gewisse Größe und Festigkeit erlangt hatten, eine Verfassung gegeben, wie sie England selber besaß. So fühlten sich diese Kolonien als selbständige Staatswesen von europäischer Abkunft und Kultur, aber für sich selbst lebensfähig und existenzberechtigt.

Die liberale Regierung, wie sie in England fast ununterbrochen von den 30er bis 70er Jahren des XIX. Jahrhunderts am Ruder war, hatte nichts getan, um die allmähliche Auflockerung des Reiches zu verhindern. Ihr genügte, daß überall in Asien, Australien und Afrika ein neues England im Entstehen war, dazu bestimmt, einst die Kultur und Sprache Britanniens fortzusetzen. Von ihrem Standpunkt eines ungestörten freien Welthandels verwarf sie jede Einmischung eines Staates in das innere Leben eines andern. Waren die Kolonien reif genug, sich vom Mutterland zu lösen und gänzlich unabhängig zu werden, so sollte man dies ruhig geschehen lassen. England habe seine Kolonien nur zu erziehen, unmündigen Kindern gleich, die, wenn sie erwachsen, der Pflege der Mutter nicht mehr bedürften. Ihnen deshalb zu zürnen oder sie in strengere Zucht zu nehmen, erschien ihnen ein törichtes Unterfangen. Habe man doch einst auch den Abfall der Vereinigten Staaten nicht zu hindern vermocht. Deshalb, so predigten sie, keine Vergrößerung des britischen Kolonialreiches. Ja nicht die Gefahr heraufbeschwören, durch eine energische auswärtige Politik einen kostspieligen Krieg mit einer anderen Macht herbeizuführen. Versorgung der ganzen Welt mit englischen Industriewaren, zu diesem Zweck eine möglichst großartige wirtschaftliche Entwicklung, Ausdehnung der Handelsbeziehungen über die ganze Erde ohne Rücksicht auf politische Grenzen war ihr immer wiederkehrender Grundsatz. Die Ausgaben für Heer und Flotte wollten sie möglichst beschränken, da diese den Volksreichtum nicht mehrten, besonders aber,

Digitized by Google

da sie bei der immer engeren Verschlingung der wirtschaftlichen Interessen aller Völker einen Krieg für etwas Unmögliches hielten.

Es war eine Politik ohne Großartigkeit und Schwung, die Politik kühler, berechnender Kaufleute, eine Politik, die um des Mammons willen oft nationale Interessen hintansetzte, aber die doch wenigstens anderen Staaten eine Existenzberechtigung zusprach. Erst das Jahr 1874 brachte mit dem Sturz Gladstones, des Hauptvertreters dieser Richtung, eine umfassende Änderung. Die Konservativen, die während dieser ganzen Zeit in Opposition gestanden, unter ihnen Benjamin Disraeli, kamen ans Ruder. In allem und jedem das lebendige Gegenstück Gladstones, war auch seine Politik von der der Liberalen verschieden wie Feuer und Wasser. War Gladstone pedantisch und nüchtern, so war jener voller Schwung und üppiger Phantasie. Gladstones Reden waren klar und wohldurchdacht, reich an Sachkenntnis und Wissen, aber langweilig und ohne zündende Kraft. Die Worte Beaconsfields dagegen funkelten hinreißend, witzig und sarkastisch im Londoner Parlament. Jener hatte gerechnet, dieser dichtete. Jener hatte durch ruhiges Überlegen gewonnen, dieser bezauberte durch sein Genie. Jener hatte wie ein guter Geschäftsmann nur das Sichere in den Kreis seiner Berechnung gezogen, dieser zeigte seinen Landsleuten Fernsichten von ungeheuerer Weite. Zum erstenmal tritt in die englische Geschichte der Mann, der praktisch die Konsequenzen der britischen Ausdehnung zu ziehen sucht, der dabei kalt, skrupellos und berechnend, vor keinem Mittel zurückschreckend, aber weitblickend und weitdenkend die Grundlagen zum englischen Imperium legt. Ein Reich zu schaffen, größer wie es die Welt in den Tagen des Hellenismus und der römischen Cäsaren gesehen, die britische Machtstellung rücksichtslos zu steigern, die auswärtige Politik so zu beeinflussen, wie es für England vorteilhaft wäre, zu diesem Zweck Kolonialarmee und Flotte zu verstärken, hauptsächlich aber die Kolonien zu behaupten und zu vergrößern: diesen Traum der Konservativen sucht Disraeli zu verwirklichen.

Im Mittelpunkt seiner Kolonialpolitik stand die Behauptung Indiens. Ganz im Gegensatz zu den Liberalen, die in ihrer oft einseitigen Prinzipienreiterei auch die Erwerbung Indiens als politischen Fehler früherer Generationen ansahen, erkannte Disraeli den unschätzbaren wirtschaftlichen Vorteil dieses Besitzes. Indien allein, das sah er, sicherte durch seinen Reichtum, seine Größe und Geschlossenheit England die überlegene Stellung in der Welt. Zudem aber, Indien war keine Selbstverwaltungskolonie, es besaß keine Bürger, die die Begriffe von persönlicher und politischer Freiheit kannten. Hier konnte man einer in orientalischen Vorstellungen lebenden, unwissenden Einwohnerschaft gegenüber den allmächtigen, absoluten Herrscher spielen, hier konnte man die politische Zerrissenheit, die konfessionellen Gegensätze des Landes ausnützen, um ungehindert wirtschaftlich das Land auszubeuten. Denn Indien, das dem Mutterland seine wichtigsten Rohprodukte liefert, das den englischen Beamten ungeheure Goldsummen zu zahlen hat, ist auch das größte Absatzgebiet für die englischen Industriewaren, da der Eroberer es für gut fand, die gesamte indische Industrie in majorem gloriam des britannischen Handels zu unterbinden. Und nicht zuletzt, der Besitz Indiens sicherte England auch moralisch seinen ganzen Einfluß und seine Vormachtstellung in Asien.

Dieser wertvolle Besitz aber war bedroht. Rußland, Englands alter, großer Feind, der die Verluste des Krimkrieges auf anderem Gebiete auszumerzen suchte,

Digitized by Google

war in unablässigem Vordringen in Asien. Schon hatte es Chiwa genommen, schon war Chokand in seinem Besitz, schon machte es auch Anstrengungen, seinen Einfluß in Afghanistan zur Geltung zu bringen, in dem Lande, das die wichtigsten Straßen und Pässe nach Indien beherrschte. Indien aber, das sah Disraeli klar, war verloren, wenn es Rußland gelang, sein ungeheures Landheer durch Afghanistan dahin zu werfen. Afghanistan mußte also zuerst dem englischen Einfluß zugänglich gemacht werden. Ein Grund dazu war rasch gefunden. Während des Russisch-Türkischen Krieges, in dem es wegen der orientalischen Frage fast zu einem Krieg zwischen England und Rußland gekommen wäre, hatte der fähige und energische russische General Skobeleff einen Einfall in Indien geplant, um es womöglich den Engländern zu entreißen. Dabei hatte Schir Ali, der Emir von Afghanistan, offenkundig mit den Russen sympathisiert und eine russische Gesandtschaft in seiner Hauptstadt aufgenommen, während er eine englische Gesandtschaft an der Grenze seines Reiches hatte abweisen lassen. Die Folge war eine Kriegserklärung der britisch-indischen Regierung an den Emir und die Einnahme der beiden östlichen Hauptstädte Afghanistans, Kabul und Kandahar. Im Frieden von Gandamak (1879) hatte Jakub, der Sohn des inzwischen verstorbenen Schir Ali, jene wichtigen Gebirgspässe an England abgetreten (die „wissenschaftliche Grenze", wie Disraeli schön ausgedrückt es im Parlament bezeichnet hatte), gleichzeitig die Regelung seiner Beziehungen zu den auswärtigen Mächten der Aufsicht eines britischen Residenten unterstellen und dem englischen Handel bedeutende Erleichterungen gewähren müssen. Freilich folgten in Afghanistan bald wilde Volkserhebungen, während Jakub, und nach dessen Gefangennahme sein Neffe Abdurrhaman mit russischer Hilfe dem Lande die Unabhängigkeit wiederzubringen versuchten. Aber Disraeli hatte trotzdem ein wichtiges Land dem britischen Einfluß zugänglich gemacht und es gegenüber dem russischen behauptet.

Demselben Grund, um bei einem russischen Landangriff möglichst rasch die englischen und Kolonialtruppen nach Indien zu bringen, galt auch die Gewinnung der beiden wichtigsten Seewege nach Indien, des um das Kap der Guten Hoffnung und des Suezkanals. Das Kapland war zwar seit 1806 englisch, aber nie ein zuverlässiger Besitz, solange die benachbarten unabhängigen Buren eine enge Verbindung mit dessen holländischer Bevölkerung aufrechterhielten. Deshalb suchte Disraeli, um ganz Südafrika unter englische Oberhoheit zu bringen, alle südafrikanischen Gebiete zu einem großen Bund, wie es der »Dominion of Canada« war, zu vereinen. Als sein Vorschlag auf den heftigsten Widerstand der Buren und auch der Kapkolonie stieß, zwang er einfach den Oranjefreistaat zur Abtretung des wertvollen Distrikts Kimberley, der die Hauptstraße nach dem Innern Afrikas beherrschte. Um den Burenstaaten den Weg zum Meere zu versperren, wurde das Gebiet Kaffraria der Kapkolonie einverleibt. In Transvaal aber benutzte er die inneren Parteistreitigkeiten im Lande selbst, um die Republik, die von außen keine Hilfe bekam und dem mächtigen Gegner gegenüber wehrlos war, einfach zu annektieren.

Hatte Disraeli hier, um zum erwünschten Ziele zu gelangen, die rohe Gewalt des Starken gegen den Schwachen angewandt, so suchte er mit der Geschicklichkeit und dem Spürsinn des gewandten Kaufmanns Einfluß auf den Suezkanal zu gewinnen. Er benutzte die Geldverlegenheit des Khediven von Ägypten, Ismail

Digitized by Google

Pascha, der infolge einer großartigen Expansionspolitik und einer üppigen Hofwirtschaft vollständig verschuldet war, um ihm für die Summe von hundert Millionen Franken seinen Anteil an den wichtigen Suezkanalaktien abzukaufen. Damit machte er zugleich den großen Fehler der liberalen Regierung wieder gut. Der Suezkanal war von dem Franzosen Lesseps erbaut, und die Aktien waren bisher allein im Besitz französischer Kapitalisten gewesen, da England damals seine Beteiligung an einem ihm unmöglich erschienenen Plane versagt hatte. Gleichzeitig wußte Disraeli den Khediven zu bewegen, einen hohen englischen Finanzbeamten nach Ägypten kommen zu lassen, der das Budget des ägyptischen Reiches prüfen und Ismail bei der Regelung seiner zerfahrenen Geldverhältnisse beistehen sollte. Zum Gouverneur des ägyptischen Sudans aber wurde ein erprobter englischer Offizier, General Gordon, ernannt. Damit waren die Wege eingeleitet, die zur Herrschaft Englands über Ägypten führen sollten. Disraeli wurde zwar 1880 gestürzt, und sein Nachfolger Gladstone drängte noch einmal für kurze Zeit die imperialistische Vorwärtspolitik in den Hintergrund. Überall wurden die kriegerischen Bewegungen unterdrückt, selbst da, wo eine Fortsetzung der Beaconsfieldschen Politik im Interesse Englands geboten gewesen wäre. Afghanistan wurde von den britischen Truppen geräumt, in Südafrika wurde den Buren Transvaals, die sich kraftvoll erhoben und dem englischen Heere drei schwere Niederlagen beigebracht hatten, im Frieden von Prätoria volle Selbständigkeit zugestanden. Nur die Oberhoheit Viktorias und die Kontrolle Englands in den Beziehungen Transvaals zu den auswärtigen Mächten mußten sie anerkennen.

Aber die Disraelische Politik hatte doch schon zu tief Wurzel gefaßt, als daß sie mit einem Schlag ohne Gefahr für die englische Volkswirtschaft hätte aufgegeben werden können. Die Aussicht auf dauernden Einfluß in Ägypten, die Beaconsfield den Engländern vorgegaukelt, war zu verlockend, als daß Gladstone seinen Prinzipien gemäß auch hier die Bahn Disraelis verlassen konnte. Hier konnte er, bei allem ehrlichen Willen, auch nicht mehr zurück, wollte er nicht wichtige Interessen der englischen Finanzleute und die Sicherung des Suezkanales preisgeben.

Der Khedive hatte sich noch unter Disraeli zur Ordnung seiner Finanzen eine französische und eine englische Kontrolle gefallen lassen müssen, zudem, als nach Befriedigung seiner europäischen Gläubiger die Staatseinkünfte zur Deckung der Verwaltungskosten nicht ausreichten, zwei europäische Beamte in das Ministerium aufgenommen, wobei England mit großer Selbstverständlichkeit das wichtige Finanzministerium für sich in Anspruch genommen hatte. Den Khediven, der schon früher gezeigt hatte, daß er kein armseliger Schwächling sei, empörte diese ständige Kontrolle und die Einsprache der Westmächte, die ihn jeder Selbständigkeit beraubten. Als nun England mit der Forderung nahte, er solle die Ausgaben für das Heer beschränken, eine Forderung, die ohne weiteres seine bisherige Eroberungspolitik unmöglich machen mußte, lehnte er sich offen auf und versuchte eigenmächtig die Finanzkontrolle zu beseitigen. Aber er mußte bald merken, daß die Gentlemen von Albion sich nicht so ohne weiteres den fetten Bissen, der ihnen schon lange den Mund wässerig gemacht hatte, entgehen ließen. Sultan Abdul Hamid, der formell die Oberhoheit über Ägypten hatte, war ja den Westmächten vom Berliner Kongreß her verpflichtet. Umsonst aber, das brauchte er sich nicht einzubilden, brachte ein England seine „kostbare" Hilfe nicht. Zwar hatte Disraeli die Gelegenheit damals

Digitized by Google

benützt, um dem Sultan, der in verzweifelter Lage war, Cypern abzuschwindeln. Aber England verlangte Dankbarkeit auf Jahre. Also mußte Abdul Hamid den widerspenstigen Khediven absetzen und dessen Sohn, den gänzlich unerfahrenen, schwachen Tewfik Pascha zu seinem Nachfolger ernennen. Nun wurde die Bevormundung immer stärker, alle Zahlungen aus der Schuldentilgungskasse, die zur Befriedigung der europäischen Gläubiger eingerichtet worden war, und der jetzt sämtliche Einkünfte aus Eisenbahn, Post, Telegraphie usw. überwiesen wurden, durften nur mit Genehmigung des englischen und französischen Aufsichtsbeamten geleistet werden. Als dann auch noch eine internationale Liquidationskommission zur Überwachung der Abtragung der ägyptischen Schulden gegründet, als zudem noch das Heer vermindert und viele Offiziere entlassen wurden, erhob sich in Ägypten unter Führung eines energischen jungen Offiziers, Arabi Pascha, ein furchtbarer Aufstand, in dem sich der lang aufgespeicherte Groll gegen die Eindringlinge entludt, die das Land nur ausbeuteten und den Glauben bedrohten. Als weder diplomatische Drohungen der Westmächte noch die Absendung einer englisch-französischen Flotte die Aufständischen einschüchterten, ja, als auch der Sultan der Türkei mit Arabi Pascha im geheimen sympathisierte, und schließlich in Alexandria in einem blutigen Massakre zahlreiche Europäer und der britische Konsul ermordet wurden, benutzte man in London die gute Gelegenheit, um das Land zu okkupieren. Es ist wahr, Gladstones Absicht war es nicht, Ägypten in Besitz zu nehmen. Aber wie gesagt, er konnte hier nicht zurück. Die Beschießung Alexandriens wurde angeordnet. Die französische Flotte, die im Hafen lag, aber keinen Befehl zur Teilnahme erhalten hatte, segelte ab, damit den bisherigen französischen Einfluß auf Ägypten vollständig preisgebend. Lord Seymours Flotte und General Wolseleys Truppen warfen dann rasch den Aufstand nieder. Arabi wurde gefangen und verbannt, der Khedive kehrte unter englischem Schutz in seine Hauptstadt zurück und geriet immer mehr unter englischen Einfluß. England übernahm jetzt allein die Finanzkontrolle, nachdem es Frankreich glatt abgewiesen, besetzte mit englischen Offizieren die wichtigsten Stellen im Heer und ließ eine starke Okkupationstruppe im Land zurück. Damit war die tatsächliche Herrschaft Englands über Ägypten vollzogen.

Freilich gelang es damals dem ägyptisch-englischen Heer noch nicht, einen neuen Aufstand gegen die Fremdherrschaft im Süden zu unterdrücken, von einem schwärmerischen Einsiedler, einem „Mahdi" geführt, der sich als den neuen Messias, als den von Mohammed verheißenen Propheten ausgab. Mit dem ganzen heißen Fanatismus seiner Rasse versuchte er das Land von den Ungläubigen zu befreien und das englische Heer zurückzuwerfen, wobei Gordon in Chartum eingeschlossen wurde und mit der Besatzung den Tod fand. Aber einige Jahre später wurden unter Chamberlains energischer Leitung auch hier die Verhältnisse geregelt. Als Frankreich damals offenkundig nach dem Besitz des Sudan strebte, um sein Niggergebiet und seine Kongokolonie mit seinen kleinen Besitzungen am Roten Meer zu verbinden, wurde im Jahre 1896 Lord Kitchener eiligst nach dem Sudan gesandt, den er in zweijährigen harten Kämpfen eroberte. Ein Konflikt zwischen Frankreich und England, der damals deshalb fast zu einem Weltkrieg führte, wurde bald beigelegt. England übernahm auch hier die tatsächliche Regierung. Es richtete zwar ein englisch-ägyptisches Condominium ein und der Generalgouverneur sollte

Digitized by Google

auch vom Khediven mit englischem Einverständnis ernannt werden. Aber da er nur mit englischer Zustimmung wieder abgesetzt werden kann, ist die Mitregierung Ägyptens höchst formell, und England auch hier der eigentliche Herr.

Immer weitere Kreise zog die Expansionspolitik, besonders als in den 80er Jahren der Boden Südafrikas ungeahnte Schätze an Gold und Diamanten offenbarte. Zudem war hier die Eifersucht gegen Deutschland, das trotz allen englischen Widerspruches sich erlaubte, seinen Platz an der Sonne zu sichern, ein neuer Stachel zu weiteren Eroberungsgelüsten. Auf die Besetzung Deutsch-Südwestafrikas antwortete England im Jahre 1884, um eine unmittelbare Berührung zwischen Deutschen und Buren zu verhindern, mit der Einverleibung von Betschuanaland und der Okkupation der ganzen südafrikanischen Küste zwischen Natal und der portugiesischen Delagoabai. Immer kühnere Fahrten unternahm der große Spekulant Cecil Rhodes in das Innere Afrikas, immer unternehmender machte die von ihm gegründete britisch-südafrikanische Gesellschaft, der das Kabinett Salisbury später die Erlaubnis zur Ausübung von Hoheitsrechten und des Truppenkommandos verlieh, der Hunger nach Gold. Es wurde Cecil Rhodes großer Traum, durch Eisenbahn und Telegraph das Land vom Kap bis Kairo zu verbinden, um hier ein großes, zusammenhängendes Reich zu schaffen. Immer tiefer griffen diese Expansionsbestrebungen in das wirtschaftliche Leben der Nation ein, und der „Große alte Mann" am Ruder war nicht imstande, diese Entwicklung aufzuhalten. Selbst die Liberalen wandten sich den neuen Ideen zu und empfanden es bitter, daß Gladstones auswärtige Politik schwächlich und ungeschickt war, daß er den Sudan preisgegeben, Transvaal selbständig gemacht und vor Deutschland zurückgewichen war.

So trugen die Wahlen des Jahres 1885 Salisbury ans Ruder und mit ihm den zweiten, energischen Repräsentanten der imperialistischen Idee. Disraeli hatte Indien sichern, es zum Mittelpunkt eines weitausgedehnten Kolonialreiches machen wollen. Salisbury ging weiter. Nicht durch Ausdehnung allein, sondern durch einen festen politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß der großen, von europäischer Bevölkerung bewohnten Selbstverwaltungskolonien in Nordamerika, Australien und Südafrika sollte die Weltstellung des Imperiums gesichert werden. Schon früher waren gelegentlich solche Gedanken geäußert worden. Das Buch von Charles Dilke aus dem Jahre 1870 hatte schon das Wort vom „Größeren Britannien" geprägt. In der Mitte der 80er Jahre hatte Froudes „Oceana" und Seeleys „Ausbreitung Englands" einen engeren Zusammenschluß des Mutterlandes mit seinen Kolonien gewünscht. Auch die Ernennung Viktorias zur Kaiserin von Indien, die Disraeli durchgeführt, hatte symbolisch aller Welt die unlösliche Verbindung Englands mit Indien dartun sollen. Ebenso erstrebte die im Jahre 1884 gegründete »Imperial Federation League« eine engere politische Verknüpfung der einzelnen Teile des Mutterlandes miteinander. Salisbury nahm diese Forderungen in sein Programm auf. Im Jahre 1887 berief er die Vertreter der großen Selbstverwaltungskolonien nach London, um hier die Stellung der Kolonien zum Mutterland eingehend zu erörtern. Ein Einverständnis wurde zwar nicht erzielt, da die Vertreter der Kolonien, einem engen politischen Zusammenschluß prinzipiell abgeneigt, höchstens durch Gewährung wirtschaftlicher Vorteile dafür zu gewinnen gewesen wären, Vorteile, die das Mutterland wiederum im eigenen Interesse ablehnen mußte. Denn England war unbedingt freihändlerisch. Es hatte

Digitized by Google

seit Jahren im Freihandel seine Befriedigung gefunden; der Freihandel hatte England groß gemacht, ihm verdankte es seinen nationalen Reichtum. Die Kolonien dagegen waren Freunde des Schutzzollsystems. An diesem wichtigen Gegensatz scheiterte die Konferenz. Auch der Vorschlag, den Salisbury machte, die Kolonien sollten gemeinsam mit dem Mutterlande die Kosten der Flotte tragen, die man damals durch Einführung des sogenannten „Zwei Mächte-Standard" gewaltig vergrößerte, wurde aus diesem Grunde nicht angenommen. Die Kolonialvertreter, die sich weigerten, weitere Lasten auf ihr ohnehin belastetes Budget zu häufen, stellten nämlich dafür den Antrag, die Summe zur Landesverteidigung durch Errichtung eines Reichszollvereins zu schaffen, ein Antrag, den England bei seinem Grauen vor dem Schutzzoll natürlich ablehnte.

War das Ergebnis dieser ersten Kolonialkonferenz auch erfolglos, so hatte sie doch ihr Gutes gehabt. Man wurde sich über den prinzipiellen Gegensatz klar, der England von den Kolonien trennte, und man nahm die Frage, die nun einmal ins Rollen gebracht war, immer lebhafter auf. Es erfolgte die Gründung der „United Empire Trade League", während die „Imperial Federation League" auch die Erörterung der zollpolitischen Fragen in ihr Programm aufnahm. Ja Salisbury, der anfangs eine Schutzzollpolitik für unmöglich gehalten, schien sich ihr schließlich bedenklich zuzuneigen.

In ein neues Fahrwasser wurden all diese Fragen gelenkt, als mit Joseph Chamberlain, der 1895 den Posten eines Staatssekretärs für die Kolonien übernahm, ein tatkräftiger und bedeutender Geist die letzten Konsequenzen der imperialistischen Idee zu ziehen suchte. Hatte Disraeli die Ausdehnung, Salisbury den Zusammenschluß des Reiches erstrebt, so suchte Chamberlain mit einem zähen und unermüdlichen Eifer beides in seiner Politik zu vereinen. Sein großer Plan war, einen ständigen Reichsbundesrat zu errichten, die Kolonien zu regelmäßigen Beitragsleistungen für die Flotte heranzuziehen und einen Austausch der englischen und Kolonialtruppen eintreten zu lassen. Klar und deutlich erkannte er, daß die Reichseinheit allein die wirtschaftliche Weltstellung für die Dauer zu sichern vermöge. Noch, so erklärte er, seien die Kolonien klein, noch fühlten sich die einzelnen nicht als eine selbständige Nation, noch könne man sie leicht dem Reiche unterordnen, müsse man ihnen dafür auch ihre wirtschaftlichen Bedingungen erfüllen. Ja, der Zusammenschluß erschien ihm so wertvoll, daß er um diesen Preis selbst die seit Jahren verlangten und seit Jahren nicht erfüllten zollpolitischen Vorteile gewähren wollte. Vor allem aber leiteten ihn dabei, wie Brandenburg sagt, sozialpolitische Erwägungen, die ja überhaupt die Grundlage seiner Politik bildeten. „Von Anfang an betonte er, daß es sich bei Ausdehnung des britischen Kolonialreiches nicht nur um die Interessen einer kleinen Minderheit, sondern vor allen Dingen um die der Volksmassen und die der Arbeiterschaft handle, denn ohne sichere Absatzmärkte könne die Industrie nicht leben und der Arbeiter keine Arbeit finden; sicher seien aber für England nur diejenigen Märkte, die unter seiner politischen Herrschaft ständen. Und ebenso könne das englische Volk ohne Einfuhr von Getreide und Fleisch nicht existieren, während die einzigen Gebiete, die niemals in Versuchung kommen könnten, diese Lieferungen einzustellen, wiederum die Kolonien seien."

Es war keine leichte Aufgabe, mit dem langjährigen System des Freihandels, das so viele Freunde hatte, brechen zu wollen, und Chamberlain ging deshalb nur

Digitized by Google

langsam und vorsichtig vor. Zwischen Kolonien und Mutterland, so stellte er sein Programm auf, sollte der unbedingte Freihandel bestehen bleiben, dagegen sollten die Kolonien auf Waren aus fremden Ländern beliebige Zölle erheben dürfen, während England selber sich verpflichten müsse, Wolle, Getreide, Zucker und Fleisch, soweit sie nicht aus den Kolonien kämen, mit einem mäßigen Zoll zu belegen. Weiter verlangte er bei der großen Konferenz aller Kolonialminister in London im Jahre 1897, daß Australien und Südafrika sich nach dem Muster Kanadas zu großen Bundesstaaten vereinigen sollten, die dem Mutterland gewisse Zollerleichterungen gewährten. Er tat noch einen Schritt weiter. Um die nicht koloniale Einfuhr zu erschweren, wie es die Kolonien wünschten, kündigte er Deutschland und Belgien die bisherigen Handelsverträge, weil sie die Meistbegünstigungsklausel enthielten und England verhinderten, die Kolonien zollpolitisch besser zu behandeln als diese Länder. Dies alles waren ja nur tastende Versuche ohne Erfolge, und Chamberlains Wunsch, einen Reichsbundesrat zu errichten, scheiterte vollständig; aber der Weg, der in Zukunft beschritten werden mußte, um die Kolonien fester an das Mutterland zu fesseln, war damit klar vorgezeichnet.

Rücksichtsloser ging er in der auswärtigen Politik vor. Wie er den ägyptischen Sudan unter Englands Gewalt brachte, ist schon früher dargelegt worden. Wie man schließlich, um ganz Südafrika zu gewinnen, den Buren Transvaals die heißerkämpfte Freiheit raubte und ihr Land annektierte, ist zu bekannt, um hier erörtert zu werden.

Aber gerade der Burenkrieg war es, der Chamberlain hoffen ließ, doch noch seine Träume von einem einheitlichen Weltreich erfüllt zu sehen. Im Gefühl der gemeinsamen Abstammung, in einem plötzlich erwachten nationalen Stolz, hatten die Kolonien von nah und fern während des Krieges dem Mutterland Hilfe gesandt, damit die politische Zusammengehörigkeit deutlich dokumentierend. Als dazu noch im Jahre 1900 die Handelskammern des britischen Reiches auf einem Kongreß in London den Wunsch äußerten, man solle die Handelsbeziehungen innerhalb des Reiches eifriger pflegen und aus Vertretern aller Kolonien einen ständigen Reichsrat errichten, wurden die Imperialisten aufs neue ermutigt. So entschloß sich Chamberlain, um die Frage zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, den Vertretern der Kolonien bei einer Konferenz in London (1902) wichtige wirtschaftliche Zugeständnisse zu machen, indem er sich zur Einführung eines Getreidezolles für das Ausland bereit erklärte. Hatte er auf diese Weise die Kolonien gewonnen, so stieß er aber auf den heftigsten Widerstand der englischen Bevölkerung selbst. Der Glaube an die unbesiegbare Macht des Freihandels war in der Nation zu tief eingewurzelt, als daß man großer Ideen wegen auch nur einen Schritt von ihm abgewichen wäre. Einer Idee wegen auch nur einen Pfennig zu opfern, erschien einem englischen Volke absurd. So legte Chamberlain sein Amt nieder, enttäuscht, aber nicht entmutigt, um bis zuletzt mit seiner großen Arbeitskraft unermüdlich und konsequent an seinem Lebenswerke zu arbeiten.

Der letzte große Imperialist verschwand mit ihm von der englischen Bühne. Zwar wurden seine Pläne der Ausdehnung Englands noch weiter energisch fortgesetzt. Die Schwächung Rußlands im Russisch-Japanischen Krieg, die Englands Stellung machtvoll steigerte, wurde dazu benützt, sich des leitenden Einflusses in Tibet zu bemächtigen, die Moskowiter in Persien zurückzudrängen und sich die end-

Digitized by Google

gültige Oberherrschaft in Afghanistan zu verschaffen. Aber Chamberlains Traum vom großen Einheitsstaat Britannien haben seine Nachfolger nicht mehr geträumt.

Wir von heute werden es nun erleben, ob auch ohne wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß die Macht des imperialistischen Gedankens allein stark genug ist, das stolze Reich zu erhalten. Wir von heute werden es sehen, ob es das Gefühl der Zusammengehörigkeit war, oder nur der Glaube an die Unbesiegbarkeit Britanniens, der die Völker der Welt einst an England schmiedete. Wir von heute werden es erleben, ob das Imperium, ob der Weltstaat, der jetzt zum erstenmal seine Lebensfähigkeit beweisen soll, diese Prüfungsstunde übersteht.

Wir ahnen, daß er sie nicht bestehen wird. Wir ahnen, daß in Ägypten und Indien eine blutig niedergedrückte Bevölkerung fanatisch sich erheben wird, den Mord an ihrer Seele zu rächen. Wir ahnen, daß Australien, wo man seit Jahren mit wachsender Angst das Vordringen Japans verfolgte, und wo man mit größtem Unbehagen den engen Bund des Mutterlandes mit den Gelben betrachtete, die Konsequenzen aus der britischen Politik zu ziehen wissen wird. Wir wissen, daß in Südafrika, das seit 1910 zu einem Bundesstaat vereinigt wurde, eine starke Partei die volle Selbständigkeit des Landes erstrebt; wir wissen, daß in Kanada, das wirtschaftlich immer stärker von den Vereinigten Staaten beeinflußt wird, ein großer Teil der amerikanischen Ansiedler den politischen Zusammenschluß mit der Union wünscht, ein anderer Teil aber völlige Unabhängigkeit verlangt.

Und wenn uns hier auch die Vermutungen täuschen, eines ist sicher: ein Imperium kann nur bestehen, wenn es von einem einzigen, einheitlichen, kraftvollen Willen geleitet wird. Ein Imperium kann nur bestehen, wenn es vor allem militärisch gesichert ist. Das aber haben die englischen Imperialisten nicht beachtet, als sie ein Reich schaffen wollten, größer als es die Welt in den Tagen des Augustus gesehen, daß zu einer politischen und wirtschaftlichen, auch eine militärische Grundlage gehört. Und nicht zuletzt: ein Imperium braucht zufriedene, mit gleichmäßigen Rechten ausgestattete Untertanen. Hier darf es nicht neben freien, selbständigen Gemeinden rechtlose Unterworfene geben, die unter der Strenge hochmütiger Eroberer seufzend in heimlicher Maulwurfsarbeit das Fundament des Reichsgebäudes unterwühlen.

Rom fiel einst, als seine eigene Wehrkraft erlahmte, als an Stelle der festgegliederten und geordneten heimischen Legionen wilde Barbarenscharen ohne Interesse am Wozu und Warum ausgesandt wurden, das Reich zu verteidigen.

Rom fiel, als seine Provinzen, die ausgesogen waren von einer skrupellosen, gewinnsüchtigen Kaufmannsclique, die Feinde des Imperiums als Erretter begrüßten, um lieber unter den Goten in Armut zu leben, als die römische Steuerlast länger zu ertragen.

Rom fiel, als seine Bevölkerung zu den Barbaren überging, „bei den Barbaren römische Humanität suchend, da sie die barbarische Inhumanität der Römer nicht länger ertragen konnten".

Digitized by Google

Heimatchronik.

Wir haben von der Redaktion der „Hilfe" die Erlaubnis erbeten und erhalten, die „Heimatchronik" von Gertrud Bäumer abzudrucken. Vielen unserer Leserinnen wird es sehr lieb sein, sich durch diese Lektüre auch später noch an die Folge der Ereignisse und Stimmungen zu erinnern, die uns in diesen großen Tagen bewegt haben.

Dienstag, 22. September.

Kriegszeit ist Triumphzeit aller staatssozialistischen Einrichtungen. Wenn wir noch viel mehr davon hätten, wären wir jetzt wirtschaftlich noch „mobiler". Die Landesversicherungsanstalten treten als mächtige Faktoren der Kriegswohlfahrtspflege auf. Die Landesversicherungsanstalt Berlin hat 5 Millionen für notleidende Versicherte bereitgestellt, die im Anschluß an die städtische Arbeitslosenunterstützung ausgegeben werden.

In der allgemeinen Stimmung spürt man die Gehobenheit über die wirtschaftliche Volksleistung der Kriegsanleihe. Man sieht es sozusagen jedem an, daß er „dem Kaiser Geld geborgt hat" (so stellt sich das Dienstmädchen, das seine Ersparnisse in Kriegsanleihe angelegt hat, die Sache vor).

Dieser wirtschaftliche Sieg ist auch wieder wie ein Band der Gemeinschaft. Menschen, die einander fremd sind, sprechen in der Tram davon — gerade wie die militärischen Ereignisse einen allgemeinen Kommunismus im Wissens- und Nachrichtendienst herstellen.

Gibt es überhaupt Pessimisten des Kriegs? Ich habe noch keinen einzigen getroffen, trotzdem jeder bemüht ist, die wirtschaftlichen und militärischen Schwierigkeiten ernstlich zu würdigen.

Eine einheitliche Organisation der militärischen Ausbildung schulentlassener Jungen ist für Berlin durch die Schuldeputation in die Wege geleitet.

Die kleinen Schuljungen werden unterdessen immer feuriger. Den Kurfürstendamm hinunter spielen sie Torpedo und Panzerkreuzer um die fahrenden Trams herum auf eine Art, die an Lebensgefährlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Mittwoch, 23. September.

Man spricht von nichts als von der U 9. Die technisch nüchterne Nummer klingt so voll wie ein Heldenname von Mund zu Mund. Sicher sind in Deutschland schon hundert Gedichte auf sie gemacht.

In dem Maße, als das abendliche Straßenleben stiller wird, nehmen Konzerte und alle Arten von künstlerischen Veranstaltungen zu. „Zum Besten von" — — — in endloser Folge. Sie sind Ausdruck des Bedürfnisses nach irgendeiner wohltuenden Lösung der Spannung des Wartens und Hoffens. Es hat niemals so viel gute Musik auf einmal gegeben, so ernsthafte Programme.

Trotzdem bohrt der Gegensatz des Lebens draußen in Entbehrung, Schmutz, Erschöpfung und Todesgefahr zu diesem glatten, in aller Arbeit leichten Großstadtleben. Wenn unseren Soldaten im nassen Schützengraben das Bild einer Berliner Litfaßsäule auftauchte!!

Die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft verlangen Höchstpreise für Getreide, Mehl und Hülsenfrüchte. Es heißt in ihrem Bericht, es sei nicht zu verkennen, „daß die Lösung dieser Aufgabe ungewöhnlich schwierig und nur durch Hintansetzung spezieller Interessen zu ermöglichen ist". Die Preisbewegung war folgende:

Digitized by Google

	Weizen	Roggen
	ℳ	ℳ
Mitte Juli	205	170
Ende Juli	223	188
1. August	252	220
11. August	213	182
31. August	228	198
15. September . . .	239	210
24. September . . .	250	229

Beweis für die Dringlichkeit der Forderung!

Durch die Zeitungen geht seit einer Woche eine Debatte über die Frage, ob deutsche Gelehrte die Auszeichnungen englischer Universitäten und wissenschaftlicher Institute ablegen sollten. Professor Wilhelm Förster hat als erster sich gegen eine solche Manifestation erklärt — erstens weil der Krieg mit dem Kulturaustausch der Nationen nichts zu tun habe, und zweitens weil gerade englische Gelehrte sich gegen die englische Kriegspolitik gewendet haben. Den ersten Gesichtspunkt unterstützen Waldeyer, Orth und andere. — — Sollte man diese ganze Frage nicht lieber überhaupt in Ruhe gelassen haben? Inter arma silent musae — — sehr wichtig ist die Sache an sich doch im Augenblick nicht. Ihre Erörterung aber ein Quell von Ungeschicklichkeiten nach innen und außen.

Donnerstag, 24. September.

An den Beratungsstellen des Nationalen Frauendienstes ist immer noch ein Ansteigen der Besuchsziffern festzustellen. In der letzten Woche auf insgesamt 29 000 Besuche. Das ist aber jetzt wesentlich die Mietsfrage. Wenn sie nicht wäre, würde der Besuch schon sinken. Die Frauen der Kriegsteilnehmer sind versorgt (teils ausreichend, teils notdürftig); durch die Arbeitslosenunterstützung ist einem anderen Teil notdürftig geholfen. Aber die Mietsfrage ist tatsächlich ungelöst und ängstigt die Frauen mehr als alles.

Die Wehrmannsfrauen bringen Ansichtspostkarten von ihren Männern aus Rußland; das bißchen Renommage daran — als wenn es sich um einen Kegelklubausflug handelte — hat etwas sehr Beruhigendes für sie.

Es taucht die Frage auf nach der künftigen Witwenversorgung — überhaupt nach der volkswirtschaftlich richtigen Verwertung der Frauen, die künftig verdienen müssen. Ihre Zahl wird absolut und relativ enorm steigen. Man sollte beizeiten — jetzt schon! — dafür sorgen, daß sie nicht schließlich ein ganz schwerer Ballast für die deutsche Wirtschaft werden.

Abends in einem eleganten Restaurant am Kurfürstendamm. Ein Quartett spielt wie in Friedenszeiten, nur besser, weil jetzt bessere Musiker zu solchem Erwerb greifen müssen. Dahinein klingen die abendlichen Betglocken der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. In den zierlich geschmückten Rauch bringt eine arme Frau die Abendzeitungen mit eindringlich düsteren Schilderungen westlicher Schlachtfelder: wie ein Angriff der eleganten heiteren englischen Lanciers in deutsches Maschinengewehrfeuer gerät, wie auf den Schlachtfeldern die Leichen der Franzosen mit den Gesten und in den Stellungen des wenig gefügten leidenschaftlichen Vorwärtsstürmens, die der Deutschen sozusagen noch immer in Reih und Glied, den vorschriftsmäßig gepackten Tornister mit dem vorschriftsmäßigen Inhalt auf dem Rücken daliegen. — — — Es ist fast unbegreiflich, daß dieses beides, unser Alltagsleben und diese dunklen schicksalbedeckten Felder zugleich Wirklichkeit sind.

Deutsche Berufspflegerinnen haben sich in Österreich angeboten und sind dankbar angenommen — nachdem in Deutschland das Rote Kreuz die in kurzen Kursen ausgebildeten Helferinnen den außerhalb seines Verbandes stehenden staatlich anerkannten Pflegerinnen vorzieht!! Anmerkung zu dem großen Kapitel „Das Rote Kreuz".

Digitized by Google

Freitag, 25. September.

Am Abend war eine Versammlung der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit im Bürgersaal des Rathauses. Die übliche erste Mitgliederversammlung des Winters. Unwillkürlich dachte man an jenen schwülen Sommerabend des 3. August, als wir in unsäglich gedrängtem Saal den „Nationalen Frauendienst" begründeten. Welche Wochen liegen dazwischen! Heut hat jeder eigentlich schon seinen Platz. Auch der außergewöhnliche Zustand, die außergewöhnliche Arbeit hat etwas von der Ruhe der Gewohnheit bekommen. Die Stimmung ist nicht mehr so groß und flammend, aber fester und zuverlässiger.

Von dieser Zeit und ihrem Inhalt zu reden, ist fast unmöglich. Immer geht das Gefühl neben einem her, daß das, was man sagen kann, kläglich zurückbleibt hinter der Riesensumme von Taten, Opfern, Schmerzen und Erhebungen in dieser Zeit.

Vorher eine Fahrt durch den Tiergarten. Der Duft des welken Laubes in der klaren kühlen Herbstdunkelheit. Über die Tiergartenstraße zieht singend ein Trupp Soldaten. Blutjunge Burschen, manche noch so schmal in der Uniform, mit Kindergesichtern. Aber sie haben Astern in allen Knopflöchern und sind stolz und lustig.

Auf dem Platz vor dem Königlichen Schloß stehen feindliche Geschütze. Die kleinen Mädchen knien sich davor auf die Straße und pusten neugierig in die Rohre, ob es noch nach Pulver riecht.

Die Fürsorge für Ostpreußen wird Maßnahmen des Landtags notwendig machen. Nach einer Inspektionsreise von Ministern und Unterstaatssekretären soll eine Kreditvorlage von 100 Millionen eingebracht werden. An eine Rückkehr der Flüchtlinge ist vorläufig nicht zu denken, da eine Verpflegung starker Zivilmassen unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich ist. Nach Gumbinnen sollen die Männer, noch nicht Frauen und Kinder, zurückkehren.

Alle diese Tatsachen schließen ein: sorgsamere Fürsorge für die Flüchtlinge hier in Berlin. Denn nun ist zunächst Dauerzustand, was man erst nur für vorübergehende Not hielt. — —

Sonnabend, 26. September.

Ich bekam einen Brief von einer deutschen Schriftstellerin, die versprochen hatte, mir Adressen aus dem neutralen Ausland zu sammeln. „Zwei Tage Verspätung. Mein Sohn ist gefallen." Aber die Arbeit — eine große, mühsame und Geduld erfordende Arbeit — ist exakt gemacht. Das ist so bezeichnend für die Haltung aller arbeitenden Frauen.

Im übrigen sammelt man Stoff für künftige Pläne der Frauenerziehung!

Eine Wohlfahrtsdame zeigt einem begeistert einen Stapel Liebesgaben. Immer ein Paar Socken und ein Paar Pulswärmer mit einem himmelblauen Bändchen zusammengebunden. „Und denken Sie nur, eine Tafel Schokolade steckt in jedem, ist das nicht reizend?" — „Glauben Sie, gnädige Frau, daß eine einzige Tafel Schokolade unverkrümelt ankommen kann?" — — Sinnig, aber vernunftlos — — und leider typisch!

In den Handelszeitungen wird — mit Recht! — vor dem unangebrachten und laienhaften wirtschaftlichen Patriotismus gewarnt. „Ein Land mit so großem Exportbedürfnis wie Deutschland sollte sich auch in der begreiflichen Erregung eines ihm aufgedrungenen Krieges hüten, alle Brücken nach dem Ausland abzubrechen. Gerade weil wir uns durch die ausländischen, auf Ausschaltung des deutschen Außenhandels gerichteten Drohungen nicht schrecken lassen, gerade weil wir der Ansicht sind, daß viele deutsche Erzeugnisse auch vom feindlichen Auslande auf die Dauer nicht entbehrt werden können, sollen wir darauf bedacht sein, die nach Beendigung des Krieges unumgänglich notwendige Wiederaufnahme der internationalen Handelsbeziehungen nicht durch unnötige Schärfen zu erschweren." Sehr zu beherzigen, auch noch für andere Gebiete. Es gibt Leute, die stellen sich Deutschland nach dem Kriege vor wie ins 18. Jahrhundert zurückgekrochen. Mit Eigenwirtschaft, Eigenkunst, Eigenwissenschaft, Eigentracht usw. Man erörtert ernsthaft die Frage, ob die Theater jetzt Shakespeare spielen sollen!

Digitized by Google

Sonntag, 27. September.

Wieder beginnen die Truppenzüge unter der Brücke unseres Vororts entlang zu fahren. Wieder Jubel oben und unten aus den Zügen, die von Herbstblumen flammen.

Mir fällt ein Gegenbeispiel ein: bei einem toten französischen Offizier fand man ein goldenes Kettenarmband, darauf war eingeschnitten: „Je sais que tu reviendras". Solche Worte würde trotz der Kampfesfreudigkeit deutscher Männer und der opferfrohen Abschiedsstimmung der Frauen die deutsche Frau dem Geliebten kaum mitgeben. Bei ihr würde der zärtliche Wunsch, seine Zuversicht zu stärken, wohl kaum die Scheu vor der Herausforderung des Schicksals besiegen, die in jenen tröstenden Worten liegt.

Montag, 28. September.

Heute war im großen Saal der Philharmonie eine Kundgebung der deutschen Erwerbsstände, einberufen vom deutschen Handelstag, dem Kriegsausschuß der deutschen Industrie, dem deutschen Handwerks- und Gewerbekammertag und dem deutschen Landwirtschaftsrat. „Zu jedem weiteren Opfer bereit, sind alle Teile des deutschen Wirtschaftslebens, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Handwerk, einmütig entschlossen, bis zu einem Ergebnis durchzuhalten, das den ungeheuren Opfern dieses Krieges entspricht und dessen Wiederkehr ausschließt." In diesem Kernsatz der gemeinsam gefaßten Erklärung liegt der Sinn der Versammlung ausgesprochen. Eine Demonstration — gewiß. Aber dieser mit Tausenden von Männern gefüllte Saal, die knappen Erklärungen der Vertreter unserer deutschen Wirtschaftsmächte brachten sinnfällig eine bezwingende Tatsache zum Ausdruck: die einheitliche, disziplinierte Organisation der deutschen Volkswirtschaft, eine geordnete, festgefügte Schlachtreihe im Innern.

Dienstag, 29. September.

Ein sicheres Zeichen, daß die deutsche Volkswirtschaft ihre Glieder dehnt und mehr und mehr zu regen beginnt, ist das Anwachsen des Anzeigenteils in den Zeitungen.

Auffallend sind die niedrigen Preise in der Damenkonfektion. Die Wintermäntel sind billig. Weil die deutsche Konfektion Riesenmengen ausführte und nun nicht los wird.

Die Warenhäuser haben die alte Verkaufszeit wieder eingeführt. Wenn man nachmittags hineingeht, kann man sich wie in Friedenszeit versetzt fühlen. In geteilter Stimmung übrigens; der Verstand sagt: wie gut für unser Gewerbe, daß bei den Frauen die Sehnsucht nach dem neuen Hut oder der neuen Bluse schließlich doch durch den Ernst der Zeit bricht. Und das Gefühl ist doch angewidert durch die breite Wichtigkeit, mit der bei manchen selbst heute die Einkäufe für die eigene Person vor sich gehen.

Im übrigen steht Berlin unter dem Zeichen der Wollsachen. In diesen Tagen gehen große Liebesgabenzüge nach Osten und Westen ab. Die Wollpreise steigen von Tag zu Tag — wie es nicht anders sein kann, wenn neben die Bekleidungsämter als Großkäufer das Rote Kreuz und zahllose andere Vereine treten. Die einen wollen möglichst rasch und viel Strümpfe für die Soldaten aufhäufen, die andern denken an die arbeitslosen Frauen, für die sie gar nicht genug Strickarbeit bekommen können, beide Gruppen sind schließlich gezwungen, „um jeden Preis" im wörtlichsten Sinne zu kaufen, um sich nur die Wolle abzujagen. Aus diesem Organisationsmangel stiegen die Wollpreise, die bezahlt wurden, in den letzten Wochen von 5,40 auf 8,20 ℳ für das Kilo. Es wird unbedingt etwas geschehen müssen, um da Einhalt zu tun! Wir sind doch erst am Anfang des Winters!

Mittwoch, 30. September.

So oft hat man das Gefühl, als habe man als einzelner Mensch für den ganzen Inhalt dieser Zeit nicht Raum genug in seiner Seele. Persönliche Schicksale schlagen um einen herum ein, die man mitfühlt, die Geschehnisse draußen und die daraus erwachsenden Riesenfragen arbeiten im Gehirn, und die täglichen praktischen Anforderungen halten alle Nerven gespannt. Man schreibt in Eile ein Wort der Teilnahme an einen lieben Menschen,

Digitized by Google

von dem die große Todesernte ein schwerstes Opfer forderte, und fühlt dabei, wie man diesem Schmerz und dem eigenen Anteil daran etwas schuldig bleibt. Und ebenso steht man oft innerlich vor den Entscheidungen, Opfern, Leistungen im großen mit dem Bewußtsein, ihr geschichtliches Maß nicht fassen zu können! — Und wird weiter getrieben durch die Forderungen des Augenblicks.

Harnack hielt die letzte in einer Reihe von „Deutschen Reden in ernster Zeit". Eindringlich durch die Kraft des historischen Denkens, das in wissenschaftlicher Einfühlung internationale Räume ermißt und doch die Entschlossenheit für den gebotenen geschichtlichen Weg des eigenen Volkes nicht lähmt. Eine kraftvolle Antwort Harnacks auf ein Schreiben englischer Anhänger seiner Theologie atmet dieselbe entschiedene Stimmung.

Eine größere Hilfsaktion wird für das Elsaß eingeleitet. Darauf hat jeder schon gewartet. Hat auch die Zerstörung nicht den Umfang wie in Ostpreußen, so darf doch mit der Wiederherstellung hier ebensowenig gewartet werden.

Sehr interessante Mitteilungen über die Leistungen der ostpreußischen Schulze-Delitzschen Kreditgenossenschaften für die russischen Kriegskontributionen. Sie waren geradezu der finanzielle Stützpunkt der städtischen und staatlichen Verwaltungen.

Donnerstag, 1. Oktober.

Der „Vorwärts" war wegen des Inhalts seiner Sonntagsnummer „bis auf weiteres" verboten. Heute ist Wiedererscheinen gestattet unter der Bedingung, daß das Klassenkampfthema vermieden wird. Es fiel nämlich — sehr unpassenderweise — in diese Tage der fünfzigste Jahresgedenktag der Internationale, und in dem Verlegenheits-Jubiläumsaufsatz ging es nicht ohne die Aufrollung der marxistischen Parole: „die vollständige und endgültige Befreiung dieser Masse vom Joch des Kapitals im Kampf mit der Bourgeoisie und ihrer Staatsgewalt."

In Frankreich gründet man eine Ligue antigermanique für deutschen Handelsboykott. Auch so ein Stimmungserzeugnis — unbesonnen, anachronistisch und kleinbürgerlich.

Zwei stolze Zeitdokomente: der Bericht des Präsidenten Havenstein in der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank und der Bericht von Helfferich (im Bank-Archiv) über die Kriegsanleihe. Sie lesen sich wie ein wirtschaftliches Epos! Wie erst infolge der Geldpanik das Wechselkonto der Reichsbank vom 23. Juli bis zum 15. August um 2¼ Milliarde stieg: Tausende von ängstlichen Privatkassen schluckten das Gold ein. Wie es dann wieder zum Vorschein kommt und zurückfließt, seit dem 7. August etwa 200 Millionen, so daß die Bardeckung der Noten jetzt auf 46,4 Prozent steht. Wie eine Truppe von jetzt 217 Darlehnskassen gemeinsam mit den Kriegskreditbanken den Kampf gegen die Kreditnot aufnimmt und den Feind schwächer findet, als erwartet war. Und dann als Höhepunkt die Reichsanleihe. 900 000 Einzelzeichner von kleinen Beträgen bis zu 2000 ℳ. 900 Millionen sind Zeichnungen von Sparkasseneinlegern. Schopenhauer sagt: Geld ist das absolut Gute. In diesem Fall ist es der absolute, unbezweifelbare Kraftausdruck unserer Volkswirtschaft.

Freitag, 2. Oktober.

Die drohenden Wohnungsschwierigkeiten gehen diesmal noch gnädig ab. Wenigstens für die Mieter. Und doch sind Exmissionen vorgekommen. Und die Hausbesitzerschmerzen deckt das Schweigen der Zeitungen. Die Stadt Berlin entschließt sich nun aber doch zu Mietzuschüssen in solchen Fällen, wo vor einzurichtenden Einigungsämtern sich auf beiden Seiten die Bereitwilligkeit zeigt, nach besten Kräften sich zu verständigen.

Die Arbeitslosenunterstützung ist in Kraft. Dazu zahlt die Landesversicherung einen Zuschuß für Familienväter je nach Kinderzahl. Aber diese Summen fließen noch nicht. Bis dahin größerer Ansturm bei unseren Hilfskommissionen.

Immer die Frage: Wir bekommen 5 Mark wöchentlich Arbeitslosenunterstützung. Das ist alles, was wir haben. Was sollen wir davon bezahlen: Miete oder Essen? Sagt

Digitized by Google

man, Miete, so muß natürlich mit Lebensmitteln geholfen werden. Sagt man, Essen, so bekommt man die Hauswirte über den Hals.

Wir hatten gestern abend eine lange Sitzung der Leiterinnen unserer Hilfskommissionen; da kamen die Erfahrungen über diese Schwierigkeiten zusammen. Der einzige Ausweg ist die Mietunterstützung.

Auch ein tüchtiges Stück sozialer Mobilmachung: Die freien Gewerkschaften zahlen nach einem Bericht des soeben erschienenen Korrespondenzblattes 1 648 120, also fast $1^3/_4$ Millionen Mark Arbeitslosenunterstützung wöchentlich.

Sonnabend, 3. Oktober.

Man bekommt Einsicht in eine Menge Feldpostbriefe, die unsere Soldaten nach Hause schreiben und ihre Frauen bringen. Immer wieder staunt man über die Ruhe und Zuversicht, mit der die Männer in der Todesgefahr stehen. Ein Berliner Arbeiter der Ostarmee hat die sechste Schlacht mitgemacht: „meine zwei letzten Kriegskameraden sind tot, nun bin ich noch ganz alleine von die sechs Mann". Aber er rechnet anders, als man denken sollte: „ich habe schon jetzt viel durchgemacht in die sieben Wochen und bin jedesmal so glücklich durchgekommen, so möchte ich auch wieder gerne gesund nach Deutschland kommen, sterben will ich nicht hier in Rußland. Ich war ganz erstaunt, wie ich das gelesen habe, wo du schon die Hoffnung aufgegeben hast. Denke das nich, ich denke immer noch die Heimat wieder zu sehen, bin bis jetzt immer noch so durchgekommen wo die Kugeln und die Granaten geflogen sind." — Und der Mann ist viel mehr Hausvater als Soldat, fragt mehr, als daß er erzählt, und sorgt noch aus der Ferne: „Ich schicke dir 7 bis 8 Mark, ich habe 14 Mark, und die wollen wir uns beide ehrlich teilen, ich möchte dir alles schicken, aber hier ist es mächtig kalt, und ich muß mir eine wollene Unterjacke kaufen."

Sonntag, 4. Oktober.

Der Zwiespalt zwischen persönlichem Betätigungsdrang und sozialer Vernunft ist wirklich für die Frauen sehr schwer. Erst griffen sie alle zur Strick- oder Näharbeit, und es waren zum Teil gerade die Tüchtigen, die auf ihre weibliche Weise etwas tun wollten (jedenfalls tüchtiger, als die zu uns ins Bureau kamen und sich anboten, „hauptsächlich den Verkehr mit den Behörden" übernehmeu aber keinesfalls irgendeine „mechanische" Arbeit leisten zu wollen). Es kam auch das begreifliche persönliche Gefühl dazu: sie wollten etwas für die Truppen tun, die für das Vaterland kämpften und litten. Die sollten es gut haben und die Sorge und Liebe zu Hause spüren. Dann kam die sozialpolitische Vernunft und sagte: „Halt! Ihr sollt nicht den gewerblichen Arbeiterinnen die Arbeit wegnehmen. (Ein Glück für die Frauen, daß dies Verbot wenigstens für die Wollsachen nicht gilt, weil augenblicklich alle deutschen Strickmaschinen und alle Heimarbeiterinnen zusammen nicht genug fertig bekommen). Aber es ist richtig: was soll die Hausfrau tun, die nur stundenweis freie Zeit hat, wenn ihr die Liebesgaben genommen werden? Und ist es nicht ganz begreiflich, daß sie ihr Recht auf die Hilfe verteidigt, die sie leisten kann? Man versteht das so gut.

Montag, 5. Oktober.

Die Zuckerausfuhr nach neutralen Ländern ist wieder gestattet.

Die Gebildeten sollten sich jetzt bewußt auflehnen gegen die Vergröberung der Kriegsstimmung: Kriegsbilderbogen, Kriegspostkarten, Lustspiele. Es gibt so wundervolle künstlerische Zeugnisse der guten, kräftigen und heiligen Gesinnung, z. B. die künstlerischen Bilderbogen von Cassierer, die Sammlung von Kriegsgedichten, die Julius Bab zusammengestellt hat. Es wäre traurig, wenn das Rohe und — beinahe noch gefährlicher — das Platte auch jetzt das Gute totschlagen und verdrängen würde.

An einer Straßenecke rief jemand aus: Nnnnikolaus der Zweite!!! das grrrößte Schischscheusal der Weltgeschichte!!! Aber die Leute waren gar nicht empfänglich dafür.

Digitized by Google

Man hat überall noch ein Bedürfnis, die gute ernste Stimmung festzuhalten, und wehrt sich gegen schlimme Versuche, sie zu verflachen und roh werden zu lassen.

Dienstag, 6. Oktober.

Man wacht mit dem Gedanken „Antwerpen" auf und fühlt ihn den ganzen Tag. Wie wird es gehen? Wie viele Opfer wird es kosten? Wie lange wird es noch dauern? Wir zu Hause „wissen, daß wir nichts wissen", daß keine Berichte die Gewalt der Wirklichkeit ersetzen und daß unser Miterleben nur schattenhaft und von fern ist. Gerade dies Bewußtsein aber erhöht die Spannung und steigert das Mitgefühl des Wartens und Sorgens.

Alle deutschen Frauen stricken, wo es auch sei: in der Tram (wenn der einzelne Mensch Platz genug dafür hat) und in Vorträgen.

Die Hausfrauentugenden, mit Vernunft angewandt, kommen überhaupt zu Ehren. In der Obstverwertung ist von den Frauen im ganzen Deutschen Reich mit sehr viel Verständnis gearbeitet; auch organisatorisch und im großen. Ein Beispiel aus Wiesbaden: in 45 Arbeitstagen wurden etwa 28 000 Pfund Obstkonserven, 3600 Flaschen Apfelsaft, 5400 Portionen getrocknetes Obst und Gemüse, 500 Pfund Bohnen in Fässern, 170 Liter Fruchtsaft fertiggemacht. Alles von Vorräten privater Gartenbesitzer, die sonst nicht in den Handel kommen und nicht voll ausgenutzt werden. So konnte das Pfund Konserven zu 10 ₰ abgegeben werden — an Lazarette und Wohlfahrtseinrichtungen. Eine große Trocknerei dörrt täglich viele Zentner Obst und Gemüse. Das Beispiel läßt sich durch viele andere vermehren. Meine Sammelmappe für diese Berichte (der Bund deutscher Frauenvereine hatte an seine etwa 3000 Zweigvereine einen Plan zur Obstverwertung hinausgeschickt und Berichte erbeten) schwillt täglich.

Mittwoch, 7. Oktober.

Ob wir Wolle von Antwerpen bekommen — wenn es fällt? Von unseren Arbeitsstuben (Nationaler Frauendienst, Abteilung Berlin) werden jetzt über 700 Werkstattarbeiterinnen und über 800 Heimarbeiterinnen mit Stricken beschäftigt; da ist der Wollpreis Sein oder Nichtsein.

Die Risse, die der Krieg in die internationale Wirtschaftsgemeinschaft schnitt, vertiefen sich durch Versuche zu dauernder Unabhängigkeit. Der Verband Hamburger Kaffeefirmen will mit Förderung durch die Reichsbank Schritte tun, um von der Vermittlung der Londoner Banken beim Termingeschäft loszukommen. Der Krieg wird vielleicht den exakten Beweis liefern, wieweit nationale Wirtschaft heute möglich ist. Denn soweit es irgend geht, wird jeder Staat sorgen, daß er in die eigene Tasche wirtschaftet.

Es scheint, als wenn fast nichts mehr übrig sei von Menschheitsverbindungen — von der Wirtschaftsgemeinschaft, der Rechtsgemeinschaft und der Kulturgemeinschaft der Völker. Aber wird nicht, wenn man einst den Schutt der Zerstörung wegräumt, sich zeigen, daß vieles davon schlechthin unverwüstlich ist?

Aus dem Brief einer Mutter, deren Sohn gefallen war: „Die Wunde heilt nie. Nur Arbeit für das Vaterland und unser Sieg können Halt geben." So sehr ist Deutschland den Frauen eine Herzenssache!

Donnerstag, 8. Oktober.

Zwei wichtige soziale Wetterzeichen: Brotpreise und Arbeitsmarkt. Der Roggenbrotpreis war in Berlin:

Mitte Juli:	28,4 ₰	für das Kilogramm,
5. August:	33,47 „	„ „ „
20. August:	33,10 „	„ „ „
2. September:	32,14 „	„ „ „

Nicht ganz im gleichen Grade verbilligt sich das Weizenbrot.

Digitized by Google

Der Arbeitsmarkt hat in der Woche vom 19. bis zum 26. September wieder um 1,24 Prozent gewonnen. Etwa 11400 Arbeitskräfte mehr als in der Woche vorher fanden Beschäftigung. Sinkende Brotpreise und steigender Arbeitsmarkt!

Ferdinand Hodler hat (ebenso wie Dalcroze) sich den Protesten gegen die „deutsche Barbarei" angeschlossen. Der Mann, dessen kühner, wuchtiger und spröder Art sich das ganze Ausland versagt hat, den Deutschland „entdeckte", der im Jenenser Universitätsbild — dem Ausmarsch der Jenenser Studenten 1813 — in der feinen Elastizität der Vordergrundsgestalten gerade die Verbindung von Geistigkeit und Kampfesmut so bezwingend auszudrücken verstand! Man kann das alles eigentlich nur verstehen aus einer unverständigen ästhetischen Einseitigkeit und einem mangelhaften Sinn für die kriegerischen Tatsachen, und muß hoffen, daß Hodler sich auch einem Protest angeschlossen hätte, wenn etwa die Franzosen in der Lage gewesen wären, das Straßburger Münster zu beschießen.

Hermann Löns ist gefallen — ein schöner Tod für einen Dichter mit stürmischem Jägerblut. Vielleicht singen die Soldaten über sein Grab die schönen Volks- und Reiterlieder, die ihm in ganzen Reihen über die Fiedel liefen.

Freitag, 9. Oktober.

Die Erfordernisse der staatlichen Hilfe für Ostpreußen werden mehrere hundert Millionen Mark betragen.

Immer noch ist die Fürsorgestelle im Reichstag ein niederdrückender Eindruck. Die Hunderte, die da herumsitzen und -stehen, Leute, denen man es ansieht, daß die Heimat, der Hof oder die Tagelöhnerstelle, Bedingung ihrer Kraft und moralischen Gesundheit ist und die nun doch vielleicht den Winter lang in der Großstadt verwarten müssen.

Die Feldpostbriefe der Berliner Arbeiter sind voll von drastischen Schilderungen aus Rußland. „Der Umgang mit den Leuten hier, das ist für einen Berliner ein Stück aus einem Tollhaus. Wie die Leute hier leben, Kuhstall, Schweinestall, Hühnerstall, Küche, Schlafzimmer, alles eins. Flöhe und Läuse Fäuste voll, zu essen nichts." Es ist vielleicht gar nicht schlecht, daß viele Großstadtarbeiter einmal handgreiflich den Unterschied von Ostelbien und Rußland erfahren.

Aber die Stimmung ist bei allen von einer einfachen und selbstverständlichen Gelassenheit, die bewundernswert ist. Die Bitte an die Frau: „Bleib mir treu" oder auch: „Bleib mit den Kindern allein, wenn ich falle" kommt oft wieder. Und fast in jedem Brief der Ausdruck des Überwältigtseins von den Eindrücken: „Ich kann das nicht so schreiben, wie es war."

Eine Versammlung des Verbandes der deutschen Ingenieure war gehoben durch den berechtigten Stolz auf die Technik, die unsere Siege — die militärischen und die wirtschaftlichen — miterkämpfen hilft: das Unterseeboot und 42 cm-Mörser, der synthetische Salpeter, durch den wir von überseeischer Zufuhr unabhängig werden, am Ursprung gewaltsamster, brutalster Wirkungen eine feine, genaue, geduldige Rechen- und Zeichen- und Laboratoriumsarbeit!

Sonnabend, 10. Oktober.

In Regen und Wind standen gestern abend die Menschen bis tief in die Nacht hinein vor den Depeschenausgaben. Straßenbild trotz Oktobernässe wie im August. Spät abends kam die Nachricht vom Fall Antwerpens in die Vororte — nur als Gerücht, ohne nähere Angaben. Aber es war ein Aufatmen.

So deutlich ist mir das stolze Bild der Stadt, wie ich es vor nicht lange — es war gerade in diesen Oktobertagen — vom flachen Dach des deutschen „Hansahauses" am Hafen sah. Das Bild des wunderschönen Renaissancehofes des Musée Plantin — die goldenen Blätter des uralten Weinstocks gegen den dunklen Backstein der edlen, einfachen Fassade. Wenn doch alles unversehrt wäre. Antwerpen ist wohl jedem, der dort einmal in den Kreisen des deutschen Handels war, wie eine deutsche Stadt.

Digitized by Google

Bei uns wehen die schwarz-weiß-roten Fahnen — zum erstenmal tauchen sie in gelbes Laub. Als sie das letztemal herauskamen, war alles noch grün. So lange haben wir gewartet.

Sonntag, 11. Oktober.

Die Stadtverordnetenwahlen sollen stattfinden. Man hatte gemeint, sie verschieben zu sollen. Aber sie können ruhig sein. Keiner wird daran denken, Parteikämpfe auf Kosten derer kämpfen zu wollen, die im Feld stehen.

Die Wahl eines sozialdemokratischen Ersatzmannes für Frank im badischen Landtag ist mit 10 Prozent Wahlbeteiligung einstimmig erfolgt.

Der Stand der Hackfrüchte und Futterpflanzen ist allenthalben zwischen mittel und gut (2 bis 3), etwas schlechter als im vorigen Oktober. Zum Vergleichen:

	Oktober 1913	Oktober 1914
Kartoffeln . .	2,4	2,8
Klee	2,4	2,6
Wiesen . . .	2,1 und 2,4	2,1 und 2,5
Luzerne . . .	2,5	2,3

Montag, 12. Oktober.

Nach einem Besuch: Von allen Taten und Leistungen draußen und zu Hause ist heute die Rede, von einem aber nicht, das ist die Kriegsleistung der deutschen Familie. Was sie in der großstädtischen Arbeiterbevölkerung ist — trotz der vielbesprochenen „Zersetzung", sehen wir jetzt besser als je, weil wir sonst zu sehr nur mit den Schützlingen der Wohlfahrtspflege zusammenkommen. Aber ich möchte heute in diese Heimatchronik noch ein anderes Bild eintragen, das typische „gebildete Haus". Die Söhne und die Schwiegersöhne im Feld. Die Feldpostkarten kommen von Ost und West und Süd zu den Eltern und den jungen Frauen, die die Kriegszeit im Elternhause zubringen. Der Vater hat genau berechnet, wieviel er von seinem Beamtengehalt entbehren kann als freiwillige Steuer. Die Enkelkinder haben ihre Sparbüchse und füllen sie mit dem Erträgnis kleiner Verzichte: sie gehen zu Fuß, statt mit der Tram zu fahren, oder sie tragen die alte Mütze weiter, die zu klein geworden ist und lächerlich aussieht. Die Mutter ist in den Wochen seit Kriegsbeginn schmaler und faltiger geworden. Was für eine Last von Sorge liegt auf ihr. Jeden Tag kommt irgendein Wunsch von draußen; sie „ruhet nimmer" — nach dem alten Wort, nach dem wir manchmal meinten, daß es schon nicht mehr ganz wahr sei. Und was ist für die da draußen diese warme persönliche Sorge — mehr als alle allgemeinen Liebesgaben. Was für eine Welle von Liebe flutet mit den Feldpostpaketen täglich hinaus, und was bedeuten diese Tausende von pflichterfüllten Heimen für den Geist zu Hause.

Dienstag, 13. Oktober.

Es ist so herbstlich. Jeden Morgen liegt unter den Bäumen eine neue Last von gelben Blättern, die in der Nacht sich löste und herabsank. Erst mittags kommt die Sonne durch weißen Nebel. Sonst war diese Zeit wie ein großer Einschnitt zwischen Sommer und Winter, ein Wechsel der Arbeit und Lebensweise. — Jetzt sind wir alle schon lange an dem Posten, der uns bestimmt ist. Wie viele unveränderte zeitlose Arbeitsmonate werden hingehen, bis wir wieder entbehrlich sind?

Gestern ist das erste Philharmonische Konzert wieder gewesen. An die Stelle der bunten Wohlfahrtsprogramme mit den etwas kurzatmigen Nummern kommt die ernste große Kunst, will Hingabe wie im Frieden — und erfährt sie auch. Vielleicht reiner und größer als die gesucht „aktuelle" Kriegskunst. Je ferner und freier von den Hoffnungen und Sorgen, die uns jetzt erfüllen, je stärker die innere Erhebung. Man vergißt den Kampf der Zeit nicht, aber er erhöht sich irgendwie ins Welt- und Schicksalhafte.

Digitized by Google

In der Kriegskinderstube einer Mutter, deren Mann im Feld ist. An jedem Bettchen steckt eine Fahne, und ein dreijähriges kleines Mädchen summte im Traum: „morgen durch die Brust gesso—ossen" — —

Um diese Zeit pflegen die Vereine ihre Winterarbeit anzufangen. Man trifft bei den Vorstandssitzungen einige Menschen zum erstenmal nach dem 1. August und erstaunt wieder freudig über die volle Einmütigkeit der Überzeugungen und der Stimmung: Opferwilligkeit und der unbedingte Wille zum Durchhalten.

Mittwoch, 14. Oktober.

Die Angestelltenversicherung will sich mit 10 Millionen an der Kriegsfürsorge beteiligen.

Die Statistik unserer Hilfskommissionen zeigt eine interessante Bewegung der Besuchsziffern. Bis Mitte September war die Wochenzahl der Besucher zu einem Höhepunkt gestiegen, nämlich auf 28 600. Von da ab sinkt sie ziemlich gleichmäßig (mit einer kleinen neuen Steigerung vor dem Mietzahlungstermin) auf 23 000. Die Zahl der erstmaligen Fälle ging von 10 000 in der zweiten Septemberwoche auf 4600 in der zweiten Oktoberwoche zurück. Das heißt: die Hilfskommissionen haben jetzt mehr und mehr nur noch ihre Dauerschützlinge. Und die Flut der Kriegsnot steigt zwar immer noch, aber in abnehmender Schnelligkeit.

Im Monat September sind 600 neue Helferinnen eingestellt zu den bisher arbeitenden. Bisher haben wir noch keinen Mangel gehabt, trotzdem der soziale Vaterlandsdienst gewisse innere Verzichte erfordert, die gerade den Jüngeren schwer fallen. Er bringt nicht so wie die Lazarettbilfe in unmittelbare Verbindung mit den großen Ereignissen und dem eigentlichen Inhalt der Zeit. Die soziale Helferin kommt wesentlich mit der niederdrückenden Seite des Krieges, mit seinen tausend kleinen, schwunglosen Nöten zusammen und hat, gerade wenn sie ganz und gar durch ihre Arbeit hingenommen ist, leicht das Gefühl, fern und außerhalb der großen Geschichte — gewissermaßen auf der anderen Halbkugel — zu stehen. Das fällt den jüngeren oft schwer.

Donnerstag, 15. Oktober.

Die Universität eröffnet das Wintersemester. 66 Dozenten sind im Feld!

Das Konsistorium für die Provinz Brandenburg teilt mit, daß auf Wunsch des Kaisers die protestantischen Kirchen offen gehalten werden sollen. Das war ein langgehegter Wunsch vieler.

Man schreibt jetzt aus Patriotismus „Schofför"; das ist nun ganz dumm und ein lächerliches Armutszeugnis. Findet, bitte, ein deutsches Wort und habt den Mut, es einzuführen!

Wir richten eine Fürsorgestelle für die Angehörigen der freien Berufe ein. Das ist ein sehr schweres Problem. Es gibt da so viele, die, streng genommen, überflüssige Existenzen sind: zum Beispiel minderwertige Schriftsteller, wenig begabte Musiker, alle Sorten von Kaffeehaus-Übermenschen. Und dann wieder die tüchtigsten Menschen, die den Mut gehabt haben, ein auf geistige Arbeit gegründetes Leben abseits der Staatskrippe zu führen.

In der Damenmäntel-Konfektion herrscht jetzt schon Arbeiterinnenmangel. Die Arbeiterinnen haben sich auf Militärmäntel eingearbeitet und bleiben dabei. Und die Damenkonfektion ist belebter geworden als erwartet war. Wie schnell ist das anders geworden! Man denkt an die vollkommene Verzweiflung und Ratlosigkeit in Heimarbeitskreisen zu Anfang des Krieges!

Freitag. 16. Oktober.

Gestern abend war die mit Spannung erwartete Beratung der Berliner Stadtverordneten über die Mietunterstützungen. Man hat die heutige Zeitung durchforscht wie nach einer Kriegsentscheidung. Leider ist die Vorlage aber vorläufig in einem Ausschuß verschwunden.

Digitized by Google

Bei der Gelegenheit erfuhr man, daß Berlin 64 000 Kriegsfamilien unterstützt und im Monat 800 000 ℳ für die Arbeitslosenunterstützung ausgibt.

Die deutschen Universitäten haben einen gemeinsamen Protest gegen die Beschimpfung des deutschen Heeres durch die Auslandspresse erlassen. Es ist ganz gut, wenn das militärische und das geistige Deutschland sich zueinander bekennen und das unkundige Geschwätz auch der gebildeten Neutralen über eine Kluft zwischen beiden deutlich Lügen strafen. Ein schönstes Dokument der vollkommenen Einheit in dieser Stunde ist das Oktoberheft der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Leben (die einst Althoff begründete) und darin wieder die kraftvolle Antwort Adolf Harnacks an die englischen Theologen, die ihr Land als moralischen Hüter der Rechte kleiner Völker hinstellen.

Übrigens erwägen die Engländer, ob man nicht „Ein feste Burg ist unser Gott" aus den englischen Gesangbüchern entfernen sollte. Dazu könnte man höchstens sagen, daß es Selbsterkenntnis beweist, wenn sie meinen, daß das Lied sich jetzt nicht hervorragend für sie eignet.

Sonnabend, 17. Oktober.

Die neue Universität Frankfurt a. M. ist eröffnet. Entstanden aus dem Interesse an der geistigen Durchbildung industrieller Führer — entstanden als erste deutsche Universität aus privater Tat- und Opferkraft ist sie so recht ein lebendiger Träger der Kräfte, die das Deutschland des 20. Jahrhunderts geschaffen haben und tragen, legt sie Zeugnis ab von der Verbindung von realer und ideeller Macht, die unsere Gegner als Wesen des modernen Deutschland noch nicht begreifen können.

Sonntag, 18. Oktober.

Zwei Tage Vorstandssitzung des Bundes deutscher Frauenvereine. Hauptthemen: Beratung der Hausfrauen in der Ernährungsfrage; künftige wirtschaftliche Lage der Frauen. (Witwenproblem!) Von überallher wird von hohen Kartoffelpreisen berichtet, die nicht auf Mangel, sondern auf Zurückhaltung der Kartoffeln vom Markt zurückzuführen sind.

Unter den gelben Bäumen des Kurfürstendamms fuhr eine große Rundfahrten-Mailcoach mit feldgrauen Leichtverwundeten, denen Berlin gezeigt wurde. Sie waren es noch nicht müde, die Spaziergänger mit fidelem Tücherschwenken zu begrüßen. Was für ein Genuß mag ihnen der Besitz eines reinen Taschentuches sein!

Montag, 19. Oktober.

Der Wiederaufbau von Ostpreußen ist von einer Kriegskommission unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten in Angriff genommen, die in der letzten Woche ihre Arbeit begonnen hat. Die Schwierigkeiten sind riesengroß — vor allem durch Arbeitermangel, der vielleicht das schwerste Zukunftsproblem der Provinz sein wird.

Andererseits wird schon lebhaft erwogen, wie der Neuaufbau der Ortschaften gleich nach guten sozialen und baulichen Plänen vor sich gehen soll. Nicht nur Ausflickarbeit, sondern auf den Trümmern etwas Besseres, Zeitgemäßes, errichten, nicht nur Notarbeit tun, sondern „aus der Not eine Tugend machen" — aus der Not heraus die bessere Zukunft schaffen.

Interessant ist, wie schön die Bevölkerung Geographie gelernt hat und Karten liest. Die Portiersfrau, die am Anfang des Krieges das Extrablatt schwenkte, „Lüttich ist gefallen!, det is die Dreckserben recht" weiß jetzt mit Wirballen, Przemysl und Dünkirchen ganz gut Bescheid.

Dienstag, 20. Oktober.

Ein Gespräch abends beim Nachhausegehen, während die abendlichen Betglocken der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche läuteten, über das Christentum als Kraftquelle für die Forderungen dieser Zeit. Ist es nicht unmöglich, heute Christ (im klaren, absoluten Sinne des Wortes) und Patriot zu sein? Christentum und die masurischen Seen — geht das

Digitized by Google

zusammen? Wenn man sich den Zwiespalt nicht verkleistert, ist es sehr schwer. Es gibt im Christentum keinen Raum für den notwendigen, heiligen Kampf der Völker, von dem wir jetzt erfüllt sind, und für den Kriegstod, den verursachten oder erlittenen.

Wir sprachen über einen Quäkerbrief, den ich aus England bekam, in dem dieser Krieg als Beweis der Sünde und Verderbtheit der Völker hingestellt wird. Aber wir wissen, in wie hohem Maße er eine sittliche Leistung ist. Ungeheuer hat sich die Summe des Hasses in der Welt vermehrt. Ungeheuer die Summe der Liebe, der Hingabe, der Menschlichkeit. Wir dachten an die Sprüche des Heraklit von dem Krieg, dem Vater der Dinge, der „die einen als Götter, die anderen als Menschen" erweist. „Sie verstehen es nicht, wie das Verschiedene unter sich übereinstimmt." „Gut und Schlimm ist dasselbe."

Alle letzten Lebensfragen heute so wenig gelöst wie in dämmerhaft jungen Urtagen — —

Die Königliche Bibliothek in Berlin legt eine Kriegssammlung von allen Zeitdokumenten an, Bildern, Zeitungen, Plakaten, Flugblättern usw.

Mittwoch, 21. Oktober.

Überall Drängen auf irgendeine staatliche Regelung der Lebensmittelfrage. Es hätte schon lange geschehen müssen und geschieht immer noch nicht. Sehr guter Aufsatz des bayrischen Zentrumsvertreters und Bauernführers Georg Heim in der Frankfurter Zeitung, die schon lange für durchgreifende staatliche Wirtschaftsleitung eintritt. Er betont neben den Höchstpreisen für Getreide, die als einzige Maßnahme nichts mehr nützen würden, die Notwendigkeit staatlichen Eingriffs in die Verteilung der Vorräte.

Es ist sehr richtig, daß die Festsetzung der Höchstpreise hier und da — als bloße letzte Notbehelfsmaßnahme kommunalpolizeilicher Marktregulierung, ohne System und zentrale Leitung — mehr Schaden als Nutzen stiften kann, die Unruhe der Preisbewegungen nur steigert, und die Verteilung oft recht willkürlich werden läßt. Der offene Markt, die freie Konkurrenz, und die unbeeinflußte Lust und Laune des kaufenden Publikums ergeben zusammen unter den obwaltenden Umständen keine Selbstregulierung — wir müssen und müssen endlich die planvolle Leitung haben. Und wenn auch sie nicht ohne Gefahr ist, es muß gewagt werden.

Preise am Berliner Markt vom 13. — 20. Oktober.

	Weizen	Roggen	Hafer	Gerste.
13. Oktober	254—258	226	215—223	239—246
20. Oktober	267—270	236—238	226—236	248—255

Die Stadtverordneten von Berlin—Schöneberg verlangen ein Gesetz, das staatliche Mietsunterstützungen bis zu 40 Millionen Mark sichert. Auch in dieser Frage drängt alles zu einer gründlicheren Lösung, als alle bisher gefundenen.

Donnerstag, 22. Oktober.

Eine kurze Kriegstagung des preußischen Landtages zur Bewilligung eines Kredits von 1½ Milliarden und zur Verabschiedung eines Gesetzes über ein beschleunigtes Enteignungsverfahren. Beides steht miteinander in Verbindung. Der Kredit dient der Inangriffnahme staatlicher Notstandsarbeiten, vor allem der Kultivierung von Ödland. Dazu muß das weitläufige Verfahren des veralteten Enteignungsgesetzes abkürzbar sein. — Für Ostpreußen wird an Staatsmitteln allein 400 Millionen in Aussicht genommen. Weiterer Staatskredit soll für die Unterstützung der Kommunen in der Kriegsfürsorge dienen.

Einstimmige, diskussionslose Bewilligung — nur die Sozialdemokraten konnten auf eine Sondererklärung nicht verzichten mit Hinweis auf das preußische Wahlrecht und Wünschen bezüglich der Arbeitslosenunterstützung. Aber auch sie stimmen der Vorlage zu und nehmen teil an der Huldigungsform für Kaiser und Kaiserin.

Tribünen lange vor Beginn überfüllt. Der Saal durchsetzt mit feldgrauen Uniformen. Das feste unausgesprochene Verbundensein aller durch die gemeinsamen Erlebnisse dieser drei

Digitized by Google

Monate gibt der Stimmung ihre Höhe und Beseelung. Man sieht es jeder Begrüßung an, wie jeder dabei fühlt: Was ist alles geschehen, seit wir uns hier am 16. Juni über sehr belanglose Dinge unterhielten! Von den Wänden schauen die Bilder der deutschen Provinzhauptstädte in besonderem stolzen Glanz. Man sieht sie wie zum erstenmal: Symbole neudeutscher Weltstellung (Kiel und Stettin) und altpreußischer zäher Kolonisationsarbeit, Symbole der großen deutschen Kulturüberlieferung vom Mittelalter her — Magdeburg — und kräftigen niedersächsischen Volks- und Bürgertums.

Nachmittags war in Gegenwart der Kaiserin eine Versammlung, die der „Kriegsausschuß für warme Unterkleidung" einberufen hatte zur Liebesgabenpropaganda. Es wurde in vier schönen vaterländischen Reden zur Unterstützung der Liebesgabenzüge gemahnt, die alldonnerstäglich nach Westen und Osten ins Feld gehen. Wüßten wir nur ein Mittel gegen das enorme Steigen der Wollpreise! Ich dachte beim Anblick der Damen, die auch hier die Nadeln nicht aus der Hand legten, an die vielen Wehrmannsfrauen, die in unsere Hilfskommissionen kommen mit den Bitten ihrer Männer um warme Sachen, und die sich keine Wolle kaufen können. Wir haben jetzt einen Plan, wie wir diesen Frauen selbst ermöglichen wollen, die Bitten ihrer Männer zu erfüllen. Erst dadurch wird die warme Unterkleidung wirklich zur „Liebes"-Gabe.

Freitag, 23. Oktober.

Daß das Petroleum knapp wird, ist nicht so schlimm, wie es im ersten Augenblick scheint. Wenigstens nicht für die Städte. Wir haben gleich festgestellt, daß in Berlin im Jahre 1910 (dem Jahr der letzten Statistik) nur noch etwa 260 Häuser ohne Gas- oder elektrische Anlagen waren. In den andren kann es sich schlimmstenfalls nur noch um die Leitung in die Wohnung und die Beleuchtungskörper handeln. Das muß eben ermöglicht werden. Schließlich ist die Sache für die Gas- und Elektrizitätswerke eine glänzende Chance.

Spätestens — so heißt es — Ende nächster Woche wird der Bundesrat die Getreide-Höchstpreise festsetzen. Die Lebensmittelkommission des Berliner Magistrats verlangt Einführung von Höchstpreisen für Kartoffeln.

Man ist von lauter trocken-materiellen Gedanken und Erwägungen bis in die letzte Minute hinein erfüllt. Manchmal kommt man sich dabei — gar nicht mehr als rechter „Zeitgenosse" vor — als bliebe man seelisch etwas schuldig. Besonders für die jüngeren Helferinnen in der sozialen Arbeit, die oft bis zur letzten Möglichkeit angespannt sind, ist dieser Verzicht auf das schöne Sich-tragen-lassen von der großen Zeit und ihrer Stimmung gar nicht leicht.

Sonnabend, 24. Oktober.

Die Arbeiterinnen in unseren Strickstuben, wo für das Heer gearbeitet wird, zumeist ganz junge Dinger, deren Lebensschauplatz Fabrik, Straße und Schlafstelle ist, stellen auf ihre Art die persönliche Verbindung mit den Soldaten her, für die sie als unpersönliche Arbeitskräfte tätig sind. Können sie für den eigenen Liebsten nichts tun, so legen sie „dem unbekannten Krieger" Briefe, Wünsche, Gebete und Verse in die Socken oder die Pulswärmer: sogar Zigaretten, Pfeffermünz und Schokolade. Ob's das Bekleidungsamt passieren läßt?

Wie viel Frauenarbeit steckt in der Heeresausstattung! In der Munitionsherstellung, die jetzt von vielen Fabriken der Maschinenindustrie mit übernommen ist, arbeiten zahllose Arbeiterinnen.

Sonntag, 25. Oktober.

In den Theatern halten sich Schiller und Shakespeare. Man macht einen Versuch mit Schnitzlers „Der junge Medardus" — wegen des historischen Stoffes. Aber das ausgesprochene Unheroische der seelischen Stimmung verliert sich auch am großen Stoff nicht. Eine leise Koketterie, die sich nie verliert, und die in Friedenszeiten etwas ästhetisch Gewinnendes hat, macht einen jetzt ungeduldig.

Digitized by Google

Es gibt nicht viel Literatur, die man jetzt ertragen kann. In allem ist — um es mit einem guten Wort Schnitzlers zu sagen — „zu viel Geist und zu wenig Haltung".

Es ist ein besonders farbiger Herbst, weil Frühjahr und Sommer so üppig waren. Wie waren die Kastanien vor unseren Fenstern so voll großer breiter Blätter. Und jetzt brennen sie alle goldengelb in der nebligen Luft.

Montag, 26. Oktober.

Der Berliner Arbeitsmarkt hebt sich wieder. Aber sehr ungleich. Das bringt auch die Unruhe und Schwankung, die schwere Regulierbarkeit in den Konsum. Die breite Konsumentenschicht besteht teils aus Arbeitern, die besonders gut verdienen, teils aus Arbeitslosen.

Beispiel guter Genossenschaftenleistung: Die Hamburger Produktion entläßt keine Arbeiter. Ihre Angestellten haben sich eine Kriegssteuer von $7^1/_2$—$33^1/_3$ % ihres Gehalts auferlegt. Wöchentlich geben sie insgesamt etwa 3500 ℳ, die als Warengutscheine verteilt werden. Übrigens haben alle Festbesoldeten: Postbeamte, Lehrer usw. sich solche freiwillige Steuer auferlegt, die große Summen für Wohlfahrtszwecke hergegeben hat.

Zur Frauenbewegung

Die Frauen und der Krieg.

* **Hausfrauen und Volkswirtschaft.** Eine verständnisvolle Mitwirkung der Hausfrauen an der Aufrechterhaltung unserer Volkswirtschaft wird immer dringender, je mehr die Dauer des Krieges eine überlegte ökonomische Einteilung der Nahrungsmittel notwendig macht. In größtem Umfange haben sich die Hausfrauen schon an der Ausnutzung und Verwertung der Obstvorräte beteiligt. Aus etwa 150 Städten hat der Bund deutscher Frauenvereine Berichte über eine planmäßige Obstverwertung bekommen. Weitere Aufgaben, weniger der Produktion als der Einteilung, werden mehr und mehr kommen. Es ist bekannt, daß der Weizen knapp werden wird. Die Hausfrauen sollten beizeiten in ihrem Brotverbrauch darauf Rücksicht nehmen. Der Ausnutzung von Küchenabfällen zum Ersatz der fehlenden Futtermittel sollten die Frauen — wo es noch nicht durch die Städte geschieht — ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Frauenvereine jeder Stadt, ob sie im „Nationalen Frauendienst" zusammengefaßt sind oder nicht, sollten einen Hausfrauenausschuß gründen, der den städtischen Verwaltungen in Fragen der Lebensmittelversorgung beratend zur Seite steht und die Aufklärung und Beeinflussung der Hausfrauen übernimmt. Diese Aufgabe hat schon zum ursprünglichen Plan des Nationalen Frauendienstes gehört, ist aber vielfach noch nicht in Angriff genommen, weil man bis jetzt überhaupt erst wenig von Versorgungsproblemen merkte. Wenn auch Deutschland durchaus zureichend mit Lebensmitteln versorgt ist, so muß doch hier die richtige Einteilung dessen, was reichlich, und dessen, was knapp vorhanden ist, bewußt in die Hand genommen werden.

* **Über das Lazarettpflegepersonal** sind am 25. September die folgenden Bestimmungen erlassen:

Richtlinien für die Bemessung des etatsmäßigen weiblichen Pflegepersonals, sowie der Zahl der ihm zur Unterstützung beizugebenden Helferinnen vom Roten Kreuz.

I. Reservelazarette.

1. In Anlehnung an Ziffer 310 der Kriegssanitätsordnung ist die etatsmäßige Zahl des weiblichen Pflegepersonals im Durchschnitt so zu bemessen, daß außer dem männlichen Pflegepersonal und dem männlichen und weiblichen Dienstpersonal für 100 Kranke und Verwundete etwa 6 bis 8 Vollschwestern zu rechnen sind. Die Zahl kann überschritten werden, je nach der Schwere der Erkrankungen und der Verteilung der Bettenzahl auf verschiedene Unterkunftsräume, besonders Einzelzimmer.

2. Diese etatsmäßigen Stellen des weiblichen Pflegepersonals sollen durch voll ausgebildete, staatlich anerkannte Pflegerinnen (Vollschwestern) besetzt werden.

3. Die Gebührnisse der in etatsmäßigen Stellen beschäftigten Vollschwestern bestehen in 30 ℳ Gehalt monatlich sowie in freier Unterkunft und Verpflegung.

4. Den etatsmäßigen Vollschwestern dürfen zur Unterstützung Helferinnen vom Roten Kreuz beigegeben werden, deren Zahl die der etatsmäßigen Vollschwestern nicht übersteigen soll.

Digitized by Google

5. Helferinnen vom Roten Kreuz werden unentgeltlich betätigt.

6. Als Helferinnen vom Roten Kreuz sollen in erster Linie diejenigen Verwendung finden, welche ihre Ausbildung bereits in Friedenszeiten erhalten und durch Einberufung zu ein- oder mehrmaligen Übungen erweitert haben.

II. Vereinslazarette vom Roten Kreuz.

Die Vereinslazarette vom Roten Kreuz haben ihren Bedarf an weiblichen Pflegekräften im Sinne der vorstehenden Ziffer I zu regeln. Jedoch trifft Ziffer 13 auf die Vollschwestern nicht ohne weiteres zu, vielmehr ist die Regelung der Gehaltsgebührnisse für diese der Vereinbarung der Vereinslazarette mit den Vollschwestern vorbehalten.

* **Die erste Krankenschwester** mit dem Eisernen Kreuz ist ein Mitglied der Berufsorganisation, Schwester Elfriede Scherhaus. Sie bekam das Eiserne Kreuz für ihre Leistungen bei der Schlacht bei Hohenstein. General S. übergab ihr die Auszeichnung mit den Worten: „Da Sie mit zu unsern Tapfersten gehören, ist es mir eine Freude, Ihnen das Eiserne Kreuz zu überreichen." In der Kronprinzenarmee hat Schwester Frieda Geppert vom Bethanienverein das Eiserne Kreuz bekommen.

* **Der weibliche Arbeitsmarkt** hat sich in den letzten Wochen merklich gehoben. Allerdings sehr ungleich für die verschiedenen Berufe. Heimarbeiterinnen und Werkstättenarbeiterinnen in der ganzen Konfektion sind in größtem Umfange mit Militärlieferungen beschäftigt. In der Berliner Damenmäntelkonfektion wurde in der letzten Zeit sogar über Arbeiterinnenmangel geklagt, weil die Näherinnen sich in der stillen Zeit auf Militärmäntel eingearbeitet hatten und dabeiblieben. Sehr groß ist die Zahl der Arbeiterinnen in der Munitionsherstellung. Viele Fabriken der Berliner Maschinenindustrie stellen jetzt Munition her und beschäftigen dabei viele Arbeiterinnen.

Sehr groß bleibt die Arbeitslosigkeit immer noch unter den Handelsangestellten und selbstverständlich unter den Angehörigen der freien Berufe.

* **Freie Fortbildungskurse** für arbeitslose Mädchen werden in Frankfurt a. M. eingerichtet. Das Beispiel verdient reichliche Nachahmung. Man will die Zeit, in der die Mädchen doch beschäftigungslos sind, nützlich anwenden zu einer allgemeinen geistigen Fortbildung, die sie zugleich befähigt, die Zeit besser zu verstehen und den Ereignissen mit Verständnis zu folgen. Wer etwas Ähnliches einrichten will, kann sich einen Plan von Dr. Rosa Kempf, Soziales Frauenseminar, Frankfurt a. M., schicken lassen.

Nachstehende Ausführungen gehen uns mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Die deutsche Frau und die „Deutsche Kriegsversicherung".

Aus der Not der Zeit wurden große Aufgaben auch für die Frauen geboren: Haus und Herd zu betreuen und, solange der Gatte und Vater draußen für Deutschlands heiligste Güter sein Leben einsetzt, für ihre und ihrer Kinder Zukunft zu sorgen.

Wohl gewähren Stadt und Staat Unterstützungen mannigfaltigster Art, wohl finden sich Tausende von Schwestern bereit, Tränen zu trocknen, und mit Ärmeren zu teilen, und dennoch fehlt es oft am Nötigsten.

Die „Gemeinnützige Deutsche Volksversicherung" hat nun durch ihre „Deutsche Kriegsversicherung" den weitesten Kreisen die Möglichkeit geschaffen, sich auf dem Wege der Selbsthilfe einen Notpfennig zu sichern. Sie gibt aber auch den mildtätigen Geberinnen Gelegenheit, mit geringen Mitteln Gutes und Segensreiches für die Schwestern und Standesgenossinnen zu schaffen. Die „Deutsche Kriegsversicherung" gewährt den Hinterbliebenen der Gefallenen, ohne eine ärztliche Untersuchung oder irgendwelche Formalitäten zu verlangen, ein Sterbegeld, das in den schwersten Tagen des Leides doch zu einer willkommenen Hilfe wird. Die Beteiligung ist außerordentlich bequem; sie geschieht durch Einzahlung bei der Post in Beträgen von 5 ℳ bis zu 200 ℳ mit Zwischenstufen von 5 zu 5 ℳ mittels gewöhnlicher Postscheck-Zahlkarte oder Postanweisung auf das Postscheck-Konto Nr. 14 der „Kriegsversicherung der Deutschen Volksversicherung A.-G." in Berlin. Bedingung ist nur, daß auf dem linksseitigen Abschnitt, den die Post der „Deutschen Kriegsversicherung" zustellt, der Vor- und Zuname, Beruf, Wohnort und Geburtsdatum des versicherten Kriegsteilnehmers angegeben ist. Die Versicherung ist dann sofort mit der Einzahlung rechtskräftig.

Wie hoch sich das Sterbegeld beläuft, läßt sich im voraus nicht angeben. Ist die durchschnittliche Kriegssterblichkeit — von jetzt an gerechnet — nicht größer als im Jahre 1870/71, so würde die „Deutsche Kriegsversicherung" den 25 fachen Betrag der Einzahlung auf jeden Sterbefall auszahlen können. Für eine Einzahlung von 5 ℳ also würden dann 125 ℳ, für 10 ℳ ein Sterbegeld von 250 ℳ entfallen. Ist die Sterblichkeit geringer, so erhöht sich das Sterbegeld entsprechend. Alle eingehenden Beträge aber werden restlos unter die Angehörigen der gefallenen Krieger verteilt, da sich die „Deutsche Volksversicherung" uneigennützig mit ihrem gesamten Beamtenkörper in den Dienst dieser wahrhaft nationalen Sache stellt.

Besteht von den Ortsgruppen unseres Vereins die Absicht, einen Teil der Mitglieder in die „Deutsche Kriegsversicherung" aufnehmen zu lassen, so genügt eine listenmäßige Eintragung derselben. Diese Liste kann mit der Einzahlung zugleich als Einschreibebrief der „Deutschen Volksversicherung A.-G. in Berlin, Bülowstraße 90" zugehen. (Vordrucke sind daselbst auf Wunsch jederzeit zu haben.)

Digitized by Google

Das Sterbegeld wird vier Monate nach dem Krieg ausgezahlt. Vorauszahlungen können schon früher bei festgestellten Todesfällen erfolgen.

Da ein jeder berechtigt ist, einen Kriegsteilnehmer zu versichern, so können auch Verwandte, Bekannte, Angestellte usw. mit Hilfe dieser „Deutschen Kriegsversicherung" versorgt werden. Damit ist eine Quelle großer sozialer Hilfsarbeit erschlossen, die uns allen die Möglichkeit gibt, die sich reichlich verzinsende Gabe denen zukommen zu lassen, die uns persönlich nahestehen. Alle Frauen sind berufen, hier zu helfen und mitzuwirken. Die deutsche Frau will auch in der Vorsorge für die Zukunft in erster Reihe stehen. Möge der „Deutschen Kriegsversicherung" großer Erfolg beschieden sein, mögen ihr reichliche Mittel zufließen, damit das Schicksal recht vieler trauernder Schwestern gemildert werden kann!

* **Die Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"** (Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B.) bringt in ihrer Nummer vom 1. Oktober folgende beherzigenswerte Ausführungen:

Grundsätze für eine deutsche Mode.

In seiner Nummer vom 13. August kündet der „Konfektionär" an, daß der 1. August 1914 als der Geburtstag der deutschen Mode zu betrachten sei. Genau genommen müßte es heißen: an diesem Tage ist im deutschen Volk der öffentliche, der allgemeine Wunsch entstanden, sich von der französischen Mode loszusagen und deutsche Kleiderformen zu tragen. Dieser Wunsch hat sich in zahlreichen Zuschriften an die Tageszeitungen geäußert und hat zu der Gründung eines Reichsausschusses für deutsche Form geführt, der seinen Sitz in Berlin hat und dessen Geschäftsstelle die des deutschen Werkbundes ist. Es ist anzunehmen, daß zu den großen Umwälzungen, die dieser furchbare Krieg bringen wird, auch das von unserm Verband für Neue Frauenkleidung und Frauenkultur seit seinem Bestehen gewollte und durch die uns bekannten Künstlerinnen schon durchgeführte Loslösen von der Pariser Mode gehören wird. Unser wohlgemeintes, durchaus berechtigtes Streben ist immer auf den Widerstand der großen Menge gestoßen. Es mußte eine Katastrophe kommen wie dieser Weltkrieg, um das öffentliche Gewissen in dieser einen Beziehung wachzurütteln.

Und nun verlangt jeder nach einer deutschen Mode, und es fragt sich nur, wer sie schaffen soll. Daß es in unserer Heimat auch außer den soeben erwähnten Künstlerinnen noch Kräfte genug gibt, die viel Besseres schaffen können als das, was die Pariser großen Schneider uns gebracht haben, wenigstens als Idee und Zusammenstellung — schneidertechnisch sind die Pariser Werkstätten unübertrefflich — ist ohne Zweifel. Aber es drängt sich die Frage auf: werden die Künstler und Konfektionshäuser jetzt planlos darauflos phantasieren nach Pariser Schneiderart, oder werden sie bei der Schaffung einer deutschen Mode Richtlinien und Grundsätze beachten, die dem Charakter und der Körperbeschaffenheit der deutschen Rasse Rechnung tragen? Der erste Grundsatz beim Herausbringen einer eigenen deutschen Mode muß der sein, daß diese Mode auch besser sei als die französische. Denn wenn die deutschen Schneider unter dem Namen „deutsche Mode" etwa versuchen wollen, den Unsinn der Pariser Schneider nachzuahmen oder zu überbieten, so ist vorauszusehen, daß man sich sehr bald wieder die Originalmodenarrheiten aus Paris kommen lassen wird.

Die Charaktereigenschaften des Deutschen, die sich in den ersten Wochen des Krieges vor allem glänzend bewährt haben, sind außer Mut, Entschlossenheit und Opferwilligkeit die Liebe zur Wahrheit und die Selbstbeherrschung. Während die ersteren Eigenschaften gewiß auch unsern Feinden nicht abgehen, so stehen doch die Deutschen mit den beiden letztgenannten hoch über ihren Gegnern. Und diese Tugenden, die uns über die anderen Völker erheben, müssen wir immer weiter pflegen, und gerade sie müssen sich auch in unserer neuen deutschen Frauenkleidung ausprägen. Der zweite Grundsatz wird demnach sein: Wahrheit und Ehrlichkeit in unserer Kleidung und Selbstbeherrschung, die sich darin zeigen muß, daß wir keine unsinnigen oder herausfordernden Kleiderformen annehmen.

Weiter werden wir Frauen, die den Geist unseres Vaterlandes unterstützen wollen, uns grundsätzlich nicht zu Sklaven einer Mode machen, wir werden uns auch gegen eine deutsche Mode wehren, wenn diese uns zu angekleideten Puppen und zu Spekulationsobjekten der Bekleidungsindustrie herabwürdigt.

Als vierter Grundsatz muß verlangt werden, daß die deutsche Mode das körperliche Wohlbefinden der Frau berücksichtige, keine gewaltsamen Ummodelungen des Körpers vornehme und der Frau ihre Bewegungsfreiheit lasse. Mehr als je zuvor hat Deutschland gesunde, starke Mütter nötig. Die Lücken, die der grausame Krieg in den Reihen unserer blühenden Jugend geschlagen hat, müssen wieder ausgefüllt werden durch ein noch stärkeres Geschlecht. Aber nicht von Modepüppchen werden die stärksten Söhne abstammen. Die deutsche Mode hat an unserer Rasse wieder gutzumachen, was die französische Mode an ihr verdorben hat.

Alle Frauen Deutschlands sollen einmütig einstehen für die Schaffung einer deutschen Mode, aber sie dürfen es sich nicht nehmen lassen, den gesunden Einfluß der denkenden Frau auf diese Mode auszuüben. Klara Sander.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Nationaler Frauendienst, Bonn.

Bericht der Beratungsstelle für Frauenberufe, Riesstraße 11, über die bisherige Tätigkeit der Arbeitsstube für Heimarbeit.

Am 3. August d. J. schloß sich die Beratungsstelle für Frauenberufe der Arbeit des Vaterländischen Frauenvereins und des Roten Kreuzes an und übernahm in Verbindung mit der Auskunfts- und Rechtsschutzstelle für Frauen und der Berufsberatungsstelle des Katholischen Frauenbundes Auskunfterteilung und Arbeitsvermittlung während der Kriegszeit.

Bis heute, 23. August, meldeten sich 810 Rat- und Arbeitsuchende. Nachdem die Nachfrage nach freiwilliger Hilfsarbeit zum großen Teil befriedigt war, stellte sich immer mehr das Bedürfnis nach bezahlter Arbeit heraus, so daß die Beratungsstelle am 13. August beschloß, nur noch bezahlte Arbeit auszugeben, und zwar Heimarbeit: Nähen und Stricken. Außerdem wurden Stellen von Dienstmädchen und Stundenfrauen vermittelt und zahlreiche Marken ausgeteilt für die Städtische Suppenanstalt in der Engeltalstraße und das Bürgerliche Speisehaus für Frauen und Mädchen, Bachstraße 26.

Es wurden berücksichtigt:

1. Frauen, deren Männer einberufen sind,
2. Frauen, deren Männer infolge des Krieges oder durch Krankheit arbeitslos geworden sind,
3. Frauen und Mädchen, die infolge des Krieges arbeitslos geworden sind,
4. aus dem Ausland ausgewiesene Frauen und Mädchen.

Durch private Spenden war die Beratungsstelle bisher in der Lage, aus eigenen Mitteln Stoffe und Wolle zu kaufen und in Arbeit zu geben. Es werden hergestellt: Kleidungsstücke für Männer, Frauen und Kinder, die zum Teil unentgeltlich an Wohlfahrtsonstalten abgegeben werden, zum Teil an begüterte Familien zu Weihnachtsgaben verkauft werden sollen.

Bisher wurden zugeschnitten und ausgegeben: Männerhemden 90, Frauenhemden 12, Kinderhemden 80, Kinderhosen 30, Kinderröckchen 44, Kinderkleidchen 6, Strümpfe 60 Paar, Leibchen 24, Handtücher 12, Windeln 150.

Johanna Gottschalk.

Nationaler Frauendienst.

Frankfurt a. M.

Der Verband Frankfurter Frauenvereine hat sich für die Dauer des Krieges in den Nationalen Frauendienst umgewandelt. Es wurde beschlossen, um der Zersplitterung der Bestrebungen und der Kräfte vorzubeugen, die bereits von den Frauen vorbereitete Hilfsorganisation aufzulösen und sich unter dem Namen „Nationaler Frauendienst" der Zentrale für private Kriegsfürsorge organisch einzugliedern. Diese organische Verbindung ist dadurch hergestellt, daß der ersten und der zweiten Vorsitzenden des Nationalen Frauendienstes in der zentralen Oberleitung Sitz und Stimme verliehen worden sind.

An der Spitze des Nationalen Frauendienstes, der alle Frauenvereine Frankfurts umfaßt, steht der in schwerer Kriegszeit gegründete Frauenverein von 1813. Er hat sofort den Betrag von 25 000 ℳ zur Verfügung gestellt, der von dem Nationalen Frauendienst der Zentrale für Kriegsfürsorge überwiesen wurde.

Der Hauptausschuß hat bisher folgende Kommissionen ins Leben gerufen: 1. Kommission für Arbeitsermittlung; 2. Kommission für Arbeitsbeschaffung; 3. Kommission für Lebensmittelbeschaffung [Unterkommissionen: a) Mittagstisch; b) Kochkiste]; 4. Zentrale für Presse; 5. Kommission für Kinderversorgung; 6. Kommission für alleinstehende notleidende Mädchen und Frauen; 7. Kommission für Schwangeren-, Mütter- und Säuglingsfürsorge; 8. Nähabteilung: [a) Die Nähstube des Nationalen Frauendienstes; b) Nähstube des Frauenvereins 1813; c) Betriebswerkstätten der Heimarbeiterinnen].

Die Geschäftsstelle des Nationalen Frauendienstes ist die Zentrale für alle angeschlossenen Vereine und Kommissionen und gibt auch Auskunft über alle Fragen, die ihre Kommissionen betreffen. Die Arbeitsermittelungskommission sucht für gelernte Arbeiterinnen, gewerbliche Arbeiterinnen, Hausbeamtinnen, kaufmännische Angestellte, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen usw. Stellen zu ermitteln. Die Arbeitsbeschaffungskommission hat die Aufgabe, neue Arbeitsgebiete für Frauen zu erkunden und zu schaffen. Arbeitgeber, die Arbeitskräfte für vorübergehende oder dauernde Arbeit brauchen, sowie Personen, die neue Verdienstmöglichkeiten vorzuschlagen haben, werden gebeten, diese der Arbeitsbeschaffungs-

Digitized by Google

kommission bekanntzugeben. Die Lebensmittelkommission hat die Aufgabe, Anregungen auf dem Gebiete für Lebensmittelbeschaffungen entgegenzunehmen, sie gründlich nachzuprüfen und sie der städtischen Kommission für Lebensmittelbeschaffung und sonstigen in Frage kommenden Institutionen weiterzugeben. Der Mittagstisch, Bleichstr. 14, vermittelt unentgeltlichen Mittagstisch und nimmt Anmeldungen derjenigen entgegen, die solchen Mittagstisch gewähren. Die Kommission für Kochkisten läßt es sich angelegen sein, durch Vorträge in den Volksschulen und durch tägliche Vorführungen in ihrem Lokal die Vorteile der Kochkiste zu beweisen und auch den Frauen, die auf Arbeit ausgehen müssen, die Möglichkeit zu zeigen, trotz ihrer Abwesenheit ein gutes, gesundes Essen herzustellen. Die Kommission verteilt schon von 0,50 ℳ an Kochkisten. Die Besichtigung ist unentgeltlich. Die Pressekommission hat die für die Öffentlichkeit bestimmten Mitteilungen zu prüfen und an die Zentralstelle weiterzugeben, Aufrufe vorzubereiten und die erforderlichen Schreiben an die in Frage kommenden Instanzen zu richten. Die Tätigkeit der Kommission für Kinderversorgung besteht in: 1. Auskunftserteilung über alle die Kinderversorgung betreffenden Fragen; 2. Unterbringung von Kindern in vorhandene Anstalten; 3. Neugründungen von Anstalten je nach Bedarf; 4. Vermittlung von Milch, Mittagessen und Pflegestellen. Die Kommission für alleinstehende notleidende Mädchen und Frauen bietet solchen Hilfe, die infolge des Krieges arbeitslos bzw. obdachlos geworden sind. Sie bringt die Alleinstehenden in ihrem Tagesheim unter, das von der Schulbehörde zur Verfügung gestellt worden ist, gibt ihnen Gelegenheit, unter der Anleitung gelernter Kräfte nähen und flicken zu lernen, und beschäftigt sie auch mit Notstandsarbeiten. Sie verschafft ihnen zum billigsten Preise gute Verköstigung unter Benutzung der bereits bestehenden Einrichtungen und gewährt den absolut Obdachlosen ein Obdach. Eine Unterkommission hat die Aufgabe, mit Hilfe der Behörde sich mit dem Prostitutionswesen zu befassen. Die Kommission für Schwangeren-, Mütter- und Säuglingsfürsorge, die fast alle Frauenvereine, die sich auf diesem Gebiete betätigen, umfaßt, sorgt für die richtige Unterbringung und die Pflege der in Frage kommenden Frauen und Kinder, entweder in Heimen oder in Entbindungsanstalten oder durch Hauspflege im eigenen Heim. Die Kommission ist auch zu jeder Auskunft auf ihrem Gebiete bereit. Die Kommission Nähabteilung strebt die Zentralisation der Heimarbeit an. Durch diese Zentralisation soll eine Zusammenfassung sämtlicher städtischer, staatlicher und privater Aufträge erzielt und den Heimarbeiterinnen durch die Vermittlung der Organisationen Arbeit und Verdienst geschaffen und zugewiesen werden.

Der Nationale Frauendienst übermittelt nach Vereinbarung all die ihm geschickten Geldspenden der Zentrale für Kriegsfürsorge. Die Kriegsfürsorge selbst umfaßt das ganze Gebiet der Krankenpflege und der Familienfürsorge. Ihre Aufgabe ist es, durch Geldunterstützung, Lebensmittel und allgemeine Fürsorge Hilfe zu leisten. Sie wird in 17 Bezirken ausgeübt. Ferner arbeitet die Kommission für alleinstehende notleidende Mädchen und Frauen Hand in Hand mit dem der Kriegsfürsorge angegliederten Verein für Ortsfremde.

Ida Goldschmidt-Livingston.

Harburg.

Unsere Auskunftsstelle, verbunden mit Arbeits- und Stellenvermittlung, hat sich seit ihrem Bestehen durch eine rege Tätigkeit bewährt. In den ersten vier Wochen konnten über 200 Personen mit Arbeit oder Stellen versorgt und einer noch größeren Anzahl konnte Rat erteilt werden. In Fällen von Hilfsbedürftigkeit werden die Auskunftsuchenden der Familienfürsorge überwiesen, welche in jedem Stadtbezirk eine Bezirkshelferin ernannt hat, die, durch Helferinnen unterstützt, die Verhältnisse der Bedürftigen aufklärt und ihre Notlage abzustellen sucht. Es wird dabei möglichst einheitlich mit dem städtischen Armenbureau vorgegangen, wenn es auch bisher nicht gelungen ist, unsere Organisation und die der Stadt für Recherchen und Bureauarbeit zur Verfügung gestellten Damen dem Bureau anzugliedern. Während unsere Kinderhortkommission noch nicht in Tätigkeit zu treten brauchte, weil die vorhandenen Einrichtungen bisher genügten, bildet die Näh- und Strickkommission eine wertvolle Ergänzung der Familienfürsorge, indem sie auf Kosten des Vaterländischen Frauenvereins Zeug und Strümpfe für Krieger wie für hiesige Bedürftige anfertigen läßt, dadurch zur Bekämpfung der traurigen Arbeitslosigkeit beiträgt und ferner Vorräte von Kleidungsstücken sammelt, von denen wir im Winter große Mengen nötig haben werden. Schon jetzt wirkt nach dieser Richtung eine von dem unserer Organisation angehörigen Lehrerinnenverein geschaffene Sammelstelle sehr segensreich. Da das Volksküchenwesen hier von einem besonderen Ausschuß in ausgezeichneter Weise geregelt ist, so beschränken wir uns auf die Beschaffung von Mittagstischen für Kränkliche und Kinder und haben dafür stets eine genügende Anzahl an der Hand. In unserer Arbeit zeigte sich jedoch, daß die dem Vaterländischen Frauenverein zur Verfügung stehenden Mittel für Familienfürsorge nicht ausreichten: daher ist jetzt von ihm und uns gemeinsam eine Sammlung eröffnet worden, deren Ertrag lediglich den hiesigen Behörden zugewandt werden soll. Wir hoffen auf diese Weise unsere Fürsorge noch wirksamer als bisher ausgestalten zu können. Was die freiwilligen Hilfskräfte anbelangt, so verwenden wir sie, wo sich eine Gelegenheit bietet, jedoch stets unter dem Gesichtspunkt, daß ihre Arbeit niemals da einsetzen darf, wo eine erwerbende Frau ihr Brot finden könnte. Sehr nützlich haben sie sich bei dem Sammeln, Pflücken und Einkochen von Obst erwiesen, wozu kostenlos gestellte Wagen an mehreren Tagen eifrige Pflückerinnen aufs Land und reich beladen wieder zurück beförderten, während andere fleißige Hände die schöne, zentnerweise eingebrachte Ernte unentgeltlich zu Saft oder Gelee für die verwundeten Krieger einkochten.

Olga Beyer.

Digitized by Google

Groß-Berliner Auskunftsstelle für Frauenberufe.

Krieg und Frauenberufe.

Neben den gewaltigen kriegerischen Ereignissen der letzten Wochen, welche die Aufmerksamkeit der Daheimgebliebenen in erster Linie beschäftigen, gewinnen Fragen wirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Natur mehr und mehr an Interesse. Sind doch Deutschlands Siege eng verknüpft mit seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, von der wir erst kürzlich durch den Abschluß der Anleihe ein eindrucksvolles Bild erhalten haben. Diese Leistungsfähigkeit zu erhalten, ja zu steigern, ist eine unserer wichtigsten Aufgaben, an der mitzuarbeiten jeder einzelne nach Maßgabe seiner Kräfte verpflichtet ist. Wirksame Leistungen können aber nur von geschulten Kräften hervorgebracht werden. Nur diese sind — wie die Erfahrungen bei den mannigfachen Arbeiten der Kriegswohlfahrtspflege zeigen — fähig, einen Posten gewissenhaft und pflichtgetreu auszufüllen.

Mit Rücksicht darauf nun, daß die Volkswirtschaft mehr denn je in der nächsten Zeit auf die Mitarbeit der Frauen auf allen Gebieten angewiesen sein wird, sollten Mädchen und Frauen die vor ihnen liegende Zeit zu einer gründlichen Berufsbildung benutzen. Durch eine fachliche Schulung erhalten die Frauen nicht nur das beglückende Bewußtsein, für die Allgemeinheit wirken zu können, sondern auch die Möglichkeit, sich durch eigene Kraft eine Existenz zu schaffen. Die Notwendigkeit, für sich selbst und für Angehörige zu sorgen, ist schon vielen Frauen in stärkerem Maße als je zuvor auferlegt worden. Deshalb ist im allgemeinen, wie im eigenen Interesse die berufliche Schulung der Mädchen und Frauen von ganz besonderer Wichtigkeit, und der baldige Beginn kann nicht dringend genug angeraten werden.

Über die Berufsaussichten sowie sämtliche mit der Berufswahl zusammenhängenden Fragen erteilt zuverlässige Auskunft die Groß-Berliner Auskunftsstelle für Frauenberufe, Genthiner Straße 19, Gartenhaus part. Sprechstunden: Montag, Donnerstag, Sonnabend 4 bis 7 Uhr, Dienstag, Mittwoch, Freitag 10 bis 1 Uhr.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein [1])

Ortsgruppe Hamburg.

Bureau: Curio-Haus, Rotenbaumchaussee 15.

An unsere Mitglieder.

Der Vorstand des Vereins macht bekannt, daß er mit Rücksicht auf die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse beschlossen hat, die diesjährige Hauptversammlung auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Er erklärt sich zugleich bereit, die Geschäftsleitung bis zur nächsten Hauptversammlung weiter zu führen.

Das gewaltige Völkerringen, in dessen Mittelpunkt unser Vaterland steht, beherrscht so ausschließlich das Denken und Fühlen aller deutschen Frauen, daß ihm gegenüber jede andere Frage zurzeit zurückgedrängt wird. Demzufolge sieht der Verein sich gezwungen, seine Arbeitsgebiete einzuschränken; die in Gemeinschaft mit anderen Vereinen schon vorgearbeiteten Vortragskurse und Besichtigungen werden unterbleiben, ebenso alle Einzelvorträge, es sei denn, daß ungewöhnliche Ereignisse eine gemeinsame Kundgebung wünschenswert machen sollten.

Damit kommen gerade diejenigen Arbeitsgebiete in Wegfall, die die Verbindung zwischen dem Vorstand und den Mitgliedern herstellen. Der Vorstand ist überzeugt, daß diese anscheinende Lockerung der Zusammengehörigkeit das treue Einstehen unserer Mitglieder für die Sache der Frauenbewegung nicht erschüttern wird.

Die durch den Krieg geschaffene Notlage und die beispiellose Begeisterung, mit der jeder Einzelne sich zu ihrer Bekämpfung bereitstellt, machen es verständlich, daß zurzeit jede andere nur irgend entbehrliche Aufwendung von Zeit, Kraft oder Geld vermieden wird. Bei allem berechtigten Stolz über die überall zutage tretende großzügige Opferwilligkeit hält der Vorstand es für seine Pflicht, vor der Wahl unzweckmäßiger Mittel auf dem Gebiet persönlicher Einschränkungen zu warnen. Er macht darauf aufmerksam, daß wir nur in den dringendsten Fällen dazu schreiten sollten, Angestellte zu entlassen oder Verpflichtungen, die nützlichen Zwecken dienen, aufzuheben. Solche Maßnahmen bewirken die Steigerung der allgemeinen Not, da sie die Arbeitslosigkeit erhöhen und den Bestand nützlicher Organisationen gefährden. In dies Gebiet fallen auch die dem Verein zu leistenden Beiträge. Schränkt dieser seine Arbeiten auch ein, so ist er deswegen doch nicht seiner Verpflichtungen, wie beispielsweise Miete, Besoldung der Angestellten u. a. m. entbunden, und die von seinen Abteilungen zu leistende Arbeit stellt heute sowohl an die Arbeitswilligkeit seiner Mitglieder wie an die Vereinskasse bedeutend erhöhte Ansprüche. Es muß ferner hervorgehoben werden, daß diejenigen Mitglieder des Vereins, insbesondere des Vorstandes, die bisher vorzugsweise den Bestrebungen der Frauenbewegung ihre Arbeitskräfte liehen, diese zurzeit in den Dienst der über die ganze Stadt verteilten planmäßig organisierten Kriegshilfe stellen, in der sie auf Grund ihrer langjährigen Vereinserfahrung zu besonders tüchtigen Leistungen befähigt sind.

In Erwägung dieser Tatsachen richtet der Vorstand an alle Mitglieder unserer Ortsgruppe die dringende Bitte, sie mögen sich nicht durch das begreifliche Verlangen, alle Kräfte ausschließlich und unmittelbar dem Vaterlande zu widmen, veranlaßt sehen, etwa dem Verein ihre Mitgliedschaft zu kündigen. Auch unser Verein dient der vaterländischen Sache, und der kleine jährliche Beitrag dürfte nur für die wenigsten unserer Mitglieder unerschwinglich geworden sein. Freilich, auch solche Fälle können und werden voraussichtlich eintreten. Der Vorstand bittet die betreffenden Mitglieder, auch dann nicht sogleich ihren Austritt aus dem Verein anzumelden, sondern zunächst Fühlung zu suchen mit dem vom Vorstand eingesetzten Finanzausschuß, der zu dem weitesten Entgegenkommen bereit ist.

[1]) Da der Aufruf der Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins die Gesichtspunkte zum Ausdruck bringt, die jetzt vielfach für unsere Vereine gelten dürften, so glauben wir mit dem Abdruck manchen zu nützen. D. Red.

Digitized by Google

Alle unsere Mitglieder mögen sich der Tatsache bewußt sein, daß die in der Frauenbewegung organisierten Frauen ideale Güter zu verfechten haben und die in 17jähriger treuer Arbeit aufgerichteten Werte nicht preisgeben dürfen.

Wir alle stehen vor schicksalsschweren Stunden; wir wissen, daß der über uns verhängte Weltkrieg einen neuen bedeutsamen Abschnitt der Menschheitsgeschichte vorbereitet. Wie immer der Ausgang des Krieges sein möge, er wird nicht nur Machtprobleme aufwerfen, den Völkern nicht einzig wirtschaftliche Aufgaben stellen; es werden und müssen aus ihm auch neue soziale und ethische Ideale hervorgehen.

Pflicht aller deutschen Frauen ist es, dafür Sorge zu tragen, daß sie stark und geschlossen zusammenstehen, bis die Stunde kommt, die sie an die Friedensarbeit ruft! Der Vorstand.

Der Finanzausschuß:
Frau Dr. Flemming, Hamburg 39, Gellertstr. 7, Gr. 4, 7636.
Frau A. Thomae, Mellingstedt, Post Bergstedt.
Frau Dr. Schwarze, Hamburg 30, Abendrothsweg 15.

Bücherschau

„Der deutsche Krieg." Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jaeckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. (Preis pro Heft 50 ₰) Bis jetzt erschien: Paul Rohrbach: „Warum es der deutsche Krieg ist." Friedrich Naumann: „Deutschland und Frankreich." — Der Krieg hat vielen in Deutschland einen weiteren weltpolitischen Blick gegeben. Unter den deutschen Gebildeten hat es vielfach daran gefehlt. Das Interesse an der deutschen Weltmachtstellung, ihren guten Aussichten und offenen oder geheimen Hemmungen, war im ganzen eines der schwächsten politischen Interessen. Jetzt ist das alles blitzschnell und blitzhell in jedermanns Sehweite getreten. Und zu Lehrern und Führern weiter Bildungskreise werden die Männer, die immer schon für dieses „größere Deutschland" gelebt und sich eingesetzt haben. Unter ihnen steht Rohrbach an erster Stelle. In knappen, scharfen Strichen zeichnet seine Flugschrift die große geschichtliche Notwendigkeit dieses Krieges — gewissermaßen wie ein letztes Kapitel, das sich als gewaltiges Finale seiner (hier kürzlich besprochenen) Geschichte der Menschheit anschließt.

Naumann spricht zugleich als feiner Kenner Frankreichs und als Weltpolitiker von der Stellung Deutschlands zu Frankreich. Er charakterisiert das Wesen des Revanchegedankens aus dem französischen Volksgeist: „Republik mit nationalem Siegeswillen." Die letzten Ideale des ganzen Volkes haben immer noch „etwas Napoleonisches", sind Ideale von militärischem Heldentum. Der Revanchegedanke empfing aus diesem volkstümlichen Bedürfnis nach staatlichem Heldenruhm eine Energie, die ihm realpolitisch gar nicht mehr zukam. Er trieb Frankreich zu dem an sich sinnlosen Bündnis mit Rußland, und — gegen seine Jahrhunderttradition und -erfahrung — zum Anschluß an England. Naumann bespricht dann besonders, ohne auf einzelnes einzugehen, die Möglichkeiten eines Separatfriedens mit Frankreich. Im Falle eines solchen Friedens müsse Deutschland dem Lande, das seine großstaatliche Souveränität ein für allemal verloren habe, goldene Brücken bauen, „etwa so, wie Bismarck es 1866 gegenüber den Österreichern tat".

„Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik." Begründet von Friedrich Althoff, herausgegeben von Max Cornelicus. 1. und 2. Kriegsheft. (Preis pro Heft 0,25 ℳ.) Nicht genug kann das Lesen und das Weiterverbreiten dieser beiden Kriegshefte empfohlen werden. Sie enthalten Äußerungen führender Männer über den Krieg, über „Deutschlands Kampf für Recht und Gesittung". Im ersten Heft kommen Harnack, Hintze, Adolf Wagner, Chamberlain, Troeltsch, v. Liszt, Loofs, Eucken, Leonhard und Bonner Historiker zum Wort, im zweiten Roethe, Schäfer, v. Bode, v. Wilamowitz-Möllendorf, Schrörs, Deißmann, Wundt, Diels, Kaftan, v. Drygalski. Wenn alle Beiträge wertvoll sind, so dürfen wir doch auf den ersten ganz besonders hinweisen: Adolf von Harnack und die Engländer. Die bekannte Rede Harnacks zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung" vom 11. August führte zu einem Schreiben englischer Theologen, in dem sie Harnack zur Rede stellen über eine angeblich von ihm getane Äußerung, das Verhalten Großbritanniens in dem gegenwärtigen Kriege sei das eines Verräters an der Zivilisation. Die Anfrage dient als durchsichtiger Vorwand für eine der üblichen Glorifikationen der englischen Nation als Kämpferin „für Recht und Gewissen, für Europa, die Menschheit und dauernden Frieden", als Schützerin der schwachen Völker. Harnacks Antwort ist so herzerquickend, daß nur der Wunsch dem Heft selbst die weiteste Verbreitung zu sichern, uns hindert, sie hier ganz zum Abdruck zu bringen. Mit wuchtigen Worten und schlagender Beweisführung stellt er die eigentlichen Gründe zusammen, die England zu diesem Krieg führten: „England glaubt, die Stunde sei gekommen, uns zu vernichten. Warum will es uns vernichten? Weil es unsere Kraft, unseren Fleiß, unsere Blüte nicht dulden will! Eine andere Erklärung gibt es nicht!" — „Was uns Deutsche aber betrifft," so schließt der Brief, „so ist uns unser Weg sicher vorgezeichnet, nicht aber unser Geschick. Fallen wir, was Gott und unser starker Arm verhüten möge, so sinkt mit uns alle höhere Kultur in unserem Weltteil ins Grab, zu deren Wächter wir berufen waren; denn weder mit Rußland noch gegen Rußland

Digitized by Google

wird Großbritannien sie in Europa mehr aufrechterhalten können. Siegen wir — und der Sieg ist uns mehr als eine bloße Hoffnung —, so werden wir uns ebenso wie bisher für die höhere Kultur, für die Wissenschaft und für den Frieden Europas verantwortlich fühlen und den Gedanken weit von uns weisen, eine Hegemonie in Europa aufrichten zu wollen. Wir werden zu jedem stehen, der mit uns in brüderlichem Verein ein friedliches Europa schaffen und erhalten will."

„Lieb Vaterland . . ." Feldbriefe unserer Offiziere, Ärzte und Soldaten. 1. Bändchen (Inhalt: Mobilmachung. — Einkleidung und Ausmarsch — Lüttich — Mülhausen.) Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. (Preis 0,20 *M*.) Die kleine Sammlung darf nach dem Eindruck, den das erste Heft macht, auf Teilnahme in weiten Kreisen rechnen. Sie gibt das Tatsächliche in einfachem und daher um so wirkungsvollerem Bericht von Augenzeugen.

„Dritter Deutscher Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde zu Breslau" am 4., 5. und 6. Oktober 1913. **„Der Unterschied der Geschlechter** und seine Bedeutung für die öffentliche Jugenderziehung." Mit 7 Figuren im Text. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. (Preis 4 *M*.) Von den Arbeiten des deutschen Bundes für Schulreform ist gerade diese für unseren Leserkreis von ganz besonderer Bedeutung. Zwei wertvolle Beiträge sind von Frauen geleistet worden: „Die höhere Mädchenbildung" von Dr. Gertrud Bäumer und „Die Forderungen für die Mädchenerziehung vom Standpunkt der Volks- und Fortbildungsschule" von Franziska Ohneforge. Eine Inhalsangabe würde bei diesem Band nutzlos sein; er will gründlich studiert werden und wir legen unsren Lesern dies Studium — für später! — ernsthaft ans Herz.

„Kreaturen." Von Ludwig Ganghofer. Buchschmuck von Hugo Engl. Stuttgart, A. Bong & Co. (Preis 3 *M*.) Eine Reihe von Tiergeschichten, Beobachtungen durch das Auge eines leidenschaftlichen Jägers und Tierfreundes, mit lebendigster Anschaulichkeit dargestellt, so daß man das musterhaft unfolgsame Dackerl, Stelze den Pechvogel, den alten braven Hund, den der Förster nicht den Mut hat, umzubringen, vor sich zu sehen glaubt. Wer zu einer stillen halben Stunde Zeit hat, wer einmal aus den schweren Tagesereignissen auf einen Augenblick in eine ganz entlegene harmlose Welt flüchten möchte, sollte den kleinen Band zur Hand nehmen.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Fürst's Leitfaden der weiblichen Gesundheitspflege. 3. Auflage, vollkommen neu bearbeitet und erweitert von Hofrat Dr. Flatau, Frauenarzt in Nürnberg. Mit 18 Abbildungen im Text. Preis broschiert 2,50 *M*, gebunden 3,20 *M*.

Oberdörffer, Dr. med. Gesundung und Verjüngung der Frau. Geheftet 1,50 *M*. G. Braunscher Verlag, Karlsruhe.

Stutzer, E. Ausführlicher Lehrplan der Deutschen Staatskunde. 1 *M*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Verhandlungen der ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. 2 *M*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Wartensleben, Gräfin Dr. Gabriele. „Die christliche Persönlichkeit im Idealbild". Preis broschiert 2 *M*. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten.

*

Im Verlag der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin SW. 11, erschienen folgende Romane:

„Die Freier der Susanne von Duff." Roman von El. Correi. (Preis brosch. 4 *M*, geb. 5 *M*.)

„Mahatma." Indischer Kriminalroman von Henry Wenden. Mit Umschlagszeichnung von John Hözter. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.)

„Familie Götzel." Roman von Elsa Maria Bud. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.)

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.
Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.
Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.
Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Digitized by Google

„Die Götter im Turm." Roman von Walther Zierſch. (Preis 3 M, geb. 4 M)

Des deutschen Feinschmeckers Leibgericht!

Grundechte Teltower Rübchen

Gewürziger, zarter, feiner Geschmack.

Volle Gewähr für Sortenreinheit.

9½ Pfd. M. 3,50 frei Nachnahme

Paul Grube, Teltow, Steinweg 14

Alljährlich ehrende Anerkennungen, viele Nachbestellungen und Weiterempfehlungen. — Gebt der Teltower Landwirtschaft durch zahlreiche Bestellungen Ersatz für die in Friedenszeiten blühende Ausfuhr nach fremden Ländern. — Versandbeginn am 5. Oktober. Vorausbestellungen erb.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht adlige Familie, Westpreußen, für ein 12jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gute Sprachkenntnisse sind Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Sofort sucht freiherrliche Familie, Rheinland, für zwei Knaben von 7 und 11 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Sofort sucht Arztfamilie, Posen, für drei Mädchen von 15, 12 und 9 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse sind sehr erwünscht. Gehalt 800 M und freie Station.

4. Sofort sucht Pastorenfamilie, Provinz Sachsen, für drei Mädchen, 15, 14 und 13 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt bei freier Station 600 M.

5. Sofort sucht adlige Familie, Westpreußen, für zwei Knaben von 6 und 8 Jahren eine evangelische, im Knabenunterricht erfahrene Lehrerin. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Sofort sucht Gutsbesitzersfamilie auf Rügen für zwei Mädchen, 13 und 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. (Ostern kommt noch ein 6jähriges Mädchen hinzu.) Gehalt bei freier Station 720 M.

7. Sofort sucht Fabrikbesitzersfamilie in der Nähe Berlins für ein Mädchen von 13 Jahren und einen kleineren Knaben (in der Quarta) eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Lateinkenntnissen. Eine Fremdsprache und Musik Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Deutsches Landerziehungsheim,

Schloß Gaienhofen am Untersee in Baden,
nimmt Mädchen im Alter von 6—20 Jahren, Knaben im Alter von 6—11 Jahren auf.
Lehrplan der Oberrealschule und Frauenschul-Abteilung.

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Précis de l'Histoire
de la
Littérature française
par
Helene Lange.

Leitfaden der Geschichte der französischen Literatur für Schulen und zum Selbstunterricht.

33. Auflage. — (66.—67. Tausend)

Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius)

Zimmerstr. 94.

Preis geb. 1,60 M.

In unserem Verlage ist erschienen:

Beiträge zur Asthetik und Kunstgeschichte

von **Edith Landmann-Kalischer, Gertrud Kühl-Claassen, Gertrud Kantorowicz**

Preis elegant gebunden 12,— M.

Mit ca. 54 Abbildungen.

INHALT:

Kunstschönheit als ästhetischer Elementargegenstand.
Von Edith Landmann-Kalischer.

Landschaft und Raumgefühl in der Malerei des Trecento. Giotto und Duccio.
Von Gertrud Kühl-Claassen.

Über den Märchenstil der Malerei und die Sienesische Kunst des Quattrocento.
Von Gertrud Kantorowicz.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34. 35.

Verlag von W. MOESER BUCHHANDLUNG
Hofbuchh. Sr. Maj. d. Kaisers u. Königs.

Digitized by Google

8. Sofort sucht gräfliche Familie, Mecklenburg, für einen Knaben (Sextaner) und ein 6jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Latein Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Sofort evtl. 1. November sucht Försterfamilie, Pommern, für ein Mädchen von 13 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt 600 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Erstklassige Brikets

Michel

M. 8.50 für 1000 Stck.
Riesenformat 7, **Halbsteine**
M. 0.85 für 1 Zentner, frei Haus,
feinstes **Brennholz** billigst.
Michel-Briket-Vertrieb
Neukölln, Knesebeckstr. 148
Telephone: 1610 und 2133.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**

Handelslehrerinnen-Seminar.

Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn neuer Kurse 8. Oktober.

Die Kriegsausgabe des Kunstwart zum halben Preis wendet sich an Alle

welche den Geist dieser großen Zeit der deutschen Kultur bewahren wollen

vierteljährlich 2 M. 25 Pf.

Probehefte unentgeltlich in den Buchhandlungen u. vom Kunstwartverlag Callwey in München.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, :: Literatur und Kunst ::

Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

Aus den Oktober-Heften:

Kriegschronik . . . . Fr. Naumann	Rumänien . . Franz Oppenheimer
Heimatchronik . . Gertrud Bäumer	Denkmal . . . . . Gottfried Traub
Staatsgedanke und Nationalismus . Friedr. Meinecke	Organisation des Sieges . . . . . Paul Rohrbach

Vierteljährlich 2,50 M. — Probemonat kostenlos

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“), G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten, } staatl. Abschlußprüfg.
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlußprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: **„Hundert-Eichen".**

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Königliche Landesbibliothek BERLIN

Die Frau

Herausgeberin: Helene Lange.

Verlag: W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 3 — Dezember 1914

Philosophen des Krieges.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In dieser Zeit, da in unsere ausgeglichene, geglättete Welt „der alte Urstand der Natur" in seiner ganzen Grausamkeit und Größe zurückgekehrt ist, da die uralt einfachen Gefühle und Kräfte das künstliche, feingewebte Netz neuzeitlicher Geistesbildung zerreißen und gleichsam nackt und bloß für die große Aufgabe des Augenblicks einstehen — in dieser Zeit scheint uns so vieles schal und blaß, was aus modernem Gedankenleben herauskommt, und wir sehnen uns nach Urworten, denen noch etwas von Erde, Dämmerung, Geheimnis, Leidenschaft anhaftet. Weltanschauungen, die sich in der flachen Helle moderner Verstandesbildung ausbreiten, geben uns weniger Kraft und sind uns minder nahe als jene, die aus heißem Gefühl geboren und von dem goldenen Duft des großen Staunens vor den abgründigen Rätseln des Daseins umhüllt sind. Die „Propheten" aller Religionen und Kulturen lassen wir am liebsten zu uns reden, denn es muß menschlich stark und heiß, voll Not und Heldentum, voll Erschütterung und sieghaftem Feuer sein, was uns heute innerlich erheben und berühren soll. Es muß durchblutet sein von dem Leben-, Leiden-, Ringen-Müssen des Helden, das nur das Gefühl, nicht der Verstand, von Mattigkeit und Dürftigkeit zu unterscheiden vermag. Es muß glühen wie die inbrünstigen Farben alter Kirchenfenster neben der durchlässigen Blässe der neuen. Es muß einfach und kühn, aufrichtig und durchdringend sein.

Es war fast ein Zufall, daß ich in diesen Tagen in einem Bande der Vorsokratiker blätterte. Aber es war nicht zufällig, daß in diesem Bande die Sprüche des Heraklit in tieferer Bedeutsamkeit als sonst fesselten.

„Der Krieg ist der Vater von allem, der König von allem: die einen erweist er als Götter, die anderen als Menschen; die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien."

Digitized by Google

„Man muß wissen, daß der Krieg etwas Allgemeines ist und daß der Streit zu Recht besteht und daß alles durch Streit und Notwendigkeit entsteht."

„Das Entgegengesetzte paßt zusammen, aus dem Verschiedenen ergibt sich die schönste Harmonie, und alles entsteht auf dem Wege des Streites."

„Größerem Tod wird größeres Los zuteil."

Gelegentlich glitt durch die Gedankenwelt dieser Monate der Schatten des bekanntesten Heraklitischen Wortes von dem Krieg als dem Vater aller Dinge. Umhüllt vielleicht von der entstellenden Maske des Mißverständnisses, aber doch in seinem Adel und seiner Größe erkennbar. Was bedeutet das Wort eigentlich?

Heraklit ist der erste Denker, der stärker betroffen ist von der Tatsache des Lebens, d. h. des Lebendigseins, Werdens, Sichverwandelns, von dem Wesen der Kraft, als von den Erscheinungen und ihrem ursächlichen Verbundensein. Er sinnt hinein in das Geheimnis des Treibens und Fließens, Quellens und Verglühens, und alles Sein und alle einzelnen Dinge lösen sich ihm auf in Bewegung, flüchtige Gestalt eines ewigen Werdens, Verwandlungsform. „Wir steigen in denselben Fluß und doch nicht in denselben; wir sind und wir sind nicht" — — denn nicht den Bruchteil einer Sekunde bleiben wir, die wir waren; es gibt in der Zeit keine Lücke, in der irgend etwas Lebendiges, dem Wandel entzogen, sein Wesen festhalten könnte. Stillstehen wäre Tod, wie der Mischtrank sich zersetzt, wenn man ihn nicht umrührt. „Alles fließt." Wir sind — wie alles Lebendige — nicht ein Ding, sondern Kraft, Stoß, Wille, Widerstand. Die Gestalt ist Erscheinung, Wirkung auf unsere Sinne. „Wenn alles, was existiert, zu Rauch würde, so würde man es mit der Nase wahrnehmen." Im Wesen aber sind wir Leben aus Leben, Bewegen aus Bewegtsein, Feuer aus Zündkraft, Welle aus Sturm. Im Wesen sind wir Bruchteil der großen Kraft, die unaufhörlich Leben aus Leben erzeugt.

„Der Krieg ist der Vater von allem, der König von allem"; das heißt: alles Leben erhält sich selbst, dadurch daß seine Kräfte einander widerstreben. Das große innere Grunderlebnis, daß alle Kräfte sich am Widerstand entzünden, bildet den Keim und Kern in Heraklits Weltbetrachtung. Zum Symbol dafür wird ihm der Bogen und die Leier. Die Saite oder die Sehne wird zurückgezogen, damit sie vorwärts schnellt. Nachdenklich betrachtet der einsame Mann die Hand des Jünglings, der den Bogen spannt und die schwirrende Sehne, und in stillem Grübeln im Innern des Artemistempels von Ephesus wird ihm die Umsetzung einer Bewegung in ihr Gegenteil zur Lösung noch tieferer Rätsel.

„Der Dike (des Rechtes) Name wäre unbekannt, wenn das Unrecht nicht wäre."

„Hades und Dionysos ist ein und dasselbe."

„Leben und Tod, Wachen und Schlafen, Jugend und Alter ist bei uns eines und dasselbe: denn dieses verwandelt sich in jenes und jenes wiederum in dieses."

„Gott ist Tag und Nacht, Winter und Sommer, Krieg und Friede, Sättigung und Hunger."

Das alles Sätze, in denen die Erkenntnis mehr erst bloßes Gefühl als begriffliche Klarheit ist, die der Denker formt, nicht kühl errechnend, sondern gotterfüllt wie die Sibylle, von der er selbst sagt, daß die schmucklosen rauhen Worte, die ihr begeisterter Mund spricht, durch tausend Jahre dringen, weil sie des Gottes voll ist. Von diesen Sätzen sagte später Sokrates zu Euripides, daß auch das, was er daran nicht verstände, ihm edel erschiene.

Worin liegt dieser Adel? In dem Grundgefühl der großen Seele, daß das Leben größer ist als das Glück, als Ruhe, Besitz, Behagen. Göttlich ist das Leben,

Digitized by Google

göttlich aber auch der Tod; göttlich die Erfüllung, göttlich aber auch der Mangel; göttlich der Friede, göttlich aber auch der Krieg. Und alles gehört zusammen wie Stahl und Stein, weil uns aus diesem Miteinander erst die höchste, größte, unvergleichlichste Offenbarung des Lebenssinnes geschenkt wird: das Leben wird kostbar nur durch den Tod, die Erfüllung wertvoll nur durch die Sehnsucht, der Sieg nur durch das Ringen. Denn erst indem sich das eine in das andere verwandelt, wird es erlebbar, unserem Gefühl und Bewußtsein geschenkt. Wir wollen aber gar nicht nur da sein, sondern leben, das Leben fühlen. An dem Wissen darum, daß uns dieses Höchste nur durch Kampf und Entbehren zugänglich wird, hat man durch die Menschheitsgeschichte hindurch die vornehmen von den platten, die großen von den unedlen Geistern unterscheiden können. „Leben des Lebens Lohn, Gefühl sein ewiger Kampfpreis" (Herder) — darüber hinaus gibt es nichts.

Warum klingen uns über die Jahrtausende in unsere erschütterten Tage hinein die Worte des dunklen Philosophen so besonders groß und lebensvoll?

Nicht wegen der zufälligen Beziehungen zum Krieg, sondern weil sie das Licht uralter menschlicher Wahrheit über die Erfahrung gießen, die wir heute machen und und über deren Seltsamkeit wir immer wieder staunen: daß diese Zeit herrlich und erhebend ist trotz ihrer Angst und ihrer Opfer, ihres Grauens und ihrer unausdenkbaren Summe von Leid. Gewiß, auf Tausenden lasten die Schmerzen noch zu schwer, als daß sie zu dieser Erhebung kommen könnten. Aber einmal wird doch auch für sie der Augenblick kommen, wo sie fühlen, daß „größerem Tode größeres Los zuteil wird", daß dem größeren Schmerz um den Verlust blühenden hoffnungsvollen Lebens die größere Weihe inne wohnt, eine Weihe, die nicht lähmt, sondern stark und groß macht.

Nicht durch mehr Glück, Besitz und Gewinn vermögen wir unser Leben auszuweiten; größere Maße gewinnt es nur durch die Höhe der Ansprüche, die an uns gestellt werden. Darum ist diese Zeit der nie gekannten Ansprüche an Todes- und Opferbereitschaft, an Kraft und Leistung, an Mut und Geduld und Selbstvergessenheit groß für alle, die ihr gewachsen sind. „Die einen erweist er als Menschen, die anderen als Götter."

Und noch einmal dringe die Stimme aus der Erstlingsstunde der geistigen Siege des Menschen über die scheinbare Willkür des Geschehens feierlich zu uns späten Erben:

„Alles geschieht nach Schicksalsnotwendigkeit."
„Wie könnte man verborgen bleiben vor dem Licht, das nie untergeht?"
„Alle Kreatur weidet unter Gottes Peitschenschlag."
„Eins ist Weisheit: den Geist zu verstehen, der alles durch alles regiert."
„Das göttliche Gesetz genügt für alles und hat alles in seiner Macht."

So sehr uns die Zeit äußerlich erfüllt erscheinen mag durch Gewalt, Willkür und Zufall, so sehr wir uns in der Macht unberechenbarer Geschicke fühlen, so gewiß ziehen auch über Schlachtenglück und -schicksal dieser Stunden die Sterne in ewigem Gleis. So gut wird auch diese Zeit gehalten und getragen von dem großen Gesetz, das den endlichen Sieg des Geistes über die rohe Kraft verbürgt.

* * *

Im Sommer 1813 hielt Fichte „Vorträge verschiedenen Inhalts aus der angewandten Philosophie", und seltsam eingekapselt zwischen die allgemeine Einleitung und die „Errichtung des Vernunftreiches" findet sich ein zweiter Abschnitt „Über den Begriff des wahrhaften Krieges".

Digitized by Google

Als vor einigen Wochen die französischen Gelehrten in ihrer Kundgebung wieder von dem berühmten Gegensatz zwischen dem geistigen und dem militärischen Deutschland sprachen und behaupteten, der deutsche Gedanke habe mit den Überlieferungen eines Leibniz, Kant und Fichte gebrochen und sei dem Militarismus — dem preußischen Militarismus natürlich — tributpflichtig geworden, da dachten wir alle an 1813. Wir dachten an die große Vereinigung von Geist und Waffe, von deutscher Bildung und deutschem Heer, vor der jene Behauptung stehen bleibt und die doch eigentlich erst die Grundlage des modernen Deutschland schuf.

Wir dachten an Fichte. Und vielleicht hat mancher von uns deutschen „Barbaren" den ewig jungen einmal wieder zu sich reden lassen, den romanischer Geist niemals ganz erfassen wird, und nach dessen herber Kraft sich Wilhelm von Humboldt gerade in Paris innig sehnte.

Was würde das „geistige Deutschland" durch den Mund seines großen Verkünders über den jetzigen Krieg sagen? Würde er ihn für einen „wahrhaften" Krieg erklären?

Was ist ein wahrhafter Krieg? Das kann der überhaupt nicht verstehen, der das zeitliche Leben als letztes und höchstes Gut ansieht, und als Zweck des Staates, dieses Leben, seine Annehmlichkeit, Blüte und Behaglichkeit zu sichern. Was ein „wahrhafter Krieg" sei, kann nur ermessen werden auf dem Grunde einer ganz anderen Auffassung. Nach ihr steht obenan: die sittliche Aufgabe, das göttliche Bild; das Mittel, sie zu erfüllen, ist das Leben, das nur als ein solches Mittel Wert hat; und die Bedingung, unter der allein das Leben Mittel für Göttliches werden kann, ist die Freiheit.

> „Freiheit ist das höchste Gut. Alles andere nur das Mittel dazu, gut als solches Mittel, übel, falls es dieselbe hemmt. Das zeitliche Leben hat darum selbst nur Wert, inwiefern es frei ist: durchaus keinen, sondern ist ein Übel und eine Qual, wenn es nicht frei sein kann. Sein einziger Zweck ist darum, die Freiheit fürs erste zu brauchen, wo nicht, zu erhalten, wo nicht, zu erkämpfen; geht es in diesem Kampf zugrunde, so geht es mit Recht zugrunde, und nach Wunsch; denn das zeitliche Leben — ein Kampf um Freiheit. Das Leben selbst, das ewige, geht nicht zugrunde, keine Gewalt kann es geben oder nehmen: der Tod ist dann, wo es das zeitliche Leben nicht sein konnte, der Befreier."

Diese Anschauung gewinnt ihre geschichtliche Großartigkeit, wenn man sich klarmacht, was Fichte unter „Freiheit" eines Volkes versteht. Sie besteht nicht nur negativ in der Unabhängigkeit von aller Fremdherrschaft, sondern in dem Rechte eines Volkes, „in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln", und ist bedroht, „wenn der Gang dieser Entwicklung durch irgendeine Gewalt abgebrochen werden soll". Fichtes Idee der Freiheit ist tief lebendig. Die Freiheit eines Volkes besteht in den Lebensformen, die es sich schafft, besteht in der ganzen Summe seiner geistigen Leistung, in der Erfüllung der Bestimmung, die durch Geschichte und Begabung in ihm angelegt ist. Für diese Freiheit, das Recht auf sein Leben und die Entfaltung seiner Kraft, wird der „wahrhafte Krieg" gekämpft.

Wir brauchen nur an Fichtes große Anschauung von der Menschheitsbestimmung des deutschen Volkes in den Reden an die deutsche Nation zu denken, um zu wissen, daß Fichte sich heute zu dem militärischen Deutschland bekennen würde. Der große Vertreter des reinen Idealismus stellt den Krieg als eine Notwendigkeit nicht nur, sondern als höchste Pflicht in sein System hinein. Höchste Pflicht dann, wenn ein Volk durch ihn sich den Weg der eigenen lebendigen Entwicklung freilegen muß.

Digitized by Google

Der Maßstab aber, um die Gerechtigkeit eines Krieges zu erkennen, ist die freiwillige Todesbereitschaft aller. Im wahrhaften Krieg sagt gleichsam jeder einzelne im Heer: „Ich habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen — — für meine Freiheit," — „ich kann nicht leben, ohne als Sieger", und für ein solches Heer gilt das heroische großartige Wort: „Wer sterben kann, wer will denn den zwingen?"

Wir wissen, daß dieses Wort auf kein Volk und kein Heer der Geschichte mit größerem Recht angewandt werden darf wie auf das unsere. Und daß es der höchste, heiligste Segen ist, den das geistige Deutschland der Vergangenheit dem militärischen von heute auf seinen blutigen Weg mitgeben kann.

Alte Eindrücke von neuen Kriegstheatern.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Dem Zurückgebliebenen, der statt schönerer und ruhmreicherer Grenzüberwindungen nur die Landsturmgrenze überschritt, kann jetzt beim eremitischen Treiben über Büchern und Papier aus scheinbar unzeitgemäßen Bänden überraschender Gegenwartsatem aufsteigen. Bei Goethe ist das selbstverständlich, er hat schon 1813 ahnungsvoll vor der russischen Gefahr gewarnt, er ist 1792 bei der Campagne in Frankreich in das eroberte Longwy eingezogen und war Zeuge der Beschießung von Verdun. Aber auch kleinere und unbekanntere Zeitgenossen aus dem achtzehnten Jahrhundert haben allerlei zu erzählen, das durch die Ereignisse dieser Tage neue Belichtungen erhält. Von Georg Forster, der als Jüngling 1772 bis 1775 die zweite Weltumsegelung Cooks mitgemacht, später viel in Europa reiste, Naturwissenschaftsprofessor in Wilna, dann Kurfürstlicher Bibliothekar in Mainz war, und in den Wirren der französischen Revolution zugrunde ging, erschienen soeben, aus den Handschriften gedruckt, die Tagebücher seiner Fahrten durch Polen.[1]) Nimmt man dazu die früher herausgegebenen Briefe und Tagebücher vom Niederrhein, England und Frankreich aus dem Jahre 1790,[2]) so empfängt man überhundertjährige Impressionen von beiden Kampfschauplätzen.

Und nicht nur das Stoffliche lockt hier, nicht nur ein Stichwort-Interesse an Land und Leuten, an den Ortsnamen, die unseren für die geographischen Wege auf den Karten so neugierig gewordenen Augen freilich an sich schon ein Reiz sind, sondern neben solchem Tages-Wirkenden auch die Lebendigkeit der mit allen Sinnen erfaßten, mit zeichnerischer Fülle gespiegelten Eindrücke, so daß Forster als ein Vorläufer moderner Impressionskunst erscheint.

* * *

[1]) Georg Forsters Tagebücher, herausgegeben von Paul Zincke und Alb. Leitzmann. B. Behrs Verlag, Berlin 1913.

[2]) Herausgegeben von Alb. Leitzmann. Halle a. S., Max Niemeyers Verlag, 1893.

Digitized by Google

Forster fährt 1790 den Rhein hinunter durch Bonn, Cöln, Düsseldorf, Aachen. Er durchstreift Belgien, verweilt in Lüttich, Löwen, Mecheln, Brüssel, Antwerpen, besucht Gent, Brügge, Ostende, Dünkirchen und Lille, also alles Stationen unseres Kriegspfades, und bunte Beute, wenn auch friedlicher Natur, fängt er sich ein.

Die Diligence, in der er von Lüttich nach Löwen fährt, konterfeit er mit ihrem scheckigen Menscheninhalt zu einer Groteske ab, wie von Hogarth oder Daumier skizziert. Und mit besonderer Kuriositätenliebe ist dabei das Bild des alten Chevalier entworfen mit dem Sauer-Gesicht und der „Bratenwenderstimme", der in seiner Verschrumpftheit mit der runden Perücke, dem flachköpfigen Hut mit schmalem Rand „dem Affen im Museum Fridericianum zu Cassel gleicht".

Von Löwen und Brüssel, wo sich Forster merkwürdigerweise nicht lange aufhält, geht er sogleich in das französische Flandern, nach Lille und Dünkirchen. In Lille war eben ein Scharmützel zwischen Dragonern und Infanterie gewesen, zwischen den royalistischen Truppen und den bürgerlich gesinnten. Waffenstimmung herrscht überhaupt in dieser Stadt. Zwölftausend ihrer Einwohner stolzieren als Nationalgardisten im Federbusch herum, was zur Folge hat, daß kein Hahn ungerupft blieb und „die armen Geschöpfe durch ganz Frankreich mit bloßem Steiß herumlaufen müssen".

Auch in Dünkirchen regiert das Militär, und das winzige Theater erscheint in Parkett, in Balkon und allen Logen mit Soldaten gespickt. Und sie singen die Arien der Operette: „Felix ou l'enfant trouvé" trällernd mit, aus dem Miniaturorchester ragt dazu ein ungeheurer Contrebaß auf (Toulouse Lautrecs Yvette Guilbert-Plakat fällt dabei ein), auf dessen Saiten die Karikatur eines Musikers wütete.

In einer Kanalbarke geht es dann wieder zurück. Zunächst nach Ostende, das Forster wie ein englischer Seehafen erscheint; „alles ist dort auf englischem Fuß, und wir logierten, speisten, schliefen ganz nach englischer Art". Sogar der Regen ist englisch.

Interessant für den mancherorts doch sehr entwickelten Reisekomfort jener Zeit wird die nach vielen schlechten Erfahrungen gar angenehme Fahrt von Brügge nach Gent. Forster benutzt dabei eine jener flandrischen Treckschuten, jener breiten Kähne, die von Pferden am Ufer durch die stillen Wasserstraßen gezogen werden, und das Knarren des Leitseils hat dabei seine eigene Musik, wie der Sang der Sakije, des ägyptischen Wasser-Schöpfrades.

Forster beschreibt entzückt die Einrichtung, die an eine englische Yacht erinnert, mit großfenstrigen Kajüten, rundgeführten Polsterbänken, Wandschranktäfelung und behaglichem Kamin, Bord von Mahagoni und Geschirr von Silber.

Die Gesellschaft scheint gemischt und bei den Tischgesprächen fallen von seiten eines französischen Uhrenhändlers, „der auch in der Nationalgarde Kapitän war", Worte, die verblüffend renommistischen Ahnungslosigkeiten unserer Gegner von heut gleichen. Der Franzose meldet wichtig, daß der König von England nach Deutschland kommen würde, „pour voir le bien qu'il a du côté de Strasbourg." Man berichtigt ihn, er meine wohl Hannover, und erklärt ihm für seine einfachen Geographiebegriffe summarisch, dies Hannover läge bei Hamburg. Darauf meinte er voll Unfehlbarkeit: „Eh bien! Hambourg, Strasbourg, c'est là que nous avons fait la guerre, c'est du côté de l'Allemagne française".

In Gent wird Station gemacht. Forster geht auf die Kunstschau aus. Man bemerkt aber schon hier, daß er (im Gegensatz zu der großartigen Unbefangenheit

Digitized by Google

seines Zeitgenossen Wilhelm Heinse, die jede bildnerische Rasse und jede Landschaft mit ihren eigenen Maßen zu messen wußte, das Kolosseum wie den „holländischen Hafendamm mit Pfeffer- und Kaffeeschiffen"), der Niederländerei herzlich widerstrebte. Trotzdem sieht man seine geschliffenen, von Witz und höchst persönlichem Augenlicht beleuchteten Aufnahmen gefesselt an.

Das Flämisch-Strotzende bleibt ihm zuwider und läßt ihn an die „Fleischbänke" denken.

Eindringlicher und leibhaftiger spricht er sich darüber in seiner Schilderung Antwerpens aus, die wir ja nun heut, da die Stadt mit ihren Werken wohlerhalten in unserem Besitz ist, mit besonderer Teilnahme lesen.

Forster läßt mit malerischer Vision die Stadt so aufsteigen, wie man sie vom Lande kommend erschaut: fern am Horizont weite gestreckte Viehweiden mit strebenden Türmen und in ihrer Mitte der ungeheure gotische wie Filigran gearbeitete Spitzturm der Kathedrale, und vor den vordersten Häusern auf dem Wasser der Schelde, die man noch nicht sieht, segeln kleine Fahrzeuge hin und her.

In die Kathedrale auf der Place Verte tritt er ein und verweilt vor den Altarbildern des Rubens: mit zweifelnder Bewunderung, mit bewunderndem Zweifel. Schon vorher hatte er sich in Privatsammlungen mit dem Meister und seinen „wohlbeleibten flandrischen Schönen" auseinandergesetzt: „mit diesem Fleisch und Blut ließen sie sich die Liebkosungen des feurigen Künstlers behagen und diese materielle Schönheit genügte ihm, wenn er sich von seiner Staffelei oder vom politischen Schreibtisch hinweg in die Laube setzte, um die vorige Spannung durch eine neue zu kompensieren." Forster muß dabei zugestehen, daß er nie mehr Wahrheit in einem Portrait sah und die „treue, jedoch sichere dreiste Aufnahme der Natur unübertrefflich fand".

Vor den religiösen Gemälden jedoch hält er sich kühl, ja absprechend. Die Kreuzabnahme muß er freilich, wenn auch widerwillig und mit leidenschaftlichem Einwand gegen die Darstellung der Folter-Exstasen anerkennen in der Absicht auf lebendige Darstellung und „als Wunder von künstlerischem Genie" im Ausdruck, in der Komposition, in Licht und Farbe. Dafür tobt er seine bissige Laune und seinen Hang zu ätzender Charakteristik an der Himmelfahrt aus. Sein ganzer Haß gegen die niederländische Auffassung und Spiegelung spricht drastisch und saftig aus dem temperamentvollen Ausbruch: „Uns kam es nämlich recht skandalös vor, die dicke Madame Rubens in den Wolken so gemächlich wie auf ihrem Lehnstuhl sitzen und eine Göttin vorstellen zu sehn. Es muß in der Tat eine große Frau gewesen sein, die Madame Rubens; nichts vermag sie in Erstaunen oder in Entzücken zu versetzen; eine Himmelfahrt ist ihr so gleichgültig wie eine Fahrt auf der Treckschut; was sieht man auch bei einer Himmelfahrt, wenn man eine Niederländerin ist? Nichts als das blaue Firmament und Wolken und eine Menge kleiner Köpfe und Podexe, die sie in ihrer Kinderstube wohl eher natürlicher sah, nur daß sie nicht fliegen konnten. In Italien freilich, da hat man Augen zu einem anderen Gebrauch; da sind es die schönen Fenster der Natur, hinter denen man die Seele stehn, durch die man sie lieblich und göttlich herausstrahlen sieht; aber in Antwerpen! hier ist das Auge ja nur ein oeil de boeuf am Gewölbe des Schädels, um etwas Licht hineinzulassen ..."

* * *

Digitized by Google

Diese Beobachtungen und diese Reise machte Forster übrigens in der Gesellschaft Alexander von Humboldts. Und damit lernen wir den berühmten Verfasser des „Kosmos", der uns nur als ein ehrwürdiger, die Vertraulichkeit abwehrender Schatten undeutlich vorschwebt, als Einundzwanzigjährigen kennen.

Wir konnten ihn uns nur greisenhaft vorstellen, als den geheimnisvollen Magier, wie er im Mendelsohnschen Garten, am Reckschen Palais in der Leipziger Straße, mit der kleinen Blendlaterne abends zu seinem Observatorium zum Sternenturm wandelt, oder noch später (1859) und mumienhafter, wie Eduard Devrient ihn antrifft: „eingetrocknet und teilnahmslos sitzt er da; der Kammerdiener behandelt ihn fast schon wie die Rarität eines Erinnerungsmuseums und zeigt ihn wie den ausgestopften schwarzen Papagei und die anderen Merkwürdigkeiten", und Devrient kommt diese Stunde vor „wie der Besuch eines verehrten Grabes."

1790 aber war der Weise offenbar ein gut aufgelegter junger Reisekamerad zu Wasser und zu Lande. Er spaßt mit derben Humoren; er nennt Forster, der wegen seiner Weltumsegelung überall als der „illustre Fremde" gefeiert wird, das Meerwunder oder den Walfisch und vergleicht sich, den Trabanten, mit der „Walfischlaus"; einmal trinkt er sich einen leichten Champagnerrausch an und sprudelt dabei in liebenswürdigem Taumel die reizendsten Einfälle heraus. Forster macht dabei den Reisemarschall, er ordnet die Rechnungen, den Waschzettel, die Fahrangelegenheiten, die Haare aber wickeln sie sich gegenseitig auf. Er wird dabei magerer und Humboldt fetter. Der ist ein Schlafkünstler und nicht wieder herauszukriegen, wenn er einmal im Bett liegt. Das Frühstück ist das einzige Mittel, welches ihn bewegt, „dafür bemerkt er wieder in seinen wachen Stunden mehr als einer, der gar nicht schläft".

Am seltsamsten wirkt es wohl, wenn man den, der nachher der große Seefahrer aller Zonen wurde, zum erstenmal angesichts des Meeres sieht. „Er hatte nie die Wogen sich türmen und brechen, nie am Strande Seegewächse und Seetiere, die Beute der Flut, gesehn." Jetzt steht er vor dem Element erschüttert und voll „unbeschreiblichem Genuß". Er sammelt bei der Ebbe Seesterne, Meernesseln, Korallinen, Madreporen und Muscheln, setzt sich ans Feuer und trocknet seine Schätze. Dann wird er still und ernst, „taciturne" wie Forster es nennt.

* * *

Weiter nach dem neutralen Holland folgen wir unserem Reisenden nicht, auch nicht nach dem für uns erst in weiterer Sicht liegenden London, wo ihm vieles imponiert, wo er aber auch Eisigkeit und Egoismus feststellt. Dies wird vor allem anschaulich gemacht in dem Satz über den auch von Goethe erwähnten englischen Forschungsreisenden Banks: „Sir Joseph Banks ist höflich und kalt, wie er gegen jeden Gelehrten ist; aber im Herzen ist er eines jeden Feind, der etwas über die Südsee weiß."

Näher liegt es jetzt für uns, das frühere, aber eben erst veröffentlichte Tagebuch der Forsterschen Reise nach Polen vom Jahre 1784 aufzuschlagen.

Forster unternahm diesen Ausflug nach dem Osten nicht aus Neugier oder Wanderlust, sondern um sich eine größere Existenz zu schaffen. Eine Professur für Naturwissenschaft hatte man ihm in Wilna angeboten und trotz Abratens (der österreichische Kaiser meinte zu ihm bei einer Audienz in Wien: „ich dächte, anstatt Wissenschaften müßte man den Polen erst das ABC lehren") begibt er sich in dieses

Digitized by Google

Abenteuer, das nach ganz kurzer Zeit durch den Mangel an allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln mit schwerer Enttäuschung schließt und einem Rückzug in die Heimat. Damals ward ihm der Bibliotheksposten in Mainz, der Ausgangspunkt jener westlichen Reise von 1790, die rettende Zuflucht.

Jene Unglücksfahrt aber fand in der absichtslosen Schilderung der Notizbücher einen sinnfälligen, gegenwartsstarken Niederschlag und ihre Geographie mutet uns heut so nahbekannt an, weil die fremdartigen Namen jetzt in den kriegerischen Zeitläuften durch die Grenzkarte uns vertraut wurden. Polnische Dörfer tun sich abschreckend auf: „Kothöllen, vollgepfropft von Jahrmarktstrubel, von Wagen, Pferden und Bauern, Ochsen und Schweinen", alles halb in Schlamm und Morast steckend; die verwahrlosten Posthütten, an Gorkische Elendstätten der „Gewesenen Leute" erinnernd, mit lumpenbedeckten Schlafbänken um die Rauchkammer und dem vom Gebälk herabhängenden Blech voll schwelender Kienspäne, dazu das „wimmelnde Ungeziefer schwarzer Myrmidonen mit höllischem Gestank".

Im November 1784 gelangt Forster nach Grodno, das ja heut für die Aufstellung der russischen Armee ein wichtiger Punkt ist und in der damals gerade der polnische König Stanislaus II. Hof hält: „in dieser elenden Stadt, in einem Gewirr polnischer Großen, russischer Staatsmänner, französischer Gelehrten, deutscher Rosenkreuzer". Der Fürst erscheint als ein schöner blasser Mann mit Habichtsnase und den Zügen des Leidens und der Schwärmerei im Antlitz. Die Damen scharen sich um ihn, haschen nach seiner Hand und küssen sie inbrünstig: „man glaubt den Sultan im Harem zu sehen".

Der König thront in karminroter Uniform mit goldenen und grünen Aufschlägen, dazu in Pelz und Fußsack gewickelt unter dem Baldachin und landesväterlich, in Serenissimusweise, sagt er gerührt, tränenden Auges: „O, mein gutes Volk, wie habe ich dich so herzlich lieb." Daß er — ein Poniatowski — aber neben den Gemütstönen auch eine feine Voltairesche Spottader besaß, das erweist eine ironische Bemerkung über den Lärm des polnischen Reichstages. Er machte sie zu Forster, mit dem er sich wie der österreichische Kaiser über dessen Südseereise unterhalten, und sagt von dem aus den Nachbarsaal der Landboten hereindringenden Getobe: „Vous avez vu bien des orages, mais vous n'en aurez pas vu de cette espèce."

Auf schlimmen Wegen, durch Sumpf und Morast, erreicht Forster sein Ziel Wilna. Die landschaftliche Lage am Waldabhang, „wo die ganze große Stadt mit ihren schönen noch übrigen Türmen gleichsam ins Tal ausgegossen erscheint", entzückt ihn. Inwendig aber gibts wieder Kot, Elend, Ruinen, die alte polnische Wirtschaft.

* * *

Forster setzt unter seine Aufzeichnungen einen Schlußpunkt, der uns mit einer Sehnsucht erfüllt: „finis viaeque chartaeque", stärker aber bleibt noch als eine Abschlußstimmung aus dem Umgang mit diesen Blättern das gefaßt-melancholische Einsamkeitswort: „so leben wir — lachen, wo wir können und wühlen uns durch eine Welt, die uns fremd bleibt, bis wir hier und dort auf eine etwas verwandte Seele stoßen...."

Digitized by Google

Die rechtlichen Grundlagen der deutschen Wohnungsaufsicht und die Mitarbeit der Frauen.

Von

Dr. M. Elisabeth Lüders.

Nachdruck verboten.

Eine erschöpfende Darstellung der im Thema enthaltenen Gesichtspunkte soll hier nicht gegeben werden, sondern an einigen Beispielen die sehr verschiedenen rechtlichen Grundlagen und der ebenso verschiedene Umfang der Teilnahme der Frau an der Wohnungsaufsicht gezeigt und einige Wünsche daran geknüpft werden.

Wollte man bei einer solchen Darstellung rein historisch vorgehen, so müßte man vielleicht bei Preußen und Elsaß-Lothringen anfangen, denn in Preußen stützen sich die vielerorts erlassenen Bestimmungen über „die Beschaffenheit und Benutzung der zum dauernden Aufenthalte von Menschen benutzten Wohnungen" letzten Endes auf die allgemeinen polizeirechtlichen Grundlagen des allgemeinen Landrechts und auf das Gesetz über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 bzw. auf die Allerhöchste Verordnung über die Polizeiverwaltung in den neuerworbenen Landesteilen vom 20. September 1867 und das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883. — In Elsaß-Lothringen ist die rechtliche Grundlage in einem französischen Gesetze vom 13. April 1850 gegeben, dessen Artikel I den Gemeinden das Recht zur Einsetzung einer „Wohnungskommission" gibt. Die Aufgabe solcher Wohnungskommissionen soll bestehen in „der Untersuchung und Bezeichnung der unerläßlichen Maßnahmen zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse ungesunder Wohnungen, welche vermietet oder von anderen als dem Eigentümer oder dem Nutznießer eingenommen sind". Auf dieser Grundlage wurde z. B. in Straßburg schon 1850 die erste Wohnungskommission eingesetzt. — Aus ähnlichem Gesichtspunkte haben in Preußen verschiedene Städte schon vor der Errichtung von Wohnungsämtern in gewissem Umfange eine Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege durch die auf Grund des Gesetzes vom 16. September 1889 gebildeten Gesundheitskommissionen oder deren Organe ausüben lassen, bzw. später besondere Wohnungsämter dem für jene zuständigen Dezernat unterstellt (z. B. Königsberg i. Pr., Schöneberg).

Die eben angeführten rechtlichen Grundlagen geben aber den Gemeinden nur die Möglichkeit, die Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege einzuführen, zwingen sie aber nicht. Deshalb erscheint es zweckmäßiger, für die Orientierung das Maß des gegebenen Zwanges als Wegweiser zu wählen, da durch ihn in gewissem Grade die Einheitlichkeit der Durchführung mitbestimmt wird.

Unter diesem Gesichtspunkte steht — übrigens auch historisch — das Großherzogtum Hessen an der Spitze mit dem Gesetze vom 1. Juli 1893 betreffend „die polizeiliche Beaufsichtigung von Mietwohnungen und Schlafstellen". Es schrieb für alle Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern die Einführung einer ständigen Wohnungsinspektion vor, deren Ausführung in die Hände der staatlichen Gesundheitsbeamten und der Ortspolizeibehörden oder deren Beauftragten gelegt wurde. Nach Artikel 1 dieses Gesetzes sind die aufsichtführenden Personen befugt, „die zum Vermieten bestimmten Wohnungen und Schlafstellen einer Untersuchung in der Richtung

Digitized by Google

zu unterwerfen, ob aus deren Benutzung zum Wohnen oder Schlafen Nachteile für die Gesundheit oder Sittlichkeit nicht zu besorgen sind". Die gleiche Befugnis erstreckt sich auch auf die von den Arbeitgebern ihren Arbeitern (Lehrlinge, Gesellen, Dienstboten usw.) angewiesenen Schlafräume. Die Polizeiverordnung kann für Wohnungen bestimmter Größe Anordnungen treffen über das für jeden Mieter und Untermieter notwendige Ausmaß an Luftraum, über die Anzeigepflicht der Vermietung (Artikel 2, 3, 6), sowie über das Verbot der Benutzung gesundheitsschädlicher Wohnungen (Artikel 7). Durch das Wohnungsfürsorgegesetz für Minderbemittelte vom 7. August 1902 wurde im Artikel 10 die Wohnungsaufsicht auch für Gemeinden mit weniger als 5000 Einwohnern obligatorisch gemacht. Als wichtigste Ergänzung sah aber der Artikel 12 neben den bisherigen Organen der Wohnungsaufsicht für das ganze Gebiet des Großherzogtums einen dem Ministerium des Innern unterstellten „Landes-Wohnungsinspektor" vor. Dieser Instanz ist es wohl im wesentlichen zu verdanken, daß in Hessen die planmäßige Durchführung der Wohnungsaufsicht so gute Fortschritte gemacht hat. Sie hat dafür gesorgt, daß gemäß der Ausführungsanweisung (24. Februar 1903) die Wohnungsaufsicht in Stadt- und Landgemeinden immer mehr aus den Händen überlasteter Bürgermeister, unbesoldeter Ehrenbeamter (Ärzte, Pfarrer, Lehrer usw.) oder untergeordneter Polizeiorgane in die von besonderen Inspektoren übergegangen ist, welche über die zur Beurteilung von Wohnungen notwendige Sachkenntnis verfügen, die Fähigkeit besitzen, in ruhiger und taktvoller Weise mit dem Publikum zu verkehren und neben der gesundheitlichen und sittlichen auch die soziale Bedeutung der Wohnungsaufsicht zu würdigen verstehen. Die großen Gemeinden, wie Darmstadt (1904), Mainz (1906), Offenbach, Worms (1906), haben hauptamtliche Wohnungspfleger angestellt, und in kleineren Gemeinden wird die Wohnungsaufsicht immer mehr von Gemeindetechnikern als ständiger Teil ihrer Obliegenheiten ausgeführt. — Das Gesetz sieht auch die Bildung besonderer Wohnungskommissionen zur Ausübung der Wohnungspflege vor. Eine solche besteht z. B. in Mainz aus Mitgliedern der Stadt- und Polizeiverwaltung, der Gewerbeinspektion und des Kreisgesundheitsamtes.

Daß das Gesetz trotz seines polizeilichen Namens nicht polizeimäßig gehandhabt wird, zeigt u. a. die Dienstanweisung des Wohnungsinspektors derselben Stadt, wonach jener sich stets vergegenwärtigen soll, „daß er nicht als Polizeiorgan tätig sein soll, sondern sein Amt vielmehr der sozialen Wohlfahrtspflege gewidmet ist". Demgemäß ist auch die Abstellung vorgefundener Mißstände „zunächst im Wege der Belehrung und Mahnung zu versuchen". Nach den gleichen Grundsätzen wird übrigens wohl überall dort, wo die Wohnungsaufsicht in Wohnungsämtern organisiert ist, verfahren.

Durch Spezialgesetz geregelt ist die Wohnungsaufsicht ferner in den beiden freien und Hansestädten Hamburg und Lübeck.

Für erstere ist das revidierte Gesetz betreffend die Wohnungspflege (8. Februar 1907) maßgebend; für Lübeck das gleichnamige Gesetz vom 24. Oktober 1908. Beide Städte hatten erstmalig schon 1898 und 1902 Gesetze zu der Materie erlassen und legen ganz besonderes Gewicht auf die „gesundheitsmäßige Beschaffenheit und Benutzung der Wohnungen". Die Handhabung der Wohnungspflege liegt in den Händen der Behörde für Wohnungspflege (Hamburg: 2 Senatsmitglieder und der Inspektor der Wohnungspflege), unter Mitwirkung von Wohnungspflegern, die ihre Tätigkeit in den Bezirken ehrenamtlich versehen, ebenso wie die Vorsteher der Kreise, in die beide Städte zum Zwecke der Wohnungsaufsicht eingeteilt sind. Die Entscheidungen zur Durchführung des Gesetzes trifft die Behörde für Wohnungspflege, die bei Zuwiderhandlungen gegen ihre Befehle und Verbote recht empfindliche Strafen verhängen kann (in Hamburg z. B. bis zu 150 ℳ, falls nicht nach dem allgemeinen Strafgesetz höhere Strafen verwirkt sind).

In der Durchführung der Organisation stehen Hessen am nächsten die beiden süddeutschen Königreiche, obschon beide keine besonderen Wohnungsgesetze erlassen haben, sondern auf andere Gesetze zurückgreifen.

Digitized by Google

Die in Bayern bestehende Wohnungsaufsicht beruht auf einer Erweiterung des Art. 73 des Polizeistrafgesetzes vom 26. Dezember 1871. Zu dieser Erweiterung in der Fassung des Gesetzes vom 22. Juni 1900 wurde eine Königliche Verordnung über die Wohnungsaufsicht (10. Februar 1901) erlassen, die durch Entschließung des Königlichen Staatsministeriums des Innern (12. April 1901) mit Vollzugsanweisungen versehen wurde. Die Wohnungsaufsicht, der in allen Gemeinden alle Gebäudeteile (sowie die dazugehörigen Nebenräume), welche zum Aufenthalte von Menschen als Wohn-, Schlaf- oder Arbeitsräume dienen — also auch die der Vermieter — unterliegen, wurde den Ortspolizeibehörden übertragen, an deren Stelle im Bedürfnisfalle in größeren Städten und in Orten mit dichter Arbeiterbevölkerung ehrenamtliche Wohnungskommissionen und als deren Hilfskräfte Wohnungsinspektoren treten sollen (§§ 3, 4). Zweck der Wohnungsaufsicht sollte sein, „dem Wohnungswesen fortgesetzt sorgsames Augenmerk zuzuwenden, auf Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, besonders der Minderbemittelten, hinzuwirken, Mißstände zu beseitigen und hiernach das geeignete zu veranlassen". — Wenn auch auf Grund der Königlichen Verordnung in acht Regierungsbezirken oberpolizeiliche Vorschriften zur Durchführung der Wohnungsaufsicht erlassen wurden und auch vielerorts Wohnungskommissionen und Wohnungsinspektoren[1]) eingesetzt wurden und die Wahrnehmung der Wohnungsaufsicht bedeutend dadurch erleichtert wurde, daß die Bevölkerung seit langem an die regelmäßig wiederkehrenden Wohnungsbesichtigungen der Feuerschaukommissionen gewöhnt war, scheint es doch, als ob durchgreifende Fortschritte erst seit der Einstellung des „Zentralwohnungsinspektors" zu verzeichnen sind (Königliche Verordnung, 6. August 1906). Er führt die Oberaufsicht über alle zum Vollzuge der Wohnungsaufsicht berufenen Organe zum Zwecke der einheitlichen und gleichmäßigen Durchführung der Wohnungsaufsicht, sowie der entsprechenden Förderung der Wohnungsfürsorge. Die Berichte lassen den Erfolg seiner wichtigen Tätigkeit deutlich erkennen.

Wie in Bayern, so beruhen in Württemberg die Bestimmungen über die Wohnungsaufsicht auf dem Polizei-Strafgesetz, auf Grund dessen eine Verfügung des Ministeriums des Innern (21. Mai 1901) für alle Oberamtsstädte und sonstigen Gemeinden mit mehr als 3000 Einwohnern die Einführung der ortspolizeilichen Wohnungsaufsicht anordnete (§ 1), jedoch mit der Beschränkung auf Wohnungen, die aus 3 und weniger Wohnräumen (einschließlich der Küche) bestehen, oder in denen Schlafgänger aufgenommen, gewerbsmäßig Fremde beherbergt werden, oder Schlafgelasse für Dienstboten, Lehrlinge usw. vorhanden sind. Diese erste Verfügung wurde am 18. Mai 1907 auf alle Gemeinden ausgedehnt. — Die Ausübung der Wohnungsaufsicht ist in die Hände der Gemeindeverwaltungen gelegt und soll regelmäßig — mindestens aber alle 2 Jahre (§ 2) — wiederholt werden, zum Zwecke „der Fernhaltung und Beseitigung erheblicher, das Leben, die Gesundheit oder die Sittlichkeit gefährdender Mißstände" (§ 5). Wo keine besonderen Wohnungsinspektoren bestehen — also besonders in kleineren Gemeinden — wird die Wohnungsaufsicht mit der Feuerschau verbunden; einer rein polizeilichen Funktion. Seit der Einsetzung eines „Landes-Wohnungsinspektors" (1910) ist man bemüht, die Wohnungsaufsicht in den Oberamtsbezirken straffer zusammenzufassen, die Zahl der Aufsichtsbezirke zu verringern und die Ausübung aus der Hand der mehrköpfigen Feuerschaukommission in die einzelner Beamter zu legen, die schneller arbeiten.

Ebenfalls auf schon bestehende allgemeine Bestimmungen stützt sich die Wohnungsaufsicht in Baden und Sachsen; und zwar ist die badische Verordnung, „die Handhabung der Baupolizei und das Wohnungswesen" betreffend, in der Landesbauordnung vom 1. September 1907 niedergelegt, und die sächsischen Ministerialerlasse (1901 und 1903) greifen auf das allgemeine Baugesetz vom 1. Juli 1900 zurück.

---

[1]) Zurzeit sind gegen 120 Wohnungsinspektoren eingesetzt, von denen etwa 1/5 im Hauptamte tätig ist, z. B. in Augsburg, Fürth, Nürnberg, Regensburg, Würzburg.

Digitized by Google

Beide Gesetze enthalten neben den baupolizeilichen Vorschriften auch solche über das Wohnungswesen im engeren Sinne, d. h. über die Benutzung der Wohnräume und die Wohnungsaufsicht und ermöglichen es, hierzu durch Ortsgesetz oder im Wege ortspolizeilicher Vorschriften generelle Bestimmungen oder im Einzelfalle polizeiliche Anordnungen zu treffen (Sachsen: §§ 163 ff., Baden: §§ 146 ff.).

Die so ermöglichten badischen Wohnungsordnungen können Bestimmungen über die Beschaffenheit und Benutzung der Wohnungen enthalten „innerhalb der durch die öffentlichen Interessen der Gesundheit und Sicherheit gezogenen Grenzen", und können ferner Grundsätze „für die im Interesse der Sittlichkeit zu erlassenden Einzelanordnungen" aufstellen. Einen Anhalt für zu erlassende Mindestforderungen enthält das Gesetz selbst (§§ 148—151). Die Mindestanforderungen decken sich im wesentlichen für Flächen- und Raummaße mit den meist üblichen Bestimmungen, sie gehen aber — auch für den Fall der Selbstbenutzung der Wohnung durch den Vermieter — in bezug auf die Geschlechtertrennung zwischen Eltern und Kindern sowie zwischen Geschwistern, und in dem Verbote der Küchenbenutzung als Schlafraum erheblich darüber hinaus (§§ 148, 149). Interessant ist vielleicht, daß das genannte badische Gesetz im § 159 die Aufsicht auch auf die „Wohnwagen" ausdehnt, für welche die Bezirksämter Anordnungen treffen können, die aus Gründen der „öffentlichen Gesundheit und Reinlichkeit, der Sittlichkeit und der Sicherheit des Verkehrs" erforderlich erscheinen.

Aber der Erlaß all dieser wichtigen Bestimmungen ist nicht obligatorisch! Solange eine Gemeinde keine Wohnungsordnung erlassen hat, oder auf Grund des Polizei-Strafgesetzbuches Einzelanordnungen (besonders zur Abstellung von die Sittlichkeit gefährdender Zustände) nicht ergangen sind, haben die skizzierten Mindestanforderungen keine verbindliche Kraft. Dem Erlaß von Wohnungsordnungen wird aber — wenigstens für Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern — dadurch vorgearbeitet, daß für diese fortlaufende Wohnungsuntersuchungen durch Wohnungskommissionen obligatorisch sind, während für kleinere Gemeinden der Bezirksrat den Zeitpunkt für solche Untersuchungen bestimmen kann. Es ist anzunehmen, daß der neuerdings auch für Baden angestellte „Landeswohnungsinspektor" sich in erster Linie darum bemühen wird, die goldenen Möglichkeiten in möglichst vielen Gemeinden in die Praxis umsetzen zu lassen.

Das vorerwähnte sächsische Baugesetz weist schon in seiner Begründung auf die Notwendigkeit der Wohnungsaufsicht hin. Sein § 163 ermöglicht den Erlaß von Aufsichtsbestimmungen durch Ortsgesetz oder örtliche Polizeiverordnungen. Fortgesetzt hat sich das Ministerium des Innern bemüht, die Gemeinden in der Richtung anzuspornen, ganz besonders in Gegenden mit starker Arbeiterbevölkerung unter ausdrücklicher Betonung des großen erziehlichen Wertes der Wohnungsaufsicht. Eine Verordnung vom 21. April 1901 wandte sich besonders an die Gemeinden mit mehr als 20 000 Einwohnern „unverzüglich an den Erlaß von Wohnungsordnungen heranzugehen" und „eine zweckmäßige Wohnungsaufsicht einzurichten". Ein Erlaß für kleinere Gemeinden folgte 1903. Schließlich blieb der Erfolg nicht aus; in verschiedenen Städten und Amtshauptmannschaften[1]) wurden Wohnungsordnungen erlassen und die Wohnungsaufsicht eingeführt, allerdings nur zum Teil mit besonderen Aufsichtsbeamten. Wo solche Beamte fehlen, ist wohl leider anzunehmen, daß es noch nachdrücklicherer ministerieller Anregungen — oder besser eines Wohnungsgesetzes bedarf — damit dem Wunsche die Tat folge. Preußen war schon eingangs erwähnt. Es besitzt bekanntlich keine für das ganze Land erlassene Bau- und Wohnungsordnungen, und die Beratungen über den Entwurf zu einem Wohnungsgesetze sind noch nicht abgeschlossen. Die Grundlagen für mögliche Bestimmungen über die Wohnungsaufsicht wurden oben genannt. Sie finden sich meist in den örtlichen Baupolizeiverordnungen. Neben diesen kommen noch die Polizeiverordnungen über das Schlafstellenwesen, die fast überall vorhanden

[1]) Z. B. in Dresden, Chemnitz, Freiberg, Meißen, Zittau, Leipzig-Land, Auerbach.

Digitized by Google

sind, in Betracht sowie über das Kost- und Ziehkinderwesen. In beiden Fällen ist die Möglichkeit gegeben, eine systematische Kontrolle auszuüben und die gestellten Anforderungen mit Nachdruck durchzusetzen — allerdings die Organisation und die ausführenden Organe müssen dementsprechend sein.

Eine möglichst einheitliche Regelung der Wohnungsaufsicht auf Grund der erwähnten Gesetze ist zuerst (25. Mai 1898) im Regierungsbezirk Düsseldorf versucht worden durch Erlaß einer Regierungs-Polizeiverordnung über „die Beschaffenheit und Benutzung von Wohnungen", für welche die §§ 2, 3 Mindestforderungen enthalten, deren Innehaltung fortlaufend durch Prüfungen festgestellt werden soll, so daß möglichst mindestens alle zwei Jahre sämtliche von weniger bemittelten Familien bewohnten Wohnungen besichtigt werden.

Die Ausführung der Polizeiverordnung ist in die verschiedensten Hände gelegt, und dementsprechend mit verschiedenstem Erfolge gehandhabt. Essen (1899), Elberfeld (1908), Mülheim a. d. Ruhr, Rheydt u. a. haben Wohnungsinspektionen mit besonderen Beamten eingerichtet; andere Städte haben lediglich die polizeiliche Wohnungsaufsicht; andere mit Unterstützung beamteter Techniker; wieder andere haben die Aufsicht den Bezirksvorstehern der Armenverwaltung übertragen; Düsseldorf selbst hat eine Wohnungskommission gebildet (1901). — Regierungs-Polizeiverordnungen sind ferner erlassen z. B. für die Regierungsbezirke Köln (7. September 1899), Koblenz (29. Oktober 1903), Arnsberg (16. März 1897), Münster (12. Februar 1901). Hier wie anderwärts hängt natürlich alles davon ab, ob besondere Aufsichtsbeamte vorhanden sind; das beweisen all die Städte deutlich, die ohne jede Polizeiverordnung die Organisation und Durchführung der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege durch Beschluß der städtischen Körperschaften auf sich genommen haben, zum Teil in voll ausgebauten Wohnungsämtern, die entweder einem eigenen Dezernat unterstellt sind (z. B. Charlottenburg) oder dem Dezernat für Gesundheitspflege (z. B. Schöneberg) oder der städtischen Baupolizei angegliedert sind (z. B. Königsberg i. Pr.). Die eventuell notwendige Deputation wird auf Grund des § 59 der Preußischen Städteordnung vom 30. Mai 1853 bzw. des § 66 des Gemeinde-Verfassungsgesetzes gebildet. Mancherorts sind noch zu den städtischen Normativbestimmungen Polizeiverordnungen hinzugetreten (z. B. in Frankfurt a. M. 6. Januar 1914), die Mindestanforderungen an die Beschaffenheit und Benutzung von Wohnungen stellen; anderenorts — wo nur Königliche Polizei besteht — ist den Städten auf Antrag die Wohnungspolizei so weit zurückgegeben worden, daß Zutritt und Aufenthalt der besichtigenden Beamten in den Wohnungen gesichert ist (z. B. in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg). Wenn auch bislang den Beamten und Beamtinnen so gut wie niemals Einlaß und Auskunft verwehrt wurde, so ist es doch dringend erwünscht, daß ein Wohnungsgesetz dieses gegenüber Art. 6 der preußischen Verfassung — trotz ALR. §§ 10 II, 17 und des Gesetzes betreffend die Bildung von Gesundheitskommissionen — immerhin zweifelhafte Zutrittsrecht „generell" sicherstellt. Daß auch dann der bislang befolgte Grundsatz „Wohlfahrtseinrichtung und keine Polizeiinstitution" gewahrt bleiben muß, ist selbstverständlich.

* * *

So verschieden wie die Grundlagen sind, auf denen die Einrichtung der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege beruht, so verschieden die Durchführung nach Umfang und Inhalt bislang ist, so verschieden ist auch die Teilnahme der Frau an diesem Gebiete. Außer in den preußischen Provinzen, in denen die Städteordnung von 1859 gilt, die nach herrschender Auffassung der Zulassung von Frauen als *stimmberechtigter* Deputationsmitglieder entgegensteht, ist ihrer Teilnahme kein rechtlicher Riegel vorgeschoben. Wir finden sie denn auch ehrenamtlich tätig in Deputationen und Kommissionen (Ausschüssen), als deren Mitglieder sie meist in bestimmtem Umfange auch zu Besichtigungen — allein oder zu mehreren — berechtigt, mancherorts auch verpflichtet sind. Hin und wieder sind auch Armen- und Waisenpflegerinnen, auch Tuberkulose- und Säuglingsschwestern ergänzend in der Wohnungs-

Digitized by Google

pflege tätig. Es ist wohl aber kein Zweifel, daß diese ehren- und nebenamtliche Arbeit den Umfang und die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht bewältigen kann. Deshalb gehen die Gemeinden immer mehr zur Anstellung hauptamtlicher Wohnungsinspektorinnen (auch Wohnungspflegerinnen genannt) über, denen eventuell noch weibliche Hilfskräfte unterstehen. Bislang ist die Stellung dieser hauptamtlichen Wohnungspflegerinnen noch sehr verschieden, selbst bei denen, deren verantwortungsvolle und selbständige Arbeit sich in nichts voneinander unterscheidet. Neben dem vollberechtigten Beamtinverhältnis mit Pensionsanspruch (Worms) findet sich das Privatdienstverhältnis mit (z. B. Halle) und ohne Pensionsanwartschaft (z. B. Berlin, Schöneberg). Ebenso verschieden sind die Gehalts- und Urlaubsbemessungen, die zwischen 1500 und 3000 ℳ im Anfang, bzw. 2 und 4 Wochen schwanken. Es wird Sache der Frauen — aber nicht nur der Wohnungspflegerinnen — sein, die Gemeinden auch zur äußeren Anerkennung der von den Wohnungspflegerinnen geleisteten Arbeit zu drängen, so daß diese dienstlich und materiell ihren männlichen Kollegen gleichstehen. Sie arbeiten nicht „unter" sondern „neben" und „mit" diesen, und neben ausgedehnten sachlichen Kenntnissen, neben weitgehender sozialpflegerischer Übung wird von ihnen ein ungeheures Maß seelischer Spannkraft verlangt, das gegenüber dem Ansturme mitleidiger Gefühle so fest stehen muß wie gegenüber bureaukratischer Gleichgültigkeit und sogenannter verstandesmäßiger Erwägungen. Außerdem fällt ihnen meist die schwierige Aufgabe zu, die Zusammenarbeit mit anderen öffentlichen und privaten Wohlfahrtseinrichtungen zu organisieren und aufrechtzuerhalten. Wenn irgendwo, so ist für dieses Amt — auch bei den Männern — Sparsamkeit schlecht am Platze, denn dadurch wird die Auswahl unter den Besten bedenklich beschränkt werden.

Von Wünschen seien schließlich nur zwei angefügt: Erlaß eines Wohnungsgesetzes, das für Stadt und Land an Stelle des „Können" das „Sollen" setzt, und dadurch mehr positive Bevölkerungspolitik, Jugend- und Gesundheitspflege betreibt als manches andere. Und dann: Frauen genug, die sachlich und persönlich fähig sind, das verantwortungsvolle Amt auszuführen; einige Krankenpflege- oder Haushaltungskurse tun es nicht, eine absolvierte Frauenschule auch nicht, ein akademischer Grad ebensowenig, auch nicht alles zusammen.

Es gilt vielleicht der Spruch: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Literatur-Nachweis:

Vgl. außer den zitierten Gesetzen, Verordnungen usw. die Jahresberichte, Organisationspläne und Geschäftsanweisungen der Wohnungs-Inspektionen; ferner „Wohnungsfürsorge in deutschen Städten", Beiträge zur Arbeiter-Statistik Nr. 11. Material hatte auch freundlichst überlassen die „Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau Frankfurt a. M.", der „Großberliner Verein für Kleinwohnungswesen" sowie Dr. jur. Altenrath den Bürstenabzug seines Vortrages „Überblick über Aufgabe und Organisation der Wohnungsaufsicht in Stadt und Land", gehalten in Charlottenburg auf dem „Kongreß für Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege" 2. bis 4. Dezember 1913.

Digitized by Google

Die Kriegsnovelle zum österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von

Henriette Herzfelder (Wien).

Nachdruck verboten.

Umlernen! — das ist der kategorische Imperativ, den dieser über das Maß alles Vorstellbaren hinauswachsende Krieg uns aufzwingt. Wenn eines Tages die Sonne des Friedens über die blut- und leichengedüngte Erde aufgehen wird, dann wird sie eine völlig veränderte, äußerlich und innerlich von Grund aus umgestaltete Welt bestrahlen, und wir, die im wild dahinbrausenden Strome der Geschehnisse unbekannten Entwicklungen blindlings zutreiben, werden erst lernen müssen, uns in ihr zurechtzufinden. Zu den merkwürdigsten Wandlungen, die sich, in ihren Umrissen aufmerksamen Augen schon heute sichtbar, zweifellos vorbereiten, gehört der Umschwung in der Wertung der Frauen. In Friedenszeiten galt es als ein unumstößliches Axiom, daß die Frau wegen ihrer Untauglichkeit zum Waffendienste als Staatsbürger zweiter Ordnung zu gelten habe, so lange wenigstens, als die Macht der Staaten auf der Spitze des Schwertes ruht. Und nun hat es sich begeben, daß gerade der Krieg nicht den Minderwert der Frau, sondern ihre unschätzbare Bedeutung für Staat und Volk in das hellste Licht rückt. In demselben Augenblicke, da der Ruf der verbündeten Kaiser an die wehrfähigen Männer ihrer Reiche erging und Millionen aus Schreibstube und Werkstatt und vom erntereifen Felde weg zu den Fahnen eilten, da haben auch die Frauen, Abschiedsweh und Zukunftsbangen heldenhaft niederkämpfend, freiwillig mobilisiert. Jung und alt, reich und arm, vornehm und gering, alle, ohne Ausnahme, stellten sich in den Dienst des bedrängten Vaterlandes, die einen, indem sie mit ruhiger Selbverständlichkeit an die verwaisten Plätze der Männer traten, die andern durch eine großzügig ausgestaltete Hilfs- und Fürsorgetätigkeit. Und wie Frauen als Post-, Telegraphen- und Telephonbeamtinnen (die bei uns während der Mobilisierungstage Übermenschliches leisteten) mitgeholfen haben, die ungeheure moderne Kriegsmaschinerie in Gang zu bringen, so wäre die Organisation der Verwundetenpflege, der Arbeitslosen-, der Kinderfürsorge, wäre die ungestörte Aufrechterhaltung des gesamten Wirschaftslebens undenkbar ohne die stetige, pflichtgetreue Mitarbeit der Frauen. Das wird heute bei uns auch von Leuten anerkannt, die ehedem jeder Unterstützung von weiblicher Seite glaubten entraten zu können und jedes Angebot derselben mit überlegener Gebärde und ironischem Dank zurückwiesen. Und ein Zeichen der Anerkennung weiblichen Wirkens, weiblicher Reife ist wohl auch die am 12. Oktober d. J. im Reichsgesetzblatte kundgemachte Teilnovelle zum Allgem. BGB. (allgemein als Kriegsnovelle bezeichnet), die einer Reihe oft und oft vorgebrachter Wünsche der Frauenschaft endlich Erfüllung bringt. Gewiß haben zunächst die durch den Krieg auf verschiedenen Gebieten hervorgerufenen, drängenden Notstände die Regierung veranlaßt, Teile der seit Jahren vorbereiteten und vom Herrenhause unseres Reichsrates bereits durchberatenen

Digitized by Google

und genehmigten Novelle zum Allgem. BGB. eben jetzt im Wege einer sogenannten § 14-Verordnung[1]) in Kraft zu setzen. Aber man hätte sich wohl besonnen, eine so folgenschwere Maßnahme zu treffen und mit den Rechten der Frauen auch den Kreis ihrer Pflichten und Verantwortlichkeiten zu erweitern, wenn man sie in Augenblicken schwerster Prüfung nicht vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgabe gefunden hätte.

Die Kriegsnovelle nimmt ihren Ausgang vom Tode, der jetzt so überreiche Ernte hält; wirksamere Fürsorge für die Hinterbliebenen — Frauen und Kinder — der für das Vaterland Gefallenen bildet ihren Leitgedanken. Einzelne Bestimmungen, die eine engere Beziehung zu diesem Gedanken vermissen lassen, so jene über den Schutz des Kindes gegen Mißbrauch der väterlichen Gewalt, wurden beibehalten, um in das geschlossene Gefüge der Novelle keine willkürlichen Lücken zu reißen.

Für die Frauen ist von weitaus größter grundsätzlicher Bedeutung die Bestimmung über ihre allgemeine Zulassung zur Führung der Vormundschaft und Kuratel. Bisher konnte nur die eheliche Mutter oder die Großmutter von Vaterseite zur Vormünderin ihrer eigenen Kinder resp. Enkelkinder bestellt werden und regelmäßig nur unter Beigabe eines männlichen Mitvormundes. In Zukunft werden Frauen jede Vormundschaft, über eigene, eheliche oder uneheliche wie über fremde Kinder übernehmen können — mit einer einzigen Einschränkung: die verheiratete oder sich verheiratende Frau wird dazu die Zustimmung ihres Ehemannes beibringen müssen, sofern es sich nicht um ihre leiblichen Kinder handelt. Diese Einschränkung wäre wohl besser fortgeblieben, durch sie gerät der Gesetzgeber mit sich selbst in Widerspruch. Er erklärt die Frau für fähig, Vormund zu sein, d. h. einem Kinde den Vater zu ersetzen; das bedeutet die rechtliche Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit mit dem Manne, und eben hierin gipfelt der moralische Erfolg dieser Errungenschaft. Aber gleich darauf wird die Frau doch wieder der eheherrlichen Obergewalt unterstellt. Es wäre logischer und der ehelichen Eintracht vielleicht förderlicher gewesen, die Einigung darüber, ob eine verheiratete Frau eine Vormundschaft übernehmen solle oder nicht, der privaten Vereinbarung zu überlassen. Die Bestellung eines Mitvormundes wird auf wenige gerechtfertigte Fälle beschränkt; solche Fälle sind: der ausdrückliche Wunsch des Vaters oder der Vormünderin selbst, schwierige Vermögensverwaltung, endlich besondere Umstände, welche die Unterstützung eines Mitvormundes zur Wahrung der Interessen namentlich des unehelichen Kindes notwendig erscheinen lassen.

Die Pflicht zur Übernahme der Vormundschaft wird nur der Mutter oder Großmutter auferlegt. Sehr zutreffend bemerkt hierzu der Motivenbericht, daß es nicht zur Verbesserung der Vormundschaftspflege dienen könne, die Zahl widerwillig geführter Vormundschaften zu mehren. Die bisher in der freiwilligen Waisenpflege gemachten Erfahrungen ließen auch erwarten, daß die Frauen zur Übernahme des neuen Amtes in großer Zahl sich bereitfinden würden.

Daß man die Mitarbeit der Frauen in der Waisenfürsorge nachgerade als ganz unentbehrlich zu betrachten gelernt hat, beweisen auch die Bestimmungen über die Vormundschaftsräte. Waisen- oder Vormundschaftsräte gab es auch bisher an vielen Orten als freiwillige Vereinigungen. Durch die Novelle erhalten sie eine

[1]) § 14 des Verfassungsgesetzes ermächtigt die Regierung, dringende Verfügungen zur Beseitigung eines Notstandes im Verordnungswege zu treffen, wenn sie sich zu einer Zeit herausstellen, da das Parlament nicht versammelt ist und nicht einberufen werden kann.

Digitized by Google

feste gesetzliche Grundlage, obligatorischen Charakter und eine überall gleichartige Organisation. Sie sind als eine Vermittlungsstelle zwischen Vormundschaftsgericht und Einzelvormündern gedacht, haben letztere vorzuschlagen, zu überwachen, zu beraten, doch können ihnen auch selbst Vormundschaften übertragen werden. Der erste, allerdings recht bescheidene Ansatz zur Regelung der bei uns sehr im argen liegenden Ziehkinderpflege findet sich in der Bestimmung, daß durch besondere Verordnung dem Vormundschaftsrate die Aufsicht über die in fremder Pflege befindlichen Kinder zugewiesen und die Befugnis zur Übernahme von Ziehkindern von seiner Genehmigung abhängig gemacht werden kann.

Zu Mitgliedern des Vormundschaftsrates können eigenberechtigte Personen beiderlei Geschlechtes ernannt werden, und den Frauen wird die Vertretung in demselben durch die Anordnung gesichert, daß die Beaufsichtigung von Kindern unter sieben Jahren und die Überwachung von weiblichen Mündeln höheren Alters Frauen zuzuweisen sei.

Die Zuziehung der Frauen zu den Vormundschaftsräten hat neben der praktischen eine nicht zu unterschätzende grundsätzliche Bedeutung. In dem Motivenberichte zu der ursprünglichen Regierungsvorlage werden die Vormundschaftsräte als Körperschaften mit behördlichem Charakter, welche Geschäfte der Regierung besorgen, gekennzeichnet. Daß Frauen zu Geschäften dieser Art herangezogen werden, ist bei uns zu Lande ohne Präzedenz.

Die Tätigkeit der Vormundschaftsräte ist eine ehrenamtliche.

Neuerungen auf dem Gebiete des Vormundschaftswesens sind ferner: die gesetzliche Einführung der in Deutschland längst eingebürgerten, praktisch mit bestem Erfolge auch bei uns erprobten Generalvormundschaft und die Ausdehnung der Anstaltsvormundschaft auf die in Zwangsarbeits-, Besserungs- und Fürsorge-Erziehungshäusern untergebrachten Minderjährigen. Bisher bestand die Anstaltsvormundschaft bloß in den Findelhäusern, der Leiter des Findelhauses ist Vormund aller in der Obhut der Anstalt befindlichen Pfleglinge, in jüngster Zeit wurden den Findelhäusern aber eigene Rechtsschutzämter angegliedert, denen die Wahrung und Durchsetzung namentlich der vermögensrechtlichen Ansprüche obliegt. Die Übertragung aller Rechte und Befugnisse eines Vormundes auf die Leiter der Zwangs- und Fürsorge-Erziehungsanstalten kann nicht unbedenklich als Fortschritt begrüßt werden, heißt das doch die Zöglinge jedes Schutzes von außen beraubt der Macht des Anstaltsgewaltigen ausliefern. Vorkommnisse, deren Schauplätze sogenannte Erziehungsanstalten gewesen, beweisen, daß diese Allgewalt schwere Gefahren in sich birgt. Auch die staatliche Genehmigung der Anstalten wird sie nie ganz zu bannen vermögen.

Den Reformen im Vormundschaftswesen an Wichtigkeit zunächst kommen die Bestimmungen zugunsten der unehelichen Mutter und des unehelichen Kindes. Merkwürdig genug zeigt sich unser hundertjähriges Allgem. BGB. in einem Punkte weitherziger als selbst Gesetzbücher aus allerjüngster Zeit: es läßt die Vaterschaftsklage ohne jede Einschränkung zu. Im übrigen aber spiegeln die Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Unehelichen Auffassungen, die mit unserem heutigen Empfinden nicht mehr übereinstimmen. Daß die Kriegsnovelle eine Anpassung an fortschrittlichere Anschauungen vornimmt und tatsächlich gegebenen Verhältnissen vielfach Rechnung trägt, soll ihren Urhebern gedankt sein, wenn sie auch viele, und, wie wir glauben, berechtigte und erfüllbare Forderungen unberücksichtigt ließen.

Digitized by Google

Die monströse Bestimmung, daß uneheliche Kinder von den Rechten der Verwandtschaft und der Familie überhaupt ausgeschlossen seien, erscheint durch die Novelle beseitigt. Sie gehören nunmehr der mütterlichen Familie an. Zu ihrer Verpflegung sind nicht (wie bisher) allein die leiblichen Eltern, sondern auch die mütterlichen Großeltern verpflichtet. Auch das Erbrecht des unehelichen Kindes, das bisher nur gegenüber der Mutter bestand, wird auf die mütterliche Verwandtschaft ausgedehnt. Der Ehemann der Mutter kann ihrem Kinde durch Erklärung bei der politischen Landesbehörde seinen Namen geben. Diese Namensgebung hat aber keinerlei familienrechtliche Wirkungen, sie bezweckt nur die Besserung der sozialen Stellung des Kindes. Von größerer Tragweite ist die Bestimmung, daß uneheliche Kinder, die im Hause ihres Vaters aufgezogen werden, auch nach seinem Ableben Pflege und Erziehung in dem bisher genossenen Maße bis zum Eintritt der Selbsterhaltungsfähigkeit zu fordern berechtigt sind. Diese Verfügung wird vor allem den schuldlosen Opfern unserer unglücklichen Ehegesetze zugute kommen, die geschiedenen Eheleuten katholischen Glaubens bei Lebzeiten des anderen Eheteiles die Wiederverehelichung nicht gestatten. Der Aufbau einer neuen Familie ist der Mehrzahl dieser Bedauernswerten nur in Form eines Konkubinates oder einer wilden Ehe möglich, die Sprossen aus der neuen Verbindung gelten vor dem Gesetze als unehelich.

Der unehelichen Mutter, die für ihre eigene Person gar keinen Rechtsanspruch an den Vater ihres Kindes hatte, wird nunmehr Ersatz der Entbindungskosten sowie weiterer durch die Niederkunft etwa notwendig gewordener Auslagen und ein Unterhaltsbeitrag für die ersten sechs Wochen nach der Entbindung zugesprochen. Die gerichtliche Sicherstellung dieser Leistungen und des dreimonatlichen Unterhaltsbeitrages für das zu erwartende Kind, kann noch vor der Geburt desselben von der Mutter begehrt werden, unter der Voraussetzung, daß sie dieser Unterstützung bedürftig ist und keinen unzüchtigen Lebenswandel führt. Die ursprüngliche Regierungsvorlage wußte nichts von diesen Vorbehalten, sie wurden erst während der Beratungen im Herrenhause eingefügt und lassen es lebhaft bedauern, daß das Abgeordnetenhaus nicht Gelegenheit fand, den alten Wortlaut wiederherzustellen. Mit der Voraussetzung der Bedürftigkeit kann man sich noch abfinden, die wohlhabende Mutter würde die Sicherstellung schwerlich verlangen, und ihre Verweigerung tut weder ihr noch dem Kinde empfindlichen Abbruch. Aber geradezu widerwärtig ist die Heuchelei, die in der zweiten Einschränkung sich Ausdruck schafft. Man legalisiert die Unzucht, man erklärt sie unumwunden als eine unentbehrliche gesellschaftliche Schutzeinrichtung, man bedient sich ihrer in verschwiegenen Stunden, aber wenn der Zahltag kommt, dann wird der männliche Mitschuldige gegen einen vorzeitigen Angriff auf seine Tasche sorgfältig geschützt, und das Weib, dessen er sich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bediente, einfach preisgegeben, preisgegeben in dem Augenblick, da es die so schwungvoll verherrlichte Mission des Gebärens erfüllt, die selbst die Dirne mit einem Schimmer von Ehrwürdigkeit umkleidet. Preisgegeben in den gefährlichsten Tagen, zur Strafe für die Sünden der Mutter, auch das schuldlose Kind, das schutzbedürftiger ist als irgendein anderes, denn welches wäre erbarmungswürdiger, als der vaterlose Sprößling einer leichtfertigen Mutter?! — — Das ist Herrenmoral, jene Moral, die uns zwingt, die Teilnahme der Frauen an der Gesetzgebung zu erstreiten. —

Digitized by Google

Wichtige Frauenintereſſen werden berührt durch die Beſtimmungen der Kriegsnovelle über den Verbleib der Kinder im Falle der Eheſcheidung und die Änderungen im Erbrecht. Während das bisher geltende Geſetz Kinder geſchiedener Eheleute, falls eine gütliche Vereinbarung zwiſchen ihnen nicht zu erzielen war, vom 4. beziehungsweiſe 7. Jahre (Mädchen) dem Vater zuſprach, wird die Entſcheidung nunmehr in das Ermeſſen des Richters gelegt, der dabei Beruf, Perſönlichkeit und Eigenſchaften der Eltern, die Urſachen der Eheſcheidung zu berückſichtigen und auf das Wohl der Kinder Bedacht zu nehmen hat. Hier iſt wohl die denkbar beſte Löſung für eine der ſchwierigſten Rechtsfragen gefunden worden. Sie geſtattet die individuelle Behandlung jedes einzelnen Streitfalles, die Mutter hat nicht mehr den unverrückbaren Buchſtaben des Geſetzes gegen ſich, und ſind mehrere Kinder vorhanden, ſo iſt die Möglichkeit geboten, beiden Elternteilen gerecht zu werden. Bei geänderten Verhältniſſen kann der Richter neue durch das Intereſſe der Kinder gebotene Anordnungen treffen. Jedem Elternteil bleibt das Recht gewahrt, mit den in der Obhut des andern befindlichen Kindern zu verkehren. Die Koſten der Erziehung ſind nach wie vor vom Vater zu tragen.

Weſentlich verbeſſert erſcheint durch die Novelle das Erbrecht des überlebenden Ehegatten, der bisher nicht nur den Kindern, ſondern ſelbſt entfernten Seitenverwandten gegenüber arg zurückgeſetzt erſchien. Sein Erbanteil wird im Verhältnis zu dem der anderen Erbberechtigten durchweg erhöht, überdies gebühren ihm die zum ehelichen Haushalt gehörenden beweglichen Sachen, neben Kindern des Erblaſſers jedoch nur das für den eigenen Bedarf Nötige. Ein Pflichtteilsrecht wird dem Ehegatten nicht gewährt, indeſſen hat er, ſolange er nicht eine zweite Ehe eingeht, den mangelnden, den Verhältniſſen entſprechenden Unterhalt zu fordern, falls er nicht durch den Erbanteil oder durch eine letztwillige Verfügung geſichert erſcheint. Es bedarf keines beſonderen Nachweiſes, daß die Verbeſſerung der erbrechtlichen Beſtimmungen in der Mehrzahl der Fälle der Ehefrau zugute kommen wird. Die Zulaſſung von Frauen zur Verwendung als Urkunds-, Identitäts-, Teſtamentszeugen uſw. beſeitigt aus unſerem Allgem. BGB. endlich jenen Satz, der uns Frauen eine Mittelſtellung zwiſchen Minderjährigen und Sinnloſen oder nicht Vollſinnigen (Blinden, Tauben) anwies. Der moraliſche Wert dieſer Errungenſchaft iſt jedenfalls ungleich höher als ihr praktiſcher, aber auch dieſer dürfte ſich in dieſer Zeit des großen Männerſterbens häufig genug erweiſen. Von traurigſter Aktualität ſind die Beſtimmungen über die Abkürzung der Friſten für die Todeserklärung Verſchollener. Des näheren auf ſie wie auf einige andere, erhöhten Kinderſchutz betreffende einzugehen, verbietet die Rückſicht auf den verfügbaren Raum.

Das Schlußurteil darf wohl dahin lauten, daß die Kriegsnovelle den Frauen vieles und wertvolles gebracht hat, das in weiterer Folge auch der Geſamtheit nützen wird. Wenn wir einmal die Bilanz dieſer fürchterlichen Kriegszeiten rückſchauend werden ziehen dürfen, dann wird ſie unter den nicht allzu zahlreichen Poſten der Gewinnſeite zu buchen ſein. Friedlicheren Tagen muß es vorbehalten bleiben, in unentwegter Arbeit auch das noch zu erringen, was ſie uns ſchuldig geblieben iſt.

Digitized by Google

BERLIN

Der englische Aushungerungsplan und die deutschen Hausfrauen.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Ich möchte das, was ich zu diesem Thema zu sagen habe, an eine Geschichte anknüpfen, die ihm anscheinend weltenfern liegt: an die biblische Geschichte von Petri Verleugnung. Der entscheidende Zug der Geschichte ist der, daß der mutige Mann, der für seinen Führer gegen eine hoffnungslose Übermacht das Schwert zieht, ihn hernach vor dem Gesinde des Hohenpriesters verleugnet. Warum? Wahrscheinlich weil er dachte, so im ganz kleinen, vor einer Magd oder einem Knecht, lohnt es nicht, zu bekennen und heroisch zu sein. Außerdem war niemand dabei.

Ein wenig so ist es nämlich mit den Hausfrauen und dem Vaterland. Dieselben Hausfrauen, die heroisch ihre Gatten und Söhne hingeben, versagen nicht selten bei den kleinen vaterländischen Pflichten. Große Opfer zu bringen sind sie freudig bereit, aber bei allen unscheinbaren Gelegenheiten des Alltags Schritt für Schritt sich an eine vaterländische Pflicht halten, das bringen sie nicht fertig. Denn das Unbequeme fordert oft mehr Kräfteaufwand als das Schwere.

Und doch muß dies Unbequeme jetzt von den Frauen geleistet werden — ein Vaterlandsdienst, der zäheste Ausdauer und Wachsamkeit, die lückenlose Bereitwilligkeit jedes Augenblicks erfordert: der notwendige, unerläßliche Kampf der deutschen Hausfrauen gegen den englischen Aushungerungsplan.

Daß er notwendig ist und wie notwendig er ist, das zeigt uns jetzt die deutsche Wissenschaft — ein in diesen Tagen erscheinendes Buch: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan", von einer Reihe bekannter Physiologen, Volkswirtschaftler, Statistiker gemeinsam geschrieben, und herausgegeben von dem Rektor der Berliner Handelshochschule Professor Dr. Eltzbacher (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig. Preis 1 *M*). Das Buch ist in doppeltem Sinn ein bezeichnendes Zeitdokument; nämlich erstens: weil es — in so kurzer Zeit entstanden — in seiner Gründlichkeit und Sorgfalt ein glänzendes Stück wissenschaftlicher Mobilmachung ist, zweitens: als eine gemeinsame Arbeit einer Gruppe von Gelehrten, die gemeinsam für jedes einzelne Kapitel verantwortlich sind. Der Ernst der Stunde hat auch hier zusammengeschweißt, weit über die übliche Form gemeinsamer Arbeit hinaus, bei der jeder sein Kapitel schreibt und verantwortet. Dies ist eine Arbeit, bei der der Volkswirtschaftler und der Statistiker die physiologischen Kapitel mit decken, und umgekehrt; eine ganz neue Form des Zusammenwirkens, die von der Zeit und dem ernsten Zweck geboren ist. Zweck des Buches ist, genau festzustellen, was Deutschland für seine Volksernährung hat, was uns fehlt, und wie wir mit dem Vorhandenen umgehen müssen. „Wir", das

Digitized by Google

heißt Staat und Städte, Landwirtschaft, Gewerbe, Handel — und vor allem die Hausfrauen.

Auf sie, das zeigt auch dieses Buch, wird es letzten Endes ankommen. Daß die Produzenten durch ihre eigenen Erwerbsinteressen oder meinetwegen auch Existenzrücksichten zu stark gebunden sind, um der gemeinsamen Aufgabe rücksichtslos ganz und gar zu dienen, das haben uns viele Einzelbeispiele der letzten Zeit, vor allem das Verhalten der Zuckerindustrie, deutlich genug gezeigt. Daß der Staat mit Höchstpreisen verhältnismäßig wenig nur ausrichten kann, liegt auch auf der Hand. Ja, gerade die Höchstpreise haben ja die Gefahr, daß das Publikum nicht von leichtsinnigem Verbrauch abgeschreckt wird. Gerade die Höchstpreise erfordern die freiwillige Gewissenhaftigkeit der Verbraucher als ihre unerläßliche Gegenleistung. Außerdem aber gilt es wirtschaftlich sein auch in solchen Ernährungsfragen, die das Netz der Höchstpreise niemals überziehen wird.

Dieses Buch erfüllt also seine Bestimmung nicht, wenn Gelehrte oder Gewerbetreibende es lesen, es wendet sich im Grunde an die Hausfrauen. Und weil es für viele von ihnen zu gelehrt und zu lang ist, haben die Verfasser die letzten praktischen Ergebnisse ihrer Feststellungen außerdem in einem kleinen Ratgeber zusammengestellt, der für 15 ₰ gleichfalls im Verlag von Vieweg erschienen ist. Dazu hat Frau Hedwig Heyl ein kleines Kriegskochbuch zusammengestellt (Verlag von Carl Habel, Berlin, Preis 15 ₰). Der letzte Extrakt ist schließlich ein knappes Flugblatt, das in großen Mengen in weitesten Kreisen verbreitet werden soll. (Zu beziehen bei der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin W., Augsburger Straße 61.)

Wenn man das große Buch durchgelesen hat, hat man einen Wunsch: daß alle Zuhausegebliebenen den Ernst unserer wirtschaftlichen Lage viel viel mehr fühlen möchten, als sie es heute leider tun! Wenn man das Buch durchgelesen hat, hat man zweierlei Sicherheit: 1. wir können ohne Einfuhr auskommen; 2. aber wir müssen uns alle zusammennehmen.

* * *

Kühl und sachlich und ohne Beschönigung werden unsere Schwierigkeiten geschildert. Wir bekommen nichts von Übersee. Wir haben aber auch nicht viel von benachbarten neutralen Staaten zu erwarten — von Holland nicht, wie bisher, Fleisch, Butter, Käse, weil Holland seinerseits durch die Behinderung der Handelsschiffahrt an Futtermittel- und Getreidemangel leidet; ähnlich liegt es mit Viehversorgung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Auch unsere eigene Lebensmittelerzeugung ist vermindert: die Landwirtschaft durch Mangel an Arbeitskräften, Spannvieh, Dünger- und Futtermittel, die Fischerei durch die Unsicherheit der Nordsee — aber auch, und noch erheblicher, durch die Abwesenheit der kräftigen Männer.

In einer sorgfältigen Statistik wird dann der regelrechte Verbrauch Deutschlands an pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln festgestellt und in Nährwerte umgerechnet. Daraus ergibt sich, daß wir von unserem gesamten Nahrungsmittelverbrauch 38 Prozent Eiweiß und 20 Prozent Kalorien aus dem Ausland bekommen haben; da die eigene Lebensmittelerzeugung zurückgeht, die Bevölkerung dagegen gestiegen ist, fehlt uns noch etwas mehr als das.

Digitized by Google

Also wir müssen uns einschränken. Aber wir können es auch ohne Schaden, denn der physiologisch errechnete Bedarf an Nahrungsmitteln bleibt tief unter dem tatsächlichen Verbrauch. Wir sind im Frieden ziemlich sorglose Nahrungsmittelverschwender. Nicht nur, daß die meisten Menschen viel mehr essen als nötig ist, es wird auch unendlich viel sonst vergeudet. In den Abwässern wurde z. B. festgestellt, daß in Berlin täglich pro Person 20 Gramm Fett weggeworfen wird.

Um mit dem verminderten Nahrungsmittelbesitz, den wir haben, ebenso weit zu reichen, ist notwendig: erstens: Verbot aller Ausfuhr; zweitens: richtige Ausnutzung unserer Vorräte; drittens: Anpassung der Lebenshaltung.

Im zweiten Teil des Buches werden die Maßnahmen zur Umschaltung der Volksernährung nun im einzelnen dargelegt.

Dabei handelt es sich zum Teil natürlich um Fachangelegenheiten der Landwirtschaft, deren Beschreibung für unseren Leserkreis vielleicht ein gewisses Interesse, aber doch wenig praktischen Nutzen haben würde, zum größeren Teil aber um direkte Anweisungen an die Küche der einzelnen Hausfrau.

Von den großen volkswirtschaftlichen Maßnahmen seien nur die wesentlichen erwähnt. Das Buch setzt sich in schärfster Form mit der Haltung der Regierung in der Frage der Zuckerausfuhr auseinander. Es war ein schwerer Fehler, daß diese Ausfuhr zugelassen wurde, statt daß man den unschätzbaren Glücksfall unserer großen Zuckervorräte für die deutsche Volksernährung ausnutzte, indem man mit allen Mitteln, vor allem auch mit dem möglichst billiger Preise, den deutschen Zuckerkonsum zu steigern versuchte. Es ist eine der merkwürdigsten wirtschaftlichen Inkonsequenzen, daß deutsches Vorzugsgut, wie es der Zucker ist, dazu diente, daß England sich daran satt und gesund aß, während man bei uns den Zucker durchaus nicht in dem Umfang zum Volksnahrungsmittel werden ließ, wie er es verdient. In England beträgt der Zuckerkonsum jährlich 40 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung; bei uns immer noch nicht mehr als etwa 17 Kilogramm. Und während der Zucker tatsächlich eines der gesündesten und billigsten Volksnahrungsmittel sein könnte, umgibt ihn in den Augen vieler sparsamer Hausfrauen und strenger Mütter immer noch der ganz unverdiente Nimbus des Luxus, der Leckerei und des Wohllebens. Der deutsche Rübenzucker verdankt seine Entstehung der Napoleonischen Kontinentalsperre. Vielleicht wird er seinen durchschlagenden Sieg als Volksnahrungsmittel und Fleischersatz dem Weltkrieg von 1914 und der englischen Kontinentalsperre verdanken. Richtige Preis- und Ausfuhrpolitik ist freilich dafür Voraussetzung.

Aus dem großen Gebiet der landwirtschaftlichen Notwendigkeiten — bei deren Bewältigung unsere Landwirtschaft den ganzen Glanz ihrer entwickelten Technik und intelligenten Betriebsleitung zeigen kann — kommt als nächste ganz aktuelle Frage für den Konsumenten zweierlei in Betracht: die Zurückhaltung wichtiger Volksnahrungsmittel, wie Getreide und Kartoffeln, von der Verfütterung, und die notwendige Einschränkung des Viehbestandes.

Die schwerste und eingreifendste volkswirtschaftliche Folge des Krieges ist das Ausbleiben der ausländischen Futtermittel einerseits und der großen Weizenzufuhr andrerseits. Das Ausbleiben der Weizenzufuhr (nämlich fast eines Drittels des gesamten Weizens, den wir für gewöhnlich verbrauchen) zwingt uns, Roggen, Hafer und Kartoffeln als Ersatz zu benützen. Das bedeutet wiederum, daß sie durchaus

Digitized by Google

nicht verfüttert werden dürfen. Es bleibt also eine ganz gewaltige Lücke in unserem Futtermittelbestand. In der Beurteilung der Frage, wie weit eßbare Vegetabilien gefressen werden dürfen, kann nur der physiologische Maßstab angelegt werden, ob die von Schweinen oder Kühen gefressenen Futtermengen uns auf dem Wege über Fleisch oder Milch mehr Nährwerte vermitteln, als wenn wir sie direkt aufessen. Nun zeigt es sich aber, „daß die zur menschlichen Ernährung bestimmten Vegetabilien, vor allen Dingen Getreide und Kartoffeln, eine sehr viel geringere Zahl Menschen ernähren können, wenn sie durch Verfütterung in Fleisch und Molkereiprodukte verwandelt werden, als wenn wir sie direkt als menschliche Nahrung verwenden." — „Mit der Milch, dem Getreide und den Kartoffeln, die ein Schwein verzehrt, kann man etwa doppelt soviel Menschen ernähren, als mit dem daraus entstandenen Schweinefleisch." An diesem Maßstab gemessen ergibt sich die Notwendigkeit, etwa 10 Prozent unseres Rinder- und 50 Prozent unseres Schweinebestandes abzuschlachten. Ganz erhalten werden können Schafe und Ziegen, weil sie ohne menschliche Nahrungsmittel gefüttert werden können. Die relativ geringe Verminderung der Kühe im Gegensatz zu den Schweinen hängt damit zusammen, daß die Kühe im wesentlichen nicht auf Futtermittel angewiesen sind, die auch zu Ernährungszwecken dienen.

Daß für unsere Landwirtschaft, insbesondere für die Nordwestdeutschlands und für den kleinen Mann auf dem Lande, diese Notwendigkeit eine der bösesten Kriegsfolgen ist, liegt auf der Hand. Was bedeutet nun diese Tatsache für den Fleischmarkt und für den Konsumenten?

Vielleicht wird jede Hausfrau, die dies liest, zunächst eine gewisse Genugtuung empfinden in dem Gedanken, daß dann einmal endlich die Fleischpreise etwas sinken müssen. Man rechnet damit, daß diese Verminderung des Bestandes durch große Schlachtungen ihren Höhepunkt etwa Ende Dezember erreichen wird. Aber wir werden belehrt, daß es keineswegs wünschenswert ist, wenn etwa ein großer Preissturz die Konsumenten zu leichtsinnigem Fleischverbrauch verführen würde, während ihnen nachher natürlich der Korb um so höher gehängt würde. Wonach vielmehr gestrebt werden muß, ist ein Ausgleich unserer Vorräte durch rechtzeitige Konservierung in großem Maßstab. Es scheint, daß dazu auch schon Schritte getan werden, und es kann den Hausfrauen mit Rücksicht darauf nur empfohlen werden, sich, soweit die Speisekammern nicht zu einer Art von bescheidenen Schränken zusammengeschrumpft sind, Schinken und Würste unter die Decke zu hängen.

Und damit sind wir schon zu den Maßnahmen gekommen, die ganz unmittelbar von den Hausfrauen ergriffen oder doch angewendet werden müssen.

Wir haben jetzt Höchstpreise für Getreide und Kartoffeln durch Bundesratsverfügung. Die Wirkung der Kartoffelhöchstpreise auf die städtische Versorgung bleibt allerdings abzuwarten. Am 1. Dezember tritt die Bestimmung in Kraft, daß allem Weizenbrot Roggen und allem Roggenbrot Kartoffeln beigemischt werden müssen. An diesem letzten Punkt ergibt sich übrigens ein kleiner Gegensatz zwischen der Reichsregierung und den Verfassern dieser Studie. Sie legen der Kartoffelergänzung keine besondere Bedeutung bei, während sie in den Maßnahmen des Bundesrats fast die wesentlichste Bestimmung ist.

Sicher ist aber das eine: daß am allervorsichtigsten mit Weißbrot umgegangen werden muß. Freiwilliger Verzicht auf Kuchen wird in einem eben ergangenen Erlaß des Oberkommandos in den Marken von dem Publikum erwartet. Verboten

Digitized by Google

wird aber zugleich das Backen von Weißbrot zwischen 2 Uhr mittags und 8 Uhr abends (das heißt, nicht vor 8 Uhr abends darf die Hefe wieder neu angesetzt werden). Der Zweck dieser Bestimmung ist, mit dem Vorhandensein frischen Weißbrots mehrmals am Tage den Reiz zum Verbrauch herabzumindern und zur besseren Ausnutzung des alten Brotes vom Morgen zu nötigen.

Zu den beiden Hauptkriegsgeboten: wenig Weißbrot und möglichst viel Kartoffelbrot zu essen, kommen noch andere von nicht so weittragender aber immerhin noch ins Gewicht fallender Bedeutung. Das wäre vor allem die Zurückhaltung der Kartoffeln und des Weizens von der Stärkefabrikation. Wir haben es uns bisher geleistet, weit über eine Million Tonnen Kartoffeln im wesentlichen dazu zu gebrauchen, unsere Wäsche steif zu machen. Es wäre Sünde, wenn wir der Eitelkeit und einem mindestens sehr anfechtbaren Geschmack weiterhin dieses Opfer brächten. Die Mode des umgeschlagenen weichen Hemdkragens bei den Männern kommt ja der Notwendigkeit entgegen. Vielleicht ist es also keine utopische Forderung, wenn man einen allgemeinen Verzicht auf steife Wäsche zur Pflicht machte.

In der Alkoholfrage nehmen die Bearbeiter des Buches einen Standpunkt ein, der den Vertretern der Abstinenzbewegung nicht genügen wird. Ich bin kein Vertreter der völligen Abstinenz, aber mir genügt er auch nicht. Es heißt darüber: „Man hat vielfach die Frage erörtert, ob nicht jetzt eine passende Zeit sei, den gesundheitsgefährlichen Branntweingenuß durch Einschränkung oder Aufhebung der Brennerei zu hemmen. Ehe man solche Maßnahmen empfiehlt, muß man erwägen, ob eine Zeit, die der Bevölkerung mancherlei Entbehrungen auferlegt und möglicherweise eine Reihe gewohnter Genußmittel, wie Thee, Kaffee, selten machen wird, geeignet ist, derartige an sich gewiß wünschenswerte erzieherische Maßnahmen durchzuführen. Sicher ist der Alkohol vom Standpunkt der Volksgesundheit ein zu meidendes Gift. Andererseits aber ist er ein Nahrungsmittel in dem Sinne, daß er einen Teil des Energiebedarfs ebensogut wie Fett oder Stärke decken kann. Wie zahlreiche Versuche lehren, tut er dies bei mäßigem Genuß vollkommen quantitativ, d. h. der Alkohol ersetzt eine Fettmenge, die bei der Verbrennung die gleiche Wärme liefert.“ Noch duldsamer stehen die Verfasser begreiflicherweise dem Bierverbrauch gegenüber. Die wissenschaftliche Richtigkeit ihres Urteils wird unbestreitbar sein. Praktisch aber liegt die Sache doch so, daß man mit dem Genuß von Alkohol in der allenfalls zulässigen Ausdehnung nicht rechnen kann, wenn die uneingeschränkte Möglichkeit des Verbrauchs vorhanden ist. Und darum wäre eine Einschränkung der Alkoholbrennerei und der Bierbrauerei auch über die schon bisher festgesetzten Grenzen hinaus sicherlich wünschenswert gewesen. Dem Verbraucher aber möchte man nahelegen: trinke lieber gar nichts, damit du nicht zu viel trinkst.

Ein großer Schatz unserer volkswirtschaftlichen Speisekammer ist das Gemüse. Wir haben in Friedenszeiten ziemlich große Mengen Weißkohl ausgeführt, den wir jetzt im Lande behalten. Außerdem ist gerade im Gemüsebau und der Verwertung des Gemüses eine sehr große Vergeudung getrieben worden. Es fehlte an dem Zwang zum Aufbewahren, solange von außen unsere Vorräte durch billige und angenehme Zuschüsse ergänzt wurden. Die Gemüseernte ist in diesem Jahr sehr gut, und was vorher nicht lohnend war, wird in unserer abgeschlossenen Volks-

Digitized by Google

wirtschaft sich gewiß auch als lohnend erweisen: auch an billiges Gemüse die Mühe der Erhaltung zu wenden, wenn auch nur wie bei Kohl durch geeignete Lagerplätze. Der Zwang dazu muß aber von den Hausfrauen ausgehen, d. h. sie müssen durch gesteigerte Nachfrage den Landwirt und Händler davon überzeugen, daß seine Kohlköpfe begehrte Artikel sind. Für jedes Haus und für jede Küche sollte jetzt der strenge Grundsatz herrschen, daß die Ernährung soviel wie irgend möglich mit frischem Gemüse bestritten wird. Es wäre geradezu gewissenlos, wenn die Hausfrauen aus Bequemlichkeit jetzt unsere Kolonialwarenvorräte verbrauchten, während unterdessen das frische Gemüse auf den Feldern verdirbt.

Dasselbe gilt, soweit es noch in Betracht kommt, für Obst. Die in unserer Zeitschrift zuerst veröffentlichte Anregung für eine Obstverwertung ist ja von zahlreichen Frauenvereinen und anderen Organisationen aufgenommen. Zum Teil hatten die Vereine auch schon von sich aus etwas in der Richtung getan. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß die Obstvorräte von den Frauen wirklich mit aller Sorgsamkeit verwertet sind. Was noch an rohem Obst vorhanden ist, sollte stark mit für den täglichen Mittagstisch herangezogen werden, und zwar, um ein wirklich ergiebiges Nahrungsmittel zu sein, gekocht mit Zucker zusammen.

Physiologische Überlegung muß auch die Verwertung der Milch beherrschen. Voraussetzung einer besseren Ausnutzung der Milch ist, daß nicht so viel wie bisher verbuttert wird. Wären wir daran gewöhnt, die bei der Buttergewinnung übrigbleibende Magermilch, die große Nährwerte hat, in weitem Umfang für unsere eigene Ernährung zu verwenden, so würde es nichts schaden, wenn wir die Milch als Butter einerseits, als Magermilch andererseits genössen. Da wir aber diese Gewohnheit nicht haben, wird Magermilch verfüttert, d. h. verschwendet. Und da die Magermilch einen geringen Geldwert hat, so ist kaum daran zu denken, daß die Händler schnell bessere Einrichtungen treffen, um sie dem Publikum zugänglicher zu machen. Darum wird nach wie vor Magermilch für die Volksernährung nicht genügend ausgenutzt werden. Deshalb ist es wünschenswert, daß überhaupt nicht so viel Magermilch entsteht, sondern daß die Milch als Vollmilch genossen wird. Die Einschränkung des Butterverbrauchs wird zum Teil auch dadurch erzwungen, daß wir die russische Butter nicht hereinbekommen. Um so größer ist aber die Gefahr, daß noch mehr einheimische Milch als sonst verbuttert wird. Vaterländische Pflicht ist also, möglichst wenig Butter zu essen. Wenn die Hausfrauen nebenbei die Verwendung von Magermilch in ihrer Küche einführen würden, so wäre das auch eine große Hilfe. Und schließlich sollte möglichst viel Fettkäse genossen werden, der nahrhafter ist als Butter, weil die Eiweißbestandteile der Milch darin erhalten sind.

Alle ihre überlieferten Sparsamkeitsinstinkte müßte aber die Hausfrau zusammennehmen für die praktische Behandlung der Fettfrage. Es werden enorme Massen von Fett in der deutschen Wirtschaft verschwendet. Die erwähnte Feststellung aus den Abwässern ist im Grunde doch ein großer Vorwurf gegen die Hausfrauen. Solche Verschwendung durften wir vielleicht treiben in Friedenszeiten, wo das Verhältnis zwischen dem Wert des Fetts und dem Wert der Mühe, die auf seine Erhaltung verwendet wird, anders lag. Jetzt ist jeder Nährwert um so viel kostbarer geworden und darf Anspruch auf überlegtere und mühevollere Verwendung machen.

* * *

Digitized by Google

Wir hängen diesem Bericht die Vorschriften an, in denen der Inhalt der wertvollen Arbeit über den englischen Aushungerungsplan und die deutsche Volkswirtschaft knapp zusammengefaßt ist. Vorher aber sei noch eines gesagt: Jedes Handelsblatt unserer Zeitungen berichtet uns von neuen glänzenden Anpassungsleistungen unserer Industrie an die veränderten Bedingungen. Die deutsche Technik ist entwickelt genug, um in kurzer Zeit Fabriken auf die Herstellung anderer Waren umzuarbeiten. Es kommt jetzt alles darauf an, daß die deutsche Hauswirtschaft diese Umschaltung ebenso intelligent, zweckmäßig und entschlossen vollzieht. Den Hausfrauen fällt die wesentlichste Leistung im Kampf gegen den englischen Aushungerungsplan zu. Möchten sie sich dieser Aufgabe ebenso glänzend gewachsen zeigen wie unser Heer und unsere Technik.

Ernährungsmerkblatt.

Ratschläge für die Kriegszeit.

1. Fleisch und Fische.

Wo der Fleischgenuß in den letzten Jahren übermäßig gestiegen ist, führe man ihn auf ein bescheidenes Maß zurück. Wurst- und Fleischaufschnitt zum Frühstück können sehr wohl in Wegfall kommen, ebenso der jetzt durchweg zu reichliche Genuß von Fleisch zum Abendessen, sogar der völlige Verzicht auf Fleisch an einzelnen Tagen schädigt die Gesundheit nicht. Das Fleisch kann durch andere Speisen sehr wohl ersetzt werden, vor allem durch billige Fische, aber auch durch Käse, Milch, saure Milch und gehaltvolle Mehlspeisen. Wenn man Fleisch ißt, soll man sorglich damit umgehen. Abfälle und Reste, die heute vielfach als wertlos weggeworfen werden, liefern gute Suppen und Saucen und andere Gerichte.

2. Fett.

Der Genuß von Schmalz, Speck, Kunstbutter und anderem Fett, besonders auch von Butter und Rahm (Sahne) wird in einzelnen Landesteilen, wo man kein Brot ohne Fettaufstrich genießt, stark übertrieben. Ein zu reichlicher Fettgenuß ist geradezu gesundheitsschädlich, da er die Verdauung beschwert, außerdem ist das Fett ein unverhältnismäßig teures Nahrungsmittel. Der Verbrauch in der Küche läßt sich einschränken; als Zutat zum Brot läßt sich das Fett durch andere Stoffe ersetzen, besonders durch Obst, Obstmus, Marmeladen. Die Fettreste soll man nicht verkommen lassen, man kann sie durch Ausbraten oder Reinigen (Durchkochen) wiederverwendbar machen.

3. Milch und Käse.

Die Milch soll reichliche Verwendung finden, auch saure Milch und Buttermilch sind ausgezeichnete Nahrungsmittel. Alle Arten der Milch lassen sich auch zu Suppen und Mehlspeisen verwenden, hierzu eignet sich auch die abgerahmte Milch (Magermilch), deren Verwendung sich bei billigem Preise empfiehlt. Die mannigfachen aus der Milch hergestellten Käsesorten, insbesondere auch Quarkkäse, sind bekömmliche und nahrhafte Speisen. Milch und Käse sind ein vortrefflicher Ersatz für Fleisch und Eier.

4. Brot- und Mehlspeisen.

Als tägliches Brot soll man die hauptsächlich aus Roggenmehl hergestellten Arten bevorzugen. Die Sitte vieler Landesteile, als Frühstück und Abendbrot Grützen, Mehlsuppen und andere Suppen mit Zusätzen zu genießen, verdient Nachahmung. Man bereite auch viele Mehlspeisen auf süddeutsche Art. Altes Brot ist ebenso nahrhaft wie frisches, ausschließlicher Genuß frischen Gebäcks führt zur Brotvergeudung. Brotreste lassen vielfache Verwertung in der Küche zu, man soll sie trocken aufbewahren, damit sie nicht verschimmeln und ungenießbar werden.

5. Kartoffeln.

Die Kartoffel soll im Haushalt eine ausgedehnte Verwendung finden, denn sie läßt sich zu mannigfachen und wohlschmeckenden Speisen verarbeiten. Sie kann mit vielen Gemüsen (auch mit Obst) zusammen gekocht werden. Man koche im allgemeinen die Kartoffeln mit der Schale, denn durch das vorherige Schälen geht ungefähr ein Zehntel unnütz verloren. Erfordert die Zubereitung eines Kartoffelgerichts das Schälen, so soll man sich des Sparmessers (Kartoffelschälers) bedienen.

Digitized by Google

6. Gemüse.

Ein gut zubereitetes Gemüse ist ein wertvoller Bestandteil des Mittagessens. Das Gemüse ermögliche viel Abwechslung in der Kost. Bei der Zubereitung spare man an Fett. Auch Gemüseabfälle verdienen eine sorgfältige Verwertung.

7. Zucker und süße Speisen.

Zucker kann man in ausgiebiger Weise im Haushalt verwenden, er hat einen hohen Nährwert. Während er in früheren Zeiten nur den Bemittelten zugänglich war, und deshalb mehr als Genußmittel betrachtet wurde, kann er heute bei billigen Preisen geradezu als Volksnahrungsmittel dienen. Mit reichlich Zucker eingekochtes Obst, Obstmus usw. ersetzen auf dem Brot die Butter. Süße Mehlspeisen, namentlich mit Obstbeilagen, sind keine bloßen Leckereien, sie können recht wohl dann und wann das Hauptgericht der Mittags- oder Abendmahlzeit sein.

8. Getränke.

Die besten und gesundesten Getränke sind Wasser und Milch. Kaffee und Thee schädigen bei mäßigem Genuß nicht, haben aber einen Nährwert nur in dem Zusatz von Zucker und Milch. Im Genuß geistiger Getränke halte man Maß, namentlich Branntwein ist geeignet, die Gesundheit zu schädigen.

9. Gestaltung der Mahlzeiten.

Abwechslung in der Kost ist für die Gesundheit von großer Bedeutung, weil der Körper durch sie am ehesten die sämtlichen notwendigsten Nährstoffe erhält und außerdem die Eßlust angeregt wird. Die Kriegszeit ist kein Hindernis, die Kost ebenso abwechslungsreich zu gestalten wie bisher. Man muß nur die Möglichkeit verschiedenartiger Zubereitung der einzelnen Nahrungsmittel richtig ausnutzen.

10. Zubereitung der Speisen.

Bei der Zubereitung der Speisen kann man sich mit großem Vorteil des Selbstkochers (der Kochkiste) bedienen. Hierbei wird nicht nur an Brennmaterial gespart, sondern auch eine gute Zubereitung der Speisen denjenigen Hausfrauen ermöglicht, die durch ihren Beruf den größten Teil des Tages dem Hause entzogen sind. Der Selbstkocher hat auch den Vorteil, daß draußen arbeitende Personen jederzeit warmes Essen vorfinden. Einen solchen Selbstkocher kann man sich mit Leichtigkeit und ohne nennenswerte Kosten selbst herstellen.

Notstandsunterweisung.

Von

Helene Bonfort.

Nachdruck verboten.

Für Hamburg hat sich der Zusammenschluß der Frauenvereine zur Kriegshilfe unter unmittelbarer Anlehnung an die Männerorganisation vollzogen und die Bezeichnung Hamburgische Kriegshilfe-Frauenausschuß angenommen. Die pflegerische Behandlung der mittelbar und unmittelbar betroffenen Familien vollzieht sich durch die 26 Bezirksausschüsse der HK. Die in den Bezirken tätigen Frauen sind namentlich in der ersten Zeit vielfach ohne das nötige Wissen von den Zielen und den geeigneten Mitteln zur Hebung der Not an ihre Aufgabe herangetreten. Prediger verkündeten von den Kanzeln und in der Presse: es müßte in Hamburg keine von der Kriegsnot betroffene Familie geben, der sich nicht die Hand einer besser Gestellten in herzlicher Hilfsbereitschaft entgegenstreckt, so daß die, auf denen Not und Sorge des Krieges schwer lasten, befreit werden von dem

Digitized by Google

Gefühl der Vereinsamung und Ratlosigkeit. Um diesen idealen Gedanken durchzuführen, bedurfte es für eine Millionenstadt einer Riesenzahl von nicht nur wohlwollenden, sondern auch auf allen in Betracht kommenden Gebieten erfahrenen und weitblickenden Persönlichkeiten.

Wir im Frauenausschuß sind der Meinung, daß eine solche Fürsorge und Tätigkeit ganz überwiegend Sache der Frauen ist. Wir fanden viele, die ihrer Gesinnung nach gern bereit waren, in herzlicher Teilnahme und mit Verständnis das Schicksal anderer mitzuerleben; aber gerade unter diesen Besseren hielten sich manche zurück, weil sie sich bewußt waren, an vielen Punkten der nötigen Kenntnisse zu entbehren, die Grundlage für die Beratung sein müssen. Aus diesen Erwägungen hat der Frauenausschuß Mitte September Unterweisungskurse eingerichtet, die in 6 Zusammenkünften von je $1^1/_2$ Stunden Einführung in solche Pflegetätigkeit gewähren. Die Belehrung erstreckt sich auf zwei Gebiete:

1. Hauswirtschaft.
2. Die Gesamtheit der zur Kriegshilfe geschaffenen Einrichtungen.

Die Organisation der letzteren ist in Hamburg außerordentlich umfassend. Von einer Zentrale aus ist alle Hilfstätigkeit geordnet. Dabei haben sich im Laufe dieser Monate vielfach Wandlungen vollzogen; was in der ersten Not geplant und getan war, mußte für die Dauer in andere Form oder unter andere Bestimmungen der Ausführung gebracht werden. Nun sollten zwar die pflegerischen Kräfte mittels des Bezirkes, für den sie arbeiten, hierüber fortlaufend unterrichtet werden. Die Zentralstelle gab anfangs täglich und gibt jetzt noch wöchentlich jede Veränderung oder Neueinrichtung allen Bezirksausschüssen durch Anschreiben bekannt. Allein es hat sich gezeigt, daß die Menge der so empfangenen Mitteilungen bei den Bezirksleitern Müdigkeit, zuweilen auch wohl bewußten Gegensatz hervorgerufen hat; jedenfalls gehen den Mitarbeitern diese Meldungen seitens des Bezirksleiters nicht immer zu. Oft sind auch solche schriftlichen Mitteilungen nur durch das lebendige Wort fruchtbar zu machen. In unseren Unterweisungskursen wird dieser Gesamtstoff planmäßig durchgesprochen, und was ganz besondere Befriedigung gewährt, es werden die Einzelheiten unter grundsätzliche Gesichtspunkte gebracht.

Um ein Beispiel zu geben: Hamburg hat an 25 Stellen der Stadt Volksspeisung eingerichtet. Sie beruht auf dem Grundsatz, daß die Sache ihre Kosten selbst tragen soll, freilich ohne Berechnung der Einrichtung, Feuerung und Arbeitskräfte

Nun haben die Organe der Bezirke sich zum Teil lebhaft für, zum Teil gegen diese Speisung erklärt und demgemäß in manchen Stadtteilen ihren Pfleglingen viele Speisemarken, in anderen sehr wenige zugeteilt. Manche glauben, besser zu wirken durch Verteilung von Gutscheinen für Lebensmittel; noch andere wollen die Unterstützungsbedürftigen an Freitische in wohlhabende Familien führen. Nur an Hand der besonderen Verhältnisse der Unterstützten läßt sich beurteilen, welcher von diesen Wegen im Einzelfalle der richtige ist. Bei der Arbeit in den Bezirken, wo die pflegerischen Kräfte immer unter dem Hochdruck des Andranges der Hilfesuchenden stehen, sind derartige Fragen nicht zu klären; indem wir sie aber in unseren Unterweisungskursen zur Debatte stellen, helfen wir vielen, mit Sachverständnis zu entscheiden und ihre Meinung, mit guten Gründen belegt, unter ihren Mitarbeitern zu vertreten.

Besonderen Wert haben wir darauf gelegt, den Gedanken der sogenannten verfeinerten Kriegspflege auszubreiten, und zu zeigen, wie es darauf ankommt, bedrückten Herzen durch menschliche Teilnahme, durch ein Vertiefen in ihre Lage wohlzutun und ganz besonders den Mut aufzurichten, damit sie ihre Kraft daran setzen, sich selbst zu helfen. Es ist gelungen, durch diese soziale Unterweisung nicht nur die schon pflegerisch Tätigen für ihr Amt besser auszurüsten, sondern auch eine verhältnismäßig große Zahl neuer Kräfte heranzuziehen. Dabei fällt auf, wie wenige ernstgesinnte Frauen bisher den Mut besitzen, mit ihrer vollen Kraft und Persönlichkeit an die öffentlichen Aufgaben heranzutreten, wenn ihnen nicht

Digitized by Google

erst gewissermaßen bezeugt wird, daß sie das Recht und die Befähigung dazu in sich tragen.

Außerordentlich wertvoll hat sich die Behandlung der hauswirtschaftlichen Seite erwiesen. Wir konnten hierfür Lehrerinnen der Wirtschaftsschulen, staatliche und solche von einem großen Verein, gewinnen. Sie vermögen freilich nicht dauernd dabei zu bleiben, weil sie in ihren Wirtschaftsschulen die Volksspeisung übernommen haben und zum Teil auch Abendkurse halten. Vier solche Lehrerinnen teilen sich bisher in die Arbeit und jede hat einen Haushaltungsplan mit Speisefolge und zum Teil mit Kochrezepten für die Kriegszeit ausgearbeitet. Dabei sind die Summen zugrunde gelegt, die einerseits für die Zurückgebliebenen der Kriegsteilnehmer vom Staate gezahlt werden, andererseits die von der Kriegshilfe aus freiwilligen Gaben für die mittelbar betroffenen Familien gespendeten. Diese Berechnungen mußten nach dem Schwanken der Preise von August bis November mehrfach geändert werden. Auf Aufwand für Kleidung wurde bei dem Kostenplan verzichtet; es müssen jetzt alle verfügbaren Mittel auf die Ernährung verwendet werden, da die Erhaltung der Gesundheit zurzeit das allerwichtigste ist. Zunächst erwies es sich, daß die pflegerisch tätigen Damen, von denen doch manche schon lange in der Armenpflege stehen, wenig von dem wußten, was Sparsamkeit und richtige Ernährungsgrundsätze zu jeder Zeit verlangen. Dann muß ihr Gedanke bekämpft werden, daß es doch unmöglich sei, die Unterstützten zum Aufgeben ihrer Vorurteile auf diesen Gebieten zu bewegen. Dabei findet sich Gelegenheit, über die Wirtschaft auch im wohlhabenden Haushalt zu sprechen und es eindringlich zu machen, daß hier vernünftige Maßregeln sich ebenso an dem Widerstand der Dienstmädchen stoßen wie dort an dem der Arbeiterfrau. Viele Frauen nehmen aber Mitteilungen zur Verbesserung ihrer eigenen Wirtschaftskenntnisse mit großer Freude auf. Ganz neu waren den meisten gewisse Präparate, z. B. Colovo, ein Pulver aus Hühnerei, zum Kochen und Backen, ein asiatisches Präparat, durch englische Firmen vertrieben, welches das Weiße und Gelbe von 4 Eiern in einem Paket zu 20 *Pf.* enthält. Der in Hamburg noch vorhandene Vorrat ist infolge der Anregung durch unsere Kurse schnell aufgebraucht worden; leider wird es während des Krieges nicht wieder zu haben sein.

Von recht großer Bedeutung scheint mir, daß die Kurse in Hamburg einen starken Aufschwung im Gebrauch der Kochkisten bewirken. In einer Haushaltungsschule wurden einige Damen in der Herstellung von Kochkisten unterwiesen. Eine von ihnen unternahm es, für die Weitergabe den Mittelpunkt zu bilden. Sie hat im Laufe der Zeit von jedem Bezirk der Kriegshilfe eine Anzahl von Damen ausgebildet, die nun in ihrem Kreise die Sache weitergeben. In den Bureaus und Nähstuben der Bezirke sind Kochkisten ausgestellt, eine bessere Form für Mittelstandsleute und eine sehr einfache für Unbemittelte. Seit drei Monaten gibt die Hauptdame in ihrem Hause zweimal wöchentlich Anleitung zur Herstellung der beiden Modelle; an einer anderen Stelle werden arme Frauen damit beschäftigt, denen man ihre Arbeit bezahlt. Kleine Tischlermeister erhalten Aufträge für Kisten, und ein Emaillierwerk liefert Töpfe in einer besonders zweckmäßigen Form zu ermäßigtem Preise. Für das schönere Modell stellen sich die Kosten einschließlich Topf auf 4,50 *M*, für das einfache auf 2,50 *M*. Viele Frauen kaufen sie für ihre Pflegebefohlenen. Es gibt aber auch ganz beliebige alte Kisten, die nur mit Zeitungspapier ausgestopft und mit alten Töpfen jeder Größe benutzt werden. Je netter das Aussehen und je bequemer die Handhabung, um so mehr erwärmen sich die Frauen dafür, das Ding zu benutzen und in gutem Stand zu halten. Augenblicklich bemüht sich eine Gruppe von Helferinnen, die Kochkiste in den Altersheimen für Frauen einzuführen; es ist ja doppelt unvernünftig, da, wo nur für eine Person gekocht wird, unsere knappen Kohlenvorräte zu vernutzen; diese Anstalten haben vielfach Zentralheizung, brauchen also keinen Zimmerofen. — Die Leiterin hat Rezepte für Kochkisten und Gebrauchsanweisung in einem Heftchen drucken lassen, das jeder Kiste beigegeben wird.

Digitized by Google

Das größte Erstaunen wird erregt durch die Anweisung, den Topf in Zeitungspapier zu wickeln, um die Speisen gar zu kochen. Dieses Verfahren, sowie Erzeugnisse der Kochkiste werden den Teilnehmern für jeden Kursus einmal in einer Haushaltungsschule vorgeführt; die Lehrerin kocht am Vorabend an und öffnet in ihrer Gegenwart. In den Haushaltungsschulen werden diese Methoden jahraus, jahrein gezeigt; aber jetzt merkt man, wie wenig ihre Anwendung sich durchgesetzt hat. Das sogenannte Papierkochen begegnet dem äußersten Mißtrauen der Helferinnen sowie der Arbeiterfrauen, das sich nur vor dem Augenschein beugt. Seine Durchführung würde an dem Fehlen von Zeitungspapier scheitern, das ja dafür reichlich vorhanden sein muß. Doch läßt ein Zeitungsverlag auf Bitten des Frauenausschusses größere Mengen durch seine Wagen in den Vorstädten abliefern; die Bestellungen gehen durch unser Bureau, und das Papier lagert dann in Gemeindehäusern, Kriegsbezirksstuben oder dergleichen, wo die Arbeiterfrauen es entnehmen können.

Die Teilnehmerinnen zahlen 3 *M* für den Unterweisungskursus; soziale Arbeiterinnen, Lehrerinnen und andere, denen dies unbequem wäre, sind stillschweigend befreit; es wird bei der Zeitungsanzeige nicht erwähnt. Das Geld wird für Unterstützungen verwandt, die nicht ganz in den Rahmen der Hamburger Kriegshilfe passen, oder für Zuschüsse zu einzelnen Bezirksfällen.

Die meisten Kurse finden im Frauenklub statt, andere in Privathäusern der verschiedenen Stadtteile, einer in einem Arbeiterinnenheim war am schwersten zu füllen. Es werden nur 25 bis 30 Hörerinnen zugelassen, damit Zeit für Fragen aus ihrer Erfahrung und für Erörterungen bleibt.

Wenn ich hier den Ausdruck „Notstandsunterweisung" gebrauche, so ist damit nicht auf die zu Unterstützenden hingedeutet, sondern auf die Knappheit der Belehrung. Bei Einrichtung der Kurse war der Gedanke maßgebend, daß tüchtige Frauen jetzt zu sehr an der praktischen Lösung unserer Aufgaben beteiligt sind, als daß sie viele Wochen lang Vorträgen folgen möchten und könnten; überdies hätte es dafür an Lehrenden durchaus gemangelt. Wer bisher sozialen Problemen ferngestanden und sich nicht um die Wirtschaftsführung der mittleren und unteren Schichten bekümmert hat, dem kann jetzt in der Not nicht Einsicht und Wissen von den für die Kriegszeit gebotenen Maßregeln plötzlich beigebracht werden. Die Frauen dagegen, die genügend vorgebildet sind, um zu merken, was ihnen fehlt, wenden gern zwei Wochen lang je dreimal $1^1/_2$ Stunden auf und erlangen dabei gerade das unentbehrliche Rüstzeug. Die Kurse haben bisher leicht die erwünschte Hörerzahl gefunden.

Was leider vermißt wird, ist die Zustimmung der Sozialdemokratie. In ihrem Organ „Hamburgisches Echo" und in den Hauptausschußsitzungen der Hamburger Kriegshilfe bekämpfen sie bei jeder Gelegenheit die Behauptung, daß die Notlage sehr verringert sein würde, wenn die nötige Sparsamkeit und zweckmäßige Wirtschaftsführung verbreitet wäre. Vielleicht gelingt es, diese Kreise doch zu gewinnen, sobald wir nun die vom Bunde Deutscher Frauenvereine vorgeschlagene Hausfrauen-Organisation schaffen, was schleunigst in Angriff genommen wird. Darein werden dann die Unterweisungskurse des Frauenausschusses münden; sie haben als Vorarbeit dafür nützlich gewirkt, schon indem sie an den Tag brachten, wie notwendig die hauswirtschaftliche Aufklärung der Frauen aller Stände und Kreise ist.

Digitized by Google

La Concha.

Von

Martin Andersen Nexö.

Rechtmäßige Übersetzung von Hermann Kiy.

Nachdruck verboten.

Vorbemerkung der Redaktion. Der Krieg ist ein guter Maßstab für echt und unecht. Wenn nicht überhaupt die Forderung der Zeit alle Muße zum Lesen unterdrückt, so verlangt man nach Kraftvollem, Ursprünglichem, Willensmächtigem. Wenig, was standhält von dem überfeinerten, allzu-geistbeladenen Schriftwerk der Gegenwart. Der Däne Martin Andersen Nexö gehört zu denen, die auch jetzt zu uns sprechen. Er hat eine harte, schwere Kunst. Aus dem Volk hergekommen, wurde er zum großen Schriftsteller nicht aus reinem Kunsttrieb, sondern weil ihm eine Sache das Herz bezwang: der Aufstieg der Arbeiterklasse in seinem Vaterland. In einem zweibändigen Roman „Pelle der Eroberer" hat er diesen Kampf mit einziger Kraft, Rücksichtslosigkeit und Liebe dargestellt. Der Roman stellt ihn neben Pontoppidan und gleichsam als Gegenpol Hermann Bang gegenüber. Wenn dieser das kulturelle, nervöse, höchst verfeinerte Kopenhagen vertritt, so Pontoppidan und Nexö die schwere, zähe Natur des Volkes. Einem Naturgenie wie Nexö gelingt nicht immer alles. Ein anderer großer Roman „Überfluß" (Albert Langen, München) zeigt bei aller packenden Darstellungskraft im einzelnen das Unausgeglichene, Unsichere des Mannes ohne Kulturtraditionen. Aber wundervoll ist er da, wo er von dem Dasein erzählt, mit dem er verschmolzen ist, und aus dem ihm sein sozialer Wille gekommen ist: von Bornholmer Land- und Fischerleben. „Die Küste der Kindheit" (Albert Langen, München) enthält eine Reihe von Skizzen, die zugleich Studien zu dem großen Roman von Pelle sind. Eine kurze Erzählung, die künstlerisch auf gleicher Höhe steht wie „Pelle der Eroberer", ist „Das Glück" (Langen, München) — auch eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland, bei der man an Selma Lagerlöf erinnert wird.

Es war ein echt andalusisches Gehöft mit blumengeschmückten Balkons nach der Straße und einem kleinen Turm, wo man Kinderwäsche trocknen konnte und eine weite Aussicht auf die Berge und die Ebene hatte. Aus der letzteren machte sich übrigens niemand etwas. Das Gehöft hatte drei Stockwerke und war oben nicht breiter als ein Brunnen; aber der zweite Stock ruhte auf Marmorsäulen und bildete einen ziemlich geräumigen Hofplatz. In dem feuchten Dunkel hinter den Säulen hingen zitternde Schattenfarne; mitten auf dem Hof standen große Myrten in kleinen Tonnen, deren Reifen und Seiten von den Wurzeln gesprengt worden waren; im Hintergrund plätscherte der Springbrunnen Tag und Nacht — beständig.

Im Halbdunkel unter den Säulen war ein kleiner Raum. Er hatte eine Luke nach dem dunkeln Torweg und eine Tür nach dem Hof und kostete 75 Pfennige monatlich zur Miete. Da wohnte Senjora Concha. Ihr Mann war vor anderthalb Jahren gestorben. Er war Gefangnenwärter gewesen, und sie wartete auf eine Pension, auf die gar keine Aussicht bestand. Aber sie hatte das Temperament ihres Volkes und hoffte um so eifriger, je weniger Grund sie dazu hatte. Sie lebte von dieser Illusion und dem bißchen Vorschuß, das sie bei andern Einfältigen darauf

Digitized by Google

nehmen konnte. Kein Wunder, daß sie so aussah, wie es der Fall war.

Sie war spindeldürr, hatte hohle Augen mit dunkeln Schatten darunter und dünne Lippen. Ferner hatte sie einen Bart wie alle Andalusierinnen, die über dreißig sind, und ihre Nase ragte zu weit hervor — das Gesicht hatte die Nase im Stich gelassen, als die schlechten Zeiten kamen. Concha war langaufgeschossen und flachbrüstig.

Sie war einmal hübsch gewesen, sehr hübsch. Das konnte man sehen, obwohl sie es nicht mehr war. Ihre Schönheit war den Weg des Fleisches gegangen, den Weg südlicher Schönheit — aller Schönheit.

Aber einst war der Liebreiz vorhanden gewesen bei ihr wie bei allen andern andalusischen Mädchen; und er war erst verschwunden, als er pflichtschuldigst seine hohe Bestimmung erfüllt hatte: ihr einen Versorger zu geben. Und nun saß sie da, dank einem bösen Einfall des Geschicks, ohne Versorger und ohne Mittel, sich einen zu verschaffen.

Vom Morgen bis zum Abend saß sie da, die Hände auf dem Schoße gefaltet, hungerte und suchte ihr Gedächtnis aufzufrischen durch die Vorstellung, wie es sei, wenn man sich sattesse; sie schenkte dem Augenblick einen ohnmächtigen Seufzer und vertröstete sich auf die Zukunft.

* * *

Sie hatte eben ihr fünfzehntes Jahr vollendet, als das Leben sich meldete — das richtige Leben. Und es war just so gekommen, *wie* es kommen muß, wenn Segen dabei *sein* soll.

Sie und ihre Mutter gingen jeden Nachmittag zur Mariakirche, um zu beten, sie voran, die Mutter zwei Schritt dahinter, die Augen starr auf die Tochter gerichtet. Die Welt hat viele Fußangeln, und fünfzehn Jahre ist ein gefährliches Alter — das allergefährlichste. Auf dem Heimweg gingen sie über Zacatin mit den feinen Läden, und die Tochter durfte sich fünf Minuten an einer kunstreichen Uhr erfreuen, die dort hing und nur aus einem Pendel zu bestehen schien. Dann gingen sie nach Hause.

Das waren alle ihre Ausflüge, und außerhalb Granadas war sie nie gewesen. Aber sie hatte den kleinen Balkon. Auf ihn trat sie hinaus, und sie tat, als ob sie die Blumen begoß; aber ihre Augen folgten den schlanken Burschen, die durch die Straße schlenderten, den Mantel zierlich um die Schultern geschlungen. Sie verursachte irgendein kleines Geräusch, damit sie aufschauen sollten, und ihr Herz klopfte, wenn es gelang. Drinnen in der Stube lag ihre behäbige Mama in einen Lehnstuhl versunken und fächelte sich und hatte ihre Wangen mit Weizenmehl bestreut, um nicht zu schwitzen.

Wie anziehend die Männer doch waren, dachte Concha. Natürlich hatte sie nie mit einem gesprochen, aber wie keck sahen sie aus! Ob sie sich nie verheiraten würde — —? Es fehlten ihr nur neun Monate an sechzehn Jahren, und ihre Kusine war erst fünfzehn gewesen, als sie heiratete. Und die war nicht so hübsch — wenigstens sagten das alle. Konnte sie selber nicht alles, was zu einem Haushalt gehörte, den Salat mischen und das Kohlenbecken anzünden — ebensogut wie die Mutter?

Da, eines Tages, geschah das Wunderbare. Ein junger Mann schrieb an den Vater, er habe seine Tochter auf dem Weg zur Kirche gesehen und eine glühende Neigung zu ihr gefaßt. Und da er wisse, daß sie noch frei sei, bitte er darum, in die Familie eingeführt zu werden. Er nannte sich Fernando Sanchez y Serano.

Das ganze Haus atmete einen Seufzer der Befreiung aus, und während die Eltern zu Hinz und Kunz liefen, um die Aussichten des jungen Mannes zu erforschen, Familienverhältnisse, Betragen usw., saß Concha da und grübelte darüber nach, wie er wohl aussehen möge und ob er eine Warze auf der Nase habe wie Papa.

Don Fernando wurde eingeladen und kam an dem festgesetzten Abend. Er sprach viel mit dem Hausvater, war außerordentlich aufmerksam gegen die Hausmutter, gab sich den Anschein, als wäre der Gegenstand seiner glühenden Neigung gar nicht zugegen, und benahm sich, alles in allem, wie das Muster eines spanischen Freiers. Beim Abschied

Digitized by Google

sagte der Hausvater zu ihm: „Mein Haus ist Ihr Haus, wann immer Sie ihm die Gunst Ihrer Anwesenheit erweisen wollen.“ Und das bedeutet auf spanisch, daß man qualifiziert ist.

Dann verlobten sie sich und konnten zusammen unter vier Augen reden, nur mit einem Eisengitter dazwischen. Und oft, wenn Fernando am Abend zu Besuch kam, ging er gar nicht hinauf, sondern blieb draußen vor den eisenvergitterten Fenstern im Erdgeschoß. Drinnen stand sie, und dann flüsterten sie miteinander durch die Gittersprossen, so leise, daß die Vorübergehenden nichts hören konnten, obwohl sie hart an Fernando vorüberstrichen. Aber es war kalt und ermüdend für ihn, auf dem Trottoir zu stehen, und ein ernsthaftes Risiko für sie, einen Kuß zwischen den Sprossen zu wagen — und sehr bald erklärten die jungen Leute, sie wünschten, sich zu verheiraten. Die Alten seufzten von neuem befreit auf: die Verlobungszeit ist eine schwierige Zeit, man muß ein Auge an jedem Finger haben und soll gleichzeitig milde erscheinen.

Sie heirateten und sollten bei den Alten wohnen, bis sie für sich in Gang kämen. Aber sie kamen nicht in Gang und versuchten es auch nicht, und fünf Jahre verstrichen. Da drohte der Alte ihnen, sie auf die Straße zu setzen, und die Folge war, daß Fernando sich um das Amt als Gefangnenwärter in einem Nachbarstädtchen bewarb und es erhielt.

Concha stand im Flor ihrer Schönheit, und Fernando ließ sie nicht allein ausgehen, sondern nahm eine Frau, die für sie auf den Markt ging und Einkäufe machte. Und am Abend unternahmen er und Concha einen Spaziergang.

Aber später, als die erste Blüte vorüber war, mußte Concha selbst ausgehn und Salat kaufen, süße Kartoffeln, Bolognawürste und Holzkohlen. Und Fernando ging des Abends in die Weinstube und ließ sie allein zu Hause sitzen, und in einem Stuhl im Torweg nickte sie und wartete auf ihn bis gegen Morgen.

Als Senjora Concha einmal vom Markt nach Hause kam, sah sie, wie Fernando ihre Nichte, die bei ihnen zu Besuch war, umarmte und küßte. Aber das tat er nur, weil das Mädchen ihn so sehr an die Zeit erinnerte, als seine eigene, teure Concha jung war.

Ein andermal nahm Fernando Concha mit nach Sevilla, und dort blieben sie sieben Tage und sahen das Auferstehungsfest mit den großen Stiergefechten. Aber dort zog Fernando sich eine häßliche Krankheit zu, die er auf Concha übertrug, und über die sie nie hinwegkam.

Diese Begebenheiten waren der Hauptinhalt von zwanzig glücklichen Jahren. Dann starb Fernando einen schmerzhaften Tod infolge jener Krankheit und seiner ganzen Vergangenheit, und Senjora Concha kam nach Granada und bezog den Raum hinter den Marmorsäulen.

* * *

War es verwunderlich, daß sie stets von Fernando sprach und von der Pension, auf die sie wartete? Das war ihre Vergangenheit und Zukunft. Aber niemand mochte auf das erstere hören, und fast niemand gab Kredit auf das letztere.

Und darum hungerte sie und fühlte sich verlassen.

Ab und zu verkaufte sie ein Stück Hausgerät, um das Leben zu fristen, manchmal ging sie zu einem Priester und borgte sich die 75 Pfennige für den Monatszins. Im übrigen lag sie in einen Stuhl versunken, mit verschränkten Armen, wie einst ihre Mutter.

Sie hielt einen Hund und eine Katze, und die beiden gereichten ihr in ihrer Einsamkeit zu großem Trost, aber allen andern zum Ärgernis. Die Katze war fett, denn es waren sowohl Ratten wie Mäuse vorhanden, aber der Hund war mager. Jeden Morgen wurde er hinausgelassen, damit er sich mit den niedrigsten Bettlern sein Frühstück in den Kehrichthaufen der Straße suchen sollte, und da stand er und mühte sich gewissenhaft ab mit benagten Kohlstrünken und Scheuerlappenresten. Aber er konnte nicht fett davon werden, und darum legte er sich langes Haar zu, um die Rippen zu verdecken.

Digitized by Google

Das waren Senjora Conchas einzige Freunde.

Und dann war sie taub — stocktaub.

Das machte ihre Stellung zum Leben nicht heller.

Sie getraute sich fast nicht auszugehn. Wenn sie zurückkam und mit dem Torhammer gegen die Tür donnerte, fragte man von oben: Wer ist da? und sie mußte antworten: Friedliche Leute! Das tut man, um Vagabunden fernzuhalten. Aber sie hörte nichts und war z u erschrocken zu rufen. So zog man denn auch nicht an der Schnur, weder im ersten noch im zweiten Stockwerk, und das Tor öffnete sich nicht. Der Hund hatte sie kommen hören und kläffte von drinnen, und nun mußte sie da stehen und warten, bis einer ins Haus ging. Dann schlüpfte sie mit ihm hinein. Sie hatte keinen Torschlüssel wie die andern und wagte auch nicht, um einen zu bitten — sie war die Miete für zwei Monate schuldig, und die Wirtin hatte bereits Extraöl für San Antonio geopfert, damit er sie zur Tür hinausschaffen solle. La Concha wußte es, sie hatte selber die Lampe vor San Antonios Bild brennen sehn. Sie hätte ein Gegenopfer darbringen können, hatte bloß nicht die Mittel dazu, und da beruhigte sie sich und wartete ab, was San Antonio mit ihr tun werde.

Das letzte Stück Hausgerät wanderte eines Tages weg, und die Pension kam nicht. Da versuchte sie, sich das Essen abzugewöhnen. Es gibt Millionen in Spanien, die zwischen Jahr und Tag diesen Versuch kraft der Notwendigkeit machen; es ist sozusagen eine der Hilfsquellen der Nation geworden. Aber es ging nur bis zu einem gewissen Punkt, dann mußte sie ihre Zuflucht zu dem zweiten großen Nationalerwerb nehmen: zum Betteln. Nie hatte sie früher gebettelt, nur bei einzelnen Leuten um etwas gebeten, und das ist ein Unterschied.

Sie kroch auf die Straße hin und streckte die Hand nach den Vorübergehenden aus. „Vergib, Schwester, um der Barmherzigkeit Gottes willen," sagten sie, und gingen mit freundlichem Nicken weiter. Sie bekam nichts.

„Das liegt daran, weil du kein Kind hast," sagte eine berufsmäßige Bettlerin. „Geh ins Kinderheim und miete ein Balg, das kostet nur 25 Pfennige für den Tag!"

Concha hatte keine 25 Pfennige und auch keine weltlichen Wertgegenstände für diesen Betrag. Sie hatte jetzt nur noch die Madonna. An der einen Wand war ein kleines Holzgesims, und auf dem Gesims blakte Tag und Nacht eine Ollampe vor einem großen Farbendruck der Madonna. Das war Conchas Altar, und sie hatte stets dafür gesorgt, trotz all ihrer Armut, daß die Lampe brannte. Das war ja die Bedingung für zukünftiges Glück, denn alles Gute kommt von der Madonna.

Concha sah auf das Bild, und es schauderte sie ein ganz klein wenig vor ihren eignen Gedanken, denn sie war eine gute Katholikin. Und wenn sie die Madonna nicht mehr hatte, wer sollte ihr dann helfen! Aber der Hunger überwältigte sie, und wieder betrachtete sie das Bild, bekreuzigte sich dreimal, nahm es herab, ging nach Monte Piedad und lieh 25 Pfennige darauf. So Gott wollte, würde die Madonna gleich wieder eingelöst werden.

Am nächsten Morgen saß sie unter dem Briefkasten des Postamts mit einem verkommnen Säugling auf dem Arm. „Geben Sie mir ein Almosen für Brot," sagte sie. „Gott wird es Ihnen lohnen!" Aber die Leute lächelten und gingen rasch vorüber — ach, Herrgott, dieser Kniff war ja so alt!

Es war bitterkalt, und ihr schwarzer, dünner Schal konnte sie nicht bedecken. Sie war so hungrig. Drüben auf der andern Seite der Straße standen zwei Bettler von denen, die nur in die Läden gehn. Sie hatten sich statt der Hüte rote Taschentücher um die Stirn gebunden und grobe, braune Decken um die Schultern. Der eine rauchte einen Zigarrenstummel, den er gefunden hatte, und der andre betrachtete ihn gespannt. Er behielt den Rauch bei jedem Zug eine Weile im Munde, wie um ihn richtig zu genießen, und blies ihn dann dem andern Bettler in den Schlund; dieser verschlang ihn begierig. — Wer etwas zu rauchen hätte! Concha liebte es zu rauchen, das linderte den Hunger und beruhigte. Sie beneidete den, der den Rauch aus zweiter Hand bekam.

Digitized by Google

Kurz darauf kam ein blinder Bettler, der immer seinen Platz unter dem Briefkasten hatte, und wollte sie fortjagen. Aber sie wollte nicht gehen. Da legte er sich auf dem Trottoir vor ihr auf die Knie, wandte sein Gesicht mit den leeren, blutigen Augenhöhlen empor, so daß alle sie sehen mußten, hielt die Arme vom Körper ausgestreckt, als ob er gekreuzigt wäre und rief mit lauter Stimme: „Freunde, geht nicht an einem Unglücklichen vorbei! Ihr habt euer Augenlicht; könnt ihr denn nicht sehen, daß ich blind bin! Ich sehe nicht die Sonne, nicht das Brot, das eure Mildherzigkeit mir schenkt! Gott hat seine Hand über mein Augenlicht gelegt. Gebt mir ein Almosen!“ Einige gaben ihm, aber für die Frau dahinter mit dem gemieteten Kind fiel nichts ab.

Im Lauf des Tages bekam das Kind Krämpfe von der Kälte und dem Hunger. Concha verstand sich nicht auf Kinder und glaubte, es müsse sterben, und da lief sie, so schnell sie konnte, mit ihm nach dem Kinderheim.

Als sie nach Hause kam, sprang der Hund vor Freude an ihr hinauf, und die Katze rieb sich an ihren Röcken. Sie gab dem Hunde die Brotrinde, die sie selbst zum Abend hatte essen wollen.

Wie sie nun dort in ihrem leeren Raume saß und mit schlaffen, hängenden Zügen vor sich hinstarrte, überkam sie das Verlangen nach Tabak mit entsetzlicher Stärke — sie hatte in alter Zeit immer geraucht, wenn sie dösend auf dem Stuhl saß und Fernando erwartete. — Gerade über ihr wohnte ein Ausländer; er rauchte, und er verschloß nie seine Tür, das wußte sie. Sie ging die Treppe hinauf und klopfte zur Sicherheit an; wenn er zu Hause war, wollte sie nach der Zeit fragen.

Er war nicht da, und sie ging hinein.

Auf dem Tisch lag ein Paket Tabak zwischen Büchern und Schreibmaterial. Der Anblick ließ sie erzittern, mit bebender Hand griff sie nach dem Tabak und warf dabei das Tintenfaß um, so daß die Tinte sich über ein aufgeschlagenes Buch ergoß. In der Bestürzung hierüber vergaß sie den Tabak und eilte hinaus. Im Vorzimmer fiel ihr Auge auf die Katze der Wirtin; sie packte sie, setzte sie in die Stube des Fremden und schloß die Tür. Dann ging sie hinab.

Als sie unten war, bereute sie, daß sie keinen Tabak genommen hatte; aber sie wagte es nicht, noch einmal hinaufzugehn. Und sie wurde plötzlich hungrig, so hungrig, wie sie noch nie gewesen zu sein meinte. Es mußte daran liegen, daß sie an der Luft gewesen war.

Zu der Zeit, als die Wirtsleute aßen, schloß sie Hund und Katze ein und ging hinauf, wie sie es manchmal tat, wenn sie die Forderungen ihres Magens nicht länger betäuben konnte. Die Wirtsleute saßen am Tisch, und Concha fragte ängstlich, ob man ihrer bedürfe.

„Nein, danke schön!“ riefen sie laut, und die Frau senkte die Stimme und fügte hinzu: „Wir werden schon allein fertig“, und dann lachten sie einander an. Concha war ihnen lästig.

Aber es ist eine Sitte, mit der kein Spanier zu brechen wagt, daß er den, der zu ihm kommt, einlädt, an der Mahlzeit teilzunehmen.

„Wollen Sie nicht mit uns essen?“ fragte also die Wirtin.

„Doch, ich danke sehr, um Ihnen Gesellschaft zu leisten!“ erwiderte Concha und setzte sich schnell an den Tisch. Sie hatte Angst, der Mann werde die Einladung der Frau zurücknehmen.

Die Wirtin und ihr Mann sprachen zusammen, aber Concha konnte nicht folgen, und sie wandten sich nicht an sie. Sie hatte das Gefühl, am Pranger zu stehn, und begann, die Katze der Wirtin zu liebkosen und Essen aus dem Mund zu nehmen und ihr zu geben. Sie hatte das Bedürfnis, sich verdient zu machen. Aber die Wirtin bat sie streng darum, für sich selber zu sorgen und nicht „wohltätig“ zu sein.

Als sie gesättigt war, wurde sie verwegner und begann zu sprechen; und es dauerte nicht lange, so war sie bei Fernando und der Tour nach Sevilla angelangt. Kam sie erst einmal in Gang, so konnte kein andrer sich Gehör verschaffen — so laut sprach sie. Aber das wußte sie selber nicht. Nach einer Weile stopfte die Wirtin sich die Finger in die

Digitized by Google

Ohren, und der Mann begann zu singen: „Fernando, o Fernando!“ so laut er konnte. Senjora Concha schwieg und blinzelte verlegen. Aber zornig wurde sie nicht — sie aß ja das Gnadenbrot.

Der folgende Tag war ihr Namenstag, und sie weinte, als sie aufwachte. Es war kalt, und sie ging zum Kohlenhändler und erbettelte sich eine Handvoll Holzkohlen. Zu Hause auf dem Hofplatz kniete sie nieder und blies, bis ihre Beine eiskalt waren; und als die Kohlen halb glühten, trug sie das Becken hinein, obwohl es noch stark qualmte. Sie wollte die Wärme sparen. Sie schloß die Tür und verstopfte die großen Spalten mit Papier, damit es noch gemütlicher würde. Auch die Fensterläden wurden geschlossen, und im Zimmer war kein andres Licht als die blakende Ollampe, die unter dem abgeblaßten Viereck an der Wand brannte, wo die Madonna gehangen hatte.

Concha zog den Stuhl zum Becken hin, und, die Füße auf seinem Rande, saß sie vorgebeugt da und wärmte Hände und Gesicht. Es fror sie ein wenig, aber das war auch das einzige. Hungrig war sie nicht, sie hatte ja gestern abend gegessen.

Die Lampe schwelte, und das Kohlenbecken schwelte ihr ins Gesicht mit schwerem, süßem Geruch. Ihr war warm und behaglich zumute, sie schloß die Augen und dachte. Sie dachte an Fernando; an ihn denken konnte sie wenigstens, ohne ausgepfiffen zu werden. Wie gut hatte sie es gehabt, solange Fernando lebte! Um nichts hatte sie sich zu kümmern brauchen — hatte bloß kaufen können. Denn er bekam ja seinen festen Lohn, vierhundert Kronen im Jahr. — — — Jetzt war er im Fegefeuer, der arme Fernando! Sie hatte das Bedürfnis, vor der Madonna niederzuknien und für ihn zu beten, damit er schneller hindurch käme. Aber sie saß jetzt gerade so gut, und wenn sie aufstand, würde es sie wieder frieren. Und die Madonna war ja auch gar nicht da; sie hatte sie doch selber versetzt. — — Wenn die Madonna sich nur nicht deswegen an Fernando rächte! Sie mußte die Madonna wieder haben, aber woher sollte sie die 25 Pfennige nehmen? — — —

Da war ihr plötzlich, als stände sie auf der Straße und fände ein Fünfundzwanzigpfennigstück zwischen zwei Steinen, und als sie es aufnahm, war ein zweites darunter, und ein drittes, und sie konnte fortfahren, Fünfundzwanzigpfennigstücke aufzulesen, bis ihre Schürze gefüllt war. Und sie lief und lief nach Monte Piedad, aber als sie hinkam, waren aus all dem Geld Kindlein geworden, die Krämpfe hatten und der Brust bedurften. Und sie suchte und war verzweifelt, hatte ihnen aber nichts zu geben. — — Aber da auf einmal hing die Madonna wieder an der Wand, und sie selbst kniete vorm Altar und klagte ihre Not, und die Madonna beugte sich über sie und weinte und erlöste Fernando aus dem Fegefeuer. Und Fernando begab sich nicht in den Himmel hinauf, sondern kam zu ihr zurück und versprach, er wolle nie mehr leichtsinnig sein. Und sie meinte, sie sei ihre eigene Nichte und frei von der garstigen Krankheit. Und Fernando liebe sie, und die Pension komme — — treffe ein, und sie bekomme wieder Brüste — und ein kleines Kind — und — — und — — —

Man sah sie an dem Tage nicht mehr; und als sie sich auch am nächsten Vormittag nicht zeigte, ging man in ihr Zimmer hinein. Sie hing auf dem Stuhl vornüber, die Nase wies auf das erloschene Kohlenbecken hinab. Die Lampe war ausgebrannt, und ein strenger Geruch nach kaltem Rauch schlug den Eintretenden entgegen. Der Hund kam pfeifend auf sie zu, kroch dann zurück und beleckte das Gesicht der Senjora Concha. Aber sie bewegte sich nicht — sie war tot.

Das gemeinsame Gefühl eines schlechten Gewissens befiel die Bewohner des Hauses. Die Wirtin teilte mit weinender Stimme mit, sie habe die Absicht gehabt, Senjora Concha anläßlich ihres Namenstages zu Abend einzuladen. Die andern erinnerten sich ähnlicher Liebespläne, und alle klagten das böse Geschick an, das sie zu spät kommen ließ. Jetzt konnten sie nichts andres für die teure Seele tun, als an ihrer Leiche zu heulen, und das taten sie gern und willig, während der Mann zur Polizei lief und die Sache anzeigte. Sie beweinten sie den ganzen Tag und auch die Nacht, und am

Digitized by Google

nächsten Tage kam ein Schutzmann und nahm einen Rapport auf. Am Nachmittag erschien der Distriktsarzt und bescheinigte der Senjora Concha, daß sie tot sei, und die Polizei legte sie in eine dünne Fichtenholzschachtel und fuhr mit ihr zum Leichenhause. —

Die beiden maurischen Schlösser Alhambra und Generalife hängen wie leere Adlernester über den Granadinern. Zwischen den Schlössern ist eine Kluft, und durch sie windet sich der Weg zum Campo Santo (dem Kirchhof) hinauf. Kein Wagen kann den Weg befahren, der steil und schmal ist und hauptsächlich aus Treppenstufen besteht. Ein Ende aufwärts ist eine Weinschenke, und am Fuße des Pfades eine zweite.

Vor der letzteren saßen vier Leichenträger und teilten eine Flasche aqua ardiente (Branntwein) untereinander, als der Wagen mit Senjora Concha kam. Sie waren betrunken, das ergibt sich aus dem Gewerbe. Und sie suchten sich eine stramme Haltung zu geben, auf die steife, beschwerliche Art, wie sie Betrunkenen eigentümlich ist, die sich ihres Zustandes bewußt sind, schwankten vorwärts und hoben den Sarg vom Wagen. Der Deckel wurde abgenommen, so daß die Leiche bloßzuliegen kam, zwei lange Stangen wurden in die zugehörigen Strippen gesteckt, und zwei von den Männern nahmen den Sarg, der nichts als eine Fichtenhülse war, auf ihre Schultern. Die beiden andern trugen den Deckel, und man wankte den Abhang hinan.

Bei der Weinschenke setzten die Männer den offenen Sarg mitten auf den Weg und gingen hinein ... Sie kamen wieder heraus. Der eine von ihnen schlenkerte über der Toten hin und her und gluckste ein paar Bemerkungen hervor. Die andern grinsten.

Und sie zogen weiter.

Aber Betrunkene haben oft ihre närrischen Einfälle — und die beiden, die den Deckel trugen, fingen auf einmal an zu laufen. Die beiden andern folgten ihrem Beispiel, und eine Weile gings in vollem Lauf bergan über Steine und Stufen weg, so daß die Tote in dem leichten Sarge von einer Seite auf die andere geschüttelt wurde und der Kopf manchmal ganz über den Rand hinaushing.

Aber die beiden mit dem Sarg konnten nicht mitkommen. Da warf der vordere plötzlich die Stangen von seinen Schultern, so daß das Fußende des Sarges auf die Erde aufschlug und die Tote der Länge nach herausfiel. Und dann begann er, die beiden mit dem Sargdeckel zu verfolgen. Der hintere glotzte eine Weile den Sarg und die Leiche an, grinste dann idiotisch und kroch die Abhänge hinauf.

Diesen Weg passieren nur die Toten, ihre betrunkenen Träger und hin und wieder ein vereinzelter Reisender, der die Außenwerke der Alhambra erforschen will. Und da lag nun der Leichnam und starrte in die Luft — und ein Ende weiter der Sarg — einen ganzen Tag. Dann wurde Senjora Concha vom Erdboden aufgenommen und zum Kirchhof gebracht.

Aber sie wurde nicht in die wunderliche Totenkaserne mit den tausend Öffnungen eingemauert, durch die die Särge hineingestoßen werden wie die Schubladen eines Tisches. Wer sollte das bezahlen? Und sie wurde auch nicht in der Erde der Armen bestattet, die nichts kostet, aber die der Bischof doch gütigst aus seiner eigenen Tasche gesegnet hat, und in der man vier Jahre lang liegen darf, falls nicht die wilden Hunde einen vorher ausgraben. Sie starb mit dem Schatten eines Selbstmords über sich und konnte nicht in Christenerde kommen. Auf dem Kirchhof der Protestanten wurde sie begraben.

Digitized by Google

„Nationaler Frauendienst" Heidelberg.[1])

Nachdruck verboten.

Das Vorgehen der hiesigen Frauenbewegungsvereine: Verein Frauenbildung-Frauenstudium und Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen entsprach ganz den Richtlinien des „Nationalen Frauendienstes": in erster Linie forderten sie ihre Mitglieder auf, sich in den Dienst der großen vaterländischen Vereine, des Roten Kreuzes und der städtischen Behörden zu stellen, und erst in zweiter Linie übernahmen sie unter dem Namen „Nationaler Frauendienst" als selbständiges Arbeitsfeld Gebiete, die von den bestehenden großen Organisationen nicht in Angriff genommen wurden.

Als unter die erste Kategorie fallend, also als Eingliederung in schon Bestehendes, kann, außer den Leistungen einzelner, auch die für die Dauer des Krieges durch einen von den beiden Vereinen gebildeten Ausschuß übernommene Besorgung der weiblichen Abteilung des Städtischen Arbeitsnachweises angesehen werden. Der Andrang von Arbeitsuchenden war und ist ein ungeheurer; im ersten Kriegsmonate belief sich ihre Zahl auf 688. Die allgemeine Erschütterung des wirtschaftlichen Lebens hatte zahllose Frauen und Mädchen aus ihren bisherigen Stellungen herausgeschleudert; gleichzeitig sahen sich viele Familienmütter, die sich bisher mit innerhäuslicher Arbeit begnügen konnten, von dem Augenblick an, wo der Gatte eingezogen wurde, gezwungen, nach außerhäuslichem Erwerb auszuschauen. Dieses gesteigerte Erwerbsbedürfnis verheirateter Frauen ist aber naturgemäß am schwersten zu befriedigen in einer Zeit, in der auch die besitzenden Schichten ihren Lebensstil ändern müssen oder ändern zu müssen glauben, und wo außerdem für die durch den Krieg neugeschaffenen Arbeitsgebiete und Produktionsaufgaben ein ganzes Heer freiwilliger Hilfskräfte unentgeltlich zur Verfügung steht. Es ist deshalb sehr schwierig und kann erst allmählich unter Mitwirkung aller sozial wirkenden Organe gelingen, neue Verdienstmöglichkeiten für besitzlose Frauen zu schaffen. Der Ausschuß mußte schon froh sein, als es ihm gelang, auf einmal eine größere Anzahl von Frauen bei den hiesigen Reservelazaretten in gutbezahlter Halbtagsarbeit unterzubringen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle müssen sich aber die im Arbeitsnachweis tätigen Frauen damit begnügen, der Not auf andere Weise als durch Vermittlung gewohnter Arbeit, nämlich durch Beratung und persönliche Fürsorge, zu steuern. Und gerade hierin: in der Erteilung von Rat, in der Verweisung vieler verdienstloser Frauen an den Frauenerwerbsverein, an die Abteilung VI des Roten Kreuzes und sonstige aus der Not der Zeit erwachsene Arbeitsgelegenheiten sieht der Ausschuß Möglichkeiten des Wirkens auch da, wo die Zuweisung regulärer Erwerbsgelegenheiten unmöglich ist.

In engem Zusammenhange mit der Tätigkeit im Arbeitsnachweis entstand — im Sinne des „Nationalen Frauendienstes" — durch den Verein Frauenbildung-Frauenstudium eine Organisation, die es sich zum Ziel setzte, für die Kinder zu sorgen, deren Väter im Krieg waren und deren Mütter erwerbstätig sein mußten, die also jeder geregelten Häuslichkeit und Pflege entbehrten. Es galt, für diese Kinder Heimstätten zu schaffen, die sie tagsüber aufnahmen, wo sie beaufsichtigt und beschäftigt wurden und wo sie Mittagessen und Vesperbrot erhielten. Der Gedanke einer solchen Kinderhilfe fand lebhaftes Verständnis und vielfache Opferwilligkeit: sie ermöglichte es, den Gedanken bald in die Tat umzusetzen. Ver-

[1]) Wir haben diesem Bericht einen besonderen Platz eingeräumt, weil uns seine Ausführungen, vor allem die Einrichtung und eingehende Erörterung der Kriegshilfe auf dem Lande für weitere Kreise Bedeutung zu haben scheinen. Die Redaktion.

Digitized by Google

schiedene Familien boten sich an, kleinere Gruppen von Kindern bei sich im Hause aufzunehmen und zu versorgen. Andere stellten geeignete Räumlichkeiten für größere Horte zur Verfügung. Die notwendigen Hilfskräfte konnten zum Teil durch die Helferinnen der Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfsarbeit beschafft werden; auch boten sich Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen mit großer Bereitwilligkeit an, in den Dienst der Kinderhilfe zu treten. Auf diese Weise gelang es, in zwei großen und acht kleineren Horten über 60 Kinder unterzubringen. Inzwischen hatte die Stadt einen Ausschuß für Kriegsfürsorge gebildet, und es war in Ansehung der großen Geldmittel, die die Horte bei längerer Zeitdauer des Krieges erfordern, aber auch in Ansehung dessen, daß eine Zentralisation der Kriegsfürsorgebestrebungen überhaupt wünschenswert war, für die Kinderhilfe selbstverständlich, daß sie ihre, aus dem Gemeinsinn einer Anzahl von Frauen hervorgegangene Organisation der großen städtischen Kriegsfürsorge unterstellte und von da an als einer ihrer Unterausschüsse weiterarbeitete. Heute sind in vier großen und fünf kleinen Horten 230 Kinder untergebracht. Drei Nähstuben arbeiten mit der Kinderhilfe Hand in Hand und sorgen für die notwendige Wäsche und Kleidung. Die Arbeit, die die Nähstuben zu leisten haben, ist nicht klein, denn nicht nur die Hortkinder, sondern auch andere, wenn ihre Bedürftigkeit erwiesen, erhalten die notwendigen Kleidungsstücke, und es sind viele — viele, denen so geholfen werden muß.

Die seit 15 Jahren hier bestehende Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen hat — auch ganz im Sinne des „Nationalen Frauendienstes" — bei Kriegsausbruch die Zahl ihrer wöchentlichen Sprechstunden von zwei auf sechs erhöht. Trotzdem war im Anfang der Andrang der durch die Ereignisse verstörten und eingeschüchterten Frauen in jeder einzelnen Sprechstunde kaum zu bewältigen. Es kamen im ersten Monate der Kriegszeit über 200 neue Fälle zur Bearbeitung, in den darauf folgenden sechs Wochen ungefähr 200; auch weiterhin ist der Zustrom ein überaus starker.

Die Rechtsschutzstelle, gewohnt Auskunft und Rat zu erteilen in den Rechtsstreitigkeiten der normalen Zeiten, sah sich nun ganz neuen Aufgaben gegenüber, und nur durch genaues Verfolgen aller öffentlichen Kundmachungen, die sich auf das Rechts- und Wirtschaftsleben während des Krieges beziehen, konnte sie ihnen gerecht werden. Einen breiten Raum innerhalb ihrer Tätigkeit nahmen die Mietstreitigkeiten ein; Wohnungen, die unter ganz anderen Voraussetzungen gemietet waren — besonders in Erwartung von Untermietern, die nun ausblieben —, konnten nicht bezahlt werden; die Vermieter brauchten aber oft dringend das Mietgeld, um ihrerseits ihren Verpflichtungen nachzukommen; da galt es, möglichst gerechte Vergleiche herbeizuführen! Nicht selten waren die Fälle, in denen Mütter unehelicher Kinder Gefahr liefen, um die vorgesehene Kriegsunterstützung zu kommen, da das Kind erst vor kurzem geboren war, der im Felde stehende Vater also noch gar nicht in die Lage gekommen war, für das Kind vor dem Kriege zu sorgen. Da aber auch schon die bestehende Alimentationsverpflichtung die gesetzliche Grundlage für die Gewährung jener Gelder bildet, so kam es nur darauf an, sich aus dem Felde von dem betreffenden Manne eine Anerkennung des Kindes zu verschaffen, was wiederholt gelang.

Nachdrücklich wurden durch Zeitungsnotizen die Angehörigen der ins Feld Gezogenen auf die Wichtigkeit der freiwilligen Fortsetzung der Krankenversicherung aufmerksam gemacht, die den Verwundeten Krankengeld und den Hinterbliebenen der Gefallenen Sterbegeld sichert. Wo die Möglichkeit nicht bestand, daß die Frau aus eigenen Mitteln die rückständigen Beträge dafür zahlte, vermittelte die Rechtsschutzstelle die Zahlung durch den „Ausschuß zur Unterstützung der Familien Einberufener", der dieser Angelegenheit weitgehendes Interesse und Entgegenkommen bewies.

Ebenfalls durch die Zeitung wies die Rechtsschutzstelle darauf hin, wie notwendig es sei, die Lebensversicherungspolicen nach der Richtung hin zu prüfen, ob das Kriegsrisiko darin aufgenommen sei. Wo dies nicht der Fall war, wo es aber durch eine gewisse Aufzahlung einzubeziehen war, wurde vorgeschlagen, zu diesem Zwecke ein verzinsliches Darlehen auf Grund der Police selbst aufzunehmen.

Digitized by Google

Vielen Frauen, die voll Sorge um ihre Angehörigen im Felde waren, konnte deren Aufenthaltsort oder deren Schicksal ermittelt werden.

Ungerechtfertigten Kündigungen oder Lohnkürzungen, für die der Krieg viel mehr den Vorwand abgab, als daß er wirklich die Ursache gewesen wäre, trat die Rechtsschutzstelle entgegen, so oft solche Fälle vor sie gebracht wurden.

In letzter Zeit gaben auch bereits Eingaben um Bewilligung der Hinterbliebenenrenten für Frau und Kinder der im Felde Gefallenen viel zu tun.

Die den Kriegsverhältnissen angepaßte, erweiterte Tätigkeit der Rechtsschutzstelle, in Verbindung mit Anregungen, die von dem Verein Frauenbildung—Frauenstudium ausgingen, führte zu einer Kriegshilfe auf dem Lande. Ein von den beiden genannten Vereinen gebildeter Ausschuß übernahm es nämlich, Fürsorge und Auskunftserteilung auf das Land hinauszutragen. Einzeln oder zu zweien fahren Frauen regelmäßig einmal wöchentlich in bestimmte kleine Ortschaften der Umgegend. Den lokalen Verschiedenheiten entsprechend, insbesondere dem Charakter der dort bestehenden Frauenorganisationen und dem Umfang von deren eigenen Aufgaben Rechnung tragend, wohl aber auch entsprechend der verschiedenen besonderen Neigung und Veranlagung der Arbeitenden gewann die Tätigkeit in jedem der Dörfer, in jedem der Städtchen, einen ganz spezifischen Anstrich. Nur der äußere Rahmen ist überall fast der gleiche: Ein vom Bürgermeister im Rathaus oder einem Schulhause zur Verfügung gestelltes Zimmer, Plakate mit der Ankündigung des Vorhabens, gelegentlich auch Notizen in den Lokalblättern, manchmal auch Bekanntmachung durch den ausrufenden Ratsdiener. Innerhalb dieses Rahmens aber ganz verschiedene Bilder!

So sind z. B. in N. und R. Beratungsstellen entstanden, in denen — wie zurzeit auch bei der Heidelberger Rechtsschutzstelle — neben eigentlichen Rechtsstreitigkeiten auch Anfragen zur Behandlung kommen, die mit dem Krieg in naher Verbindung stehen. Besuche bei der Bevölkerung werden dort nur im Dienste bestimmter Anfragen gemacht. In N. gelang es z. B. mit der Hilfe einer Internationalen Frauenorganisation — auf dem Wege über Holland — den Sohn einer Witwe, die in großer Sorge um ihn gewesen, zu einem Briefe an seine Mutter zu veranlassen. An größere Fabriken wurden — gleichfalls in N. — Eingaben gemacht, in denen sie gebeten werden, den Ehefrauen ihrer früheren Angestellten, die jetzt im Felde sind, Zuschüsse zu gewähren.

In R., wo nicht nur die ländliche Bevölkerung der Einrichtung Aufmerksamkeit schenkt, sondern wo auch die dort lebenden städtischen Einwohner auf sie hinweisen, mußte bei fast allen Ratsuchenden: Mietern, Vermietern, Käufern, Steuerzahlern usw. vor allem dem durch Generationen überlieferten, sich zäh behauptenden Volksausspruch „Krieg bricht alle Verträge" energisch entgegengetreten werden. Dann erst konnte auf der durch diese Klärung geschaffenen Grundlage weitergearbeitet werden.

In L. liegt das Schwergewicht der Arbeit in der Fürsorge für die Tabakheimarbeiterinnen; die gesamte arme Bevölkerung dieses Ortes ist mit der Tabakheimarbeit beschäftigt. Die Wohnungsverhältnisse sind zum großen Teil schauderhaft. L. ist ein Übergangsstadium zwischen Dorf und Stadt, hat weder die günstigen Lebensbedingungen des ersteren noch die sanitären Maßnahmen der letzteren.

Es wird in der Weise vorgegangen, daß die schlimmsten Fälle immer wieder aufgesucht werden. Es wird mit den Leuten verhandelt. Sie werden über die Gefahren der Tabakheimarbeit belehrt und beraten, wie sie sich in ihrer Wohnung einen möglichst vorschriftsmäßigen Arbeitsplatz machen können. Manchmal scheint dies fast unmöglich. In ein paar Fällen wurden aber doch schon gute Erfolge erzielt und die Wohnungen jedesmal ein wenig sauberer und ordentlicher gefunden als das Mal vorher. Die Beratung erwächst aus den Hausbesuchen und ist recht vielseitig.

In W., S., J. usw. halten sich Beratungsstelle und Hausbesuche so ziemlich die Wage. Besuche, für die die Bürgermeister oder Ratsschreiber Adressen aufschreiben und die bisweilen Veranlassung dazu geben, die — sehr entgegenkommenden — Behörden auf besondere Hilfsbedürftigkeit aufmerksam zu machen,

Digitized by Google

ziehen oft eine ganze Reihe von Beratungen in der Sprechstunde nach sich: Nachforschungen nach Vermißten, Aufklärungen über Ansprüche auf Reichsunterstützung oder militärische Aufwandsentschädigung oder auf Hinterbliebenenrenten. Bisweilen gelingt es auch, Arbeitslosen geeignete Arbeit zu beschaffen. Umgekehrt haben Beratungen in der Sprechstunde auch wieder Hausbesuche im Gefolge.

Mit großem Beifall wurde der Versuch der Einrichtung einer Volksbibliothek, insbesondere für die heranwachsende Jugend, aufgenommen.

In mehreren Städtchen der Umgegend beschränkte sich die Tätigkeit des „Nationalen Frauendienstes" darauf, Vorstandsmitglieder dortiger Frauenvereine in die Arbeit auf die Weise einzuführen, daß Frauen, die in der hiesigen Rechtsschutzstelle arbeiten, für die Einrichtung der dortigen Sprechstunde alle Vorbereitungen treffen und während der ersten Wochen an den Sprechstunden teilnehmen. Später sollen diese von den ortsansässigen Frauen allein übernommen werden.

Die Kriegsfürsorge auf dem Lande ist noch keineswegs abgeschlossen, es werden immer noch neue Ortschaften dafür aufgesucht. In einer Reihe von Fällen konnte sie das bestimmte, von ihr verfolgte Ziel erreichen; aber nicht danach, wie oft bereits von ihr ein greifbarer Erfolg erzielt worden ist, darf ihre Bedeutung gemessen werden, ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, daß die Bevölkerung die Überzeugung gewinnt, daß man helfen will. Ihr Wert besteht in dem immer mehr und mehr sich herausbildenden persönlichen, freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Ratsuchendem und Ratgebendem.

Der Verein weiblicher Bühnenangehöriger, der seit Jahren den Schauspielerinnen und Sängerinnen Kleidung vermittelt und sich immer sehr guten Zuspruchs zu erfreuen hatte, vergrößerte, den Aufgaben des „Nationalen Frauendienstes" gemäß, seine Sammelstelle, um auch anderen Frauen, insbesondere solchen gebildeter Stände, die infolge des Krieges in Not geraten sind, Kleidung verschaffen zu können. Selbstverständlich wird dabei strengste Diskretion geübt. Die Sammelstelle (Neuenheimer Landstraße 48) gibt die Kleidungsstücke auf Vorschlag einer Vertrauensperson des „Nationalen Frauendienstes" ab, ohne selbst die Empfänger zu kennen. Sie wird durch allgemeine Gebefreudigkeit fortwährend mit guten Kleidungsstücken versorgt und kann daher in vielen Fällen helfen.

Die von einem selbständigen Ausschuß errichtete Hilfsstelle für Feldpostsendungen mit Schreibstube wurde am 23. August eröffnet. Bis 31. Oktober sind daselbst 12 600 Feldpostbriefe als $^1/_2$ Pfund- oder 1 Pfundpakete gepackt worden. Die Zahl der Auskünfte, die an alle Schichten der Bevölkerung gegeben worden waren: Adressenberichtigungen, Vermittlungen des Verkehrs mit Gefangenen usw. ist nicht festzustellen. Die Auskunftsstelle, bei der ein Postbeamter a. D. und zwei Studenten tätig waren, wurde aber sehr stark in Anspruch genommen, vielleicht ebensooft wie die Hilfe beim Packen, die von miteinander abwechselnden Frauen geleistet wurde. Oft bildete sich zwischen diesen und den Auftraggebenden, besonders wenn diese regelmäßig kamen, ein Vertrauensverhältnis heraus, so daß auch Beruhigung und Trost gewährt werden konnte.

Endlich nimmt sich der Hilfsausschuß für Frauen gebildeter Kreise solcher Frauen an, die in Friedenszeiten ihr gutes Auskommen hatten, durch den Krieg aber unmittelbar oder mittelbar in bedrängte Lage geraten sind. Er will in solchen Fällen die Not lindern, ratend und helfend beistehen, wo die öffentliche Kriegsfürsorge und ihre Unterstützung nicht angerufen werden kann. Die Arbeit dieses Ausschusses verlangt in besonders hohem Maße individuelles Eingehen auf den Einzelfall. Der redliche Wunsch, wenigstens Erleichterung zu verschaffen, läßt alle Hilfsmöglichkeiten prüfen, um jeweils die geeignetsten zu wählen. Die befriedigendste Lösung der Schwierigkeiten bietet fast immer das Ausfindigmachen passender Arbeit, die es dem Hilfebedürftigen ermöglicht, auf eigenen Füßen zu stehen.

Marianne Weber. Camilla Jellinek.

Digitized by Google

Kriegsweihnachten.

Am 24. November fiel der erste Schnee, und die Straßen von Berlin waren gerade in dem Zustand frostiger Nässe, der zusammen mit grauem Himmel, schwebenden Flocken und bescheidenen weißen Streifen über Simsen und Fensterrahmen die ersten weihnachtlichen Stimmungen hervorruft. Kriegsweihnachten. Die Schaufenster sind gefüllt mit Soldatensachen, und wo die großen Warenhäuser daran erinnern, daß Weihnachten ein Fest der Kinder und Spielsachen ist, wissen sie doch zugleich, daß die deutschen Kinder heute von nichts als dem Krieg träumen. Die deutschen Kinder sammeln ihre Pfennige für Liebesgaben.

Niemand von den Daheimgebliebenen denkt an *sein* Weihnachten. Alle denken an das Weihnachten draußen. Weihnachtsvorbereitung und Feldpostsendung, das fällt heute einfach zusammen. Auch wer niemanden draußen hat, sorgt für eine Liebesgabensendung an irgendeinen Unbekannten in Frankreich oder in Rußland. Sind darunter doch viele, denen keiner sein eigenes persönliches Weihnachtspaket schickt.

Muß das so sein? Tausende von Frauen und Müttern, deren Ernährer im Feld sind, können aus eigenen Mitteln nichts schicken. Die Kriegsunterstützung reicht kaum zum Leben. Es liegt etwas Hartes und Unnatürliches in der Tatsache, daß die Hände dieser Frauen leer sind, während Fremde das Weihnachtspaket für den Mann draußen im Felde packen und womöglich sogar noch die eigene Visitenkarte hineinlegen, damit er ihnen auch dankt.

Die Helferinnen des Nationalen Frauendienstes in Berlin haben in ihrer Beratungstätigkeit diese Härte immer wieder empfunden. Der Mann schrieb aus dem Feld an seine Frau um warme Sachen, und sie kam traurig und ratlos in die Hilfskommission, weil sie kein Geld dafür hatte. Aus diesen Erfahrungen entstand der Gedanke, die Frauen selbst an einer Weihnachtssendung für die Männer zu beteiligen.

Das war nun zuerst eine Organisationsfrage. Berlin unterstützt 67 000 Wehrmannsfrauen. Davon sind manche so gut daran, daß sie wohl aus eigenen Mitteln ihr Weihnachtspaket schicken können. Aber wenn man nur die mit den kleinsten Unterstützungen berücksichtigte und alle wahrscheinlichen Abstriche (Verwundete, Gefallene usw) machte, blieben noch etwa 15 000. 15 000 Pakete in der einen Woche, in der die Feldpost allein annimmt, zu expedieren — das ist keine Kleinigkeit.

Es wurde so gemacht: mit Unterstützung der Stadt, die 50 000 *M* zur Verfügung stellte, und aus großen freiwilligen Spenden wurden Sachen beschafft, zum Teil in den Arbeitsstuben des Nationalen Frauendienstes hergestellt: Strümpfe, Hemden, Hosen, Brustschützer, Leibbinden. Jede der 23 Hilfskommissionen bekam Modelle von verschiedenen Packungen, bestellte die Wehrmannsfrauen ihres Bezirks

Digitized by Google

hin und ließ sie aussuchen. Entweder Hemd und Strümpfe, oder Hose und Brustschützer, oder Hemd und Leibbinde. Die Adresse des Mannes und die der Frau wurde notiert, mit einer Kopie. Die Kopien werden von der Hilfskommission in die Packräume geliefert, den Zettel behält die Frau, die für den folgenden Tag in die Packräume bestellt wird. Sie kann dann Kleinigkeiten, die sie selbst angeschafft hat, mitbringen. Als Packräume hat das Warenhaus Wertheim das ehemalige Reichsmarineamt am Leipziger Platz bereitgestellt. Dort werden bei einer Anmeldestelle nur erst die Zettel der Frauen mit den eingesandten Kopien verglichen, die Zettel mit „stimmt" gestempelt, und die Frauen, je nachdem sie Packung 1, 2 oder 3 wünschen, in gesonderte Räume geführt, in denen die sortierten Sachen aufgestapelt sind. Sie geben den Adressenzettel ab, legen ihre eigenen Sachen bei, andere erfreuliche Dinge: Zigarren, Taschentücher usw. gibt es noch dazu, die Pakete werden provisorisch mit Bindfaden zusammengeschnürt und dann zur weiteren „Behandlung" (Einschlagen in Ölpapier, Einnähen in Sackleinen, Ausschreiben und Aufnähen der Adressen) geschulten Packern und Packerinnen übergeben. Die fertigen Pakete werden zur Erleichterung der Expedition gleich nach Armeekorps und Garnisonen geordnet und abgefahren. Auf diese Weise können unter vollkommen ausreichender Kontrolle täglich ein paar tausend Frauen abgefertigt werden.

Die Organisation ist beschrieben, weil sie das eigentliche Problem bei der Sache war und sich ganz ausgezeichnet bewährt hat.

Das Leben, das sich in diesem Rahmen abspielte, war aber ein noch stärkerer Beweis dafür, daß es ein richtiger Gedanke war, die Liebesgabensendung so einzurichten, wie es geschehen ist.

Der erste große Eindruck auf den Zuschauer: dieser Strom von Frauen, Müttern, Ehefrauen, Schwestern, jungen Töchtern! ein endloser Zug, Stunde für Stunde, Tag für Tag. Wie sie in die Annahmestelle hinein, an den Packtischen vorüberfluten, zeigen sie einem das Riesenopfer an arbeitender, stützender, erhaltender Manneskraft, das dieser Krieg verschlingt. Junge Frauen mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm und an der Hand, viele mit werdender Mutterschaft gesegnet, verarbeitete und versorgte Mütter, große Mädchen oder Jungen, die den Zettel für den Vater bringen. Die meisten guten Mutes, ein bißchen stolz auf den Mann im Feld und die kleinen Geschenke, die sie selbst haben, eifrig, daß Hemd und Strümpfe auch die richtige Größe haben und alles gut zusammengelegt wird, und erleichtert, daß die umständliche und ungewohnte Arbeit des Paketmachens und Adressierens ihnen abgenommen ist. Aber vielen stürzen auch gleich die Tränen, wenn man nach Mann oder Sohn fragt. „Wenn er's nur noch bekommt!" „Wenn er nur noch lebt." Eine weißhaarige, kräftige, breitschultrige Frau mit einem altmodischen gestrickten Tuch um den Kopf, gibt drei Zettel ab — drei junge Söhne, die sie ins Feld geschickt hat. Sie wohnten alle noch bei ihr und verdienten gut, und man sieht es ihrer sauberen, bestimmten Art an, daß sie einen ordentlichen fröhlichen Hausstand mit ihren Jungens geführt hat. Wie sie da steht vor ihren drei Paketen, und aus der Markttasche, unter dem Umschlagetuch, sorglich jedem noch etwas zuteilt, ist sie von einer ergreifenden Würde umgeben: Die deutsche Mutter. Man hat so ein Gefühl, als müßte es etwas geben, was man noch für sie tun könnte, wie sie ihre leere Tasche über den Arm hängt und fortgeht — in

Digitized by Google

die Wohnung, wo die drei Betten leer stehen und die Arbeitsblusen im Spind hängen, eine neben der anderen.

Manche Soldaten kommen auch selbst, sich ihre Sachen holen. Gerade hat man mit ein paar jungen werdenden Müttern gesprochen, die, durch ihren Zustand nervös und geängstigt, aus ihren Sorgen gar nicht mehr herausfinden, da erscheint so ein Wehrmann wie die leibhaftige Beruhigung. Sieht fidel und gesund aus und hat schon so eine gewisse Gewandtheit in der Behandlung von Damen, die sich an ihm erfreuen und ihn gern verwöhnen möchten. Ja, er war hier im Lazarett und geht übermorgen wieder an die Front. Er war bei Tannenberg und bei Suwalki, hat zwei Schüsse gehabt, glatt geheilt, jar nischt mehr zu spüren. Nee, soo leicht wie det erste Mal jeht man ja nich wieder raus — man weeß doch nu Bescheid — aber t' wird dann wohl auch weiter jut jehn. Danke schön. Tjö! — — Die Frauen sehen ihm nach und sind viel getrösteter als durch alle unsere Beruhigungen. Es ist am Ende gar nicht so schlimm.

Und so nehmen es schließlich doch die meisten. Eher frisch und zuversichtlich. Die Berliner sind nicht sentimental; sie verlassen sich ein bißchen darauf, daß sie schon irgendwie durchkommen werden.

Es ist eine eigentümliche Stimmung in den gedrängten Räumen — ein Auf und Ab von Ernst und Angst, von Hoffnung und Zuversichtlichkeit, alles durchzogen von einem stärkeren Gefühl der Gemeinschaft, als es sonst wohl zwischen Helfenden und Hilfsbedürftigen entstehen kann. Alle haben das Gefühl, die freiwilligen Helferinnen, die mit den großen Körben voll Sachen aus den Vorratsräumen in die Packräume schliddern, oder mit schnell erworbener Übung am Tag Hunderte von Hemden zusammenrollen und einschnüren, aber ebenso auch die jungen Mädchen von Wertheim, die Pakete vernähen und Adressen schreiben und einer Sendung, die ihrer Meinung nach gar zu wenig Angenehmes neben dem Nützlichen enthält, noch aus Eigenem etwas beipacken. Und auch die „Wehrfrauen" und „Wehrmütter" haben etwas davon gespürt, daß gemeinsame Opfer, Sorgen und Hoffnungen heute die Frauen alle miteinander verbinden. Das Beste aber wäre, wenn die Tausende von Sackleinenpäckchen, die — mit dem roten Weihnachtsstrich gekennzeichnet — sich bis unter die Decke häufen, den Männern draußen das Gefühl hinaustrügen, daß ihre Frauen hier eine Stelle haben, an der sie in ihrer Verlassenheit Hilfe und Trost finden können.

Heimatchronik.

Wir haben von der Redaktion der „Hilfe" die Erlaubnis erbeten und erhalten, die „Heimatchronik" von Gertrud Bäumer abzudrucken. Vielen unserer Leserinnen wird es sehr lieb sein, sich durch diese Lektüre auch später noch an die Folge der Ereignisse und Stimmungen zu erinnern, die uns in diesen großen Tagen bewegt haben.

Dienstag, 27. Oktober.

Gestern abend war eine Versammlung des Hansabundes — weniger für irgendwelche Beschlüsse als für eine Kundgebung der durch ihn vertretenen Kreise zur politischen Lage. Daß wir durchhalten werden — und daß dieser Krieg den Anfang einer neuen Epoche auch in unserer inneren Politik bedeuten wird, das waren die beiden Leitmotive der Reden.

Digitized by Google

In allen Schaufenstern stehen 42 cm-Geschosse, Modelle in „Lebensgröße" und Nachbildungen in Schokolade, Wolle, Konservenbüchsen, Zigarren, Garnrollen oder Nudeln.

Das Straßenbild ist immer stärker durch den Soldaten gezeichnet. Den Verwundeten in der abgetragenen Uniform und manchmal mit dem Eisernen Kreuz, den seine Angehörigen begleiten, — froh, ihn erst einmal wieder zurechtpflegen zu können. Aber auch durch die Rekrutenzüge. Immer wieder zahllose blutjunge Burschen, denen man es ansieht, wie froh sie sind, nun endlich doch noch heranzukommen. Wie viele Mütter ringen täglich mit den Zweifeln, ob es recht ist, sie ziehen zu lassen und ihre Jugend den ungeheuren seelischen Erfahrungen auszusetzen, die sie werden machen müssen. Das ist wohl die größere Sorge als die um Leib und Leben.

Wir gründeten am Nachmittag eine Hausfrauenkommission zur Mitarbeit an den Lebensmittelfragen. Sie soll Kriegsspeisezettel und Kriegsrezepte zusammenstellen und verbreiten, Ersatzmittel für fehlende oder knappe Lebensmittel ausprobieren, auf die Ausnutzung von Abfällen hinweisen und zunächst besonders für die Sparsamkeit im Weißbrotverbrauch wirken. Es wurden Fragen aufgeworfen: Kann man nicht auf die frischen Abendsemmeln verzichten? Sollte man nicht Roggenkuchen backen können? Lassen sich nicht noch unendliche Futtermittel aus städtischen Abfällen herausholen? usw.

Mittwoch, 28. Oktober.

Die Kunstsalons versuchen es mit ihren Winterausstellungen. Bei Gurlitt ist eine Pechsteinsammlung; aber man kann noch nicht wieder so recht etwas mit ihr anfangen. Vielleicht ist es das (unfertige) Bildnis Franks von Lovis Corinth, das einen zu stark beschäftigt. Peinlich beschäftigt durch die harte Disharmonie eines abgebrochenen Versuchs, der einzelnes viel zu stark und anderes gar nicht gibt. Ist dies Bild Symbol eines vernichteten Lebens, das zu anderen Aufgaben berufen war? Sieht das Schicksal Franks so aus wie dieses Bild? Man hat es innerlich so nötig, alle Ereignisse dieser Zeit als notwendig in einer höheren Bedeutung zu verstehen, und wehrt sich, ein sinnloses Geschehen zuzugeben.

Nachher im Zeitschriftenlesesaal der Königlichen Bibliothek. Wie auf einer Insel des Friedens und ruhigen Fortgangs aller Dinge. Die grünen Lampen über den gesenkten Köpfen — das gleichmäßige Rascheln der Blätter, die geordneten Regale mit den Schildern; ich glaube, es gibt keine deutsche Zeitschrift, die ihr Erscheinen nicht ruhig fortsetzte! Nur die Fächer des Auslandes sind gelichtet. Man ist ganz eingesponnen in diese stille Arbeitsamkeit, die einem aus Jahren vertraut ist.

Donnerstag, 29. Oktober.

Heute ist die Bundesratsverfügung über die Höchstpreise für Getreide erschienen. Sie wird viele enttäuschen. Sie enthält erstens Bestätigung des Verkaufszwangs für Groß- und Kleinhandel. Zweitens: Weizenbrot muß mit mindestens 10 v. H. Roggenmehl versetzt sein; Roggenbrot mit 5 v. H. Kartoffelmehl, bei höherem Zusatz (bis zu 20 v. H.) ist es als Kriegsbrot durch ein K gekennzeichnet. Drittens: Verfüttern von Roggen und Weizen ist verboten. Viertens: Brotgetreide muß stärker durchgemahlen werden. Fünftens: Höchstpreise für Roggen, Weizen, Gerste und für Roggen- und Weizenkleie.

Fehlen die Kartoffeln, deren Preise so hoch sind, daß der preußische Städtetag sich gestern auch der Höchstpreisforderung angeschlossen hat. Daß sie vom Markt zurückgehalten werden, und nicht etwa nur zu Futterzwecken, ist klar. Ein Bördebauer hat ganz naiv gesagt — sie würden ja auf 10 ℳ der Zentner steigen, so lange werde er natürlich warten. In Berlin kosten Kartoffeln 6 bis 8 ℳ der Zentner. Ob sie billiger werden, bis zum 1. Dezember die Brotzusatzforderung in Kraft tritt? Wer in der Wohlfahrtspflege der Großstadt arbeitet, für den ist die Kartoffelteuerung geradezu eine Sorge!

Heute tobt ein Nordoststurm, der die letzten Blätter endgültig abreißt. Und auf uns allen lastet der Gedanke an grauenvolle Kämpfe an der belgischen Küste!

Digitized by Google

Abends durch peitschenden Regen zu einer Sitzung der Leiterinnen unserer 23 Kommissionen. Sie war diesmal im Stadtmissionshaus. Ich kam zufällig zuerst in die Kapelle, in deren dämmerigem Schiff sich ein paar Reihen Menschen zur abendlichen Kriegsbetstunde versammelt hatten. Die plötzliche Stille gegen die abendliche Unruhe der Straße und der Eindruck von Sammlung und Einkehr, während die Gedanken an getane und bevorstehende Arbeit in einem herumschossen, war etwas sehr Starkes und Eigentümliches.

Aber wir mußten über die Statistik und Rechenschaftsführung der Lebensmittelverteilung beraten, die wir mit städtischen Mitteln durchführen. Wöchentlich 20 000 ℳ in lauter Zehn- und Zwanzigpfennigwerten — Speisemarken, Milchmarken, Brotmarken — so verrechnen, daß auch noch festgestellt wird, ob sie an Arbeitslose, Kriegsunterstützte oder „sonstige" Bedürftige ausgegeben sind, ist ein Exempel, bei dem man keine Stimmungen brauchen kann. Und doch kommt auch aus diesem exakten Arbeiten von lauter Menschen, die in derselben Sache mitten drin stehen, eine eigentümliche Spannkraft und Freude, die man immer von neuem genießen kann.

Freitag, 30. Oktober.

Daß in der Türkei nun die Entscheidung da ist, wird hier sehr stark und allgemein empfunden. Es ist erstaunlich, wie volkstümlich dieses Zusammengehen ist. Nun werden die Leute auf den Landkarten neue Fähnchen aufpflanzen auf neuen Schauplätzen.

Ein oft wiederkehrendes Thema der Professorenvorträge ist das Völkerrecht. Und zwar in Frageform: Gibt es noch ein Völkerrecht?

Die Petroleumfrage ist in Berlin für die ärmere Bevölkerung durch die Bereitwilligkeit der Gaswerke gelöst, die große Erleichterungen für den Verbrauch geschaffen haben. Und die Mieteinigungsämter sind von der Stadtverordnetenversammlung angenommen.

Sonnabend, 31. Oktober.

Der Theater-Wochenplan ist ein charakteristisches Zeugnis für die Stimmung. Klassisches und Volkstümliches. Man belebt Kotzebues „Kleinstädter" und ein altes schönes Berliner Volksstück von Angely: „Das Fest der Handwerker"; Sudermanns „Johannisfeuer" verdankt seine Auferstehung dem ostpreußischen Schauplatz. Die Menschen wollen im Theater die Heimat fühlen. — Daneben allerdings platte „aktuelle" Sachen mit häßlichen Titeln „Immer feste druff!" — — —

Sonntag, 1. November.

Heute sind drei Monate seit Kriegsbeginn vorüber. Wie viele Menschen mögen, indem sie heute das Datum schreiben, an den sonnigen Sommertag der Mobilmachung denken? Die Zeit erscheint so kurz — und doch wieder wie ein ganzes Leben, dadurch, daß alles, was vorher war, in unwirkliche Vergangenheit zurückgesunken ist, aus der kaum Zusammenhänge hinüberreichen. Alles, was uns erfüllt, gehört diesen drei Monaten an, entstand mit ihnen und durch sie.

Durch die Presse geht eine Auseinandersetzung über die Praxis des „Roten Kreuzes" in der Verwertung von beruflich geschulten Pflegerinnen und den sogenannten „Helferinnen", die in den Sechswochenkursen ausgebildet sind. Eine sehr mutige Frau, Frau von Wild-Hohenborn, hat eine Lanze für die Berufspflegerin gebrochen, die man jetzt nur deshalb nicht verwendet — trotz ihres Könnens —, weil sie von ihrer Arbeit leben muß. Darauf antwortet im „Tag" ein Landrat a. D. Dewitz, daß das Verlangen nach der Beschäftigung der arbeitslosen, beruflich geschulten Pflegerinnen an Stelle der jungen Damen höherer Gesellschaftskreise, heiße, „die weitsichtigen und hohen Ideale" des Roten Kreuzes „zu einer ökonomischen Frage zu degradieren". „Die Qualität der freien Schwestern sei nicht bekannt" — so meint er — „die zahlreicher Helferinnen über allen Zweifel erhaben." Es soll keinen Augenblick verkannt werden, wie viel schöner, reiner Arbeitswille in den Helferinnen lebt, aber es ist in jedem Sinne, sozialpolitisch, ethisch, medizinisch und vater-

Digitized by Google

ländisch, gleich bedauerlich, wenn hier die Helferin durch den zufälligen Umstand, daß sie von ihrer Arbeit nicht zu leben braucht, moralisch über die Berufspflegerin gestellt wird, der sie sachlich so unendlich nachsteht. Gewiß — es mag unter den Berufspflegerinnen auch minderwertige Elemente geben, wo wären die nicht? Aber ihre sachliche Leistung ist durch die staatliche Prüfung verbürgt. Und wer würde die moralische Bürgschaft für jede einzelne der 23 000 Helferinnen übernehmen, die in Berlin allein ausgebildet sind? Übrigens ist die erste Krankenpflegerin, die das Eiserne Kreuz bekommen hat, eine Berufspflegerin gewesen.

Montag, 2. November.

Die Mädchen in unseren Arbeitsstuben, die für ihren Notstandslohn von 7 bis 9 ℳ in der Woche die Notstandsstrickarbeiten machen, fühlen ihre Arbeit durchaus als vaterländisches Liebeswerk. Sie haben ein Lied gemacht, das sie nach der Melodie: „Steh' ich in finstrer Mitternacht" beim Stricken singen:

„Zur Liebesarbeit sind wir hier,
Soldatenstrümpfe stricken wir,"

„Und Strümpfe sind es nicht allein,
Wir stricken gute Wünsche ein,
Gott schenke unsern Waffen Sieg,
Daß bald beendet sei der Krieg."

Dienstag, 3. November.

Die Verhandlungen über eine einheitliche Regelung der Mietfrage setzen wieder lebhafter ein. Die Mietausfälle sind in Berlin seit August gestiegen. Viele Leute, die für den August noch gezahlt hatten, konnten es im September nicht mehr, und manche, die aus Ersparnissen die Mietschuld des September noch entrichten konnten, waren im Oktober nicht mehr imstande dazu. Die Erhebung eines Berliner Hausbesitzervereins für 1126 Häuser stellte Ausfälle in folgender Staffelung fest: August 112 581, September 156 385, Oktober 271 127. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß Mieten pränumerando bezahlt werden, gerade seit dem 1. Oktober aber eine merkbare Hebung des Arbeitsmarktes eingetreten ist. Vielleicht wird also die Zahlungsfähigkeit der Mieter etwas wieder steigen. Aus den Vereinsberichten der Hausbesitzer (in der Zeitschrift „Das Grundeigentum" vom 1. November — die übrigens das Füllhorn ihrer Ungnade über unseren nationalen Frauendienst ausgießt, weil wir für unsere Schützlinge Mietnachlaßverhandlungen führen) kann man über den Umfang der Mietenot sehr aufschlußreiche Zahlen errechnen. Ich will sie hierhersetzen. Bei einer Umfrage von fünf Hausbesitzervereinen wurden für drei Monate (August, September, Oktober) folgende Ausfälle festgestellt:

1.	Bei	140	Häusern	113 259	ℳ,	macht	auf	das	Haus	810 ℳ
2.	„	158	„	119 684	„	„	„	„	„	754 „
3.	„	300	„	198 415	„	„	„	„	„	660 „
4.	„	1040	„	680 000	„	„	„	„	„	664 „
5.	„	1126	„	540 000	„	„	„	„	„	480 „

Dabei ist zu berücksichtigen: sämtliche Erhebungen sind aus den ärmeren Gegenden Berlins; Läden und Gewerberäume sind eingeschlossen; leerstehende Wohnungen sind eingeschlossen. Bei Nr. 4 sind die Ausfälle durch leerstehende Wohnungen festgestellt auf 128 000 ℳ, dadurch verringert sich der Ausfall pro Haus auf 530 ℳ. Es haben bei jeder einzelnen Erhebung längst nicht alle — durchschnittlich nur etwas mehr als die Hälfte der Hausbesitzer — geantwortet. Anzunehmen ist, daß die mit keinen oder geringen Ausfällen nicht geantwortet haben. Diese Vermutung wird bestätigt dadurch, daß der Ausfall pro Haus um so niedriger ist, je größer die Zahl der Häuser ist, die in die Erhebung aufgenommen sind. Es ergibt sich aus diesen fünf Aufstellungen — wenn man den Durchschnittsmietertrag des Hauses auf 12 000 ℳ ansetzt (Schätzung des Schutzverbandes!) —

Digitized by Google

ein Ausfall von 27 bis 16 Prozent, aber weder die günstigere Hälfte der Häuser in den bearbeiteten Stadtteilen noch die günstigeren Stadtgegenden überhaupt sind dabei. Würde man alle Häuser Berlins in die Erhebung einschließen, so würde der Ausfall prozentual noch erheblich sinken und könnte wohl kaum mehr als 12 bis 15 Prozent betragen. Nicht so hoch, wie erwartet war.

Die Reichsbank verzeichnet eine starke Steigerung ihrer Abrechnungen. Sie betrugen im

Juli	6942	Millionen,
August	2938	"
September	3312	"
Oktober	4473	"

Abends Vortrag in einem größeren Frauenkreis — Musiklehrerinnen. Ein Stand, der ziemlich stark durch den Krieg betroffen ist. Trotzdem frische, entschlossene Stimmung und schönes starkes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Mittwoch, 4. November.

Ist die Aufpeitschung eines vollkommen zügellosen Völkerhasses, der man von Tag zu Tag in den Zeitungen mit wachsender Sorge zusieht, wirklich uneindämmbar? In England ist sie das stärkste Reklamemittel der Rekrutenbeitreibung, das mit einer geradezu fürchterlichen Gewissenlosigkeit angewendet wird. Lord Roberts schrieb Ende August: Das Land ist in der Tat noch nicht erwacht. Und so versucht man auf eine grausige Art „Stimmung" zu machen. Wir haben den Haß als Reklame für das Heer nicht nötig, Gott sei Dank! Aber es ist natürlich, daß auch bei uns die blinde Leidenschaft mit dem heiligen Zorn steigt, daß eine scharfe Maßnahme drüben eine andere hier hervorruft. Wohin werden wir kommen?

Die Volksernährungsfragen beschäftigen nach der Höchstpreisverordnung die Presse nachdrücklicher als bisher. Die Äußerungen von Statistikern, Nahrungsmittelhygienikern über Vorräte und Vorratsverwendung sind beruhigend — aber setzen doch alle eine vaterländische, gemeinsinnige Haltung bei Erzeuger, Händler und Verbraucher voraus. Die thüringischen Staaten haben Kartoffelhöchstpreise beschlossen. Auch in den süddeutschen Staaten herrscht Übereinstimmung über ihre Notwendigkeit. Übrigens wird in Berlin die Zufuhr wieder stärker. Wahrscheinlich drängt auch die Erwartung von Höchstpreisen zum Verkauf.

Donnerstag, 5. November.

Die Miet-Darlehnskasse in Charlottenburg kommt vorläufig nicht zustande, weil der Hausbesitz es ablehnt, zum erforderlichen Aktienkapital seinerseits beizutragen.

Ein hübscher Bericht eines Maschinenmeisters einer Berliner Brauerei aus Frankreich. Er hat sich da irgendwo eine Brauerei angesehen, bemerkt mit Genugtuung die Verwendung deutscher technischer Einrichtungen, untersucht die Versandfässer auf ihre Sauberkeit und findet viel zu tadeln: Bierschleim in den Ecken usw.' Ein schönes und charakteristisches Zeugnis des Verwachsenseins mit dem Beruf und des sicheren Fortwirkens festgewordener Friedensinteressen mitten im ungewissen, außergewöhnlichen, auf und ab wogenden Schicksal.

Abends in einer Gemeinde sozial arbeitender Menschen im Nordosten von Berlin. Dort sind die Straßen gegen den Friedenszustand abends erheblich leerer und verlassener. Als ich im Novembernebel am Friedrichshain vorbeiging, dachte ich an das letztemal, als ich dort war. Das war der schöne helle Juliabend, an dem die sozialdemokratischen Protestversammlungen gegen den Krieg stattfanden. Jetzt lag der Platz vor dem Parkeingang verödet, aber in allen Fenstern der kleinen Kneipen hängen Kriegsbilder.

Freitag, 6. November.

Mit Yarmouth, das beschossen wird, verbindet man die Vorstellung von David Copperfield und dem Boot, in dem Mr. Pegotty wohnt. Wie vertraut ist das vielen von

Digitized by Google

ums: Strand und Ölzeug und Fischgeruch. Nun wird ein ganz anderes Bild Dickens' hübsches Idyll in unserer Vorstellung verdrängen.

Man denkt schon allenthalben an die Weihnachtssendung für die Truppen. Selbst die Blumenfrau, die mit ihren sechs Chrysanthemen und den letzten Novemberrosen draußen an unserer Vorortbrücke hockt, hat ihren Strumpf in den rotgefrorenen steifen Händen.

Man muß dafür sorgen, daß die schulentlassene Jugend den Winter richtig ausnutzt. Weder Arbeitsstellen noch Lehrstellen sind leicht zu bekommen, und manchmal sind die Fachschulen zu, weil alle Lehrer draußen sind. Die städtischen Fortbildungsschulen haben eigene Einrichtungen dafür geschaffen, daß dieser die Jugend so aufwühlende Winter in den festen Rahmen der Pflicht und der Arbeit kommt.

Sonnabend, 7. November.

Glücklicherweise scheint man jetzt etwas gegen die Verrohung und Verflachung der Stimmung durch „Schmutz- und Schundliteratur" zu tun. Wir haben diese Erzeugnisse — Postkarten, Bilder, Reimbücher — immer gehabt, sie waren niemals im eigentlichen Sinne Volksbedürfnis, sondern eine von gewissenloser Industrie gesäte Seuche, gegen die wir auch im Frieden kämpften. Jetzt sind diese platten rohen Bilder, durch die Phantasie und Instinkte der Ungefährdeten und Unbeteiligten gekitzelt werden sollen, erst recht eine Volksvergiftung böseſter Art. Wir wissen, daß unsere Truppen solche Karten, die man ihnen manchmal mit den Liebesgaben schickt, mit Empörung ablehnen. Warum — wenn man alles zensiert — zensiert man nicht diese Dinge einmal ganz mutig und rücksichtslos nur vom Geschmacks- und Erziehungsstandpunkt aus! Was soll man sagen, wenn eine Gedichtsammlung, die zum Besten eines „Vereins zur Speisung armer Kinder" verkauft wird, ein „heiteres" Kriegs- — „gedicht" kann man eigentlich nicht sagen — nach einer häßlichen Coupletmelodie enthält, mit dem Schlußvers: „Die Franktireurs, die stellt man immer an der Wand lang, immer an der Wand lang"? Ekelhaft!

Sonntag, 8. November.

Im Leserkreis ist das Gespräch über Krieg und Christentum, von dem ich neulich ein paar Worte hier aufzeichnete, fortgesetzt, und viele schreiben ihre Gedanken darüber. Es sei gut die Frage zu stellen, und die Erörterung brauche man gar nicht zu fürchten. Zwei Auffassungen; die erste aus einer Predigt über den Text „Alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts ist verwerflich, das mit Danksagung genossen wird. Denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet." Auch die Taten der Zerstörung werden geheiligt, wenn sie nicht aus Haß und Habsucht, sondern im Bewußtsein einer geschichtlich — d. h. im göttlichen Sinn notwendigen Entwicklung verrichtet werden. Sie müssen Ausdruck der christlichen „Freiheit" sein, d. h. jener Herrschaft über sich selbst, die den Menschen auch im Zerstörungswerk nicht zum Knecht seiner Leidenschaft, abhängig von seiner Selbstsucht und Niedrigkeit werden läßt. — Ein anderer Weg: „Das ganze Neue Testament habe eigentlich nur das eine Leitmotiv, daß alles Große aus dem Kreuz geboren werde. Der jetzige Krieg sei ein Gericht über alles Schwächliche und Jämmerliche in der Welt, aber seine Schrecken seien zugleich auch die Wehen der neuen Geburt, auf die wir mit angehaltenem Atem warten, und die vereinzelten sittlichen Wirkungen des Krieges, die wir staunend wahrnehmen, seien ein Vorzeichen dessen, was werden kann, wenn die Menschheit die Zeichen der Zeit verstehen lernt."

Mir scheinen beide Gedanken in ihrem tiefsten Grunde schon antik-religiös, nicht in besonderem Sinne christlich. Der letzte deckt sich fast (oder ganz?) mit Heraklits Wort vom Krieg, der die einen als Menschen, die andern als Götter erweise, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien mache. In diesem Wort steckt auch schon der Gedanke jener „Freiheit", die das Böse zu adeln vermag. Aber diese Idee hat das Christentum unendlich vertieft.

Digitized by Google

Montag, 9. November.

Heute haben wir die Ausführung unseres Planes, den bedürftigen Wehrmannsfrauen zu einer Weihnachtssendung an ihre Männer zu verhelfen, fertig durchberaten, und übermorgen fängt das Packen von so etwa 30 000 Paketen an. Es ist eigentlich merkwürdig, daß bei all den großen Liebesgabenveranstaltungen niemand auf den Gedanken an die Mütter und Frauen der Krieger gekommen ist, die so gern etwas schenken möchten, und von denen die Soldaten es doch schließlich am allerliebsten bekommen.

Die Bergeslasten, die der Krieg mit jedem Tag höher den Müttern aufbürdet, drücken auch uns andere oft nieder. Eine, die Söhne, Schwiegersöhne und Enkel im Felde hat, schrieb: Unsere Kraft wird diese Zeit aufbrauchen, wir werden für das neue Leben nachher nicht mehr viel übrig haben. — Wie unbeschwert sind dagegen — trotz allem — wir andren!

Dienstag, 10. November.

Jetzt berät der Bundesrat über Höchstpreise für Wolle. Was hätte man sparen können, wenn man sich eher dazu entschlossen hätte!

Viele Menschen machen sich Gedanken über die Methode der Repressalien in der Behandlung der Gefangenen und der Internierten. Es ist selbstverständlich, daß unsere Regierung ihre bisherige Liberalität nicht beibehalten kann, wenn es nicht zu erreichen ist, daß die Deutschen in England kulturgemäß behandelt werden. Aber wohin soll es schließlich führen, wenn die Staaten sich dauernd gegenseitig in die Höhe schrauben in Härte gegen Menschen, die vom Kampf ausgeschaltet und für den Ausgang des Krieges belanglos sind?

In einer Nummer der „Times" vom 26. September las ich die folgende Annonce: „Will jemand fünf Pfund wöchentlich beitragen, um meine Frau und Familie zu erhalten, während ich gehe, um einige Deutsche zu töten? Andernfalls unmöglich. Ich bin ein flotter Schütze und Reiter." — — — Sehr bezeichnend für die englischen Heeresverhältnisse, und als Frucht der Art Aufhetzung, die durch das Söldnersystem hervorgerufen ist.

Von den Berliner Volksschullehrern sind fast 900 bei den Fahnen.

Mittwoch, 11. November.

Es erscheint eine Kundgebung der französischen Universitäten als Antwort auf die der deutschen. Sie geht nach dem alten schon bekannten Thema von dem Gegensatz des militärischen und des geistigen Deutschland aus. „Der deutsche Gedanke habe gebrochen mit den Überlieferungen eines Leibniz, Kant, Goethe, sich dem preußischen Militarismus solidarisch, tributpflichtig und unterworfen erklärt, und, von diesem angetrieben, die Weltherrschaft beansprucht." Sehr vorsichtig, daß die französischen Gelehrten bei Kant und Leibniz stehen bleiben, als wenn nicht nach ihnen Fichte und Kleist und ein ganzes Jahrhundert des deutschen Geistes gekommen wären! Das geistige Deutschland steht heute genau so geschlossen hinter dem militärischen wie damals, als Fichte über den „wahrhaften Krieg" sprach, den Krieg für die Freiheit. Darunter hat Fichte nicht nur die äußere staatsrechtliche Freiheit von fremder Herrschaft verstanden, sondern das Recht „in dem angehobenen Ganzen aus sich selber sich fortzuentwickeln", das Recht eines Volkes auf die in seiner Geschichte und Begabung angelegte Entwicklung. „Dieser Fortgang ist das eigentlich Heilige; ihn stören, zurückschrauben, ist gottlos!" Bewiesen werden kann dieses Recht — das wußten die damals, und das wissen wir heute — nur durch eines: die Todesbereitschaft. Wir denken heute wie das geistige Deutschland vor 100 Jahren: „Wer sterben kann, wer will denn den zwingen?"

Donnerstag, 12. November.

Der Krieg als Arbeitgeber! In einem Bericht über die rheinische Eisenindustrie wird gesagt, daß eine Fülle unvorhergesehener Aufträge aus dem Krieg hervorgegangen seien. Ein Güterzug mit den fertigen Teilen einer ganzen Eisenbahnbrücke rollt aus dem Bahnhof in Duisburg nach unbekanntem Bestimmungsort! Der Beschäftigungsgrad der Zechen,

Digitized by Google

Hütten und Werkstätten beträgt 50 bis 60 Prozent der sonstigen Leistung. Aber nicht wegen Mangel an Arbeit, sondern an Arbeitern. Es gäbe in diesen Industrien keine Arbeitslosigkeit — im Gegenteil, man könnte mehr einstellen, als da sind.

Abends Vortrag im Lehrerverein in Dresden. Jedesmal, wenn man jetzt in einen neuen Kreis oder in einen solchen kommt, den man seit Kriegsbeginn nicht gesehen hat, ist man überrascht durch die vollkommene Gemeinsamkeit der inneren Haltung zum Krieg. Das heißt: man nimmt es vielleicht im Augenblick als etwas Selbstverständliches, aber im Nachdenken sagt man sich, daß es gar nicht selbstverständlich, sondern ein geheimnisvolles, herrliches Geschenk ist. Mütter, deren Söhne im Feld sind, Männer, deren Berufsgenossen draußen stehen, denen sie vielleicht bald folgen, und wir alle, die daheim irgend etwas zu tun suchen müssen, das auch nur irgendwie den Opfern gleichwertig ist, die gebracht und erlitten werden — ist es nicht eigentlich doch wunderbar, daß wir, Menschen, die einander zum Teil persönlich vorher nicht kannten, stundenlang miteinander über den Krieg sprechen können — seinen Ernst und seinen Humor, seine großen geschichtlichen und seine kleinen persönlichen Züge, sein Heldentum und seine unheroischen, unscheinbaren Zivilpflichten — in dem Glücksbewußtsein vollkommener innerer Gemeinschaft.

Freitag, 13. November.

Bei der Rückfahrt waren Soldaten auf dem Bahnsteig: Schlachtfeldgezeichnete. Mit unsagbar strapazierten Uniformen, Schnittrisse vom Bajonettkampf, das Feldgrau noch feldgrauer, die gewohnte Straffheit militärischen Sitzes in Formlosigkeit zergangen, der man es ansieht: wochenlang die Kleider nicht vom Leibe. In ihren Gesichtern ein seltsam fremder Zug, Spuren von körperlichen und seelischen Anspannungen, die noch niemals verlangt und geleistet wurden, und deren Ausdruck wir deshalb einfach nicht kennen, weil er noch nicht in der Welt war. Sie gingen mit steifen Gliedern, ein kleiner unscheinbarer Mensch in wucherndem Vollbart und viel zu langem Mantel. Ich dachte: wieviel Helligkeit, Güte, Wärme und Glück wird dazu gehören, um nicht nur die paar Wunden zu heilen, sondern diese Menschen so ganz und gar wieder aufzutauen! Und dann: wir anderen, Geschonten, sollen uns diesen Ausdruck einprägen, ihn mit dem Auge auswendig lernen auf Niewiedervergessen!

Pfarrer Otto Zurhellen aus Frankfurt ist gefallen. Viele kennen ihn aus seiner Arbeit für die Jugendpflege, für eine neue Gestaltung des Religionsunterrichtes und als Mitkämpfer für christliche Freiheit. Einer von denen, deren Tod uns zum Bewußtsein bringt, was wir heute alles opfern müssen. Wie groß und rein und würdig muß die Stimmung aller Daheimgebliebenen sich erhalten, um dessen, was für uns getan ist, wert zu bleiben.

Sonnabend, 14. November.

Gestern abend eine Hausfrauenbesprechung im Lyzeumklub im Anschluß an einen Vortrag des jetzigen Rektors der Handelshochschule. Es wird demnächst eine gemeinsame Arbeit von Volkswirten und Physiologen über die Volksernährung im Krieg erscheinen, deren Ergebnisse auch in volkstümlichen Merkblättern ausgemünzt werden sollen.

Ich war lange nicht im Klub gewesen. Der auf eine gewisse gesellschaftliche Eleganz eingestellte Stil dieser geselligen Veranstaltungen bekam etwas Hausfrauliches durch die grauen Strickzeuge in jedermanns Händen. Stärker als sonst war einem bewußt, daß alle diese Damen Mütter sind. Übrigens auch durch die Besprechung selbst, die etwas Fürsorgliches und Heiter-Entschlossenes hatte. Es gibt unter den deutschen Frauen heute keine Kläglichkeiten — trotz aller Opfer, die schon viele gebracht haben. Es wurde über die großstädtische Abfallverwertung für Schweinemast gesprochen und die Schwierigkeiten, die darin liegen, daß in den Haushalten die Abfälle nicht sauber genug gesondert werden, um brauchbar zu sein. „Das Schwein ist ein reinliches Tier", sagte Frau Hedwig Heyl in

Digitized by Google

ihrer hübschen, drastischen Art, „der Mensch aber ist es nicht in dem Grade, wie das Schwein es verlangt."

Sonntag, 15. November.

Zur Mietsfrage hat der Vorstand des Deutschen Städtetages einstimmig die folgende Resolution gefaßt:

„Trotz der fast unübersehbaren Fülle und Leistungen, die der Krieg den Gemeinden gebracht hat, haben die Gemeinden ein besonderes Interesse für die Frage der Mietszahlungen an den Tag gelegt und je nach den örtlichen Verhältnissen durch organisatorische Maßnahmen, zum Beispiel durch Kreditfürsorge, tatkräftig bewährt. Nachdrücklich zugunsten der Hausbesitzer wirken auch die Beschlüsse der Gemeinden, wonach vielfach besondere Mietszuschüsse für die Kriegerfamilien vorgesehen oder die allgemeinen Zuschüsse der Gemeinden zu den Reichsmindestsätzen reichlicher bemessen werden, damit daraus ein Teil der Mittel gewährleistet werden kann. Die Gemeinden haben die in diesen Mietsunterstützungen liegenden großen Opfer im vaterländischen Interesse gern auf sich genommen, obwohl die Fürsorge für die Kriegerfamilien grundsätzlich und jedenfalls im Rahmen des Notwendigsten Angelegenheit des Reiches ist und deshalb umfassend nur durch Eintreten des Reiches geregelt werden kann.

Diesen Leistungen der Gemeinden gegenüber entbehrt die vom Schutzverband für deutschen Grundbesitz in der breiten Öffentlichkeit vertretene Ansicht, die Gemeinden täten in der Mietsfrage nicht, was ihnen obliegt, jede Berechtigung. Trotz aller Anstürme gegen die Gemeinden hält der Vorstand des Deutschen Städtetages daran fest, daß die Grenzen für die Verwendung der Gemeindemittel auch in Kriegszeiten, und besonders in Kriegszeiten, ausschließlich durch das Interesse der Allgemeinheit bestimmt wird, und daß selbst zugunsten des den Gemeinden so eng verknüpften Hausbesitzerstandes eine Hilfsaktion, die anderen Ständen versagt bleibt, aus öffentlichen Mitteln nicht zulässig ist. Die vom Schutzverband für deutschen Grundbesitz vorgeschlagene Aktion würde obendrein die finanzielle Leistungsfähigkeit der Gemeinden und damit die Grundlagen des Hausbesitzes zerstören."

Die Berechtigung dieser Abwehr zugegeben — eine Lösung der dringenden Frage wird in dieser Erklärung aber nicht einmal angedeutet. Um so weniger, als hier wieder nur von Mietszuschüssen an Kriegerfamilien die Rede ist, während die Mietsausfälle doch auch in großem Umfang durch die Arbeitslosen entstehen.

Im Abendblatt stand der Tod von Lord Roberts. Die Nachricht rief eine Erinnerung wach. Es war ein ebenso trüber Novembersonntag wie heute, in London während des Burenkrieges. Im Hyde-Park redete neben einem Heilsarmee-Offizier ein Verkünder des Atheismus, ein schlagfertiger, gescheiter Kerl, dessen Ketzereien die Engländer aufmerksam mit einem Gemisch von Vergnügen und Abscheu zuhörten. Er bewies aus allem Schlechten, das in der Welt geschieht, daß es keinen Gott geben könne. Und sein Trumpf war: „Wenn es einen Gott gäbe, meint ihr, daß er Lord Roberts so wirtschaften lassen würde, wie er tut?"

Montag, 16. November.

Von der Anpassung der Textilindustrie an die augenblickliche Wirtschaftslage wird aus den Rheinlanden Erfreuliches berichtet. Die München-Gladbacher Buckskin- und Ulsterwebereien sind alle Stapelware in Deutschland, zum Teil als Decken für Lazarette und Gefangenenlager, losgeworden und stellen nun in Riesenmassen Zeltbahnen, Brotbeutel, Futterstoffe neben Militärtuchen her. Die Elberfelder Bandweber machen Millionen Meter Unterhosenbänder. Aus Verviers sind alle Woll- und Baumwollager aufgekauft, und es wird behauptet, daß kein Rohstoffmangel herrsche. (Im Ausland fehlen dagegen die deutschen Farben, so daß die Engländer sich bald nur noch in die Farben des militärischen Preußens Schwarz-Weiß kleiden können.) Sehr groß ist natürlich die Arbeitslosigkeit in der Seidenstadt Krefeld. Doch hat man auch dort schon angefangen, sich auf Verbandsmull einzustellen. Diese großen Umschaltungen haben beinahe etwas Elegantes. Es scheint fast, als ob jeder mit der Zeit etwas fände, seine Anlagen auszunutzen, und als ob bei längerer Dauer des Krieges die Anpassung immer vollkommener würde.

Digitized by Google

Nur die ersichtliche Sinnlosigkeit der Preissteigerungen hat etwas Ärgerliches. Mir sagte jemand, der Kakao sei nur deshalb so teuer, weil er die Runde durch zahllose Händler mache — Schulze, Meyer, Müller, Lehmann und womöglich zurück zu Schulze — ehe er glücklich gegessen wird.

In Mannheim wird an Stelle von Frank sein Freund, Redakteur Geck, gewählt, von dem es im sozialdemokratischen Wahlflugblatt heißt, daß er „die politischen und parteitaktischen Anschauungen teile und das geistige Erbe Franks als ein heiliges Vermächtnis betrachte, das er in seinem Geiste zu verwalten für seine Ehrenpflicht halte".

Dienstag, 17. November.

Durchreisende Soldaten im Eisenbahnzug — von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Sie sind auf eine treuherzige Art mitteilungsbedürftig. Nicht über Felddiensterlebnisse, aber über Familiensorgen. Der eine erwägt, ob er bei halbstündigem Durchfahrtsaufenthalt in seiner Heimat seine Frau besuchen soll. Es wäre schön — aber der neue Abschied! Sie schreibt so voll Jammer. Neulich hat sie geschrieben, sie würde es nicht überleben, wenn er ihr weggeschossen würde. „Da hab' ich ihr aber geantwortet: Ihr könnt bloß froh sein, daß wir euch das ersparen, was die französischen Frauen durchmachen müssen. Ob ich da weggeschossen werde, das ist nicht das schlimmste, darauf kommt es gar nicht an."

Ein Brief eines Holländer Professors über den Protest der deutschen Intellektuellen gegen die Lügen über Deutschland geht durch die Presse. Ganz beachtenswert, weil er sagt, man könne nicht verlangen, daß die bloße pathetische Versicherung im Ausland ohne weiteres geglaubt werde. Manche deutschen Kundgebungen vergessen nämlich über dem Eifer, der deutschen Gesinnung genug zu tun, die Rücksicht auf die kühle Stimmung der Neutralen, und das ist natürlich sehr zweierlei.

Aus der Arbeit: der hier und da aufgestellte Grundsatz, die Wehrmannsfamilien sollten möglichst in ihrer bisherigen Lebenshaltung erhalten werden, müßte mehr praktische Geltung haben. In der Stadtverordnetensitzung eines Berliner Vororts verteidigte sie der Dezernent gegenüber einer Kritik an dem Unterstützungswesen, in dem er erzählte, alte Frauen hätten ihm aus Freude weinend die Hand geküßt vor Dankbarkeit für ihre Unterstützungen. Es ist aber nicht gerade erhebend, wenn die alten Frauen, deren Söhne im Felde stehen, so furchtbar gerührt darüber sein müssen, daß man sie nicht verhungern läßt.

Mittwoch, 18. November.

Eine Kriegsenzyklika des neuen Papstes. Sie beschwört — in eindrucksvoller Beziehung auf Matth. 24 „consurget gens in gentem et regnum in regnum" — die Völker, dem brudermörderischen Streit ein Ende zu machen, wendet sich aber dann dem „Krieg der Geister", dem Modernismus, zu, der schlechten Pflanze, die ausgerottet werden müsse. Es wirkt seltsam, wie unberührt durch die gewaltigen Erschütterungen der Zeit, die den Modernismus für uns draußen zu einer Frage dritten Ranges gemacht haben, die Kirche ihren inneren Fragen unverwandt die gleiche Bedeutung gibt.

Eine erlauchte Gesellschaft aus den Spitzen von Reichs- und Staatsbehörden, Reichstags- und Herrenhauspräsidium, haben das Gewerkschaftshaus, die Verbandshäuser der Metall- und Holzarbeiter, sowie Konsumvereinsanlagen (Bäckerei) besucht. Ein Besuch, der bedeutungsvoll war und sein sollte. Nebenbei mag es vielen der Herren lehrreich gewesen sein, diese Riesenverwaltungsbetriebe zu sehen, mit technischen Einrichtungen, die vermutlich denen mancher Ministerien erheblich überlegen sind.

Zwei Schulmädel, blondbezopft und kindlich, nehmen auf der Straße voneinander Abschied. Ernsthaft und feierlich sagt die eine zur andern: „Leb wohl, Gott strafe die Engländer." Diesen Gruß haben sich in der Provinzstadt, wo ich es hörte, die Schulkinder,

Digitized by Google

Jungen und Mädchen, ausgedacht und zur Pflicht gemacht. Nicht als heiteren Schulsport — wie so etwas für 14 Tage Mode und wieder vergessen wird —, sondern als einen feierlichen, vaterländischen Brauch. Wenn einer lügt, heißt es: „Du engländerst". Und wie die Luchse passen sie einem auf Fremdwörter auf!

Donnerstag, 19. November.

Alle Zeitungen sind voll von Erörterungen über die Getreidehöchstpreise — über Höchstpreise überhaupt. Für Kartoffeln und Wolle steht eine bundesratliche Festsetzung, wie versichert wird, unmittelbar bevor. Im ganzen ist man der Meinung, daß die Regelung zu spät gekommen ist, um noch ihre volle Wirkung zu haben.

Vor allem wird betont, daß Kartoffelhöchstpreise ohne Verkaufszwang und Requirierung zwecklos sind. Der Konsumverein Frankfurt a. M. kann nicht einmal für 8 ℳ pro Doppelzentner Kartoffeln bekommen. „Wir wollen noch nicht verkaufen" — stereotype Antwort. Überhaupt stellt die Profitwirtschaft in allen Erwerbsschichten das unerfreulichste Kapitel der Zeitgeschichte dar. Es scheint, als ob die Ethik der außerordentlichen Zeit, die alles ergreift, das Gesetz von Angebot und Nachfrage nicht im geringsten zu erschüttern vermag. Die widerwärtigsten Dinge werden von Viehhändlern berichtet, die den Bauern, besonders den allein zurückgebliebenen Bäuerinnen, ihr Vieh unter dem Wert abschwatzen mit Vorspiegelungen von Russeneinfällen u. dgl. Erfreulich ist in solchen Fällen das energische Eingreifen der Militärbehörden, die solchen Zeitgenossen die Bude einfach schließt.

Die Volkstümlichkeit der Militärgewalt tritt überhaupt allenthalben hervor. In Charlottenburg entstand an der Kriegsunterstützungskasse des Rathauses ein kleiner Sturm der Wehrfrauen, weil man ihnen größere Mietsabzüge zur direkten Überführung an die Hauswirte machen wollte (die rechtliche Befugnis dazu ist übrigens mehr als zweifelhaft!). Sie zogen schließlich ab mit der Ankündigung, sie würden zum Oberkommando gehen.

Freitag, 20. November.

In Berlin treten nun zehn Mietseinigungsämter in Kraft, die zwischen Hauswirten und Mietern vermitteln, ferner feststellen sollen, ob dem Mieter Zahlungsfrist oder Zuschüsse zu bewilligen sind. Den Vorsitz führen Magistratsmitglieder, Stadtverordnete und Juristen, die außerhalb der städtischen Verwaltung stehen. Die Ermittlungen oder die Vertretung der Parteien vor dem Einigungsamt sollen kommunale Ehrenbeamte, auch Mitglieder des „Nationalen Frauendienstes" übernehmen. Die Einrichtung wird jedenfalls den einen Nutzen haben, daß der Notstand an einer objektiven Stelle — nicht nur in den Statistiken der Hausbesitzervereine — erfaßt und klargestellt wird.

Abends ein Vortrag von Wilamowitz in dem großen, eleganten, teppichbehangenen Saal des Zoologischen Gartens. Auffallend in der Haltung des Publikums, ihren Zustimmungsäußerungen, wie eigentlich jeder von einem solchen Vortrag nichts verlangt als Bestätigung seiner Gefühle — seiner Liebe und seines Hasses und seiner heißen Hoffnungen. Was darüber hinausgeht, läßt merklich kühler. Alles wartet nur auf solche einfachen Bekräftigungen.

Sonnabend, 21. November.

Jetzt ist der Versand unserer Weihnachtspakete durch die Wehrmannsfrauen in vollem Betrieb. Er ist sicher der schönste Teil der bisherigen Kriegsarbeit. In den zwei Etagen des alten Reichsmarineamts unter Mithilfe Wertheimscher Packer wird gepackt. Dort kommen die Frauen der Männer hin und bringen ihre selbstgestrickten Strümpfe und selbstgenähten Hemden mit und was sie sonst haben. Dann suchen sie sich aus, was dazu noch nötig ist. Unsere Helferinnen packen alles provisorisch zusammen, sind behilflich bei Kontrolle der Adressen und lassen sich währenddessen erzählen. Man ist erstaunt, wieviel Selbstgearbeitetes die Berliner Arbeiterfrau trotz allem noch bringt. Ihre Nähluft ist

Digitized by Google

durchaus nicht so gering, wie es nach manchen Einzelbeispielen scheint, und ihr Fleiß erst recht nicht. „Wenn er nur noch lebt", „wenn er's nur noch bekommt" — das sagen sie immer wieder, wenn sie zusehen, wie alles zusammengepackt wird. „Er ist an der Yser — er ist schon zum Unteroffizier befördert", sagt eine, während ihre Augenlider rot werden, „so'n tüchtigen Mann hab ich". Eine alte, ärmliche Mutter bringt eine Karte von dem Schiff, auf dem ihr Sohn ist. Sie hat selbst nichts mitzuschicken — die „Wehrmütter" mit den kleinen Kriegsunterstützungen! — und sie sagt stolz und bittend, „er verdient's aber, daß ihm was geschickt wird". Soldaten, die aus den Lazaretten demnächst wieder in die Front kommen, holen sich auch wohl gleich selbst ihr Teil. Es ist ein hübscher, fröhlicher Betrieb.

Sonntag, 22. November.

Totensonntag. Dabei ein frostkalter, winterklarer Tag, schneidender Ostwind, die Sonne so blank und weiß wie ein Schild. Man denkt an unsere Ostfront. Wie mag dieser Wind über die polnische Ebene sausen. Niemals hat in einer Totenfestfeier in Deutschland die Klage so wenig zu sagen gehabt. Die Menschen und die Reden sind nur Feierlichkeit, Stolz, man möchte fast sagen „Triumph" — daß wir so wertvolles Seelengut so opfern konnten. Und einmütiges Gelöbnis, unserer deutschen Bestimmung weiter zu dienen und zu opfern. Wie das deutsche Volk über seinen bitteren Schmerz hinauswächst — das war es, was dieser große Totensonntag uns zeigte.

Montag, 23. November.

Nun kommen also die Höchstpreise für Speisekartoffeln als Bundesratsverfügung. Einteilung Deutschlands in 4 Preiszonen. 1. Ostelbien, 2. Mitteldeutschland, 3. das Schweinehaltungsgebiet Nordwestdeutschland und 4. Südwestdeutschland. Höchstpreise für Speisekartoffeln der besten Sorten für 1. 2,75 ℳ, 2. 2,85 ℳ, 3. 2,95 ℳ, 4. 3,05 ℳ für den Produzenten. Die Verordnung tritt am 28. in Kraft. Damit zugleich wohl auch die Anwendung des Gesetzes vom 4. August, betreffend Verkaufszwang und behördliches Requirierungsrecht. Wirkung bleibt abzuwarten!

Mit erfreulicher Energie hat das Oberkommando der Marken auch den Weißbrotkonsum den wünschenswerten Einschränkungen unterworfen. Nach 2 Uhr mittags darf kein Weißbrot mehr gebacken werden. Außerdem ist in den Gastwirtschaften die Aufstellung von Brot zu beliebigem Gebrauch nicht mehr erlaubt. Freiwillige Einschränkung des Kuchenkonsums wird von allen Leuten erwartet. Dies Durchgreifen der Militärbehörde nach dem endlosen Hin- und Herreden der Zivilinteressenten hat etwas sehr Befriedigendes.

Auf dem Reitweg des Kurfürstendammes ist oft Pferdemusterung. Da stehen die Pferde zu drei und drei aneinandergekoppelt, jung, naiv und blöde. Manche mit schöngeflochtenen Mähnen. Haben die Bäuerinnen sie zum Abschied geschmückt? Wenn die Tram vorbeifährt, geht eine Woge von Verstörung durch die unerfahrenen Landkinder. Sie werden noch andere Geräusche ertragen lernen müssen!

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauen und der Krieg.

* **Mitarbeit der Frauen bei den Mietseinigungsämtern.** In Berlin sind jetzt zehn Mietseinigungsämter geschaffen, die bei Wohnungen bis zu 500 ℳ Jahresmiete in Streitfällen Einigungsverhandlungen zwischen Wirten und Mietern herbeiführen sollen. Für jedes dieser Ämter wurde der Nationale Frauendienst gebeten, eine Vertreterin zu stellen. Die Hilfskommissionen hatten schon vorher sehr zahlreiche Fälle, in denen sie solche Verhandlungen führen mußten.

* **Familienspeisungen in Berlin.** Gleich beim Beginn des Krieges wurde die Organisation der „Freitische für Kinder Groß-Berlins" geschaffen. Ursprünglich nur gemeint, Kindern Bedürftiger in Familien Freitisch zu gewähren, hat sie, den Forderungen der Kriegszeit angepaßt, ihr Programm erweitert, versorgt jetzt auch vielfach Erwachsene, insbesondere ostpreußische und belgisch-deutsche Flüchtlinge. Sie arbeitet in fester Angliederung an den „Nationalen Frauendienst"; dessen Unterstützungskommissionen weisen den Leitern der Freitischzentralen die Bedürftigen zu. Diese enge Verbindung mit dem „Frauendienst" war eine Grundbedingung der Überwindung aller Schwierigkeiten, die solch ad hoc geschaffenes Unternehmen bedrohen müssen, sie war eine Bedingung seiner ständig wachsenden Erfolge.

Die Zahl der Berliner Haushaltungen, die gegenwärtig Freitische gewähren oder zu gewähren bereit sind, beläuft sich auf 14 757; davon hat etwa die Hälfte bereits Hilfsbedürftige zugewiesen erhalten. Es werden jetzt auf solche Weise nicht weniger als 10 014 Personen täglich gespeist, davon 7512 Kinder. Durch Verbindung mit Schulrektoren und Kinderärzten ist den sanitären Gefahren der Hausspeisung tunlichst vorgebeugt worden. Das Essen wird jetzt vielfach aus den Häusern abgeholt, je nach Bedarf in zubereiteter Form oder in Form unbereiteter Lebensmittel. Eine sehr wichtige Form der Unterstützung aber, die die „Freitische" gewähren, bestand durch die anfangs als unüberwindliches Hindernis angesehene Tatsache, daß Hilfsbedürftige und Helfer vielfach in zu weit entfernten Stadtgegenden wohnen, als daß sich die geplante Hausspeisung hätte durchführen lassen. Fast alle diejenigen Hilfsbereiten, denen keine Bedürftigen zugewiesen werden konnten, haben die zuerst übernommene Verpflichtung, Freitisch zu gewähren, durch eine Geldspende abgelöst: diese regelmäßigen Geldbeiträge, in Speisemarken und Lebensmittel umgesetzt, ermöglichen es den „Freitischen", auch an der Versorgung der armen Stadtgemeinden Groß-Berlins energisch mitzuarbeiten. Vermittler ist wieder der „Nationale Frauendienst", in dessen Hauptzentrale der größte Teil der Ablösungssumme eingeliefert wird, die Hilfsstellen des „Frauendienstes" sorgen für entsprechende Verwendung. Hie und da fällt diese Rolle auch den Gemeindebehörden direkt zu. Die Gesamtsumme der Beträge, von etwa 1500 Helfern aufgebracht, beträgt allmonatlich 15 183 ℳ.

In der Organisation der „Freitische" arbeiten Männer und Frauen gemeinsam. Die Zusammenarbeit bewährt sich überall vorzüglich.

* **Deutsche Schwestern in Österreich.** Die Krankenpflegerinnen der Berufsorganisation werden in Österreich zum großen Teil in großen Quarantänestationen für ruhrkranke Soldaten verwendet, die man an 12 bis 15 Orten in Böhmen, Mähren und Schlesien eingerichtet hat — mit im ganzen etwa 50 000 Betten. Über diese Arbeit gibt in der Zeitschrift „Unterm Lazaruskreuz" Schwester Agnes Meyer einen interessanten Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

Bei der Errichtung einer Quarantänestation setzt sich das Ministerium mit der Generaloberin

Digitized by Google

für Österreich (welchen Titel man hier durchaus nötig fand) in Verbindung, und von Wien aus geht zuerst nur die Oberin und ihre Assistentin mit Legitimationspapieren von Wien und der B. O. gezeichnet, an den neu zu besetzenden Ort. Dort wendet sie sich an ihre vorgesetzte Behörde (den Bezirkshauptmann resp. landesfürstlichen Kommissar) und überlegt mit diesem und dem leitenden Arzt die Organisation, Einrichtung und Verwaltung der improvisierten Krankenanstalten und die Besetzung durch Schwestern. Nur eine im Beruf erfahrene Krankenpflegerin, die mit der deutschen Schulung vertraut ist, kann beurteilen, wie viele und welche Kräfte unbedingt erforderlich sind, um den Betrieb zu leiten und in Gang zu halten. Jede Oberin schreibt allwöchentlich einen Bericht an die Zentralstelle, welche ihn Freitags in der Hand haben muß und meldet den Bedarf an Schwestern für die kommende Woche, und zwar spezialisiert nach den zu besetzenden Arbeitsfeldern — also Leiterinnen, Operations-, Röntgenschwestern, Bakteriologinnen, Heilerinnen usw. Nach diesen Wünschen können nun die neuen Schwestern, die jeden Freitag aus Deutschland eintreffen, zweckmäßig und zielbewußt verteilt werden, so daß jedem Ort und jeder Schwester Gerechtigkeit widerfährt. Daß bei 15 Orten nicht eine große Anzahl von Schwestern auf einmal abgegeben werden kann, ist selbstverständlich. Darum werden alle Oberinnen ersucht, vorbeugend ihre Schwestern zu sammeln, um bei einer plötzlichen Belegung der Anstalt mit Kranken einigermaßen gerüstet zu sein und andererseits um geeignete Hilfe bei den oft sehr schwierigen Einrichtungsarbeiten zu haben. Es ist daher Bestimmung des Ministeriums, daß die Schwestern an den Orten warten, wo sie arbeiten werden — nicht in Wien — z. B. sind Schwestern mit böhmischen und polnischen Sprachkenntnissen selten und müssen deshalb von vornherein für Stationen mit vorwiegend nichtdeutscher Bevölkerung verwandt werden. Im Unterbringen der Schwestern, die nicht sofort ihren regelrechten Dienst antreten können, sorgt der Bezirkshauptmann und die Oberin. Diese übernimmt auch die Organisation des Pflegepersonals am Ort, des ausgebildeten und nichtgelernten. Der Gedanke, der unsere Arbeit leitet und der uns die Riesenaufgabe übernehmen ließ, ist der, daß die deutschen Schwestern nur die Leitung der Stationen in der Hand behalten, sobald der Betrieb im Gange ist, und daß sie mit zum Teil ungeschulten Hilfen arbeiten müssen.

Von der B. O. K. D. sind dem Ministerium des Innern für jede Station vorläufig 20 Schwestern zugestanden worden (4000 bis 6000 Betten), doch ist diese Zahl fast überall schon überschritten. Da die Hilfskräfte aus unserem deutschen Vaterlande immer spärlicher werden, denn wir dürfen und wollen unser eigenes Land nicht benachteiligen, so müssen die einzelnen Beobachtungsstationen versuchen, ihren Bedarf an Pflegekräften mehr und mehr durch örtliche Hilfen zu decken, damit leitende Schwestern frei werden für die neuen Anstalten, die überall noch im Bau sind. Zur Verwendung kommen:

1. Alle Frauen und Männer, die schon eine Ausbildung in der Krankenpflege oder einem Zweige derselben haben: Berufspflegerinnen, Hebammen, Masseusen, Masseure, Heilgehilfen und Badewärter.

2. Freie Helferinnen, vorwiegend solche aus dem Stande der berufstätigen Frauen, die durch den Krieg arbeitslos geworden sind. Beide sind nur für die Krankenpflege zu verwerten.

3. Landsturmleute, die teils zur Pflege, teils für die grobe Arbeit herangezogen werden.

4. Weibliche Dienstboten.

Schon jetzt haben wir einige Betriebe, in denen mustergültig nach diesen Ideen gearbeitet wird. Wir haben Schwestern, die 250 bis 500 Kranke versorgen mit 20 bis 40 Hilfskräften, und zwar in einer Weise versorgen, die die größte Anerkennung gefunden hat. Es handelt sich allerdings um große Säle, in denen 250 bis 320 Betten aufgestellt sind, die natürlich leichter zu übersehen sind, als die Winkelräume anderer Einrichtungen. Jedenfalls können wir nach den Leistungen der kurzen sechs Wochen unseres Hierseins sagen, daß wir unserem Vaterlande, unserem Berufe und unserer Organisation keine Unehre gemacht haben. Wir hoffen, nach der Schwere der Arbeit auch die Freude und den Erfolg derselben kennen zu lernen. Wir hoffen vor allem, uns als wirklich nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu zeigen und zu beweisen, daß auch die deutschen Frauen die vielbewunderten Eigenschaften unserer Soldaten besitzen: Disziplin, Ausdauer und Opferfreudigkeit bis zum Letzten.

* **Freie Fortbildungskurse für arbeitslose Mädchen** in Frankfurt a. M. (vgl. November-Nummer S. 119). Es wird uns dazu mitgeteilt, daß diese Fortbildungskurse aus der Kommission des Nationalen Frauendienstes hervorgegangen sind und ihr unterstehen. Auskunft darüber wird auf dem Bureau des Nationalen Frauendienstes in Frankfurt a. M., Bleichstraße 72, erteilt.

* **Aus den Vereinigten Staaten** kommt uns nachstehende erfreuliche Zuschrift:

„I have just received your splendid war number of „Die Frau". It is inspiring to read of the work undertaken by the united organisations of German women.

I sympathize with Germany in the present conflict, because I know how kind and sincere and truthfull the German people are. I believe your Kaiser in his statement of the cause of the war and prefer his success to that of the allies.

Our business here is ruined, but I do not believe that is the fault of Germany.

Wishing you success in your work" . . .

* **Maßnahmen zur Bekämpfung unlauterer privater Unterrichtsunternehmungen,** zusammengestellt im Auftrage des Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe von Hildegard Sachs, Berlin, W. Moeser Verlag, 1914. 74 Seiten. (Preis 1 ℳ.) Das Erscheinen der vorliegenden kleinen Arbeit gerade im gegenwärtigen Augen-

Digitized by Google

blick, der für Veröffentlichungen von Vereinsschriften nicht besonders geeignet ist, rechtfertigt sich durch die Tatsache, daß die geschilderten Mißstände und die Mittel zu ihrer Abhilfe jetzt besonders sorgfältig beobachtet werden müssen. Der Krieg zwingt Scharen von Frauen dazu, sich für eine Erwerbsarbeit vorzubereiten und läßt zugleich in den meisten Frauen den brennenden Wunsch entstehen, möglichst rasch „irgend etwas" zu ergreifen. Diesem Bedürfnis nach schneller Ausbildung können die öffentlichen und von Organisationen eingerichteten Anstalten für Berufsbildung nicht entgegenkommen. Sie wissen, daß Halbbildung nicht nur den einzelnen, sondern die Gesamtheit schädigt. Sie haben in jahrelanger Arbeit erkannt, daß auch ältere Frauen nicht in wenigen Monaten für irgendeinen Beruf gedrillt werden können und daß der gute Wille, schnell zu lernen, nicht technische Geschicklichkeit, leichte Auffassungsgabe und Anpassungsfähigkeit ersetzen kann. Anders die Pressen, die Akademien, die sogenannten Hochschulen aller Art. Ihnen kommt es nur darauf an, viel Schüler anzulocken, und zwar durch Hinweis auf die guten Erwerbsaussichten nach vollendeter Ausbildung, die dann in der Wirklichkeit meist nirgends zu finden sind. Es muß Sache aller einsichtigen Freunde vertiefter Frauenbildung sein, die oberflächliche Ausbildung nach Kräften zu verhindern. So leicht dies Beginnen auf den ersten Blick erscheint, so schwer ist es in der Wirklichkeit. Man erstaunt, bei der Durchsicht der kleinen Broschüre, wenn man sieht, wie lange sich schon Regierungen und große Organisationen darum bemühen, Maßregeln zu treffen, die das Publikum vor Ausbeutung schützen sollen, und wie sich immer wieder Hintertüren finden, die neue Schädigungen ermöglichen. Auch jetzt sind längst nicht alle Wünsche erfüllt und die Notwendigkeit, weitere gesetzliche Maßnahmen zu treffen, ist klar erwiesen. Es könnte aber doch Besserung der bestehenden Verhältnisse erreicht werden, wenn die vorhandenen Bestimmungen strengere Anwendung und größere Beachtung fänden. Ein sorgfältiges Studium dieses kleinen Handbuches kann deshalb allen an der Frage interessierten Kreisen dringend empfohlen werden.

J. L.-R.

Versammlungen und Vereine

„Nationaler Frauendienst" Leipzig.

Tätigkeitsbericht bis Ende Oktober 1914.

63 Leipziger Frauenvereine haben sich dem Nationalen Frauendienst angeschlossen. Von diesen wirkten einige aufs nachdrücklichste in der Mutter- und Säuglingsfürsorge, unterstützten Frauen mit Rat in hauswirtschaftlicher Hinsicht, besonders in betreff einer zweckmäßigen Ernährung, und leisteten Hilfe bei der Durchführung von Maßnahmen der städtischen Behörden zur Linderung der Kriegsnot.

Ein Mittagstisch für gebildete, jetzt in Bedrängnis geratene Frauen ward eröffnet und im Anschluß an eine bestehende Speiseanstalt eine Zweiganstalt errichtet. Für 150 arbeitslose Mädchen ist in einem Saale des Handelshofes eine Lehrstube zur Erteilung von Handarbeitsunterricht aufgemacht worden, in der die Mädchen freie Beköstigung erhalten.

Der Nationale Frauendienst selbst:

421 Helferinnen arbeiten an den Ermittlungen für das städtische Kriegsunterstützungsamt. Die städtische Kriegsnotspende setzte den Nationalen Frauendienst instand, in weiterem Maße als von Anfang an, notleidende Familien mit Speisemarken und Lebensmitteln zu versehen. Nach vorhergegangenen Ermittlungen durch die Helferinnen sind rund 575 Familien durch private Hilfe versorgt worden.

Gebildete, in Not geratene Frauen wurden durch zinslose Darlehn unterstützt; Anträge wurden für sie an die Kriegsnotspende gestellt, Unterrichtskurse verschiedener Art eingerichtet.

Flüchtlingen konnte Unterkommen nachgewiesen werden.

In der Auskunftsstelle für Erwerbsmöglichkeiten wurden beraten:

991 Fabrikarbeiterinnen, 1369 verschiedene Arbeiterinnen, 698 Näherinnen, 972 Hausbedienstete, 226 kaufmännische Angestellte.

In vielen Fällen ist Arbeit durch uns vermittelt worden.

Durch die Unterstützung vom Rat der Stadt Leipzig wurden in einer Strickstube, Katharinenstraße 1, alte Wage, 225 arbeitslose Frauen und Mädchen gegen Entlohnung beschäftigt. Mit Beihilfe der Kriegsnotspende konnte innerhalb zehn Wochen an 3274 Frauen 1116 Pfund Strickwolle für Heimarbeit ausgegeben werden. Am 8. November wurde eine dritte Wollausgabe, Königstraße 1, eingerichtet.

Die Gruppe für freiwillige Hilfsarbeit stellte zahlreiche Helferinnen für Lazarette und Speiseanstalten, zum Obsteinkochen und Milchaustragen, für Kinderhorte und Lesehallen, für Schreibarbeiten, für die Haussammlungen der Kriegsnotspende, für die Austeilung von Flugblättern und außerdem eine Anzahl Schulgehilfinnen und Schulassistentinnen für die städtischen Schulen.

3 Lazarette wurden regelmäßig mit Blumen und Lesestoff versorgt.

Eine Kleiderniederlage besteht, in der Kleider, Mäntel, Wäsche, Schuhe gesammelt und an Bedürftige und Flüchtlinge verteilt werden.

Zirka 200 Zentner Obst wurden eingekocht. Unentgeltliche Kochkurse sind veranstaltet worden. 200 Frauen nahmen daran teil. Flugblätter „Die Volksernährung in Kriegszeiten" wurden verteilt und ein Nothaushaltsplan aufgestellt.

Digitized by Google

In Kriegsangelegenheiten wurden 471 Auskünfte gegeben. Die Pfadfinderinnen, die sich dem Nationalen Frauendienst angeschlossen hatten, erledigten über tausend Bestellungen.

Nationaler Frauendienst Witten.

Am 4. August schlossen sich sämtliche Frauenvereine der Stadt für den Kriegsliebesdienst zusammen. Arbeitsgruppen wurden gebildet: 1. Nähstuben für das Rote Kreuz; 2. Bahnhofsdienst (diese Gruppe wurde nach wenigen Wochen überflüssig); 3. Auskunftsstelle für Kriegsbedürftige, verbunden mit 4. Besuchsgruppe und 5. Gabensammlung nebst Umänderungsnähstube; 6. eine Geldsammelstelle, die während der ersten drei Wochen die einzige war. Sie führt ihre Eingänge dem städtischen Fonds für den Kriegsliebesdienst zu, aus dem dem Nationalen Frauendienst die Mittel bewilligt werden. 7. Eine Gruppe für Kinderspiele während der Ferien; 8. Frauenlohnarbeit, die jetzt die Anfertigung von Hemden und Strümpfen für die Heeresverwaltung vermittelt. Ferner wurden die Sprechstunden der Auskunftei für Frauenberufe (Stellenvermittlung) vermehrt, die Fürsorge der Hauspflege grundsätzlich auf die Kriegerfamilien ausgedehnt, die Ausgabe von Säuglings- und Kindermilch bedeutend gesteigert und mehrere Ausbildungskurse für Lazarettthilfe (Rotes Kreuz) veranstaltet. Der Vorstand des Nationalen Frauendienstes wurde in die städtische Kommission für Kriegsunterstützung berufen. Ebenfalls von der Stadt aufgefordert traten wir Frauen in den Ausschuß für Einrichtung und Betrieb der vom Magistrat beschlossenen Volksküchen für Kriegerangehörige. — Jetzt im November wird ein Hayssammeltag veranstaltet. R. Hanf.

Bücherschau

Kriegs-Literatur.

„Der Deutsche Krieg." Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart — Berlin. (Preis 0,50 ℳ für jedes Heft.) Den in der vorigen Nummer besprochenen ersten beiden Heften der vorzüglich orientierenden Sammlung sind weiter gefolgt: 3. Heft. **„Deutschland und der Islam,"** von Professor Dr. C. H. Becker. Noch vor dem Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg geschrieben, deutet das Heft schon mit Sicherheit die Richtung an, die die Ereignisse nehmen werden. 4. Heft. **„Der Krieg und die Seele,"** von Gottfried Traub. Ein gutes Wort an die Daheimgebliebenen. Und am beherzigenswertesten daraus vielleicht im Augenblick die Mahnung: „Eine Gefahr für die Seele erkenne ich bei uns, die wir nicht in den Krieg ziehen, darin, daß wir leicht überkriegerisch werden. Der Krieg führt seine Sprache, so sprechen die Truppen, Kanonen und Zeppeline. Ganz selbstverständlich möchten auch wir hier zu Hause nicht zurückstehen; man möchte deutlich zeigen, daß wir beteiligt sind bei alledem, was draußen geschieht. Das einzige Mittel, um dem gleich zu bleiben, ist hier im Innern die Tat des Opfers; alles andere wirkt wie ein Zerrbild, mag es psychologisch auch noch so begreiflich sein. Wir rechnen dahin manche klatschende Redensarten einiger Zeitungen. Wir haben es nicht nötig, unser gutes Recht damit zu verteidigen, daß wir uns im Lächerlichmachen unserer Gegner überbieten." Und endlich einmal auch das kräftige Wort, daß die Frauenwelt „als Bestandteil unserer Nation genau so tüchtig ist wie die Männer" und Opfer über Opfer bringt. — 5. Heft. **„Die Mobilmachung."** Von M. Erzberger. Ein Heftchen, das neben viel wertvollem anderen Material auch eine genaue Flottenliste bringt, an deren Hand wir die gegenwärtigen und die kommenden See-Ereignisse gut verfolgen können.

Bei Schluß der Redaktion erscheint das 15. Heft der Sammlung, das wir in der Anzeige vorweg nehmen, da es uns besonders nahe angeht: **„Der Krieg und die Frau"** von Gertrud Bäumer. Es löst die Aufgabe, die heute fast unmöglich schien: innerstes vaterländisches Empfinden und höchste Erhebung auch in den Frauen auszulösen, die scheinbar nur die Beraubten in diesem Weltkrieg sind. „Ja, wir Frauen sind in diesen Augustwochen wie in eine neue Welt eingetreten. Wir sind nicht nur Zeugen des gewaltigsten Stücks Geschichte gewesen, das die Menschheit noch erlebte, wir haben auch in unserer eigenen Seele Neuland gefunden..... Niemand von uns, der nicht fühlte: diese Zeit, mag sie bringen und fordern, was sie will, ist für unsere Generation der feierliche Gipfel des Lebens. Wir trauern um alle, die das Schicksal hinwegnahm, ehe diese Monate auch aus ihnen ungeweckte Funken schlagen konnten; wir trauern um alle, die ihre Augen schließen mußten, ehe sie den großen Tag ihres Volkes sahen." Was von deutschen Frauen getan ist und getan werden muß, das bildet den Inhalt der kraftvollen Ausführungen dieses Heftes, das in den Händen jeder deutschen Frau sein sollte, um den Blick von der Kleinarbeit immer wieder auf die großen Ziele zu richten, denen sie dient: „Die deutschen Frauen gehen durch eine Zeit des Ertragens und der Arbeit hindurch, die ihre Ansprüche an die eigene Kraft plötzlich unermeßlich erhöht hat, die das Bewußtsein der Verantwortung gegen die Gesamtheit in ihnen weitete..... Die deutschen Frauen werden ihrem Lande mit täglich gefestigter Kraft und täglich geklärter Einsicht durchhalten helfen, und sie werden einst die Schwelle des Friedens reifer, treuer und ernster überschreiten."

Einen sehr guten **„Atlas zum Kriegsschauplatz 1914"** hat der Verlag des Bibliographischen

Digitized by Google

Instituts in Leipzig zu dem billigen Preise von 1,50 *M* herausgegeben. Er vereint 18 Karten aus Meyers Konversationslexikon: Europa, Ostpreußen und russisches Grenzgebiet, Westrußland, russische Ostseeprovinzen, europäisches Rußland, Ungarn, Galizien und Bukowina, Balkan-Halbinsel, Rumänien und russisches Grenzgebiet, Elsaß-Lothringen, Nordfrankreich, Südfrankreich, Paris (Umgebung und innere Stadt), Belgien, die Nordsee und England, Länder des Mittelmeeres, Nordost-Afrika, Weltverkehrskarte und Kolonien, deutsche Kolonien. Die Karten sind vorzüglich ausgeführt.

„Deutsche Frauenarbeit in der Kriegszeit." Von Eduard Freiherrn von der Goltz. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 1914. Das Heft gibt einen guten sachlichen Überblick über die Leistungen der Frauen in der Kriegsarbeit. Weltanschauungsmäßig protestantisch-konservativ läßt doch der Verfasser jeder Richtung und Arbeit volle Anerkennung widerfahren. Interessant wird vielen unserer Leserinnen sein, daß der Verfasser aus den Erfahrungen der Gegenwart zur Forderung des sozialen Dienstjahrs der Frau kommt, deren Verwirklichung sofort nach dem Frieden in Angriff genommen werden sollte.

„Das Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine" wird ebenso wie die bereits vorliegenden drei Jahrgänge des Jahrbuchs der Frauenbewegung von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner herausgegeben und im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, erscheinen. (Ladenpreis 3 *M*.) Den Zeitverhältnissen entsprechend, hat es einen veränderten Titel, eine neue Einkleidung und einen ganz auf die neue große Zeit und auf die gewaltigen Aufgaben, die den Frauen in ihr erwachsen sind, zugeschnittenen Inhalt erhalten. Der literarische Teil steht völlig unter dem Zeichen des Weltkrieges. Er dient der Betrachtung der großen geistigen Fragen, die die Umwertung aller Werte an die Oberfläche gebracht hat, der Erörterung sozialer Probleme der Kriegsfürsorge und mancher praktischer Fragen, deren Lösung mehr als je zuvor in die Hand von Frauen gelegt ist. Auch der Bilderschmuck ist der Zeit entsprechend gewählt. Der Adressenteil, der für viele den eigentlichen Kern des ganzen Jahrbuchs darstellt, und der es zum sicheren Wegweiser durch das weitverzweigte Vereinsleben der organisierten deutschen Frauenbewegung gemacht hat, ist dem literarischen Teil in diesem Jahr zum ersten Male nachgestellt. In seiner Anordnung ist er aber unverändert geblieben und durch Rückfragen bei allen Vereinen und Vorständen auf den neuesten Stand gebracht worden. Das Kalendarium, das nach wie vor an der Spitze des Jahrbuchs stehen wird, enthält in diesem Jahre Aussprüche von führenden Frauen der deutschen Frauenbewegung. Viele von ihnen bringen Zeitgedanken zum Ausdruck. Das Kriegsjahrbuch wird gerade rechtzeitig auf den Büchermarkt kommen, um als Weihnachtsgeschenk zu dienen. Da der Verlag einen Teil des Ertrages dem Nationalen Frauendienst zur Verfügung stellt, haben die Frauenvereine doppelte Veranlassung, für seine Verbreitung zu wirken.

Inhalt des Kriegsjahrbuchs:

Kalender. — Der Krieg und die Frauen. Von Dr. Gertrud Bäumer. — Gedicht von Isolde Kurz. — Der Krieg und die Jugend. Von Margarete Treuge. — Der Krieg und die deutsche Kultur. Von Helene Lange. — Hausfrauenpflichten in der Kriegszeit. Von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. — Nationaler Frauendienst. Von Anna Pappritz. — Sozialhygienische Aufgaben im Kriege. Von Dr. Marie Baum. — Die Beteiligung der Frauen an der Kriegskrankenpflege. Von Schwester Käthe Gaebel. — Probleme der sozialen Kriegsfürsorge. Von Dr. Alice Salomon. — Frauenberufsfragen und der Krieg. Von Josephine Levy-Rathenau. — Österreichs Frauen und der Krieg. Von Maria Klausberger. — Ricarda Huch. Von Emmy von Egidy. — Angelegenheiten und Mitteilungen des Bundes Deutscher Frauenvereine.

„Für unsere tapferen Soldaten!" Anleitung zur Herstellung gestrickter Bekleidungsstücke. Herausgegeben von K. Glauch. Chemnitz, H. Thümmlers Verlag. (Preis 10 *Pf*.)

„Unsere Helden!" Blätter für unsere Kämpfer zu Lande, Luft und Wasser. Herausgegeben von Generalleutnant z. D. H. Rohne. 1. Heft. Berlin SW. 11. Verlag von Georg Bath, Bernburger Straße.

Die gesamten Vorschriften, betreffend **I. Die Unterstützung von Familien** der infolge Mobilmachung in Dienst getretenen bezw. zu Friedensübungen einberufenen Mannschaften. **II. Die Gewährung von Beihilfen an Kriegsteilnehmer. III. Die Aufwandsentschädigungen an Familien** für im Reichsheer, in der Marine oder in den Schutztruppen eingestellte Söhne; mit allen Ausführungs-Verordnungen, Vollzugs-Erlassen und ausführlichen Erläuterungen nach neuestem Stande bearbeitet für Staats-

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.
Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Digitized by Google

und Gemeindebehörden von C. Mathos, Großh. Oberverwaltungssekretär in Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe i. B. (Preis kart. 1,80 M). Der Inhalt des Bändchens ist schon durch die Untertitel gegeben. Wenn auch im einzelnen auf Baden exemplifiziert wird, so sind die grundlegenden Verhältnisse ja überall die gleichen.

Höhere Handelsschule für Mädchen.
CÖLN am Rhein.
2jähr. Kursus, 32 Wochenstunden. Vorbereitung für bessere Stellungen u. z. wirtschaftl. Selbständigkeit. Diplom berechtigt zur Handelshochschule. Prospekte durch d. Direktor d. Anst., Klapperhof 26.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Forstmeistersfamilie, Mark, für zwei Mädchen, 8 und 13½ Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 700 M und freie Station.

2. Sofort sucht adlige Familie, Pommern, für zwei Mädchen, 12 und 14 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 700 M und freie Station.

3. Sofort sucht Hüttenbesitzersfamilie, Hessen, für zwei Mädchen, 12½ und 14½ Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Sofort sucht freiherrliche Familie, Rheinland, für zwei Knaben von 7 und 11 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musik- und Lateinkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Sofort wird in freiherrliches Haus, Mitteldeutschland, für drei Mädchen 13, 11 und 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung gesucht. Gute Sprach- und Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Sofort sucht adlige Familie, Westpreußen, für einen Knaben, 9, ein Mädchen, 7 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Latein Bedingung. Gehalt 840 M und freie Station.

7. Sofort sucht gräfliche Familie, Posen, für einen 7½ jährigen Knaben eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Lateinkenntnisse erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Dezember sucht Professorenfamilie, Norddeutschland, für ein 12jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Sprachkenntnissen. Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. Dezember, evtl. etwas später, sucht Offiziersfamilie, Ostpreußen,

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt a. M.
Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit
Pflegerische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurse
Prospekte durch die Direktion: Große Friedberger Straße 28 II.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5
1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::
Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regier.- u. Schulrat.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn neuer Kurse 8. Oktober.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.
Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.
Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Deutsches Landerziehungsheim,
Schloß Gaienhofen am Untersee in Baden,
nimmt Mädchen im Alter von 6—20 Jahren, Knaben im Alter von 6—11 Jahren auf.
Lehrplan der Oberrealschule und Frauenschul-Abteilung.

Braunfels a. d. Lahn
zwischen Taunus und Westerwald
Familien-Pension
von
Frau Schneider-Rex
Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.
Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5.50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Digitized by Google

für zwei Mädchen von 6 und 10 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

10. Zum 1. Dezember, evtl. 1. Januar, sucht Oberamtmannsfamilie, Provinz Brandenburg, für ein 12jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Erstklassige Brikets

Michel

M. 8,50 für 1000 Stck.
Riesenformat 7, Halbsteine
M. 0,85 für 1 Zentner, frei Haus,
feinstes **Brennholz** billigst.

Michel-Briket-Vertrieb
Neukölln, Knesebeckstr. 148
Telephone: 1610 und 2133.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU"

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Buchhandlung **W. MOESER**
BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftstelle für Frauen"** herausgegeben worden, um den Gefahren der unlauteren, privaten Unterrichtsunternehmungen entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon unternommen und welche noch angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen, da viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte die unfreiwillige Muße zu Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten werden, und andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, :: Literatur und Kunst ::

Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

Aus den Oktober-Heften:

Kriegschronik . . . . Fr. Naumann
Heimatchronik . . Gertrud Bäumer
Staatsgedanke und Nationalismus . Friedr. Meinecke
Rumänien . . Franz Oppenheimer
Denkmal . . . . . Gottfried Traub
Organisation des Sieges . . . . . Paul Rohrbach

Vierteljährlich 2,50 M. — Probemonat kostenlos

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlussprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Bibliothek Innenhalle BERLIN

Die Frau

Herausgeberin: Helene Lange.

Verlag: W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 4 — Januar 1915

Neujahr 1915.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket,
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Goethe.

Das neue Jahr 1915! Zwischen dem Schweigen der Sterne und Gräber das Ringen der Völker; die atemlose Spannung riesiger geschichtlicher Umwälzungen. Noch wissen wir nicht, was sich im Sturm dieser Monate vollzieht. Wenn Wissen jene Überschau ist, die von unbeteiligter Ferne die Ereignisse als Geschichte — die vom Ziel aus den klaren Zug des Weges zu erkennen vermag. Noch schaffen unser Wille, unsere Hoffnung, unsere Liebe mit an dem Bild dieser Tage, wie es sich in

Digitized by Google

unserer Erkenntnis formt. Wir sind Wellen im reißenden Strom des Geschehens und können nicht an seine Ufer treten und ihm zuschauen. „Die Zukunft decket Schmerzen und Glücke ..."

* * *

Und doch haben wir — auf der Schwelle dieser beiden schicksalvollen Jahre — mehr als jemals das Bedürfnis nach Gewißheiten, an die wir uns halten möchten. Je stärker wir unser äußeres Leben und das unseres Volkes in der Macht unbekannter Schicksale fühlen, um so klarer möchten wir die Leitsterne sehen, die uns durch jedes Schicksal hindurch führen, deren Glanz uns unter allen Lebensumständen, Kraft und Trost zu sein vermag.

Und hat nicht grade diese Zeit, haben nicht die Erfahrungen der letzten Monate selbst uns diese Leitsterne deutlicher enthüllt, als irgend eine Zeit vorher?

Wir sehen das ganze Dasein um uns herum erhöht und gesteigert, sehen alle großen Dinge, Glück und Schmerz, Leben und Tod, Begeisterung und Duldermut größer geworden; die Welt voll Heldentum, alles Menschliche schwerer und heißer, alle Menschen zugleich belasteter und erhobener als sonst. In den Tiefen der Seele sind ungeahnte Kräfte wach geworden, Kräfte der Leistung und Überwindung, des Mutes und Leidens. Die Summe menschlicher Willenskraft ist überwältigend gestiegen. Aus sich selbst heraus, angesichts riesiger Anforderungen, ist unser ganzes Volk geistig größer geworden, hat seine sittliche Kraft Engigkeiten und Alltäglichkeiten gesprengt, Eigensucht und -sorge abgeschüttelt.

Dieses Wachstum von innen heraus ist die herrliche Erfahrung, die nichts uns nehmen kann. Sie vor allem gibt uns die Zuversicht jener seltsam feierlichen Goetheworte: „ungeschrecket dringen wir vorwärts". Wir lernten mitten in Tod und Leiden eine Kraft in uns kennen, die unabhängig von Glück und Unglück uns zu erheben vermochte. Im Anteil an einer großen, über ihr eigenes Leben und seine kleine Gewinn- und Verlustrechnung hinausreichenden Sache sind Millionen Menschen frei geworden von aller Angst und von dem Druck persönlicher Sorgen.

* * *

Wenn aber die zuversichtliche Stimmung, mit der unser deutsches Volk die Schwelle des neuen Jahres überschreitet, aus diesen geistigen Ursprüngen quillt, so ist sie damit zugleich in ihrem Ernst und ihrer sittlichen Größe gesichert — mindestens da, wo sie ihre volle Höhe und letzte Klarheit erlangt.

„Und schwer und schwerer
hängt eine Hülle
mit Ehrfurcht" — —

Wie schön ist in der schweren mystischen Melodie dieser Worte die Stimmung ausgedrückt, die aufsteigt, wo der einzelne über sein eigenes Dasein hinausschauend sich als kleinsten Teil größeren Geschehens, als winzigste Kraft einer nach erhabenen Gesetzen sich vollziehenden Menschheitsentwicklung fühlt. Alle letzten Ziele umhüllt Geheimnis, alle tiefsten Zusammenhänge wirken unerkannt durch uns hindurch; jenseits unserer Erkenntnis bleibt ein letzter Sinn alles Geschehens verschleiert. Nur im ahnenden Gefühl ist er uns geschenkt. Wissen wir auf das letzte Warum? keine Antwort, so

Digitized by Google

sagt uns doch ein Gefühl, wo wir im Dienst der großen kosmischen Ziele stehen, und wo wir ihnen abtrünnig werden. Unendlich einfach ist trotz aller Unergründlichkeit der geistigen Welt die Richtschnur, die uns leitet: „Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten."

Zukunft und Arbeit, Zukunft und Wille, Zukunft und Tapferkeit sind dieselben Dinge. Die größte und sicherste Zukunft hat das Volk der lebendigsten Kräfte, des zähesten Willens, das Volk, das die meisten zu überpersönlicher Tat bereiten Menschen hat. Noch niemals ist ein Volk zugrunde gegangen, in dem Hingabe und Opfermut für das Ganze der Ausdruck für überschüssige, im Einzelleben nicht verbrauchte Kraft war. Und darum — wenn es eine Gewißheit über Deutschland im Jahre 1915 gibt, so quillt sie aus der großen sittlichen Volksleistung des Jahres 1914. Sie stützt uns, wenn wir auch für unser Volk den Segen erhoffen, den nach ewigen Gesetzen Goethe dem „Tätigen" in gewisseste Aussicht stellt.

* * *

Bis dahin aber wissen wir, daß noch viel von uns verlangt werden wird. Der Tribut an Kraft, Ausdauer und Hingabe, den wir für unseres Volkes Sieg zahlen müssen, ist noch lange nicht abgetragen. Es gilt vielleicht noch stärkere Proben zu bestehen, als die bisherigen. Wenn unsere Gegner gesagt haben, die Entscheidung würde von der letzten Milliarde abhängen, so läßt sich das Wort auch auf das geistige Kraftkapital beziehen: wer das letzte Aufgebot von seelischer Widerstandsfähigkeit beibringt, wird siegen. Wir wissen alle, daß unvermeidlich die Zeit an diesem Kraftkapital zehrt. Verluste, Schmerzen, Warten, Sehnsucht, Ausharren, die großen und die kleinen Opfer reißen ihre Lücken in unsere seelischen Bestände. Und je länger der Krieg dauert, um so zahlreicher und wichtiger werden die Aufgaben der Daheimgebliebenen. Um so mehr Ruhe, Überlegung und Selbstbeherrschung verlangen sie. Die soziale Fürsorge, die Regelung der Volksernährung, die Aufrechterhaltung aller, auf die der Krieg seelische und wirtschaftliche Lasten wälzt — alles das wird je länger je mehr Ansprüche an die Mitarbeit und Hilfe aller stellen. Erst die kommenden Monate werden die der härtesten Prüfung sein.

Dann aber gilt es dafür zu sorgen, daß nicht das Jahr 1915 die glorreiche Erinnerung an die ersten Kriegsmonate auslöscht. Es gilt, das strahlende Bild der Volksstimmung aus jenen ersten Monaten fleckenlos zu erhalten, damit nicht kommende Geschlechter an der Echtheit und wahren Stärke dieser mächtigen Erhebung zweifeln, die unser aller kostbarstes Erinnerungsgut ist. Es gilt unserer Arbeit im Inneren die Wärme zu erhalten, die sie nicht zur bloßen Pflicht werden läßt, sondern sie als Ausdruck innerer Höhe und Schwungkraft erhält. Der Weg des deutschen Volkes durch die kommenden Monate wird vielleicht noch eine rauhe Pilgerfahrt sein, aber ihre Mühen werden den Geist, der uns erfüllt, nicht lähmen und ins Alltägliche herabdrücken können.

Dazu wird uns schließlich noch eines helfen: der Gedanke an die Toten. „— — stille ruhn unten die Gräber." Jeder Tag mehrt die Zahl dieser Opfer. Es gibt keinen Gedanken, der mit dem Hinsinken von so viel hoffnungsvollem Leben versöhnen könnte als den einen, daß diese Opfer das ganze Volk der Zurückgebliebenen heiligen sollten. Was die Toten des Jahres 1914 hätten bedeuten können an schaffender Kraft, was sie hätten wirken können in jeder Art geistigen

Digitized by Google

und sittlichen Aufstiegs, wenn sie uns erhalten geblieben wären, das sollte nun das Vorbild ihres Todes wirken. Den Gedanken an ihre Hingabe sollten wir zur Kraft werden lassen, die unsere Kräfte weckt. In dem heiligen Willen der Lebenden, das Werk zu vollenden, für das sie sich opferten, sollten sie fortleben.

Von keinem Tode gilt es so wie von diesem, daß er um der anderen willen gestorben wurde. Aus keinem Tode erwächst den anderen eine höhere Verpflichtung. Auch in dieser Weise muß und wird dem deutschen Volke Kraft aus seinen Opfern erwachsen.

Aus dem Kriegsschatz der Denker.

Ich kann mir die gegenwärtige Lage der Menschheit schlechthin nicht denken als diejenige, bei der es nun bleiben könne; schlechthin nicht denken als ihre ganze und letzte Bestimmung. Dann wäre alles Traum und Täuschung; und es wäre nicht der Mühe wert, gelebt, und dieses stets wiederkehrende, auf nichts ausgehende und nichts bedeutende Spiel mit getrieben zu haben. Nur inwiefern ich diesen Zustand betrachten darf als Mittel eines besseren, als Durchgangspunkt zu einem höheren und vollkommeneren, erhält er Wert für mich; nicht um seiner selbst, sondern um des Besseren willen, das er vorbereitet, kann ich ihn tragen, ihn achten und in ihm freudig das Meinige vollbringen. In dem Gegenwärtigen kann mein Gemüt nicht Platz fassen, noch einen Augenblick ruhen. Nach dem Künftigen und Besseren strömt unaufhaltsam hin mein ganzes Leben.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen.

Der Zweck aller Religion ist, tapfer zu sein. Carlyle.

Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit. — — Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen der täglichen Sorgen durchfrißt. — — Der Krieg verlangt jede Minute ein Männerherz und ein Männerauge und verpanzert mit den größeren Gefahren gegen kleinere. Jean Paul, Friedenspredigt 1808.

Der Mensch ist das Wesen, welches will. Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden; denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit weg. Schiller, Über das Erhabene.

Ein Volk muß sein persönliches Ehrgefühl, seinen Stolz haben wie ein jeder einzelne Mensch, insofern er etwas auf sich hält. Es wird ein um so höheres, stärkeres und wehrbareres Ehrgefühl haben, aus je zahlreicheren Gliedern es sich zusammensetzt, die etwas auf sich halten, einen Stolz, einen Willen haben. Emil Gött.

„Glaubst du denn, einem Geiste, der über Großartigkeit der Auffassung und ein Wissen von der ganzen Vergangenheit, ja, vom ganzen Sein verfügt, könne das Menschenleben als etwas Großes erscheinen?“

„Unmöglich!“

„So wird er auch den Tod für nichts Schreckliches halten?“

„Durchaus nicht!“ Plato, Der Staat.

Digitized by Google

Unsere Arbeiterfamilien in Kriegszeiten.

Von

Dr. Marie Bernays.

Nachdruck verboten.

Der Gedanke, der maßgebend unsere Vorstellung von dem neuen Kulturideal der Frau beeinflußte, daß der Kampf gegen Not und Elend im ganzen Umkreis menschlichen Lebens in ihre Hand gelegt werden müsse, zeigt heute im Jammer des Krieges seine lebenspendende Kraft. Wie die Frauen in der Verwundetenpflege ihren vollen Anteil an der Bekämpfung des äußeren Feindes haben, so stehen sie im Heere der Heimkämpfer der sozialen Kriegsnot Auge in Auge gegenüber. Wo es sich um die Sorge für den Menschen handelt, da wird die Mitarbeit der Frau durch ihre spezifische Fähigkeit, mit anderen zu fühlen und zu erleben, unentbehrlich. Diese Fähigkeit, die sie aus ihrem eigenen Heim auf die Welt der Hilfsbedürftigen draußen übertragen lernte, erhöht ihr Verständnis für soziale Fragen. Denn in jedem sozialen Problem, das noch etwas mehr für uns sein soll als ein Gegenstand bureaukratischer Regelung, liegt ein psychologisches Problem verborgen: die innere Stellungnahme eines oder einer Gruppe von Menschen zu ihrer Umwelt ist sein Kern. In der gesteigerten seelischen Erregung, die die Kriegszeit bringt, wächst die Bedeutung dieser psychologischen Grundlage der sozialen Probleme und verlangt mehr als je vollste Beachtung. Durch den Krieg sind mittelbar und unmittelbar breite Schichten des Volkes, die sonst durchaus den selbsterhaltenden Ständen angehörten, in Not geraten. Es gilt, diese Familien nicht nur wirtschaftlich, sondern auch moralisch über dem Niveau der ständigen Empfänger von Armenunterstützung zu erhalten. Dieses Bestreben ist die geistige Richtlinie für die Arbeit der „Zentralen für Kriegsfürsorge", die in den meisten größeren Städten aus städtischen und privaten Mitteln zur Bekämpfung der sozialen Kriegsnot begründet worden sind; es ist aber auch zugleich der Ausgangspunkt der sozialpsychologischen Probleme, die diese Organisationen zu bewältigen haben.

Freilich ist es selbstverständlich, daß die sozialen Kriegsaufgaben je nach der Größe und der sozialen Struktur der einzelnen Städte verschiedenen Charakter und verschiedene Ausdehnung haben werden. Wie in Friedenszeiten, so werden auch während des Krieges der kleinen Stadt die verwickeltsten sozialen Fragen erspart bleiben; in mittelgroßen Städten ohne bedeutende Industrie wird neben dem Handwerker- und kleinen Handelsstand, der sich seine besonderen Hilfsorganisationen bereits schuf, nur das in das Proletariat herabsinkende Kleinbürgertum der sozialen Kriegsfürsorge bedürfen. Erst in der Großstadt bilden die Männer und Frauen des Arbeiterstandes den größten Prozentsatz in den Scharen derer, die Tag für Tag hilfesuchend die Annahmestellen der Zentralen füllen. Trotz zahlreicher Übergangsfälle stehen zwei Hauptgruppen innerhalb der Arbeiterschaft deutlich umrissen

Digitized by Google

einander gegenüber: die Gelegenheitsarbeiter, das „Lumpenproletariat", wie Sombart sie nannte zur Unterscheidung von der zweiten Gruppe, den qualifizierten Arbeitern, dem „klassenbewußten vierten Stand". Nicht nur ihre wirtschaftliche Lage und ihre Ideologie trennt beide Gruppen scharf voneinander, auch die Ursachen ihrer sozialen Kriegsnot sind im allgemeinen verschieden. Suchen wir auch hier nur das Typische zu erfassen, wie die Arbeit in einer großen Industriestadt es vor unser Auge bringt, so können wir sagen, daß bei den Qualitätsarbeitern die Einberufung des Mannes häufiger Ursache der Not ist als seine Arbeitslosigkeit, für die Familien der Gelegenheitsarbeiter dagegen meist das Umgekehrte gilt.

Es ist bekannt, daß die an Körperkraft, Nervenkraft und Intelligenz hervorragende Elite unserer großindustriellen Arbeiterschaft zwischen dem 20. und 40. Lebensjahre steht, daß die große Masse der Gelegenheitsarbeiter sich aus Männern zusammensetzt, die entweder nach Überschreitung dieser Altersgrenze aus dem Zentrum des kapitalistischen Apparates herausgeschleudert wurden, oder seit ihrer Jugend großenteils eine Auslese der Geringerwertigen darstellten. Wir wissen ferner, daß der auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende qualifizierte Arbeiter aus technischen und sozialen Gründen auch bei Einschränkung des Betriebes leichter seine Stellung behalten wird als der ältere Gelegenheitsarbeiter, den stets der erste Ruck des Arbeitsmarktes aus dem Sattel wirft. So wird uns verständlich, warum die Arbeitslosigkeit unter letzteren, die Einberufung des Mannes unter ersteren die häufigste Ursache der Not ist, wenn auch natürlich zahlreiche Familien arbeitsloser Qualitätsarbeiter und einberufener Gelegenheitsarbeiter sich um Unterstützung bewerben.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in der Überzahl der Fälle die zurückbleibende Familie des Gelegenheitsarbeiters bei Einberufung des Mannes besser daran ist, als die des Qualitätsarbeiters. Höchstens für einzelne Familien der ersteren kann die bis zum Überdruß gehörte Behauptung gelten, daß es den Frauen und Kindern während des Krieges besser gehe als je zuvor. In der qualifizierten Arbeiterschaft dagegen nimmt der Unterschied zwischen der früheren und der durch die Kriegslage erzwungenen Lebenshaltung oft eine erschreckende Breite an. Das viel besprochene Problem des Geburtenrückgangs in den höchsten Schichten der Arbeiterschaft gewinnt dabei erneute Bedeutung. Auf der größten Höhe seiner Leistungsfähigkeit, d. h. wenn er den höchsten Lohn verdient, also zwischen seinem 25. und 35. Jahr, hat der qualifizierte deutsche Arbeiter ein, zwei höchstens drei Kinder. Die von den Lieferungsverbänden gezahlte Reichsunterstützung wird aber in ihrer Höhe nach der Kopfzahl der Familie bemessen. Sie erreicht daher für die Familie des Qualitätsarbeiters im allgemeinen nur eine geringe Höhe und kommt selbst mit dem Zuschuß des Arbeitgebers nicht entfernt dem Verdienste des Familienvaters gleich. Unsere sozial tiefstehenden Volksschichten bringen bekanntlich auch heute noch große Kinderzahlen auf und haben dadurch Anspruch auf Unterstützungssummen, die im Vergleich zur gewohnten Lebenshaltung nicht unbeträchtlich sind. Durch die Verschiedenheit der Kinderzahl der Familien, des Alters und des dadurch bedingten Verdienstes der Väter erwächst die verschiedene Lage der Familien gelernter und ungelernter Arbeiter in Kriegszeiten. Selbst wenn große Industriestädte in gerechter Beachtung dieser Verhältnisse für die beiden ersten Kinder eine größere Unterstützung bewilligen als für die übrigen,

Digitized by Google

bleibt die Kluft zwischen früherer und jetziger Einnahme bestehen, wie folgende typische Fälle zeigen sollen:

1. Ein Gelegenheitsarbeiter mit zirka 27 ℳ Wochenverdienst, dessen Frau nebenberuflich etwa 20 ℳ monatlich verdient, hat sechs Kinder. Die Gesamteinnahme der Familie in Friedenszeiten beträgt rund 125 ℳ monatlich. Nach Einberufung des Mannes erhalten Frau und Kinder monatlich 81 ℳ Kriegsunterstützung, dazu kommt der etwas verringerte Verdienst der Frau mit 15 ℳ monatlich, zusammen 96 ℳ. Die Differenz zwischen Friedens- und Kriegseinkommen der Familie ist zirka 30 ℳ. Da nach den Erhebungen des Kaiserlich Statistischen Amtes für einen erwachsenen Mann mindestens 25 ℳ monatliche Ernährungsausgaben gerechnet werden müssen, ist die wirtschaftliche Lage der Familie nach Einberufung des Vaters kaum verschlechtert.

2. Ganz anders gestalten sich schon die Verhältnisse in der Familie eines Maschinenschlossers mit einer Einnahme von 150 ℳ monatlich, aus der er die nicht selbst erwerbende Frau und vier Kinder zu erhalten hat. Die Familie bekommt nach Einberufung des Mannes eine Reichsunterstützung von 63 ℳ monatlich und einen monatlichen Zuschuß des Arbeitgebers von 20 ℳ. Die Kriegseinnahme von 83 ℳ monatlich bleibt hinter der Friedenseinnahme um 67 ℳ zurück, eine Differenz, die durch den Ausfall der Ernährungsausgaben des Vaters nicht allein gedeckt wird, selbst wenn wir den Verbrauch des gelernten Arbeiters höher ansetzen als den des ungelernten, eine Annahme, die durchaus nicht immer den Tatsachen entspricht.

3. Als drittes typisches Beispiel nehmen wir die Familie eines Buchdruckers, der mit einem Monatsverdienst von 200 ℳ seiner Frau und seinen beiden Kindern eine relativ behagliche Existenz schaffen konnte. Nach seiner Einberufung erhält die Frau eine Reichsunterstützung von 45 ℳ, eine Unterstützung des Arbeitgebers von 25 ℳ monatlich. Sie verfügt also über eine Einnahme von 70 ℳ monatlich, die um 130 ℳ hinter dem früheren Einkommen der Familie zurückbleibt.

Wenn man, von Haus zu Haus gehend, deutlich die wirtschaftliche und ethische Kluft empfindet, die zwischen jeder der drei Familien liegt, und zu ermessen versucht, welche Kräfte Jahrzehnte hindurch am Werke waren, um solche Unterschiede in der homogen scheinenden Masse der Arbeiter auftreten zu lassen, um die „Aristokratie des Proletariats" zu schaffen, so kann man sich eines Gefühls des tiefen Bedauerns nicht erwehren, daß gerade die Arbeiter-Oberschicht unter der Not des Krieges besonders empfindlich leidet. Neben der Furcht vor dem Verlust einer schwer errungenen äußeren und inneren Kultur in der führenden Arbeiterschaft könnten wir ihren wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruch nicht ohne schwere Sorge für die Zukunft unserer Nation mitansehen. Deutschlands Machtstellung auf dem Weltmarkt beruht zum großen Teil auf seiner geschulten Arbeiterschaft. Wenn wir an das „neue Deutschland" denken, das aus dem Rauch und Blut des Krieges für uns erstehen soll, so können wir es uns schwerlich anders vorstellen, als auf der soliden Basis eines wirtschaftlich und kulturell vorwärtsstrebenden „vierten Standes" ruhend. Die Masse des Volkes und die Wunder der Technik sind in diesem Kriege die eigentlichen Helden. Daheim haben wir mit Staunen erlebt, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem, dessen innere Zerrüttung vielen eine unbestrittene Tatsache war, den Stürmen des Weltkriegs in hervorragender Weise

Digitized by Google

stand hielt. Der Einfluß der Kriegszeiten wird noch lange auf die Friedensarbeit bestimmend einwirken. Wir können nicht annehmen, daß die Form unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege sich wandelt. Das „neue Deutschland" muß auf Jahre hinaus ein Deutschland der Arbeit, der Technik und — wir hoffen es — des sozialen Fortschritts sein. Seine qualifizierte Arbeiterschaft wird Deutschland bei der Erfüllung seiner Zukunftsaufgaben nicht entbehren können. Neben der allgemeinen Verpflichtung, die heute die Gesamtheit den Familien aller derer gegenüber hat, die draußen ihr Leben für uns in die Schanze schlagen, erwächst uns aus der Erkenntnis der Anforderungen der Zukunft die besondere Aufgabe, gerade für die Familien der Qualitätsarbeiter zu sorgen. Unser Bestreben muß darauf gerichtet sein, sie soweit als möglich äußerlich und innerlich auf der einmal erreichten Höhe zu erhalten, während den Familien der Gelegenheitsarbeiter gegenüber sogar der Wunsch erwachen kann, die Möglichkeiten der Kontrolle, die die Kriegsfürsorge bietet, zu einem Versuch der Hebung der Familie, namentlich hinsichtlich ihrer Wohnweise, zu benutzen.

Beide Aufgaben werden fast unmöglich, wenn Arbeitslosigkeit des Mannes die Ursache der Not seiner Familie ist; die Kopfzahl der Familie bleibt dieselbe; an die Stelle der von den Lieferungsverbänden gezahlten Summe tritt eine geringe Arbeitslosenunterstützung. In dem Manne, der ratlos von Fabrik zu Fabrik wandert, wächst die Bitterkeit gegen das Vaterland, das seiner Hände anscheinend nirgends bedarf. Es ist fraglos, daß während des Krieges die bekannten seelisch deprimierenden und moralisch schwächenden Einflüsse der Arbeitslosigkeit sich noch verstärken: das Gefühl, weder im Felde noch daheim gebraucht zu werden, ist für einen sich noch rüstig fühlenden Mann ein doppelt fruchtbarer Nährboden all der häßlichen Gedanken und Empfindungen, den der Sozialpolitiker als Folge der Arbeitslosigkeit fürchtet. Andererseits kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Überzeugung, durch ihren Mann Anteil zu haben an dem Kampf für Deutschlands Größe, viele Frauen die Last und Not des Krieges leichter ertragen läßt, als etwa die Beschwerden einer industriellen Krisis in Friedenszeiten.

Als ein Sphinxrätsel steht das Problem vor uns, wie das Proletariat nach Beendigung des Krieges seine Ideologie unter dem Einfluß des großen Weltgeschehens umformen werde. Heute können wir nur versuchen festzustellen, ob wir bei den Frauen des Arbeiterstandes schon Anzeichen einer bewußten Stellungnahme, einer geistig-seelischen Beherrschung des gewaltigen Ereignisses finden, das sich vor unseren Augen abspielt. Dabei wiederholt sich uns die bereits in Friedenszeiten häufig gemachte Erfahrung, daß die Arbeiterfrauen es nicht leicht haben, den kulturellen Aufstieg des Mannes mitzumachen, daß die geistige Spannung zwischen den Geschlechtern, die in unseren Kreisen einer der mächtigsten Antriebe zur Frauenbewegung war, jetzt auch auf der höchsten Stufe des Proletariats hervortritt. Es scheint nicht, als ob die Frauen, selbst wenn sie in relativ gesicherten Verhältnissen zurückbleiben, in ihrer Mehrzahl den Krieg bewußt erlebten; man kann beim Zusammensein mit ihnen das Gefühl nicht loswerden, als ob sie sich und die Ihren mehr als Objekte denn als Subjekte des Geschehens empfänden. Daß der Mann nicht nur der Familie, sondern auch dem Vaterland gegenüber Verpflichtungen hat, können manche nur schwer einsehen. Die etwas kindische Bemerkung: „Hättet ihr meinen Mann dagelassen, so wäre alles viel besser," tönt uns auch aus dem

Digitized by Google

Munde anscheinend intelligenter Frauen entgegen, und es bedarf manchmal einer längeren Unterredung, um sie zu überzeugen, daß alles viel schlechter stehen würde, wenn man „die Männer daheim gelassen" hätte.

Es gehört zu den großen und unvergeßlichen Erlebnissen dieser Kriegszeit, daß die Deutschen die zersetzende Selbstkritik am Sein und Tun der Nation mit einem Male als unberechtigt empfanden und mit Stolz auf Volk und Vaterland blicken lernten. Zu der Erkenntnis, daß weder die fortschreitende Intellektualisierung unseren Kampfesmut brach, noch der Kapitalismus die Seelen verweichlichte, kommen wertvolle Einsichten in das Fühlen und Erleben der breiten Volksschichten. Wir hatten uns gewöhnt, vom „heimatlosen Proletarier" zu sprechen, für den weder Vaterland noch Familie reale Existenz besäße; in den Tagen der Not hat sich aber erwiesen, daß nicht nur das Vaterlandsgefühl in unseren Arbeitern mächtig, sondern auch ihr Familienzusammenhang im ganzen unerschüttert ist. Fast möchte es scheinen, als ob gerade dieser Wert in der Arbeiteroberschicht künftig wieder eine besondere Betonung erhalten könnte, wenn wir immer wieder erleben, wie groß die Sehnsucht gerade der bessergestellten Frauen ist, von dem abwesenden Manne zu sprechen, seine Briefe vorzulesen, seine Photographie zu zeigen und schließlich dasjenige unter den Kindern hervorzuholen, „von dem er sich halt am allerschwersten getrennt hat".

Die nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich richtige Lösung der Probleme der sozialen Kriegsfürsorge ist unmöglich ohne stete Beachtung dieses unerschütterten inneren Zusammenhanges der Arbeiterfamilie. Hier liegt auch die weit über das materielle Wohlbefinden hinausgehende Bedeutung der Wohnungsfrage. Die menschenwürdige Wohnung ist die unentbehrliche Grundlage eines menschenwürdigen Familienlebens: Ökonomisches und Sittliches berühren sich hier aufs engste. Wir empfinden es heute als besondere Tragik, daß gerade die bessere Wohnung mit ihrem höheren Mietzins die größte Belastung des eingeschränkten Familienbudgets bedeutet. Es tut uns förmlich weh, wenn wir dem halb ärgerlichen, halb kummervollen Blick folgen, mit dem die junge Arbeiterfrau ihre freundliche Wohnung mit den neuen hellen Möbeln, ihre Küche mit dem blanken Geschirr betrachtet und sie dann seufzen hören: „Ja, wenn man nicht alles in die Wohnung gesteckt und sich mit einem Zimmer begnügt hätte, — dann wäre es jetzt besser". Nach dem Kriege wird eine erhöhte Beachtung der Wohnungsfrage der unteren Schichten einsetzen müssen; wir dürfen nicht vergessen, daß in diesen harten Wintermonaten mancher junge Hausstand die Freude an der besseren Wohnung verlernte, die ein besonders wichtiges Zeichen steigender Volkskultur ist.

Ein Mietzins von mehr als 25 *M* — und erst oberhalb dieses Preises beginnen in den Städten die abgeschlossenen Wohnungen, die den Namen „Heim" verdienen — ist für die zurückbleibende Arbeiterfrau im allgemeinen nicht mehr aus der Reichsunterstützung zu bezahlen, denn nach Abzug der Miete bleibt zu wenig zum täglichen Leben übrig. Es ist daher selbstverständlich, daß die Regelung der Mietsverhältnisse eine der größten Aufgaben jeder sozialen Kriegsfürsorge sein muß. Dabei sind aber nicht nur die wertvollen Gefühle, die den Menschen mit seiner Wohnung als Grundlage seines Familienlebens verknüpfen, zu berücksichtigen; es muß auch in zahlreichen Fällen eine merkwürdige Gleichgültigkeit der Mieter gegenüber ihrer Verpflichtung zur Zahlung der Miete bekämpft werden. Die immer wiederkehrende

Digitized by Google

Ansicht, daß „des Krieges wegen" die Miete nicht bezahlt zu werden brauche, beruht nicht nur auf einer Verwechslung mit den Schutzbestimmungen für die Familien der eingezogenen Krieger. Sie ist ein deutliches Zeichen, daß die Miete — wohl weil hier eine größere Summe in längeren Zeitabschnitten bezahlt werden muß — die besitzlosen Familien schwerer drückt als irgendeine andere Verpflichtung, und daß das Mietverhältnis, weil in demselben Leistung und Gegenleistung nicht so unmittelbar aufeinander folgen wie bei jedem anderen „Kauf", dem Verständnis der Frauen des Volkes sehr viel weiter entrückt ist.

Die in einigen Gemeinden eingeführte Maßregel, den unbemittelten Familien der Einberufenen unterschiedslos die Miete zu bezahlen, kann, da sie das Verantwortungsgefühl der besitzlosen Mieter zu schwächen geeignet ist, nicht als völlig einwandfreie Lösung des Mietsproblems gelten.

Die weitere Frage, ob es überhaupt ratsam für die Frau sei, die alte Wohnung zu behalten, oder ob sie dieselbe nicht mit einer billigeren vertauschen solle, ist ebenfalls nicht einfach durch eine Gegenüberstellung von Einkommen und Hausmiete zu lösen. Ganz abgesehen davon, daß jeder Umzug, auch der bescheidenste, eine für die Volkswirtschaft unproduktive Geldausgabe bedeutet, sind auch die psychologischen Wirkungen eines Wohnungswechsels nicht außer acht zu lassen. Weder ist es ratsam, die an sich schon viel zu große Neigung der unbemittelten Familien, eine Wohnung mit einer anderen zu vertauschen, durch unseren Rat zu verstärken; noch ist es klug, die Lebensweise breiter Volksschichten gerade jetzt, wo an die moralische Widerstandskraft der Daheimgebliebenen die größten Anforderungen gestellt werden, zu erschüttern, ihnen ein Gefühl der Unsicherheit ihrer Lebensbedingungen zu geben. Selbst wenn die neue kleinere Wohnung nach Rückkehr des Vaters noch weiter von der Familie benutzt werden kann, was beim Vorhandensein größerer Kinder wegen des Fehlens getrennter Schlafräume oft unmöglich ist, so wäre es doch ein schlechter Dank des Vaterlandes an seine heimkehrenden Verteidiger, wenn diese ihre Familien in Wohnungen wiederfänden, die an Gesundheit und Behaglichkeit erheblich hinter dem Heim zurückständen, das der Mann verließ, um dem Ruf zu den Waffen zu folgen.

Am besten trägt man wohl der tatsächlichen Belastung, die die Miete für die Familie bedeutet, den Bedürfnissen des Hauswirts, der selbst in dieser Zeit oft schwer genug leidet und den Forderungen einer gesunden wirtschaftlichen Moral Rechnung, wenn die Kriegsfürsorge einen Teil der Miete unter der Voraussetzung gewährt, daß die Mieter den Rest selber zahlen. Die noch bestehenden Differenzen zwischen Einkommen und Lebensbedürfnissen sollten dann durch ständige Zuwendungen, vor allem von Lebensmitteln, ausgeglichen werden. Kann z. B. ein Mietzins von 25 *M* aus der Reichsunterstützung nicht bezahlt werden, so ist es unter sozialen Gesichtspunkten ratsamer, etwa einen Mietszuschuß von 15 *M* und eine ständige Lebensmittelunterstützung im Werte von 10 *M* zu geben, statt die ganze Mietsschuld zu übernehmen. Wirtschaftlich haben beide Verfahren für Mieter, Vermieter und Kriegsfürsorgestelle dasselbe Resultat, moralisch ist ihre Wirkung auf das Verantwortlichkeitsgefühl der Arbeiterfamilien verschieden, und wir werden nach dem Kriege ein moralisch starkes Volk zur Erfüllung unserer Kulturaufgaben dringend nötig haben.

Digitized by Google

Nur wenn einige Zimmer der Wohnung abvermietet wurden und nun bei Einberufung der Mieter leer stehen, kann in den meisten Fällen zum Umzug in eine kleinere, aber für die ganze Familie räumlich genügende Wohnung geraten werden. Das Abvermieten stellt freilich in Großstädten eine der bedeutendsten Einnahmen der Hausfrau dar; gerade weil während des Krieges auch diese Erwerbsquelle versiegt, ist es um so nötiger, den Frauen auf andere Weise Gelegenheit zum Verdienen zu verschaffen. Wie die Erwerbsarbeit der Frau in Friedenszeiten eines der schwierigsten Kapitel der Sozialpolitik ist, in dem alle Nöte des Wirtschaftslebens sich widerspiegeln, so stellt sie uns auch während des Krieges vor fast unlösbare ökonomische und psychologische Probleme. Von den ersteren, den Fragen der Regelung des weiblichen Arbeitsmarktes, der Arbeitsbeschaffung und Arbeitsvermittlung soll hier, wo wir von der Arbeiterfamilie ausgehen, nicht weiter die Rede sein. Die Entscheidung aber, ob in jedem einzelnen Fall von der Frau Erwerbsarbeit zum Unterhalt ihrer Familie verlangt werden könne oder nicht, ist in hohem Grade bestimmend für unsere Auffassung der Aufgaben der sozialen Kriegsfürsorge. Diese Entscheidung ist um so schwerer, weil hier, ebenso wie bei der Wohnungsfrage, die Gewohnheiten und Anschauungen des Arbeiterstandes berücksichtigt werden müssen. Wie die bessere Wohnung, so ist auch die zu Hause bleibende Frau Standesmerkmal der Familie des Qualitätsarbeiters. Beides ist während des Krieges zweifellos ein Hindernis im Daseinskampf für die Arbeiteroberschicht.

Dem geistigen Aufstieg der Frauen in den letzten Jahrzehnten ging eine bewußte Betonung des seelischen und kulturellen Wertes auch der weiblichen Berufsarbeit parallel. Gleichzeitig aber ist durch die Fortschritte der Technik die Arbeit der Frauen des Volkes in weitem Maße gehaltloser und freudloser geworden, so daß wir es jetzt als eine unserer dringendsten sozialpolitischen Aufgaben erkennen, auch diese Arbeit dem Leben wieder als wertvollen Bestandteil einzufügen. Ehe aber diese Bemühungen nicht von größerem Erfolg als bisher gekrönt sind, ist es selbstverständlich, daß die Berufsarbeit für die Arbeiterfrauen nur schlimme Notwendigkeit ist, der sie soweit als möglich sich zu entziehen streben. Manch hartes Wort, das in diesen Zeiten über die Frauen der unteren Schichten gesagt worden ist, beruht auf der Verkennung der Tatsache, daß die Frau des Arbeiters ihr Nur-Hausfrauentum positiv bewertet; es ist Merkmal einer bestimmten Lebenshaltung, und jede Verschiebung derselben ist eine Sache, die nur in Jahrzehnten sich vollzieht. Gerade die Erfahrungen des Krieges zeigen deutlich, daß man den Opfermut und die Hingebung der Frauen des Volkes nicht allein nach ihrer Stellungnahme zur beruflichen Arbeit beurteilen darf. Berufstradition, Berufsgedanke, Berufsethik fehlen ihnen ganz. Mehr als eine tüchtige Hausfrau glaubt sich und ihren Kindern, vor allem der Stellung des Mannes, die sie vielleicht durch redliches Sorgen und Mühen im Laufe der Jahre befestigen half, etwas zu vergeben, wenn sie „auf Verdienst" geht und zieht die äußerste Sparsamkeit dem Gelderwerb vor. Dieses Streben nach Bewahrung der gewohnten Lebenshaltung ist durchaus anders zu bewerten als die selbstsüchtige Bequemlichkeit mancher Frauen, die jetzt ohne ihr eigenes Zutun vollen Anspruch auf die Hilfe der Gesamtheit zu haben glauben, weil ihr Mann im Felde steht — ein Spezialfall der Stellung zur Welt, die die Frau so gerne einnimmt: sich die Leistungen ihres Mannes als eigenes

Digitized by Google

Verdienst zuzurechnen. „Unsere Männer müssen sich doch hinstellen vor den Feind", ist ein Argument, das als Stütze jedes Wunsches und jeder Beschwerde, als Entschuldigung jeder Nachlässigkeit gerade von den Frauen immer wiederholt wird, die weniger lebenstüchtig, weniger arbeitsfreudig sind als der Durchschnitt.

Jenseits aller Prinzipienfragen wird heute die Forderung der Zeit einen jeden zu der Überzeugung hinführen, daß „diejenige Mutter die beste ist, die ihren Kindern zur Not auch den Vater ersetzen kann". Diese ideale Mutter im Goetheschen Sinne wird sich den neuen Anforderungen, die das Leben an sie stellt, am leichtesten anpassen, und auch am raschesten bereit sein, mit überkommenen Ansichten zu brechen. Wollte man aber von allen Frauen unterschiedslos den gleichen Lebensmut fordern, und etwa — wie mancherorts verlangt wird — die Gewährung einer Unterstützung von der Übernahme von Arbeit abhängig machen, so würde es dabei ohne große Härten nicht abgehen, soweit es sich um Familienmütter und nicht um alleinstehende Mädchen und Frauen handelt. Ganz abgesehen davon, daß eine solche Entscheidung genaueste Kenntnis jedes Einzelfalles voraussetzt, würden bei der Verbindung der Unterstützung mit einer Übernahme von Arbeit — selbst von Heimarbeit — an den Frauen die Vorurteile gegen die weibliche Erwerbsarbeit bestraft, die heute die Mehrzahl des deutschen Volkes noch teilt. Es steht uns aber auch nicht an, in einer Zeit wie die heutige, die an die Frauen die größten Anforderungen stellt, und wo manch stilles Heldentum sich in den Hinterhäusern und Dachstuben unserer Großstädte verbirgt, andere zu richten und zu verurteilen. Es ist unsere selbstverständliche Pflicht, die Familien derer zu erhalten, die draußen unsere Grenzen schützen; es muß dabei unsere Sorge sein, nicht zerstörend, sondern aufbauend, nicht erbitternd, sondern ausgleichend zu wirken.

Schwerer ist die Frage zu beantworten, inwieweit der Verdienst der Frau bei der Unterstützung angerechnet werden soll. Es ist klar, daß volle Anrechnung des Verdienstes eine Prämie auf die Faulheit bedeuten würde; andererseits aber bringt die Nichtbeachtung eines Verdienstes von 30, 40, oder gar 50 *M* monatlich aus Näharbeit oder Fabrikarbeit eine durch nichts gerechtfertigte Belastung der Fürsorgestellen, die doch die Aufgabe haben, möglichst vielen zu dienen. Meist wird der Ausweg gewählt, nur den Verdienst von einer gewissen Höhe ab und dann nur zur Hälfte anzurechnen, so daß ein Monatsverdienst von 30 *M* z. B. nur als Mehreinnahme von 15 *M* angesehen würde. —

Bei allen Problemen der Familienhilfe, von denen die meisten hier nur gestreift werden konnten, wird eine wirklich befriedigende Lösung nur durch möglichste Individualisierung jedes Falles zu erreichen sein. Vor allem müssen wir uns hüten, namentlich wenn wir es mit der eigentlichen Arbeiterschaft zu tun haben, die Anschauungen und Wertungen unserer bürgerlichen Welt gleichsam fertig in die Arbeiterwelt hineinzutragen. Nur wenn wir die Gedanken und Empfindungen der Arbeiterschaft mitzuerleben versuchen, werden wir zu nicht bureaukratischen, sondern sozialen Entscheidungen kommen, die den Einzelfall in seinen ökonomischen und soziologischen Zusammenhängen erfassen. Der Krieg reißt manchen Dingen und Menschen die Masken weg, die sie in Friedenszeiten trugen; wir sehen tiefer hinein in die Fundamente unseres Wirtschafts- und Gesellschaftslebens. Wer jetzt seine Augen und Ohren offen hat, wird seine Kenntnis der Volkspsyche erweitern und vertiefen können, und durch diese Einsicht neue Richtlinien für seine soziale Arbeit

Digitized by Google

auch in kommenden Zeiten gewinnen. Keine von uns wird sich der Überzeugung verschließen können, daß viele Schöpfungen der Kriegsnot Anfänge sozialer Hilfeleistungen sind, die diese Not überdauern und dazu beitragen werden, unser Vaterland nach dem Kriege mehr und mehr zu einer wahren Heimat aller Deutschen zu machen.

Erinnerungen aus einem Kriegslazarett 1914.[1])

Von

Margrit Paquin.

Nachdruck verboten.

1. September.

Was ist das für eine wunderlich große Zeit! Heut früh, als ich ins Lazarett ging, überall Telegramme: Große Siege in Frankreich, und in Rußland 60 000 Gefangene. Dann steigt so ein Zucken in einem auf, man könnte weinen und lachen. Im Lazarett ist es still, und alle sind ernsthaft und gedrückt. Es sind Schwerverwundete angekommen. Ich sah noch nie so etwas Trauriges. Einer ist vielleicht jetzt schon gestorben, fast wollte ich es wünschen. Ich sah ihn zuletzt, wie er schon mit halb gebrochenen Augen im Bett lag, ohne Bewußtsein, und manchmal fing er an zu erzählen und zu singen, es ist furchtbar, das hören zu müssen. An seinem Bett stehen zwei wundervolle Rosen. Wenn er doch sterben könnte! Er muß Unsagbares durchgemacht haben. Seit Mittwoch unterwegs, und heut ist Dienstag. Und dabei war er so rührend tapfer. So sind überhaupt alle: der kleine Fähnrich mit dem zerschossenen Kiefer saß während des Verbindens ganz aufrecht auf seinem Stuhl, und erst ganz zuletzt, als er schon fertig war, wurde er vor Schmerz einfach ohnmächtig. Ich saß nachher ein Weilchen an seinem Bett. Er hat ein feines, ernstes Gesicht, und so treuherzige kluge Augen. Heut kam auch ein Freiwilliger. Vor vier Wochen erst zur Ausbildung genommen, und nun liegt er blaß und mit Fieber im Bett. An Arm und Schulter furchtbare Wunden, ganze Stücke Fleisch herausgerissen, dazu der Arm mehrere Male gebrochen. Eins ist fein: Wie Dr. L. arbeitet. Mit so zarten und starken Händen. Es fiel mir heute besonders auf. Am Abend war ich ganz kaput von all dem Traurigen. Da lief ich schnell zu meinen Leuten. Ich habe jetzt zwei Säle, beide mit achtzehn Betten, dann noch ein kleines Zimmer. Da ist es so ganz anders. Manche dürfen schon aufstehen, die sitzen dann am Tisch über der Zeitung oder der Kriegskarte. Oder sie gehen in dem schönen schattigen Garten spazieren. Da klingt dann Lachen herauf, und überall ist frohe Hoffnung und Besserung.

[1]) Die diese Tagebuchaufzeichnungen machte, ist eine sehr junge kriegsgetraute Frau, die ihrem Gatten nach einer Stadt im Osten folgte und dort, zunächst als Helferin und dann nach bestandenem Examen als Schwester des Roten Kreuzes pflegt. Neben den unmittelbaren, lebendigen Eindrücken, die die Schilderungen geben, gestaltet sich auch sehr klar aus ihnen das Bild der Schreiberin selbst, ein Typus, der auf dem Boden der neuen Mädchenerziehung und Mädchenbildung gewachsen ist. Die Verfasserin studiert, nachdem sie ihre wissenschaftliche Ausbildung auf einem gemischten süddeutschen Gymnasium empfing, Mathematik und Chemie. Daß durch solche ernste Studien die weiblichen Eigenschaften und Gaben nicht verkümmern, dafür sind diese Tagebuchblätter ein beredtes Zeugnis. Die Redaktion.

Digitized by Google

6. September.

Nun schon die zweite Nacht zu wachen bei dem verwundeten Hauptmann mit dem Mundschuß. Es ist ein wundervoller Abend draußen, Mondschein und klare, kühle Herbstluft, solche, bei der ich immer an den Weg von Salza nach Bodensteins Garten denken muß, wo wir Kinder mit dem Leiterwagen und Waschkörben nach Äpfeln ausgeschickt wurden. Wir legten dann immer die „Herzebrecher" nach oben, aus begreiflichen Gründen. Und zu Hause duftete der ganze Flur nach frischem Obst und nach Kartoffelfeuern. Ich hatte zu heute abend schon eine Karte für ein Kirchenkonzert. Nun muß ich wachen, dafür geht Schwester Martha hin, die feine kleine Schwester. Und wie sie sich freute! Wir waren neulich abends durch den dunklen Lazarettgarten gegangen und hatten zusammen gesungen: „Der Jäger in dem grünen Wald" und alle Sommerlieder, die uns nur einfielen. . . .

So eine Nacht ist lang. Es ist eben halb zehn. Nun noch zehn Stunden. Das Zimmer ist recht dürftig, die Wände bis oben hinauf mit Ölfarbe gestrichen, an einer Wand eine Gaslampe mit einem Bogen Packpapier statt Schirm. Zwei Feldbetten, in einem mein kranker Hauptmann. Über ihm an einer Schnur lauter schwarzbeklebte Fliegenpapiere. Auf Tisch und Nachttisch ein wüstes Durcheinander von Büchern, Flaschen, gebrauchtem Geschirr und schönen Blumen in Speigläsern. Alles nüchtern bis zum äußersten, der Fußboden aus Stein, kein Bild, nichts. Wenn nur Frauen hier zu tun hätten, würde es wohl ein bißchen anders aussehen. Der Hauptmann schläft. Es ist zehn. Er hat ein feines, kluges Gesicht, und immer denkt er noch an mich, ob ich es auch bequem habe, und ob es mir nicht zu viel wird.

9. September.

So, auf der äußeren Station ist jetzt nichts mehr für mich zu wollen. Seit gestern bin ich zur Ausbildung auf die „Innere" gekommen. Zum Abschied will ich aber noch einmal überall herumgehen und allen Lebewohl sagen. Also: da ist zunächst das Verbandzimmer, groß, hell, mit Operationstisch, sterilem Tisch, Instrumentenschrank und allem, was so dazu gehört. Ich sehe noch Schwester Ida da herumwirtschaften, in der einen Hand Tupfer, in der anderen Schere und Pinzette. Am typischsten bei ihr war die Haube, so steif und zornig nach hinten, wie bei einem alten Huhn. Es wurde viel über sie geschimpft, aber ich wurde gut mit ihr fertig. Wenn sie sagte: Aber Frau Paquin, Sie kommen immer an den sterilen Tisch mit Ihrem Kleid, dann machte ich einfach ein reuiges Gesicht und so große Bogen um den Tisch herum, bis sie lachen mußte. Und das mußte sie immer. Neben dem Verbandzimmer der Wachsaal. Da liegen die Schwerkranken. Seit gestern ist Saal 11 als Wachsaal eingerichtet, aber ich kenne noch den alten. Da lag gleich im ersten Bett Zamper, „Zamperchen", wie wir ihn nannten, der mit dem Lungenschuß; die erste Zeit stand ein Bettschirm vor seinem Bett, weil wir immer dachten: jetzt stirbt er. Aber nun geht es ihm ganz gut und vielleicht, vielleicht wird er wieder gesund. Aber er sieht noch furchtbar elend aus. Ich war heut heimlich drüben und futterte ihn. Ein Verband um den Kopf, die Hand ganz eingepackt und bei jedem Atemzug das Stöhnen. Er sagt stundenlang vor sich hin: o je, o je, immer ganz rasch. Es klingt furchtbar. Ihm gegenüber Bilkowski. Der hat seine schwere Zeit schon hinter sich. Nierenschuß, unsagbar viel Blut verloren. Jetzt sagt Schwester Martha immer im Scherz zu ihm: Wissen Sie,

Digitized by Google

um Sie hätte damals keiner von uns drei Pfennig gegeben. Dann lacht er, und wir lachen mit ihm und freuen uns, daß das vorüber ist. Keiner hat solchen unbändigen Appetit wie er. Wenn irgend etwas übrig ist, Bilkowski kann es noch essen. Es ist ein Genuß, ihm dabei zuzusehen. Neben ihm liegt der junge Kriegsfreiwillige. Ich schrieb ja schon von ihm. Wenn man nur sein Bett berührt, zuckt er zusammen. Dr. L. ist rührend zart ihm gegenüber. Er wird auch im Bett verbunden, dann spart man ihm die Schmerzen des Transportes. Beim Verbinden hält er ganz still, aber er spricht während der ganzen Zeit vor sich hin: O mein Gott, o mein Gott; oder: o meine Mutter. Ich wünschte manchmal, er könnte schreien. Dies stille Stöhnen ist so furchtbar. Es ist ein trauriger Saal, der Wachsaal, auch Kihn liegt dort, von dem man nie so recht weiß, was er hat, immer an 39 Grad Fieber und einen aufgetriebenen Leib. So lag er während der ganzen Zeit, die ich dort war, heiß und apathisch.

Saal 11 war der größte Saal, dazu waren noch die Türen zum Betsaal offen, und wenn morgens die Sonne durch die Ranken von wildem Wein da vor dem Fenster schien, dann gab das ein Leuchten — herrlich! In Saal 11 waren viele liebe Leute, eigentlich wohl alle. Wenn ich durch den Saal ging, leuchteten in jedem Bett ein paar Augen auf. Das ist kein besonderes Verdienst von mir, es zeigt nur, daß sie alle die Fähigkeit hatten, wirklich zu sehen: wir haben sie alle zusammen lieb, alle, die da in den Betten liegen. Und ich finde, es gehört schon viel dazu, solches zu erkennen. Da lag Schmidtke mit dem Kopfschuß, der immer so viel eiterte. Einmal rief er mich an sein Bett und gab mir einen Brief, ich sollte ihn lesen, er wäre von seiner Frau. Ich dachte zuerst, ich sollte ihn vorlesen, er könnte es vielleicht nicht gut, aber nein, ich mußte ihn ganz für mich lesen. Mir kamen fast die Tränen in die Augen, als ich las. So etwas von Größe und Schlichtheit und Geduld und feinem Humor — und es war doch eine einfache Bauersfrau. Wie sie ihn lieb hatte und um ihn besorgt war! Wie sie von ihrem kleinen Mädelchen erzählte, wie klug es geworden wäre, und daß es den Vater noch nicht vergessen hätte, wie sie über den Krieg schrieb, das war alles von so einer gewaltigen, schlichten und herben Größe, daß ich ganz verwirrt wurde. Nachher winkten wir uns immer noch extra zu, Schmidtke und ich, und das sollte wohl heißen: Es ist doch fein, so eine Frau zu haben. Ein paar Betten weiter weg liegt Kleine-Bergenbusch. Ich hab ihn mittags immer gefuttert, wenn es ihm nicht schmeckte, nach der Methode: eins für den Vater, eins für die Mutter. Dabei wurden wir gute Freunde. Auf ihn aufmerksam wurde ich dadurch, daß er beim Verbinden so tapfer war. Wir haben viel so tapfre Leute. Kaminski ist auch so einer. Er hat beide Arme in Gips, und manchmal hatte er solche Schmerzen, daß er nicht mehr liegen konnte, dann setzte er sich auf seinen Bettrand, mit einer Decke über den Knien. Und dann sah er so traurig und elend und zusammengefallen aus, daß es mir immer ganz weh tat. Er hatte auch nie rechte Freude am Essen. Schwester Martha konnte die besten Sachen haben, Rebhuhn und so gute Dinge, immer sagte er gleich: danke. Und dann mußte man mit allen Herrlichkeiten traurig weitergehen. Es lagen noch viel Leute im Saal 11, Sorgenkinder, und solche, denen es schon besser ging, aber da habe ich wenig persönliche Erinnerungen, und die sind es schließlich, die einem Leute interessant und lieb machen. Im Betsaal waren meine speziellen Freunde Emme und Neumann. Neumann hat zuerst furcht-

Digitized by Google

bare Schmerzen ausgehalten. Er flehte jeden um Morphium an, konnte nachts nicht schlafen und mußte viel leiden. Nun geht es ihm schon viel besser. Dr. L. hat ihm einen neuen Gipsverband gemacht, wenn man nun an sein Bett kommt, findet man einen frohen Neumann drin, der sich mit einem unterhalten kann und einen feinen, sarkastischen Humor hat. Darin unterstützt ihn Emme nach Kräften. Mit dem war es eine tragikomische Geschichte: Er wurde von einem Russen, scheinbar ganz aus der Nähe, ins Bein geschossen. Emme, nicht faul, schießt wieder, verwundet aber den Russen auch nur leicht, und so schießen denn die beiden in aller Liebenswürdigkeit aufeinander los, bis eben keiner mehr kann. Und nun der Witz: Sie kamen beide in ein deutsches Auto und beide in unser Verbandzimmer. Liebenswürdig schauten sich die beiden nicht gerade an, denn Emme hatte so nach und nach 4 Schüsse abbekommen, in beide Arme und beide Beine. Zwei Kugeln haben wir bei ihm herausgeholt, die anderen waren durchgegangen. (Er ist inzwischen schon wieder im Feld.) Die Russen, die wir in Behandlung bekamen, waren unglaublich schmutzig. Wenn Deutsche jahrelang im Feld liegen, dann sehen sie noch weiß aus gegen diese Kerle!

Meine allerpersönlichsten Schützlinge lagen im Neubau. Da sind schöne, große helle Säle und Aussicht auf waldige Hügel. Was waren da für nette Leute! Gleich an der Tür die beiden ausgeheilten Blinddarmmänner, denen ich so oft Eier kochte. Und dann Zobel, hinter dessen Geschichte ich nie so recht kam. Er sagte mir einmal: Er hätte zwei Bräute, das sei so schlimm für ihn. Aber wie es nun eigentlich war: ob er keine von beiden mochte, oder nur eine, oder beide, das bekam ich nicht heraus. Einmal besuchte ihn eine „Braut", hinterließ dann ein großes Paket Birnen, die Zobel gewissenhaft im ganzen Saal verteilte. Dann lag da oben noch mein kleines Baby, ein sechzehnjähriger Fortifikationsarbeiter mit einem schmalen Kindergesichtel und einem gequetschten Bein. Seit gestern humpelt er an einem Stock im Garten herum, und wir beide freuen uns, wie runde Backen er wieder bekommt. Ein paar Betten weiter liegt Pohl, ein feiner Kerl, groß, breit, mit einem schönen braunen Gesicht. Er und Zobel, sie können am besten erzählen, von der Schlacht und den Russen. Zobel macht das mit viel Ironie, Pohl mit dramatischen Beschreibungen. Beides zusammen gibt dann eine gute Mischung. Pohl wartet nun schon wochenlang auf Nachricht von seiner Frau. Sie ist aus Ostpreußen, und er weiß nicht: ist sie geflohen oder geblieben. Nichts hat sie erreicht, kein Brief und kein Telegramm. Von solchen Sorgen macht man sich in Mitteldeutschland gar keinen Begriff. Der allgemeine Liebling im Saal ist Steinacker. Er hat eine schöne Stimme und wäre um alles gern Opernsänger geworden. Aber es ging nicht. Dafür sitzt er nun abends am Tisch und singt, Volkslieder und anderes, wie es ihm einfällt, und alle liegen in den Betten mit frohen Augen. Manche falten sogar die Hände. Ich bin oft unsagbar glücklich im Neubau gewesen. An Sedan brachte ich einen ganzen Arm voll Blumen mit. Da halfen mir alle, die laufen konnten, die verschiedenen Gläser zu füllen, und wir unterhielten uns herrlich dabei. Ich sagte ihnen auch, was ich nicht mochte, wenn sie z. B. in einen Strauß von lauter kleinen violetten Astern in die Mitte noch eine große rote Schwertlilie stecken wollten, und so Sachen. Im Neubau war noch ein Saal, in dem ich eigentlich nichts zu suchen gehabt hätte, aber es waren zwei so ganz besonders feine Leute da, mit denen habe ich oft gesprochen. Ich saß

Digitized by Google

dann ganz verbotenerweise auf der Bettkante, und dann plauderten wir zusammen, fast, als seien wir Geschwister oder doch sehr, sehr gute Freunde.

14. September.

Ich will noch von meinem Abschiedsabend schreiben. Ich ging an jedes Bett und sagte allen, daß ich nun auf die innere Station käme. An dem Abend strömte solch eine Fülle von Dank und Liebe von ihnen zu mir, daß ich ganz beschämt war, Kaminski streckte mir seine beiden vergipsten Arme entgegen, und jeder wünschte mir so viel Gutes für die neue Arbeit. Im Betsaal saß ich eine Weile an Neumanns Bett, da fingen alle plötzlich an, leise und zweistimmig zu pfeifen: Morgen muß ich fort von hier. Ich pfiff die dritte Stimme dazu, gab dann noch allen die Hand und ging hinaus. Wenn ich jetzt zu ihnen hineinschaue, herrscht immer große Freude. Sie nennen mich die „kleine Schwester, die immer so fröhlich war".

Immer und immer die Siegesnachrichten. Gestern zum Sonntag wieder ein großer Sieg über die Russen. Ganz S. geflaggt und das Lazarett bekam schwarz-weiß-rote Fähnchen, an jedes Bett eins. Dazu habe ich in meinem Saal die Gaslampen mit wildem Wein geschmückt. „Nun kann der Kaiser kommen," sagten Max und Moritz. Dann liegen sie immer ganz gerade in den Betten und die Decken sind so glatt wie Bretter.

Ich sehe gern die Landwehrleute, wenn sie auf der Straße mit ihren Frauen Hand in Hand gehen, so treu und selbstverständlich. Und Kerle sieht man hier, herrlich einfach, mit so guten blauen, klaren Augen. Es ist auch hübsch, wenn die Kranken im Lazarett Besuch bekommen. Sie reden nur ganz gleichgültige Dinge, aber strahlen können sie alle! Und die Kinder sind so nett schüchtern und erstaunt über die vielen Männer, die da in den Betten liegen. Gestern kam eine Frau, deren Mann bei uns an Typhus gestorben ist. Sie weinte so, und der diensttuende Arzt war so wüst zu ihr. Nachher ging Fräulein v. B. mit ihr weg. Da hörte ich gerade, wie sie sagte: „Nun müssen Sie recht an Ihr Kindchen denken," mit so einem lieben, warmen Ton.

Wenn Pastor X. ins Lazarett kommt, habe ich so oft den Eindruck: hier gehört er nicht her. Er weiß ja gar nicht, was den Leuten die größten Schmerzen macht, so wie Pohl mehr darunter litt, daß er keine Nachricht von seiner Frau hatte, als unter seiner Wunde. All diese Sachen verstand Schwester Martha so wie niemand.

Gestern nachmittag war ich oben auf der Funkenstation bei Max. Strömender Regen. Wir aßen auf einer Kiste unter dem vorspringenden Dach Abendbrot, dann gingen wir noch ein Stück zusammen über die Wiese, nach dem Fluß zu. Und ich hätte ihm gern gesagt, wie gut und hell mich so ein Zusammensein mit ihm macht, und wie ich so viel schaffen kann, weil ich so glücklich bin. Aber da kam der Beelze-Wachtmeister, und mein Junge hatte wieder Dienst.

21. September.

Heut früh, ehe ich ins Lazarett ging, hatte ich auf dem Markt zehn Sträuße Georginen und Dahlien gekauft für meine Leute. Da kam eine Landwehrkompanie die Straße entlang, sie zogen hinaus nach Rußland. Ich hörte, wie einer sagte: O wie schön! Da gab ich ihm schnell eine Blume hin. Nun streckten aber alle

Digitized by Google

die Hände aus. Da lief ich ein Stück mit ihnen, und so im Marschieren gab ich all meine Blumen weg, erst einzelne Blumen, dann gleich ganze Sträuße. Und so zogen sie mit meinen Blumen weiter, und sangen: „Halte aus im Sturmgebraus". Es verklingt dann alles so in einem großen Eindruck: die feldgrauen Soldaten, „unsere Leute", der blaue, blaue Herbsthimmel, die Hände, die sich einem noch entgegenstrecken, die Blumen, und vor allem das Singen. Manchmal sehe ich vor Tränen keinen einzelnen, es verschwimmt alles zu einem undeutlichen Bild, aber eine gewaltige Kraft steckt drin, eine gewaltige!

4. Oktober.

Auf unserem Abendbrottisch steht jetzt ein kleines Kastanienkörbchen für Salz, ein Geschenk von Donath auf der „Außern", dem traten die Leute bei einem Gefangenentransport so auf sein Bein, daß es brach.

16. Oktober.

Dienstag war Gottesdienst in der kleinen Blechbaracke um 5 Uhr, als es schon dunkel wurde. Vorn stand der Altar mit zwei Kerzen, daneben das Harmonium mit einer von mir aus dem Wärterzimmer erbeuteten Petroleumlampe. Ehe der Pastor kam, habe ich all den Verwundeten und Kranken vorgespielt. Das Largo von Händel und alle Weihnachtslieder, die uns einfielen. Es war so feierlich und schön, auch beim Gottesdienst nachher. Die Predigt kurz und wirklich fein, mit einem so kernigen (natürlich alttestamentlichen) Text. Ich glaube, Jes. 40. Ich hab nachher noch die ganze Schlußliturgie auswendig gespielt. Nun werde ich wohl als Lazarettküster angestellt werden. Viele gaben mir nachher die Hand und sagten: aber heut war's schön, Frau Doktor!

18. Oktober.

Ich habe jetzt das Examen als Helferin vom Roten Kreuz bestanden. Im Lazarett ist einstweilen nicht viel zu tun, es ist noch eine neue Schwester gekommen. Da hab ich mich nach neuer Arbeit umgesehen und auch gleich etwas Feines in der Gemeinde gefunden.

Die Leute, bei denen ich bin, sind nicht so arm, wie ich wohl zuerst wünschte. Er ist ein Zivilgerichtsschreiber, jetzt drillt er als Feldwebel a. D. Rekruten ein. Seine Frau ist schon jahrelang krank gewesen, jetzt ist sie in eine Irrenanstalt gekommen. Der älteste sechzehnjährige Junge ist beim Militär, vier kleinere Kinder sind noch zu Hause, und da beginnt mein Werk.

Alice ist 15 Jahre alt, geht nicht mehr zur Schule und soll nun lernen, wie man einen Haushalt führt. Dann kommt eine Grete von 14, der Walter mit 10 und die kleine Eva mit 8 Jahren. Fein ist, daß alle noch richtige Kinder sind. Das Gute und Böse sprudelt noch so ganz urwüchsig aus ihnen heraus, da ist es relativ leicht, sie kennen zu lernen. Alice hat es recht schwer unter ihren Geschwistern. Sie ist scheinbar schon lange von der Mutter als Aschenbrödel behandelt worden. Nur so kann ich mir erklären, daß die andern drei sie mit vereinten Kräften als Dienstmädchen behandeln. Da heißt es immer: Alice, tu das! hole das! warum hast du das nicht getan?! Es ist ganz schrecklich. Sie selbst ist freilich auch noch viel zu jung, um solchen Dingen gegenüber richtig zu reagieren. Einmal schenkt sie den Geschwistern Gugeln, und im nächsten Moment prügelt sie drauf los. Sie ist lebhaft, dichtet, und redet viel und gern. Aber ich muß doch tüchtig dahin wirken, daß ein richtiger Inhalt in ihr Denken kommt. Bis jetzt spuken so viele

Digitized by Google

Jungmädelsgeschichten in ihrem Kopf. Die Grete ist ein liebes, nachdenkliches Mädel, sie ist gegen die andern recht still, und die gehen alle ein bißchen über sie hinweg, aber was sie bis jetzt alles sagte, war so fein und nachdenklich. Sie ist es auch, die mich am getreulichsten abends ein Stückchen begleitet.

Walter ist bis jetzt mein Sorgenkind. Er ist nicht ganz ehrlich, und der Vater sagte mir auch, daß er früher schon manchmal seiner Mutter Geld weggenommen hat. Die Geschwister sind recht wüst zu ihm: dir glaube ich gar nichts — das ist so der Ton, in dem sie mit ihm verkehren. Ich will mich seiner ganz besonders annehmen, und bei ihm mal die Johannes Langermannsche Methode probieren. Gestern kam er schon ganz von selbst und trug den Korb durch die Stadt. Das wurde ihm gewiß nicht leicht. Evchen ist ein niedliches achtjähriges Mädel, sehr verwöhnt, ein bißchen eingebildet, aber sehr empfänglich für eine frische und gerechte Erziehung. Es genügt bei ihr eigentlich immer, wenn ich sage: Tante freut sich, wenn du das und das tust. Dann tut sie es gewiß.

25. Oktober.

Es ist doch recht schwierig mit den Kindern. Und die Schwierigkeit liegt mit darin, daß der Vater andere pädagogische Ansichten hat als ich. Wir reden nicht darüber, aber ich beobachte ihn und die Art, wie er mit den Kindern umgeht. Ihr ganzes Leben dreht sich bis jetzt um Essen und Trinken. Wenn ich das doch mal beseitigen könnte! Sie gönnen sich gegenseitig auch nicht die geringste Kleinigkeit, und reden so grob zueinander. Ich denke mit Sehnsucht an die Jungens, wie die immer für mich das Abendbrot machten am Sonntag. Und dann so typische Sachen: Wir zu Haus bekamen Sonntags für 30 Pf. Kuchen, Gugelbrötchen und so gute Sachen. Und da gingen wir manchmal alle vier zum Bäcker und suchten aus und freuten uns. Und diese Kinder bekommen jeden Sonntag für 1,50 M Kuchen und weinen vor Zorn und Neid, wenn einer statt sechs nur fünf Stücke bekommt. Ich bin recht traurig darüber. Wenn ich Tag und Nacht bei ihnen wäre, und der Vater wäre nicht da, hätte ich es wohl leichter. Anderenteils muß ich mir ja auch sagen: ich bin jetzt erst etwas über acht Tage bei ihnen, da ist noch nicht viel zu erwarten.

Gestern war so etwas Wunder-wundervolles, davon muß ich erzählen. Ich saß bei B.s, wir hatten schon gegessen, da stürzten plötzlich die Kinder herein und riefen: Der Herr Doktor ist da! Ich schoß gleich vor lauter Freude auf und lief hinaus. Richtig, da stand der Junge und holte mich ab. Und dann kam das, was wir schon mindestens neun Wochen vorhatten: eine richtige Wanderung. Wir kamen bis zum R.er See, und das war so schön, ein richtiger Friedensferientag, trotz aller militärischen Erlebnisse und Eindrücke, Stacheldrahtverhaue, Laufgräben, und die nächtliche Übung mit feldgrauen Soldaten, Scheinwerfern, Maschinengewehren und Leuchtkugeln. Die Gegend dort ist wie die Mark, Kiefernwälder, Birken, Eichen und feiner, sandiger Boden. Wir gingen auch ganz im Bann von „damals" und waren mehr als glücklich.

Ich will noch von der inneren Station berichten. Daß es dort so eine feine, große Zeit war, kam durch Friedel v. B. Solch ein lebendiger, kluger, warmer Mensch. Schade, daß sie Offizierstochter ist. Sie ist so dazu geschaffen, selber sich ihr Leben zu bauen, das ist nun durch Stellung und Ansichten der Eltern unmöglich. Und sie leidet darunter. Wir sind unzählige Male abends zusammen nach Hause

Digitized by Google

gegangen, ganz erfüllt von Eindrücken aus dem Lazarett oder von Problemen, auf die wir beide gestoßen waren. Unsere schönste Zeit war, als wir beide den gemütlichen Wachsaal hatten. Da lag ihr Drabe, der mit der schweren Lungenentzündung. Ich wachte die Nacht vor der Krisis bei ihm, machte ihm stündlich Umschläge, und gab ihm Kampher, als sein Puls so schwach wurde. Das Glück, als dann die Krisis vorbei war! Jetzt hat er schon dicke, rote Backen bekommen, und wir begrüßen uns immer sehr herzlich. Man kommt den Leuten so nahe, wenn man in solch schwerer Zeit bei ihnen ist. Und mein Kremski war dort. Ich hatte ihn fast allein in meiner Pflege. Meist lag er ja schlafend, aber wenn ich ihn dann fütterte, so kleine Buttersemmelstückchen mit Apfelstückchen, dann sah er mich mit dem einen Auge so groß und schön an, und manchmal lächelte er sogar. Das andere Auge war schon gelähmt. Wie war er schön, der Kremski! Wie ein Römer, mit dem dunklen Haar, den dunklen Augen, der kurzen, kräftigen Nase und dem schönen Mund. Und seine Hände, so edel und fein in der Form und in allen Bewegungen. Er hielt sie immer über der Brust gekreuzt oder gefaltet, ganz unbewußt, aber mir kamen manchmal die Tränen in die Augen, so schön war es. Er hatte solche Angst vor allem, was man mit ihm tat, und wenn ich früh zum Zähneputzen und Waschen kam, dann rief er immer ganz ängstlich: Nicht, nicht. Und wenn ich dann sagte: Kremski, es tut ja gar nicht weh, und Kremski muß doch schön sauber werden, dann schaute er mich so rührend geduldig an und sagte immer selber: Tut nicht weh, nein. Und ich bekam ihn sogar dazu, die Zunge herauszustrecken (ich erreichte es dadurch, daß ich ihm meine so lange herausstreckte, bis er es auch tat. Dr. S. lachte noch so über die Methode), dann konnte ich sie fein putzen, und das war nötig. Als er mich noch kannte und verstand, unterhielt ich mich mit ihm wie mit einem kleinen Kinde: Dann wird Kremski wieder gesund — und dann gehen wir zusammen in den schönen Garten — dann scheint die Sonne so schön warm, und die Blätter fallen von den Bäumen, und dann wird Kremski so gesund, und so stark, und wir freuen uns alle mit ihm. Das sagte ich ihm ganz langsam, und nach jedem Satz sah er mich so froh an und sagte „ja" nach jedem Satz, voller Glück und Erwartung. Und ich wußte doch: in ein oder zwei Wochen haben wir keinen Kremski mehr. Zwei Tage, ehe er starb, wurde der Saal abgesperrt, wegen eines Typhusverdachtfalles, da sah ich ihn dann nur noch durchs Fenster, und erst wieder, als er schon tot war, stand ich so wie die vielen, vielen Male an seinem Bett und sah seine schönen, gekreuzten Hände.

Wir wußten es alle, als er starb, ohne daß wir bei ihm waren. Fräulein v. B. und Fräulein O. wachten nachts auf und wußten: nun stirbt Kremski. Und ich war noch wach und konnte vor Weinen nicht schlafen.

Und erst, als ich Max alles, was ich nur von ihm wußte, erzählt hatte, war es besser. Ich weiß noch, wie herrlich leicht und froh mir wurde, als er mir dann sagte: Sieh, nun bleibt hier auf der Erde nur alles Kranke und Traurige, und alles Schöne und Große in ihm kann weiterleben, und lebt weiter! Und als ich ganz zaghaft fragte: Aber das glaubt Haeckel doch nicht, da sagte er so lieb und so ehrlich: Ja, mein Liebstes, glaubtest du denn, ich müßte alles glauben oder nicht glauben, was Haeckel glaubt? Als ich dann am Morgen den Kremski tot sah, da war nichts Trauriges mehr da für mich. Einfach gar nichts. Und wenn nicht gerade sein Kopf seziert worden wäre, hätte ich gut mit zur Sektion gehen können.

Digitized by Google

Was waren aber auch für liebe Menschen in der „Inneren". Der „Herr Feldwebel", der mich immer in „Dame" besiegte. Er will sobald als möglich wieder ins Feld. Und warum? Daß dann an seiner Statt ein verheirateter Feldwebel in der Garnison bleiben kann. So sind unsere Leute! Und dabei wird er sicher wieder krank, schon nach den ersten Anstrengungen. Er ist nierenleidend. Und Beister ist da, der mich immer „Schwästerchen" nennt und mir von seinen Bienen Honig schicken will. Und die Landwehrleute alle; Herr Beckmann, dessen sechs „Puppchen" ich einmal alle mit Namen kannte. Er wollte mir immer klar machen, daß die Ehe erst erträglich würde, wenn ein „Puppchen" da wäre; ich wollte ihn immer widerlegen, konnte aber nur mich als Gegenbeispiel nennen.

31. Oktober.

Mir fällt ein, ich habe ja noch gar nicht erzählt, wie es uns erging, als Antwerpen fiel. Fräulein v. B. und ich kamen abends so gegen $^1/_2$9 Uhr aus dem Lazarett und gingen die Lindenstraße hinunter. Da kam am Gouvernement uns ein alter Landwehrmann entgegen, strahlend, und rief: Antwerpen ist gefallen! Ich fragte gleich: ganz sicher? Da gab er mir die Hand darauf. Also Antwerpen! Wir liefen Trab die ganze Lindenstraße zurück, riefen es allen netten Leuten zu, die wir trafen, auch unserem gestrengen Generaloberarzt. Und zwischenhinein sprachen wir davon, wie fein doch unsere Landwehrleute wären, und daß man ihnen alles glauben und anvertrauen könnte. Die Säle im Lazarett waren noch hell. Wir liefen zuerst zu unseren Leuten, immer Hand in Hand, und in einem Saal sagte sie: Antwerpen ist gefallen, im nächsten wieder ich. Und der Jubel bei den Soldaten! So recht laut zeigen sie die Freude gar nicht, manche taten sogar ganz gleichgültig: so, Antwerpen ist gefallen?! Aber man merkte doch gleich die große, große Freude heraus; wie Geburtstagskinder, die auch manchmal vor allzu großem Glück ganz verlegen und gleichgültig tun.

Das war ein Abend! Als wir wieder durch den dunklen Garten gingen, hörten wir die Leute singen. Ich dachte: aha, das Freudenventil.

Am Gouvernement stand noch immer der nette alte Landwehrmann und rief seine Botschaft den Vorübergehenden zu. Da, wie wir gerade ihm von der Freude der Verwundeten erzählen wollen, tut sich oben ein Fenster auf und es wird heruntergerufen: Wache, führen Sie den Kerl da weg, der ist ja besoffen. — — —

Wir schlichen weg. Ich konnte vor Aufregung und Scham gar kein Abendbrot essen.

Aber am nächsten Morgen kam ein Extrablatt: Wolffs Bureau, amtlich: Antwerpen in deutschem Besitz! Hurra!

BERLIN
Digitized by Google

Die Regelung des Nahrungsmittelverbrauchs.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Volkswirtschaftslehre und Statistik haben jetzt festgestellt, über welche Vorräte Deutschland verfügt. Physiologen haben uns gezeigt, welche Umschaltung der Volksernährung wir vornehmen können und müssen, um mit dem Vorhandenen zu reichen. Die Behörden haben mit Höchstpreisen und anderen Verwaltungsmaßnahmen das Ihre getan. Die letzte Frage ist: wird nun auch die Gesamtheit ihre Pflicht tun? Wird sich die Erkenntnis der Wissenschaft in die Tat der Esser und Verbraucher umsetzen?

Das ist die entscheidende Frage: Wie bringt man die Aufklärung ins Publikum? Wie zwingt man die Massen zu einer Wirtschaftsführung, die im Einklang mit unseren gegenwärtigen Ernährungsverhältnissen steht? Durch die Höchstpreise ist das Zwangsmittel der Preissteigerung ausgeschaltet. Mit Recht. Denn da durch die Knappheit nicht nur Genußmittel, sondern auch wichtige und grundlegende Volksnahrungsmittel betroffen sind, kann man es auf die automatische Sperrung der Vorräte durch unerschwingliche Preise nicht ankommen lassen. Übrigens würde sie auch allein nicht wirken. Denn auch bei teuren Lebensmitteln wäre es denkbar, daß zuviel verbraucht wird, während man dafür vielleicht an anderem — Kleidung und dergl. — spart. Ohne den Willen und die freie Mithilfe also des verbrauchenden Publikums ist überhaupt nicht auszukommen.

Andrerseits kann man aber auch sicher sein, im Publikum auf viel Bereitwilligkeit für notwendige Einschränkungen zu treffen. Es wäre ja auch merkwürdig, wenn die Opferwilligkeit unseres Volkes auf diesem Gebiet so durchaus unwirksam bliebe, nachdem sie sich auf anderen so glänzend bewährt hat. Man darf gewiß annehmen, daß in weiten Kreisen ein aufrichtiges Bedürfnis nach Aufklärung und Anleitung für rechte Wirtschaftsführung vorhanden ist.

Drei Mittel gibt es, um den Verbrauch zu beeinflussen:

1. Verbreitung der richtigen Einsicht;
2. Anleitung;
3. unmittelbare Regulierung.

I.

Verbreitung der richtigen Einsicht.

Die Tagespresse müßte mehr in den Dienst dieser Aufklärung gestellt werden, als es bisher geschieht. Vor allem auch durch praktische Anregungen für die Hausfrauen. Es steht so viel Überflüssiges in den Feuilletons, daß sehr wohl etwas mehr Raum für diese sehr wichtigen Dinge gespendet werden könnte.

Digitized by Google

Der Bund deutscher Frauenvereine hat jetzt seine Korrespondenz in den Dienst dieser Propaganda gestellt, weil es erfahrungsgemäß den Zeitungen auch an Stoff über dieses im Frieden wenig bearbeitete Gebiet fehlt. Immerhin, eine so unabläſſige und eindringliche Propaganda, wie sie hier notwendig ist, kann von der Presse allein nicht betrieben werden. Denn erstens könnte dadurch ein falscher Eindruck im Ausland entstehen, und zweitens pflegen zwischen Schlachtenberichten und militärischen Nachrichten diese wirtschaftlichen Ermahnungen nicht sorgsam genug gelesen und behalten zu werden. Natürlich müssen auch die kleinen Hausfrauenblätter mit herangezogen werden, aber ihr Wirkungskreis ist durch den Krieg vielfach eingeschränkt.

Deshalb müssen noch andere Wege gefunden werden, um richtige Aufklärung an alle Kreise heranzubringen.

Der erste ist die Verbreitung von Flugblättern. Der „Nationale Frauendienst" hat zunächst vier Flugblätter herausgegeben. Eines an die Schulkinder, eines für die größeren Mädchen (auch durch die Schule zu verbreiten) je eines an die Hausfrauen und die Köchinnen. Vielfach haben auch die örtlichen Organisationen des Nationalen Frauendienstes ihren Verhältnissen entsprechend besondere Flugblätter verfaßt. Dazu kommen Plakate, die eindringliche Kardinalforderungen für den Verbrauch enthalten und in der Küche aufgehängt werden können. Zum Beispiel hat der Nationale Frauendienst in Berlin ein schönes K-Merkblatt: „Krieg und Küche" herausgegeben, folgenden Inhalts:

Krieg und Küche.

Eßt **K**riegsbrot.
Kocht die **K**artoffeln in der Schale.
Kauft **k**einen **K**uchen.
Seid **k**lug, spart Fett.
Kocht mit **K**o**ch**kiste.
Kocht mit **K**rieg**s**kochbuch.
Helft den **K**rieg gewinnen.

Es kommt darauf an, notwendige Verhaltungsmaßregeln möglichst eindrucksvoll und einprägsam — mit allen Reklamekünsten — zu fassen und dann weit und breit zu verteilen. Sie so auszustatten, daß sie aufgehängt und aufbewahrt werden können, damit sie dauernd die Aufmerksamkeit festhalten und zur Beachtung anderer Ernährungsfragen führen, zur Lektüre der ausführlicheren Merkblätter für die Volksernährung anregen. Von diesen Merkblättern ist das hier schon genannte (Bumm, Eltzbacher, Heyl usw. unentgeltlich in der Zentrale für Volkswohlfahrt Berlin W. Augsburger Straße 61) vor allem zu empfehlen.

Die Propaganda des gedruckten Wortes aber muß unterstützt werden durch das gesprochene. Alle Arten von Vereinen — nicht nur Frauenvereine, sondern Volksbildungsvereine, Gemeindevereine, Jugendklubs, Berufsorganisationen usw. usw. sollten diese Fragen jetzt besprechen. Vor allen anderen! So nachdrücklich wie möglich. Von jedem Standpunkt aus, dem militärischen, dem volkswirtschaftlichen, dem praktischen. Als weltpolitische Frage, als soziales Problem und als bescheidenwichtige Alltagspflicht der Daheimgebliebenen. Pfarrer von der Kanzel, Lehrer

Digitized by Google

vom Katheder — jeder, der Hörer um sich versammeln kann, sollte von diesen Pflichten sprechen.

Die Schule müßte viel, viel mehr tun!! Bis jetzt ist, wenigstens in Preußen, ein Flugblatt in so wenigen Exemplaren verteilt, daß nur ein paar Zettel auf eine ganze Klasse kommen. In der pädagogischen Fachpresse, dem Spiegel aller gerade lebendigen pädagogischen Bemühungen der Schule, ist von diesen Fragen wenig die Rede. Viel zu wenig. Man kann jedes Unterrichtsfach zu dieser Aufklärung benutzen: den naturwissenschaftlichen Unterricht: Deutschlands Viehzucht, ausländische Futtermittel usw.; — den Geschichtsunterricht: die wirtschaftspolitische Seite des Krieges ehemals und heute; — den Geographieunterricht: Deutschlands Handelsverbindungen und Eigenerzeugnisse; — den Rechenunterricht: wenn von $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Weizen, die wir sonst aus dem Ausland bekommen, nichts mehr hereinkommt, wieviel weniger Weizen als sonst kommt auf jeden Deutschen? Wieviel Mehl ist das, wenn die Tonne Weizen auf 72 % ausgemahlen wird? usw. usw.; — den Religionsunterricht: unser täglich Brot gib uns heute. Den Haushaltungsunterricht selbstverständlich, aber das führt schon in das Kapitel der Anleitung. Man sollte auch Schulfeiern nach Siegesnachrichten benutzen, um von diesen wirtschaftlichen Pflichten zu reden. Man sollte die Sparsamkeit mit Weißbrot, den Verzicht auf Butter zu einem Ehrenpunkt bei den Kindern machen. Kinder werden in solchen Dingen das Gewissen des Elternhauses, und ihre Unerbittlichkeit, wenn sie von einer Pflicht wirklich gepackt sind, kann manche gedankenlose Mutter aufrütteln. Die Scheu vor der Kritik der Jugend wird vielleicht dort noch wirken, wo die eigne Gewissenhaftigkeit nicht ausreicht. Die Schule muß viel mehr zur Aufklärung tun als bisher.

II.

Anleitung.

Die Aufklärung allein — die Mitteilung der Tatsachen über knappe und reichliche Lebensmittel, über Schiebungen und Ersatzmöglichkeiten, kann aber nicht ausreichen. Sie muß unterstützt werden durch praktische Anleitung. Diese besteht zunächst in der Herausgabe von Rezepten — Kriegsrezepten. Es nützt den Hausfrauen nicht genug, wenn man ihnen sagt, daß sie mit Mehl und Eiern und Butter sparsam sein müssen und Zucker viel verbrauchen können. Man muß ihnen auch neue Rezepte geben, die mit dem status quo rechnen. Zum Beispiel Rezepte für die verschiedenartige Ausnutzung des nahrhaften weißen Käses, Rezepte für Gemüse, die sonst einförmig oder unsorgfältig zubereitet werden und annehmbarer gemacht werden müssen (Kohlrüben), Rezepte für Gerichte aus Hafermehl oder -grütze, weil wir davon reichlich haben. Man muß Anweisungen geben, wie Eier gespart werden können. Man muß sie auf die Ausnutzung von bislang unverwerteten Dingen hinweisen, z. B. Rübenblättern, Ebereschenbeeren, Berberitzen usw. Man muß ferner Speisezettel zusammenstellen, Wochenküchenzettel für verschiedenartige soziale Schichten.

Schließlich ist es auch notwendig, bestimmte Gerichte geradezu vorzukochen. Besonders wo unbekannte Dinge eingeführt werden sollen: z. B. Sojabohnen oder getrocknete Fische, — oder wo unbekannte, aber zweckmäßigere Methoden der Nahrungszubereitung gelehrt werden müssen: die Kochkiste. Demonstrationskurse

Digitized by Google

für Hausfrauen — kürzer oder länger, je nach freier Zeit und Bildungsstand — werden ein wichtigstes Erziehungsmittel sein. Allerdings auch ein schwieriges. Man kann nicht sehr viele Frauen auf diese Weise aufklären. Die Küchen sind nicht so zahlreich, die geeigneten Lehrkräfte auch nicht, und wenn die Demonstrationen nützen sollen, dürfen sie nicht vor zu vielen Hörerinnen stattfinden. Ein anderer Weg ist die Familienpflege, d. h. die Anleitung der Frauen in ihrer eigenen Häuslichkeit durch sozialpflegerisch erfahrene Frauen. Das ist allerdings nur durchführbar bei den Kreisen, die in den Bereich der öffentlichen Unterstützungen — der Kriegsunterstützung insbesondere — fallen, und durchführbar nur in dem Maße, als die notwendige sehr große Zahl der Helferinnen dafür aufzubringen ist. Dort aber verspricht dieser Weg sehr gute Erfolge. Man stellt den Frauen (so z. B. der Nationale Frauendienst in Berlin, Hamburg, Leipzig u. a.) Speisezettel für die Woche auf, die ihnen zugleich zeigen, wie sie mit ihrer Kriegsunterstützung am besten wirtschaften, sie gut einteilen können. Und man zeigt ihnen dann die Verwendung der Kochkiste und andere Erleichterungen. In Frankfurt a. M. und Hamburg z. B. hat man einen mustergültigen Beratungsdienst für den Gebrauch der Kochkiste eingeführt. In Frankfurt a. M. wurden vom 12. August bis 31. Oktober 1500 Personen in einer Beratungsstelle im Gebrauch der Kochkiste unterwiesen.

Es ist selbstverständlich, daß aller Haushaltungsunterricht in Schule, Fortbildungsschule und freien Kursen Kriegsunterricht sein muß. Er muß ausschließlich in den Dienst möglichst nachdrücklicher und wirksamer Verbrauchsleitung gestellt werden. Er muß in der Auswahl der Speisen, in den anschließenden Belehrungen, in der Zubereitungsart der wirtschaftlichen Kriegslage angepaßt sein. Auch darin, wie die gekochten Speisen verwandt werden, muß Rücksicht auf die Kriegsforderung genommen werden, daß nichts vergeudet werden darf.

III.

Unmittelbare Verbrauchsregelung.

Von Maßnahmen, die ganz unmittelbar auf die Regelung des Verbrauchs wirken, kommen zunächst die behördlichen Anweisungen und Verbote in Betracht. So das Verbot für die Bäcker, ein zweites Mal am Tage Weißbrot zu backen, das Verbot für die Gastwirtschaften, Gratisbrot auf die Tische zu stellen — u. dgl. mehr. Eine Erweiterung solcher Maßnahmen wird notwendig werden, und um so mehr, je weniger weit die freiwillige Vernunftleistung der Bevölkerung reicht. Vielleicht wird noch einmal das Kuchenbacken auf bestimmte Wochentage eingeschränkt werden müssen. Vielleicht werden noch andere Maßnahmen zur Beschränkung des Brotverbrauchs notwendig. Vielleicht wird man auch noch die Milch kontingentieren müssen, die zur Verbutterung zugelassen wird usw.

Eine zweite Möglichkeit der Verbrauchsregelung liegt für alle Anstalten unter öffentlicher Kontrolle vor. Wenn Krankenhäuser, Volksheilstätten, Lazarette, Gefängnisse, Erziehungsanstalten jeder Art ihre Ernährung der Kriegslage anpaßten, so wäre damit schon ein gutes Stück des Verbrauchs zweckmäßig geregelt. Bis jetzt geschieht das, so weit man sehen kann, keineswegs. In den öffentlichen Anstalten spielt das Fleisch eine viel zu große Rolle; Gemüse, Suppen, Mehlspeisen, Obst eine zu geringe. Das Fleisch als Hauptbestandteil von drei Mahlzeiten (Frühstück, Mittag und Abend) — wie es beispielsweise der Speisezettel eines großen

Digitized by Google

Krankenhauses zeigt — ist nicht nur an sich anfechtbar und unökonomisch, sondern führt auch mittelbar zu starkem Brot-, Kartoffel- und Butterkonsum als seiner Ergänzung; das übliche Aufschnitt-Abendessen besteht aus Fleisch und Butterbrot. Gekochtes Obst, Grützen, Suppen, Gemüse an seiner Stelle wären zugleich Fleisch- und Brotersparnis.

Alle staatlichen und städtischen Behörden sollten schleunigst dafür sorgen, daß die ihnen unterstellten Anstalten Kriegsspeisezettel einführen.

Bei den Volksküchen ist dieser Grundsatz schon mehr durchgedrungen. Ein Teil von ihnen sind Kriegsgründungen, aber auch die anderen sind auf äußerste Sparsamkeit angewiesen und waren gewohnt, ihren Fleischverbrauch niedrig zu halten.

Die Volksküchen sind zugleich insofern ein Mittel unmittelbarer Verbrauchsregelung, als öffentliche Unterstützungen zum Teil in Anweisungen auf ihre Speisungen gegeben werden können, und auf diese Art wenigstens der irgendwie unterstützte Teil der Bevölkerung in seinem Verbrauch festgelegt werden kann. Unter den jetzigen Verhältnissen sind diese Kreise groß genug, um für den Gesamtkonsum ins Gewicht zu fallen. In Berlin werden z. B. zurzeit zirka 70 000 Wehrmannsfamilien, zirka 30 000 Arbeitslose, abgesehen noch von den Armen (im Sinne der öffentlichen Armenpflege) unterstützt. Für weit über 100 000 Familien, d. h. gewiß zirka 200 000 Personen ließe sich also ein Einfluß auf das „Was" des Verbrauchs ausüben.

Auch noch auf andere Art, als durch die Anweisung auf die Speiseanstalt: nämlich durch Gutscheine auf bestimmte Lebensmittel. Der Nationale Frauendienst Berlin z. B. kann durch die Ausgabe von Gemüsescheinen direkt dahin wirken, daß Gemüse gegessen wird. Diese Methode läßt sich auf andere Lebensmittel ausdehnen, wenn auch natürlich die Kontrolle darüber, daß die Leute sich auch wirklich das holen und die Händler das geben, was auf dem Gutschein steht, nicht ganz leicht ist.

Sollte es einmal dahin kommen, daß auch für die übrige Bevölkerung der Verbrauch reguliert werden muß, so kann man auf diesen Wegen weitergehen. Viele Städte haben Lebensmittel in großen Vorräten eingekauft, um für den Fall entstehender Knappheit ihre Einwohner versorgen zu können. Wenn man sich denkt, daß diese Vorräte einmal dazu verwandt werden sollen, um bei entstehender Teuerung die minderbemittelten Kreise zu versorgen, so ließe sich die Verteilung so denken, daß die Zugehörigen bestimmter unterer Steuerklassen einen behördlichen Verbrauchspaß ausgestellt bekommen, dessen Inhaber die aus öffentlichen Mitteln gekauften Vorräte zu bestimmten Preisen kaufen können. Ob diese Vorräte dann direkt in öffentlichen Verkaufsstellen oder durch den Kleinhandel abgegeben werden können, ist belanglos. Das letzte wäre sicher sozial richtiger. Um Mißbrauch zu vermeiden, müßte man allerdings wohl eine obere Grenze der wöchentlich zu erhebenden Nahrungsmittel feststellen, und zwar so, daß eine Summe (entsprechend der Familiengröße) angesetzt wird, von der die verausgabten Beträge gestrichen werden und innerhalb derer sich der Verbrauch der so zur Verfügung gestellten Nahrungsmittel halten muß. Eine ähnliche Methode, wie sie jetzt von den Konsumgenossenschaften bei der Ausgabe von Petroleum eingeschlagen wird. Petroleum wird nur Inhabern eines

Digitized by Google

Bezugsscheins abgegeben, auf dem der erhobene Betrag eingetragen wird. Mehr als ein bestimmtes Quantum pro Woche wird nicht verausgabt. Ähnlich ließe sich sogar in Großstädten, wenn es einmal nötig sein sollte, die Ausgabe von Brotrationen an die ganze Bevölkerung relativ leicht ermöglichen.

Zu solchen weitgehenden Maßnahmen unmittelbarer behördlicher Verbrauchsregelung braucht es nicht zu kommen, wenn das Publikum sich die notwendige Sparsamkeit freiwillig auferlegt. Und dahin muß zunächst einmal mit allen Kräften gearbeitet werden, — wenngleich man nötigenfalls nicht zögern darf, auch den unmittelbaren Zwang anzuwenden, wo es sich vielleicht um Gewinn oder Verlust des Siegespreises handelt.

St. Petersburger Kriegswochen.

Von

Helene Mollenhauer.

Nachdruck verboten.

Nachrichten aus Petersburg trafen in dem kleinen Kurort an der Südküste Finnlands schon in der zweiten Julihälfte nur noch spärlich ein; dafür schwirrten die wildesten Gerüchte. Die Zeitungen blieben aus. Das Publikum, Russen des gebildeten Mittelstandes, wohlhabende Juden, stürmte zur Post, vergebens.

Plötzlich wird die Schiffahrt eingestellt, alle Feuer auf See gelöscht, jede Bootfahrt untersagt.

Sonntag mittag, am 2. August, erscheinen Anschläge in schwedischer Sprache, die Deutschlands Kriegserklärung an Rußland bekanntgeben. Jeder will und muß nun nach Hause, obgleich Finnland zu Rußland gehört und keine Gefahr droht. Am Montag früh fährt Wagen auf Wagen zur Bahn, zum einzigen Petersburger Zuge.

„Bitte ans Telephon." „Holla, wer da?" „Der Polizeimeister." „Was wünschen Sie?" „Sie sind ausgewiesen." „Warum?" „Deutsche Reichsangehörige." „Aus Rußland ausgewiesen?" „Nein, nur aus Finnland." „Wohin?" „Nach Petersburg." Schluß.

Meine Hausgenossen, Russen, konnten bleiben, doch schlossen sie sich mir an.

Mit Packen und Kramen verging der Tag. Als ich mir auf der Bahn die Karten für den folgenden Morgen verschaffte, fuhren meine in Finnland ansässigen Landsleute eben über Torneo, die nördlichste Eisenbahnstation des Landes, ab. Sie hatten binnen zwei Stunden Haus und Geschäft verlassen müssen.

Auf der Kleinbahn wurden die Flüchtlinge noch mit Mühe und Not untergebracht. Die Finnländer nahmen keinen Pfennig über die Taxe an, weder für Fuhrwerk noch für sonstige Hilfe. Das Umsteigen auf die Staatsbahn schien jedoch unmöglich, der erste Zug kam überfüllt an, nur wenigen gelang es, sich hineinzudrängen. Zum Trost: die Zeitungen aus Helsingfors. Was für Nachrichten! Die deutsche Botschaft in Petersburg zerstört, das Volk leidenschaftlich gegen die Deutschen erregt.

Zug auf Zug fuhren die eben einberufenen Mannschaften vorbei, von brausendem Hurra begrüßt. Die Leute waren noch nicht eingekleidet, man erkannte sofort Peters-

Digitized by Google

burger Arbeiter. Waren das die Leute, die noch vor wenig Tagen im erbitterten Kampf gegen die Obrigkeit gestanden hatten? Freudig, ja jubelnd zogen sie in den großen Streit. Finnland, das keine Wehrpflicht hat, mußte besetzt und verteidigt werden. Eine große Schlacht sollte schon stattgefunden haben, deutsche Kreuzer in den Hafen von Helsingfors eingebracht sein.

Ein zweiter Personenzug trifft ein, und wir konnten von Glück sagen, daß wir im Gepäckwagen fahren durften und nicht in die Güterwagen hinaufzuklettern brauchten. Auf den Bahnhöfen entspann sich ein erbitterter Kampf um ein Stück Brot, ein Glas Tee; rücksichtslos wurde das Recht des Stärkeren gegen Frauen, Kranke, Kinder behauptet. Wieder Militärzüge, Hurra, Hurra.

Vor Wieborg, mitten in der Nacht, werden Türen und Fenster geschlossen; wir fahren durch den Festungsbezirk. Niemandem ist es gestattet, einen Blick hinauszuwerfen oder den Wagen zu verlassen.

Ein Reisender, wohl ein kleiner Beamter, dringt schimpfend und fluchend in das Abteil der Schaffner, wo wir dank ihrer Güte auf der Bank sitzen dürfen. Den verschlafenen Gepäckschaffner, einen Finnen, der kein Wort russisch versteht, weckt er mit groben Worten auf: „Wir sitzen 27 Menschen, meist Frauen und Kinder, in dunklem Viehwagen, und du schließt uns da noch ein!“

An der unerschütterlichen Ruhe des Mannes prallt alles ab. Keiner versteht den anderen. Da lege ich mich ins Mittel und erkläre den Grund der Maßregel.

Wie wird der eben noch so Entrüstete kleinlaut!

„Da könnte man ja noch auf uns schießen,“ murmelte er, der eben noch gesagt, er könne die Frauen und Kinder in ihrer Angst nicht verlassen. Jetzt bleibt er tief geduckt bei uns und wagt nicht die geringste Bewegung, bis wir endlich auf dem Bahnhof in Wieborg anlangen. Dort weist man uns Plätze dritter Klasse an.

Der Morgen graut. Langsam, mit tausend Unterbrechungen geht es weiter. Auf jedem Bahnhofe drängen sich Unzählige herein, die uns stehend umgeben, so daß wir kein Glied rühren können.

Bjelo-Ostrow, die finnländische Grenze.

Die Zollbeamten schaffen sich Platz durch die Menge, sehen unser Handgepäck durch. Das ist der Augenblick, vor dem ich gezittert habe; denn alle Pässe sollten durchgesehen werden. Dort stand unter Umständen eine zweite Ausweisung bevor. Aber nichts geschah.

All die vielen Reisenden, die in der Umgebung von Petersburg auf dem Lande wohnten, erzählten von ihren Ängsten und Nöten. Obgleich nicht die geringste Gefahr drohte, flüchteten sie schon zur Stadt. Andere berichteten von der großartigen Begeisterung, mit der alle in den Krieg ziehen.

Endlich, endlich Petersburg! Durch eine doppelte Mauer von Koffern und Körben, die an beiden Seiten der Bahnsteige aufgestapelt liegen, gehen wir hindurch. Stunde auf Stunde verrinnt, nach langem Suchen gelangen wir zu unserem Gepäck und schicken es nach Hause. Im Gegensatz zu Finnland muß jeder Dienst drei- bis vierfach bezahlt werden.

Mit der österreichischen Familie, die gleichzeitig mit mir ausgewiesen wurde, wechselte ich noch ein paar Worte. Die Ärmsten machen sich nun auf mit einem Brustkinde nach Mittelasien, ihrem Wohnsitz, zu reisen, überzeugt, von dort sofort des Landes verwiesen zu werden. Was steht ihnen noch alles bevor!

Sonst ist Petersburg im Sommer wie ausgestorben, heute umfängt uns lebensvolles Treiben. Truppen auf Truppen kommen uns entgegen; lautes Hurrarufen, Hüteschwenken begrüßt und begleitet die abziehenden Krieger.

Am Newakai, wo sich Palast neben Palast erhebt, in denen der Kaiser und die Großfürsten Hof halten, kommt uns eine Volksmenge entgegen. Voran wird das Bild des Kaisers getragen, es folgen Kirchenfahnen und Heiligenbilder; religiöse und nationale Begeisterung entflammen sich wechselweise.

Das Marsfeld, dieser Riesenplatz, ist angefüllt von Automobilen und Pferden, die alle zum Kriege eingezogen sind. Der Newsky-Prospekt, die Hauptstraße, ist wie ein brausendes Meer, wo sich Kopf an Kopf drängt.

Digitized by Google

Endlich zu Hause! Heiser und rauh, wie wildes Gröhlen, schallt das Rufen der Menge zu uns herauf. Die deutschen Bäckereien und Fleischwarenhandlungen stehen mit zerschlagenen Fensterscheiben verlassen da. Schar auf Schar flutet über unseren Platz, Schüler der Gymnasien schreien und werfen große Steine.

Wem gilt es? Nach welchem Opfer verlangt die im tiefsten aufgewühlte Volksseele, die noch eben wild und leidenschaftlich gegen die Machthaber gekämpft hatte, zu jedem Opfer bereit war, um ihr Recht zu erringen? Jetzt wendet sich die Wut gegen die Fremden. Was wird uns der morgende Tag bringen? Einen Pogrom gegen die Deutschen, wie sonst wohl gegen die Juden?

Von den Schrecknissen solcher Judenhetzen haben wir alle gehört; sollte es möglich sein, daß sich jetzt solch blinde Gewalt gegen uns erhöbe?

Am folgenden Morgen herrscht plötzlich Schweigen, wohltuende Ruhe in der Stadt. Über Nacht ist Fürst Obolensky zum Stadthauptmann ernannt worden. Große Anschläge fordern zur Besonnenheit auf; Deutsche und Österreicher, unsere friedlichen Mitbürger, stehen unter dem Schutze des Gesetzes. Strengste Strafe trifft alle Zuwiderhandelnde.

Aller Lärm ist verstummt, kein Hurraruf begleitet mehr die ausziehenden Soldaten; aber um so mehr vertieft, verinnerlicht sich das Gefühl, mit dem jeder die Seinigen scheiden sieht.

Im Hochsommer, wo sonst die Stadt verlassen dasteht, hasten und eilen die Leute hin und her. Zu Tausenden und aber Tausenden kommen die Reserven an. Alle Werkstätten, Fabriken stehen leer. Die Frauen der einberufenen Portiers nehmen die Stelle der Männer ein.

Die Branntwein-Monopolbuden sind geschlossen, kein Tropfen Alkohol ist zu bekommen; selbst denaturierter Spiritus darf nicht verkauft werden. Dadurch ist ein ganz anderer Geist über die Leute gekommen. Eine gehobene Stimmung edlerer Art hat sich der Gemüter bemächtigt. Es gilt eine heilige Sache, das Vaterland gegen die Deutschen, die Fremden zu verteidigen. Die Worte des Kaisers werden mit Andacht wiederholt: „Wir sind ungerecht angegriffen, ich selbst stelle mich an Eure Spitze, unsere Freunde und Bundesgenossen werden uns helfen; denn die ganze Welt ist mit uns gegen die übermütigen Feinde." Das glaubt man allgemein.

Unter dem leuchtenden Glanz der Augustsonne ziehen die Kolonnen zum Bahnhof; zwischen den grauen Uniformen leuchten die buntfarbigen Kleider der Frauen auf, die ihre Männer bis zum letzten Augenblicke begleiten dürfen. Fahnen und Musik geben dem Ganzen ein kriegerisches Gepräge.

Mit gepreßtem Herzen blicken die Zuschauer ihnen nach. Wer wird zurückkehren? Ganz gegen russische Art hört man kein lautes Jammern und Schluchzen; freudig gehen die Männer von dannen, gefaßt sehen die Frauen ihnen nach.

Warum ist denn der Deutsche so verhaßt? Es kommen mancherlei Gründe zusammen. Seit mehr als einem Jahrhundert haben Deutsche an den höchsten Verwaltungsposten gestanden, meistens Mischblut. Wie tief haben die Benckendorf, Totleben, Adlerberg in die Geschicke des Reiches eingegriffen! In allen leitenden Stellungen, vom Direktor der Fabrik bis zum Werkmeister finden wir Deutsche, Leute, die viel leisten, aber auch viel verlangen. Mit Entzücken sieht der Arbeiter diese verschwinden, ohne zu bedenken, daß der Druck, den sie ausübten, nichts mit ihrem Volkstum zu schaffen hatte.

In anderen Kreisen lebt der Groll über den Handelsvertrag mit Deutschland, bei dem, wie die Zeitungen behaupten, Rußland übervorteilt worden ist. Überhaupt ist die jahrzehntelange Hetze der Presse nicht gering anzuschlagen.

Sonntag Morgen. Alle Glocken läuten, Hunderte und Tausende ziehen aus Kirchen und Kapellen zu Bittgängen aus. Entblößten Hauptes folgen sie den Heiligenbildern und Kirchenbannern, die im Winde rauschen. Der Zug vergrößert sich; denn aus allen Kirchen strömen neue Scharen heran. Zur Kasanschen Kathedrale, zum Kloster des heiligen Alexander Newsky, dem Schutzpatron der Stadt, wenden sich die Gläubigen im frommen Gebet.

Digitized by Google

Von Mund zu Mund fliegen die unsinnigsten Gerüchte; vornehme Damen sollen als Spione erhängt, der frühere Stadthauptmann erschossen sein. Der unglückliche Hofrat Kattner, der in der deutschen Botschaft als Opfer der Volkswut gefallen ist, soll von den Beamten, ja von Pourtalès selbst, als unbequemer Mitwisser ermordet worden sein. Die Arbeiterunruhen im Juli waren durch deutsches Geld erkauft. Das hatte die „Nowoje Wremja" sogar schon behauptet, als der Friede noch gesichert erschien.

Überhaupt die Zeitungen! Sie schießen wie Pilze aus der Erde. Extrablätter mit immer neuen Namen versprechen die allerneuesten Nachrichten. Erst erscheint eine „Minute", dann überbietet sie sogar eine „Sekunde".

Allmählich erscheinen die ersten Flüchtlinge aus Deutschland. Niemand wird bestreiten, daß sie vieles erlitten und erduldet haben, als sie in blinder Angst zur russischen Grenze drängten, von dort wieder zurückgeschickt werden mußten, da russische Truppen schon eingebrochen waren, und der Krieg im Ernst begann. Einigen war es noch gelungen, nach Rußland zu entkommen, aber was sie von Mißhandlungen und Grausamkeiten erzählten, denen sie ausgesetzt gewesen wären, konnte vor dem gesunden Menschenverstand nicht bestehen. Von jetzt an hießen und heißen wir: die vertierten Germanen.

Es lohnt sich kaum, auf Einzelheiten einzugehen.

Schlimmer wurde es, als die Regierung einen Bericht darüber veröffentlichte, in welcher Art der russische Botschafter, die Damen der Gesandtschaft vom deutschen Publikum in Berlin und anderen Städten beleidigt, bespien und mit Steinen beworfen sein sollten. Um so schlimmer wirkte es, als eine Menge Deutsch-Russen unter den Mißhandelten genannt waren. Die „Nowoje Wremja" gab die Losung aus: Niemals werde Rußland die empörende Behandlung wehrloser Frauen, Kinder und Greise vergeben.

Haßerfüllt sann jeder auf Rache. Die Schuldigen waren nicht zu erreichen, aber, so sagte man sich, in unserer Mitte leben Angehörige jenes entmenschten Volkes, sie leben ruhig, unangefochten. Wie können wir das dulden! Und so wurden die Männer vom 17. bis zum 45. Jahre als Kriegsgefangene nach Wologda im hohen Norden oder in die Steppe nach Orenburg verschickt. Die Kinder wurden aus allen Schulen ausgeschlossen. Großes Elend herrschte überall in sonst wohlhabenden, ja reichen Familien. Alles unbewegliche Eigentum wurde mit Beschlag belegt; Fabriken, Häuser und Güter. Die merkwürdigsten Fälle kamen vor; Leute, die kein Wort Russisch konnten, zur russischen Kirche gehörten, aber ihren Papieren nach Deutsche oder Österreicher waren, fanden sich plötzlich in einer verzweifelten Lage. Unzählige Gesuche um Aufnahme in den russischen Untertanenverband liefen ein, wurden aber abschlägig beantwortet.

Auch die Lage der geborenen Deutsch-Russen wurde sehr gefährlich. Ihre Söhne, Brüder, Männer fochten auf russischer Seite, der baltische Adel allen voran; aber im Volke ging das Gerücht um, vor dem Feinde übten sie Verrat an Rußland. Tausendfach durch Bande des Blutes mit denen da drüben verknüpft, werden Deutsche, Polen, Juden in einen mörderischen Bruderkrieg hineingezogen. Durch die Straßen gellte es vom Morgen bis zum Abend: Glänzender Sieg unserer ruhmreichen Armee! Neue Greueltaten der vertierten Germanen! Unser Heer hat Gumbinnen nach einer gewaltigen Schlacht genommen! Insterburg, Allenstein in unseren Händen! Der Fall von Königsberg steht bevor! Auf dem galizischen Kriegsschauplatz folgt ein glänzender Sieg dem anderen!

Ein Flaggentag zum Besten der Verwundeten. Unzählige junge Damen, auch junge Leute, verkaufen überall Flaggennadeln der Verbündeten, vor allem die belgischen entflammen die Begeisterung aufs neue. „Lüttich hält sich noch immer! Die ruhmreichen Verbündeten besiegen den rohen deutschen Militarismus!"

Und wir deutschen Frauen, Deutsche und Österreicherinnen, die wir nun allein, schutzlos inmitten der jubelnden Feinde leben müssen, scheu zur Seite stehen, was müssen wir empfinden? Das Vaterland verloren, die Übermacht der Feinde

Digitized by Google

so groß, und schlimmer als alles, als der Verlust des deutschen Handels, der deutschen Marine, ist diese Roheit des durch seine Niederlagen verzweifelten Volkes. Du wagst es, diesen Verleumdungen zu widersprechen, sie als Übertreibung zu bezeichnen, da reißen alle Bande der Freundschaft, erbittert wenden sich alle von dir, in dieser schweren Zeit stehst du allein, ausgestoßen, verfehmt da.

Nicht überall erfährt man die gleiche Behandlung. Im Gegenteil, dort, wo man es am wenigsten erwartet hatte, zeigt sich oft wahre Freundschaft, aber wohlverstanden, trotzdem deine Volksgenossen Unmenschen sind.

Dieser Druck, der auf dem Fremden lastet, wird mit der Zeit so stark, daß der Aufenthalt unerträglich wird. Die Abreise muß, koste es was es wolle, ermöglicht werden!

* * *

Gleich zu Anfang August, alten Stiles, traf mich die Entlassung aus dem Staatsdienst, wo ich mich bis dahin sicher gefühlt hatte. Nur den Lehrern und Lehrerinnen der fremden Sprachen ist es seit undenklichen Zeiten gestattet gewesen, ihr eigentliches Untertanenverhältnis trotz des russischen Staatsdienstes beizubehalten; dies wurde sogar noch besonders begünstigt, um den guten Eindruck zu befestigen, daß der Sprachunterricht in den Händen von Ausländern ruhe. Aber mit Ausbruch des Krieges sind alle früheren Abmachungen zerrissen. Niemand darf klagen; denn was will das Los des einzelnen im allgemeinen Elend besagen!

Da heißt es, nun nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, es gibt ja noch Privatstunden. Doch da schloß sich jede Tür. In vergeblichen Gängen, in nutzloser Lauferei vergingen die Tage, bis sich mir endlich die Überzeugung aufdrängte, daß nichts zu erreichen sei.

In einem Augenblick kann man jedoch nicht abbrechen, was in Jahren aufgebaut ist.

Der Herbst bricht an. Plötzlich erschienen in den Zeitungen eine Menge Todesanzeigen; Offiziere aus den vornehmsten Familien, darunter viele Deutsche, alle aus der Garde, waren gefallen. Eine große Schlappe soll das russische Heer in Ostpreußen betroffen haben. Die Garde, die stets geschonte Garde, die im türkischen und japanischen Kriege zu Hause geblieben war, diese glänzende Schar war in kühnem Mut zu weit vorgedrungen und unter das Feuer der deutschen Artillerie geraten. So wird gemunkelt. Endlich hieß es, zwei Armeekorps, 72 000 Mann, seien in der Gegend von Osterode verloren. Das war die Schlacht von Tannenberg, deren wirklicher Name aber ungenannt blieb.

Am gleichen Tage erfolgte der Befehl, Petersburg „Petrograd", Kronstadt „Kotlyn" und Schlüsselburg „Orieschky" zu nennen. Diese Maßregel erregte jedoch nur sehr geringen Enthusiasmus, begegnete sogar vielfach einem spöttischen Lächeln. Das Volk nannte die Hauptstadt selbstverständlich nach wie vor „Pieter".

Neue und immer neue Reserven rückten ein; auf jedem größeren Platze wurden die Mannschaften gedrillt. Die ersten Verwundeten langten an. Überall sammelten sich die Menschen in schweigsamen Gruppen, Tausende standen am Ismailowsky-Prospekt und richteten ihre Blicke zum Warschauer Bahnhof, von wo die Opfer des Krieges kommen mußten. Auf den Automobilen flatterte die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Die Menge grüßte und blickte in ehrfürchtigem Schweigen auf die neuen hellgestrichenen Wagen der elektrischen Bahn, in denen die Verwundeten in die Hospitäler geschafft wurden.

Kein Lebenszeichen von denen daheim, nur die Gewißheit, daß sie leiden, kämpfen, daß ich nicht zu ihnen könnte, selbst wenn sie verwundet an mir vorübergeführt würden.

Nein, es mußte geschieden sein von dieser Stadt, die ich solange als meine Heimat angesehen hatte und wo mich jetzt jede Straßenecke feindlich anzublicken schien. Aber zum Reisen gehört Geld. Woher es beschaffen? Das Moratorium dauerte noch immer, die Börse war geschlossen, nur gute Freunde könnten mir auf

Digitized by Google

Obligationen, die jetzt unverkäuflich waren, etwas vorschießen. Aber wer hatte jetzt Geld liegen, wo die Teuerung immer größer wurde. Die Zeitungen meldeten, Getreide und alle Lebensmittel seien im Preise gefallen, da die Ausfuhr ganz unterbunden wäre. Das Leben müsse spottbillig werden, aber das Gegenteil war der Fall, obgleich immerfort Höchstpreise bekanntgemacht wurden. Die Händler und Kaufleute kehrten sich wenig daran, ihre Entgegnung hieß: Es ist keine Zufuhr.

Das gleiche Lied erschallte in allen Läden, wo mit Manufakturwaren und anderen Erzeugnissen der Industrie gehandelt wurde. „Die einheimischen Betriebe müssen für das Heer arbeiten und vom Auslande, namentlich von Deutschland her, ist die Einfuhr gesperrt." Die Kaufleute sahen ihre Kunden lieber gehen als kommen. Das bare Geld versteckte sich, Rubelscheine kamen wieder in Umlauf, die seit Jahr und Tag durch Silber ersetzt waren.

Nach einiger Zeit hatten Deutschland und Rußland gegenseitig die Rückkehr der fremden Untertanen gestattet. In Strömen fluteten russische Kurgäste und polnische Arbeiter über Schweden zurück. Jetzt sickerten ganz andere Nachrichten durch: die Schlappe bei Osterode mußte recht bedeutend gewesen sein, denn plötzlich standen die Preußen schon in der Nähe von Grodno.

Flüchtlinge erschienen in Petersburg, freilich meist wohlhabende Leute, die hier mehr Bequemlichkeit und Ruhe während der Kriegsstürme suchten.

Jedoch die Stimmung gegen uns wuchs. Den Österreichern wurde jedenfalls mehr Entgegenkommen gezeigt, nicht nur den Slawen, sondern auch den andern Untertanen der Doppelmonarchie.

Wie aber jetzt fortkommen?

Ein guter Rat wurde wir erteilt: Wenden Sie sich an die amerikanische Botschaft, die ist doch mit Ihrer Vertretung betraut.

Am anderen Tage war ich schon in dem hübschen Botschaftshotel an der Furschtadskaya. Ein merkwürdiges Publikum dort, meine Landsleute, die sich da auf den bequemen Sesseln und weichen Teppichen in einem Empfangsraume der Botschaft breitmachten. Sind das Deutsche? Diese Zigeuner, Bukowiner und andere südöstliche Typen? Kein Wort Deutsch wird gesprochen, nur russisch, polnisch und andere slawische Dialekte.

Endlich erschien ein Beamter, von ihm erfuhr ich, daß sich die amerikanische Botschaft nur der Österreicher anzunehmen hatte, daß sich jedoch ein Komitee für die Reichsdeutschen gebildet hätte. Mit der Adresse versehen, konnte ich meine Wanderschaft wieder antreten.

Am anderen Morgen um 10 war ich schon an der Galiernaja vor dem bezeichneten Hause. Mit unfreundlichem Ton und geringschätziger Miene wies mich der Türsteher in den Hof, wo ich im Hintergebäude die Auskunft erhielt, daß die Bureaustunde um drei Uhr beginne. Zur bestimmten Stunde war der asphaltierte Hof schon mit Frauen und Mädchen angefüllt, die trotz der schönen Septembersonne fröstelnd dastanden. Immer neue und neue Ankömmlinge traten herein und verlangten mehr oder weniger ungestüm, ins Haus gelassen zu werden, wo sie doch nicht so in der Kälte stehen müßten. Leider vergeblich.

Eine lebhafte Frau mittleren Alters begann eine Unterhaltung mit mir im unverfälschten Petersburger Deutsch.

Sie sind doch wohl keine Reichsdeutsche? fragte ich. Nein ich nicht, aber mein Mann. Doch ist auch er schon in Petersburg geboren. Gestern haben sie meinen Sohn eingezogen, klagte sie. Wir hielten den Jungen zu Hause. Er ist eben 17 geworden. Und jetzt sagt der Revieraufseher, wir sollten ihn auf unsere Kosten nach Wologda schicken, sonst behielten sie ihn hier im Turme; da könnte er denn Läuse füttern. Wenn das der Revieraufseher selbst sagt, können Sie sich vorstellen, wie es darin aussieht. Jetzt will ich sehen, ob uns das Komitee eine Unterstützung zur Reise gibt, setzte sie zweifelnd hinzu. Man sah ihr an, wie bitter sie einen solchen Gang empfand, der sie tief demütigte.

Digitized by Google

Der Empfang hatte immer noch nicht begonnen, daher schlug ich meiner freundlichen Begleiterin, einer russischen Untertanin, vor, es für heute als aussichtslos aufzugeben.

Am nächsten Abend versuchte ich es um 6 Uhr. Da war der Menschenstrom schon versiegt, trotzdem wagte ich es, zu klingeln. In Gegenwart des Portiers wurde mir nun in russischer Sprache mitgeteilt, daß wir Reichsdeutschen dreimal wöchentlich an bestimmten Tagen über Raume-Gefle, Finnland, Schweden, und zwar nur dritter Klasse reisen dürften. Näheres könne ich morgen um 3 Uhr erfahren. „Heute sind 34 Personen abgereist; morgen kommen wieder neue Partien aus Warschau und dem Süden an, die ins Ausland wollen", setzte der Beamte hinzu.

Das waren schlechte Aussichten; daher begab ich mich auf die Auskunftei der finnländischen Bahn. Hier bekam ich wieder etwas ganz anderes zu hören, nämlich daß ich über Tornea reisen könne, und war nun fest entschlossen, diesen Weg zu wählen, da alle meine Bekannten die Seefahrt über den Bottnischen Meerbusen in den kleinen schwedischen Dampfern als etwas Entsetzliches beschrieben. Die großen finnländischen fuhren nicht mehr, seitdem die „Uleaborg" unter russischer Flagge abgefangen und versenkt war.

Endlich waren alle meine Papiere, den Austritt aus dem Staatsdienst betreffend, in Ordnung und das nötige Reisegeld beschafft. Ich ließ mir den Reisepaß ausfertigen und mußte meinen russischen Aufenthaltsschein abliefern. Als ich mir aber eine Fahrkarte über Tornea besorgen lassen wollte, wurde es abgeschlagen, ja die Drohung daran geknüpft, wenn ich es wagen sollte, den Abendschnellzug zu besteigen, würden mich die Gendarmen hinausführen.

Ich lief selbst wieder zur Bahn, wo mir der Bescheid wurde, daß alles höheren Ortes bestimmt sei. Nun hieß es, Schritte tun, von Pontius zu Pilatus laufen, hochgestellte Freunde bitten, daß mir das Ministerium die Fahrt über Tornea gestatten möge.

Unterdessen zehrt jeder Tag an den Mitteln. Alles ist teuer, wird täglich teuerer; warme Wintersachen sind kaum zu haben, unerschwingliche Preise werden gefordert und bezahlt; denn die Geschäfte sind überfüllt von Leuten, die ihren Angehörigen warme Kleidungsstücke ins Feld senden möchten.

Sogar die Post und der Telegraph beteiligten sich an dieser Steigerung der Preise. Jeder Stadtbrief kostete 2 Kopeken mehr als früher, der gewöhnliche Brief 3 Kopeken mehr als früher, Telegramme kosteten das Doppelte, das Abonnement des Telephons wird mit einem Aufschlage von 10 Rubeln belegt, die Fahrkarten auf der Eisenbahn werden um ein Drittel gesteigert. Fährt man mit der Elektrischen, so bietet der Schaffner Kriegsmarken an, die keinen anderen Zweck erfüllen, als die Angehörigen der Reservisten zu unterstützen. Den Frauen dieser Klasse geht es aber gar nicht schlecht; denn die Hausbesitzer dürfen sie nicht aus den Wohnungen auf die Straße setzen, wenn sie die Miete schuldig bleiben; dazu bekommen sie eine sehr anständige Unterstützung. Vielen wird sogar die Stelle des abwesenden Mannes und dessen Lohn zugewiesen. Auf der Eisenbahn und auf der Elektrischen fahren sie umsonst. Manche Frau, deren Trunkenbold von Mann ihr nie eine Kopeke ins Haus brachte, fühlt sich jetzt glücklich und wohlhabend.

Die Anforderungen an die bis dahin vermögenden Schichten wachsen dagegen täglich. Eine Wäschewoche wurde eingerichtet; während einer ganzen Woche sollte man alle entbehrliche Wäsche für das Heer sammeln, weil es den Soldaten an reinen Hemden fehlte. Da die Verwundeten nicht alle Aufnahme in den Hospitälern finden konnten, wurde vorgeschlagen, daß die Leichtverwundeten in den Familien untergebracht werden sollten, mit den strengsten Vorschriften, wie man für ihr Wohl und ihre Ernährung zu sorgen habe. Das war nun alles schön und gut, jedoch woher sollten die dazu nötigen Mittel kommen? Wegen der Geschäftsstockung verloren täglich immer neue Leute ihre Anstellungen. Nicht nur die Deutschen, sondern auch die Russen wurden davon betroffen. Es ist eben Kriegszeit.

Digitized by Google

Und dadurch wuchs fort und fort die Erbitterung gegen die Anstifter des Krieges, gegen die Deutschen; denn das stand fest, daran war nicht zu rütteln, nur der Kaiser Wilhelm und der Kronprinz waren schuld an diesem Elend. Darum fort mit allen Deutschen! Die alten deutschen Kirchenschulen müssen russifiziert werden. Die reichsdeutschen Kinder, die aus allen Anstalten ausgeschlossen worden waren, dachte man in freien Schulkreisen zu unterrichten. Diese wurden, kaum entstanden, verboten.

Wie war überhaupt alles verändert gegen früher. Verschwunden waren schon am ersten Tage alle Chinesen, die sich so allmählich nach dem letzten Kriege ins Straßenbild eingeschlichen hatten. Sie waren unnachsichtlich ausgewiesen worden.

Nirgends hörte man ein deutsches Wort, weder in der Elektrischen noch in den Läden, von denen die deutschen Schilder entfernt wurden, nachdem der Pöbel im ersten Sturme so viele deutsche Geschäfte zerstört hatte.

Einer alten Kurländerin, die für ihren Neffen die Kriegsausrüstung aussuchte, bot ein freundlicher Ladeninhaber an, Deutsch zu sprechen, da sie ganz erbärmlich radebrechte, aber es wurde beiden im strengsten Tone von einem Offizier verwehrt, ja verboten!

Ach lieber Herr Offizier, bat die alte Dame, ich wollte herzlich gerne Russisch sprechen, wenn ich es nur könnte. Da ließ der Gestrenge lächelnd Gnade für Recht ergehen.

Um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, vermieden alle, soviel es anging, eine andere, als die Landessprache auf der Straße zu reden. Was das in dem vielsprachigen Petersburg sagen will, kann man sich kaum vorstellen. Andrerseits war es schön, weder Betrunkene zu sehen, noch abends den Banden von Raufbolden, sogenannten Hooligans, zu begegnen, die seit einigen Jahren mehr und mehr die Straßen unsicher machten.

Aber uns konnte es nichts helfen, denn immer wieder tauchte das Gerücht der Ausweisung aller feindlichen Untertanen auf, erhielt auch neue Nahrung durch die Einforderung aller Aufenthaltsscheine, die durch russische Pässe ersetzt wurden. Auf diesen Papieren fehlte die Bezeichnung „Deutsche Untertanin" nicht. Diese Bemerkung erschwerte es den Besitzerinnen, ein Unterkommen zu finden. Ich konnte mich selbst davon überzeugen, denn, als ich meine Wohnung vermieten wollte, fragte mich eine Dame zaghaft: Würden Sie mir die Wohnung überlassen, obgleich ich Reichsdeutsche bin? Mein Mann vielmehr ist deutscher Untertan, befindet sich jetzt in Kriegsgefangenschaft in Wologda.

Eine meiner Bekannten suchte ein Zimmer, dreimal zerschlug es sich im letzten Augenblicke, da die Leute fürchteten, in Ungelegenheiten zu kommen.

Meine eigene Lage wurde ganz unhaltbar. Die Wohnung war vermietet und mußte geräumt werden; meine Papiere waren abgeliefert, so daß ich nirgends weder im Hotel noch bei Bekannten leben konnte. Da schlug die Erlösungsstunde: Der Erlaubnisschein wurde mir von dem gütigen Herrn, der sich dafür bemüht hatte, überbracht. In fliegender Eile wurde alles zur Abreise fertig gemacht, finnisches, schwedisches und deutsches Geld eingewechselt. Ein letzter Gang über den Newsky, an den Schaufenstern entlang, zeigte mir rohe Bilder, welche die geschlagenen Deutschen verhöhnten. Gut, daß drängende Arbeit, unaufhörliche Anordnungen die letzten qualvollen Stunden verkürzten und die Abschiedsbetrachtungen abschnitten. Viele, viele Strapazen und Unannehmlichkeiten sollte mir die Heimreise noch bringen, aber was bedeutete das in dem Gefühl: mit jeder Stunde kommst du den Deinen, kommst du dem geliebten Vaterland näher!

Digitized by Google

Die Alters-, Gehalts- und Familienverhältnisse der bei der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte Versicherten.

Von

Josephine Levy-Rathenau.

Nachdruck verboten

Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte hat unter obigem Titel als erstes Beiheft zu der Zeitschrift „Die Angestelltenversicherung" (Verlag Julius Springer, Berlin 1914) eine aus den Aufnahme- und Versicherungskarten hergestellte Übersicht veröffentlicht, deren Ergebnisse so wichtige Aufschlüsse auch über die weiblichen Angestellten ermöglichen, daß sie in allen sozialpolitisch interessierten Kreisen, vornehmlich aber bei den Frauen selbst eingehende Beachtung finden sollten.[1])

Es ist besonders erfreulich, daß die Reichsversicherungsanstalt das ihr zur Verfügung stehende Material so rasch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Diese Schnelligkeit wurde zum Teil dadurch ermöglicht, daß schon im September 1912, also vier Monate vor Inkrafttreten des Gesetzes, zum Zweck der Durchführung der Vertrauensmännerwahlen, mit der Ausstellung der Aufnahme- und Versicherungskarten begonnen worden war. Der innere Grund für die schnelle Aufbereitung des Materiales lag in der Notwendigkeit, Klarheit darüber zu schaffen, ob wichtigere Änderungen der Rechnungsgrundlagen, die für die Beitragsberechnung maßgebend gewesen waren, vorgenommen werden müßten. Für solche etwa notwendig werdenden Neuerungen war die rasche Kenntnis der Geschlechts-, Alters-, Gehalts- und Familienverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung.

Es ist interessant zu erfahren, daß das Gesamtergebnis der Auszählung sich dahin zusammenfassen läßt, daß die Rechnungsgrundlagen für die Beitragsberechnungen als völlig ausreichend erkannt worden ist. Allerdings hat sich gerade die Verteilung der Geschlechter gegenüber früheren Feststellungen wesentlich verschoben.

Auf je 100 Angestellte kamen	männliche Angestellte	weibliche Angestellte
nach der Berufszählung von 1895	85,88	14,12
" " " " 1907	79,16	20,84
" dem Kommissionsbericht des Reichstags	73,65	26,35
" der vorliegenden Zählung	70,69	29,31

Die Auszählung und Bearbeitung der Karten umfaßt:

1 007 070	männliche Angestellte
417 533	weibliche "
zusammen 1 424 603	Angestellte,

das sind 21,96 ‰ der gesamten Reichsbevölkerung. Wenn die seit Abschluß der Zusammenstellung bis Ende 1913 eingegangenen Aufnahmekarten mitgerechnet werden, so erhöht sich der Anteil der versicherten Angestellten auf 25,97 ‰.

Der Organisation der Beitragsabteilung entsprechend sind die sämtlichen Feststellungen zunächst für die 50 Oberpostdirektionsbezirke gemacht, eine geographische

[1]) Die Berechnungen des vorstehenden Artikels sind durch den Krieg selbstverständlich vollständig verschoben. Aber sie können andrerseits die einzige Grundlage für die Klarlegung der Größe dieser Verschiebungen bieten und als solche werden sie dauerndes Interesse behalten. Die Red.

Digitized by Google

Einteilung, die im ersten Augenblick etwas befremdend wirkt. Die Höchstzahl der weiblichen Versicherten, nämlich 85 653, ist natürlich in Berlin vorhanden, weitere 5stellige Zahlen weisen noch auf

Düsseldorf	28 481	weibliche Angestellte
Hamburg	26 110	" "
Leipzig	15 603	" "
Dresden	14 709	" "
München	14 161	" "
Breslau	13 853	" "
Frankfurt	13 765	" "
Cöln	12 931	" "
Stuttgart	12 022	" "
Dortmund ...	11 975	" "

Von weit größerem Interesse als die Frage der Verteilung nach dem Wohngebiet ist die Frage des Jahresarbeitsverdienstes, der aus den Erhebungskarten vorzüglich ersichtlich wird. Er ist für jeden Bezirk gesondert aus dem gesamten mitgeteilten Jahresarbeitsverdienst dividiert durch die Zahl der Versicherten zunächst als durchschnittlicher Jahresverdienst errechnet worden. Für die Gesamtheit aller Bezirke beträgt der durchschnittliche Jahresarbeitsverdienst

beim männlichen Angestellten 1941 ℳ
" weiblichen " 997 "

Von den weiblichen Versicherten haben einen Jahresarbeitsverdienst

bis zu 2000 ℳ	402 554	oder	96,41 %
über 2000—5000 ℳ	14 443	"	3,46 %
freiwillig nach § 394 sind versichert	6	"	0,00 %[1])
ohne Angabe des Verdienstes	530	"	0,13 %
	417 533	oder	100,00 %

Der durchschnittliche Jahresarbeitsverdienst der weiblichen Angestellten beträgt nur 51 % des Verdienstes der männlichen Angestellten.

Die ganze Tragweite und Bedeutung dieser Feststellung wird deutlich, wenn man die Altersgruppierung der Angestellten mit ihren Verdiensten in Zusammenhang bringt.

Der Jahresarbeitsverdienst beträgt bei einem Alter von

Altersgruppen	männliche Angestellte	weibliche Angestellte	Prozent
16 bis unter 20 Jahren	927,46 ℳ	675,39 ℳ	72,82
20 " " 25 "	1 458,66 "	997,35 "	68,37
25 " " 30 "	2 001,24 "	1 221,65 "	61,04
30 " " 35 "	2 350,92 "	1 351,59 "	57,49
35 " " 40 "	2 446,35 "	1 375,58 "	56,23
40 " " 45 "	2 464,87 "	1 372,91 "	55,70
45 " " 50 "	2 442,14 "	1 347,76 "	55,19
50 " " 55 "	2 405,25 "	1 284,44 "	53,40
55 " " 60 "	2 326,38 "	1 213,88 "	52,18

In der letzten Spalte ist der durchschnittliche Jahresarbeitsverdienst der Frauen in Prozenten des Verdienstes der Männer angegeben. Er bestätigt die Erfahrungstatsache, daß die weiblichen Angestellten zwar in den ersten Jahren ihrer Berufstätigkeit mit verhältnismäßig guten Gehältern beginnen, so daß sie kaum hinter den gleichaltrigen jungen Leuten zurückbleiben, daß aber dem anscheinend günstigen Beginn nur ein sehr langsamer Aufstieg folgt. Das Doppelte des Anfangsgehaltes wird bei den Männern mit 25 bis 30 Jahren, bei den Frauen

[1]) Hierzu wird bemerkt, daß die Zahl der freiwillig Versicherten inzwischen gestiegen ist. Sie ist für die weiblichen Angestellten nicht gesondert genannt.

Digitized by Google

mit 30 bis 35 Jahren erreicht. Der Rückgang der Gehälter erfolgt bei den Frauen schneller, so daß, wie die Prozentzahlen zeigen, die Ungleichheit zwischen den Männer- und Frauengehältern von Jahr zu Jahr zunimmt.

Die tieferen Ursachen für diese betrübenden Verhältnisse liegen in der Tatsache, daß die jungen Mädchen, kaum der Schule entwachsen, nach kurzfristiger Berufsausbildung Stellungen annehmen, in denen sie nicht mehr als Lehrlinge oder junge Anfängerinnen gelten wollen, sondern in denen sie als „Angestellte" tätig sind. Trotzdem von der Gesamtheit der Versicherten 70,69 % dem männlichen Geschlecht angehören, ist die Zahl der jugendlichen weiblichen Versicherten auffallend viel höher als die der männlichen. Es wurden gezählt:

1448 männliche Angestellte unter 16 Jahren
7739 weibliche „ „ 16 „

Auch der weitere Aufbau der Altersgruppierung ist von Interesse. Er wird durch folgende Übersicht veranschaulicht.

Altersgruppen	männliche Angestellte	weibliche Angestellte
16 bis unter 18 Jahr	43 933	65 605
18 „ „ 20 „	86 132	71 000
20 „ „ 30 „	402 766	197 753
30 „ „ 40 „	269 947	54 766
40 „ „ 50 „	141 307	20 655
50 „ „ 60 „	62 981	7 754

Besonders zu beachten ist bei den Frauen der starke Sturz bei den Altersgruppen 20 bis 30 und 30 bis 40 Jahren und das außerordentlich starke Sinken in den höheren Lebensaltern. In Tabelle VI der Übersicht „Weibliche Versicherte nach Alter und Familienstand" sind die Zahlen für jedes einzige Lebensjahr angegeben. Hier wird ersichtlich, daß die Höchstzahl der weiblichen Angestellten im Alter von 18 bis 19 Jahren steht, es sind 35 527; bis zum 22. Lebensjahr hält sich die Zahl auf über 30 000, sie sinkt zwischen dem 22. und 25. Jahr auf unter 20 000 und beträgt schon mit 29 bis 30 Jahren nur noch 9 305. Anders bei den Männern, deren Zahl zwischen 18 bis 26 auf über 40 000 steht, von 26 bis 33 sich auf 30 000 und mehr hält und erst dann langsam sinkt.

Sehr wichtig ist die Frage nach dem Familienstand. Von den 417 533 weiblichen Versicherten waren insgesamt 12 699, d. i. 3,04 % verheiratet. Die Verteilung auf die einzelnen Altersgruppen ist folgende:

Altersgruppen	weibliche Versicherte insgesamt	Verheiratete	Prozent
16 bis unter 18 Jahr	65 605	15	0,02
18 „ „ 20 „	71 000	92	0,13
20 „ „ 30 „	197 753	5 159	2,61
30 „ „ 40 „	54 766	4 777	8,72
40 „ „ 50 „	20 655	1 983	9,60
50 „ „ 60 „	7 754	673	8,68
	417 533	12 699	3,04

Den verheirateten Frauen müssen die verwitweten und geschiedenen hinzugerechnet werden. Ihre Zahl beträgt 3368 resp. 1094. Von diesen insgesamt 17 161 verheirateten, verwitweten und geschiedenen Frauen haben 14 127, d. h. 3,4 % aller weiblichen Versicherten, Kinder unter 18 Jahren zu versorgen. Von den männlichen Versicherten haben 33,8 % für Kinder unter 18 Jahren Sorge zu tragen. Es kann an dieser Stelle vielleicht kurz darauf hingewiesen werden, daß die Zahl der männlichen Verheirateten ziemlich erheblich hinter den Ermittlungen zurückbleibt, die 1903 aus den Erhebungen der Privatangestellten über ihre wirtschaftliche Lage abgeleitet worden waren. Das ist für die Reichsversicherungsanstalt insofern günstig,

Digitized by Google

als sie nicht mehr zu fürchten braucht, daß die rechnungsmäßig erwartete Witwenzahl durch die wirkliche Anzahl überholt wird. Auch die Zahl der Versicherten mit Kindern bleibt hinter den Schätzungen zurück, sofern es sich um männliche Versicherte handelt. Sie wurden 1903 auf 48,8 % geschätzt, beträgt aber, wie oben erwähnt, nur 33,8 %. Bei den Frauen betrug die Schätzung 1903 nur 1,3 %, während tatsächlich 3,4 % versicherter Frauen für unter 18jährige Kinder zu sorgen haben, eine Tatsache, auf die man wohl vorbereitet sein konnte.

Die Zusammenstellung enthält noch eine ganze Reihe wichtiger Ergebnisse, die jedoch nicht alle einzeln beleuchtet werden können. Ein eingehendes Studium der Arbeit empfiehlt sich für alle diejenigen, die sich mit den Einkommensverhältnissen der Angestellten vertrautmachen wollen. Eine wichtige Grundlage für die richtige Beurteilung fehlt allerdings, nämlich Mitteilungen über die Art der Berufstätigkeit. Die Erklärung für das Fehlen dieser Angaben ist darin zu finden, daß die Auszählung sich nur auf diejenigen Daten erstrecken durfte, die für die Rechnungsgrundlagen in Frage kommen, und dazu gehört die Frage nach dem Beruf nicht. Nach § 219 des Reichsversicherungsgesetzes dürfen die Mittel der Anstalt nicht für außerhalb ihres Interesses liegende Fragen und Untersuchungen verwendet werden. Es bleibt zu hoffen, daß das wertvolle Material durch andere Stellen bearbeitet werden darf und dann daraus noch viele wichtige Schlüsse über die wirtschaftliche Lage der Angestellten mit Einkommen bis zu 5000 ℳ gezogen werden können.

Heimatchronik.[1])

Dienstag, 24. November.

Der erste Schnee. Grauer Himmel, schwebende Flocken, frostige Nässe. In allen Schaufenstern die fertigen Feldpostpackungen in der vorgeschriebenen gelben Olleinwand. Hochgefüllte Wagen mit kleinen und großen gelben Ballen schieben sich durch die Straßen.

In den Packräumen unserer Wehrmannsfrauen-Sendung steigt der Andrang. Es werden sicher 3000 am Tag sein, denen ihr Paket gepackt wird.

Daß das Oberkommando den Berlinern die frischen Abendsemmeln gesperrt hat, erregt geteilte Gefühle, auch bei den Bäckern. Sicher wird der Verbrauch erheblich zurückgehen, denn wer wird abends Semmeln haben wollen, wenn sie nicht frisch sind? Fraglich ist nur, ob man nicht desto mehr Weißbrot statt dessen essen wird!

Mittwoch, 25. November.

Die Kronprinzessin sah unseren Weihnachtsversand an; es war sehr hübsch, wie einfach und verständnisvoll sie mit den Frauen sprach und wie unbefangen die ihr Herz ausschütteten. Das Gespräch hätte genau so in einer unserer Hilfskommissionen sein können. Nachher in der Flüchtlingsberatungsstelle, die mit uns in demselben Hause war. Bezeichnend der Gegensatz zwischen den Ostpreußen und den Berliner Arbeiterfrauen bei dem hohen Besuch. Übrigens ist dies Flüchtlingselend die dunkelste Seite des Krieges. Manche haben nun zum drittenmal die Heimat verlassen — lauter Menschen, die solche Entwurzelung und Unstetigkeit vollkommen verstört macht, weil sie vorher nichts anderes kannten als ihr Stückchen Heimat.

Der Entwurf des „Gesetzes betreffend die Feststellung eines zweiten Nachtrages zum Reichshaushaltsetat für 1914", d. h. eines neuen Kriegskredits von 5 Milliarden, ist dem

[1]) Von Gertrud Bäumer. Aus der „Hilfe" Nr. 49 ff.

Digitized by Google

Reichstag zugegangen, gleichzeitig eine Denkschrift über wirtschaftliche Kriegsmaßnahmen in den ersten drei Kriegsmonaten. Von den 5 Milliarden sollen 200 Millionen für die Kriegwohlfahrtspflege zur Verfügung gestellt werden, und zwar zur Unterstützung der Gemeinden in der Fürsorge für Kriegerfamilien und Erwerbslose. Die Denkschrift ist im wesentlichen nur Zusammenfassung der schon bekannten Verwaltungsmaßnahmen. Zur Lösung der Mieterfrage wird das Reich nichts tun — das wird den Einzelstaaten zugeschoben.

Donnerstag, 26. November.

Die Kartoffelfrage ist mit den Höchstpreisen für Engrosverkauf — die Bestimmungen erschienen gestern abend im „Reichsanzeiger" — noch nicht gelöst. Es müßten ihnen noch örtliche Bestimmungen über den Kleinverkauf folgen — ebenso über den Verkaufszwang. Daß schon zahllose Umgehungsversuche sozusagen vorbereitet sind — erfährt man allenthalben. Unter dem Titel „Kommissionsgebühren" oder dergl. sind diese Umgehungen bei dem unter Höchstpreis gestellten Getreide schon ausprobiert, wie man von überall her erfahren kann. Überhaupt kann einem dieser täglich üppiger und schamloser ins Kraut schießende Preiswucher den schönen Glauben an den Gemeinsinn dieser Zeit gründlich erschüttern. Beinahe naiv ist dabei die Art, wie man zweierlei Maß anwendet. Dieselben Leute, die sich sittlich entrüsten, wenn eine Wehrmannsfrau ein paar Mark Sparkassenguthaben verschweigt, halten seelenruhig ihre Vorräte aus wucherischer Spekulation vom Markt zurück. — —

Bernard Shaw nennt den Krieg Englands mit Rußland „für russische Anleihen und persische Kapitalspekulationen" eine „wahnsinnige Sache". „Wir müssen jetzt kämpfen und sterben und leiden mit dem schrecklichen Bewußtsein, daß wir uns für eine wahnsinnige Sache opfern." Wir in Deutschland lieben Shaw, bilden uns ein, ihn beinahe besser würdigen zu können als sein eigenes Vaterland und freuen uns dieser Einsicht und ihres Bekenntnisses.

Die Oxforder Fakultät für moderne Geschichte hat ein Buch herausgegeben „Why we are at war", dessen dritte Ausgabe ich zufällig in die Hände bekomme. Das Buch verdient nähere Beleuchtung wegen zweier Dinge hauptsächlich: der charakteristischen Unkenntnis Deutschlands und der widerwärtigen Selbstgerechtigkeit.

Die Charlottenburger Hausbesitzer verlangten in der Stadtverordnetenversammlung, die Stadt solle um Staatshilfe für Hausbesitzunterstützungen einkommen. Ihr Wortführer wendete auf den Hausbesitzer das Goethewort an: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß". Trotzdem war die Versammlung so hartherzig, den Antrag abzulehnen. In Berlin sind jetzt die Mietbeihilfen erhöht. Sie betragen von 5 bis 15 ℳ monatlich und werden nur gezahlt, wenn der Vermieter sich zu einem Nachlaß versteht.

Die Haltung des „Vorwärts" hat die Gewerkschaften zu einer öffentlichen Kritik herausgefordert. Sie machen dem Parteiblatt zum Vorwurf, daß es zu wenig positive soziale Mitarbeit geleistet habe, dagegen sich darin gefiele, ausländische Berichte über angebliche Gewalttätigkeiten deutscher Truppen ohne Kritik weiterzugeben, während es die Partei über die Haltung der ausländischen Genossen Deutschland gegenüber nicht ausreichend unterrichte. Krampfhafter Versuch zum Festhalten an der internationalen Klassengemeinschaft — die sich doch jetzt als ein schwieriges Gedankengebilde zeigt.

Freitag, 27. November.

In Berlin bestehen jetzt 200 Kompanien der landsturmpflichtigen Jugend von sechzehn Jahren ab — eine freiwillige Organisation im Anschluß an die staatliche Jugendpflege, zu der durch Schule und Fortbildungsschule alle Erleichterungen gegeben werden. Die Knaben werden vor der Einstellung ärztlich untersucht — nur 2 % mußten zurückgestellt werden.

Wir hatten mit unseren Kommissionsleiterinnen eine Besprechung über die Arbeitslosenunterstützung. Die Arbeitslosigkeit ist in Berlin jetzt nicht mehr größer als um dieselbe

Digitized by Google

Zeit im vorigen Jahr — die allerdings eine schlechte Zeit war. Und dann sind eben viele Arbeiter und Arbeiterinnen in Notstandsarbeit untergebracht.

Sonnabend, 28. November.

Eine Konferenz über die Berufsberatung der Jugend. Interessante Berichte von außerhalb über die Arbeitsunlust der Jugendlichen. Der Krieg und das Abenteuer steckt ihnen im Blut. Hier und da (Hamburg, Halle, Hagen) wird Arbeitslosenunterstützung an Jugendliche nur gewährt, wenn sie regelmäßig an besonders eingerichteten jugendpflegerischen und Bildungsveranstaltungen teilnehmen. So übt man einen Druck aus darauf, daß die Jugend in einer gewissen Disziplin bleibt. Daß die Arbeitslosigkeit für die Burschen und Mädchen im ganz jugendlichen Alter jetzt eine große seelische Gefahr ist, bestätigt sich auch aus der Erfahrung unserer Strickstuben. Es ist ganz schwer, nach einiger Zeit der Herumtreiberei diese halben Kinder wieder an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen.

Allgemein wurde in dieser Konferenz die Notwendigkeit betont, durch ausgedehnte Berufsberatung jetzt schon dahin zu wirken, daß die Lücken in unserer Qualitätsarbeit ergänzt werden.

Sonntag, 29. November.

Der erste Advent!

Auf Veranlassung des Erzbischofs von Schweden haben evangelische kirchliche Würdenträger neutraler Staaten eine Kundgebung beschlossen, die wie folgt lautet:

„Der Weltkrieg bereitet unsagbaren Schmerz. Die Kirche, Christi Hoffnung, wird gemartert und leidet. Die Menschen klagen in ihrer Not: ‚Herr, Herr, wie lange?' Die wirklichen tiefen Ursachen, die sich im Laufe der Zeiten gehäuft haben, und die nächsten Veranlassungen zum Friedensbruche wird die Geschichte prüfen. Gott allein sieht die Gedanken und Absichten des Herzens und urteilt über sie. Wir Diener der Kirche richten an alle, die in dieser Sache Macht und Einfluß besitzen, die eindringliche Bitte, ernstlich den Gedanken an Frieden zu erwägen, damit das Blutvergießen bald aufhöre. Vor allem erinnern wir die Christen der verschiedenen Nationen, daß der Krieg nicht die Bande zerreißen kann, durch die Christus uns vereint hat. Sicherlich besitzt jedes Volk und jedes Reich seine Berufung in dem göttlichen Weltplane und muß, wenn auch schwere Opfer gefordert werden, seine Pflicht tun in dem Maße, wie das Geschick sie ihm auferlegt, und wie die verschleierten Augen der Menschen sie zu entdecken vermögen. Was aber das Auge nicht sehen kann, das weiß unser Glaube: daß das Wetteifern der Völker zuletzt der Herrschaft Gottes dienen muß und daß alle Christengetreuen eins sind. Lasset uns deshalb den Herrn anrufen, daß er Haß und Feindschaft ersticke und uns Frieden verschaffe. Gottes Wille geschehe!"

Das beigefügte Gebet hat folgende Form: „Allmächtiger Gott! Die Zuflucht derer, die auf dich bauen! Zu dir wenden wir uns in dieser Zeit der Not. In Demut bitten wir dich: Führe den Lauf dieser Welt nach deinem heiligen Willen. Nimm hinweg, was die Einigkeit und das Zusammengehen der Völker hindert. Fördere jedes Bestreben nach einem gerechten und dauernden Frieden. Wir bitten dich um deiner Gnade halber durch Jesus Christus unsern Herrn!"

Die Kundgebung ist vor anderen aus den neutralen Staaten schön, weil sie frei ist von der geschichtslosen Selbstgerechtigkeit, die den Krieg und die kriegführenden Völker einfach verurteilt — im Gegenteil, die geschichtliche — und damit göttliche Notwendigkeit dieser großen Auseinandersetzung in würdiger Form ausspricht.

Auf der Straße aber begegnete mir am Morgen dieses ersten Advent ein Trupp von 13jährigen Jungen, die bei klingendem Spiel ausrückten. Es regnet in Strömen auf die Mützendeckel, die Rucksäcke und Regenkragen. Aber man sieht es ihnen an, wie diese Unbill den Reiz des Unternehmens erhöht. Sie trotten im tadellosen Marschschritt, mit Gesichtern voll unentwegt feierlichem Pflichtbewußtsein, über das spiegelnde Pflaster. So wie etwa

Digitized by Google

eine hochverantwortliche Patrouille in Feindesland. Es ist hart, aber das Vaterland verlangt es, also vorwärts durch Sturm und Wetter.

Montag, 30. November.

Die Kriegsnot zeigt sich im Berliner Armenetat in charakteristischer Weise. Es wurden im September an 22 000 nicht laufend unterstützte Personen Unterstützungen gegeben. Im gleichen Monat des Vorjahres betrug die Zahl nur etwa 9000.

Unsere Hilfskommissionen beschäftigt die Frage der Versorgung verwundeter Soldaten, die auf Genesungsurlaub zu ihrer Familie geschickt werden. Der Mann bekommt 0,33 ℳ Löhnung am Tag; davon und von der kleinen Kriegsunterstützung der Frau kann er nicht leben, geschweige denn „genesen"!

Dienstag, 1. Dezember.

Wie schön, daß das Reichstagsgebäude seiner Bestimmung wieder zurückgegeben ist! Es war immer ein etwas peinlicher Eindruck: Dieser von seinen Teppichen entblößte kahle Kuppelsaal, in dem sich die Unterstützungsbedürftigen in Scharen um häßliche Tische drängten, über ihnen eine Wolke von Dunst und Staub. Man hat nie das Gefühl überwinden können, daß es irgendwie unvereinbar war mit dem Stolz und der Würde des Volksvertretungshauses, so zur Zufluchtsstätte der nackten Not zu werden. Es lag etwas von Heruntergekommensein darin. Nun tragen Kuppelsaal und Wandelhalle den alten vornehmen Ausdruck. Im matten Dezember-Vormittagslicht leuchtet der rote Teppich mit gedämpfter Wärme, und aus den Nischen neigen sich die Palmenwedel über Ledersofas und Klubsessel. Wie viel feldgraue Uniformen — Sanitäter und Militärs — unter den Männern, die durch den geheimnisvollen Eingang zum Plenarsaal ab und zu gehen. Wie schön, die Bekannten wiederzusehen und sich ihnen noch einmal wieder so ganz anders verbunden zu fühlen, als wenn es nur um Parteifragen ging. Alle Gemeinschaft ist wärmer und näher und freudiger geworden.

Nachmittags eine Besprechung in Konsumfragen. Es wird unendlich schwer sein, die breiten Schichten zu richtiger Sparsamkeit zu erziehen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß sehr große Erwerbskreise heute besonders viel verdienen. Sie zurückzuhalten von entsprechend gesteigertem Verbrauch ist fast unmöglich. Bis jetzt hat das Kucheneſſen in Berlin noch nicht erheblich abgenommen!

Abends als Gast bei der Generalversammlung des katholischen Frauenbundes (Zweigverein Berlin). Beispiel guter, systematischer Kriegsarbeit.

Mittwoch, 2. Dezember.

Heute ist der große Tag des Reichstags. Aber darüber wird an anderer Stelle berichtet. Das Zentralkomitee vom Roten Kreuz gibt bekannt, wieviel Mittel es bis Mitte November zur Verfügung gestellt bekam. 6¾ Millionen. Das ist nicht sehr viel und nur ein kleiner Bruchteil alles dessen, was für die Kriegshilfe geopfert ist.

Die staatswissenschaftliche Fakultät von Breslau hat vier Ehrendoktoren ernannt: Hindenburg, Ludendorff, Sven Hedin und Eisenbahnminister v. Breitenbach. Das letzte freut einen besonders. Die Eisenbahn ist beinahe das Organisierteste in der deutschen Organisation.

Die Hebung des Arbeitsmarktes schreitet fort. Die Zahl der durch die Berliner Arbeitslosenfürsorge Unterstützten ist seit Oktober auf die Hälfte gesunken. Viel von der neuen Arbeitsgelegenheit mag freilich mit dem Weihnachtsgeschäft zusammenhängen. Ein kleiner Rückgang wird nachher wieder eintreten.

Eine überraschende Tatsache ist der Einfluß des Krieges auf die Krankenziffern der Kassen. Sie sind nämlich ganz erheblich zurückgegangen. Eine Umfrage bei 30 großen Ortskrankenkassen des Reichs zeigt seit dem 1. Juli einen Rückgang der erwerbsunfähig Kranken von 3,28 auf 2,52 v. H. Um so erstaunlicher, weil ja doch die gesundesten,

Digitized by Google

kräftigsten Kassenmitglieder draußen sind. Grund: die allgemeine Willensanspannung. Die Leute merken ihre kleinen Beschwerden nicht, mit denen sie sich zu anderen Zeiten wichtig nahmen. Meine Großmutter hielt grundsätzlich jede Krankheit zunächst einmal für „Anstellerei". — Ein bißchen davon ist sicher richtig.

Donnerstag, 3. Dezember.

Das Reichskursbuch ist heute früh erschienen und vergriffen — ein gutes Beispiel für die Regsamkeit des deutschen Verkehrs. Übrigens ist es interessant, daß der deutsche Bahnverkehr nur unerheblich eingeschränkt ist, der des neutralen Auslandes zum Teil stärker als bei uns.

Einen sehr üblen Eindruck bekommt man aus den ungezählten Zeitungsanzeigen, die Militärbedarf betreffen, über die wüste Spekulation auf dem Gebiet. Es scheint, daß die heterogensten Berufsangehörigen sich jetzt auf Spekulationsgeschäfte mit Wolle, Zeltbahnen usw. werfen. Vielfach zeigen die Angebote nur Hoteladressen. Und es nimmt von Tag zu Tag zu. Sehr unerfreulich. Nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seelisch. Welch ein verheerendes Beispiel gegen Gemeinsinn und Opferfreudigkeit!

172 Pfarrer Groß-Berlins haben eine Erklärung abgegeben, die eine Aufhebung des § 65 Reichsmilitärgesetz verlangt. Sie sehen in diesem Paragraphen „eine Zurücksetzung ihres Standes in der sonst allen Ständen zustehenden Ehre, mit den Waffen das Vaterland zu verteidigen".

Freitag, 4. Dezember.

Der Berliner Magistrat hat beschlossen, die Mietsbeihilfen auch Erwerbslosen zu gewähren (nicht nur wie bisher Kriegerfamilien). Die Hausbesitzer sind freilich auch damit noch nicht zufrieden.

Abends eine schöne große Akademikerversammlung, in der Harnack über die soziale Kriegsarbeit der Studenten spricht. Es ist so viel zu tun, und allmählich wacht in allen Daheimgebliebenen das Bewußtsein von der großen Wichtigkeit der Innenarbeit auf neben den Leistungen der Heere.

Besuch eines Amerikaners — Theologen und Quäkers, der von England kam und nach Dänemark ging und überall die Saat freundlicher Gefühle ausstreuen wollte. Wie viele solche und ähnliche Besuche von menschenfreundlichen Neutralen hat man schon gehabt! Immer mit dem Gefühl der Zwecklosigkeit dieser gutmütigen Bemühungen. Natürlich, es ist befriedigend, daß es neben Feindschaft und Haß auch noch Menschenliebe und Freundlichkeit gibt — aber es ist im Augenblick wirklich belanglos. Man kann nicht viel damit anfangen; es ist, als ob einem jemand warme Pantoffeln und einen Schlafrock anbietet, wenn man gerade bei einer Gratwanderung auf Tod und Leben ist.

Die Ausländer wundern sich am meisten darüber, daß hier in Deutschland das Leben so ruhig weiter geht und daß noch so viele Männer auf den Straßen zu sehen sind.

Sonnabend, 5. Dezember.

Einige unserer Mitarbeiterinnen haben eine wunderschöne Ausstellung von Weihnachtstransparenten gemacht. Der Festsaal des Rathauses ist in eine Halle voll bunter Dämmerung und Tannenpoesie verwandelt. Von dicken Tannenkränzen eingerahmt schimmern Transparente der Heiligen Nacht nach Künstlern aller Zeiten, von den primitiven des Mittelalters bis zu Rembrandt und den modernen von den Wänden. Es ist wunderschön, mitten aus dem abendlichen Treiben der Straßen, wenn die Abendblätter mit den Kriegsnachrichten ausgerufen werden, in diese duftende Stille einzutreten. Kinderchöre singen Weihnachtslieder von den Emporen.

Die Transparente sind zum Teil Notstandsarbeiten von erwerbslosen Malerinnen, denen durch den Verkauf geholfen werden soll.

Digitized by Google

Sonntag, 6. Dezember.

Eine Fahrt zu einem Vortrag nach Frankfurt. Heller, sonniger Wintertag, der die frisch umbrochenen Acker, die Saatfelder, die gelben Wiesen mit den roten Büscheln der Weidenruten darüber in stärksten Farben leuchten macht. Wie friedlich das alles! Die zusammengeschobenen Ackerwagen, die regelmäßigen Furchen ungezählter bestellter Acker, das Glockenläuten der Dörfer, die sonntäglichen Menschen. Wenn nicht die vielen Soldaten im Zuge, die Inschriften des Roten Kreuzes auf den Bahnsteigen wären, müßte man die Vorstellung vom Kriege förmlich mit Gewalt herbeiziehen — so fern liegt sie bei stundenlanger Fahrt durch friedevolles Land. Im Speisewagen feldgraue Offiziere mit dem Band des Eisernen Kreuzes, die zur Front zurückkehren. Einer läßt die Augen nicht von einem kleinen dreijährigen Mädchen, das seiner Mutter vom Schoß gerutscht ist und sich nach Unterhaltung umsieht. Endlich hat er es mit beinahe schüchternem Werben so weit gebracht, daß er dem blonden kleinen Ding sein Apfelmus verfüttern darf. Es steht zwischen seinen Beinen und er sieht glücklich zu, wie es löffelt.

Noch viel bewegter ist das militärische Leben im Zug bei der Nachtfahrt zurück. Meist Leichtverwundete. Alle frisch und lustig.

Montag, 7. Dezember.

Jetzt wird sehr energisch mit der Verbreitung von Mahnungen zur richtigen Ernährung und Sparsamkeit gearbeitet. Möchten doch alle helfen, Unkenntnis, Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit überall zu bekämpfen, wo sie sich finden.

Dienstag, 8. Dezember.

Auf den Plätzen erscheinen die ersten grünen Tannen. Man sieht sie mit einem Gefühl, in dem sich Freude und Widerstreben mischen. Die Heimatliebe begrüßt sie, wie alles, was zum vertrauten, immer gleichen Lebensrahmen gehört, in diesem Jahre mit besonderer Innigkeit. Und zugleich hat man etwas dagegen, daß ihr allzu pünktliches Erscheinen uns den gewöhnlichen stillen Kreislauf des Friedensdaseins vortäuschen will, der doch so ganz und gar durchbrochen ist.

Es heißt, der Papst wolle einen Waffenstillstand zu Weihnachten bei den Regierungen anregen. Gewiß wird in manchen Herzen der Gedanke ein Echo finden, daß in den heiligen Tagen nicht gekämpft werden soll. Soweit es möglich ist, wird vielleicht auch von selbst Ruhe in den Schützengräben herrschen, ohne ausdrücklichen Waffenstillstand. Aber ein Weihnachtswaffenstillstand — wenn ja doch die harte Notwendigkeit und der unerschütterte Wille zum Kampf weiterbesteht, das wäre doch fast eine fromme Selbsttäuschung.

In München ist der Karneval durch ein Verbot aller Tanzlustbarkeiten für dieses Jahr aufgehoben. Selbstverständlich.

Der Arbeitsmarkt hebt sich weiter. In Berlin zeigt sich bei den Krankenkassenmitgliedern eine neue Beschäftigungszunahme von 2,18 Prozent gegen die vorige Woche. Das ist aber zum Teil Weihnachtsgeschäft, was schon daraus hervorgeht, daß Waren- und Kaufhäuser einerseits, Luxusindustrie anderseits die stärkste Zunahme der Beschäftigungsziffer (bis über 4 Prozent) haben. Nachher wird also sicher ein Rückschlag kommen.

Mittwoch, 9. Dezember.

In den sozialistischen Monatsheften erscheint ein Aufsatz über die internationale Sozialdemokratie und den Krieg. Ein Nachweis, wie jetzt — im letzten Grunde ganz übereinstimmend mit der Idee des Sozialismus — die Sozialisten aller kriegführenden Staaten die Pflicht der Vaterlandsverteidigung erfaßt haben. Man denkt an das Wort des Friedensfreundes Jaurès, „daß das Proletariat nicht aus furchtsamer Selbstsucht, nicht aus knechtischer Feigheit und bürgerlicher Trägheit den Militarismus und den Krieg bekämpft, sondern daß es ebenso entschlossen und bereit ist, die volle Tätigkeitsentfaltung eines wahrhaft volkstümlichen und zweckmäßigen Armeesystems zu sichern, wie die Männer, die an dem Tage,

Digitized by Google

da die nationale Existenz auf dem Spiel stehen sollte, Millionen von Proletariern zum Kampf anzuführen haben". Im Sinne dieses Wortes haben sie alle gehandelt — über eine Doktrin hinweg, die ihrer Herkunft nach einer Zeit dürftigen Staatsbewußtseins und überschätzter Abstraktionen angehört. — — Außer dem unerfreulichen Herrn Liebknecht, der seine Stellungnahme im Reichstag mit einem Manifest begründet, in dem er sich als Gegner des Krieges an sich hinstellt. Er würde das wohl nicht tun, wenn er sich nicht allerhand Gefolgschaft dabei verspräche, die vielleicht im Augenblick noch durch die Parteidisziplin in Schranken gehalten wird.

Donnerstag, 10. Dezember.

Die Petroleumfrage wird in Berlin so behandelt, daß die Kleinhändler vom Großhandel ein bestimmtes Wochenquantum bekommen, das sie nur in kleinen Portionen ausgeben. Dabei wird grundsätzlich der Norden und Osten Berlins vor dem Westen bevorzugt, wo der Petroleumverbrauch wegen genügender anderer Beleuchtungsmöglichkeiten eigentlich ein Luxus ist. (Mit Ausnahme der Waschküchen, die aus technischer Rückständigkeit und Verbrauchsangst der Hausbesitzer auch in modernsten Häusern noch mit Petroleumlampen beleuchtet werden!) Freilich kann man so noch nicht verhindern, daß manche Leute sich bei verschiedenen Händlern in lauter kleinen Portionen Vorräte kaufen. Deshalb müßte man noch einen Schritt weiter gehen und Petroleum nur gegen Bezugskarten ausgeben, auf denen das entnommene Quantum vermerkt wird, und die in erster Linie den Bedürftigsten, zum Beispiel Heimarbeiterinnen, Handwerkern — allen Leuten ausgestellt würden, die das Licht für ihre Arbeit nötig haben.

Endlich scheint eine Zentralisation für die Heeresbedarfsdeckung durchgeführt zu werden. Es ist ein „Bekleidungsbeschaffungsamt" begründet, das die Funktionen der einzelnen Bekleidungsämter in sich vereinigen soll. — Die Angebote an dieses Amt gehen nicht direkt, sondern durch Handwerker- und Handelskammern. — Das hätte man schon vor vier Monaten machen sollen, dann wären Millionen erspart.

Vom Oberkommando der Marken sind Höchstpreise für den Kleinhandel mit Kartoffeln festgesetzt: 3,75 bis 4 ℳ für den Zentner. Das scheint fast etwas zu niedrig — — ob nicht wieder daraus Schwierigkeiten entstehen werden?

Der Bürgermeister von Rotterdam war in Berlin, wunderte sich — wie alle Neutralen — über den ruhigen Fortgang des Lebens hier, über die Scharen von wehrfähigen Männern, die noch im Lande sind, und aß seit vier Wochen hier bei uns zum ersten Male wieder Weißbrot (in Holland gibt es seit einem Monat nur ein Gebäck von Roggenmehl und Reis!).

In Aurich ist ohne Gegenkandidaten Herr Stresemann als Reichstagsabgeordneter gewählt. Dagegen hat es im badischen Landtagswahlkreis Donaueschingen das Zentrum nicht über sich gewonnen, auf den Wahlkampf um den Sitz des gefallenen nationalliberalen Abgeordneten Wagner zu verzichten — ein höchst widerwärtiges Schauspiel von Parteiegoismus! Hoffentlich schlägt die abstoßende Spekulation fehl! Heut ist die Wahl.

Die deutschen Flieger warfen über französischen Truppen und Ortschaften einen sehr geistvollen, schlagfertigen Aufruf an das französische Volk hinunter, der die Franzosen über ihre Bundesgenossen aufklärt. Er erinnert daran, daß Frankreich stets in dem Maße groß gewesen ist, als es gegen England kämpfte, spricht ironisch davon, daß jetzt die Gebete der französischen Soldaten zur Nationalheiligen, Jeanne d'Arc, für den Sieg der Engländer aufsteigen, und schließt mit den Sätzen:

Franzosen! Der Krieg, der jetzt wütet, ist nicht um eurer Interessen willen begonnen worden. Man hat euch der Handelspolitik Englands geopfert. Die englischen Diplomaten haben seit langem auf diesen Krieg hingearbeitet. Er ist in Wahrheit ein Krieg Englands, geführt, um die friedliche Arbeit eines gefährlichen Konkurrenten zu vernichten. England hat den eisernen Ring geschmiedet, den wir durchbrachen, indem wir in Belgien eindrangen. Um seine Existenz und seine Arbeit zu verteidigen, führt Deutschland die Sache, die die

Digitized by Google

eurer Vorfahren war. Wie einst sie, kämpfen wir für das freie Meer, für die friedliche Zusammenarbeit der Völker.

Gegen Frankreich kennen wir keinen Haß. Wir beklagen Frankreich, das durch die Engländer nach der Ohrfeige von Faschoda zum Prügelknaben gemacht wird.

Franzosen! Durch die Engländer werdet ihr bis zum Weißbluten gebracht.

Ein deutscher Flieger.

Dieser deutsche Flieger, der Verfasser des Aufrufs, ist unser Parteifreund Professor v. Schulze-Gävernitz, der als Freiwilliger bei den Fliegern steht. Wir freuen uns der Einheit des geistigen und militärischen Deutschland in diesem hübschen Dokument und wünschen, daß es einige Franzosen überzeugt.

Nachmittags eine Sitzung unserer Kommission für Arbeitbeschaffung. Wir haben in unseren Strickstuben seit ihrem Bestand (Anfang September) bis heute einen Umsatz von etwa einer Viertelmillion Mark. Nachher eine Besprechung landwirtschaftlich interessierter Frauen über die Möglichkeit besserer landwirtschaftlicher Beratung der Frauen, die jetzt allein wirtschaften müssen.

Freitag, 11. Dezember.

Die Nachricht von dem Untergang unseres Geschwaders. Man fühlt, wie alle schmerzlich und zornvoll daran tragen.

Fahrt zu einem Vortrag nach Weimar.

Über den Bahnsteig einer Station stolpert ein Trupp feldgrauer Soldaten. „Stolpert" — man kann es nicht anders nennen. Ihre Beine wissen mit dem glatten, müheloſen Asphalt noch nicht wieder Bescheid; sie denken noch an Sturzacker, Waldboden und morastige Landstraßen und vermögen sich noch nicht richtig in den Genuß der ungewohnten Bequemlichkeiten zu setzen. Vertragene, fleckige Uniformen; unrasierte Gesichter; harte, abgenutzte, schmutzige Hände — Spuren eines Lebens, das ganz und gar unter dem Gebot eherner Notwendigkeiten gestanden hat. Die Frauen sahen ihnen aus den Wagenfenstern nach und sahen einander an. Eine sagte: „Unsere Soldaten" — — nichts weiter. Und in jedem Gesicht war ein Ausdruck, der ungefähr dasselbe bedeutete.

„Unsere Soldaten." Wie viel millionenmal geht an jedem Tage ein Gefühl durch die Herzen, das sich in diesen Worten seinen einfachen, vielumfassenden Ausdruck suchte. Was liegt alles darin! Die Liebe und Sorge für die, die uns persönlich nahe sind, aber doch noch viel mehr: ein Gefühl, das sie alle umfaßt, als Gesamtheit, als Heer. Stolz und Dankbarkeit und Beschämung über die eigene Sicherheit, ein so starkes Bedürfnis, irgendwie mittragen zu können, und ein so inniges Mitfühlen all der Mühseligkeiten und Beschwerden, bei denen so viele — ach, unerreichbare Gelegenheiten für Frauenhilfe wären!

Sonabend, 12. Dezember.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, die vaterländischen Vorträge in der poesie- und erinnerungsvollen Herderkirche in Weimar zu veranstalten. Mit einem Orgelvorspiel und gemeinsamem Gesang nachher. Es ist schön, wenn die religiöse Bedeutung, die das Wort Vaterland für uns gewonnen hat, schon einfach in der Umgebung zum Ausdruck kommt.

Am Morgen war ich eine Stunde im Goethehaus. Man hat das anstoßende Gebäude mit dem Haus verbunden und dort die Sammlungen Goethes zum ersten Male aufgestellt. Der seltsamste Gegensatz zu dem, was uns jetzt erfüllt: der Eindruck dieses in sich reichen, nur aus eigenem Gut gespeisten, von keinem einzigen äußeren Ziel bedingten Lebens.

In der Einsamkeit und dem trüben Licht des regnerischen Wintermorgens standen die stummen Schätze dieses still und herrlich gefüllten Daseins da: die zahllosen Apparate zur Farbenlehre, die Schädelsammlung, die Zeichnungen zur Morphologie der Pflanzen, die geliebten Steine, und mir schienen sie umklungen von dem Wort, mit dem der Alternde den Inhalt seines Lebens an trüben Wintertagen einst für Frau von Stein so schön beschrieb: „der ich, wie sonst in Sonnenferne, Im Stillen liebe, leide, lerne." Niemals habe

Digitized by Google

ich so gefühlt, wie sehnsuchterregend schön und zugleich wie unmöglich für uns Heutigen die stille, große, in sich geschlossene Form dieses Daseins ist, wie stark wir anderen, gemeinsamen, außerhalb unserer selbst liegenden Zielen verpflichtet sind.

Sonntag. 13. Dezember.

Ein Leser macht im Anschluß an eine frühere Mitteilung der Heimatchronik über den Rückgang der Krankmeldungen bei den Kassen darauf aufmerksam, daß sich der Kriegszustand des Willens und der Selbstbeherrschung sogar bei den Gefangenen in einer erstaunlichen Abnahme der Krankmeldungen zeigt. Die „Ärztl. Sachverständigenztg." teilt mit, daß sich bei den hiesigen Kriminalgefangenen nicht halb so viele krank melden, als im vorigen Jahr um dieselbe Jahreszeit. Unser Leser erinnert an Kants Schriftchen über die Macht des Gemütes, Krankheiten zu heilen.

Dem Zentrum ist seine Spekulation auf den Wahlkreis Donaueschingen mißglückt. Der nationalliberale Kandidat hat gesiegt. Die Herren werden jetzt auch sagen: Hätten wir lieber die Ehre gerettet.

Die englischen Flieger warfen auf deutsche Soldaten Aufrufe herunter, die denen, die sich ergeben wollten, versprachen, daß sie von den Franzosen „in Städten mit einem milden Klima gut behandelt und reichlich verpflegt werden". Sehr bezeichnend für die Söldnerauffassung und die Unkenntnis über den Geist des deutschen Heeres.

Montag, 14. Dezember.

Der „Vorwärts" bringt — entsprechend der Forderung der Gewerkschaften — jetzt bemerkenswert mehr Berichte über die Sünden der ausländischen Genossen, zumal über die Entgleisungen des Herrn Vandervelde, und befleißigt sich auch sonst etwas mehr der Zurückweisung von Erfindungen über deutsche „Greuel", nachdem er sonst eifriger die von den anderen berichteten zurückwies. Die Feldpostbriefe von Parteigenossen, die der „Vorwärts" veröffentlicht, zeigen durchweg ein schönes Durchdrungensein von fester vaterländischer Gesinnung.

Dienstag, 15. Dezember.

Die Straßen haben ihr übliches Vorweihnachtsgepräge. Sogar die kleinen Buden mit den Blechsachen, mit Lichtern, Lametta und künstlichen kleinen Weihnachtsbäumen haben sich hoffnungsvoll an den alten Stellen angesiedelt und finden Zuspruch, trotzdem sie sichtlich an Beleuchtungsmöglichkeiten verloren haben.

Die Wünsche nach durchgreifender Versorgungsregelung werden immer zahlreicher und entschiedener. Die großen Angestellten- und Arbeiterverbände haben eine Reichszentrale für Konsumenteninteressen begründet, die im ganzen zirka 6 Millionen Mitglieder vertritt und die dreifache Aufgabe hat, den Preiswucher zu bekämpfen, die Konsumenten über ihre Pflichten hinsichtlich des Verbrauchs aufzuklären und bei Maßnahmen der Regierung die Interessen der Verbraucher zu vertreten.

Die Handelskammer von Stuttgart wünscht durchgreifende Regelung durch Reichsgesetz. Sie äußert sich folgendermaßen:

„Ein tatsächlicher durchgreifender Erfolg auf dem wichtigsten Gebiete der Konsumregelung ist unserer Auffassung nach nur denkbar, wenn von einer Zentralstelle im Reich aus eine planmäßige, auf die ganze Versorgungszeit bis zur nächsten Ernte berechnete und die einzelnen Gebiete des Reichs im Verhältnis zum sonstigen jeweiligen Bedarf versorgende Verteilung der noch an unentbehrlichen Nahrungsmitteln vorhandenen Vorräte vorgenommen wird, wobei selbstverständlich diese Zentralstelle durch sonstige geeignete Maßnahmen, soweit erforderlich, für eine Streckung dieser Vorräte durch zweckmäßige Heranziehung sonstiger Nahrungsmittel zu sorgen hätte. Zu diesem Zwecke erscheint es uns unerläßlich, daß sich das Reich in den Besitz aller vorhandenen Getreide- und Mehlvorräte unverzüglich setzt und damit das unbedingt nötige volle Verfügungsrecht und zugleich die Möglichkeit straffer Durchführung der erforderlichen Preispolitik erhält."

Digitized by Google

Wir haben hier stets dieselbe Forderung vertreten. Es zeigt sich immer deutlicher: Halbe und lückenhafte Maßnahmen wirken eher schädlich; wenn reguliert wird, dann durchgreifend und über alle Instanzen hinweg.

Mittwoch, 16. Dezember.

Eine Versammlung der Gesellschaft für soziale Reform erörterte gestern abend die Fürsorge für die Kriegsinvaliden. Schon vorher hatte das Rote Kreuz eine Besprechung der Frage in einem interessierten Kreise veranlaßt, als deren Ergebnis das Reichsversicherungsamt wahrscheinlich der Mittelpunkt der Invalidenfürsorge werden wird. Es zeigte sich auch in dieser Besprechung, wie unsicher noch alle Faktoren sind, mit denen die Invalidenfürsorge zu rechnen haben wird; die Zahlen, um die es sich handeln wird, können selbstverständlich nur geschätzt werden, und diese Schätzungen gehen enorm weit auseinander. Ebenso aber läßt sich auch über ihre Verwendungsmöglichkeiten, zumal in der Industrie, heute kaum etwas sagen. Das einzige, was als Notwendigkeit feststeht, ist 1. sorgfältigste Handhabung des Heilverfahrens mit dem Ziel der Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit; 2. eine langfristige Festsetzung der Rente, damit der Mann für einen neuen Anpassungsversuch Zeit und innere Ruhe hat; 3. ein Netz von Beratungsstellen über das ganze Reich, die eine wirtschaftlich, sozial, ärztlich sachverständige Fürsorge für den einzelnen ausüben können; 4. Kurse an städtischen und staatlichen Fachschulen, in denen der beschränkt erwerbsfähige Invalide Anleitung, eventuell orthopädische Erleichterung für eine Berufsausübung finden kann. Es wurde in der Erörterung auch der Gedanke vertreten, daß der Staat als solcher der berufene Arbeitgeber aller Kriegsinvaliden sei und die Pflicht habe, sie in seinem Dienst bezw. bei seinen Lieferungen unterzubringen. Ostwald vom Verein für soziale Kolonisation vertrat den Plan von Invalidensiedlungen auf dem Land. Dafür werden aber viele Invaliden selbst nicht zu haben sein.

Von allenthalben wird die Umgehung der Höchstpreisvorschriften für Getreide durch Aufgelder, Vergütungen für Säckeleihen usw. bestätigt. Außerdem wirke die Aussicht auf Steigen der Preise von Monat zu Monat selbstverständlich auf Zurückhalten der Vorräte. Die Verteilung der Vorräte auf Handel und Mühlen einerseits, auf den Landwirt andererseits zeigt deshalb jetzt ein ganz anderes Bild als sonst um diese Jahreszeit. Die Mühlen stocken und der Markt ist leer; bei den Landwirten häufen sich die Vorräte.

Donnerstag, 17. Dezember.

Mittags bei der Eröffnung einer Ausstellung des Roten Kreuzes für Verwundetenfürsorge ging schon das Gerücht von einem großen Siege Hindenburgs um. Als wir aus der Feier kamen, hißte das Reichstagsgebäude die Fahnen. Nicht lange, so kamen sie auch sonst in den Straßen zum Vorschein, besonders leuchtend und farbig in der rieselnden Gräue eines nassen Dezembertages.

Gestern abend hatten wir eine Versammlung der Köchinnen im Plenarsaal des Abgeordnetenhauses. Saal und Tribünen bis auf den letzten Platz voll, wohl 1500 Zuhörerinnen. Helene Lange sprach zu ihnen von den volkswirtschaftlichen Tatsachen der Volksernährung, und Frau Hedwig Heyl von den praktischen Küchenfragen. Sie sollten begreifen, daß Sparsamkeit mit Lebensmitteln heute nicht persönlicher Geiz der Herrschaften — der nächstliegende Köchinnenstandpunkt! — sondern nationale Pflicht sei, und daß sie dabei helfen müßten. Das scheint denn auch Eindruck gemacht zu haben. Übrigens machen auch unsere Frauenvereine in anderen Städten dasselbe, Hamburg zum Beispiel. Wir haben zahllose Merkblätter, Kriegskochbücher und wirtschaftliche Küchenkatechismen verteilt. Ein schönes eindringliches buntes Plakat, das hat die Überschrift „Krieg und Küche" und heißt: Eßt Kriegsbrot. Kocht die Kartoffeln in der Schale. Kauft keinen Kuchen. Seid klug, spart Fett. Kocht mit Kochkiste. Kocht mit Kriegs-Kochbuch. Helft den Krieg gewinnen. Diese ganze Arbeit unter den Hausfrauen zündet ganz über Erwarten. —

Digitized by Google

Die Brotkorbverfügung des Oberkommandos in Berlin für die Gastwirtschaften soll verbunden mit der Sperrung des Backens nach 2 Uhr mittags eine Brotverbrauchminderung von 20 bis 30 Prozent gebracht haben.

Freitag, 18. Dezember.

Mietseinigungsämter sind nun auch durch eine Bundesratsverfügung den Bundesregierungen empfohlen. Dabei werden die Forderungen des Schutzverbandes der Grundbesitzer abgelehnt, als ein zu starker Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Gemeinden. In Berlin funktionieren die Einigungsämter ganz gut. Allerdings haben unsere Helferinnen mit den Vorverhandlungen mit den Wirten eine Riesenarbeit, da sich keiner der sonst mitarbeitenden Ehrenbeamten gern zu dieser Aufgabe bereit findet.

In der Kriegsfürsorge sieht man nach und nach allerlei sozialpsychologisch interessante Erscheinungen. Bei den Wehrmannsfrauen z. B. sehr viel Tüchtigkeit und Tapferkeit, aber doch auch bei manchen ein gewisses Sichgehenlassen, das mit dem Aufhören der festen Hausordnung bei Abwesenheit des Mannes zusammenhängt. Sie kommen morgens nicht aus dem Bett, kochen kein Mittagessen, lassen die Wohnung verwahrlosen. Andere wieder können mit Geld nicht selbständig umgehen, weil sie nie über größere Summen allein zu verfügen hatten. Wenn sie ihre Kriegsunterstützung bekommen, kaufen sie sich erst einmal irgend etwas Unnötiges, was sie sich schon lange gewünscht haben, und nachher kommen sie dann nicht aus.

Sonnabend, 19. Dezember.

Die Zahl der unterstützten Kriegerfamilien ist in Berlin auf 74 000 gestiegen, die Ausgaben im November auf 3,6 Millionen Mark.

Schön ist diesmal die Stimmung über Hindenburgs Sieg. Stiller und verhaltener als bei dem Jubel der Sommermonate, aber um so erhobener und dankbarer.

Das Aufgebot des Landsturms macht sich durch weitere Lücken auf dem Arbeitsmarkt, durch starke Erhöhung der Kriegsunterstützungen und regeren Besuch unserer Beratungsstellen fühlbar. Die Frauen sind aber weit ruhiger als die der zuerst Eingezogenen. Wenn sie auch alle jetzt eine deutlichere Vorstellung von den Schrecken des Krieges haben, so beängstigt sie doch nicht mehr in dem Grade die Ungewißheit ihres Schicksals.

Aus einer Textilstadt der Provinz kommt die Bitte, Arbeiterinnen dorthin zu entsenden. Der Frauenverein wird ihre Unterbringung übernehmen. Es scheint fast, als schlüge die Arbeitslosigkeit nun doch in immer größerem Umfang in ihr Gegenteil um.

Seit der ungeheuer populären Köchinnenversammlung am Mittwoch kommen Hunderte von Briefen mit Anfragen nach Verhaltungsmaßregeln — aus Berlin und von außerhalb.

Sonntag, 20. Dezember.

Der letzte Sonntag vor Weihnachten sieht in Berlin genau so aus wie jedes Jahr. Abgesehen von den geschmacklosen, aber volkstümlichen Darstellungen aus dem Soldatenleben in den Schaufenstern der Warenhäuser (angesichts deren neulich jemand sagte, er verstehe jetzt erst ganz den Sinn des Gebotes „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen") — abgesehen von all den furchtbaren Kriegsatrappen sieht alles genau so aus wie sonst. Auch derselbe Eifer des Einkaufens, der sonst wohl das Kopfschütteln volkserziehlich gestimmter Menschen hervorgerufen hat. Und die Weihnachtsnotwendigkeiten bis zu dem ausländischen Wintergrün — Eukalyptus z. B. — sind alle vorhanden. Nur die der englischen Weihnachtssitte entlehnte Mistel sieht man nicht.

Montag, 21. Dezember.

Es ist sehr erfreulich, wie allgemein und lebhaft der Wunsch der Hausfrauen ist, sich in ihrem Verbrauch kriegsmäßig einzurichten. Sie fragen scharenweis nach Anleitungen

Digitized by Google

und Ratschlägen. Sie zu geben ist allerdings immer noch gar nicht leicht. Außer den paar klaren Grundforderungen über Weißbrot, Fett usw. ist alles unsicher und zweifelhaft. Man weiß zu wenig Gewisses über die vorhandenen Vorräte und hört, zumal über Kolonialwaren, die widersprechendsten Urteile. Vielleicht wird die Zentrale für Konsumenteninteressen etwas mehr darüber feststellen können.

Im Osten herrscht großer Mangel an Arbeitskräften. Das stellvertretende Generalkommando des 5. Armeekorps in Posen teilt in der Presse mit, daß Monteure, Maschinisten, Motorpflugführer, Schmiede, Stellmacher, landwirtschaftliche Arbeitskräfte jeder Art, und beinahe alle Arten von Handwerkern fehlen. Merkwürdigerweise fordert das Generalkommando die Gesuchten auf, sich direkt in Posen „unter Angabe näherer Familienverhältnisse" zu melden. Gibt es keine Arbeitsnachweise? Und haben wir nicht die Reichszentrale der Arbeitsnachweise, die den Austausch der Arbeitskräfte vermitteln soll??

Als einer von vielen Akademikern ist der Altphilologe der Kieler Universität Professor Sudhaus mit 51 Jahren vor dem Feinde gefallen. Bei der kurzen Lebensbeschreibung, die in den Zeitungen stand, denkt man: welch ein typisch deutsches Gelehrtenleben! Oberlehrersohn aus einer pommerschen Kleinstadt, zehn Jahre Gymnasiallehrer — zähe, wissenschaftliche Arbeit neben der pädagogischen, bis er sich habilitieren kann. Als Stipendiat des Archäologischen Instituts ein Jahr in Griechenland. Arbeiten über Epikur, Philodemus, Plautus und Menander. Auf der Höhe seiner geistigen Kraft und Leistung unbekümmert vor den Feind und in den Heldentod.

Dienstag, 22. Dezember.

Das Verschwinden des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für Metz, Dr. Weill, findet seine Aufklärung in einer Zuschrift des Dr. Weill an den „Figaro", in der er sagt, daß er seit dem 15. August der französischen Armee angehöre. Eine seltsame Begriffsverwirrung in dieser in romanisierendem Pathos gehaltenen Erklärung, die den ungeheuerlichen Schritt vom deutschen Reichstagsabgeordneten zum französischen Kriegsfreiwilligen rechtfertigen soll. (Er hat sogar vergessen, sein Mandat niederzulegen!) Der antimilitaristische Sozialist, der im Namen der Internationale und des Völkerfriedens freiwillig im Heer der Feinde des Landes in den Krieg zieht, das er als Reichstagsabgeordneter vertritt — — mehr innere Widersprüche lassen sich wohl kaum in einem Schritt zusammenfassen.

Das Oberkommando der Marken hat für Silvester strenge Bestimmungen erlassen. Elf-Uhr-Schluß aller Theater, Tanzverbot, Ein-Uhr-Schluß aller Lokale, Verbot aller Reden und Vorträge. Man könnte betrübt sein, daß solche Bestimmungen notwendig sind, um den großstädtischen Silvesterunfug zu verhindern; aber es ist wohl richtiger, es nicht darauf ankommen zu lassen, ob die üblichen Rowdyzüge der Silvesternacht aus Mangel an Beteiligung von selbst unterbleiben werden.

Man sieht doch mit einigem Befremden den Weihnachtsbetrieb in Straßen und Läden und wundert sich, mit welcher inneren Behäbigkeit die Leute ihre Einkäufe machen. Es ist fast schmerzlich, daß die Fähigkeit, das, was draußen geschieht, mitzuerleben, doch bei vielen nicht stark genug ist, um sie dem Gewohnheitsmäßigen zu entheben. Das Leben daheim nimmt sie auf die breiten, trägen Fluten seiner Alltagsgenüsse, und sie lassen sich treiben, ohne daß die ferne blutig ernste, ungeheure Wirklichkeit ihnen so nahe kommt, um ihnen das unmöglich zu machen.

Eine Amerikanerin, die in diesen Tagen von England hier nach Berlin kam, sagte aber doch ganz erstaunt: „Hier in Deutschland nehmt Ihr den Krieg so ernst — in England denkt man gar nicht so viel daran." Sie hatte sich noch nicht recht vorgestellt, daß bei uns aus jeder Familie irgend jemand draußen ist.

Mittwoch, 23. Dezember.

Die sozialdemokratische Parteileitung hat die in Aussicht gestellte Erklärung zu dem Fall Weill abgegeben, d. h. ihm ohne Umschweife bescheinigt, daß er sich „durch diese aufs

Digitized by Google

schärfste zu verurteilende Handlung selbstverständlich außerhalb der sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Reichstagsfraktion gestellt habe."

Eine Weihnachtsfeier in einem Lazarett. Die Soldaten selbst stellten lebende Bilder. Unter der Überschrift „Weihnachten im Felde" ein Biwak mit dem gefühlvollen Mittelstück eines langlockigen segnenden Weihnachtsengels, den ein bartloser Jüngling mit sehr viel Standhaftigkeit darstellte. Schwieriger war schon in einem Bilde der heiligen Nacht die Maria, die mit riesigen Fäusten ihr winziges Kindlein umklammerte. Wie jung und knabenhaft erscheinen einem diese Burschen, von denen so unsagbar viel gefordert wird!

Donnerstag, 24. Dezember.

Draußen gibt es keine Weihnachtsruhe. Es wird weiter gekämpft in Flandern und Polen und Frankreich. Und auch daheim gibt der Krieg keine Festruhe: gerade heute gehen Landsturmleute hinaus.

Ein Trupp neueingekleideter älterer Männer zieht durch die beschneite Straße — Frauen mit Kindern auf dem Arm und an der Hand geben ihnen das Geleit zum Bahnhof. Helme und Monturen mit Tannen geschmückt, Zweigen vom heimatlichen Weihnachtsbaum. Die Vorübergehenden jubeln ihnen nicht zu wie einst den jungen Scharen, die mit den bunten Sommerblumen im Knopfloch durch die sonnigen Straßen marschierten. Aber alle ziehen den Hut und viele gehen ein Stück mit, kaufen noch schnell im Vorübergehen Zigarren und verteilen.

Unter den wehenden Schneeflocken diese bärtigen Männer mit ihrem Tannenschmuck! Das ist ein unvergeßliches Bild vom Weihnachtsabend 1914.

Freitag, 25. Dezember.

Es taucht ein zweites Heer in den Straßen auf: das sind die Jungen in den feldgrauen Monturen, die sie zu Weihnachten bekommen haben. Winzige Männlein, die noch gar keine richtigen zwei Beine haben, stecken schon in grauen Höschen und stolpern glückselig über den funkelnden Säbel. An allen Straßenecken knallen die Gewehre, dröhnen die Trommeln, laufen neu formierte Bataillone dem friedlichen Bürger zwischen die Beine. — —

Briefe und Grüße von allen Fronten, von der Angerapp, aus dem Elsaß und von Reims. Wenn die Arbeit hier zu Hause ein wenig aufhört, lebt man eigentlich ganz und gar mit da draußen. Nichts ist so stark wie diese Bilder, die immer mit einem gehen.

Sonnabend, 26. Dezember.

Eine seltsame Leere: ein Tag ohne Zeitungen. Man kommt ja doch nicht von der Welt da draußen los.

Eine Bahnfahrt zu einem Weihnachtsbesuch. Jeder zweite Mensch ist ein Soldat. Auf allen Stationen wird Weihnachten gefeiert. In den für die durchreisenden Truppen eingerichteten Erfrischungsstationen brennen Weihnachtsbäume, und jeder Uniformierte, dessen die den Zug entlang rennenden Helferinnen habhaft werden können, bekommt irgendein zierliches grün-silbernes Bündelchen mit nahrhaftem Inhalt eingehändigt. In den Soldatenabteilen sieht es aus wie bei einem großen Julklapp. Sie sitzen schmunzelnd unter ihren Schätzen und essen unglaubliche Sachen durcheinander.

Daneben viele ernste Kriegsbilder. Eine Frau, die ein Telegramm in das Lazarett nach Insterburg ruft. Eine andere in Witwentrauer mit drei kleinen Soldatenbuben, ein Vater, der vom Tode seines Sohnes aus einem westlichen Lazarett kommt. Der ganze Zug, Abteil für Abteil, ist irgendwie von Krieg erfüllt.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauen und der Krieg.

* **Krieg und Küche.** Der Nationale Frauendienst Berlin hatte am 16. Dezember eine Versammlung der Köchinnen einberufen, um sie über die Notwendigkeit sparsamen Lebensmittelverbrauchs aufzuklären. Die Einladung zu dieser Versammlung wurde nicht nur durch die Presse, sondern auch durch Handzettel verbreitet, die auf den Wochenmärkten verteilt wurden. Die Einladung hatte folgenden Wortlaut: Überschrift: „Krieg und Küche." „An die Köchinnen Groß-Berlins. Der Kriegsdienst in der Küche verlangt, daß Sie sich am Mittwoch, den 16. Dezember, abends 8½ Uhr pünktlich im Plenarsaal des Abgeordnetenhauses (Eingang Prinz Albrecht-Straße 5 oder Leipziger Straße 4) einfinden, um dort zu hören, wie auch Sie helfen können, den **Krieg zu gewinnen.** Ansprachen werden halten: Fräulein Helene Lange, Frau Hedwig Heyl. Nationaler Frauendienst, Abteilung Berlin." Den Hausfrauen wurde ein ähnliches Blatt übersandt, in dem die Bitte ausgesprochen wurde, ihre Köchinnen zum Besuch anzuregen und für die Zeit zu beurlauben. Tatsächlich war der Plenarsaal mit sämtlichen Tribünen voll besetzt, trotzdem Ankündigung und Propaganda erst am Montag eingesetzt hatten. Vor der auf das lebhafteste interessierten Zuhörerschaft stellte Fräulein Helene Lange die volkswirtschaftliche Notwendigkeit sparsamen Lebensmittelverbrauchs dar, während Frau Heyl den „Kolleginnen" praktische Anleitungen für die Küche gab. Merkblätter wurden in großer Zahl verteilt, das „Kriegskochbuch" von Frau Heyl wurde bei lebhaftester Nachfrage verkauft. Die Versammlung fand in der Presse weitesten Widerhall und hatte eine ganze Flut von schriftlichen Anfragen aus Berlin und von außerhalb bei der Abteilung Berlin des Nationalen Frauendienstes zur Folge. Auch in anderen Städten hat man mit der wichtigen Propaganda bei den Köchinnen schon begonnen. In Hamburg sind z. B. zwei Besprechungen in kleinerem Kreise mit je etwa 100 Köchinnen schon gewesen, und es wird eine größere öffentliche Versammlung folgen.

* **Einführung der Kochkiste.** Unter dem Namen „Kochkiste" hat sich eine Unterabteilung der Lebensmittelkommission des Nationalen Frauendienstes Frankfurt a. M. gebildet. Um der Frankfurter Bevölkerung, ganz besonders aber den auf Erwerb angewiesenen Frauen, den wirtschaftlichen Wert und die vielseitige Verwendbarkeit der Kochkiste vor Augen zu führen, wurde am 12. August 1914, Fahrgasse 52 I, eine Betriebs- und Auskunftsstelle eröffnet, in der täglich von 9 bis 1 und 4 bis 7 Uhr gearbeitet wird. Durch Aushängen von Plakaten an geeigneten öffentlichen Verkehrsstellen und durch Verteilung von kurzen Flugblättern wird das Publikum dauernd auf das Unternehmen aufmerksam gemacht. Daneben setzt eine noch wirksamere Propaganda durch Vorträge in Schulen und Vereinen ein. Die städtische Schulbehörde hat in dankenswerter Weise die Schulküchen zu Vorführungen in den verschiedenen Stadtvierteln zur Verfügung gestellt. In Form von Mütterabenden wird im Laufe des Winters in und um Frankfurt der Verbreitung der Kochkiste gedient. Von einzelnen Schulen kommen die im letzten Schuljahr stehenden Mädchen unter Führung ihrer Haushaltslehrerin in unsere Betriebsstelle, um die dort gewonnenen Anregungen in ihre Familien tragen zu können. In den Knabenhorten sollen die Zöglinge Kochkisten als Weihnachtsgeschenk für ihre Mütter anfertigen.

1500 Besucher sind vom 12. August bis 31. Oktober in der Betriebsstelle belehrt worden. 300 Kochkisten wurden in dieser Zeit teils kostenlos, teils zum Herstellungspreise abgegeben. Mindestens ebenso groß ist die Zahl derer, die

Digitized by Google

sich daheim selbst Kisten nach unserer Angabe hergestellt haben. Um die dauernde Verwertung der durch uns vermittelten Kochkisten zu sichern, steht ein Stab geschulter Frauen bereit, die sich den weiterer Belehrung zugänglichen Abnehmern auch in ihrer eigenen Häuslichkeit helfend zur Verfügung stellen. Unter dem Namen „Außendienst" wird solche Hilfe in ziemlichem Umfange geleistet.

Durch planmäßige Hilfe von Armen-, Haus- und Wochenpflegerinnen, Hebammen, Gemeindeschwestern und ähnlichen Persönlichkeiten, die berufsmäßig oder in Ausübung freiwilliger Liebestätigkeit in die Häuser der Unbemittelten kommen, soll die Verwertung der Kochkiste gewährleistet werden. Als erfolgreiches Mittel, Vorurteile zu bekämpfen und Verständnis für die wirtschaftlichen und hygienischen Vorteile der Kochkiste zu erwirken, haben sich unsere Lehrkurse erwiesen, die gleichzeitig der Belehrung über ausgiebigste Obst- und Gemüseverwertung dienen. Diese Kurse von dreitägiger Dauer erfreuen sich noch immer großer Teilnahme von Frauen des Mittel- und Arbeiterstandes und werden so lange abgehalten, als Obst und Gemüse zum Dörren und Einmachen vorhanden ist. Erfreulich zeigt es sich bei dieser Art von Belehrung, wie sehr der Wille zur Selbsthilfe bei unseren Frauen des Volkes vorhanden ist, und wie hoch sie selbst den moralischen Wert anschlagen, der darin liegt, die Familienmitglieder zum gemeinsamen Mittag- und Abendbrot zusammenzuhalten. Der Erhaltung des eigenen Heims durch erleichterte und bessere Haushaltsführung dient somit unsere Arbeit in allererster Linie.

Um das täglich zur Belehrung gekochte Essen und die zur Verfügung gestellten Räume gut auszunützen, entwickelte sich die Einrichtung von Mittagstischen, die der Kommission für alleinstehende Mädchen und Frauen und der Kommission für unentgeltliche Mittagstische zur Verfügung gestellt wurden. Dank der Ausgiebigkeit und Vollwertigkeit der in der Kiste hergestellten Speisen sind wir in der Lage, ein reichliches, nahrhaftes, wohlschmeckendes Mahl unter häufiger Verwendung von Fleisch für 20 ₰ pro Person abzugeben. Vom 20. August bis 30. Oktober wurden 2680 Portionen verabfolgt.

Die leicht zu erkennende Ersparnis an Heizmaterial, Zeit und Kraft, die Güte und Schmackhaftigkeit unserer Speisen hat bewirkt, daß auch in verschiedenen Küchen Frankfurts, die der billigen oder unentgeltlichen Abgabe von Speisen dienen, Kochkisten zur Verwendung kommen, so daß auch ihrer Verbreitung zur Massenverpflegung mit unserer Einrichtung gedient wird. Eine ausgiebigere Verwertung unserer Speisen für stillende Mütter und Schwangere ist vorgesehen.

Durch Bekanntgabe unserer Arbeit nach außen und Beantwortung aller Anfragen, die an uns ergehen, hoffen wir zu ähnlichen Veranstaltungen in anderen Städten anzuregen. Die Hilfe tatkräftiger Frauen, die das Gebiet der Haushaltstätigkeit praktisch und geistig zu erfassen wissen, ist dazu nötig! Von der Leitung geschieht alles, solche Kräfte immer mehr zu gewinnen und heranzubilden. Neben stark durchgeführter, freiwilliger Arbeit wird in unserem Betriebe auch bezahlte Arbeit geleistet; dies gilt auch für die Herstellung der Kisten. Hierbei werden Handwerk und Industrie soweit wie möglich berücksichtigt, wenngleich der Schwerpunkt darin liegt, zu zeigen, wie die neue Art des Kochverfahrens kostenlos auch in dem einfachsten Haushalt einzuführen ist. Das Buch: die Kochkiste von Frau Marta Back (Turm-Verlag Preis 30 ₰) leistet bei der Verbreitung unserer Sache wertvolle Dienste.

An Geldbeihilfen sind uns zur Einrichtung und zum Betriebe seitens des Nationalen Frauendienstes bis zum 31. Oktober 550 ℳ ausgezahlt worden. Eine zweite Betriebsstelle ist Mitte November in Bornheim errichtet.

* **Das Hausfrauenflugblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine** ist vom Magistrat der Stadt Danzig in etwas verkürzter Form als Maueranschlag verwendet. Unterzeichnet vom Magistrat und vom Nationalen Frauendienst Danzig.

Flugblätter zur Ernährungsfrage.

1. „Ernährungsmerkblatt", unentgeltlicher Bezug durch die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt", Berlin W. 50, Augsburger Str. 61.
2. Hausfrauenflugblatt.

Preis für	100 Stück	0,90 ℳ	einschließlich Porto.
	200 „	1,60 „	
	500 „	3,75 „	
	1000 „	6,50 „	
	2000 „	12,25 „	

3. Flugblatt für Köchinnen (Preis wie 2).
4. Flugblatt für Schülerinnen der höheren Mädchenschulen (Preis wie 2).
5. Schulkinderflugblatt (mit schwarz-weiß-rotem Rand).

Preis für	100 Stück	1,40 ℳ	einschließlich Porto.
	200 „	2,40 „	
	500 „	5,75 „	
	1000 „	10,— „	
	2000 „	19,— „	

Digitized by Google

Sämtlich (2 bis 5) zu beziehen bei W. Moeser, Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34/35.

5. Buntes Plakat: Krieg und Küche. In der Küche aufzuhängen. Preis für das Stück mit Porto 20 ₰ (zu beziehen: Nationaler Frauendienst, Berlin, Augsburger Str. 61).

* **Obstverwertungszentrale des Landesfrauenvereins.** Die Anregung des Bundes Deutscher Frauenvereine betreffend die Obstverwertung hat allenthalben tatkräftige Durchführung gefunden. Ein Beispiel, wie sie in einem kleinen Bezirk durchgeführt worden ist, ist das folgende:

Die Obstverwertungszentrale des Landesfrauenvereins im Peterschen Verwaltungsgebäude in Corbach hat mit dieser Woche ihre Tätigkeit eingestellt. Es wurden im ganzen gewonnen etwa:

Apfelmus	1500	Pfund
Birnenmus	120	„
Zwetschgenmus	160	„
Apfelsulz	300	„
Apfelmarmelade	200	„
Waldeckisches Apfelkraut	370	„
Marmelade von Apfel und Kürbis	320	„
Marmelade von Hagebutten	330	„
	3300	Pfund

Dazu

in Weck eingemachte Früchte	300	Gläser
Obstsäfte (Apfel, Holunder)	200	Flaschen
An Dörrobst	750	Pfund

Ferner in einer im Fürstlichen Residenzschloß in Arolsen errichteten Zweigstelle:

Apfelsulz	200	Pfund
Apfelmarmelade	120	„
Marmelade von Apfel und Kürbis	150	„
Marmelade von Hagebutten	530	„
	1000	Pfund

An Obstsäften (Apfel, Holunder, Schlehen)	50	Flaschen
Hagebuttenwein	100	„
Schlehenlikör	30	„

Dieser Ertrag ist um so erfreulicher, als es sich durchweg fast nur um nicht marktfähiges Obst und Wildobst handelt.

* **Konsumentenerziehung in Kriegszeiten 500 Jahre v. Chr. — ein Beispiel!** Unter den Erzählungen des Altertums von Heraklit findet sich die folgende: „Die Epheser waren an Wohlleben und Vergnügen gewöhnt, als aber gegen sie Krieg sich erhob, versetzte eine Umschließung der Perser ihre Stadt in Belagerung. Sie aber vergnügten sich auch so nach ihrer Gewohnheit. Es fingen aber die Lebensmittel an in der Stadt zu mangeln. Als der Hunger stark auf ihnen lastete, versammelten sich die Städter, um zu beraten, was zu tun sei, daß der Lebensunterhalt nicht fehle; aber zu raten, daß sie ihr Wohlleben einschränken müßten, wagte keiner. Als sie darüber alle versammelt waren, nahm ein Mann, namens H., Gerstengrütze, mischte sie mit Wasser und aß sie unter ihnen sitzend, und dies war eine stillschweigende Lehre dem ganzen Volk. Es sagt die Geschichte, daß die Epheser sofort ihre Zurechtweisung merkten und keiner anderen Zurechtweisung bedurften, daß sie etwas am Wohlleben mindern müßten, damit die Speise nicht abnähme. Als aber ihre Feinde hörten, daß sie gelernt hätten, ordnungsmäßig zu leben und die Mahlzeiten nach Herakleitos Rate hielten, brachen sie von der Stadt auf, und während sie Sieger waren durch die Waffen, räumten sie das Feld vor der Grütze des Herakleitos."

Verschiedenes.

* **Der Buchbinderei des Lette-Vereins** ist vom Preisgericht der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe, Leipzig 1914, der Goldene Preis zuerkannt worden. Die Zöglinge dieser Buchbinderei sind ausschließlich Frauen; an der Spitze steht ebenfalls ein weiblicher, vor der Handwerkskammer geprüfter Buchbindermeister.

* **Reichsbeihilfe für Wöchnerinnen.** Der Beschluß des Bundesrates, eine Wochenhilfe für Ehefrauen im Krieg stehender Männer zu schaffen, ist allseitig mit großer Freude begrüßt worden, da er einen ersten Schritt bedeutet auf dem Wege der Anerkennung der Mutterschaftsleistung für den Staat. Die Unterstützung besteht in Hilfe durch Hebammen oder Arzt, sowohl bei der Entbindung als auch schon vorher bei etwaigen Schwangerschaftsbeschwerden, ferner in einem Wochen- und Stillgeld. Das Wochengeld soll in Höhe von 1 ℳ auf jeden Tag für acht Wochen gezahlt werden. Stillgeld in Höhe von 50 ₰ täglich erhalten die Wöchnerinnen, solange sie ihre Säuglinge selbst stillen, bis zur Dauer von 12 Wochen nach der Niederkunft. Die Krankenkassen vermitteln diese Leistungen und erhalten einen Ersatz dafür aus der Reichskasse. Für Behandlung bei der Entbindung werden in jedem Einzelfalle 25 ℳ, für die von Schwangerschaftsbeschwerden bis 10 ℳ gewährt. Die Kassen können den Arzt oder die Hebamme unmittelbar gewähren. Wochenhilfe wird auch dann gewährt, wenn der Ehemann bei seinem Eintritt in den Kriegsdienst von seinem Rechte der freiwilligen Weiterversicherung keinen Gebrauch gemacht hat. Nach dem Beschluß soll diese Unterstützung allen

Digitized by Google

denjenigen Frauen im Falle der Entbindung, sowie für die Zeit nach ihrer Niederkunft aus Reichsmitteln gewährt werden, deren Ehemänner während des gegenwärtigen Krieges, Reichs-, Kriegs-, Sanitäts- oder ähnliche, also nicht etwa zu Erwerbszwecken bestimmte Dienste leisten, soweit die Männer zum Kreise der gegen Krankheit versicherten Personen gehören. Die letzte Bestimmung schließt nun leider einen sehr bedeutenden Prozentsatz der Ehefrauen von dieser segensreichen Einrichtung aus, deren wirtschaftliche Lage keine bessere ist, als der Ehefrauen, deren Männer durch ihr Berufsverhältnis Mitglieder der Krankenkasse sind. Es bleiben nach diesem Beschluß ununterstützt alle Ehefrauen der kleinen Bauern, der Handwerker, der Kaufleute, wie aller in bescheidenen Verhältnissen lebenden Selbständigen, die nicht unter die Versicherungspflicht fallen und doch häufig nicht über eine höhere Einnahme als 2500 ℳ zu verfügen haben. Es wäre dringend zu wünschen, daß in irgendeiner Form auch für diese Kreise die Wochenhilfe ermöglicht würde.

* **Unsere alten Freunde.** Mit den Kriegsergüssen des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation bezw. seiner Mitglieder abzurechnen haben wir bisher vermieden, trotzdem verschiedene derartige Dokumente in unsere Hände kamen. Auch diesmal wollen wir ein Rundschreiben, das der Vorstand erlassen hat und die „Gleichheit" z. T. abdruckt, nur niedriger hängen, damit es sich in den Augen aller anständigen Leute von selbst richte.

„Unsere Frauenrechtlerinnen machen sogar den offenen Versuch," so heißt es da, „die Kriegszeiten in ihrem Sinn auszunützen; die neubegründete Organisation des ‚Nationalen Frauendienstes', bei der ein auffälliges Gewicht auf die Teilnahme an Arbeiten innerhalb der Gemeindeverwaltung und auf das Eindringen in solche Berufe gelegt wird, die sonst den Männern vorbehalten waren, zeigt deutlich die Eigenschaften frauenrechtlerischer Tätigkeit, deren Ziel die Erringung des kommunalen Wahlrechts der Frauen ist..... Gegenüber den bestehenden, besonders für den Kriegsfall eingerichteten vaterländischen Organisationen bedeutet der ‚Nationale Frauendienst' geradezu ein Unrecht. Seine Pflicht wäre es gewesen, die deutsche Einheitlichkeit mehren zu helfen, und wenn er wirklich nötig war, so mußte er sich überall dem ‚Roten Kreuz' unterstellen, wie es andere selbständige Organisationen auch getan haben."

Der Bund entnimmt der Tatsache, daß Tausende von Frauen im Dienst der kommunalen Kriegsfürsorge seit dem 1. August tagaus, tagein arbeiten, nur einen Grund mehr, vor der Frauenbewegung zu warnen, die um so gefährlicher sei, da sie „trotz ihrer inter- und antinationalen Grundtendenzen sich heute hier und da nationale Verdienste erwirbt."

Die unverhohlene Betrübnis der Gegner über unsre patriotische Arbeit, die in der geraden Linie aller bisher schon von der Frauenbewegung geleisteten sozialen Tätigkeit liegt, kennzeichnet am besten den Geist ihres Kampfes. Wir haben keinen Grund, zu bedauern, daß die Herren sich in dieser Zeit durch ihr Anschreiben ein so ehrenvolles Zeugnis selbst ausgestellt haben. Im Gegenteil!

Versammlungen und Vereine

Nationaler Frauendienst Mannheim.

Bei Kriegsbeginn wurde der Vorteil des bereits in Friedenszeiten vollzogenen Zusammenschlusses sämtlicher Frauenvereine und aller anderen Organisationen, in denen Frauen an leitender Stelle stehen, sogleich fühlbar. Denn es mußte nicht erst eine Neuorganisation geschaffen werden, sondern man konnte auf der altbewährten und erprobten Grundlage des Vereinsverbandes alles aufbauen, was an Frauenkriegshilfe — außerhalb des Roten Kreuzes — zu leisten war. Der Mannheimer Vereinsverband, der sich, um den Zusammenhang mit der großen deutschen Frauenbewegung auch nach außen hin zu kennzeichnen, für die Dauer der Kriegszeit den Namen „Nationaler Frauendienst" gab, erließ sofort nach der Mobilmachung einen Aufruf an die Frauen Mannheims, in dem diese aufgefordert wurden, ihre Kräfte an irgendeiner Stelle in den Dienst der Kriegshilfe zu stellen. Die erste praktische Arbeit, an die man sofort heranging, war die Einrichtung von Kriegskinderhorten, in denen die Kinder nach einem von Frau Liese Lenel genau ausgearbeiteten Plan nicht nur Aufenthalt und Beschäftigung finden, sondern auch beköstigt werden sollten. Die Einrichtung dieser Horte hat sich besonders während der Zeit der Schulferien sehr bewährt. Nach deren Ablauf ist ihre Zahl eingeschränkt worden, sie bestehen aber noch immer und erweisen sich als eine Wohltat für alle die Kinder, deren Mütter tagsüber Arbeit und Verdienst gefunden haben und sich daher der Beaufsichtigung der Kinder nicht zu widmen vermögen. In der Erkenntnis der Tatsache, daß

Digitized by Google

bei Kriegsbeginn durch Einstellung freiwilliger Hilfskräfte, welche anderen, auf das Verdienen angewiesenen Personen den Verdienst raubten, von mancher Seite schwere Fehler begangen seien, wandte sich der Nationale Frauendienst Mannheim Mitte August an das Post- und Straßenbahnamt mit der Bitte, ihre freiwilligen Hilfskräfte zu entlassen und an ihre Stelle möglichst viele bezahlte Kräfte einzustellen. Beide Anstalten sagten in ihrem Antwortschreiben tunlichste Berücksichtigung dieses Wunsches zu und haben ihm auch inzwischen entsprochen. — Eine andere von zwei Vorstandsmitgliedern des Nationalen Frauendienstes, Frau Alice Bensheimer und Frau J. Gießler, ins Leben gerufene Einrichtung war die „Hausspeisung", durch die einer größeren Anzahl bedürftiger Frauen und Kinder während der Kriegszeit Freitische in Familien gewährt werden. Mitte November wurden täglich 360 Personen auf diese Weise gespeist. Manche Hausfrauen haben die eingegangene Verpflichtung zur Hausspeisung dadurch abgelöst, daß sie Volksküchenmarken zur Verfügung stellten. — Die weitaus größte Einrichtung des „Nationalen Frauendienstes" ist seine Nähstube, die zunächst in Räumen der Handelshochschule untergebracht wurde. An ihrer Leitung sind neben einigen Mitgliedern katholischer Frauenvereine hauptsächlich Damen der Abteilung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium beteiligt. Zunächst in kleinem Maßstabe für das Liebesgabenkomitee der Stadt Mannheim, das Rote Kreuz und für Private arbeitend, hat sich die Nähstube allmählich immer mehr erweitert. Dadurch, daß sie in enge Verbindung mit der Mannheimer „Zentrale für Kriegsfürsorge" trat und von dieser finanziert wurde, konnte sie einen durchaus kaufmännischen Betrieb einführen und große Aufträge des Generalkommandos in Karlsruhe, sowie verschiedener privater Firmen übernehmen. Sie beschäftigt heute rund 650 Frauen mit Näharbeit und stellt, da die Arbeiterinnen zirka 1,50 bis 2 ℳ täglich verdienen können, einen wichtigen Zweig der Arbeitsbeschaffung dar. — Innerhalb der bereits erwähnten, von Vertretern staatlicher und städtischer Behörden sowie einer Reihe angesehener Privatpersonen begründeten „Zentrale für Kriegsfürsorge" haben die Frauen des Nationalen Frauendienstes von Anfang an angemessene Vertretung und Arbeit in Hülle und Fülle gefunden. Drei Vorstandsmitglieder des Nationalen Frauendienstes, darunter die beiden Vorsitzenden des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium, sitzen im Arbeitsausschuß der Zentrale. In jeder der von der Zentrale gegründeten Kommissionen sind Frauen tätig, die Kommission für Wöchnerinnen-, Kranken- und Kinderfürsorge wird von Frau Alice Bensheimer geleitet. Besonders stark vertreten ist die Frauenarbeit außer in dieser Abteilung noch in der Annahmestelle, der Ermittlungsstelle, deren Vorsitz ebenfalls eine Frau führt, und in der Eilabgabenstelle. — Um dem durch die Kriegszeit stark geschädigten Schneidergewerbe etwas aufzuhelfen, hat der Nationale Frauendienst Mannheim nach Frankfurter Vorbild eine „Kriegsbluse" geschaffen, die mit den Initialen N. F. D. (Nationaler Frauendienst) geschmückt ist. Dieses Zeichen ist patentamtlich geschützt. Wer es erwirbt und sich eine nach dem vorgeschriebenen Muster angefertigte Bluse machen läßt, geht damit die Verpflichtung ein, der Schneiderin einen Macherlohn von 3 ℳ bis 5 ℳ zu zahlen. Der Nationale Frauendienst kann das Recht, die Bluse anzufertigen, auch bestimmten Geschäften übertragen. Ihm steht aber dann das Aufsichtsrecht über die Entlohnung der Arbeiterinnen des betreffenden Geschäftes zu. Die Bluse ist einfach gehalten und daher geeignet, bei der Arbeit getragen zu werden. Sie wird in jeder Farbe und jedem Stoff angefertigt, die Besteller sind nur in bezug auf die Form, das Zeichen N. F. D. und den Lohn gebunden. Es steht zu hoffen, daß die „Kriegsbluse" in Mannheimer Frauenkreisen allgemeinen Anklang finden wird. — Auf die Veranstaltung eigener Vorträge hat die Abteilung Mannheim des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium in diesem Kriegswinter verzichtet. Sie hat sich vielmehr dem, zwecks Vereinheitlichung des Mannheimer Vortragswesens gebildeten Ausschuß zur Veranstaltung „Vaterländischer Kundgebungen" angeschlossen und wird im Rahmen dieser Einrichtung im Laufe des Winters einen Vortrag über den „Krieg und die Frauen" halten lassen. E. A.-G.

Nationaler Frauendienst, Bonn.

Die Tätigkeit der Arbeitsstube für Heimarbeit der Beratungsstelle für Frauenberufe, Riesstraße 11, hat sich befriedigend weiter entwickelt. Es werden seit Mitte August ständig etwa 100 Frauen mit Näh- und Strickarbeit beschäftigt. Sie erhalten zweimal wöchentlich Arbeit und verdienen zwischen 3 und 5 ℳ wöchentlich. Es wurden bis zum 5. November genäht: 1200 Hemden (rund), 400 Unterhosen, 400 Leibbinden, 900 Kissenzüge, 300 Handtücher, 200 Lungenschützer, 200 Esmarchbinden; außerdem 400 Frauen- und Kinderhemden, 150 Frauen- und Kinderhosen, 250 Schürzen, 150 Kinderkleider und Röckchen. Gestrickt wurden 500 Paar Socken, 70 Paar Pulswärmer, 30 Paar Kniewärmer, 100 Kopfschützer u. a. m. Da die Arbeitsstube nicht annähernd der großen Nachfrage nach Arbeit entsprechen konnte, so wurden auf ihre Veranlassung zwei weitere Arbeitsausgaben eingerichtet, die eine von dem Vaterländischen Frauenverein, die andere von dem Katholischen Frauenbund. Die drei Arbeitsstuben tauschen ihre Listen aus und haben Einheitspreise vereinbart. Durch einen öffentlichen Verkauf, der am 24. Oktober stattfand und ein sehr günstiges Ergebnis hatte, wurden der Arbeitsstube neue Mittel zugeführt; weitere Mittel spendeten der Vaterländische Frauenverein, die Sammlung „Kriegshilfe", die Stadtverwaltung und zahlreiche Freunde der Arbeitsstube, die ihr auch ständig Bestellungen zuweisen. Auf dieser Grundlage hofft die Arbeitsstube ihre Tätigkeit während des Winters fortsetzen zu können.

Johanna Gottschalk. Frau L. Brauns.

Digitized by Google

Bücherschau

Kriegs-Literatur.

Das von uns bereits angekündigte **„Kriegsjahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine"** für 1915 ist inzwischen erschienen (B. G. Teubner, Leipzig, Preis 3 *M*) und darf als ein großzügiges Bekenntnis der deutschen Frauenbewegung zum deutschen Krieg für deutsche Kultur bezeichnet werden, als ein Bekenntnis, das dem innersten Gefühl entstammt. „Denn wir sind uns dessen bewußt: wie alle Ideale und Kulturbestrebungen in dieser Zeit ihre Gültigkeit und Gesundheit erweisen müssen, so werden auch unsere Ideen heute nach dem Bibelwort auf ‚die Worfschaufel' genommen, und was daran Spreu, wird unhaltbar vom Sturm verweht. Darum sind wir es unserer Sache schuldig, auszusprechen, wie wir, aus dem Geist unserer Bewegung heraus, den deutschen Krieg und unsere eigenen Aufgaben darin verstehen" — so formuliert Gertrud Bäumer den Zweck dieses Kriegsjahrbuchs der Frauen. Und in welchem Geist es gehalten ist, zeigen die Worte von Anna Pappritz:

„Wir halten durch!"
Ruft, von Feinden umstellt,
Der Krieger im Feld.
„Wir halten durch!"
Denkt, von Sorgen verzehrt,
Die Mutter am Herd.

Die schöne, kriegsmäßige Ausstattung soll noch besonders hervorgehoben werden. Für den Inhalt verweisen wir auf das vorige Heft.

„Politische Flugschriften", herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin. (Preis pro Heft 50 *Pf*)

6. Heft. **„Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner."** Von Hermann Oncken. Aus der Onckenschen Darstellung tritt mit ganz besonderer Klarheit die üble Rolle hervor, die England in diesem Kriege spielt. Klar auch die Folgen, die sich für die Amerikaner daraus ergeben werden. Sie liegen in der Linie der Praxis des englischen Seerechts. „Diese Waffe, wie England sie anwendet, verwundet zugleich die Neutralen." Und vom amerikanischen Standpunkt aus ist „ein Ausgang des Krieges, wie die englischen Wünsche ihn sich ausmalen, keine gleichgültige Sache. Denn wenn es den Engländern gelingen sollte, mit Hilfe des erprobten Schlagworts vom europäischen Gleichgewicht die deutschen Kolonien an sich zu reißen und die deutsche Flotte zu vernichten, so würde es seine Hegemonie zur See und in der Kolonialwelt zu derartiger Höhe steigern können, daß es für seine Ausübung des Seerechts überhaupt keine Grenzen mehr gibt. Das Gleichgewicht in der Welt aber würde, während die europäischen Kontinentalmächte sich untereinander mattgerungen haben, dauernd zugunsten Englands gestört sein — um dieser lockenden Rechnung willen allein ist es in den Krieg gezogen". Und sein Handel mit den „Gelben" läßt auch das harte Wort durchaus gerechtfertigt erscheinen: „Für diese skrupellosen Verräter weißer Kultur gibt es keine sittlichen Bedenken, wenn es die Verfolgung ihrer letzten Ziele in der Welt gilt." Und so darf den Deutschamerikanern gesagt werden: sie können die ersten sein, „diese großen weltgeschichtlichen Perspektiven, die drohenden Möglichkeiten der Zukunft ihrem Volke aufzuzeigen. Mit ihren Sympathien für Deutschland im gegenwärtigen Weltbrand verfechten sie zugleich das Recht der Neutralen, das Lebensinteresse der weißen Kultur, die Sache und die Zukunft der Union".

7. Heft. **„Die russische Sphinx."** Von Axel Schmidt. Der eigentliche Inhalt der Broschüre ist die Beweisführung, daß „die russische Sphinx einem Koloß auf tönernen Füßen gleicht". Wenn auch die bange Frage, wann sein Zusammenbrechen erfolgen wird und was ihm noch vorher alles zum Opfer fallen kann, nicht verstummt, so ist doch die Darstellung sehr geeignet, den Glauben an den endlichen Sieg europäischer Kultur über den „Asiaten, dem Rauben und Morden tief im Blute steckt", zu stärken.

8. Heft: **„Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes."** Von Rudolf Eucken. Eucken kennzeichnet kurz die Entwicklung des deutschen Geistes in dem letzten Jahrhundert, die das deutsche Volk von den Indern Europas, den Dichtern und Denkern, zu den Amerikanern Europas, dem Volk der Techniker, des welterobernden Handels, der großartigen Industrie gemacht hat und zeigt die Folgerichtigkeit dieser Entwicklung. Auch diese neue Entwicklungsphase trägt den Charakter der „Wahrhaftigkeit", d. h. des treuen Ausdrucks unseres innersten Wesens, auch sie ist vom deutschen Idealismus geprägt und hat ihre weltgeschichtliche Aufgabe.

9. Heft: **„Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren."** Von Professor Dr. Gustav Roloff. An einer kurzen historischen Skizze der beiden letzten Jahrhunderte zeigt der Verfasser, wie die Unersättlichkeit der Ansprüche Rußlands, seiner Ostsee- und Polenpolitik wie

Digitized by Google

seiner Orientpolitik es dauernd in Gegensatz zu Deutschland gebracht hat. Wenn zum Programm der Panslawisten auch die Forderung gehört, Königsberg und Danzig müßten russisch werden, so genügt schon das, um den Widerstand gegen das Moskowitertum aufs äußerste anzuspannen. 10. Heft: **„Englands Schwäche und Deutschlands Stärke."** Von Hermann Losch. Eine sehr lehrreiche volkswirtschaftliche Studie, deren Endresultat ist: „In diesem allgemeinen Wirtschaftsschrecken ist derjenige am besten dran, welcher keinen der anderen zur Fortexistenz von heute auf morgen unbedingt nötig hat. England hat sozusagen alle nötig, Deutschland aber nicht... Also: ruhig abwarten und die innere Volkswirtschaft anpassen; wir können in uns selbst eine nicht kleine Hypothek auf sie nehmen, England auf die seinige nicht; es lebt von dem Kredit, den ihm die Völker schenken, und diesen sucht es durch seine Kabel mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten."

Ergänzend gehören zu dem gleichen Thema das 16. Heft: **„England, der Feind."** Von Graf Ernst zu Reventlow — und das 18. Heft: **„Worin liegt Englands Schuld?"** Von Professor Dr. Arnold Oskar Meyer.

Besonders lebendig wirkt das 11. Heft: **„Die Enttäuschungen unserer Gegner."** Von Paul Nathan. Nur von jenen Enttäuschungen spricht er, „die in den Schlachtberichten nicht enthalten sind" — den vernichteten Hoffnungen auf eine innere Zersetzung Deutschlands und Österreichs, den verfehlten Kalkulationen unserer Feinde auf unseren finanziellen und wirtschaftlichen Ruin.

Wir nennen noch die weiteren, seither erschienenen Bändchen, die, alle von vorzüglich orientierten Mitarbeitern, gar nicht warm genug zur Verbreitung empfohlen werden können.

12. Heft: **„Die seelischen Wirkungen des Krieges."** Von Professor Dr. O. Binswanger.

13. Heft: **„Deutsch-türkische Freundschaft."** Von Dr. Carl Anton Schäfer.

14. Heft: **„Deutschland und Ostasien."** Von Dr. Fritz Wertheimer. (Den Helden von Tsingtau gewidmet.)

15. Heft: **„Der Krieg und die Frau."** Von Gertrud Bäumer. (Bereits im Dezemberheft besprochen.)

17. Heft: **„Das deutsche Elsaß."** Von Friedrich Lienhard.

19. Heft: **„Wo stehen wir?"** Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges. Von Erich Marcks.

20. Heft: **„Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk."** Von Gustav E. Pazaurek.

21. Heft: **„Nordwestafrika und Deutschland."** Von Professor Dr. Georg Kampffmeyer.

Das vierte „Kriegsheft" der **Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik** (15. November 1914), herausgegeben von Max Cornelicus, Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin (Preis 25 Pf.), bringt weitere wertvolle Aufsätze von Otto Hintze: „Unser Militarismus. Ein Wort an Amerika"; P. D. Fischer: „Der Krieg und die internationalen Verkehrseinrichtungen"; Hermann Kretzschmar: „Der Krieg und die deutsche Musik"; Werner Sombart: „Die Volkswirtschaftslehre und der Krieg"; Georg Kaufmann: „England und der Krieg"; Lujo Brentano: „Briefwechsel mit den Herren Guyot und Bellet". Auf diesen letzten Beitrag möchten wir noch ganz besonders hinweisen. Die Zeitungen haben Mitteilungen darüber gebracht, daß die Herren Guyot und Bellet Professor Brentano in einem offenen Brief darüber zur Rede stellten, daß er zusammen mit 92 anderen Vertretern von Kunst und Wissenschaft den deutschen Aufruf „An die Kulturwelt" unterzeichnete. Der hier abgedruckte Brief dieser beiden Herren ist ebenso charakteristisch für die Leichtgläubigkeit und Urteilslosigkeit des Auslandes, wie die überlegene, sachliche Antwort Brentanos für die deutsche Wissenschaft.

„Der Krieg in der Bibel." Ein Friedensbuch in eiserner Zeit von Theodor Kappstein. Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. (Preis 1 *M.*) Ein gutes Buch für unsere Soldaten im Felde, weit besser als die Gebetbücher mit ihren gemachten Gebeten für Situationen, in die niemand sich hineindenken und deren Stimmungsgehalt niemand in der Studierstube erfassen kann. Bei den Stücken aus dem Alten Testament braucht man für Stimmung nicht zu sorgen: sie kommt aus dem Erlebnis selbst. Und die Parallelen, die manchmal gemacht erscheinen — wie beim Unterseeboot und Jonas im Walfischbauch — erweisen sich beim Lesen als natürlich und packend. Und wenn „das Christentum als Willensstimmung und Weltanschauung im Weltkriege versagt", so ist es völkerpsychologisch interessant, wie nach dem langen Gedankenstrich, den es zog, die kämpfende Kirche und der Heiland die alten Ideale des heiligen Krieges wieder hochbringen. Mit dem Kapitel „Goethe, der Politiker" und Gerhart Hauptmanns Gedicht „O mein Vaterland" schließt das kräftige kleine Buch.

„Kriegsbüchlein für das deutsche Haus." Herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. Theodor Baum in Berlin. Verlag von J. Heß, Stuttgart. (Preis 2,85 *M.*) Das Buch soll ein sachkundiger Ratgeber für die Daheimgebliebenen sein. Auf die allgemeinen Darstellungen über Hilfstätigkeit, Krieg und Volkswirtschaft usw. usw. folgen die speziellen Kapitel: Kriegsfürsorge in der Heimat, Fürsorge für Verwundete, Versicherungswesen, Kriegsrechtsfragen, die deutsche Feldpost, Vermittlungs- und Auskunftsstellen, Militärisches, die viel nützliches und wünschenswertes Material bringen.

„Unser Heiliger Krieg." 1. bis 10. Tausend. Von Professor E. Borkowsky. Mit 25 Bildern von Emil Preetorius, Hans Baluschek und Walter Klemm. Gustav Kiepenheuer, Verlag in Weimar. (Preis kart. 2,50 *M*, in Halbperg. geb. 3,50 *M*. Vorzugsausgabe in Leder geb. 25 *M*.) In knapper, auf den Dokumenten fußender Zusammenfassung wird hier die Geschichte des Krieges hinter der Front geboten. Die letzte friedliche Entwicklung auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet, dann die Mobilmachung, die große Stimmung des ganzen Volkes, seine Opfer, die Gegner und ihr Lügenfeldzug, endlich die

Digitized by Google

ersten Waffentaten ziehen an uns vorüber, von packenden Bildern begleitet. Der zweite, schon in Vorbereitung befindliche Band soll die Entwicklung des Krieges auf allen Fronten bringen.

„Das deutsche Feldzugsbüchlein 1914." Erster Teil. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A. G. (Preis 1 *M.*) Eine gute, knappe Zusammenfassung: das Bild des Kaisers, eine kurze Einführung von Cäsar Flaischlen, eine Kriegschronik, die in den Mitteilungen des Generalstabes den zeitlichen Verlauf der Kriegsereignisse bis zum Fall von Antwerpen darstellt; dann das „Fahnengebet" von Ferdinand Avenarius als Einleitung zu einer Auswahl von Feldpostbriefen, die den Gang der Ereignisse lebendig beleuchten. Drei Karten der Kriegsschauplätze ermöglichen es, diesen Gang auch räumlich zu verfolgen.

„Sechs Kriegspredigten." Von Karl König. Jena, Eugen Diederichs Verlag. (Preis 1 *M.*) Gute, mannhafte Worte von der Kanzel herab. Auch in ihnen der leitende Gedanke das gute Gewissen des deutschen Volkes und die Hinterlist Englands — das, wovon jedes deutsche Herz beim Kriegsausbruch erfüllt war.

„Heldenkämpfe 1914—1915." Eine illustrierte Volksbücherei. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. (Preis pro Band 3 *M* in Leinen geb.) Die Bücherei will in Form fesselnder Erzählungen den Krieg gegen Belgien, Frankreich, Rußland, den Seekrieg gegen England und für unsere Kolonien auf streng geschichtlicher Grundlage dem Leser lebendig vergegenwärtigen. Es liegen zunächst zwei Bände vor:

„Heilige Not." Bilder aus Deutschlands Kampf gegen die Russen. Von Wilhelm Lobsien. Mit sechs Vollbildern und reichem Buchschmuck von Professor Walter Klemm. Der Band ist packend geschrieben. In gut gewählten Bildern und Erzählungen von Augenzeugen werden wir vom Augenblick der Mobilmachung bis zu der großen Racheschlacht bei Tannenberg geführt. Und der Jubel, den sie erregt, wird begreiflich aus den Gräueln, die vorangegangen sind.

„Von Lüttich bis Flandern" oder die verirrten Brüder. Von Wilhelm Kotzde. Mit sechs Vollbildern und reichem Buchschmuck von Hans Baluschek. Dem Verfasser ist es möglich gewesen, den Truppen auf dem Fuße folgend, aus eigenem Erleben heraus lebendig den Feldzug zu schildern, zugleich aber führt er uns in die Entwicklung von Land und Volk, Kultur und Kunst ein. — Die Bücher sind selbstverständlich auch für die reifere Jugend geeignet, besser als erfundene Abenteuer.

Ein ganz vorzügliches Kriegskartenmaterial hat der Verlag von Justus Perthes in Gotha herausgegeben. Wir heben daraus hervor, was als das Unentbehrlichste bezeichnet werden kann:

„Welt-Kriegskarte 1914" zur Veranschaulichung der deutschen Kriegsmittel zur See. Bearbeitet von Prof. Paul Langhans. Die Karte, in Merkator-Projektion, 73 × 98 cm groß, umfaßt die Machträume der kriegführenden und neutralen Mächte mit Angabe der Welt-Eisenbahnen, -Telegraphenlinien und -Telefunkenstationen, der Kriegshäfen und befestigten Flottenstützpunkte aller Seemächte, der Grenzen deutscher Flottenstationen, der Verbreitung der Deutschen und der deutschen Zeitungen im Auslande, der deutschen Seekriegsgeschichte vom Großen Kurfürsten bis heute usw. Mittlerer Maßstab 1 : 45 000 000. Eine Nebenkarte zeigt die Seegrenzen des Deutschen Reichs mit Angabe der feindlichen Bombardements und Brandschatzungen ausgesetzten Küstenstädte, Maßstab 1 : 3 400 000. Die Karte zeigt ferner 20 bunte Flaggenbilder der deutschen Kriegs- und Handelsmarine und 32 Schattenrisse der im Ausland befindlichen deutschen Kriegsschiffe.

Von demselben, seit 25 Jahren in Gotha als Kartograph tätigen, bekannten Verfasser:

„Deutsch-österreichisch-russischer Kriegsschauplatz." Die Karte gibt in derselben gründlichen und umsichtigen Weise Einblicke nicht nur in den Kriegsschauplatz selbst, sondern auch in die russischen Aufmarschlinien und den russischen Aufmarschraum usw.

„Deutsch-französisch-belgischer Kriegsschauplatz." Inhalt: Karte von Belgien und Frankreich, dem Kanal und dem südlichen England mit Angabe der strategischen Eisenbahnen, der französischen, belgischen und englischen Festungen und Sperrforts und ihrer Befestigungsräume, der strategisch wichtigen Flußläufe, der feindlichen Luftschiffhallen und Flugstützpunkte, der verschanzten Lager von Paris usw., Plan von Paris und Umgebung mit dem ersten Fortgürtel.

„Deutsch-britischer Seekriegsschauplatz." (Kanal, Nordsee, Beltsee.) Neben der Hauptkarte der Nordsee und ihrer Zugänge mit allen strategisch wichtigen Einzelheiten umfaßt die Karte einen Schiffahrtsplan der Themsemündung und der Straße von Dover sowie einen Plan des Kriegshafens Portsmouth.

Sämtliche Karten sind vorzüglich ausgestattet in klarer, den Überblick wesentlich erleichternder Farbengebung und in einen Umschlag gefaltet. Der bei der Ausstattung überaus billige Preis jeder Karte beträgt nur eine Mark.

„Feldpostbriefe 1870—71." Von George Fontane. Mit einem Bildnis. Verlag von Fontane & Co. in Berlin-Grunewald. (Preis 1 *M.*) Wie die Kinder heute auf die Frage, was man ihnen erzählen soll, immer antworten: „Was von Krieg" — so geht es den Erwachsenen auch. Die Verleger werden wohl wissen, warum sie kaum anderes herausbringen. So werden auch diese Briefe gute Aufnahme finden. Denn nächst „unserm" Krieg liegt uns der von 1870/71 am nächsten. Fontanes Sohn, der den Krieg als blutjunger Offizier mitmacht, hat etwas vom Talent des Vaters, mit wenig Strichen lebendige Anschauung zu geben. Es sind nicht die erschütternden Episoden des großen Krieges, die er erlebt hat; neben dem Furchtbaren, was uns heute jede Zeitung meldet, muten diese Schilderungen des Feldlebens und der Quartiere manchmal fast idyllisch an. Vielleicht ist gerade das ein Reiz mehr.

Digitized by Google

Andere Neuerscheinungen.

Otto Brahm. Kritische Schriften. Literarische Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Paul Schlenther. S. Fischer Verlag, 1915. Es erscheint kühn und seltsam, in diese Tage hinein literarische Aufsätze eines Verstorbenen herauszugeben, der seinen Lebensberuf auf ästhetischem Gebiet, ja in der Bühnenkunst hatte. In Wirklichkeit ist aber der Widerspruch zwischen diesem Band und der Zeitstimmung nicht so groß. Denn aus diesen Aufsätzen spricht nicht die Literatur und die Welt des Scheins allein, sondern das Leben selbst: eine Frische und Kraft des Sehens und eine zufassende, sichere, kämpferische Art, die uns heute immer noch näher steht als die Finessen der nervöseren Späteren. Die Persönlichkeiten, die hier geschildert sind: von Dorothea Mendelssohn bis zu Björnson — meist die großen Männer der siebziger Jahre: Spielhagen, Freytag, Heyse, Keller — sind nicht mit matten Augen gesehen, sondern lebhaft beobachtet und kräftig gestaltet. Dieser frische, energische Zug neben kritischer Schärfe und zerlegender Feinheit der Beobachtung besteht die Probe, die ein Lautwerdenwollen in dieser Zeit ehernster Kraft bedeutet.

Das doppelte Gesicht der Gegenwart. Von Wilhelm Lentrodt. S. Fischer Verlag, 1915. Ein kaum gekannter Frühverstorbener, von dem wir bisher hier und da Aufsätze in Zeitschriften und Tageszeitungen fanden. Aufsätze, die uns inmitten der bekannten Gedankengänge und Ausdrucksformen breiten Journalismus' durch ihre eigene kräftige Note und ihre eigenen seelischen Wege fesselten. Und in dieser Sammlung sieht man es vollends eindringlich: Lentrodt, der, ein 50jähriger, in diesem Frühjahr starb, ist eine durchaus starke, eigene Persönlichkeit. Voll mutiger, aufrechter, selbständiger Haltung zur Zeitkultur, und zugleich eine Seele voll Unmittelbarkeit, Frische und Innigkeit dem ursprünglichen, ungeformten Leben gegenüber. Man kann in diesen Aufsätzen tiefer in den Grund der seelischen Bewegungen der Zeit tauchen als in vielen ähnlichen. Wer sie liest, wird reichsten Gewinn davon haben.

„Theodor Storm, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken." Herausgegeben von Fritz Böhme. George Westermann, Braunschweig und Berlin. (Preis geb. 3,50 *M.*)

„Theodor Storm, Briefe an seine Braut." Herausgegeben von Gertrud Storm. George Westermann, Braunschweig und Berlin. (Preis geb. 6 *M.*)

Für jeden Stormliebhaber — und seine Gemeinde ist nicht klein — bieten die beiden neu herausgegebenen Bände höchst willkommene Ergänzungen zu seinen Werken und seiner Lebensgeschichte. Der Nachtragsband bringt jene unter dem Titel „Am Kamin" zuerst in der illustrierten Zeitung „Victoria" erschienenen Spukgeschichten, denen Storm selbst schon erfolglos nachgeforscht hatte und die von dem Herausgeber auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin wiedergefunden wurden. Die leichte, fast anmutige Art der Behandlung läßt den Stoff weniger schwer wirken wie ähnliche Motive in Stormschen Novellen. Es folgen dann eine Anzahl Aufsätze, die Storm in der vielen aus seinem Kreise ganz fremden Rolle des Kritikers zeigen, Vorreden zu verschiedenen Büchern und Sammlungen, kulturhistorische Skizzen mit interessanten Motiven aus der Geschichte der Scharfrichter und, besonders willkommen, die „nachgelassenen Blätter", die Autobiographisches bringen. Leider sind die Aufzeichnungen nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen; sie bilden eine feste Unterlage für Erzählungen wie „Im Sonnenschein" und andere, die die Familiengeschichte in künstlerischer Verarbeitung bringen.

Storms Briefe an seine Braut lassen uns nun auch in die Zeit hineinsehen, die bei den durch seine Tochter uns zugänglich gemachten Dokumenten seines Lebens noch mehr im Dunkel blieb: in die Brautzeit mit Constanze Esmarch. Aus Storms eigenem Ausspruch: „Ein Dichter, der an seinen Beruf glaubt, und das tue ich, darf gerade sein Heiligstes seinem Volke nicht vorenthalten", hat Storms Tochter das Recht begründet, auch diese — vielleicht intimsten — Dokumente seines Lebens der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie wird es ihr Dank wissen. Wenn vieles aus diesen Briefen typisch ist für Liebende aller Zeiten und Zonen, so geben sie doch andererseits wertvolle psychologische Einblicke in Storms Besonderheiten, in die Art seiner Lebensgestaltung, auch das eigentümlich Patriarchalische, das im Gegensatz zu mancher von ihm ausgesprochenen Theorie seine Auffassung vom ehelichen und Familienleben beherrscht. Die Bilder des jungen Paares, Storms Geburtshaus und sein entzückend altmodisches erstes Wohnhaus machen den Text noch lebendiger, als er schon durch die Unmittelbarkeit der Empfindungen und Gedanken erscheint.

„Ziele und Wege für die Jungtürkische Wirtschaftspolitik." Von Carl Anton Schaefer, Doktor der Staatswissenschaften. Karlsruhe i. B. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, 1913. (Preis 3,20 *M.*) Der als Heft 17 der „Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen" erschienene Band hat durch unser Bündnis mit der Türkei ein besonderes Interesse gewonnen. Er bringt als Leitmotiv und als Schlußsatz die Worte des „Orientpropheten" Friedrich List: „Nicht die bare Humanität, nicht die bloße Liebe zu den Wissenschaften, nicht die Philosophie und die Philanthropie werden die abgestorbene Kultur von Asien wieder auffrischen, sondern sie werden folgen, nachdem das Privatinteresse und die physische Notdurft den Weg gebahnt haben." Zu diesen Worten bilden die eingehenden Ausführungen des Buches den Kommentar. Eine oberflächliche Inhaltsangabe würde ihren Zweck verfehlen, da das Buch ein ganz ernsthaftes Studium verlangt, das zum Teil — wie die Kapitel über die Finanzen und das Bankwesen der Türkei — nicht geringe Voraussetzungen stellt. Die Leitmotive, unter die alle die Auseinandersetzungen über die gegenwärtige Wirtschaftslage der Türkei und die verschiedenen Finanzfragen gestellt sind, deuten letzten Endes alle auf ein Ziel: wirtschaftliche Kräftigung der Türkei. Zugleich geht aus den

Digitized by Google

Ausführungen hervor, daß die Hauptwirtschaftsfragen der Türkei Teilfragen der auswärtigen türkischen Politik sind. Ein interessantes Schlußkapitel bringt daher konsequenterweise noch eine Skizze der auswärtigen Politik. Wenn der Verfasser sich die Gefahren der dabei aufzustellenden Wahrscheinlichkeitsrechnungen nicht verhehlt, so haben die inzwischen eingetretenen Ereignisse gelehrt, daß der an der Hand von List und unserer besten Orientschriftsteller von ihm skizzierte Gang der Entwicklung eingehalten worden ist. In dem von den Jungtürken erstrebten Ziel der politischen Selbständigkeit wird „sich aber die türkische mit der englischen Politik kreuzen, während sie mit der deutschen Politik zusammengehen wird; denn Deutschland und die Türkei sind diejenigen Staaten, deren Lebensinteressen am meisten von England her bedroht sind. Für diese Frage bildet aber kein Wort einen besseren Wegweiser als das, welches Bismarck geprägt hat: „Es gehört nach meiner Auffassung zu den vornehmsten Aufgaben der Diplomatie, künftige politische Bedürfnisse des eigenen Landes niemals aus den Augen zu verlieren, künftige Bündnisse nicht als Unmöglichkeiten zu behandeln oder eigenmächtig zu solchen zu machen." Somit sei das Buch, das einem unserer besten Orientkenner, Dr. Ernst Jäckh, gewidmet ist, zu ernsthafter Durcharbeitung empfohlen.

„Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1914." Herausgegeben von Walter Georgi im Auftrage des Deutsch-Nordischen Touristenverbandes. Mit 22 Abbildungen auf 21 Tafeln. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1914. Das Buch ist nicht an sein Erscheinungsjahr gebunden. Eine Reihe vorzüglicher Aufsätze will „ein Kennen- und Verstehenlernen jener Völker" fördern, „die auf germanischer Kulturbasis aufwachsen, ein Anknüpfen von Beziehungen freundschaftlicher Art von Mensch zu Mensch und Volk zu Volk". Der Gedanke dürfte für die nächste Zukunft, wenn erst einmal wieder an Reisen zu denken sein wird, eine ganz besondere Anziehungskraft entfalten. Die gutgewählten Bilder geben Proben der landschaftlichen, künstlerischen und kulturellen Eigenart der weiten Länder von Dänemark bis hinauf nach Finnland und Lappland.

„Heimat." Novellen von Klara Viebig. Verlag von Egon Fleischel u. Co. Die Heimat, das ist wieder die Eifel, und wie Antäus aus der Berührung mit der Erde, so nimmt Klara Viebig aus ihr immer wieder neue Kraft, die stärkste, die sie überhaupt besitzt. Nichts gelingt ihr im Grunde so, wie die Gestalten dieser Welt, Männer und Frauen. Bauernpsychologie in ihren oft seltsam knorrigen Auswüchsen und ihrer ursprünglichen Kraft. Dabei immer wieder neue seelische Motive. Die Tragödie der Ehe zwischen dem unsinnlichen Mädchen und dem einfach und gesund begehrenden Mann ist die Perle der Sammlung. Wenn man nicht doch die Frau mit der „Hotte" — die wehmütigfrische Skizze eines ganz in tapfrer Arbeit aufgehenden Frauendaseins, das mit seiner Last verwachsen ist — dafür halten will.

„Das Spiel mit dem Feuer." Roman von Klara Hofer. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. (Preis 3,50 *M.*) Ein interessanter Stoff — der Seelen-Ehebruch einer fein veranlagten, mit einem braven, aber höchst unkomplizierten Gatten verheirateten Frau — wird auf dem Hintergrund eindringlich geschauter und wiedergegebener Milieuschilderung dargestellt. Das einförmige ostpreußische Gutsleben, in das von fern Klänge aus der militärischen und diplomatischen Welt hineintönen, kommt gut heraus; der baltische Herrenmensch, der als Störer in den Frieden der Ehe hineintritt, ist ein glaubhafter Typ. Ohne gerade in tiefste Tiefen zu führen, weiß die Erzählerin doch durch gute Mittel zu fesseln.

„Uraltes Lied." Erzählungen von Ernst Zahn. 1.—10. Tausend. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Eine Reihe von Erzählungen über das „uralte Lied von Leben und Lieben", unter denen die erste vom „Liberi" mit ihrer feinen Psychologie und ihrer unaufdringlichen Moral besonders hervorgehoben werden darf.

„Das deutsche Weihnachtsbüchlein." Friedrich Andreas Perthes, Gotha. (Preis 1 *M*, in Geschenkband 2 *M*.) Ein hübsches Weihnachtsbüchlein haben Dr. F. Göhrke und L. Klotz zusammengestellt, das auch nach dem Fest noch Freude machen wird. Schöne alte Christlieder leiten es ein; die Abteilung „Erlebte Weihnachten" bringt eine gute Auswahl von Weihnachtsbriefen großer Landsleute, denen „Erzählte Weihnachten", Beiträge von Johanna Spyri und A. Schmitthenner sich gesellen. Neuere Dichtungen, darunter Fontanes ergreifendes „Die Brücke am Tay" schließen das Bändchen.

„Media vita." Aus den Aufzeichnungen von Dr. Hans Balderhoff. Von Grete Litzmann. Albert Ahn, Bonn a. Rh. Es sind besonders komplizierte Menschennaturen und psychologische Probleme, die hier zur Darstellung kommen. Sie sind mit der Feinheit behandelt, die der Gegenstand erfordert und in eine gewisse Einheit gebracht sowohl durch den bleibenden Hintergrund, Bonn am Rhein, wie durch den Beschauer, der die Liebhaberei hat, seltsame Schicksale aufzuzeichnen und sich seine Gedanken darüber zu machen. Das Buch kann als eine feine und ansprechende Lektüre bezeichnet werden.

„Der Sinn und Wert des Lebens" für den Menschen der Gegenwart. Von Geheimrat Prof. Dr. R. Eucken. 4. umgearbeitete und erweiterte Auflage. 15. bis 17. Tausend. Buchausstattung von Prof. G. Belwe. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. (In Originalleinenband 3,60 *M*.) Zur Zeit der vielen Todesopfer erscheint das von uns bereits früher gewürdigte Euckensche Buch in neuer Auflage und hübscher „feldgrauer" Ausstattung. Ein neuer Abschnitt „Die Verschiedenheit der individuellen Geschicke" ist hinzugefügt, andere Kapitel sind einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen.

Digitized by Google

„Heinz Stirlings Abenteuer im Frieden und im Kriege." Ein Buch für die Jugend von Fedor v. Zobeltitz. Mit Bildern von Fritz Schoen. Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien (Preis 3 *M*). Die Abenteuer des jungen Heinz, der seinem Vormund davonläuft, zunächst mit einem Zirkus umherstreift, dann nach Rußland und der Türkei kommt, mit einem türkischen Fliegeroffizier einen tollkühnen Flug über die Berge, Steppen und Wüsten Kleinasiens bis nach dem Anti-Libanon unternimmt usw. usw., wird zweifellos von der Jugend gern gelesen werden. Ob es aber heute, wo die Geschichte selbst so Gewaltiges und Abenteuerliches bietet, richtig ist, einen halbwüchsigen Jungen zum Mittelpunkt unwahrscheinlicher Erlebnisse zu machen, statt die Jugend zur „Heldenverehrung" zu führen, die eben jetzt der Wirklichkeit gegenüber so ungezwungen sich einstellt?

„Der deutschen Jugend Handwerksbuch." Unter Mitwirkung von O. Brandt, W. Buning, R. Frenkel, C. Kik, C. Köhler, Ch. F. Morawe, E. Morawe-Ruft, H. Pralle und K. Storch herausgegeben von Ludwig Pallat. Mit 193 Abbildungen im Text und 4 Tafeln. 1915. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. (Preis geb. 5 *M*.) Der nicht ganz billige Preis sollte nicht von der Anschaffung des Buches zurückhalten; es ist ihn reichlich wert. Das Buch soll die Knaben „von den ersten Bastelversuchen bis zur Herstellung physikalischer Apparate beraten und zu selbständiger Arbeit befähigen. Die einzelnen Aufgaben sind nicht dem Gesichtskreise des Handwerkers entnommen, sondern dem des Knaben, der sich für den eigenen Bedarf brauchbare Gegenstände schaffen möchte".

„Prinz Eugen, der edle Ritter." Von Felix Salten. Mit Bildern von Max Liebert. Verlag Ullstein & Co. Berlin und Wien. (Preis geb. 1 *M*.) Prinz Eugen ist immer eine volkstümliche Gestalt gewesen. Die Geschichte des großen Feldherrn wird gerade heute, wo „Stadt und Festung Belgerad", die man „dem Kaiser wiedrum kriegen will", so aktuell sind, von der Jugend gern gelesen werden.

„Gesundbrunnen." Kalender des Dürerbundes. Georg D. W. Callwey, Verlag in München. (Preis 60 *Pf*, geb. 1 *M*.) Der Gesundbrunnenkalender ist so gediegen wie immer, das konstatiert man gern, nachdem man sich allerdings erst von dem Erstaunen erholt hat, daß der Krieg mit keiner Silbe erwähnt ist. Hübsche Erzählungen — darunter eine der lebensvollen Tiergeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach —, viel für die Kinderwelt, viel Brauchbares für Haushalt und tägliches Leben und eine Reihe von Bildern von Zumbusch, Klemm, Otto, Thoma, Schäfer, Ludwig Richter bilden den wertvollen Inhalt.

„Trowitzschs Volkskalender für 1915." 88. Jahrgang. Kriegsjahrgang. Ein Denkmal eiserner Zeit. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. 48. (Preis 1 *M*.) Dem bei Ausbruch des Krieges gerade fertiggestellten wohlbekannten und beliebten Volkskalender hat der Verlag noch ein Kriegsbuch vorangeschickt, das dem großen Jahr Rechnung trägt.

„Trowitzschs Damenkalender" für 1915. Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. 48. (Preis 1,50 *M*.) Auch der Damenkalender steht im Zeichen des Krieges: Bilder, Gedichte, Gedenktafel usw. sind entsprechend gewählt.

„Zum Sehen geboren. Hans Thoma, der Mensch und der Künstler." Von J. Friz. Mit zahlreichen, zum Teil noch unveröffentlichten Radierungen des Meisters. Stuttgart 1915. Verlag der Evang. Gesellschaft. (Preis geb. 3 *M*.) In der Sammlung „Aus klaren Quellen" erscheint zu Thomas 75. Geburtstag diese gute, einfache Darstellung seines Lebens und Schaffens als eine hübsche Gabe, besonders für die heranwachsende Jugend.

„Gudrun." Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes von Professor Leonhard Schmidt. R. Herrosé's Verlag, Wittenberg. (Preis geb. 1,60 *M*.)

Im Verlag von **Eugen Diederichs, Jena,** erschien eine Reihe von **Kriegsliedern** in Heften à 0,25 *M* unter folgenden Titeln:

Empor, mein Volk!
Ein Hähnlein woll'n wir rupfen.
Wohlauf Kameraden!
Musketier seins lust'ge Brüder.
Jeder Stoß ein Franzos!
Jeder Schuß ein Ruß!
Deutsches Herz verzage nicht!

ferner:

„Tatbücher" für die Feldpost in Heften à 0,60 *M*.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Moderner Frauenberuf
Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**
Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.
Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Digitized by Google

Heft 2: Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Helden und Denker.
Heft 3: Deutscher Glaube. Religiöse Bekenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart.
Heft 4: Der Kampf. Neue Gedichte aus dem Heiligen Krieg.

sowie:

„Kriegsflugblätter". Lieder mit Kompositionen à 0,30 *M*.

1. Richard Dehmel. Gebet ans Volk. Hymne.
2. Wolrad Eigenbrodt: Wenn der Feind unsre Grenze bedroht. Kriegsmarsch.
3./4. Theodor Meyer-Steineg: Ganz dichte bei Calais. 5 Kriegslieder.
5./6. Paul Natorp: Die heilige Nacht. 5 Kriegslieder.
7./8. Hannes Ruch. Herm. Roth, Hugo Daffner: Drüben am Wiesenrand. Drei Kriegslieder.
9/10. Philipp Gretscher: Heilig Vaterland. Fünf Kriegslieder.
11./12. Max Battke: Soldatenlieder im Volkston.
13./14. Paul Natorp, Julius Lorenz, Arnold Mendelssohn, Theodor Röhmeyer: Und wenn die Welt von Feinden starrt. 5 Kriegslieder.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Hüttenbesitzersfamilie, Hessen, für 2 Mädchen von 12½ und 14½ Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gute Sprachkenntnisse sind Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Sofort sucht adlige Familie, Rheinland, für 2 Knaben im Alter von 7 und 11 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit perfektem Französisch und Lateinkenntnissen (Quarta), Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Sofort sucht Pastorenfamilie, Mitteldeutschland, für drei Mädchen, 12, 11 und 9 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 600 *M*.

4. Sofort sucht Pastorenfamilie, Posen, für drei Mädchen (2 zwölfjährige, 1 achtjähriges) eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt a. M.
Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit
Pflegerische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurse
Prospekte durch die Direktion: Große Friedberger Straße 28 II.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5
1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::
Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn neuer Kurse 8. Oktober.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.
Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.
Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Cassel, Germaniastr. 10. Töchterheim. Alleinbewohnte Villa mit Garten. Hauswirtsch. Ausbildung, Fortbildung in Wissenschaften u. Fremdsprachen in wahlfreien Kursen. Gesunde Lebensweise. **Ziel:** Selbständige Führung eines Hausstandes und Förderung der Allgemeinbildung. In Aussicht genommen für Sommer 1915 Landheim in Wilhelmshöhe. **Helene Becker,** Vorsteherin. **B. d. T.**

Braunfels a. d. Lahn
zwischen Taunus und Westerwald
Familien-Pension
von
Frau Schneider-Rex
Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.
Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Digitized by Google

5. Sofort, evtl. 1. Januar sucht Professorenfamilie, Norddeutschland, für ein 12½ jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und guten Sprachkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 1. Januar sucht Obersamtmannsfamilie, Mark, für ein Mädchen von 12 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

7. Zum 1. Januar sucht adlige Familie, Pommern, für drei Mädchen (zwei von 14 und eins von 7 Jahren) eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Sprachen im Ausland Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Januar sucht gräfliche Familie, Rügen, für zwei Mädchen, 14 und 15 Jahre alt, und einen 6 jährigen Knaben, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und perfektem Französisch, Musik erwünscht. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

9. Zum 1. Januar sucht Fabrikbesitzersfamilie, Sachsen, für zwei 6- und 10 jährige Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen, etwas Erfahrung erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

10. Zum 1. Januar sucht Rittergutsbesitzerfamilie, Ostpreußen, für zwei Mädchen, 15 und 12, und einen Knaben, 10 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musik- und Lateinkenntnissen (Quinta). Gehalt 1000 ℳ bei freier Station.

11. Zum 1. Januar sucht adlige Familie, Neumark, für drei Mädchen von 12½, 10 und 7 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Sprach- und Musikkenntnissen. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

12. Zum 1. Januar sucht freiherrliche Familie, Schlesien, für ein Mädchen 12, und einen Knaben, 10 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit einer perfekten Fremdsprache und guten Musikkenntnissen. Etwas Erfahrnug ist erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

13. Zu Ostern sucht Familie, Rügen, für 2 Mädchen, 11 und 13 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung (gute Familie Bedingung. Musikkenntnisse sehr erwünscht. Gehalt 750 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mäßigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Buchhandlung W. MOESER
BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen
zur
Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen
von
Hildegard Sachs
Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe"** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, :: Literatur und Kunst ::
Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

Aus den Oktober-Heften:

Kriegschronik . . . . Fr. Naumann
Heimatchronik. . Gertrud Bäumer
Staatsgedanke und Nationalismus . Friedr. Meinecke
Rumänien . . Franz Oppenheimer
Denkmal . . . . . Gottfried Traub
Organisation des Sieges . . . . . Paul Rohrbach

Vierteljährlich 2,50 M. — Probemonat kostenlos

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten, } staatl. Abschlußprüfg.
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlußprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 5

Februar 1915

Erlebnisse der Seele.

Von

* * *

Nachdruck verboten.

Königl. Landesbibliothek BERLIN Hundekehle-Straße

Vorabend.

Es war am letzten Sonntag des Juli. Die schwarze Wolke hing schwer über der Erde, aber noch glaubte niemand von uns, daß sie sich wirklich entladen werde. Alle unsere jungen Freunde fanden sich bei uns zusammen mit bewegten, schwingenden Seelen. Der große Raum füllte sich dicht. Er war nicht mehr der Rahmen anmutig gelösten Geselligseins, sondern ein Versammlungssaal, in dem wir uns eng aneinander drängten, und niemand des anderen achtete. Alle umdrängten den einen, dem weltweites Wissen und ein glutvolles Herz gegeben ist, und der aus den Tiefen seiner Seele alle Dinge eigen gestaltet emporhebt und greifbar vor Augen stellt. Wir führten ihn fragend um den Erdball und hingen Stunde um Stunde an seinen Lippen. Aber seltsam: noch waren wir heiter und leicht, noch wagte der Geist die Möglichkeiten des Weltgeschehens hin und her zu wenden wie im Spiel, noch waren wir wie Kinder, die in Spannung vor verschlossenen Türen warten. Wie oft hatten sich doch in den letzten Jahren Wolken über unserem Lande zusammengeballt, und immer hatte das Bangen der Völker sie wieder zerteilt. Und der eine, der im vorigen Krieg als junges Kind erste unauslöschliche Eindrücke empfangen hatte, meinte: damals sei die Stimmung ganz anders, ernster und feierlicher gewesen. — Ihm fehlte noch die Erfahrung, daß ein Abgrund Mögliches und Wirkliches scheidet. — Ja, wir spielten noch mit dem Schicksal an jenem Sonntag eine Woche vor Aufbruch, fern von der Erhabenheit der kommenden Stunden. Dennoch war eins schon gewiß. Diese Jugend um uns, die bisher Form und Gehalt ihres Seins abseits vom Ganzen gesucht hatte, die sich berufen fühlte,

Digitized by Google

in abgesonderten Zirkeln das heilige Feuer zu hüten, war bereit, wie die anderen einfacheren Menschen sich dienend dem Ganzen einzureihen, bereit, sich ganz an das Ganze zu geben. Niemand entweihte sein Vorhaben durch Worte, aber wir fühlten: da war auch nicht einer aus diesem durch die Gesetze der Schönheit geformten Kreise, der sich zu schade sein, der sich seinem Volke entziehen würde. Schlicht ihre Pflicht zu erfüllen in Reih und Glied würde allen Gebot und Ehre sein. — Wir nahmen keinen Abschied an jenem Sonntag, aber eine Woche danach waren sie in alle Lande zerstreut.

Aufbruch.

Die Stunde war da, und sie kam erhabener zu uns, als wir geahnt hatten. Zwar die äußeren Geschehnisse zeigten hier in der kleinen Stadt keine bedeutende Gestalt. Nicht viele nahmen gemeinsam die Kunde des Aufbruchs entgegen. Worte der Weihe und Kraft wurden nicht gesprochen. Still standen wir beieinander, und still ging die Menge von dannen. Dennoch war es die feierlichste Stunde, die unseren Seelen zuteil ward. Es war die Stunde der Entrückung des Einzel-seins in das Ganze. Die Schranken unseres Ich durchbrachen, unser Blut flutete zu dem Blute der anderen, wir fühlten uns eines Leibes werden in mystischer Vereinigung. — So mögen zu allen Zeiten die Menschen gefühlt haben, die in heiliger Gemeinschaft bereit waren, für ihren Gott zu sterben.

Der gemeinsame Wille aller stand auf in jedem von uns, und wortlos gelobten wir einander Treue bis in den Tod. — Was jetzt das Blut meiner Brüder zum Herzen drängt, was als Gram ihre Seele durchwühlt, was ihre Lippen zusammenpreßt als fester Entschluß, das alles erschüttert und bewegt auch mich. Und wir grüßen uns mit anderen Blicken als sonst. Was uns entfernte und sonderte: Wissen, Kultur, Schicksal, ist hingeschmolzen im Tiegel dieser Stunde. Wir sind Volk geworden, und die hier stehen, sind meine Brüder, und ich bin es, für die sie kämpfen, leiden und sterben müssen, und es ist meine Ehre, die solche Opfer heischt. Heiße Liebe steigt in mir auf; sie gilt nicht mehr diesem und jenem, sondern allen, die ihrer bedürfen, und sie begehrt nichts, als liebend zu dienen. Ich will mich vernichten in dieser Gemeinschaft.

Bereitschaft.

„Bereit sein ist alles." Und wir waren bereit. Das Volk ging in ernster Freudigkeit den Weg der Pflicht, jeder auf seinen Posten. Die Tage des Aufbruchs trugen eine Weihe ohnegleichen. Unsere Männer fahren Tag um Tag blumengeschmückt in das Unbekannte; da ist kein Rausch, kein eitles Prahlen, nur schlichter, stiller Ernst. Nur in den tapferen, wehmütigen Weisen, die uns allen vertraut sind, findet die Seele ihre Sprache. Wie schön ist unser Volk in dieser Zeit, auch dem Geringsten gibt das prunklose Ehrenkleid Haltung und Adel! Sie ziehen in den heiligen Krieg, der um Güter der Seele mehr noch als um irdische Güter gekämpft werden muß. Niemand hat ihn gewollt, niemand hat eines anderen Volkes Schaden gewollt; es kam über uns als Schicksal, nicht als Schuld. Und wenn nun unsere Hände befleckt werden mit dem Blute von Tausenden, die wir nicht hassen und die auch schuldlos sind, so treten wir dennoch reinen Herzens vor das Weltgericht. — Dies heilige Gefühl lebt noch im Einfachsten unter uns, es adelt ihren Auszug zum Opfergang. Jeder wird Werkzeug des Göttlichen. Es

Digitized by Google

geht um das Ganze, so geben wir uns ganz. Und Millionen sind bereit aus freiem Entschlusse, ohne zu müssen. Wir erleben eine verschwenderische Hingabe der Männer und der Knaben, der Einfachen und derer, die begnadet sind mit besonderen Gaben des Geistes. Keiner behält sich als zu kostbar zurück, mag auch ein Genius seine Stirne berührt haben. Und selbst die Zarten, die Unkriegerischen drängen sich zum grausamen Dienste. — — O Gott, wir danken Dir, daß wir dies alles erleben dürfen, wir sind voll Seligkeit und Stolz, dieses Volkes Glied zu sein. Niemand darf es uns je mehr schmähen. Wer wird noch wagen, von der Niedrigkeit und Glaubenslosigkeit unserer Zeit zu sprechen, von der Entartung unseres Geschlechts, von unserer Verzärtelung durch irdisches Wohlsein, von der Zerstörung unserer Kraft durch zu viel Geistigkeit? Wir verlachen solche Kläger. Wir haben erfahren, daß alles Große und Gute und Kraftvolle unter uns lebendig ist, mag es auch, wie alles Menschliche, verschmolzen sein mit Sünde und Kleinheit. Mag denn das Übel in der Welt größer geworden sein — wer wägt es? — Auch das Große ist sichtbar gewachsen. — Als seine Stunde gekommen war, stand ein ganzes Volk im Panzer der Mannhaftigkeit da, und seine Mütter wurden inne, daß sie Helden geboren haben. Nie sah die Welt einen Kampf wie diesen. Nie hat ein Krieg solches Übermaß von Anspannung, Beharrlichkeit, Scharfsinn, von standhaltender Kraft des Leibes und der Seele verlangt wie dieser. Es ist ein Unerhörtes, daß wir diese Kraft besitzen. Und wenn wir einer Welt von Feinden standhalten, die so tapfer sind wie wir, so ist es, weil der Adel unseres Geistes und unserer Gesittung über der Kraft unserer Glieder waltet.

Leben und Tod.

I.

Der leuchtende Sommerabend sank nieder und schenkte all der Schöne um uns her Vollendung. Als Feuerbrand glühte die Abendsonne in den Fenstern der am Berghang gelagerten Häuser; in weichen Purpurmantel hüllte sie das rötliche Gestein der Mauern und Türme. An der Seite des Geliebten stand ich einen Augenblick auf der Höhe der geschwungenen Brücke. Wir schauten miteinander in den eilenden schimmernden Fluß, dem der leuchtende Himmel sein zartes Blau als Abendgruß schenkte. Wie selig ruhte die Erde in ihrer Fülle und Schönheit! Und sie forderte das Blut von Tausenden! Sie wollte in Dunkel hüllen die Augensterne der Jugend, die sich entzückt, aber noch unkundig ihrer Fülle, dieses Glanzes freuten. — Und in ihr sollte modern die sommerliche Pracht gereifter Männlichkeit. Uns schauderte vor der Grausamkeit des Kommenden, und als Schwerstes erschien uns, zu scheiden von der Höhe des Lebens, aus der vollen Blüte des eigenen Selbst.

Die Seele muß reif geworden sein von den Schauern und Wonnen des Lebens, um ganz zu ermessen, was dies bedeutet: Ins Dunkel zu gehen, ehe der Abend sich neigt. — Wohl dir, du herrliche Jugend, die du noch Knospe bist, daß du die Fülle des Blühens nicht kennst — du kannst dich freudig verschwenden im Rausche des Opfers. Aber wir Reifen wissen, was du hingibst. Wir wissen, daß die Seligkeit des Erfülltseins und und des Genügens tiefer ist als die der Erwartung und Sehnsucht.

In mir war immer ein starker Trieb zum Lebendigsein, und da war kein Gut, das ich nicht hätte besitzen mögen. Aber in der Jugendzeit fühlte ich stark

Digitized by Google

nur die Werte, die außer und über dem Leben stehen. Immer mußte die Seele auf irgend etwas hinleben, um ihr Genüge zu haben, immer mußte sie sich mit irgend einer Schwere belasten, die sie Aufgabe und Pflicht nannte, um nicht hilflos dem Ungenügen, dem Fragen nach dem Wozu der Dinge preisgegeben zu sein. Aber die Reife brachte endlich die Kraft, das Leben zu lieben um seiner selbst willen. Und diese Kraft ward geboren im Leiden, in der Entsagung, im Ringen gegen zerstörende Gewalten. Gerade in solcher Zeit erlebte die Seele, daß das ganz Einfache, das immer Daseiende: die schwebende Bläue des Himmels, die Sonne im Aufgang und Niedergang, die gestirnte Feierlichkeit der Nacht, der süße Atem der Blumen, das bewegte silberne Stromband, das Da-sein und So-sein des Geliebten und unsere unverblaßte Liebe, daß all dies, was das Leben selbst in seinem Kelche trägt, genug ist, um uns alltäglich mit Dank zu beschwingen. — Nur wer sein Schicksal erkannt hat und reif geworden ist in Tränen und Seligkeit, weiß, was Leben und Scheiden heißt. — Darum wohl dir, du strahlende Jugend, die du singend zum Rausche des Opfers schreitest! Wir kennen nichts Schöneres als dich, aber unsere tiefste Ehrfurcht gilt denen, die von der Höhe des Lebens wissend und rauschlos ins Dunkel schreiten.

II.

Der Tod hat grausame Ernte gehalten. Unersättlich mäht er die herrlichsten Blüten. Wir haben Jünglinge und Männer verloren, die nicht zu ersetzen, nicht zu verschmerzen sind. Mütter, die täglich flehten „nur dies nicht, o Gott", schreiten unter uns still und gefaßt. Unser heißes Gefühl darf sie nur leis und von ferne berühren, damit ihre Hoheit und Kraft nicht dahinschmilzt. — Viel Mit-Leiden erschüttert uns täglich. Dennoch können wir uns kein Bild machen von dem Unmaß der Dinge, die draußen geschehen. Aber im Antlitz derer, die schon für uns bluteten, finden wir die Erinnerung daran. Seht ihr die starre Gespanntheit ihrer Züge? Sie sind noch erfroren von der übermenschlichen Mühsal und dem Grauen des Schlachtfelds, und was sie dort schauten, verschließt ihre Lippen. Wir sind ihnen nahe und traulich und doch noch so fremd, und wenn sie wieder in unsern Straßen wandeln, so ruhen ihre Blicke auf all der heiteren Mannigfaltigkeit wie Fremdlinge von andern Sternen, die nichts verstehen von unsrem Beginnen. In der Tiefe ihrer Augenspiegel brennen noch die Bilder von Geschehnissen, die wir nicht ausdenken können. Nur allmählich taut unsre Liebe sie fort, und ihre Seelen werden wieder heimisch bei uns. —

Du, mein Freund, standest in den Tagen unsres lieblichsten Festes vor denen, die bald zum zweitenmal scheiden sollten. Und es war Orgelklang in deiner Stimme, als du von der Größe des Schlachten-Todes zu ihnen sprachst. — Du sagtest, daß im alltäglichen Geschehen der Tod zu uns kommt als ein Unverstandener, als vernunftwidriges Schicksal, dem kein Sinn abzuringen ist, daß wir ihn hinnehmen, erdulden müssen. „Aber von euch weiß jeder, weshalb und wofür er stirbt, wenn ihn das Los trifft. Wer draußen bleibt, ist das Saatgut der Zukunft. Der Heldentod für Freiheit und Ehre unseres Volkes ist höchste Leistung, wirksam für Kinder und Kindes-Kinder. Es gibt keinen größeren Ruhm, keinen würdigeren Abschluß, als so zu sterben. Und es sind viele, denen dieser Tod eine Vollendung schenkt, die ihm das Leben versagt hätte." — Was mochte eure Seelen bei diesen

Digitized by Google

Worten bewegen! Jeder hat das Recht zu hoffen, daß der Tod ihn nicht findet. Aber es sind viele unter euch, die beim Scheiden ganz schlicht zu sagen wissen: „Und wenn ich auch nicht wiederkehre — wenn nur mein Vaterland bleibt."

Arbeit.

Die erste Zeit war Betäubung und Aufschwung zugleich. Das bisherige Leben verblaßte und ward gespenstisch vor dieser neuen maßlosen Wirklichkeit. Was gestern wichtig und sinnvoll war, ist es heute nicht mehr, und wir suchen hastig nach neuen Formen des Wirkens, des Lebens. Ein Fieber ergreift uns nach Dienen, Helfen und Mitarbeiten. Wie könnten wir verharren im bisherigen, wenn das Volk aufsteht zu höchster Anspannung! Unerhörte Leistungen und schnelle Entschlüsse werden von den Männern verlangt — o Gott, gib auch uns Frauen unser Teil. Wir fordern Zulaß zum Opfer, möchte doch das Ganze auch unserer bescheidenen Kräfte bedürftig sein! Wir irren umher, wir suchen nach unserer Arbeit, wir drängen uns an alle Türen, wir fühlen uns wie Beschenkte, wo man nach unseren Händen greift. Wir freuen uns auch der einfachsten, ungewohntesten Arbeit, ja wir suchen sie als Bestätigung unseres reinen Willens zum Dienste. Ach, wie arm fühlt sich jede, die nicht sogleich Einlaß findet in der Gemeinschaft der Wirkenden.

Diese Tage angespannten Suchens nach Verwertung unserer selbst tragen uns davon wie ein brausender Strom. Wir leben wie bewußtlos, entselbstet. Nur eines wissen wir deutlich: Alles, was wir von unserem befriedeten Heim aus leisten können, ist ein Nichts gegen das, was draußen geschieht, und Abend für Abend fühlen wir es als unbezahlbare Schuld, daß wir uns zur Ruhe betten, während die Brüder draußen jeglicher Unbill preisgegeben sind. Wer sind wir alle, die wir daheim bleiben, daß uns das Schicksal so schont? Sind wir nicht würdig der Weihe des Äußersten? — Ja, wir wissen es wohl in all unserer Geschäftigkeit: Allzu bescheiden ist der uns zugemessene Teil an Opfern und Mühen! Aber dies Wenige wollen wir verwalten so freudig und sorgsam, als sei es Schicksal bestimmend. Und treu erfunden zu werden im kleinen soll unsere Ehre sein. — — — — —

Du bist traurig, mein Freund, weil es dir nicht vergönnt ist, da draußen den Kameraden voran dein Leben zu wagen. Die Natur schuf dich zum Streiter und Führer und schlug dir das Schwert aus der Hand. Alles, was du hier wirken kannst, gilt dir für nichts, im Vergleich zu dem Tun der andern im Felde. Dennoch ist es nicht wenig und muß geschehen im Dienste des Ganzen. Aber ich gebe dir recht und billige deine Traurigkeit. Und ich würde dich nicht halten, wenn du gehen könntest. — Nun aber darf ich in Wehmut dankbar sein, daß du uns bleibst. Denn ein anderes ist es, sich selbst zu opfern, ein anderes, den Geliebten scheiden zu lassen, ohne ihm folgen zu dürfen. — Es ist das nämliche Schicksal, das lange Zeit hart mit uns verfuhr und sinnlos deine titanenhaften Kräfte in Fesseln schlug, das uns jetzt Schonung bereitet. Dir freilich heißt es auch jetzt Entsagung. Aber ich suche darin als geheimen Sinn, daß du aufbewahrt wirst für die Tage der Zukunft, nicht um unsertwillen, sondern für dein Volk. — Wenn auf die Zeiten des Grauens, des Rausches, der Erhabenheit und des Wachseins aller höchster Kräfte die neuen Alltage heraufziehen mit ihrer Ernüchterung, wenn das Kleine wieder Besitz nimmt von den Seelen, wenn der Zwist aufsteht zwischen denen, die jetzt Kameraden sind, dann ist deine Stunde gekommen. Dann bedarf

Digitized by Google

es vieler Weisheit, Kraft und Lauterkeit, um dem befriedeten Lande Früchte abzuringen, die des vergossenen Blutes würdig sind. Es gilt, die jetzt entfesselten Gewalten zu bändigen, es gilt den Neubau einer Welt. An uns, den Gebliebenen wird es sein, den wiederkehrenden Brüdern eine Heimat zu bereiten, die jedem das Seine gibt: Gerechtigkeit, Freiheit zum inneren Wachstum und den Schwachen Güte und Ritterlichkeit.

Freundschaft und Liebe.

Wir begegneten einander irgendwo draußen auf deiner Fahrt in die Weite, und unsere Seelen quollen über von den Geschehnissen dieser Zeiten. Wir liebten uns mit neuer Liebe und alles Verworrene, was zwischen uns stand, versank für diese Stunde in Dämmerung. Wir liebten einander, aber mit jener Zurückhaltung des Unpersönlichseins, die nichts für sich selbst vom andern verlangt — denn es ist nicht die Zeit, um den Zauber persönlicher Hingezogenheit zu kosten. Wir berührten uns nicht als Du und Ich, sondern als Träger von Kräften des Ganzen, als Frauen, die all dieses Schicksal mit gleichschwingender Seele erleben. Ja, wir verstanden einander wie selten, und das Weltgeschehen durchbrauste uns wie gleichgestimmte Instrumente. In aller Erschütterung schwang leise als Glück der Zusammenklang dieser Stunde. — Du fragtest: „Wie geht es dir?" Das wunderte mich heimlich, denn was lag daran. Dennoch freute ich mich dessen als zarter Liebkosung deiner teilnehmenden Güte. Wir liebten uns, vereint hinaufgehoben in das Überpersönliche, wie Seelen, die sich in Gott lieben. — Solche Liebe ist hell und rein, denn sie ist frei vom Haben-wollen des geliebten Wesens und von aller Begehrlichkeit, wie sie sich sonst unserem Hingezogensein anheftet. Und nur solche Liebe ist würdig dieser Zeit. Es darf nicht Raum bleiben für die Liebe, die den Selbstgenuß sucht, indem sie den anderen zum Spiegel des Ich begehrt. Es darf nur Raum sein für Gemeinschaft der Seelen im Überpersönlichen und für schenkende Liebe, die allen gehört, die Not leiden. Es ist schön, frei zu werden in der Liebe und auch im Persönlichsten ohne Bedürftigkeit zu sein. Das wirkt nur eine Zeit wie diese, die uns dem Selbst entrückt.

Frauenlos.

Wie schwer ist es, Weib zu sein auch in dieser Zeit! Herzzerreißendes Scheiden, Harren und Bangen, einsam zurückbleiben. Und dann dem Alltag mit seiner grauen Sorgenlast standhalten, jede für sich allein — das ist unser Teil. — Ich fand eine feine, stille Frau ganz allein in ihrem sorgsam gerichteten Lädchen, der Gatte im Krieg, die Kundschaft auch. Da sitzt sie und wartet wie auf Posten, ob nicht doch jemand kommt, der ihr ein wenig Verdienst gibt, damit die Schuldenlast nicht zu groß werde bis zur Heimkehr des Mannes. Sie hat sich um Unterstützung bemüht, deshalb muß ich sie ausforschen nach diesem und jenem und all ihren Verhältnissen auf den Grund gehen. Sie steht sachlich und ruhig Rede, dann aber kommen ihr Tränen: „Wir sind immer allein fertig geworden, wir haben noch nie fremde Hilfe erbitten müssen." Wieviel Bürgerstolz, wieviel sorgsam gepflegtes Ehrgefühl muß jetzt gekränkt werden! — Ein anderes Bild: Vorn gegen die Straße freundlich erleuchtete Gastzimmer. Da sitzen Wehrmänner in traulicher Kameradschaft, sie singen die schönen Lieder, um sie herum ein Kreis, der ihnen noch Liebes erweisen möchte. Im Hinterhaus ein kümmerliches Stübchen, da finde ich die

Digitized by Google

Wöchnerin, die vor kurzem geboren hat, verlassen. Das Fenster zerbrochen, kein Feuer im Herd, bittere Kälte strömt von draußen herein. Sie hat die Kinder ins Bett gelegt, sie sitzt eingehüllt frostschauernd daneben wie die Henne bei ihren Küchlein. Ihr Mann ist eingerückt, sie ist allein, und sie wartet stumpf, ob der Zufall ihr jemand zur Hilfe sendet. — Als ich fortgehe, quillt aus den Fenstern unten immer noch warmer gelber Schein und freudiger Gesang der Männer.

Ach, wie schwer ist es, allein den Alltag zu bestehen, ohne getragen zu werden von den starken Schwingen der Gemeinschaft. Sie hebt den Mann über sich selbst empor und trägt ihn bis in den Tod. Ihm zeigt das Schicksal das Furchtbarste und das Erhabenste zugleich. Er kann die Entrückung erleben und die heimliche Lust des Abenteuers, den Aufschwung zum Helden und das zärtliche Getragensein von der Treue der Kameraden. Aber die Frau hat in Heller und Pfennig die Rechnung des Alltags zu begleichen. Mühe und Sorge umspinnen ihre Seele mit grauen Schleiern, und es ist schwer, die Dumpfheit ihres Einzelseins mit der Größe des Ganzen zu weihen. — Niemals waren wir, die dem Ringen um die Notdurft enthoben sind, bevorzugter als jetzt. Denn uns allein ist vergönnt, aufzusteigen in die Gemeinschaft des Wirkens für andere und auch zermalmendes Geschehen als Schicksal zu begreifen.

Gebet.

O Gott, wie können wir uns in dieser Zeit betend zu Dir erheben und Deine Hände greifen? All unser Denken Deines Wesens, daß Du der Gott der Liebe seist, zerrinnt in dieser furchtbaren Wirklichkeit. Nein, ich fasse Dich nicht als unseren Vater im Himmel, der die Haare auf unserem Haupte zählt, und ich vermag nicht in diesem Geschehen einen von Dir gewollten Sinn zu spüren. Bist Du es, der Allmächtige, der seine Kinder der Selbstzerfleischung preisgibt? O Gott, in allem, was außer mir selbst ist, bist Du der Unerforschliche, den Gebete und Tränen nicht rühren. — Mir freilich ist das Los aufs lieblichste gefallen, und ich habe mich abfinden können mit den Schmerzen, die mir zuteil geworden sind. Aber wie darf ich diese Gnade des Schicksals Deinem Willen zurechnen, wenn ich sehe, wie andere unter ihrer Last zusammenbrechen! — Es ist von jeher der Jammer des fruchtlosen Leidens der anderen, des schuldlosen Leidens, das die Seelen nicht läutert, sondern zerbricht, das mir den Weg zu Dir als allmächtigen liebenden Vater verschließt. — Und auch jetzt vor den Leiden des Ganzen kann ich nicht so zu Dir beten. Die Liebe zu meinem Volke brennt heiß in mir, und meine Ehrfurcht ist ohne Grenzen, aber kommt es uns zu, Dich jetzt den Gott der Deutschen und uns Deine Erwählten zu nennen? Auch die andern leiden unermeßlich, auch sie treten jetzt vor Dich hin mit aufgehobenen Händen und halten Dir entgegen, was schön und groß ist an ihnen. Auch sie hoffen, daß Du sie um ihrer Gerechten willen nicht zu Schanden werden läßt. — O Gott, entweder haben alle Völker oder keines Kindesrechte an Dich, und nicht mir kommt es zu, Dich zu bitten um unväterliche Parteinahme.

Dennoch bleibt mir auch jetzt ein Weg zu Dir. Und ich klopfe an und harre Deiner Gnade. O Gott, gib mir die Kraft zur Bewährung, gib sie meinem Volke. Laß uns standhalten in der Pflicht gegen das Ganze und in der Liebe zueinander. Laß uns nicht lau und stumpf werden, laß jeden von uns sein Werk tun, so gut er irgend kann. — Mir gabst Du nur Bescheidenes zu vollbringen, Du versuchst

Digitized by Google

mich nicht mit Anforderungen, denen ich nicht gewachsen bin, Du verschontest mich mit Opfern, Du ließest mir meine Welt. O Gott, so hilf, daß ich vor mir selbst bestehe durch die Treue im Kleinen. Gib mir einen lauteren Willen zum Gutsein, gib mir Geduld und ein liebevolles Herz für alle, die dessen bedürfen. Laß mich von unversieglicher Güte sein. Ich fühle es, dies ist die Aufgabe, die Du mir zugeteilt hast, und wahrlich — so bescheiden sie ist — ich bedarf Deiner Gnade, um sie zu vollbringen.

Aufschwung.

Ich erlebe in dieser Zeit oft Stunden tiefinneren Glückes, und wenn ich voll Verwunderung nach ihrem Quell suche in meiner Seele, so finde ich nichts anderes, als meine bescheidene Arbeit. Sie wiegt nichts gegen das, was draußen geschieht von den Männern, die sich alle Tage zum Tode bereiten, und sie wiegt nichts gegen das, was von Frauen geschieht, die sich in der Stille der Nacht über brechende Augen neigen. Halte ich mein Wirken daneben, so überströmt mich heiße Scham, und ich zähle mich dann zu jenen, die echter Opfer nicht gewürdigt sind. Ja, was ich tue, können an meiner Statt auch andere leisten, und es ist letztlich gleich, ob ich dem Ganzen diene oder nicht. Nur für mich selbst ist dies bescheidene Dienen Notwendigkeit.

Dennoch: ein Glück steigt mir auf in diesen Zeiten, wo ich mich hingebe an die Forderung der Stunde und erwähle als mein Teil, daß jeder meine Hand findet, der Hilfe suchend nach ihr greift. Auch dieses bescheidene Sich-Verschenken macht wunderbar reich, denn jedes geduldige Anhören, jedes schwesterliche Wort kann wie ein Gott gesandter Strahl sein, der aus dunkler Wolke Hoffnung gießt in eine bangende einsame Seele. Und wenn mir je und je die Gnade der Güte zuteil wird, so fühle ich es nicht mehr als Raub und Schuld, daß mir mein eigenes Glück bleibt. Es wandelt sich zum gnadenreichen Geschenk, verliehen, um anderen daraus mitzuteilen. Und darin finde ich Augenblicke der vollkommenen Einheit mit mir selbst — Seligkeit.

Sinndeutung.

Ich vermesse mich nicht, den außer mir liegenden Sinn all dieses furchtbaren Geschehens deuten zu wollen. Ich erkenne auch nicht den Sinn der Welt in ihrer Ganzheit, und noch die tiefste Formel darüber dünkt mich wie das Stammeln eines Kindes. Ich weiß nicht, zu welchem Gestade das endlose Wogen des Lebens und Wirkens uns treibt. Ich weiß nicht, ob all dies Blühen und Welken, dies Seligsein und dies Weinen, dies Werten und Wählen über sein Dasein hinaus Sinn in sich trägt. Ich weiß nicht, ob Du Herr, mit all diesem Absichten hast, die uns künftig enthüllt werden. Darf ich einst in Deinem Lichte das Warum und Wozu dieser Welt erschauen? Oder werde ich nach der kurzen Spanne, die mir vergönnt ist im Irdischen zu wachsen, zurücksinken in ein Dunkel, das keiner Frage mehr Antwort gibt? O Gott, welche Wehmut, welche unendliche Traurigkeit webt über der Mühe und der Schönheit eines Seins, das zum Nichtsein bestimmt ist! Und dem sein eigener Sinn ewiges Rätsel bleibt!

Aber was mich am nächsten angeht, weiß ich gewiß: Mein eigenes kleines Einzelleben empfängt durch mich selbst seinen Sinn, seinen Wert. Es ist mir gegeben, damit ich es sinnvoll gestalte. Es ist mir gegeben, damit ich Ja sagen kann zu mir selbst. Es ist mir gegeben, damit alles, was ich als groß und gut

Digitized by Google

erlebe, in mir Gestalt gewinnt. Und dies ist für jeden von uns unverlierbarer Ankergrund in dem aufbrausenden Meere der Rätsel. Hier findet die Seele Frieden und Kraft zum Lieben und Wirken. So erlebe ich auch jetzt als das Unbezweifelbarste die Erhabenheit meiner Menschenbrüder, die in schlichter Selbstverständlichkeit sich selbst zum Opfer bringen. Viele wissen nicht einmal, daß sie Helden sind, sie wissen nur, daß sie nicht anders können. — So erlebe ich unerschöpfliche Ströme helfender Liebe, die noch das Grauen letzter Stunden mit der Wärme des eigenen Leibes zu bannen und in Schönheit zu wandeln weiß. — Vor dieser Bereitschaft gibt es kein Fragen, kein Zweifeln mehr. Es bleibt nur der Dank für die Größe des Menschseins. Und in der Gewißheit, daß wir groß und gut sein sollen und können, ergreifen wir ein Letztes, in welchem wir wirken und ruhen.

Die unschuldig-schuldigen Hausfrauen.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer heute in der Aufklärungsarbeit für die Volksernährung tätig ist, der fühlt manchmal mit Verzweiflung, daß man gegen einen breiten, schweren Strom von Verständnislosigkeit, Beschränkung und Gleichgültigkeit, von irregeleitetem Eifer, Leichtsinn bis zu böswilligem Egoismus mühsam ankämpft. Der erschrickt auf Schritt und Tritt, wie bodenlos im eigentlichsten Sinne des Wortes das volkswirtschaftliche Gewissen vieler Hausfrauen ist; da ist gar nichts, worauf man heute die Pflichtenlehre des Krieges bauen kann. Unmöglich, die Dringlichkeit, den Ernst, die Unentrinnbarkeit dieser Pflichten einzuprägen; unmöglich in einem gedankenlosen, nur dem Nahen, Greifbaren zugewandten Gehirn Kriegsmoral zu erzeugen.

Kein Bundesrat und kein Oberkommando kommt gegen diesen listigen Stumpfsinn auf. Wird das Backen nachts verboten, nun, so verschiebt man das Frühstück, bis die frischen Semmeln da sind. Oder man ißt zum zweiten Frühstück desto mehr. Oder man kauft abends und tauscht gute Ratschläge aus über das Frischhalten. Alles, als sei die behördliche Verordnung nichts als ein Trapez für die Erfindungsgabe, sich unter erschwerten Umständen doch seine Semmeln zu erlisten. Gar nicht zu reden von den sinnlosen Mehlkäufen. Da (leider!) in der letzten Bäckereiverordnung der Termin genannt war, von dem an es kein Auszugsmehl mehr geben sollte, kauften die genußsüchtigen Hausfrauen noch rasch, soviel man ihnen geben wollte. Ja, sie kaufen auch von dem neuen Mehl säckeweis — damit es ihnen zu Hause verdirbt.

Gewiß, das ist schwarz gemalt. Aber in der Skala, die von den törichten zu den klugen Frauen führt, ist die Stufe der Törichten breit und dicht besetzt. Breiter und dichter, als Optimisten angenommen haben. Vielleicht — wenn dem

Digitized by Google

Ansturm aller Überredungskünste nicht doch noch ein Stück Aufklärung gelingt — bleiben diese Thörichten in der verhängnisvoll ausschlaggebenden Überzahl.

* * *

Diese Unvernunft der Frauen fängt nun an auch denen unangehm aufzufallen, die sonst gar keinen Anstoß daran zu nehmen, im Gegenteil, sie liebenswert, anmutig und zweckmäßig zu finden pflegten. Und nun entsteht die tragikomische Lage, daß die Frauen von ihren eignen Erziehern beschuldigt und angeklagt werden, weil sie genau so geworden sind, wie man ihnen gepredigt hat.

In den ersten Kriegswochen erschien ein Aufruf von einem unserer Freunde aus dem Antibund im Annoncenteil einer Zeitung. (Es scheint, daß sie zumeist zu den Daheimgebliebenen gehören.) Jener Freund fühlt sich „durch die Kriegsereignisse zu einer Rede veranlaßt", die er im **pluralis majestatis** den deutschen Frauen hält. In diesem Dokument unbeschreiblicher Anmaßung heißt es am Schluß, daß nunmehr die Frauen wieder Ehre und Achtung genießen würden, die „in stiller Fürsorge für Haus und Hof die altgermanischen Frauenpflichten erfüllten". Auf die Verborgenheit des Hauses wird aller Nachdruck gelegt. Die Frau gehöre nicht in die öffentliche Versammlung usw. usw.

Was tut jetzt diese häusliche Frau, die nie in einer Versammlung war und nichts kennt als die stille Fürsorge für die Ihren? Sie hat weder die Bäckereiverordnung noch die volkswirtschaftlichen Auseinandersetzungen in den Zeitungen gelesen. Wie sollte diese altgermanische Musterfrau wirtschaftspolitische Aufsätze und Bundesratsverordnungen lesen! In holder Ahnungslosigkeit ereilt sie in ihrem stillen Wirken die Mitteilung ihres Bäckers, daß er fortan frühmorgens kein frisches Weißbrot liefert, und ihre liebenden Gedanken werfen sich naturgemäß sofort auf das Problem, wie sie diesen Schlag von den Ihren abwenden kann. Sie kann abends Weißbrot kaufen und morgens Toast rösten — und sie wird schon verstehen, ihn so delikat zu machen, daß er noch besser schmeckt als die frischen Semmeln und in noch größerer Quantität vertilgt wird. Sie ist eine tüchtige Hausfrau. Sie wird schon Entschädigung schaffen für den Kuchen, den man nicht mehr kaufen kann. Sie wird schon noch Mittel und Wege finden, daß die Ihren nichts von der Kriegsnot merken. Diese Hausfrau, die nur dazu erzogen ist, ihre Liebe und Mühe für den eigenen Tisch aufzuwenden, der der Familienegoismus zur Tugend und jede Vertrautheit mit dem Begriff der Volkswirtschaft zur Sünde gerechnet wurde, die wird jetzt durchaus **bona fide** ihre Hausfrauenaufgabe darin sehen, soviel wie möglich von den schwindenden Vorräten in ihre Scheuern zu sammeln. Sie fühlt die Verantwortung dafür, daß unter den erschwerten Umständen ihre Familie ebenso angenehm weiter ernährt wird wie zuvor. Dafür setzt sie sich ein, und alle Reden, die ihr die Berechtigung zu solch einseitiger Familienfürsorge bestreiten, stoßen bei ihr auf einen instinktiven Widerstand, der um so härter, ja — eigensinniger und feindseliger ist, je deutlicher sie fühlt, daß die Grundfesten ihrer Hausfrauenmoral bedroht sind. Die Frauen, die schon vor Ladenöffnung in Scharen vor den Mehlläden warteten, die sich drängten und stießen, um noch etwas vor Toresschluß zu ergattern —, sie sind das betrübliche aber durchaus folgerichtige Ergebnis einer Erziehung, die grundsätzlich das wirtschaftliche Interesse der Frau auf ihren Mann und ihre Kinder konzentrierte.

Digitized by Google

Die Frauen selbst trifft dabei der allergeringste Vorwurf. Es ist kein Vergnügen, diesen Kampf ums Dasein vor und in den Läden zu kämpfen, es ist eines der Opfer, das die Hausfrau zum Besten ihres Herdes auf sich nimmt — gerade so, wie sie im Schweiße ihres Angesichts, nicht zu eigenem Genuß, sondern aus Liebe und Fürsorge den verbotenen Kuchen zu Hause bäckt.

Natürlich gibt es auch solche, deren wirtschaftliche Sünden nicht aus so schönen Motiven hervorgehen, sondern einfach aus Nachlässigkeit, Genußsucht und Leichtsinn. Der Magistrat von Duisburg hat in einer öffentlichen Bekanntmachung die Kriegerfrauen gebrandmarkt, die aus Faulheit und Schlamperei kein Mittagessen kochen und dafür Butterbrot und Kuchen essen. Solche Erfahrungen wird man auch an anderen Orten in der Kriegsfürsorge machen. Ihr steht die andere gleichwertig gegenüber von den weiblichen oberen Zehntausend, die ihre Nachmittage in Cafés beim Kuchen- und Schlagsahneessen zubringen. In den Kommentaren zu solchen Erscheinungen pflegen sie darauf zurückgeführt zu werden, „daß die männliche Autorität fehlt". Aber das ist gerade der Bankrott der weiblichen Erziehung, daß die Frau ihre Pflicht nur unter dem Druck einer Autorität erfüllt. Es wird niemand behaupten wollen, daß die Witwe die schlechtere und gewissenlosere Hausfrau ist. Im Gegenteil, die auf sich gestellte Frau wird stärker in ihrem Verantwortungsgefühl. Stellt die Ehefrau durch Erziehung, Sitte und Recht mehr auf eigene Füße, und sie wird in solchen Lagen nicht aus Mangel an Autorität den Halt verlieren und sich gehen lassen.

Ein Aufsatz im „Tag" spricht unter dem Titel „Eine versäumte Erziehungspflicht" von dem Versagen eines großen Teils der Frauen und sagt sehr richtig: „Man droht den törichten Hausfrauen mit Entziehung der Unterstützungen. Ihr laßt den Armen schuldig werden." Man sollte sich lieber daran erinnern, was an der staatsbürgerlichen Erziehung der Mädchen versäumt ist. Heute finden alle noch so eindringlichen Darlegungen unserer wirtschaftlichen Lage und der Bedeutung des lückenlosen einheitlichen volkswirtschaftlichen Willens der Frauen einfach keinen Eingang, weil das Verständnis dafür nicht vorbereitet ist. Die Frauen haben nicht gemeinwirtschaftlich denken und wollen gelernt. Das zeigt sich jetzt. Manche Männer sprechen angesichts dieser Erscheinung von der unbelehrbaren Kurzsichtigkeit der Frauen und sagen wieder einmal mit Genugtuung: Seht ihr! so sind sie! Sie sollten an ihre Brust schlagen und sagen: So haben die von uns geschaffenen Schulen und Gesetze — die von uns gepflegten und verteidigten Sitten und Anschauungen sie werden lassen. Man spricht von verstärktem hauswirtschaftlichen Unterricht. Gut. Aber vergesse man nicht: das bloße Kochenkönnen macht es hier nicht. Es kann gerade so gut *gegen* das Gesamtwohl benutzt werden als dafür. Die Hauptsache ist: verstärkt in den Frauen die Fähigkeit und Gewohnheit volkswirtschaftlichen Denkens; bildet in ihnen ein gemeinwirtschaftliches Gewissen aus. Nicht die „altgermanische" Frau in der Konstruktion des Antibundes, sondern die neudeutsche Frau wird in der neudeutschen Wirtschaft und im größeren neudeutschen Staat ihren weiblichen Aufgaben gewachsen sein.

Unsere Zeit ist die Stichprobe für so manche Kräfte in unserem Volk. Sie ist auch die Stichprobe für die Bestrebungen der Frauenbewegung. Als solche zeigt sie uns deutlich, was wir erreicht und was wir noch nicht erreicht haben. Wir haben — bei dem vielgestaltigen Widerstand allüberall — noch nicht vermocht, die

Digitized by Google

großen Massen der Frauen mit dem Gedanken einer bürgerlichen Verantwortlichkeit auch der Frau zu durchdringen. Aber wir haben wenigstens eine Armee von Einsichtigen ins Feld gestellt, die heute die Aufklärung der andern übernehmen können. Was an Organisation dieses Aufklärungsdienstes, an Möglichkeiten, Einsicht in die Massen zu bringen, überhaupt heute vorhanden ist, das ist von der Frauenbewegung geschaffen und lebt von ihren Kräften, von ihren Erfolgen, ihrem Gewissen, ihrer praktischen Erfahrung. Die von uns vertretene unmittelbare Verantwortlichkeit der einzelnen Frau der Gesamtheit gegenüber ist heute in ihrer großen ausschlaggebenden Bedeutung anerkannt, und wer sie fernerhin nach diesen Erfahrungen der Kriegszeit noch grundsätzlich bestreiten will, der gibt sich zu gemeingefährlichem Götzendienst an einem überlebten und gerichteten Idol her — einem Idol, mit dem man heute genau so wenig anfangen kann wie mit dem „beschränkten Untertanenverstand" einer überwundenen Vergangenheit.

Über den Weg zu einer deutschen Mode.

Von

Dr. Emmy Voigtländer.

Nachdruck verboten.

Seit Beginn des Krieges ist die Erörterung über die Notwendigkeit einer deutschen Mode eifrig aufgenommen worden, und nach Zeitungsnotizen zu schließen, bleibt es auch nicht dabei stehen, sondern es werden schon eifrige praktische Versuche unternommen. Vorläufig ist das Resultat noch nicht bekannt, doch wird die Sache ungeheuer wichtig genommen und teilweise wird in der Erörterung ein Weg eingeschlagen, der nicht zu einem ersprießlichen Ziel führen kann. Ich meine damit die Aufstellung von bestimmten hygienischen, sittlichen, praktischen Prinzipien, nach denen die künftige Mode sich zu richten habe. Um es gleich von vornherein zu sagen: wir können nur unter einer Bedingung zu einer deutschen Mode kommen, die sich auch dann wirklich behaupten und internationale Geltung erlangen kann, wenn wir eines von vornherein aus der Gestaltung der Mode ausschließen: das Prinzip, sowohl das Sittliche wie das Hygienische und das Zweckmäßige. (Im Laufe der Erörterung wird hoffentlich klar werden, daß mit dieser Ausschließung aber auch nicht das Gegenteil, das Unsittliche, Ungesunde, Unzweckmäßige befürwortet wird.) Der Grund, weshalb dem Prinzip nicht die Oberleitung bei der Bildung einer neuen Mode zugebilligt werden kann, ist einfach folgender: Das Prinzip ist seinem Wesen nach etwas Abstraktes, Unanschauliches, Unfruchtbares; in der Kleidung handelt es sich aber um einen Teil der sinnlich-anschaulichen Lebensform, also um etwas Künstlerisches im weitesten Sinne des Wortes. Die Herrschaft eines Prinzips, eines von vornherein festgelegten Programms hat aber noch immer den Lebensnerv des Künstlerischen getroffen, und kein Stil, keine Kunst der Welt ist jemals aus Prinzip entstanden (außer der futuristischen, die ist aber auch danach).

Kleidung ist sinnliche Form, der Weg zu einer deutschen Kleidung muß also in den breiteren Weg zu deutscher Form auf allen Gebieten des äußeren Lebens einmünden. Finden wir diesen, das heißt einen einheitlichen Stil deutschen Wesens,

Digitized by Google

so wird die Kleidung auch von ihm durchdrungen sein. Die großen Ausstellungen 1914, die Kölner Werkbundausstellung und die Buchgewerbeausstellung in Leipzig, haben gezeigt, daß mindestens die Kräfte dazu eifrig am Werke sind, daß sowohl dort wie in den Münchner und Wiener Werkstätten die Kristalle schon zusammenschießen. Was zeigen dagegen die Franzosen auf kunstgewerblichem Gebiet? Nichts wie Wiederholung ihrer alten Formen aus dem 18. Jahrhundert, das Bild einer künstlerischen Erschöpfung. Wie kläglich war der französische Pavillon auf der Bugra! Nur in einem Teil der äußeren Lebensform waren die Franzosen noch maßgebend oder ordneten sich ihnen aus alter Überlieferung die übrigen Völker noch unter: in der Kleidung. Es handelt sich nun um weiter nichts, als auch diesem letzten Rest französischen Geschmacks gegenüber unsere Unabhängigkeit zu behaupten, und dazu sollten wir nicht imstande sein?

Nochmals sei aber nachdrücklich auf die spezifisch deutsche Gefahr aufmerksam gemacht, auf die Betonung des Prinzips. Von jeher hat den Deutschen das abstrakte Denken näher gelegen als das sinnlich-anschauliche. Die Durchbildung der Form ist ihnen immer schwer gefallen. Das zeigt ihre ganze Kunstgeschichte, die mehrmals an entscheidender Höhe, an Punkten einer durchaus eigenen Entwicklung plötzlich abbrach, am verhängnisvollsten nach der großen Blüte der ersten beiden Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts. Jedoch zeigt die neue Entwicklung des Kunstgewerbes, der Architektur, uns wieder auf dem besten Wege zu selbständiger Bildung, und an diese Zusammenhänge muß sich die Kleidung halten.

Die bloße sittliche Entrüstung ist kein Weg zu etwas Positivem. Es genügt nicht, einen Aufruf gegen „die dreiste Sittenlosigkeit einer durch und durch undeutschen Frauentracht" zu erlassen und Unterschriften zu sammeln. (Der Aufruf ging im Oktober durch die Zeitungen.) Wie stellen sich die Ethiker der Mode eigentlich eine Kleidung praktisch und anschaulich vor, „deren Grundwurzeln in die Tiefe gehen, an das Herz des deutschen Muttertums, das körperliche und sittliche Volksgesundheit will und von daher wie aus einer sprudelnden Quelle, an der die Nornen sitzen, die eigentliche Entscheidung geholt hat" (Nr. 238 der Unterhaltungsbeilage der „Tägl. Rundschau", 10. Oktober 1914). Einem solchen Satz liegt an Anschaulichkeit nur die unbestimmte Vorstellung eines zeitlos wallenden Idealgewandes zugrunde, die unmöglich mit praktischen Kleiderformen in Verbindung zu bringen ist. Zur Schaffung einer deutschen Mode sind also weniger die Ethiker berufen, als die Leute, die aus Erfahrung etwas von Kleidung verstehen. Je weniger Pathos überhaupt in dieser Sache aufgewendet wird, je weniger sie den Charakter einer „Bewegung" mit Programmreden annimmt, desto besser wird es für sie sein. Propaganda für eine Sache machen, die noch nicht da ist, ist immer höchst gefährlich, man lasse wie im Kriege auch hier die Tatsachen sprechen und bringe so selbstverständlich wie möglich die neuen Modelle heraus, dann nimmt sie das Publikum schon an. Das führt entschieden schneller zum Ziel, als wenn erst „die ganze deutsche Frauenwelt den Umschwung bewußt erlebt", wozu in der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 933, 28. Oktober 1914, aufgefordert wird. Dies Vorgehen würde in den alten Fehler des Rationalismus verfallen, der meint, die bloße Erkenntnis führe schon zu etwas. In dem gleichen Aufsatz wird das Programm der neuen Frauenkleidung aufgestellt, das die Grundsätze des Werkbundes enthält: „Zweckmäßigkeit, Konstruktionsrichtigkeit und Stoffechtheit werden auch das

Digitized by Google

Programm dieses Frauenkreises sein: Ein zweckentsprechenderes Programm wird aber schwerlich gefunden werden können. Es enthält alles, was nötig ist, um zu einer befriedigenden und wertvollen Modetracht zu kommen." Dem ist zu erwidern, daß dieses Programm lange nicht alles umfaßt, was zum Wesen der Kleidung gehört, und daß seine Herrschaft als etwas ausschließlich Rationalistisches keine wirklich lebensfähigen Formen hervorbringen könnte. In der Beschränkung auf Zweckmäßigkeit, Konstruktionsrichtigkeit und Stoffechtheit würde überhaupt die ganze formale Seite der Kleidung einfach fehlen. Hermann Muthesius selbst hat sich vor einiger Zeit[1]) über den Irrtum der Identifizierung von Zweckmäßigkeit und Schönheit ausgesprochen. Etwas Zweckmäßiges kann schön sein, braucht es aber durchaus nicht, da die Schönheit, überhaupt die ganze formale Gestaltung über den Zweck hinausführt. Ebenso ist es mit der Konstruktionsrichtigkeit. Die Form eines Dinges, sei es eines Gebäudes, eines Stuhles, eines Kleides, kann sich nicht mit bloßer Zweckmäßigkeit und Konstruktionsrichtigkeit decken, und hat es auch niemals getan.

Ein einfaches Beispiel sei angeführt: Gibt es einen irrationelleren, unzweckmäßigeren Stil als das Rokoko? Ist ein Rokokostuhl richtig konstruiert? Gewiß, man kann darauf sitzen, aber drückt seine Erscheinung den Zweck dieses Möbels aus und umspielt sie ihn nicht vielmehr mit ihren Schnörkeln? Ist die Rokokotracht zweckmäßig und vernünftig gewesen? Ganz im Gegenteil, und doch wird kein Mensch dem Rokoko den Lebenswert absprechen, weil seine Formen die Gültigkeit eines Stiles haben, der ein lebendiger Ausdruck der Zeit war. Die Kleidung ist auch nur ein Teil der vom Menschen gestalteten sichtbaren Umwelt, wie alle Geräte, Zimmer, Häuser, Kirchen, bildet sie sie sich in stilkräftigen Zeiten nach einem ganz bestimmten Lebensgefühl, einer einheitlichen Lebensauffassung, die in ihr einen sinnlichen Niederschlag findet. So ist die Rokokokleidung leicht, graziös, übermütig, wie die Schnörkel an der Wand, so kleidet sich der Mensch des Barock in schwere, pomphafte Farben und Stoffe, niemals aber hat er sich bloß vernünftig und zweckmäßig gekleidet, wie ja auch die Sittenrichter immer etwas zu tadeln hatten. Alles Künstlerisch-Sinnliche hat eben eine breitere Basis als die Vernunft, es ist souverän und schaltet und spielt mit seinem Stoff.[2]) Die richtige und konstruktionsgemäße Umkleidung des Körpers war also nie die Norm für den Menschen, sondern umgekehrt, der Mensch macht durch die Kleidung den Körper zu seinem Diener, zum Material seines Formwillens. Einmal soll er schlank und schmal aussehen, dann wieder breit und üppig, einmal wird die Linie des Halses, dann wieder die der Arme betont usf. Diesem Formideal dient die Kleidung, die somit nichts Willkürliches und willkürlich nach Grundsätzen zu Anderndes ist, sondern in weiterem Zusammenhang mit dem jeweiligen Stil der äußeren Umwelt steht, der sich auch nicht bewußt nach Vorsatz bildet, sondern von selbst.

Nun erhebt sich freilich die Frage, ob es auch in der Kleidung der letzten Jahre etwas gibt, was gedeutet werden kann als etwas für die moderne Lebensform Charakteristisches, und das daher mindestens soviel Recht wie diese hat? Hat sich vielleicht, ohne daß wir es wußten, ein Typus der Kleidung herausgebildet, der Stilelemente enthält, und den wir dann natürlich nicht plötzlich und willkürlich verlassen konnten? Wenn man vorurteilsfrei die wechselnden Moden der letzten Jahre überschaut, so erkennt man wirklich hinter ihnen eine Grundform, die ich

[1]) Der „Kunstfreund", Novemberheft 1913.

[2]) Vergl. meine Ausführungen in der „Frauenfrage", XV., Nr. 22 vom 16. Februar 1914.

Digitized by Google

den Großstadttypus nennen möchte, weil er ganz und gar zu dem Leben der heutigen Großstadt, die man in vielem verdammen mag, die aber nun einmal da ist, paßt.

Peter Behrens hat einmal in einem Vortrag[1]) ausgeführt, wie der Schnelligkeit, mit der der moderne Mensch sich in der Großstadt bewegt, eine Architektur entgegenkommt, die „möglichst geschlossene ruhige Flächen zeigt, die durch ihre Bündigkeit keine Hindernisse bietet", die nicht durch Details den daran entlangeilenden Blick aufhält. Die Formen der Architektur werden also hier in Zusammenhang mit der Schnelligkeit, in der das moderne Leben sich abspielt, gebracht. Sieht man nun weiter, so erkennt man, daß auch die Mode der letzten Jahre sich diesem Tempo anpaßt, indem als ihre Grundtendenz sich herausstellt, daß sie ganz darauf hinarbeitet, den Körper beweglich und die Bewegungen schnell erscheinen zu lassen. Das läßt sich in allen Einzelheiten verfolgen. Zunächst das Modeideal der Schlankheit: Ein schlanker Mensch kann sich schneller bewegen als ein korpulenter, also ist die Mode auf schlanke Figuren berechnet und sucht mit allen Mitteln den Körper schlank erscheinen zu lassen. Schlankheit ist gleicherweise auch ein Erfordernis männlicher Eleganz. Ferner ist die Hauptsorge der Mode die Wahrung der Linie, der Silhouette, die seit der fließenden Linie von 1900 (Jugendstil) immer knapper und schmaler wird. Alle Versuche zu größerer Stoffülle sind immer wieder abgelehnt worden. Die Linie ist aber wesentlich der Träger von Bewegungsreizen für das Auge. Ein langer, schleppender Rock verlangsamt unwillkürlich die Bewegungen; in einem kurzen, engen und leichten durch den geringen Aufwand an Stoff kann man schneller gehen und der Gang sieht schneller aus. Daß die Röcke oft in Wirklichkeit hemmend eng waren, ist nur ein scheinbarer Widerspruch, der Mode kam es auf den Eindruck von Aktion an und daher wurde der Rock so eng, daß er die Tätigkeit der Beine sehen ließ und im Straffen des Stoffes beim Gehen die Überwindung des Widerstandes. Ebenso sieht der Gang auf hohen Absätzen und im Halbschuh (Sichtbarkeit der Knöchel) flinker und huschender aus als im Stiefel mit niederen Absätzen oder gar in Sandalen, in denen schreitend der Fuß sich scheinbar langsamer vom Boden löst. Der hohe Absatz erscheint immer, wenn die Illusion von Beweglichkeit erreicht werden soll, so auch im Rokoko; daß niedere Absätze natürlich bequemer sind, ist dafür gleichgültig. So bekommen alle diese „Verrücktheiten" einen Sinn, freilich nicht einen rationellen, wohl aber einen Zusammenhang. Selbstverständlich kann dieser eben herausgearbeitete Typus der Mode ins unendliche variiert werden, mir kam es nur darauf an, zu zeigen, daß er kein zufälliger ist und auch für die künftige Gestaltung der Mode herrschend bleiben müßte, mindestens nicht aus rationalistischen Gründen plötzlich verlassen werden kann. Außerdem bietet die jetzige Mode genug, das auch vom strengsten Vernunftsstandpunkt aus nicht anzufechten ist und das sogar teilweise einmal zu den Forderungen der Reformkleiderbewegung gehört hat. Hier kann gleich ein hübsches Beispiel für die Art, wie die Mode Ansprüche der Vernunft für ihre Zwecke umgestaltet, angeführt werden, nämlich wieder der fußfreie Rock. Man wird sich erinnern, daß die Reformkleiderbewegung zu der Zeit aufkam, als die langen Schleppröcke Mode waren. Da war unter dem Ersten, was sie im Namen der Vernunft, der Hygiene, der sittlichen Rücksicht auf die Lungen des die Röcke klopfenden Dienstmädchens

[1]) Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, Berlin 7.—9. Oktober 1913, Kongreßbericht Berlin 1914.

Digitized by Google

verlangte, der fußfreie Rock, der nur aus diesen Gründen schön sein könne. Nun gut, wir haben ihn jetzt, aber niemals hätte er sich aus diesen Vernunftgründen durchsetzen können, wenn nicht Frau Mode einen Reiz darin gefunden hätte, die Füße zu zeigen. Der Vernunft hätte die bloße Fußfreiheit genügt. Die Mode macht sich nun daran, gemäß ihrer Gepflogenheit immer irgendeinen Körperteil zu betonen, mit allen Mitteln die Aufmerksamkeit auf die Füße zu lenken. Sie legt Wert auf gutes Schuhwerk und hübsche Strümpfe, macht den Rock immer kürzer und enger, um dann freilich mit ihrer letzten Konsequenz, dem Schlitzrock, weit über das Ziel hinauszuschießen und den bloßen Reiz ins Unanständige zu übertreiben. Doch auch in anderen Dingen hat die Mode vernünftige Wünsche erfüllt. So hat die halsfreie Bluse uns von dem ungesunden und steifen Stehkragen erlöst, wem das nicht steht, der findet die waschbaren Unterziehblusen vor. Was ist gegen die kleinen Hüte einzuwenden, die diesen Winter so hübsch und einfach fast ohne Putz getragen werden? Eine andere Forderung der Reformkleiderbewegung war die, den Stoff möglichst wenig zu zerschneiden und wenig Nähte anzubringen, damit er in seinem natürlichen Fall zur Geltung käme. Ihr kommt der Kimonoschnitt und der angeschnittene Ärmel entgegen, er hat den Vorzug großer Einfachheit und Kleidsamkeit, da er auch der eckigsten Schulter eine weiche, gleitende Linie gibt. — Erfreulicherweise scheint man ja durchaus die Absicht zu haben, vorläufig auf dem Bestehenden weiterzubauen. Die Pause, die der Kriegswinter in dem Tempo des Modewechsels bringt, kann nur gut sein, indem diese Grundform Zeit hat, sich klarer herauszustellen.

Doch würden freilich diese Ausführungen unvollständig sein, wenn nicht auch auf die weniger erfreuliche Kehrseite der letzten Moden hingewiesen würde. Der Ausdruck Großstadttyp ist auch insofern passend, als diese Seite auch zur Großstadt-„kultur" gehört. Es ist unbedingt zuzugeben, daß die Kleidung, besonders des letzten Winters und Sommers, einen wenig vornehmen Anstrich hatte, was durch den so plötzlich hereingebrochenen Kriegsernst in oft peinlicher Weise zum Bewußtsein kam. Es ist die aufdringliche Unvornehmheit der Großstadtstraße, die deutlich abfärbte in der herausfordernden Art der Kleidung. Die Dame schien verschwunden zu sein aus dem Straßenbild, und vorlaut gab den Ton das sogenannte „kleine Mädchen" an, das in billigem Schund Modeformen trug, die in engem Kreis vielleicht noch möglich waren, aber nie auf die Straße gehören. Die durchsichtige Bluse aus Chiffon oder guter Spitze kann nebenbei noch durch ihr Material wirken, für 3,50 ℳ ist sie aber weiter nichts als durchsichtig. Die schnelle Demokratisierung und damit Hand in Hand gehende Banalisierung aller Formen trägt viel Schuld an dem unerfreulichen Straßenbild der letzten Zeit. Doch auch in dieser Beziehung steht die Kleidung in weiterem Zusammenhang, sie kann nicht vornehm sein in einer Zeit der Herrschaft der Kinematographen, der Grammophone, der unanständigen und albernen Operetten und ähnlicher Kulturerrungenschaften (getanzt wird ja zum Glück diesen Winter nicht), die alles Schlechte und Banale sofort in die weitesten Volkskreise bringen und schneller als das Gute.

Wenn der Krieg wirklich einen Umschwung in diesen Dingen herbeiführen sollte und den Sinn für das Echte wieder stärken, dann würden alle diese Auswüchse von selbst verschwinden und wir eine wirkliche Kultur auf allen Lebensgebieten erreichen. Hoffentlich kommt es dazu.

Digitized by Google

Absage.

Jahrelang durch friedevolle Zeiten
Sind in gleichem Takte wir gegangen,
Träumten von denselben Herrlichkeiten . . .
Gleiche Lieder unsre Lippen sangen.

An dem Quell der Dichtung, junge Zecher,
Füllten wir in längstverblühtem Lenze
Glückverloren unsre Jugendbecher,
Auf der Stirn die gleichen Blumenkränze.

Hielten Treue durch den Lauf der Zeiten,
Sandten Briefe, die erinnrungsschweren
Freundeswarmen Briefe, viele Seiten,
Uns von fremden Ländern, fremden Meeren . . .

— Aber plötzlich — scharf und blank geschliffen,
Liegt ein flammend Schwert in unserm Leben!
Nimmermehr zu Deiner Heimat Riffen
Wird sich je mein deutsches Segel heben!

Ausgelöscht, wie fern verblaßte Sterne,
Bist du, fremder Freund, du einst Erkorner,
Heute meinem Herzen weltenferne,
Mir für immerdar nun ein Verlorner!

Nicht du selber trugst die Fackelbrände
Hin zu meines Landes heilger Schwelle —
Doch sind deine Hände Feindeshände!
Deine Seele eines Feindes Seele!

Mag man sonst mit halben Zahlen zählen,
Jetzt ist laue Halbheit Fluch und Schande!
Heißer als die Neigung unsrer Seelen
Brennt die Leidenschaft zum Vaterlande!

Wo von unsichtbaren Wurfgeschossen
Stolze Schiffe deines Volks zerschellen,
Werf' ich unsrer Freundschaft welke Rosen
In des Meeres wildempörte Wellen!

Emmi Lewald.

Digitized by Google

Die Genfer Konvention.[1]

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten

Die Zeitungen sind erfüllt von Nachrichten über Vernachlässigung und schlechte Behandlung unserer verwundeten Krieger in Feindeshand, von unerlaubter Prozeßführung gegen deutsche Ärzte im Westen; im Osten von Verschleppung deutscher Ärzte nach Sibirien, und die Rechtswidrigkeit all dieser Vorgänge wird zusammengefaßt unter den Begriff: „Verletzung der Genfer Konvention".

Wir hören von dem Bestreben, die für den weiteren Krieg kampfunfähigen Kriegsgefangenen auszutauschen, sie in die Heimat zu entlassen, und eine derartige Linderungsmöglichkeit der Kriegsnöte wird gleichfalls als ein Ergebnis derselben Genfer Konvention hingestellt. So sind die Bestimmungen dieser internationalen Abmachung in aller Leute Munde, ohne daß sie von jedermann genau gekannt wird.

Ein seltsamer Zufall will es, daß (in dieser Zeit der Jahrhunderterinnerungen) auch die Genfer Konvention einen Zeitabschnitt hinter sich hat, bei dem Rück- und Überschau gehalten zu werden pflegt. Im Monat des beginnenden Weltkrieges waren 50 Jahre seit dem Zustandekommen der Genfer Konvention vergangen, die am 22. August 1864 von 12 Vertretern der Mächte unterzeichnet wurde.

Sicher wären zu dem Tage im Jahre 1914 eine Reihe von Abhandlungen, Betrachtungen über den Wert und die Bedeutung der Konvention erschienen — wären diese nicht alle von einer anderen Sprache laut dröhnend übertönt worden, die andererseits auch wieder die objektiven Bestimmungen des Gesetzes in neue, ganz praktisch-gegenwärtige Beleuchtung rückte. Und auf diesen praktischen Wert kommt es an bei einer rechtlichen Abmachung, die die Milde auch im Kriege, das Gesetz der Menschlichkeit mitten im Blutvergießen wahren möchte. So nur erklärt sich unsere über das juristische Interesse hinausgehende persönliche Anteilnahme daran. — Neben der Bewunderung für die unerhörten Taten der Tapferkeit, des Heldensinns und der Selbstaufopferung, die wir bisher nur aus alten Überlieferungen kannten, von deren Kraft die Männer und Jünglinge selbst kaum wußten, ehe sie sich zu Trägern derselben erhoben — neben oder über diesem hingerissenen Gefühl des Miterlebens sind die Frauen erfüllt von dem schmerzlichen Gram (der vielleicht doch noch tiefer in ihre Seele greift als in die der daheimgebliebenen Männer) über die geopferte Jugendkraft, das zu früh dahingegangene Leben. Und vor allem werden sie, da sie jetzt von dem Wert und der Köstlichkeit des Menschendaseins

[1] Als beste der einführenden Schriften gilt noch immer das Werk von Dr. C. Lueder: Die Genfer Konvention. Erlangen 1876. 440 S. und eine Reihe Übersichts- und Vergleichstabellen. Das Buch wurde durch eine internationale Jury mit einem von der Kaiserin Augusta gestifteten Preise gekrönt.

Digitized by Google

inniger überzeugt sind denn je, darauf bedacht sein, jedem Kämpfer, dessen Wunden noch zu heilen sind, Rettung zu schaffen, alles auszunutzen und dankbar zu verwerten, was zur Hilfe ersonnen ist. Aus dieser Gedankenrichtung heraus ist es wohl angebracht, gerade in der „Frau" sich Entstehungsgeschichte und Inhaltsbestimmungen der Genfer Konvention etwas zu vergegenwärtigen.

* * *

Der völkerrechtliche, internationale Vertrag, der den Schutz der Verwundeten und Kranken des Heeres auch in Feindeshand sichern will, hat eine Reihe von Vorfahren in der Kriegsgeschichte der letzten drei Jahrhunderte. Vom Ende des 16. Jahrhunderts ab wurde wiederholt der Versuch gemacht, das Los der gefangenen Krieger auf vertragsmäßiger Grundlage zu erleichtern; aber es handelte sich hierbei stets um Sonderabkommen zwischen einzelnen kriegführenden Staaten. Für die Zeit 1581 bis 1864 werden 290 solcher Abmachungen gezählt, von denen die bekannteste die sogenannte Konvention von Brandenburg ist, die am 7. September 1759 Friedrich der Große mit Ludwig XV. schloß; diese Übereinkunft war übrigens nur eine zum Teil wörtliche Übernahme des Vertrags, den kurz vorher die — damals gleichzeitig im Kriegszustand miteinander befindlichen — Engländer und Franzosen zu Sluys geschlossen hatten! — Reminiszenzen!

Schon in diesen Verhandlungen findet sich das Streben, Ärzte, Krankenpfleger und Geistliche nicht als Kriegsgefangene anzusehen, den Verwundeten auch beim Gegner Schutz und gute Behandlung zu sichern und einen Austausch von Gefangenen noch während des Krieges stattfinden zu lassen. Derselbe friderizianische Geist der Aufklärung, der zur Abschaffung der Folter und des Spießrutenlaufens im Heere führte, leitete auch zu den Forderungen der Brandenburger Konvention, sie setzte eine vom Rechtsgedanken geleitete Kriegführung an Stelle der vorangegangenen Raubpolitik des Krieges. Die folgende Zeit schweigt über Fortsetzung der Konventionen. Der Anfang des 19. Jahrhunderts, die Ära Napoleon, war nicht auf irgendwelche sanftmütige Erfassung des Problems „Krieg" gestimmt, und die Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen boten praktisch wenig Anlaß zur Erörterung dieser Aufgabe.

Da leitete der italienische Krieg 1859 eine vollständig neue Epoche in der Frage der Verwundetenfürsorge ein. Das Buch eines Philanthropen, des Genfers Henry Dunant, bot die Anregung zur Wiederaufnahme des Themas. Er legte seine Erlebnisse auf dem italienischen Kriegsschauplatz nieder in der Schrift: Un souvenir de Solferino. Das 1863 veröffentlichte Werk wirkte erschütternd, nicht nur durch die Bilder von Blut und Grausen, die das Schlachtfeld von Solferino verbreitete, sondern durch die die Darstellung durchdringende Frage, wieviel Leben zu retten, wieviel Schmerz zu lindern gewesen wäre bei rechtzeitiger und sachgemäßer Behandlung. Hier wurde nicht die natürliche Grausamkeit des modernen Krieges angeklagt, sondern das Versagen der ärztlichen Hilfe. Der Wunsch Dunants nach Einrichtung gut organisierter Krankenpflegevereine für den Krieg fand einen starken Widerhall in ganz Europa. Seine Arbeit wurde in fast alle Kultursprachen übersetzt, die Übertragung ins Deutsche übernahm ein Dr. Wagner, der später Teilnehmer am Genfer Kongreß war, und der starke innere Anteil der Frauen an diesen Forderungen zeigt sich wohl am besten an der Übersetzung ins Schwedische durch eine der führenden Frauen: Friederike Bremer.

Digitized by Google

Wie sehr die Zeit für derartige Ideen reif und innerlich vorbereitet war, offenbart die fast gleichzeitige Veröffentlichung ähnlicher Schriften in verschiedenen Ländern. Im Jahre 1863 erschienen die von gleichem Geist eingegebenen „Amerikanischen Kriegsartikel", die bezeichnenderweise von einem Deutsch-Amerikaner, Professor Lieber, ausgearbeitet sind. Doch wird in den bisher genannten Schriften noch nicht ein eigentlich rechtlicher, nur ein humanitärer Zweck verfolgt. Bei Dunant handelt es sich immer nur um »charité internationale sur les champs de bataille«. Den Gedanken der rechtlichen Unantastbarkeit verwundeter Kriegsgefangener bringt zum ersten Mal Moynier in dem Titel seiner Abhandlung heraus: »Neutralité des Blessés«. Hiermit war die zweite Einleitungsschrift zum Genfer Kongreß gegeben, und mit dem Wort »Neutralité« zugleich der Begriff, der die Grundlage für die Verhandlungen liefern sollte.

Es erleichterte die Umsetzung theoretischer Erörterung in realisierbare Tatsachen, daß die beiden Anreger einem Staate angehörten, der in sich die Idee der Neutralität zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. Moynier war der Vorsitzende der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft, die sich in Verbindung mit den Staatsregierungen zu setzen suchte. Dunant bereiste die Hauptstädte Europas, und die erste ganz starke Anteilnahme fand er am preußischen Hofe, an dem sich vor allem die Königin Augusta, aber auch der Kronprinz für seine Pläne einsetzte. Auch als — nach einer internationalen Vorversammlung im Oktober 1863 — der Schweizer Bundesrat die offizielle Einladung an die Regierungen ergehen ließ, von denen 25 aufgefordert waren und 16 Folge leisteten, war Preußen der erste Staat, der seine Zustimmung deutlich zu erkennen gab, und Roon der erste Kriegsminister, der für eine allgemeine Konvention auf Grund diplomatischer Verhandlungen eintrat.

Gerade bei dieser Geneigtheit eines Großstaates, der soeben, im dänischen Kriege, seine militärische Überlegenheit erwiesen und nicht zu befürchten hatte, daß ihm menschliche Gesinnung und Achtung des Gegners als kleinmütige Selbstsicherung des Schwachen ausgelegt werden würde, ist das Verhalten der andern Staaten, insonderheit der Schweiz selbst, außerordentlich lehrreich. Schon in Dunants Solferino-Abhandlung war eine störende, das rein menschliche Empfinden stark beeinflussende Parteinahme für die „lateinischen" Völker, die kämpfenden Franzosen und Italiener, eine zum Teil unbewußte, zum Teil offenbar beabsichtigte Herabsetzung der Österreicher bemerkbar. Dieselbe Stimmung — jetzt gegen Preußen gerichtet — setzte sich auf dem Kongreß durch; eine Reihe von bedeutsamen Vorschlägen der preußischen Vertreter wurden zurückgestellt zugunsten der Pläne des „edelmütigen" Frankreich, das seine Hochherzigkeit selbst in einer Art und Weise betonte, die abzulehnen die Kongreßleitung nicht den Mut oder nicht den Willen aufbrachte.

Das völkerrechtliche Gesetz, das aus den Beratungen der internationalen Konferenz hervorging, ist die Genfer Konvention, die die Pflege der Kranken und Verwundeten im feindlichen Lager nach allgemeinen humanitären und sanitären Gesichtspunkten regelt. Der urkundliche Text ist in französischer Sprache abgefaßt. Es gibt deutsche offizielle Übersetzungen, aber in allen zweifelhaften Fällen entscheidet der Text des Originals. Unter den zwölf Mächten, die am 22. August 1864 von Vertretern der Regierung unterzeichnen ließen, befanden sich die europäischen Großstaaten Preußen, Frankreich und Italien, 1865 schloß sich Großbritannien,

Digitized by Google

1866 Österreich-Ungarn, 1867 als letzte Großmacht Rußland an. Im Laufe der Zeit haben sich 44 Regierungen und damit fast alle Staaten Europas und eine Reihe außereuropäischer Mächte (die Union, Japan u. a.) auf die Genfer Konvention verpflichtet. Zuletzt trat, gleichzeitig mit Rumänien, 1873 die Türkei bei.

Der Deutsche Krieg im Jahre 1866 brachte noch keine Anwendung der Konventionsbestimmungen, da Österreich-Ungarn ihnen erst nach der Schlacht bei Königgrätz beitrat, obwohl Wilhelm I. vor dem Kriege erklärt hatte, sich so an den Vertrag halten zu wollen, als ob Österreich sich bereits zur Gegenseitigkeit verpflichtet habe.

Ein zweiter internationaler Kongreß zu Genf im Jahre 1868, dem eine Beratung in Paris 1867 vorangegangen war, brachte, namentlich auf Anregung Italiens, neue Vereinbarungen in einer Reihe von Zusatzartikeln, die die Bestimmungen der Konvention auch auf den Seekrieg ausdehnen sollten. Eine allgemeine Revision wurde wiederum von den französischen Vertretern verhindert, wieder stand Preußen, jetzt an der Spitze des als politische Einheit verhandelnden Norddeutschen Bundes, allein da. Die Nachtragskonvention mit ihren neun Marineartikeln wurde von den Regierungen nachträglich nicht genehmigt (ratifiziert) und sie hat nur vorbildliche Bedeutung für die endgültigen Abmachungen der beiden Haager Friedenskonferenzen.

Der Deutsch-Französische Krieg konnte, da er zwischen zwei Vertragsmächten geführt wurde, zum erstenmal die Genfer Konvention erproben. Aber dieser selbe Kampf, der infolge vervollkommneter Waffentechnik und erbitterter Gegnerschaft eine bis dahin unbekannte Höhe der Opfer verlangte, ließ zugleich den Wunsch nach einer Kriegführung entstehen, die nicht nur die Verwundeten versorgt, sondern einen Teil der grausamen Verstümmelungen ausschaltet. Die Petersburger Konvention hatte bereits im Jahre 1868 ein Verbot von Sprenggeschossen unter 400 Gramm Gewicht erlassen, und im Jahre 1874 kam — wieder auf Veranlassung Rußlands und unter dem Präsidium des russischen Bevollmächtigten — eine Staatskonferenz in Brüssel mit der Absicht zusammen, ein vollkommenes Kriegsgesetzbuch zu vereinbaren. Besonders wurde die Stellung der unverwundeten Kriegsgefangenen festgelegt, dabei auch die der verwundeten und erkrankten mitverhandelt. Wenn auch die sogenannte Brüsseler Deklaration keine bindenden Abmachungen schuf, da die Mächte nicht allgemein zustimmten, so war sie doch nicht nur vom humanitären, sondern auch so sehr vom staatlichen und militärischen Interesse geprägt, daß sie vorbildlich wurde für die Beschlüsse der beiden Haager Konferenzen in den Jahren 1899 und 1907. Zwischen ihnen steht zeitlich die 1906 revidierte Genfer Konvention. Und während in der ersten Haager Konferenz vom Juli 1899 ein Abschnitt über Kriegsgefangene, Kranke und Verwundete handelt, der die Anwendung der Genfer Konvention auch auf den Seekrieg überträgt, wird von der Haager Konferenz 1907 das revidierte Abkommen über die Anwendung der Genfer Konvention von 1906 auf den Seekrieg übernommen.

* * *

Die Genfer Konvention in ihrer ursprünglichen Formulierung vom Jahre 1864 gab in zehn Artikeln eine grundlegende Erklärung des Worts Neutralität in bezug auf die Sanitätskörper. Danach bedeutet Neutralität soviel wie Unanfechtbarkeit.

Digitized by Google

Es wurde die Neutralität der Ambulanzen festgestellt, d. h. der Lazarettzüge und Spitäler, die Neutralität der Feldärzte und Sanitätskorps, des freiwilligen Hilfspersonals der Kriegskrankenpflege. Dadurch bedingt ist das Recht der Ärzte und Pfleger, aller bei der Sanität mitwirkenden Hilfskräfte und der Geistlichen, zu ihrem Truppenkörper zurückzukehren, sobald es die militärische Rücksicht gestattet, und der Anspruch auf Geleit bis zum Vorposten des eigenen Heeres. Ferner sollten nach den Abmachungen von 1864 nicht nur die infolge ihrer Krankheit oder Verwundung fernerhin Dienstunfähigen in die Heimat gesandt werden, sondern auch die geheilten Krieger, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr am Kriege teilnehmen.

Diese wesentlichsten Bestimmungen der Genfer Konvention erster Fassung zeigen den Geist der Milde und Gerechtigkeit, aber zugleich auch eine gewisse Unklarheit der Formulierung, als das Produkt einer Beratung, an der vorwiegend Ärzte und Militärs beteiligt waren. Denn das ist das Befremdliche an diesem Gesetz und nur erklärbar aus seiner Vorgeschichte und der Art seiner Entstehung, daß eine der wichtigsten völkerrechtlichen Abmachungen aller Zeiten zustande gekommen ist ohne Mitarbeit der wissenschaftlichen Vertreter des Völkerrechts. Diese haben denn auch auf eine Reihe von Unklarheiten und Verschwommenheiten hingewiesen.

Für die verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten nur ein Beispiel: Art. 1 besagt, daß das Vorrecht der Neutralität aufhört, „wenn Krankenwagen und Lazarette mit Militär besetzt sind". Gemeint ist damit natürlich, daß der Schutz aufhören soll, wenn Wagen oder Lazarette zum Zweck der Offensive oder Defensive von Truppen besetzt werden. Aber mit Recht ist von der Kritik darauf aufmerksam gemacht worden, daß unter den Begriff der „militärischen Besetzung" auch Wachtposten oder eine für die Sicherheit der Lazarette bestehende militärische Abteilung fallen und diese gerade durch ihren Sicherheitsdienst die Unantastbarkeit der Lazarette gefährden könnte. Derartige Einwände und Bedenken, die sich fast gegen jeden Artikel erheben lassen, haben auf der internationalen Genfer Konferenz im Juli 1906 zu einer Umgestaltung der Genfer Konvention geführt, die die ethischen und rechtlichen Voraussetzungen und Grundlagen bestehen läßt, aber durch Schärfung des Ausdrucks Unklarheiten vermeidet.

Schon äußerlich zeigt diese revidierte Genfer Konvention die straffere Gliederung des Stoffes. In acht Kapiteln wird von den Verwundeten und Kranken, den Sanitätsformationen und Sanitätsanstalten, dem Personal, der Ausrüstung, dem Räumungstransporte, den Abzeichen, der Anwendung und Ausführung des Abkommens, der Unterdrückung von Mißbräuchen gehandelt. Wertvoll ist das Aufgeben des Wortes Neutralität für Unverletzlichkeit und damit der irreführende doppelte Gebrauch des Wortes. Denn neutral ist nach allgemeinem Sprachgebrauch doch nur die nicht am Kriege beteiligte Regierung oder Gesellschaft; für Organisationen, die einem der kämpfenden Heere angegliedert sind, ist der Ausdruck zu vermeiden. Somit sind auch nach neuer Auffassung die in Feindeshand geratenen Ambulanzen, Lazarette oder Lazarettzüge niemals neutral, und noch weniger sind es die Krieger.

Aus der Konvention von 1864 ging nicht deutlich hervor, ob die Verwundeten, solange sie in ärztlicher Behandlung sind, überhaupt als Kriegsgefangene anzusehen seien. Die Fassung von 1906 spricht sich deutlich darüber aus. Es „sind Verwundete und Kranke eines Heeres, die in die Hände der anderen Kriegspartei gefallen sind, Kriegsgefangene, die allgemeinen völkerrechtlichen Regeln über Kriegsgefangene finden

Digitized by Google

auf sie Anwendung" (Art. 2). In der Ausführung dieses Grundsatzes ist einerseits der Gedanke menschenwürdiger Behandlung solcher Gefangenen aufs nachdrücklichste betont: sie „sollen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden" (Art. 1). Die Forderung übernationaler Fürsorge wird weiter ausgedehnt. Die das Schlachtfeld behauptende Partei übernimmt den Schutz der gegnerischen Verwundeten und Gefallenen vor Plünderung und Mißhandlung, sie sorgt für Beerdigung mit vorheriger sorgfältiger Feststellung des Toten, für Einrichtung von Auskunftsstellen und Vermittlung der Nachrichten nach den Landeszentralbehörden oder Heeresverwaltungen der Gegenpartei (Art. 3 bis 5). Andererseits ist eine Bestimmung weggelassen, die, undurchführbar und nur aus Mitgefühl entstanden, sich in der ersten Fassung der Konvention fand. Dort war bestimmt, daß nicht nur die dauernd Kampfunfähigen in die Heimat gesandt werden sollten, sondern daß diese Vergünstigung auch auf die Geheilten auszudehnen sei, unter der Bedingung, daß diese nicht mehr am Kampfe teilnehmen. Schwierig ist es natürlich schon, zu bestimmen, wo die Dienstunfähigkeit beginnt. Der Begriff des aktiven Frontdienstes ist fraglos zu eng gefaßt: der Generalstäbler kann, in seine Heimat zurückgekehrt, auch bei körperlicher Invalidität seinen Dienst versehen, — der einarmige General Pau im gegenwärtigen Kriege ist uns ein Beispiel dafür, wie wenig Leistungsfähigkeit an körperliche Diensttauglichkeit gebunden ist. Es wird darum an die Rücksendung namentlich der höheren Chargen stets die Bedingung geknüpft sein, durch Abgabe des Ehrenwortes sich aus der Reihe der Kriegsbeteiligten auszuschalten. Auch auf diesem Punkte hat die Konvention von 1906 Klarheit geschaffen, indem sie die gegenseitige Rückgabe verwundeter Gefangener von jedesmaligen Vereinbarungen abhängig macht, auf keinen Fall aber auf die Geheilten ausdehnt, die gleich den unverwundeten Kriegsgefangenen zu halten sind.

Verwundete Soldaten in Feindesland sind Kriegsgefangene, die sie begleitenden oder versorgenden Mitglieder des Sanitätskorps, Ärzte, Pfleger und Helfer, sind es nicht. Das ist der zweite, scharf herausgearbeitete Grundsatz der Genfer Konvention. Eine deutliche Kennzeichnung der Militär- und der Sanitätspersonen wird festgesetzt. Dem im modernen Krieg oft notwendig werdenden Übergang aus der krankenpflegerischen Tätigkeit in den militärischen Dienst ist Rechnung getragen im Art. 7: „Der den Sanitätsformationen und -anstalten gebührende Schutz hört auf, wenn sie dazu verwendet werden, dem Feinde zu schaden." Andererseits ist die Bewaffnung des Sanitätspersonals noch kein Grund zur Aufhebung seines Sonderrechts, „sofern die Waffen nur zum Selbstschutz oder Schutz der anbefohlenen Kranken und Verwundeten dienen" (Art. 8).

Aber wie der Staat dem Verwundeten und Kranken gegenüber, der in seine Gewalt kommt, die Pflicht hat, ihn zu pflegen, so ist es die Pflicht des mit ins Feindeslager geratenen Arztes und seiner Hilfskräfte, bei den Verwundeten und Kranken auszuharren. Nach der Besetzung eines Gebietes durch den Feind, fährt also der Arzt mit seinen sanitären Hilfskräften fort, „den Kranken und Verwundeten des Feldlazaretts oder des Hospitals, zu denen er gehört, Pflege zuzuwenden", — aber der Begriff kriegsgefangen ist nicht auf sie anwendbar. Darum darf sich das Sanitätspersonal zurückziehen, wenn seine Hilfe nicht mehr nötig ist; zwar bestimmt der Kommandant der Besatzungstruppen den Zeit-

Digitized by Google

punkt des Abzugs, er darf ihn aber ohne militärische Notwendigkeit nicht unnötig hinausschieben.

Die Sanitätspersonen haben Anspruch auf Löhnung. Die unklare Fassung vom Jahre 1864, daß die Bezüge denen im eigenen Heere gleich sein müssen —, was praktisch oft zu einer höheren Bezahlung der feindlichen als der eignen Ärzte führen konnte, — ist durch die logischere Forderung der Konvention von 1906 ersetzt, die in Art. 13 besagt, daß der Feind „dieselbe Löhnung wie dem Personal gleichen Grades des eignen Heeres" zu sichern hat. Derselbe Schutz ist ausgedehnt auf die freiwilligen Gesellschaften, die sich den Sanitätsformationen des Heeres anschließen und unter dessen Verantwortung im amtlichen Sanitätsdienst mitwirken sowie die anerkannten Gesellschaften neutraler Staaten, unter Voraussetzung der Zustimmung ihrer eigenen Regierung, Ermächtigung der betreffenden Kriegsmacht und Mitteilung an die Gegenpartei.

* * *

Im Hinblick auf den gegenwärtigen Krieg ergibt sich aus diesen hauptsächlichsten Bestimmungen über die Sanitätskörper: Es ist ein Bruch des Völkerrechts, wenn Ärzte, Pfleger und Pflegerinnen wie Kriegsgefangene behandelt, der Freiheit beraubt, in Deportationslager (nach Sibirien) verschleppt werden. Es ist aber im Sinne der Genfer Konvention statthaft, wenn sie bei Gewährung persönlicher Freiheit zur Erfüllung ihrer Pflichten an verwundeten Kriegsgefangenen im feindlichen Gebiet zurückgehalten werden. Denselben Schutz persönlicher Freiheit genießen die Feldprediger. Die französischen Geistlichen, die in Deutschland als Kriegsgefangene behandelt werden, haben mit der Waffe in der Reihe der Kämpfer gestanden. (Bekanntlich werden sie kriegsgefangenen Offizieren gleichgesetzt.)

Das Abzeichen des Sanitätsdienstes ist das rote Kreuz auf weißem Grund, eine Ehrung für die Schweiz, da es durch Umkehrung der eidgenössischen Landesfarben gebildet ist (Art. 18 bis 22).

Es sind hier nicht betrachtet die Artikel über Anwendung der Kriegsgesetze auf Ausrüstungen von Sanitätsformationen, über Effekten, Instrumenten, Waffen, das Kapitel über Räumungstransporte, über die Beteiligung der feindlichen Landesbevölkerung am Sanitäts- und Verpflegungswesen. Zu behandeln wären auch noch die Sanitätsverhältnisse im Seekrieg.

Die Inhaltsbestimmung nur einiger Artikel kann natürlich kein Ersatz sein für das direkte Kennenlernen der Genfer Konvention, die in ihren 33 Artikeln (nur 15 Seiten Druck in Oktavformat) eine Verbindung von Knappheit der Form und Fülle des Stoffes ist.[1])

Das Herausheben einiger Punkte soll nur die Beantwortung der Frage vorbereiten, die hier mehr denn sonst bei einem Gesetze die entscheidende ist: ob es seinem beabsichtigten Ziel nahekommt, ob es erreicht, was ihm der Titel als Zweckbestimmung gegeben hat: „Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren". Wird für sie eine Erträglichkeit des

[1]) Die Genfer Konvention von 1906 ist in leicht handlicher Ausgabe erschienen in der Guttentagschen Sammlung deutscher Reichsgesetze (Verlag Guttentag, Berlin) zus. mit den Abkommen der Haager Friedenskonferenzen und der Londoner Seekriegskonferenz. F. G. von Wehberg. Preis 3 M.

Digitized by Google

Zustandes, leidend und gefangen zu sein, durch diese Abmachungen herbeigeführt? Oder kann gerade durch solche Konventionen der tote Buchstabe an Stelle der bewußten Verantwortung für lebende Menschen treten?

Zu berücksichtigen ist, daß die Revision des Gesetzes schon durch die Neuformulierung auch eine unmittelbare Wirkung bei seinen Vollstreckern, den kriegführenden Parteien, erzielt. Nicht nur daß die Sicherheit der Ausdrücke der Ausübung des Sanitätsdienstes festere Normen geben muß — auch die ethische Anforderung an die feindliche Partei wird erhöht, indem jetzt an Stelle des bloßen Rechtsschutzes verwundeter und gefangener Krieger die Verantwortung für ihr Wohl getreten ist.

Aber einzelne Schwierigkeiten liegen in der Sache selbst und können durch noch so scharf und genau gefaßte Artikel nicht beseitigt werden.

Da ist die notwendige und doch so bedenkliche Verwendung der „freiwilligen Helfer": notwendig, weil bei der Ausdehnung des modernen Massenkampfes und der schnellen Truppenbewegung zahlreiche helfende Kräfte für die Gefallenen oder Verwundeten zur Stelle sein müssen; bedenklich, weil Spione und Franktireurs das schützende Zeichen des Roten Kreuzes mißbrauchen können. Das Abzeichen bietet nicht nur die Möglichkeit zur Täuschung, sondern es bringt sich, wenn solche Fälle häufig eintreten, selbst in Mißkredit; und andrerseits behaftet seine Nichtachtung mit dem Makel der Barbarei und Unmenschlichkeit. Eine dritte Schwierigkeit ergibt sich aus der Abmachung, Ärzte und Sanitätspersonal in die Heimat zurückzusenden, da deren Durchführung im Widerspruch mit den militärischen Interessen stehen kann. So sind denn auch, um überhaupt der betreffenden Forderung nachzukommen, die Sanitätspersonen oft auf weiten Umwegen — über die Schweiz — im Kriege 1870 befördert worden.

Der Krieg 1870 überhaupt! Seine Erfahrungen lieferten das erste Material für die praktische Durchführung der Genfer Konvention, und wenn wir diese Erfahrungen kennen lernen, so scheinen die gegenseitigen Anklagen der beiden kriegführenden Staaten auf nichts anderes als eine ununterbrochene Reihe von Rechtsbrüchen hinauszulaufen. — Seltsam ist es, die Darstellungen darüber aus dem Anfang der siebziger Jahre zu durchblättern. Alles, wovon wir glauben, daß menschliche Leidenschaft — im selbstlosen und im unedlen Sinne — es zum erstenmal jetzt erdacht und ausgeführt hat, Aufopferung, Großmut gegen den Feind, Roheit, Bestialität, es ist bereits objektiv und zu Büchern geworden, d. h. objektiv nur als niedergelegte Aufzeichnung, subjektiv im Auffassen und Wiedergeben. Mit Erstaunen lesen wir, daß wir Deutschen im Jahre 1914/15 nicht zum erstenmal als Barbaren und grausame Verächter aller Menschlichkeit verdammt werden: ganz dieselben Anklagen schon damals. Nur selten begegnen wir auch in der sogenannten neutralen Auslandpresse einem gerechten Urteil. Aber nicht ohne Reiz ist es, zu erfahren, wie die Engländer, die schon im letzten großen Kriege Deutschlands zu Frankreich neigten und die deutschen Erfolge mit Unruhe beobachteten, das Verhalten der beiden feindlichen Mächte in den Fragen der Genfer Konvention beurteilten. Aus dem Buche des englischen Parlamentsmitgliedes T. Sinclair „Der Deutsch-Französische Krieg" (Berlin, A. Asher & Comp.) mag eine Stelle als Beleg dienen:

„In den französischen Hospitälern fehlte es an allem, die deutschen dagegen waren gut eingerichtet. Die Franzosen zeigten sich selbstsüchtig, argwöhnisch, grob und verfuhren oft sogar brutal

Digitized by Google

gegen alle Fremden; die Deutschen waren freundlich, höflich und zuvorkommend .... Sie haben nie den Franzosen den häufigen Bruch der Genfer Konvention oder die wilde, von den Turkos an den Verwundeten begangene Grausamkeit vergolten .... und sie haben endlich den französischen Verwundeten und Gefangenen, selbst die entarteten Turkos nicht ausgenommen, außerordentliche Menschlichkeit erwiesen."[1])

Die offizielle deutsche Regierung konnte bis zum 1. Januar 1871 bereits 32 vollkommene französische Rechtsverletzungen amtlich feststellen: Angriffe auf Verbandsplätze, Ambulanzen, Sanitätszüge; Tötung, Mißhandlungen, Beraubungen, Einkerkerungen und Nichtauslieferung von Ärzten, Delegierten, Lazarettgehilfen, Krankenträgern; Ermordungen, Blendungen von Verwundeten; hinterlistige Tötung deutscher Soldaten durch französische Ärzte, Ehrenwortsbrüche französischer Offiziere. Eine Reihe einwandfreier Zeugnisse erhärten die Aussagen von Augenzeugen und eidesstattlichen Versicherungen der Betroffenen. Dr. Burkhard, ein auf dem Kriegsschauplatz weilender Schweizer, gab z. B. an: „Ich sah den 30. November 1870 einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit dem Revolver viele preußische Gefangene erschossen."

Solche schauerlichen und trostlosen Vorkommnisse scheinen fast die Frage zu rechtfertigen, ob es bei derartigen ständigen Verletzungen der Genfer Konvention nicht am besten wäre, das Gesetz zu beseitigen. In der Tat wird von ernsthaften und gar nicht oberflächlichen Beurteilern ein ablehnender Standpunkt eingenommen. Den Wert der Genfer Konvention zweifeln auch einzelne überzeugte Friedensfreunde an, da sie in der gesetzlichen, aber nach ihrer Meinung nur scheinbar erfolgreichen Bekämpfung der Kriegsgreuel eine falsche Beruhigung der Menschheit, eine vorgetäuschte Humanisierung des Krieges erblicken und dadurch eine Befestigung und Erhaltung der Kriegsidee befürchten. Aber sie würden trotzdem nicht für Abschaffung der Genfer Konvention eintreten, sie bezweifeln nur deren Wirkungskraft.

Indessen ist die wohltätige Wirkung des Gesetzes nicht abzuleugnen, wenn man nach den Beschreibungen die Zustände der Schlachtfelder, die Lage der eigenen Verwundeten und der des Feindes *vor* und *nach* Einführung der Genfer Konvention vergleicht.

Gewiß, im Kriege triumphiert zunächst das von ihm selbst geschaffene, ihm gemäße Gesetz, das auf Vernichtung von Menschen und Zerstörung von Gütern ausgeht, und es triumphiert bisweilen auch über jedes andere geschriebene Gesetz. Ein solches aber dient daneben — wenn nicht allgemein befolgt, sogar oft übertreten — doch als regulatives Prinzip. Es ist eine Rechtsnorm für die, die es anerkennen, und ein Richter an sich, auch ohne direkten Urteilsspruch, für die, die es verletzen.

[1]) Die Auslassungen enthalten nicht etwa Einschränkungen dieser Anerkennung der Deutschen, sondern beziehen sich — gleichfalls im lobenden Sinne — auf andere kriegsrechtliche Bestimmungen als die der Genfer Konvention.

Digitized by Google

Das Milchgesicht.

Skizze von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Es klingelte, als es noch halbdunkel am Morgen war. Ich fahre aus dem Bett, hänge mir einen Mantel um und öffne: schattenhaft und hoch steht ein Soldat mit Gepäck und Gewehr vor der Türe, ein Tschako zeichnet sich wie eine Silhouette ab.

Der Morgenschlaf hatte mir Vergessen gebracht, jetzt stürmt es auf mich ein: Krieg, Krieg, immer noch zäher, schlimmer Krieg!

„Du Johannchen! Schon heute!"

„Wenn ihr mich nicht herauswerft, bleibe ich den Tag über bei euch! Und wenn ihr mich nächtigen könnt, um so besser, morgen um neun muß ich fort."

„Ob du bleiben kannst! Wir sind entzückt, daß du da bist, du ehrwürdige Gestalt. Gott, das Kind ein richtiger feldgrauer Soldat!"

„Feldgrün, liebe Tante. Ich bin bei den Jägern Fahnenjunker. Wie geht es den Großeltern?"

„Gut. Sie schlafen noch. Komm, lege ab. Dies gewaltige Gepäck! Wir werden dich wohl aufnehmen, wir werden dich verwöhnen, so gut wir können."

„Pst! Ich werde die Großeltern überraschen!"

„Wer kam da?" fragt es aus einer Türspalte. Man sieht ein wenig und undeutlich etwas von einer Frauensperson in Häubchen und Nachtjacke.

Ich gehe auf Zehspitzen. „Da kam jemand — ein guter Bekannter . . ."

Ein Hackenzusammenschlagen, die hohe Gestalt grüßt, sich verbeugend. „Darf ich bis morgen hier bleiben?"

„Mein Johannerchen, mein guter Junge!"

Die Großmutter streckt ihre welken Hände aus, sie lächelt mit kleinen Augen ganz verzückt.

Man hört den Großvater im Bett sagen: „A, was tausend, da ist er schon." Die Türe schließt sich.

Der Dachs mit dem gerollten Mantel, die Koppel mit Seitengewehr, Patronentasche, Feldflasche, Spaten, der schwere Soldatenhaushalt sinkt von Schultern und Hüften auf den Boden. Ich entsetze mich, da er mir teilweise in den Händen wuchtet. Das erscheint für gehärtete Manneskraft zu tragen bestimmt, für diesen Knaben, wenn er auch groß gewachsen ist, mutet es barbarisch an.

Das Gewehr lehnt am Ofen, der Tschako steht auf dem Büchertisch. Auch ohne die martialische kleidsame Bekrönung bleibt das junge Gesicht mit seinen hellen feurigen Blauaugen, den Rosenwangen, der feinen Nase und dem Purpurmund hübsch und sympathisch genug. Ich wollte nur, ich könnte seine übermäßige Jugendlichkeit ein wenig dämpfen, sie schneidet ins Herz. Grübchen hat er auch.

Der Umstand, daß der Gast mit dem größten Nimbus, den ein gewöhnlicher Mensch heute haben kann, seit seinem letzten Mittag nichts gegessen hat, spornt mich zu großer Eile.

Während sich Helligkeit und frische Luft in den vom vorigen Tage her kränklich gewordenen Stuben verbreitet, schaffe ich meinen Anzug und das Heizen der Ofen, die Kaffeebereitung. Mein Neffe will helfen.

„Nein," sage ich fest, „du ruhst aus, du

Digitized by Google

läßt dich bedienen und pflegen. Es ist jetzt wie in den alten großen Zeiten, wo die Krieger von erlesenen, hochgeschätzten Frauen bedient wurden."

„Ich mache dich darauf aufmerksam, daß ich einen recht regen Appetit habe," sagt Johannchen.

„So viele Semmeln, wie du irgend willst. Fleisch, Käse, Honig. Seit wann bist du Soldat? Wohin rückst du morgen aus?"

„Honig schätze ich sehr. Ich bin seit drei Monaten Soldat. Morgen geht es nach dem Westen. Näheres kann ich nicht verraten."

„Sind die, mit denen du ausgebildet wurdest, mit derselben Freude bereit wie du? Seid ihr eines Sinns? Und die Vorgesetzten? Alle von der gleichen Gesinnung?" frage ich und will durchaus das Günstigste hören.

„Meine Kameraden sind nette Kerle. Der Hauptmann, der uns ausbildete, war weniger mein Geschmack. Es wurde toll geschimpft." Johannchen geht mit großartigem Gang in den beiden Stuben herum und sieht sich die altbekannte Einrichtung an.

Leider muß ich erfahren, daß die Kleinbürger der Garnisonstadt, in der mein Neffe ausgebildet wurde, durchaus noch nicht vom Kriege geläutert waren; im Gegenteil, sie wollten ihren Vorteil von ihm haben und drangsalierten die privatim untergebrachten Soldaten mit unverschämten Preisen.

Die Großeltern kommen. Gleich nach der Begrüßung geht der junge Krieger und belädt sich mit seinem Gepäck, setzt den Tschako auf. Da steht das deutsche kostbare Mannsbild in Feldausrüstung, ein Baustein in dem Wall, der uns schützt. Freude, Stolz und Gram liegt in den Augen, die ihn dringend betrachten. Wer annahm, daß dieser Junge auf der Prima eines Gymnasiums sitzen bleiben würde, der irrte sich eben. Freimütig erzählt er, daß ihn die Redensarten von Bekannten und Freunden: „Sie noch hier?! Treten Sie bald ein? Mensch, immer noch Pennäler?" sehr geärgert hätten. Seine Gesuche nämlich seien anfänglich immer abschlägig beschieden worden, bis er endlich bei den Jägern, in dem nämlichen Regiment, in dem sein Vater und sein Großonkel gestanden hatten, angenommen worden war. Doch das wußte man schon.

Der Großvater verlangt Griffe zu sehen. Das Schießen wird dargestellt. Das entsetzliche Knacken des Schlosses, die präzise Arbeit imponieren. Ich verlange: „Mache doch das: Pflanzt auf, bereit zum Bajonettangriff." Er tut's, und etwas wie Lähmung befällt uns, wie die behende Gestalt in kurzem Tritt angelaufen kommt, das gefällte Bajonett vor sich. Das rosige, hübsche harmlose Gesicht ist wie eine Vision, die peinigt. Wie sollen wir uns dies in der engen sicheren Etagenwohnung vorstellen?! Eine andere fiebernde Welt, in einer neuen Kraft loderndes Blut in um und um verwandelten, zu Elementarmächten gewordenen Menschen sind die Bedingungen für diesen entsetzlichen Angriff.

Die Großmutter erholt sich rasch. „Wenn du einen Engländer zu fassen bekommst, mein Jungchen, dann gönne ich dem, daß er deine Kräfte zu spüren bekommt," sagt sie, dem Enkelsohn auf den Arm klopfend.

Der Großvater ist eher schweigsam, ein Veteran von 70, jetzt hager und runzlich mit einem Käppchen aus roter Halbseide auf dem Kopf. Die verworrenen Kriegsläufte gehen nahezu über sein Fassungsvermögen.

Johannchen erzählt: „Im ersten Schützengraben von dem Feind liegen die Belgier, im zweiten die Franzosen, im dritten die Engländer. Wenn die aus den beiden vorderen Schützengräben fliehen, schießen die Engländer auf ihre Verbündeten."

Man ereifert sich nicht mehr über Engländer. Man hat nur ein Achselzucken. Man ist geduldig geworden im Tragen und zäh in der Hoffnung.

Trinken wir Kaffee. Johannchen macht sich noch einmal an das Weißbrot.

Die Kriegsfrage verliert für uns in diesen Stunden etwas von ihrer verhüllten Schrecklichkeit, da wir den gemütsruhigen, zuversichtlichen Soldaten bei uns haben. In nachlässiger Haltung, grobe Pulswärmer an den Handgelenken, eine häßliche feldgraue Binde um den Hals, sitzt er da und verbreitet sich über das soeben überstandene Leben im Kommiß. Kommiß ist langweilig

Digitized by Google

und grandios. Ein Unteroffizier hat sich erfrecht, die Fahnenjunker dazu anzuhalten, sich die Füße revidieren zu lassen, ob sie gewaschen seien. Man hat ihn auf eine Bude gebeten und ihm so viel Bier vorgesetzt, bis er voll war. Das war die Rache. Gut so, die Trivialität beruhigt.

Ein Freund von Johannchen, den ich kenne, liegt in einem Lazarett, den Oberarm über der zerschossenen Nase, damit das Fleisch da anheilt und hat dabei seinen ganz dickfelligen Humor behalten. Ein andrer erhielt einen Kopfschuß, ist ausgeheilt und noch nicht einmal übergeschnappt, obgleich das Gehirn verletzt war. Ein dritter . . .

Man hört davon zu viel, und immer senkt es sich mit verzweifelter Schwere in das Gemüt.

„Du bist doch schon achtzehn!" frage ich plötzlich mit Argwohn, den Blick in dem Rosengesicht verankert.

„Sechzehn," sagt der Purpurmund und lächelt mit Grübchen.

Ich schlage die Augen nieder. Später in der Küche sagt meine Mutter: „Ich hatte Johannchens Alter nicht ganz im Kopf, ich dachte auch, daß er achtzehn wäre oder wenigstens siebzehn! Daß die Armee solche Kinder, solche Milchgesichter annimmt! Er ist auch schmal in den Schultern." — Wir seufzen.

Was nützt die Klage? Wohin richtet sich der Vorwurf? Ist nicht dem Jungen wundervoll damit gedient, daß er von der Schulbank zum Kriegerhandwerk kam und vor sich das härteste Tagwerk sieht, das der Ruhm vergoldet?! Gott sei Dank, es kann niemand mit seinem Schicksal einverstandener sein als unser martialisches Johannchen.

Er will es durchaus nicht zugeben, daß er von der nächtlichen Bahnfahrt ermüdet ist; schließlich liegt der stolze Soldat doch in Großvaters wunderbar bequemem Armstuhl mit dem Luftkissen, die Beine aufgelegt und schläft. Von Zeit zu Zeit kommt jemand und betrachtet ihn mit Wohlgefallen, mit nicht endenwollender Klage und einem bitterlichen Vorwurf, der sich nirgendshin richten kann.

„Ich wußte es, daß er erst sechzehn ist," sagt der Großvater von der Zeitung aufsehend. „Fünfzehnhundert Russen sind gefangen genommen. Was sollen wir nur mit dem Chor anfangen?!"

Dann ist die Lampe zu ihrer Bestimmung gekommen, die Stube ist warm und lebendig geworden, die Gemüter sehnen sich nach Auffrischung, Ablenkung. Herrlich erwünscht kommt ein musikalischer Freund der Familie, ein junger Schweizer, zu Besuch, der meisterlich Klavier spielt. Er als Zuschauer des schlimmen Welttheaterstücks, kann sich mit ungeteilter Empfindung seiner Kunst hingeben, und wir haben den Vorteil, dadurch erhoben und ergötzt zu werden.

Der Feldgrüne steht blinzelnd in der Türe. Noch einmal wird sein Gepäck und das Gewehr beaugenscheinigt. Die drei Herren sprechen über Geschosse und ihre Wirkungen. Der Fahnenjunker hat dem älteren, im bequemen Zivilistenstand verharrenden, Neutralen gegenüber eine unleugbare Würde. Ich sehe mir die Gruppe an und finde sie seltsam schön und ergreifend. Meine Mutter äußert, daß sie nun Musik hören wolle. Ja, wenn der Krieger danach Verlangen trägt, welche zu hören?!

Johannchen erklärt, er für seinen Teil hätte nichts gegen Musik.

„Welche Art von Klavierstücken wünschen Sie zu hören?" fragt der Schweizer lächelnd.

„Schwärmerische, etwas wehmütige Sachen mag ich," antwortet er prompt. „Musikalisch bin ich nicht."

Der Fremde gibt in schönster Auswahl, was er meint, das diesen jungen Ohren angenehm sein könnte. In nachlässig zusammengesunkener Haltung hört der Soldat zu, ohne ein Wort des Beifalls zu äußern.

Die Großmutter richtet sich in ihrer Sofaecke auf und erbittet sich eine Polonaise von Liszt, so etwas Glänzendes, das die Lebensgeister aufmischt. Dabei kommt ihr die Erinnerung an eine Balleröffnung kurz vor dem Ausbruch des 70er Krieges. Sie, in luisenblauer Krinoline, am Arm eines Regimentskommandeurs, in Duft und Lichterglanz und jugendfrisch in einem weiten Ballsaal.

Johannchen darf sich das nächste Stück aussuchen. Er bleibt dabei, das Schwär-

Digitized by Google

merische, Wehmütige zu bevorzugen, der echtdeutsche Junge.

Einem Schubertschen Stück gelingt es, den Feldgrünen zu rühren, zu verändern, zu überwältigen. Sein Kommißleben entbehrte ganz und gar der Fühlung mit dieser Welt, nun überschwemmt sie ihn mit Gewalt mit auflösenden Wellen. Im Nu sprießt und wächst ein seltsamer Flor in seinem Gemüt. So viel Sehnsucht und Erwartung, die — nein, nicht mit dem Krieg zusammenhängen.

„Das imponiert mir," sagt er langsam, den Blick auf seine gröblichen gefalteten Hände gerichtet. „Wie Sie das fertig kriegen. Sie machen sozusagen den ärgsten Krach auf dem Klavier und dann kommen sie ihm wieder mit Samtpfoten. Und manchmal alle Tasten zu gleicher Zeit. Ich könnte tausend Jahre alt werden, ich lernte das nie. Ich leiste überhaupt nichts in irgendeiner Kunst."

Ich setze mich zu meinem Neffen. „Damit Klavier gespielt werden kann, setzt du deine Fähigkeiten ein. Du tust das Wichtigste, was man jetzt auf der Welt tun kann"

„Nun ja," sagt er spröde. „Dies ist solch feiner Luxus oder —?" Er reibt sich die Stirn; es ist ihm anzusehen, daß der Eindruck des glühenden, seelenvollen Spiels ein quälender für ihn ist. Aber er ist nicht neidisch.

Der Schweizer setzt sich an den Tisch und die beiden jungen Männer sehen sich an. Johannchen blickt standhaft und stolz in die weicheren lächelnden Künstleraugen. —

Ich begleitete meinen Neffen am nächsten Morgen zur Bahn. Es fanden sich unter den Menschen auf der Straße hier und da Milchgesichter in ganz neuer kriegerischer Ausrüstung, wichtig und frisch aussehende, wohlgebildete Jünglinge.

Wir bestiegen eine Elektrische. Drei knabenhafte Infanteristen (ich wurde belehrt, daß das auch Fahnenjunker wären), standen draußen, der eine, der Jüngste, hatte das Gesicht eines pausbäckigen Kirchenengels. Die Herren rauchten. Mein Neffe kam mit mir herein in den Wagen. Es war kein günstiger Platz. Neben mir eine stattliche Dame in Trauer erzählte mit Heftigkeit und lauter, als es ihr wohl selber bewußt war — das Zusammentreffen mit ihrer Bekannten war gewiß zu viel für ihre Standhaftigkeit — von den schrecklichen Strapazen, die ihr Sohn durchgemacht hatte, von seiner furchtbaren Verwundung, daß sie ihn in Aachen im Lazarett aufgesucht hatte, wo er nach wochenlangen Qualen schließlich an Wundstarrkrampf gestorben war.

„Woher kommt nur dieser Wundstarrkrampf," flüsterte die Dame seufzend, der die Erzählung galt.

„Es soll ein Bazillus sein, der unter anderm auch im Pferdemist vorkommt," entgegnete die Trauernde mit lauter, grimmiger und fast höhnischer Stimme. Damit tat sie ihr Taschentuch vor ihr erhitztes, in Schmerz erbittertes Gesicht, um es sofort wieder wegzuziehen. „Da reden die Leute davon, daß die Zeit groß ist," sagte sie keuchend, „entsetzlich ist sie, entsetzlich, entsetzlich, weiter nichts."

Mir ging es peinigend in die Ohren, meines Neffen wegen besonders. Der grimmige, ganz und gar pessimistische Ton der Trauernden schnitt mir ins Herz. Ihre Haltung hatte sie auch verloren. Gott ja, Haltung, wenn die Würge- und Martermaschinen dieser gnaden'osen Zeit ein Menschenherz bis in seine letzte Faser bearbeiten! Und dennoch — wer von Schmerz erkrankt ist, zählt nicht mit, die, die ihre fünf Sinne beisammen haben, werden jetzt täglich, stündlich oder mit jedem Herzschlag vor ein Bekenntnis gestellt. Das macht die Zeit doch groß über alle Maßen. — Ich sah meinem Neffen in die Augen. Hatte er zugehört? Er lächelte mit einem Mundwinkel und einem Grübchen, womit er wohl die laut sprechende, vom schrecklichen Augenschein bezwungene Dame abtat. Mir fiel ein, ich weiß nicht warum, daß er seine Zimmervermieterin „altes Gewitter" nannte. Alles Verzweifelte, Erbitterte, Kleinliche war für ihn wohl „altes Gewitter". Bange machen verfing nicht. Leid und Not lagen seinen naiven 16 Jahren meilenfern, und wenn sie noch so nah und turmhoch um ihn waren. Aber das Eiserne Kreuz, das hing über ihm in magischem Schein, der Eifer, einen Platz voll auszufüllen, musizierte in

Digitized by Google

ihm. Damit seine Eltern und Großeltern und lieben Anverwandten nicht etwa von Feinden dranşaliert und in die Keller gejagt wurden, dazu war er da. Er war dazu da, daß Deutschland mit einem Wort bestehen blieb, größer wurde, blühte. Er, der glückliche Soldat, war dem entronnen, daß er bekennen, immer wieder bekennen mußte, auf welchem Grunde seine Seele ankerte. Er hatte einmal bekannt, nun sprach jeder Blutstropfen unbewußt in ihm: Gott befohlen. Das Soldatenblut greift nicht vor, deutelt und zögert nicht, durch seine Bereitschaft zum Märtyrertum beweist es seine Frömmigkeit.

Diese selbstverständliche, unvermischte Bereitschaft wird Deutschland bewahren.

Elsässisches.

Von

K. Kretzschmer.

Nachdruck verboten.

Vor einiger Zeit veröffentlichte der Dichter Lienhardt den Brief einer elsässischen Frau. Der Brief war in gutem Glauben geschrieben; er enthielt ein freudiges, gleichzeitig aber auch unverfrorenes Bekenntnis zu Frankreich. Lienhardt gab ihr darauf die Antwort, warum sie nicht nach Frankreich gegangen wäre, wenn es ihr in Deutschland so wenig gefiele. Wir haben im Elsaß täglich Neues zu lernen. Wir stehen in diesem Lande und nennen es unser Land und glauben es zu kennen, ja, auch zu lieben und plötzlich taucht dann wieder etwas ganz Fremdes auf, für das uns das Verständnis nicht reifen will, und das sich wie eine eiskalte Hand auf ein warmes Herz legt. Das Merkwürdige an dieser Tatsache ist nur, daß der Elsässer genau das gleiche empfindet, nur umgekehrt. Endlos tastet man aneinander vorbei, man möchte sich wohl finden, der gute Wille ist auf beiden Seiten vorhanden, aber dann gibt es auf einmal hüben und drüben wieder einen heimlichen Knax im Vertrauen, meistens sogar Mißtrauen. Diese Beobachtungen habe ich nicht mühe- und schmerzlos gemacht. Es gab sogar Zeiten, da glaubte ich, daß alles viel schöner und leichter wäre, als es eigentlich ist. Ich befand mich im Zustande all derer, die glaubten, die großen Daseinskämpfe könnten friedlich ausgetragen werden, durch gegenseitiges Verstehen und Ergänzen. Ich hatte jahrelang in diesem Elsaß, das mir eine zweite Heimat geworden war, gelebt. Ich hatte auch den richtigen Elsässer kennen gelernt, denn ich behaupte, daß die meisten Altdeutschen ihn kaum oder nur schief sehen lernen. Es ist, als wenn zwei Leute jahrelang im gleichen Haus wohnen und sich doch nicht kennen. Ich habe auch viel über das Elsaß gelesen, Geschichte, Romane, politische Abhandlungen, ich versuchte in die Seele dieses Volkes zu dringen und sie in ihrer ganzen Schönheit zu erfassen, ich suchte das Gemeinsame, das Bindende. Ich fand es fast immer da, wo es sich um allgemein Menschliches handelte, weniger dort, wo das unbedingte Bekenntnis zum Deutschtum wurzelt. Ich hielt dem Volke die geschichtliche Zerrüttung zugute und bedachte nicht, daß 40 Jahre eine jämmerlich kurze Zeit ist für den, der die Geschichte der Völker schreibt! Ich erwartete Unmögliches. Daß es Unmögliches

Digitized by Google

war, das hat mich der Krieg von 1914 gelehrt. Die Zeitungen konnten sich ja nicht genug tun zu Beginn des Krieges über die glänzende Haltung der Elsässer. Man schmetterte es beinahe wie eine Fanfare hinüber nach Frankreich, daß die Zahl der elsässischen Freiwilligen eine unerwartet große sei. In dem allgemeinen großen Kriegsrausch nahm man es für selbstverständlich, daß der Elsässer mitmachte, aber er machte eben doch alles auf eine ganz andere Art mit, viel bedingter. Da liefen Tausende von Fäden hinüber nach dem „Feindesland", da waren Brüder und Schwestern, da war die dumpfe Angst vor dem furchtbaren Ungeheuer „Krieg", dessen Tummelplatz die Heimat seit Menschengedenken abgab, da waren die Erinnerungen von 1870, da waren die Pfaffen aus der Schule Wetterlés, da waren die harten, schneidigen Preußen, die man immer noch nicht verstand, da waren die Frauen, die Priesterinnen französischer Grazie und französischen Geschmacks. Wer im Elsaß die Kriegserklärung mitmachte und nachher behauptet, daß eine Woge der Begeisterung alles andere verschlang, der behauptet die Unwahrheit. Eine dumpfe Stille lastete über dem Kleberplatz, als der Kriegszustand in Straßburg erklärt wurde, es herrschte, wie man so zu sagen pflegt, eine „maue" Stimmung. Die Bevölkerung war außerordentlich bedrückt, und es bedurfte ein gut Teil Patriotismus, um nicht selber den Kopf hängen zu lassen. Scheu und merkwürdig still für den sonst so lauten Elsässer war es in den Gassen. Und dann kamen die Züge aus Altdeutschland, aus Bayern und da kam der deutsche Schwung und die deutsche Kraft mit den ungezählten Scharen, die durch das Land der Grenze zufuhren, da kam der heilige Zorn. Da kam aber auch das feine Gefühl für alles, das sein Feuer nicht nährte. Unzählige Male erklang die Frage, oft vorwurfsvoll, oft empört: warum jubelt man uns nicht zu, wie in Deutschland, warum hört unsere Triumphfahrt plötzlich auf, warum ist bei Euch die Bewirtung nicht so gut, wie wir's nun doch gewohnt sind auf deutschem Boden? Und auf einer Postkarte, die man uns herausreichte, fielen die Blicke auf die einfache Lösung, die der einfache Beschauer zu finden geglaubt hatte: „Wir sind schon in Feindesland." Diese Worte gaben mir viel zu denken, und immer wieder versuchte ich den Fragern die Antwort zu geben, die für sie nicht immer verständlich war: „Die Stimmung ist so gut wie nur möglich, mehr könnt ihr nicht verlangen! Bedenkt doch, 150 Züge durchlaufen täglich unsern Bahnhof, wir können nicht mehr geben, es fängt schon an, knapp zu werden, denn eure Züge sperren die Zufuhr." Und doch konnte ich mich des beschämenden Gefühls nicht erwehren, daß die braven Jungens mehr Wärme am Ende der Fahrt erwartet hatten und sie alle von nun ab das Elsaß nicht als ganz deutsch, so richtig ehrlich, zornig, flammend deutsch in der Erinnerung bewahren würden. Und ich fühlte da den Keim kommender Mißverständnisse sich in deutsche Herzen senken .... Und während sie weiterfuhren mit ihrem übervollen Herzen in Kampf und Sieg, in Not und Tod, fanden sich in der Sorge um sie manche, die sich bis dahin fremd waren. Und diese 150 Züge brachten es zustande, daß alles half, weil es zu helfen an der Zeit war, das Allgemein-Menschliche, das Bindende trat zwischen die Menschen im Elsaß. Es wurde zum ersten Male möglich, einheitlich zusammen zu arbeiten. Das werden meine reinsten Kriegserinnerungen an das Elsaß sein, daß ich da Menschen aus einer durch alten Groll genährten Zurückhaltung heraustreten sah, weil es menschlich war, mitzuhelfen. Zögernd oft, manchmal fast schroff, neugierig und dann wieder sich voll bewußt,

Digitized by Google

daß ihr Schritt das Resultat außerordentlicher Ereignisse war, so sah ich manche Frau mein Haus betreten. Auch manche sprach sich mit mir aus über die politische Stellungnahme ihrer Familien, und ich empfand da oft etwas Leidenschaftsloses, eine Ergebenheit in das Unvermeidliche, die mir fremd war. „Sie dürfen nicht verlangen, daß ich für den Sieg der Deutschen bete, alle meine Verwandten stehen drüben." „Es ist ein richtiger Bruderkrieg," sagte tränenden Auges ein junges Mädchen, deren Bräutigam „drüben" kämpfte. Und so ging es weiter, damit wechselten Schilderungen, wie die Franzosen sie als die têtes carrées, die têtes de boche immer schlecht behandelt hätten, wie aber die Deutschen auch nicht recht etwas von ihnen wissen wollten. Erinnerungen von 70/71 stiegen auf, nach der Schlacht von Wörth und von der Belagerung von Straßburg, und die, welche damals all das Schlimme gebracht hatten, die waren jetzt die Freunde. Die einen sagen: Uns ist es eins, ob wir deutsch oder französisch sind, es ist überall das gleiche, man will uns doch auf keiner Seite als voll anerkennen, die andern sprechen von dem Vaterland Deutschland, das sie nun gewinnen werden, weil das gemeinsam geflossene Blut den Bund besiegelt, daneben flackert die von der Priesterschaft und den fanatischsten Elsässern genährte heimliche Flamme des selbständigen neutralen Elsaß. Eine ungeheure Zerrissenheit, eine große politische Zerfahrenheit, guter Wille, stolze Ablehnung, fanatischer Haß. Und während all dies mehr oder weniger in innerem Zusammenhang steht und dadurch die Möglichkeit, ein einigermaßen erschöpfendes, einheitliches Bild des Ganzen zu gewinnen, vereitelt, ficht man an der Grenze die ersten kleineren Gefechte, und des öfteren kommt es vor, daß der Bruder dem Bruder als Feind ins Auge schaut. Dies hätte sich vermeiden lassen, wenn man diesem Faktor höheres Gewicht beigelegt hätte. Die polnischen Regimenter schickte man klugerweise in den Westen. Die Folgen dieser Handlungsweise blieben nicht aus. Mit den ersten Verwundeten schießen auch die rührenden Anekdoten aus dem Boden, drei verwundete Brüder liegen zufällig nebeneinander, zwei Franzosen, der dritte deutscher Soldat! Die elsässische Tragödie beginnt. Und nun kommen die ersten verwundeten Franzosen, und wir stehen mitten im ersten Akt des Trauerspiels. Wird man sie auch gut behandeln? Ist vielleicht ein Freund unter ihnen? Quält sie vielleicht das Heimweh? Man glaubt, sie werden schlechter als die Deutschen behandelt! Ja, man versucht ihnen kleine Beweise der Sympathie zu schenken; es wird verboten; der offene Konflikt ist da. Die Heimlichkeit beginnt; meist nimmt sie nur harmlose Formen an, aber für den, der hier sich schon lange über die „Franzosenköppe" geärgert hat, ist sie ein willkommenes Beweisstück. Und aus einer Kleinigkeit erwächst die Ungeheuerlichkeit. Dort, wo einer Verrat wittert, steht er schon beinahe fest, und nun stehen sich der altpreußische Patriotismus und die elsässische Sympathie schroff gegenüber, jeder ängstlich des andern Schritte beobachtend. Die Tatsache des Krieges erhöht die Wichtigkeit des Falles, und es dauert nicht lange, dann bricht offene Feindschaft aus. Jeder glaubt recht zu haben, und bis zu einem gewissen Grad hat ja auch jeder recht. Im allgemeinen machte ich aber die Bemerkung, daß es mit der sogenannten Franzosenverherrlichung nicht so besonders weit her ist, der Elsässer ist viel zu vorsichtig, augenblicklich diese zu sehr durchschimmern zu lassen. Der wirklich vornehm denkende Elsässer, der es aus Gründen irgendwelcher Art noch nicht fertig bringt, sich zu uns zu

Digitized by Google

bekennen, befleißigt sich einer anständigen Neutralität. Vom Bauern auf dem Lande, soweit er nicht zu nahe der Grenze wohnt, kann man sagen, daß er sich seiner deutschen Zugehörigkeit stärker bewußt ist als der Städter. Er ist in allem unkomplizierter. Und eins muß man ihm in dieser Zeit nachrühmen: er hat gegeben, was er konnte, ganze Fuhren von Leinen sah ich anfahren, schöne alte Leinenhemden mit der Jahreszahl 1847 glitten kühl durch meine Hände, schwere Säcke Geldes steuerten die ländlichen Gemeinden zur Linderung der Not, und ihre Gesinnung leuchtete aus der Art ihres Gebens heraus. Nicht eine Gabe wurde auch nur mit dem heimlichen Wink gegeben, sie den französischen Brüdern zukommen zu lassen.

Wir stehen jetzt im fünften Monat des Krieges. Auch in Altdeutschland haben sich die Wogen der Begeisterung gelegt und ruhiger Sachlichkeit Platz gemacht. Für das Elsaß begann aber jetzt die Prüfung, und nach Verlauf der ersten acht Wochen, als die Deutschen nicht so rasch in Paris waren, wie die Elsässer sich dies wohl gedacht hatten, da fing man bereits an, nicht mehr ganz so scheu von der alten Freundin Marianne — denn die Erinnerung verklärt auch sie — zu sprechen. Und auch die, welche wirklich geglaubt hatten, daß das Elsaß deutscher wäre oder mit einem Schlage deutscher geworden sei, mußten einsehen, daß dies doch nicht der Fall ist. Wenn man die Verlustlisten durchliest, so fällt es einem doch nachdrücklich auf, wie viele Elsässer darunter unter „Vermißt" geführt sind, und wenn man sich von unseren Soldaten berichten läßt, wie schwer sie oft unter Verrat zu leiden hatten, dann wird man sich mit seinen Ansprüchen an die deutsche Gesinnung eines Grenzvolkes sehr bescheiden müssen. Es bleibt noch viel Arbeit über für uns nach dem Kriege! Ich glaube auch, daß dieser Krieg manche alte Wunde neu aufreißt, daß mancher dafür büßen mußte, nur weil er Elsässer war. „Wo Holz gehackt wird, da fallen Späne", dies ist eine Wahrheit, die mancher am eigenen Leibe erfahren wird. Jetzt kommen Verordnungen, die nach 1870 sehr zeitgemäß gewesen wären und damals weniger den Stempel der Härte getragen hätten als jetzt, so z. B. das französische Sprachverbot. Mit wieviel Grazie wurde doch in Französisch gesündigt! Jetzt soll der Erfolg der sein, daß man in Straßburg mehr Französisch hört als je. Das Volk, das noch die französischen Lügennachrichten von 70 in Erinnerung hat, glaubt auch jetzt den Deutschen nicht. So kam uns einmal eine Hiobspost ganz willkommen, als wir dadurch den Beweis lieferten, daß wir auch schlechte Nachrichten veröffentlichen. Sehen wir die Dinge so an, wie sie in Wirklichkeit sind! Geben wir uns keinen falschen Erwartungen hin, bleiben wir gerecht! In gemeinsamer sozialer Kriegsarbeit ist manche Brücke geschlagen worden, halten wir diese Brücke nach Friedensschluß fest in unserem Besitz, aber lassen wir uns doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Brücke in ein Land führt, das wir in seinen Schönheiten und Gefährnissen erst kennen lernen müssen. Verlangen wir nicht zuviel, seien wir gerecht und — wenn's not tut — kräftig deutsch!

Digitized by Google

Frauendienst in der Volksernährung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es hat jemand mit Bezug auf die Leistungen des Heeres gesagt, daß die Geschichte dieses Krieges niemals geschrieben werden würde, weil die, die sie erleben, sie nicht schreiben können, und die, die sie schreiben können, sie nicht erlebt haben. Es gilt etwas Ähnliches für die gesamte Kriegsleistung im Innern. So wie die Generalstabsberichte einmal längst nicht alles enthalten werden, was an Kraft und Leistung eingesetzt wurde, ebenso wird einmal auch nur ein geringer Teil dessen in den Akten zu finden sein, was tatsächlich in dieser Zeit gearbeitet worden ist. Und niemand wird sich wahrscheinlich einmal die Mühe geben, aus Tausenden und Millionen von Einzelheiten das Bild zusammenzustellen, das die Kriegsleistung unseres Volkes im Innern darstellt.

Dieses Gefühl hat man jedesmal, wenn man zufällig irgendein Stück Kriegsarbeit, sei es durch einen Bericht, sei es leibhaftig vor Augen bekommt. Wieviel wird getan, über das die Nachrichten an keiner Stelle gesammelt und gewußt werden! Und was insbesondere die Kriegsarbeit der Frauen anbetrifft, so können wir schon jetzt ganz fest davon überzeugt sein, daß sie heute und in Zukunft bedeutend unterschätzt werden wird. Die Frauen selbst, die arbeiten, finden keine Zeit, Berichte zu schreiben und Akten zu sammeln. Vieles von dem, was jetzt geschieht, wird der Krieg mit hinwegnehmen, so wie er die Tapferkeit und Todesverachtung von Tausenden von einzelnen Soldaten in dem großen Strom aufnehmen wird, in dem die Leistungen des einzelnen verschwinden und nur die Kraft der Gesamtheit übrig bleibt.

Niemand von denen, die heute an irgendeiner Stelle in Deutschland stehen und ihre Pflicht tun, wird das bedauern. Wenn wir in unserem Heer die großartige Anonymität aller Leistungen, der gesamten Kriegsführung, der Pläne, der Organisation aufs höchste bewundern, so werden auch die Arbeiter im Innern, von denen ja so viel weniger verlangt wird, zufrieden sein, wenn nur ihr Stückchen Arbeit zu einer solchen großen Gesamtleistung beiträgt. Aber freilich in gewisser Hinsicht werden die Frauen doch dafür sorgen müssen, daß man um ihre Leistungen in dieser Zeit weiß: weil in noch ganz anderem Sinne als für die Männer diese Leistungen die Stichproben auf alles das sind, was die Frauenbewegung gewollt und erreicht hat, und weil für unsere künftige Entwicklung alles darauf ankommt, in welchem Grade die Gesamtheit davon durchdrungen ist, daß die Frauen diese Stichprobe bestanden haben.

Der stärkste Beweis dafür, daß die ganze soziale Frauenarbeit im Kriege aus lebendigen selbständigen Kräften hervorging, ist die Tatsache, daß sie auch ohne

Digitized by Google

Führung sich an allen Orten den Forderungen des Augenblicks entsprechend selbständig entwickelt und gestaltet hat.

In einen Tag drängen sich die Eindrücke tatkräftiger Mitarbeit der Frauen in der Aufklärung über die Volksernährung von den verschiedensten Städten und Landesteilen Deutschlands. Zwar ist schon im November vom Bund Deutscher Frauenvereine eine Anregung zur Begründung von Hausfrauenausschüssen für die Lebensmittelfrage in einzelnen Städten ausgegangen. Aber soviel oder sowenig diese Anregung auch als Veranlassung zur Aufnahme der Arbeit gewirkt haben mag, die eigentliche Ausfüllung eines bloßen Rahmens und Schemas, die Befolgung eines Rates setzt doch überall selbständige Organisationsfähigkeit und Anpassung an die verschiedenartigen örtlichen Verhältnisse voraus. Daß und wie sich diese Anpassung zeigt, beweist, daß überall Frauen imstande sind, eine sehr große sozialorganisatorische Aufgabe mit Geschick am rechten Ende anzufassen.

Vor mir liegt ein Bericht über die Arbeit des Frauenausschusses der Hamburger Kriegshilfe, liegen Berichte über die Arbeit der Königsberger Frauen, über die Propaganda, die von Weimar aus in der Lebensmittelfrage durch die Frauen über andere thüringische Städte ausgedehnt wird. Man hat in Hamburg einen Frauenausschuß für Lebensmittelverwertung mit sechs Gruppen hergestellt: Propaganda, Presse, Verbreitung der Kochkiste, Feststellung der Lebensmittelpreise, Verkehr mit Produzenten und Behörden. Es haben Versammlungen sowohl in Privathäusern wie auch in kleineren Vereinen und schließlich in größerem Maßstabe vor der Öffentlichkeit stattgefunden, Versammlungen für alle Kategorien von Hausfrauen und Konsumenten, in Mädchenhorten, für Haushaltungslehrerinnen, für Köchinnen.

Aufklärungsversammlungen in ganz großem Maßstabe, nämlich an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen an 8 Stellen der Stadt und der Vororte zugleich, haben die Königsberger Frauen veranstaltet. Sie haben auch zugleich eine Kommission von fachkundigen Frauen gebildet, die Wochenspeisezettel und Rezepte herausgibt. Dasselbe ist auch in Posen geschehen.

Die Aufrufe und Flugblätter des Bundes Deutscher Frauenvereine sind in vielen Tausenden von Exemplaren allenthalben verbreitet. Außerdem aber hat man fast überall noch mit viel propagandistischer Erfindungsgabe eine eigene Flugschriften-Literatur geschaffen, die sich in ihrer Art stärker an die örtlichen Verhältnisse anlehnt, als es möglich ist, wenn ein einziges Flugblatt für das ganze Reich benutzt werden soll.

In Berlin hat gleichfalls durch den Nationalen Frauendienst die Arbeit auf dem Gebiete der Volksernährung schon im Spätherbst eingesetzt. Nachdem Hausfrauenaufklärung im kleineren Kreise vorausgegangen war, fand noch im Dezember eine große Versammlung für Köchinnen im Abgeordnetenhause statt, bei der an etwa 1500 Teilnehmerinnen Flugschriften, Merkblätter usw. verteilt wurden. Diese Versammlung hat eine starke propagandistische Wirkung bis weit hinaus in das Reich ausgeübt und ungezählte Anfragen aus allen Landesteilen nach Literatur, Rednerinnen und Beratung nach sich gezogen. Dieses Ergebnis führte von selbst auf den Gedanken, daß die einmalige Aufrüttelung der Frauen wenig Sinn hat, wenn ihr nicht eine dauernde Beratung über die richtigen Verbrauchsmaßnahmen folgt. Und so richtete denn der Nationale Frauendienst Berlin zunächst eine Beratungsstelle ein, die so stark in Anspruch genommen wurde, daß man sehr bald

Digitized by Google

ausführen mußte, woran schon von Anfang an gedacht war: die Ausdehnung dieser Beratungsstellen über die ganze Stadt. Diesem Plan wurde noch weiterer Nachdruck gegeben durch das Ergebnis großer Hausfrauenversammlungen, von denen zehn am 11. Januar und weitere zehn am 22. Januar in Berlin und den Vororten stattfanden. Wenn man ursprünglich daran gedacht hatte, die hauswirtschaftliche Beratung zu verbinden mit den Hilfskommissionen, in denen an Unterstützungsbedürftige Auskunft erteilt wird, so erwies sich doch diese Verbindung als nicht durchführbar und zweckentsprechend. Es ist selbstverständlich, daß in der pflegerischen Behandlung der Unterstützungsbedürftigen hauswirtschaftliche Beratung schon immer ihre Stelle gehabt hatte. Aber andrerseits schien die Tätigkeit der Kommissionen an sich schon vielseitig und ausgedehnt genug, als daß man ihnen eine ganz neue Aufgabe, die noch dazu einem ganz anderen Personenkreis zugewandt war, noch hätte übertragen können. Die Beratungsstellen werden also getrennt von den Kommissionen eröffnet und teils auch von ganz anderen Bevölkerungskreisen aufgesucht. Muß es doch auch ihre Aufgabe sein, vor allem in jenen Kreisen zu vernünftigen Einschränkungen des Verbrauchs anzuregen, in denen viel konsumiert wird.

In Frankfurt a. M. ist schon seit Beginn der Kriegsarbeit überhaupt hauswirtschaftliche Beratung in den Kreis der Aufgaben des Nationalen Frauendienstes aufgenommen. Man hat eine Beratungsstelle für den Gebrauch der Kochkiste schon im August eingerichtet, ja später diese Einrichtung erweitern und vermehren müssen und ist von hier aus selbstverständlich auch zu einer allseitigen und ausgedehnten Aufklärung über den Kriegsdienst in der Küche vorgeschritten.

In Baden haben die Frauen mit Unterstützung des Ministeriums des Innern gleichfalls einen umfassenden, nicht nur auf einzelne Großstädte beschränkten Aufklärungsdienst in die Wege geleitet.

Wenn auch die gesamte hauswirtschaftliche Beratung, die sich an die Frauen wendet, auch von den Frauen in erster Linie wird geleistet werden müssen, so hat sich doch häufig auch die Verbindung der Frauenorganisationen mit anderen großen Vereinen oder Körperschaften, die in irgendeiner Weise in der Volksernährungsfrage kompetent und tätig sind, als zweckmäßig erwiesen. In Berlin ist der Nationale Frauendienst in Verbindung getreten mit dem Ärzteausschuß und der Zentralkommission der Krankenkassen zu einem Kriegsausschuß für Volksernährung. Dieser Ausschuß veranstaltet seinerseits Versammlungen, in denen Ärzte und hauswirtschaftliche Kräfte über das Ernährungsproblem sprechen und an die sich Kochdemonstrationen anschließen sollen. Diese Demonstrationen sollen an drei Abenden stattfinden und insbesondere Anleitung in den speziellen Erfordernissen der Kriegskost geben. Kochkurse in größerem Umfang finden ja seit Kriegsbeginn in verschiedenen Städten für die Frauen der breiten Volksschichten statt. Es ist, als ob auf einmal in der hauswirtschaftlichen Bildung der Frauen nachgeholt werden sollte, was man seit Jahrzehnten versäumt hat. Aber man wird kaum darauf rechnen können, gerade jetzt Hausfrauen in großer Zahl für längere Kurse zu gewinnen, mindestens nicht aus den Schichten, die der Belehrung am dringendsten bedürfen. Vielleicht aber wird es eher möglich sein, für solche kurzen Veranstaltungen Interesse zu wecken, die dann doch mindestens eine bleibende Anregung und Aufbesserung der lückenhaften hauswirtschaftlichen Fähigkeiten sein werden.

Digitized by Google

Ein anderer Versuch dauernder Beratung der Frauen über Kriegskost ist in großem Maßstab durch den Bund deutscher Frauenvereine gemacht, aber in kleinerm Umfang schon in einzelnen Großstädten vorher in die Wege geleitet: die Veröffentlichung eines regelmäßigen Wochenspeisezettels, der auf solche Gerichte hinweist, die unbeschadet der Kriegslage auf dem Nahrungsmittelmarkt hergestellt werden können, und die Hinzufügung von Rezepten bei solchen Speisen, mit denen die Bevölkerung durch ihre Ernährungssitten weniger vertraut ist. Die Veröffentlichung solcher Speisezettel mit anschließenden Rezepten ist bereits in Königsberg und in Hamburg in Angriff genommen, in München geplant. Der Bund Deutscher Frauenvereine gibt von Februar ab eine hauswirtschaftliche Korrespondenz heraus, die Wochenspeisezettel und Rezepte, den örtlichen Ernährungssitten entsprechend, auch in die Zeitungen der kleineren Städte, die Kreisblätter usw. einführen will. Von den Behörden unterstützt, wird diese Korrespondenz hoffentlich ihren Zweck im großen Umfang erfüllen.

Um die landwirtschaftlichen Frauenkreise über die gegenwärtige wirtschaftliche Lage und ihre Pflichten in weitestem Umfang aufklären zu können, fand ferner in der Woche vom 18. bis 23. Januar ein Kursus statt, der von verschiedenen Frauenorganisationen, die in der Landpflege arbeiten, einberufen worden war, und unter dem Protektorat des Landwirtschaftsministers stand. In diesem Kursus wurden unter besonderer Berücksichtigung der ländlichen Verhältnisse solche Frauen, die zur Verbreitung richtiger wirtschaftlicher Aufklärung unter der Landbevölkerung geeignet sind, mit dem nötigen Wissensstoff dafür ausgestattet. Der außerordentlich zahlreiche Besuch dieses Kursus (zirka 400 Teilnehmerinnen) bewies, wie stark das Bedürfnis, sich das Rüstzeug für diesen Aufklärungsdienst zu verschaffen, bei den Frauen selbst war, die innerhalb der ländlichen Bevölkerung sozial arbeiten. Ohne Zweifel wird von dieser Woche aus ein wirksamer Strom praktischer Belehrung speziell zu den Landfrauen hinausgehen, die jetzt so vielfach durch die Abwesenheit ihrer Männer der praktischen sachlichen Beratung entbehren müssen.

Auch da, wo bis jetzt die Aufklärung in den Ernährungsfragen noch nicht in Angriff genommen ist, bietet die bisherige Kriegsfürsorge die zahlreichsten Anknüpfungspunkte dafür. Die Ausgabe von Naturalien, wie sie vielfach bei der Fürsorge für Kriegsunterstützte stattfindet, gibt eine vorzügliche Gelegenheit, den Konsum wenigstens in diesen Schichten zu regulieren. In dieser Weise wird z. B. in Düsseldorf, wo die Bezirksstellen der Kriegshilfe eine umfangreiche Lebensmittelausgabe in der Hand haben, für den Verbrauch solcher Dinge gewirkt, deren Konsum im volkswirtschaftlichen Interesse liegt, z. B. Gemüse.

Das alles sind nur Einzelbeispiele, die aber gerade als solche zeigen, wie sich überall, auch ohne Anregung von außen, die Frauen einer Aufgabe annehmen, die ihnen aus der Zeitlage erwächst, die nur von ihnen gelöst werden kann, die zwar Sache jeder einzelnen Hausfrau, ob organisiert oder unorganisiert, ist, die aber doch geführt, geordnet und verteilt werden muß von denen, die zu organisatorischer Arbeit fähig sind.

Die ganze Frauenbewegung ist in ihrer praktischen Arbeit eigentlich nichts anderes gewesen, als eine ständige Gewöhnung der Frauen an die Organisation. Man hat sie eben darum verurteilt. Man hat es bedauert, daß nun auch die Frauen in das große Schema des Gemeinschaftslebens eingeordnet werden sollten,

Digitized by Google

daß sie die anmutige Willkür und persönliche Eigenart aufgeben oder einschränken sollten, um Glieder eines Ganzen, einer Gemeinschaftsarbeit zu sein. Die jetzige Zeit verlangt, daß die Volksernährung als eine Gesamtheitsaufgabe erfaßt und gelöst wird. Unsere Volkswirtschaft entwickelt sich zur Versorgungs- und Verteilungswirtschaft. Bei beschränkten Verbrauchsmöglichkeiten muß der einzelne sich binden an diejenigen Richtlinien, die ausgegeben werden müssen, damit das Problem des Durchhaltens überhaupt gelöst werden kann. Es kommt alles darauf an, daß die Frauen diese Forderung des Tages verstehen. Es kommt darauf an, eine Organisation des Aufklärungsdienstes zu schaffen, die bis in das letzte Dorf und die weltentlegenste Kleinstadt hineinreicht. Eine Aufgabe mit größten organisatorischen Anforderungen, die doch zugleich ebenso sehr die hauswirtschaftlichen Einzelkenntnisse erfordert, über die eben nur Frauen verfügen können. Diese Verbindung ist symptomatisch für die Ansprüche, die unsere Zeit an die Frauen stellt. Es kann ihnen nicht mehr erspart bleiben, sich in Organisationen einzuleben, in Reih und Glied zu arbeiten, und zwar deshalb nicht, weil sie nur dann ihre ursprünglichen eigentlichen Hausfrauenaufgaben im Kriege lösen können.

Wenn nicht schon eine beträchtliche Zahl von Frauen da wäre, die zu solcher Führung fähig sind, die gar keiner Anweisungen mehr bedürfen, um sie auszuüben, so stände heute die Regierung vor einer ganz unlösbaren Aufgabe. Sie muß sich wohl oder übel der Kräfte bedienen, die sie in den früheren Zeiten oft genug mit Bedenken, ja mit Ablehnung betrachtet hat. Auch in dieser Hinsicht wird der Krieg eine Kulturarbeit, die bisher unter Mißtrauen und Verkennung zu leiden hatte, in ihrem Wert, in ihrer Notwendigkeit und in ihrer organisatorischen Verbindung mit der Gesamtentwicklung zur Geltung bringen.

Über den Haß.

Von

Erna Günther.

Nachdruck verboten.

Heute steht in der Zeitung, es sei durch einen Armeebefehl das „Fraternisieren“ mit den feindlichen Schützengräben verboten. Gleichzeitig wird erzählt, wie sich in einem Schützengraben in Arras Engländer und Deutsche am 25. Dezember besucht und Geschenke getauscht haben — eines von diesen vielen kleinen Beispielen außer Kraft gesetzter Feindschaft, die in den letzten Wochen Feldpostbriefe und Zeitungen füllten.

Eine andere Geschichte fällt mir ein: ein junger deutscher Professor, jetzt Ortskommandant in einem französischen Dorf, erzählt, wie ihn ein kleiner französischer Bub, den er beschützt hat, an der Hand nahm und zu seiner Mutter führte, und wie sie die Soldaten bei sich bewirtete, nicht aus Berechnung, wie manche andere, sondern weil ihre Kinder ein Herz zu dem Ortskommandanten gefaßt hatten.

Digitized by Google

Ein ganzer Zug von solchen Begebenheiten, eine die andere nach sich ziehend, hebt sich über die Schwelle der Erinnerung, und gleitet licht und wehmütig schön durch die Bilder von Rauch und Blut und Tod, die die Seele erfüllen.

Ja, gestehe es dir, arme Seele, daß du diese kleinen Beweise von der Überwindbarkeit der Feindschaft sammeltest mit der seligen Begier, mit der du als Kind auf dem winterdürren Rasen knietest und die ersten kurzstengeligen, kaum sichtbaren Schneeglöckchen hervorklaubtest. Gestehe, daß jede neue Blüte, die der steinharte Boden dir schenkt, eine Stunde deines Tages freundlich durchsonnt. Gestehe dir, wie hart du trägst an der schweren, schweren Last des Hasses!

Vielleicht bin ich zu klein und zu schwach für diese gewaltige Zeit? Hundertmal habe ich mir selbst unrecht gegeben: rührselig, sentimental, weichlich. Der Herr kommt im Sturm — kannst du die Herrlichkeit und Leidenschaft des Sturmes nicht fassen?

Aber die Seele hat ihre Gegenrede: Es ist ja nicht der Kampf und der Tod, der auf mir lastet.

Die Heldentaten unseres Heeres, die Strategie der Führer, die kühnen Listen unserer Torpedos — da ist nichts in meinem Gefühl, was mir den Stolz, die Siegesfreude verböte, und meine Seele fühlt sich frei und rein dabei. Wir messen uns, Volk gegen Volk, Faust gegen Faust, Intelligenz gegen Intelligenz, Leben gegen Leben, jeder mit dem gleichen Einsatz, jeder um den gleichen Preis. Da ist nichts, was das Gefühl beleidigt und verwundet. Im Gegenteil: es erlebt stolz und ehrfürchtig die Größe des Krieges, der das Äußerste an Willen, Hingabe, Selbstüberwindung, an geistiger Kraft und Leistung von unserem Volke erzwingt. Es spannt sich mit in der stählernen Lust dieses unerhörten Wettkampfes. Es ist beglückt, sich dazu rechnen zu dürfen, Partei zu sein, mitzuhelfen, innerlich und äußerlich, zu dem einen klaren, handgreiflichen Ziel: Sieg.

* * *

Aber etwas kriecht wie ein Gift in diesen freudigen, quellklaren Stolz. Etwas hängt sich wie Blei an die Schritte, macht sie müde und trostlos. Etwas dringt in die Seele und macht sie bluten wie von dem Speer des Amfortas: der Haß — oder nein, vielleicht ist das ein zu hohes Wort für ein niedriges Gefühl: die Gehässigkeit. Trifft sie um so tiefer, weil wir in einer Welt hoher starker Gefühle leben, weil alles um uns und in uns größer, heiliger ist als sonst? Wir möchten die Liebe und den Glauben festhalten, die uns durch diese Zeit voll Blut und Tränen tragen, und fühlen dies kostbarste Besitztum unserer Seele erstarren unter dem Gifthauch dieses Hasses.

Denn gestehe Dir auch dies — du wirst getroffen durch diese Pfeile der Entstellung und Verleumdung, durch diese schonungslose, listige Herabsetzung. Ich habe versucht, ihnen standzuhalten, mich „abzuhärten". Ich habe alles gelesen: das Journal de Genève und die Times, die Schrift der Oxforder Professoren und die Kritik Karl Spittelers. Ich wollte nicht feige die Augen zumachen, ich wollte lernen, gleichmütig zu werden. Das gehört nun einmal dazu. Laß sie uns schmähen — roh und leidenschaftlich oder unter der glatten Maske einer niederträchtigen „Vornehmheit" — einmal, wenn dies alles Geschichte geworden ist, wird der giftige Dunst über Höhen und Tiefen sich verzehren und das Große wird doch groß sein.

Digitized by Google

Aber ich werde nicht hart und unempfindlich gegen dies Verwundenwollen. Ich fühle diesen bösen, feindseligen Willen wie einen dunklen, peinlichen Schatten in der klaren Luft, unter der auch ein Völkerkampf gekämpft werden könnte — mit fleckenlosem Schwert, von Held zu Held.

Ich habe es auch anders versucht. In guter, geistvoller Gesellschaft gleiches mit gleichem erwidert. Wenn die Witzworte blitzten und sprühten und man in triumphierender Überlegenheit seines Geistes Schärfe an den Schwächen des Gegners übte, war das nicht eine Genugtuung, eine Erlösung — ein fröhliches Abschütteln aller drückenden und bohrenden Kränkung?

Aber dann zuckt es plötzlich durch die kecke Gehobenheit solcher streitbaren Stunden: Das Wissen um Größe und Güte auch drüben — das Wissen um die Kraft, Hingabe, Arbeit, die Leiden und Siege, die den schweren, langen Weg aller Völker zu ihrer Kultur bezeichnen. Erinnerungen steigen auf an Stunden, in denen uns Geister unseres Feindeslandes schenkend und beglückend nahe kamen, und an unserem Himmel erscheinen die Sterne, die, ob sie gleich in einem Volke aufgingen, doch der ganzen Welt leuchteten, auch mir und Tausenden meines Volkes. Jahrhundert um Jahrhundert hat eine Kette gemeinsamen geistigen Lebens um die Völker geschlungen. Wir können sie nicht zerreißen. Wir können aus unserm Wesen nicht fortschieben, was wir den Großen der anderen, unserer Feinde, schuldig geworden sind. Es ist da; es läßt sich nicht zum Schweigen bringen; es ist ein schmerzlich bohrendes „Aber" in allem, was wir jetzt an Feindschaft, Bitterkeit, Kampflust und Zorn fühlen. Zu sehr haben wir teilgenommen — haben wir Deutschen es mehr getan als andere? — an den Wegen, auf denen die anderen Völker sich ihre Höhen erkämpften, um hinwegsehen zu können über das, was ihre Tüchtigkeit errungen hat, und um nicht mit Widerwillen jenen zuzuhören, die ihre Genugtuung aus der Entstellung und Herabsetzung der anderen speisen.

Und so steht dies beides nebeneinander in meiner Seele: sie ist Partei, sie war es nie so glühend, nie so unbedingt für irgendeine Sache als für Deutschland in diesem Kriege. Sie hat gar nicht gewußt, wie man Partei sein kann, wie ohne Grenzen alle ihre Kräfte aufzugehen vermögen in einem großen Willen. Aber zugleich ist da ein Schmerz, eine Kälte, ein tiefes Widerstreben, wie wenn sie hineingerissen würde in einen trüben Strom von Niedrigkeit, Lüge und Häßlichkeit — von Gefühlen aus einer anderen Welt als der großen und erhabenen, in der sie ihre Kraft findet für das, was die Zeit fordert.

* * *

Manchmal aber scheint es mir, als höbe sich ein Vorhang über den Zweifeln und Fragen, als enthüllte er den Sinn auch dieses Zwiespalts. Ich ahne eine strenge Wahrheit, die nicht vom Himmel ist, sondern von der Erde, die nicht aus Geist, sondern aus Fleisch und Blut kommt. Das Vaterland ist keine „Idee", in deren Bereich alle Gegensätze sich harmonisch lösen und klären, die Liebe zu ihm ist etwas Wesensandres als der klare **Amor Dei intellectualis**, sie ist Blutliebe, irdische Liebe, Liebe deines Leibes und deiner Sinne zu etwas Leiblichem und Sinnlichem: zu dem Blut deiner Väter, der Erde, die du fühlst, der Luft, die du atmest. Sie ist ein Stück Natur, wild und „jenseits von Gut und Böse", ein Stück elementarer Selbstverständlichkeit. Ihr Recht kommt ihr nicht aus den abstrakten

Digitized by Google

Zonen, vor denen du gewohnt bist, dich zu verantworten. Ihr Recht ist „Naturrecht" im einfachsten Sinne des Wortes. Vaterlandsliebe ist ein dunkler, heißer, reißender Strom, mit allem Urmenschlichen gefüllt, aller unerlösten Leidenschaft, aller irrationalen Glut, allem naturhaften Lebenswillen.

Du sollst ihren ewigen Widerspruch zu den „Menschheitsideen" fühlen und tragen. Aber du sollst dich vor diesem Zwiespalt und den Leiden, in die er dich stürzt, nicht fürchten. Du sollst dich zu deinem Fleisch und Blut bekennen, deiner Luft und deiner Erde getreu sein und die dunklen Lasten mittragen, die allen Erdgebundenen auferlegt sind.

Heimatchronik.[1]

Sonntag, 27. Dezember.

Die Zeitungen bringen die aufgesammelten Nachrichten von zwei Tagen. Das gibt einen volleren Eindruck von Vorwärtskommen, als die übliche Tagesdosis. 3000 Tote bei den Engländern nach dem Kampf bei Festubert! Man versucht, sich das vorzustellen, und erschrickt vor der Furchtbarkeit dieser Todesziffern.

Zufällig kam mir gerade heute ein englischer Bericht über jene Friedenskonferenz in Konstanz in die Hände, zu der sich — lang vorbereitet — noch am 1. und 2. August Vertreter der Kirchen aller Länder vereinigten, und die am 5. August, dem Tage der englischen Kriegserklärung, von den übriggebliebenen Mitgliedern in London zu Ende geführt wurde. Unwillkürlich fällt einem bei diesen durch die Wirklichkeit unrettbar entwerteten Besprechungen der Geisterchor aus dem „Faust" ein: „Weh! weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt mit mächtiger Faust; sie stürzt, sie zerfällt! Ein Halbgott hat sie zerschlagen! Wir tragen die Trümmer ins Nichts hinüber, und klagen über die verlorene Schöne." Einer der englischen Delegierten, der den Mitgliedern Mut zusprach, sagte, wie eben noch die Vögel bei dem niedergehenden Gewitter verstummt, dann aber wieder laut geworden seien, so würde nach dem Sturm des Krieges die Botschaft des Friedens wieder süß und klar hörbar werden. — Nun ja, aber das eine ist eben ein naturgewaltiges Gewitter, und das andere — singende Vögel!

Montag, 28. Dezember.

Bei der Abfassung eines Berichtes über unsere Kriegsfürsorgearbeit kommt einem zum Bewußtsein, daß dies alles schon fünf lange Monate dauert! Wirklich keine Kleinigkeit für unsere Helferinnen, durch fünf Monate tagaus, tagein ihre Bureaustunden an den Beratungsstellen abzusitzen, tagaus, tagein Hunderte von Notleidenden, einen nach dem anderen, zu beraten und zu versorgen. Die Summe dieser Arbeit ist wahrlich nicht niedrig, und ihre Anforderungen an körperliche und seelische Spannkraft diesem täglichen unaufhörlichen Andrang der Not gegenüber sind nicht gering!

Dienstag, 29. Dezember.

Jetzt wird endlich in der Presse etwas lebendiger die Ernährungsfrage besprochen. Dabei laufen — begreiflicher-, aber nicht gerade erfreulicherweise — zwei Strömungen nebeneinander her. Die Verbraucher wollen sich gegen unberechtigte Preissteigerungen schützen; der Regierung erscheint die Preissteigerung unter Umständen als ein nützliches, ja

[1] Von Gertrud Bäumer. Aus der „Hilfe" Nr. 53 1914, Nr. 1 ff. 1915.

Digitized by Google

vielleicht als eines der wirksamsten Mittel zur Einschränkung des Verbrauchs. Das Fatale ist nur dabei, daß der Gewinn einseitig dem wucherischen Produzenten zufällt. Im ganzen kann man immer wieder feststellen, wie wenig weite Volkskreise bisher noch von dem ganzen Problem berührt sind, ja, berührt sein wollen. Selbst da, wo man die Notwendigkeit der Sparsamkeit einsieht, fragt man mißtrauisch: ob denn auch die anderen mittun, sonst will man nicht so dumm sein und sich allein kasteien. Dieser Gedanke beherrscht bisher leider ganz die Arbeiterschichten. Sie erwarten alles von den behördlichen Verboten. Aber es läßt sich nicht alle notwendige Einschränkung durch Verbote regeln. Der Freiwilligkeit und Einsicht bleibt unter allen Umständen ein gut Teil überlassen, und es ist sehr bedauerlich, wenn ihre Mitwirkung grundsätzlich abgelehnt wird.

Ein Erlaß des preußischen Ministeriums des Innern empfiehlt, stellungslose Handelsangestellte in Verwaltungsbureaus einzustellen, die durch Landsturmeinziehung noch mehr gelichtet sind.

Zeichen der wirtschaftlichen Lage: Das Asyl für Obdachlose in Berlin ist nur halb besetzt. Voll nur in der Abteilung für Greise.

Mittwoch, 30. Dezember.

Die Eröffnung des Theaters der Neuen freien Volksbühne: Berlins würdigstes und schönstes Theater. Daß die Fertigstellung und Eröffnung in diese Zeit fällt, macht sie zu einem Erlebnis von besonderer Eindringlichkeit. Durch das abendliche Gewühl des Alexanderplatzviertels sucht man den ungewohnten Weg nach dem neuen „Bülowplatz". Vorbei an der Alexanderkaserne, in der ein reges Aus und Ein von Soldaten zu sehen ist; flüchtig geht einem durch den Sinn, wie diese ganze Stadtgegend der ehemaligen Freundschaft mit Rußland geweiht ist und wie viele Deputationen des Regiments im Lauf der Zeiten in Petersburg gewesen sind zum Namenstag des hohen Chefs!! Nikolauskürassiere haben wir, glaube ich, auch noch. Dieser Bülowplatz, herausgehoben aus den niedergelegten Häusern der verrufensten Berliner Straßen, liegt überraschend im hellen Mondschein. Bauplätze mit Zäunen, vor denen die Silhouetten von jäh abgebrochenen Straßenresten, Brandmauern und Giebeln unfertig und disharmonisch stehen. Und ein wenig zurück die einfache, edle Fassade dieses Theaters — eines Tempels aufbauender, aus dem Volke selbst quellender gesunder Kraft. Nach außen die strenge Einfachheit des modernen Zweckbaus in der herben, kühlen Sandsteinfarbe — innen bei aller monumentalen Größe des Zuschauerraums die Wärme und luxuriöse Traulichkeit dunkler Holztäfelungen. Und diese Stätte belebt sich eben jetzt, in den Stürmen des Krieges — ein stolzes Wahrzeichen der geistigen Spannkraft unseres Volkes.

Es erscheint eine Statistik der Studentenziffern von Berlin. Die Universität hat den geringsten Abgang. Sie hat 7000 Studenten gegen 8200 im vorigen Wintersemester — ein so erstaunlich niedriges Minus, daß man schon annehmen muß, viele der im Felde befindlichen haben sich nicht abgemeldet und werden weitergeführt. Viel stärker ist der Ausfall bei der Technischen Hochschule! Im ganzen fehlen von etwa 13 000 Studenten, die Groß-Berlin sonst hatte, etwa 5000.

Ein Antrag an den Berliner Magistrat will den eingeführten Einigungsämtern für Mietfragen auch Verhandlungen über Hypothekenfragen übertragen: die notwendige Folge der einmal begonnenen Regelung.

Die von Berlin versandten und dort angelangten Weihnachtspakete sind um je ein Viertel zurückgegangen. — Dieser Rückgang wird durch die Feldpostsendungen freilich bei weitem aufgewogen.

Donnerstag, 31. Dezember.

In sehr vielen (35) Kirchen Groß-Berlins sind heute Mitternachtsgottesdienste. Sie werden diesmal der Silvesternacht den Stempel geben.

Digitized by Google

Sonst hat man gar nicht das Gefühl eines Abschnitts. Dieses Jahr hat seine eigne Zeit, und der mächtige Zusammenhang seiner Geschehnisse spottet des kleinen Meilensteins 1915.

Es bleibt still draußen, während die Mitternachtsglocken läuten und die Schüsse laut werden. Nicht wie sonst ein Fensteraufreißen und Prosit-Neujahr-Rufen in den Villen unsrer schweigsamen Straße.

Der Wind kommt von der Stadt her und trägt vielfaches durcheinanderschwingendes Geläut herüber, aber keinen einzigen Menschenlaut. Sonst hörte man das ferne Brausen belebter Straßen.

Freitag, 1. Januar 1915.

Ganz besonders zahlreiche und warme Glückwünsche aus Schweden. Alle sagen: Gott behüte und segne Deutschland!

Ein Brief einer Mitarbeiterin, einer alten Frau aus einer ostpreußischen Grenzstadt, von der die Russen eine halbe Meile weit in den Schützengräben liegen. „Wenn ich so am Morgen fortgehe unter Kanonendonner, den wir jetzt fast täglich hören, und die Dienstfrauen mit ihren langstieligen Kneifzangen, mit denen sie jedes Stückchen Papier von der Straße nehmen, begegnen mir, und die Kinder mit den Schulranzen auf dem Rücken, und hier werden Fenster geputzt, dort eine Treppe gescheuert, und ich selbst gehe gelassen die Pflichten zu erfüllen, die ich in dieser Zeit auf mich genommen habe, dann, ja dann bin ich ordentlich ein bißchen stolz auf meine Heimatstadt." Das kann sie auch sein — weiß Gott!

Sonnabend, 2. Januar.

Eine sehr interessante Mitteilung über die Einnahmen der preußischen Eisenbahn von August bis November. Sie stellen sich auf

	im Personenverkehr	im Güterverkehr
im August	auf 56,51 v. H.	41,25 v. H.
im September	auf 49,59 v. H.	63,73 v. H.
im Oktober	auf 61,80 v. H.	79,67 v. H.
im November	auf 75,36 v. H.	81,41 v. H.

der Einnahmen jedes entsprechenden Monats im Vorjahre.

Die Militärtransporte sind hier eingeschlossen, sie unterstehen aber so niedrigen Tarifen, daß sie für die sonstigen Einnahmen nur einen kleinen Ersatz bilden.

Um so bezeichnender ist daher die starke Steigerung bis auf drei Viertel der sonstigen Einnahmen im November. Diese Steigerung ist ausschließlich auf den privaten Personen- und Güterverkehr zurückzuführen. Die Militärtransporte hatten im November nur noch einen Anteil von 8 v. H. an der Personenverkehrseinnahme, von 4½ v. H. an der aus dem Güterverkehr.

Sonntag, 3. Januar.

Die Zeitungen sind voll von Berichten über die Weihnachtsfeiern der Soldaten im Felde. Wie lebendig steht die Heimat in ihrer Seele. Die große Trennung schafft ein nie erlebtes, tiefes Zusammengehörigkeitsgefühl — ein Verbundensein von ganz besonderer Innigkeit und Kraft, das aus so viel einzelnen Zügen hervorleuchtet.

Noch immer gibt es übrigens in der Tagespresse kaum ein anderes Thema als den Krieg. Hie und da einmal ein kurzes Feuilleton, das man überschlägt, wenn man den Titel sieht, beinahe erstaunt, daß es solche Dinge auch noch auf der Welt gibt, und noch verwunderter, wenn man Zeit findet, sich zu erinnern, daß aus solchen Fragen einmal ein Stück Lebensinhalt bestand. Merkwürdig unerschöpflich und innerlich ergiebig ist der Krieg. Alle Dinge bekommen ein anderes Gesicht und einen neuen Sinn. Wie wird erst denen, die aus den Schützengräben einst heimkehren, das Friedensdasein vorkommen!

Digitized by Google

Montag, 4. Januar.

Ein freundlicher Brief aus den Vereinigten Staaten, aus Virginia, enthält folgenden Satz: „Trotz der Feststellung," heißt es darin, „daß die Vereinigten Staaten eine so starke antideutsche Stimmung zeigen, glaube ich bestimmt, daß, wenn jemand durch alle Staaten hindurchgehen würde, er finden würde, daß das nicht wahr ist. Es ist wahr für Neuyork und einige der östlichen Städte, aber im Westen und Mittelwesten ist genau das Gegenteil der Fall. Einige der Zeitungen in diesen Staaten widmen den deutschen Nachrichten täglich eine ganze Seite."

Im übrigen enthalten die Neujahrsbriefe der „Neutralen" Ergüsse in Poesie und Prosa über den Weltfrieden — das neutrale Thema!

Dienstag, 5. Januar.

Anton von Werner ist gestorben. Sein Tod berührt in dieser Zeit tiefer, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Er, der im Hauptquartier von Versailles den letzten Teil von 1870/71 mitmachte, erscheint heute in besonderem Sinne als Vertreter der Generation von damals. Wie wird der heutige Krieg im Bilde gestaltet werden? Sicher leidenschaftlicher, härter — weniger „Schlachtengemälde" und mehr Sturm, Empfindung, Grausen.

Die vereinigten evangelischen Kirchen Englands haben gegen die Entsendung eines englischen Gesandten zum Vatikan energischen Einspruch erhoben. Sie erklären:

„Die Entsendung eines Vertreters des Königs und der englischen Regierung an den Vatikan bedeutet, soviel bekannt, seit den Tagen der Reformation einen Vorfall sondergleichen. Der Fall hat unter den protestantischen Untertanen Seiner Majestät große Bestürzung hervorgerufen. Die Eröffnung diplomatischer Beziehungen zum Vatikan bedeutet offenbar eine Anerkennung der weltlichen Macht des Papstes und widerspricht deshalb dem Geiste unserer Verfassung, die eine Jurisdiktion des Papstes in England nicht zuläßt und die Aufrechterhaltung amtlicher Beziehungen zwischen unserem Könige und dem Papste verbietet. Diese Grundsätze wurden infolge der Ansprüche des Vatikans aufgestellt, außer der religiösen, auch eine Art bürgerlicher Jurisdiktion ausüben zu wollen. Indem der Hohe Rat diese Einwände vorbringt, beabsichtigt er nicht, der Lösung der Frage vorzugreifen, er gibt sich aber der Erwartung hin, daß sein Schritt dazu dienen wird, die Notwendigkeit einer Erklärung über diese Mission in kürzester Frist herbeizuführen."

Was wird Grey sagen?

Die Pharmazeutische Gesellschaft von Großbritannien mußte in ihrer Generalversammlung mit und wider Willen der deutschen Industrie ein Ehrenzeugnis ausstellen. Der Ersatz der zahllosen Chemikalien, die aus Deutschland gekommen seien, durch eigene Präparate, sei nicht so leicht, hieß es. Man könne nicht erwarten, daß man in England in einigen Monaten eine Industrie aufbaue, die in Deutschland zu ihrer Entwicklung zwei Generationen gebraucht habe. Zumal jenes System von Erfindungen, das dazu gehört, eine Verwendung sämtlicher Nebenprodukte eines Präparates auch durch die Art der Herstellungsanlagen zu ermöglichen, lasse sich nicht von heut auf morgen schaffen. Die Versammlung dieser Fachleute war gar nicht dafür, daß die im Besitz von Feinden befindlichen Patente jetzt — nach dem liebevollen Vorschlag der Regierung — ohne weiteres auf Engländer übertragen werden sollten. Das würde nach dem Frieden die schwierigsten Verwicklungen ergeben. Man solle sich lieber auf die Herstellung solcher Chemikalien werfen, auf denen keine Patentrechte ruhen.

Übrigens fehlt natürlich in der englischen Apotheke auch das Jenaer Glas.

Ein interessanter Vergleich über die wirtschaftliche Wirkung des Krieges 1870 und heute (Voss. Ztg.). Rohstoffschwierigkeiten gab es damals nicht. Dagegen Arbeitslosigkeit durch Ausfälle des privaten Verbrauchs, der gegenüber der Heeresbedarf gar keine Rolle spielte. Und viel fühlbarere Transportschwierigkeiten.

Digitized by Google

Ein schöner Vortrag von Georg Simmel: „Vom Tode in der Kunst". Voll tiefer innerer Beziehung zu dem Stärksten, was wir jetzt immer wieder erleben. Simmel, der tiefer als irgend jemand in das Wesen Rembrandts eingedrungen ist, zeigte, wie im germanischen Wesen (als dessen Typus er Rembrandt erfaßte) der Tod als Bedingung des Lebens selbst empfunden, als im Leben gegenwärtig gefühlt worden sei. Der germanische Individualismus, der die stärkste Äußerungsform des Lebens in der Persönlichkeit zu erfassen bemüht ist, hat darum auch das tiefere Empfinden für die Tatsache des Todes, der das Einzelwesen vernichtet. Den letzten Sinn der Erhebung, die uns diese Zeit schenkt, berührte Simmel, als er von jener höheren Einheit von Tod und Leben sprach: der Gesamtheit, die im Stirb und Werde der Einzelmenschen als das Größere weiterlebt und um deretwillen wir heute die Vernichtung so vieler Leben in einem erhabenen Sinn ertragen können.

In Hamburg sind Bezirksversammlungen der sozialdemokratischen Partei verboten worden. Frage: ist dasselbe anderen Parteien gegenüber auch geschehen? Aber auch dann: sollen in dieser doch auch an politischen Problemen und Aufgaben reichen Zeit die politischen Vereine nicht Gelegenheit nehmen dürfen, in ihrem Mitgliederkreise Beratungen zu pflegen?

Mittwoch, 6. Januar.

Energischere Maßnahmen des Bundesrats gegen die Weizenmehlverschwendung. Man kann beinahe sagen: gerechte Strafe für die sinnlose Weihnachtsbäckerei.

Verbot aller Nachtarbeit in Bäckerei und Konditorei. D. h. Verzicht auf die frischen Morgensemmeln. Für die Bevölkerung nicht schlimm — ich erlebte es einmal in Florenz, wo die Bäckergesellen erklärt hatten, sie wollten auch einmal „die Sonne sehen". Die gräßlichen italienischen Semmeln waren altbacken schlechtweg ungenießbar, und die Folge des Bäckerstreiks muß ein enormer Rückgang ihres Verbrauchs gewesen sein. Hoffentlich geht es hier auch so. Erfindungsreich ist das Verbot der Herstellung von Weizenbrot über 100 Gramm Schwere. Damit auch sicher alles Weizengebäck schnell altbacken wird und man nicht statt der Semmeln große Brote macht, die länger frisch sind und sich auch mehr verschneiden. Alles Weizenbrot muß 30 Prozent Roggenmehl enthalten. Kuchen darf nur zur Hälfte aus Weizenmehl bestehen. Noch größere Ausmahlung. Verschärfung des Verfütterungsverbots. Verstärkung des obligatorischen Kartoffelzusatzes zum Roggenbrot.

Die Befürchtung der Bäcker, daß die Kleinbäcker durch diese Bestimmungen und den Rückgang des Weißbrotverbrauchs um ihre Existenz gebracht werden, weil die Brote zumeist von den Großbäckereien hergestellt und vom Kaufmann verkauft werden, wird sich vielleicht deshalb nicht erfüllen, weil durch das Nachtarbeitverbot die Großbäckereien weniger herstellen können, so daß die Aussicht für die Kleinbäcker, Roggenbrot loszuwerden, wächst.

Eine Kleinigkeit ist diese Verordnung nicht für die Bäckereien — aber wenn so weiter gewirtschaftet wird, sind sie in ein paar Monaten erst recht schlimm dran.

Ein heilsamer Schreck ist in die Hausfrauen gefahren, die vermutlich immer noch mit ihren Weihnachtskuchenvorräten zu tun haben. Leider mit dem Effekt, daß sie nun wieder große Mehlvorräte kaufen — um sie vermutlich zum guten Teil mit fehlschlagenden Backversuchen zu verpanschen. (Weil nämlich das anders ausgemahlene und versetzte Weizenmehl ganz anders beim Backen behandelt werden muß.) Diese Bemerkung mag hart klingen; wenn man aber sieht, wie in unseren Vorortvillen Säcke abgeladen werden, so groß wie auf unseren Kinderfibelbildern von „Müllers Esel", so verzweifelt man an jeder anderen Macht als an der der Polizei.

Donnerstag, 7. Januar.

Die ganze Presse ist noch voll von dem Verbot der Nachtarbeit in der Bäckerei. Die als sozialpolitische Forderung von den Gesellenverbänden sonst unterstützte Maßnahme stößt jetzt auch bei ihnen auf Kritik. Natürlich melden sich auch wieder die Hausbesitzer als Geschädigte!

Digitized by Google

Erfreulicherweise werden die freien Gewerkschaften sich der Sparsamkeitspropaganda in ihren Mitgliederkreisen annehmen. Das wird jedenfalls sehr wirksam sein.

Zusammensein mit einer Amerikanerin, Vertreterin einer großen internationalen religiösen Organisation. In manchen Persönlichkeiten ist der Wunsch, über der politischen Feindschaft die Bruderliebe zur Geltung zu bringen, doch wohltuend und anziehend. Unerträglich ist nur das Pharisäertum derer, die einen aus sicherem Hafen mit ihren Tiraden über die Barbarei des Krieges beschicken. Darüber hat ein Baseler Pfarrer eine feine Erklärung abgegeben, an Kollegen, die zu dem Thema „Krieg und Evangelium" demonstrierten.

„Ich empfände es als lieblos, ja als ein Schießen in den Rücken, wenn ich, der ich daheim bleibe, in bürgerlicher Sicherheit und fast oder ganz opferloser Zuschauerrolle die Unvereinbarkeit von Krieg und Evangelium debattieren und proklamieren würde, während Unzählige, deren Jüngerschaft ebenso gut und besser und deren Gewissen ebenso fein und feiner ist, unter dem Zwang einer unausweichlichen Wirklichkeit in ihrer Person und ihrem Handeln beides einfach vereinbaren müssen. Mir kommt vor, daß da theoretische Debatten und Resolutionen wie Schüsse von hinten auf die tapferen Männer — Christen, Sozialisten u. a. — wirken, welche äußerlich mit ihrem Leibe für ihr Vaterland und dessen Zukunft streiten und innerlich in ihren Seelen um ein reines Gewissen und um die Gesinnung Jesu ringen. Bei denen weilt meine innigste Anteilnahme. Ich möchte nicht aus meiner Unsicherheit in bezug auf Evangelium und Krieg heraus auch nur das geringste beitragen, ihren Kampf noch zu erschweren. Sodann bin ich überzeugt, daß gerade sie nach ihrer Rückkehr das Wichtigste und Wahrste über dieses Problem werden zu sagen haben, welches ich darum nicht ohne sie behandeln hören mag. Daß wir jetzt den Druck dieses Problems geduldig wartend ertragen, scheint mir eine kleine Forderung Gottes gegenüber dem, was er jenen zu ertragen zumutet. Es erscheint mir also als Liebespflicht, die Debatten bis zur Rückkehr der Kompetentesten zu unterlassen.

Ich gebe zu, daß in diesen Gründen kein großes Selbstvertrauen sich offenbart. Aber ich bin zufrieden, wenn jetzt mein Gottvertrauen tapfer durchhält."

Das ist wunderschön mitempfunden. Man möchte es all den Moralisten schicken, die von ihren reinlichen Höhen heute auf uns sündige Kriegführende herabsehen.

Freitag, 8. Januar.

Die Einheit des militärischen und des geistigen Deutschland macht vor den abgeschlossensten Kreisen deutschen Geistes nicht halt. Es ist schön, daß der Stefan Georgekreis — für den das Todesopfer für das Vaterland als höchste Form der „Tat" seine selbstverständliche Größe und Würde hatte — doch auch mit so viel mehr Liebe sich beugt vor der Leistung des deutschen Volkes in diesen Tagen. Wenn man daran denkt, mit welcher Skepsis gerade hier von dem „Volk" als einer traurigen Illusion über die platte Masse gesprochen wurde, so ließ man doppelt gern in der „Frankfurter Zeitung" in einem Aufsatz von Gundolf, daß „unserem Volk, als dem einzigen, das bei unverbrauchter, ungestalter Fülle zugleich im Kerne plastische Kraft, das mit einem Wort noch Jugend hat, das Recht und die Pflicht zur Wiedergeburt Europas erwachse". Auch dieser Kreis hat den Eindruck, wie sehr der große Augenblick durch die Sandschicht der Alltäglichkeit die Feuerströme schlummernder Tatkraft hervorstieß und ein ganz anderes Volk offenbarte, als das wir im seichten Tagestreiben sahen.

Abnahme der Arbeitslosigkeit wird auch aus solchen Industrien gemeldet, die nach wie vor wenig Kunden haben können. In der Krefelder Seidenindustrie — eine der durch Arbeitsstockung am härtesten Betroffenen — wird Besserung gemeldet. Die Zahl aller Arbeitslosen in Krefeld betrug am 19. August 8500, am 4. Oktober 10 063, am 28. November 7100, davon sollen etwa 2800 auf Arbeiter der Seidenindustrie entfallen. Seitdem aber soll es noch besser geworden sein. In anderen Zentren der Textilindustrie, z. B. in München-Gladbach, herrscht eine bisher nie gekannte Hochkonjunktur. — Ein Bericht der freien Gewerkschaften über ihre Arbeitslosigkeit zeigt folgendes: Ende November waren 8,3 v. H. des Mitgliederstandes arbeitslos, gegen 31 v. H. im gleichen Monat des Vorjahres.

Digitized by Google

Die Bewegung der Arbeitslosenziffern seit Juli ist folgende:

	1914		1913	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Juli	2,9	3,4	2,9	2,9
August	21,2	32,4	2,8	2,8
September . .	14,5	24,3	2,7	2,4
Oktober	9,9	18,5	2,9	2,4
November . . .	7,4	14,3	3,2	2,4

Charakteristisch ist die Höhe der weiblichen Arbeitslosigkeit, die sonst unter der männlichen blieb und jetzt nicht nur fast das Doppelte beträgt, sondern auch in viel geringerer Progression zurückgeht — zweifellos im Zusammenhang mit der Tatsache des Überwiegens der Ungelernten bei den Frauen, die zuerst und in größeren Zahlen abgestoßen werden, während man die Gelernten hält.

Sonnabend, 9. Januar.

Ein kraftvoller Appell des sozialdemokratischen Führers Scheidemann an seine Wähler geht aus der „Bergischen Arbeiterstimme" durch die Presse:

„Schwere Sorge lastet auf uns allen . . . Quälend sind die schlaflosen Nächte, in denen wir unserer Lieben gedenken, die im Felde stehen. Grausam wühlt der Schmerz im Herzen derer, die das Liebste schon haben hergeben müssen . . . Hut ab vor den Helden, die für das Vaterland gefallen sind! Größer als die Sorgen und Schmerzen müssen unser unbeugsamer Wille, unsere unerschütterliche Entschlossenheit sein. Wir wollen die furchtbare Zeit nicht nur in klarem Bewußtsein mit offenen Augen durchleben, wir wollen auch die Absichten unserer Feinde zuschanden machen: wir wollen siegen! Und so wünsche ich zum Jahreswechsel allen die Kraft, Kummer und Schmerzen niederkämpfen zu können. Ich wünsche allen den unerschütterlichen Willen zum Durchhalten bis zum Siege! Unseren verwundeten und kranken Soldaten wünsche ich baldige und vollkommene Genesung. Ihnen und ihren Kameraden, die in den Schützengräben hausen, zur See oder auf der Wacht dem Vaterlande dienen — ihnen drücke ich herzhaft die Hand! Ihnen ganz besonders rufe ich zu: Haltet aus! Von euch hängt es ab, was aus unserem Lande und was aus der deutschen Arbeiterschaft wird. Möge uns das neue Jahr baldigen Sieg und dauernden Frieden bringen!"

Über die Straße wird ein junger kräftiger Soldat im Fahrstuhl von einem Kameraden gefahren. Er hat ein hölzernes Bein. Ein kleines Mädchen geht schnell und errötend vorbei und legt ihm ein paar Blumen auf den Schoß. Er beschaut sie sich mit einer belustigten Verlegenheit, ohne alle Wehmut — eher mit ein bißchen Verwunderung: Kinder, was wird für ein Aufhebens um einen gemacht.

Sonntag, 10. Januar.

Ein Aufsatz von Hugo von Hofmannsthal über Deutschland und Österreich sagt dasselbe, was in seinen Österreichischen Reisebriefen Traub gesagt hat: daß Österreich von Deutschland zu wenig gekannt ist. So wie zwei Verwandte sich an der Verwandtschaft genügen lassen und menschlich nichts voneinander wissen. Österreich hat geistig nicht sehr viel von Deutschland bekommen. Außer Beethoven! Hofmannsthal hat ganz Recht. —

Die Sparkasseneinlagen betrugen in Berlin in den ersten sechs Tagen des Januar 3 Millionen mehr als im Vorjahr zu derselben Zeit. Wenn das nicht ein gutes Zeichen ist! Sowohl für den guten Arbeitsmarktstand, wie für den Willen zur Wirtschaftlichkeit, wie für das Vertrauen in die öffentliche Geldverwaltung.

Die Bäckergesellen haben erklärt, „die Interessen des Gewerbes hinter die des Vaterlandes zu stellen und alle erforderlichen Opfer bringen zu wollen". Bravo! Denn diese Opfer sind nicht gering.

Besuch von einem schwedischen Reichstagsabgeordneten. Sein Eindruck: Erstaunen über die deutsche Organisationsfähigkeit, ein Eindruck von der Front wie aus dem Innern.

Digitized by Google

Montag, 11. Januar.

Eine Einladung: „Auf Anregung des dem Deutschen Werkbunde angegliederten Ausschusses für Modeindustrie haben sich die umstehenden Firmen entschlossen, beginnend am 17. Januar (oder 1. Februar) neue Kollektionen von Damenkleidern, Mänteln und Hüten in ihren eigenen Räumen zu zeigen. Sie werden große Anstrengungen machen, um Interessantes, Neues und Eigenes bieten zu können". Das ist der Anfang der „deutschen Mode" — oder der „Los-von-Paris"-Bewegung. Zu hoffen, daß auch solche Länder, deren Vertreter jetzt schwer nach Paris gelangen können, es einmal mit Berlin versuchen. Eine Amerikanerin, die hier die Schaufenster sah, beglückwünschte uns, daß wir um die in diesem Jahre besonders extravaganten Pariser Modelle herumgekommen sind.

Dienstag, 12. Januar.

Gestern abend hatten wir zehn große Hausfrauenversammlungen in verschiedenen Stadtgegenden, alle überfüllt, so daß ungezählte Menschen umkehren mußten. Diese Versammlungen waren nun wieder sehr ermutigend durch den ehrlichen, guten Willen und heiligen Eifer, der bei allen zutage trat. Ich war selbst im Osten. Versammlung von meist einfachen Frauen, viele ohne Hut und mit Umschlagetuch. Auch viele Männer (mehr als sonst in die Frauenversammlungen gehen). Sichtlich nicht das Publikum, das gewohnheitsmäßig Versammlungen besucht. Im Zuhören eine ganz besondere Hingabe und gespannte Aufmerksamkeit, und in den Fragen, sowohl denen der allgemeinen Aussprache als den privaten, viel guter Wille und Verständnis. Wenigstens darauf kann man vertrauen, daß viele da sind, die als Beispiel und „Salz der Erde" auch auf die anderen wirken wollen.

Übrigens ist es sehr wohltuend, wenn in Berliner Versammlungen statt der gewohnten und abgeleierten Programmreden jeder Art einmal so handgreifliche Dinge besprochen werden wie die Frage, was man statt Reis brauchen kann, und wie man das Brot am besten aufhebt!

Hier und da — aber selten — kam auch Unerfreuliches zutage. Ein Oberlehrer sagte im Norden, erst sollten mal die „Weiber im Westen" weniger Schlagsahne essen, dann könnte man im Norden mit der Sparsamkeit anfangen. Umgekehrt wurde an andrer Stelle geltend gemacht, nirgends sei die Verschwendung so schlimm wie in Arbeiterkreisen. Einer schiebt es auf den anderen, um nicht vor der eigenen Tür kehren zu müssen.

Die Bäcker selbst haben die einschneidenden Bestimmungen mit bewundernswerter Ruhe, Einsicht und Opferbereitschaft aufgenommen. Sie wünschen eine Milderung des Nachtverbotes und fordern das Publikum auf, bei der Durchführung der Bestimmungen insbesondere mit den Frauen Nachsicht zu üben, deren Männer im Feld sind.

Mittwoch, 13. Januar.

Von einer Studienreise nach dem westlichen Kriegsschauplatz berichtet der Berliner Psychiater Dr. Moll über die verhältnismäßig geringe Zahl von Psychosen, die in den Lazaretten zu finden sind. In der Nervenabteilung des Lazaretts von Lüttich waren bis Mitte November nur 18 Kranke aufgenommen. Von den 120 Kranken der gleichen Abteilung in Brüssel fallen eine große Zahl auf organische Nervenkrankheiten. Des Kaisers Wort von „unseren starken Nerven" bewährt sich also im Lichte der Wissenschaft. Ausgezeichnet wirkt die Einschränkung des Alkoholkonsums. Auf einer sechswöchigen Studienreise sah Dr. Moll nur zwei betrunkene deutsche Soldaten.

Das Landwirtschaftsministerium gibt ein Merkblatt zur Herstellung von Rauchwaren und Pökelwaren heraus. Es scheint, daß bei dem großen Schweineauftrieb jetzt auch mit Salzen und Räuchern im Privathaushalt gerechnet werden muß. In der Großstadt läßt sich das freilich nicht machen!

Digitized by Google

Der Krieg wird ein großer Lehrmeister der Hauswirtschaft. Energischer sind noch niemals die Hausfrauen bearbeitet worden als jetzt. Heute Besprechung im Ministerium des Innern wegen gemeinsamer Veranstaltung von Demonstrationskursen durch den Ärzteausschuß, den Nationalen Frauendienst und die Krankenkassen.

Abends Gedankenaustausch in befreundetem Kreise über die seelischen Mächte, die in diesem Kriege walten. In einem Vortrage von Margarete Treuge wurde gezeigt, wie sehr — im Gegensatz zu 1870, wo der Krieg mit stehendem Heer und Reserven geführt wurde — heute der Landwehrmann die Seele des Heeres bestimmt und wie dadurch eine so viel innigere Verschmelzung von Heer und Volk eintritt. Die besten Kräfte deutschen Geistes speisen die Leistung des Heeres, begründen seine Unüberwindlichkeit.

Donnerstag, 14. Januar.

Ja, dieser Landwehrmann! Die jungen Kriegsfreiwilligen kämpfen und sterben für das Vaterland, hingerissen durch alle heroischen Ideale des Krieges. Der Landwehrmann steht stiller, selbstverständlicher draußen, als der pflichtbewußte Schützer seines Hauses, seiner Frau und seiner Kinder. Es wird erzählt, daß an einen Waggon, der Landwehrmänner hinaustrug an die Grenzen, statt der üblichen Witze und Zeichnungen nur geschrieben war: „Unsere Kinder sollen es gut haben." Heute gab mir die Leiterin einer unserer Kommissionen einen Feldpostbrief. Auf einem bunten, von Vergißmeinnicht umkränzten Briefbogen mit dem Aufdruck „Aus Liebe" — wie es so die kleinen Buchbinder für die Glückwunschbriefe der Kinder verkaufen — stand ein Gedicht eines Berliner Arbeiters, das nicht wegen seines dichterischen Wertes, aber als Stimmungsausdruck hier stehen mag:

Hell lodert die Flamme im Weltenbrand,
Von den Lieben getrennt im Feindesland
Hab' Schlachtengebrüll ich schon genug gehört,
Nun steh' ich auf Posten, gestützt auf mein Schwert.
Scharf blicken die Augen ins Dunkel hinaus,
Doch die Gedanken sind bei den Lieben zu Haus.
Wie geht es den Teuren, wie geht's Weib und Kind?
Ob alle noch wohl und munter sind?
Halt, wer da! erschallt mein Ruf in die Nacht.
Ablösung ist da. Denn der Tag erwacht.
Auf Posten nichts Neues; macht's gut, Kamerad!
Und heim ins Quartier geht's auf einsamem Pfad.
Die erste Frage: hab' ich Post von daheim?
Schon oft frug ich so, und oft hieß es: „Nein."
Wie freut' ich mich heut, als mein' Namen man rief
Und gab mir von Haus den erwünschten Brief.
Daheim alles wohl. Gesund Weib und Kind.
Da alle versorgt und zufrieden auch sind,
Da hebt sich die Brust, da flammt auch der Mut,
Ich weiß jetzt, ich kämpfe für mein Fleisch und Blut.
Gar grausam und hart ist der Weltenkrieg,
Doch für die Lieben zu kämpfen, das gibt den Sieg.
Ihr Lieben daheim, erfüllt treu eure Pflicht,
Und vergeßt eure Tapfern in Feindesland nicht.

Am Tag, nachdem der Mann seiner Frau und seinem Töchterchen diesen Gruß schrieb, ist er gefallen.

Freitag, 15. Januar.

Kriegsgefangene werden in steigenden Ziffern bei dem Anbau der Ödländer und Moore in Hannover, Schleswig-Holstein und Brandenburg — auch sonst für Meliorationen verwendet.

Einen tiefen Eindruck hat man von der Schrift des badischen Sozialdemokraten Anton Fendrich (in der Sammlung „Politische Flugschriften" von Jäckh) über Krieg und

Digitized by Google

Sozialdemokratie. Man fühlt ordentlich mit, wie von einer Seele der eiserne Panzer einer unlebendigen Parteidoktrin abfällt, und wie sie endlich sie selbst sein, die lebendige Fülle eigensten Empfindens ausströmen kann. Nach dem Kriege wird es eine große, mehr philosophische als wirtschaftspolitische Los-von-Marx-Bewegung geben, und dann, bei freiem Wachstum der geistigen Kräfte, wird man erst wissen, was eigentlich in der Partei steckt, die heute vom Bann einer chinesischen Doktrin eingezwängt ist.

Sonnabend, 16. Januar.

Allenthalben wird jetzt die Arbeit für die Sparsamkeitspropaganda energisch in die Hand genommen. Aus allen Städten kommen Bitten um Redner und Rednerinnen. Besser, man hätte sich noch viel eher besonnen! Es geht doch nicht so schnell, die ganze Bevölkerung mit dem richtigen Verbrauchswillen zu durchdringen.

Ein Regentag nach dem anderen — alle Berichte bestätigen, was man hier denkt: die unsagbare Erschwerung durch grundlose Wege, nasse Gräben usw.

Die Tage fliegen in dem Übermaß von Arbeit, die jetzt aus den Konsumfragen herauswächst. Man wird ein immer schlechterer „Zeitgenosse", weil man zuviel zu tun hat.

Sonntag, 17. Januar.

Ein Gespräch über den „Haß". Nämlich über den zweierlei Haß: den anständigen der Feindschaft, Gegnerschaft oder wie man das nennen will, und den trüben, seelisch zerstörenden der gemeinen „Gehässigkeit". Wir tun so, als ob es uns nichts ausmachte, wenn Gegner und „Neutrale" uns herabsetzen, entstellen und verdächtigen. Wir sagen uns, daß das nun einmal dazu gehört und daß dieser giftige Dunst sich schon wieder verziehen wird. Wir versuchen, uns mit Gleichmut zu wappnen und, wer es fertig bringt, gleiches mit gleichem zu vergelten. Aber im Grunde ist unser moralischer Mensch nicht gleichmütig, wenn die Feindseligkeit Lügen gebiert, und auf die Länge sind wir nicht erleichtert, wenn wir uns an der erfinderischen Entstellung des Gegners genugtun wollen. Mit welcher charakteristischen Befriedigung nehmen alle Zeitungen die kleinen Beispiele des „Fraternisierens" zwischen den feindlichen Schützengräben auf, die zeigen, daß der Haß außer Kraft gesetzt, vergessen werden kann, daß es ein menschlich-einfaches Darüberhinauskommen gibt! Wie merkwürdig alle diese Gefühle verflochten sind! Jemand sagte: Wenn nicht Feindseligkeit der größte Schmerz wäre, so würde Liebe nicht das höchste Gebot sein.

Montag, 18. Januar.

Mit wem man über die Ernährungsfrage spricht, der sagt: Ja, wenn nur nicht die Hausfrauen so kurzsichtig wären. Wenn sie nur mehr Verantwortungsgefühl hätten usw.! Wenn man ihnen nur den Ernst der Lage beibringen könnte! Und die Leute, die das im Ton des Vorwurfs und der Geringschätzung sagen, sind dieselben, die sonst das Evangelium der drei K (Küche, Keller, Kinderstube) vertraten und es für gefährlich hielten, wenn die Frau ihre geistige Nasenspitze aus der Tür herausteckte. Jetzt genügt die Küchentüchtigkeit an sich eben nicht. Im Gegenteil: sie kann zur Waffe volkswirtschaftlicher Unvernunft werden. Beispiel: die „gute Hausfrau", die sich auf viele Küchenrezepte versteht und durch ihre Triumphe am häuslichen Backherd den Bundesratsverordnungen ein Schnippchen schlägt.

Dienstag, 19. Januar.

Die „Wollwoche" ist in vollem Betrieb. Ein solches Aufräumen mit alten gehüteten Sachen, die man „vielleicht doch noch einmal brauchen kann", hat es wohl noch gar nicht gegeben in den Haushalten. Die Sammlung ist gut im Zuge und wird gewiß Erfolg haben.

Der Arbeitsmarkt steigt auch jetzt noch weiter, und zwar in Industrien, die am längsten der Wiederbelebung widerstanden; in dem diesmaligen Berliner Arbeitsmarktbericht am stärksten in der chemischen und in der Holzindustrie. Eine Abnahme der Beschäftigung nur im Handelsgewerbe wegen der Entlassung des Weihnachtsaushilfepersonals bei der Post.

Digitized by Google

Die Zahl der unterstützten Kriegsteilnehmerfamilien ist jetzt in Berlin auf über 81 000 gestiegen. Die Unterstützung betrug im Dezember 3,5 Millionen; insgesamt seit August 12,1 Mill. Mark. Die Arbeitslosenunterstützung hat in den drei Monaten seit ihrer Einführung 1,2 Mill. Mark gekostet.

Widerwärtig ist der Eifer der Zeitungsleser, Rezepte zum Frischhalten der Abendsemmeln auszutauschen. Als ob das Verbot der Nachtarbeit beliebige andere Ursachen hätte als die, daß weniger Semmeln gegessen werden.

Das Oberkommando ist eine wundervolle Behörde. Nach dem endlosen Hin- und Herreden über die Abfallverwertung, den Protesten und Gegenbeweisen der Hausbesitzer, den guten Ratschlägen der Wohlmeinenden kommt nun einfach die Verfügung: Es wird gemacht. Punktum! Lustig ist es zu sehen, wie sich die freiheitlichsten Leute freuen, wenn einmal so recht herzhaft „regiert" wird ohne langes Parlamentieren. Wir hatten eine Besprechung unserer Konsumabteilung mit diesem Punkt auf der Tagesordnung, an dem wir schon lange herumarbeiten. Dahinein kam das Abendblatt mit dem Erlaß. Famos!

Mittwoch, 20. Januar.

Es mehren sich die Zahlen der Frauen, denen es nicht gelingt, den Geschäftsbetrieb des Mannes aufrechtzuerhalten, die ihr Bestes tun, aber falsch einkaufen, unvernünftige Kontrakte machen usw. Manche verwirtschaftet dabei die Existenzgrundlage der Familie. Es geschieht nicht genug in der Beratung und Hilfe für diese Frauen. Die Handels- und Handwerkskammern haben zwar solche Hilfen in Aussicht gestellt, aber gerade die kleinen Existenzen finden nicht genug Interesse — die haben es aber oft am nötigsten.

Wir überlegen, wie man diese Hilfe schaffen kann.

Einen Kursus für wirtschaftliche Kriegsfragen auf dem Lande haben eine Reihe von Frauenvereinen unter dem Protektorat des Landwirtschaftsministers veranstaltet. Über 400 Teilnehmerinnen, die praktische Aufklärung auf das Land tragen und besonders die Frauen dort wirtschaftlich beraten sollen.

Ein anderer solcher Kursus über Volksernährungsfragen ohne diese Einschränkung auf das Land soll vom Ministerium des Innern veranstaltet werden. Heute vorbereitende Konferenz darüber im Ministerium. Es sollen geübte Redner (Gewerkschaftssekretäre, Pfarrer, Lehrer, Vertreterinnen der Frauenvereine) dort in 4 Tagen in den Stoff eingeführt und instand gesetzt werden, ihn hernach unter das Volk zu bringen.

In München hat es einen Radau über Spitteler gegeben. Wyneken, Spittelers Prophet auch im Schülerkreise von Wickersdorf, wollte einen Vortrag über Spitteler halten. Protest aus dem Zuhörerkreis gegen den Mann, der die Deutschen Mörder genannt hatte. Es ist schon besser, wenn man nicht gerade dann über die großen Neutralen redet, wenn sie uns beschimpft haben.

Donnerstag, 21. Januar.

Interessante Generalversammlung des Verbandes Berliner Spezialgeschäfte. Besprechung über die „deutsche Ware". Man sieht ein, daß zu Unrecht manche Dinge aus dem Ausland bezogen sind, die von der deutschen Industrie jetzt ebensogut geliefert werden. Nur auf Kristall und Gummischuhe, wurde gesagt, verstehen wir uns nicht so gut.

Sehr berechtigt der Anspruch, daß bei Heereslieferungen der Kaufmann nicht ausgeschaltet wird, der die Bezugsquellen meist besser findet als der Bekleidungs- oder Proviantoffizier.

Eine Fahrt nach Düsseldorf zu einem Vortrag. (Immer das Thema der Volksernährung!) Bei Schnee und Abenddämmerung war der brennende Hochöfen- und Zechenwald besonders schön und großartig. Wie liebt man dies mächtige neue Deutschland,

Digitized by Google

das jetzt doppelt flammt und stampft und hämmert; jede Halde und jede Förderanlage und die rotschwelenden Essen grüßt man mit Stolz und Dankbarkeit über ihre Kraft und Größe. Ein wundervoller Genuß, diese Fahrt!

Hausfrauenversammlung im großen Saal der Tonhalle, der wohl ein paar tausend Menschen faßt. Trotz der Größe der Versammlung Diskussion, die denselben Eindruck macht wie in Berlin: ein ganzer Strom von gutem Willen und tüchtige Entschlossenheit.

Freitag, 22. Januar.

Ein Gegenstück deutscher Arbeit zu dem gestrigen Eindruck von der Fahrt sah ich heute früh. Ein großes Lazarett für Kieferverletzungen. In dem wundervollen, von Peter Behrens erbauten Geschäftshause der Mannesmann-Gesellschaft am Rheinufer ist es eingerichtet. Zahnarzt und Chirurg arbeiten zusammen, um die grauenvollen, im Schützengrabenkrieg nicht seltenen Kieferzerstörungen zu heilen. Mit kunstvollen Knochen- und Fleischtransplantationen werden ganze große Stücke des Gesichts vom Chirurgen wieder hergestellt und dann baut der Zahnarzt seine Brücke von Gold und Zement hinein. Auch den Feinden natürlich. Was für ein befriedigender Gedanke, daß wir einmal den Engländern ihre Landsleute als lebendige Muster deutschen Könnens in ihr Land zurückschicken werden.

Die Kriegshilfe in Düsseldorf ist besonders gut organisiert. Familienfürsorge fast ausschließlich in weiblichen Händen. Im Rathause haben die Leiterinnen der verschiedenen Zweige ihre Bureaus. Wie viel geschulte Kräfte — wie viel Offiziere der sozialen Hilfstätigkeit hat die Frauenbewegung gestellt!

Abends in Mülheim a. d. Ruhr. Ein Verwandter, der 1870 als Quartaner erlebt hat, erzählt, daß damals der Erfrischungsdienst für die Truppen in Oberhausen durch — die Feuerwehr besorgt wurde. Zu ihrer Unterstützung schwänzten dann die Gymnasiasten der Umgegend die Schule. In Oberhausen bekamen die Soldaten Kaffee, den ganzen Weg hatten sie nichts als Bier gesehen.

Unsägliche Fülle der durchgehenden Züge vom und nach dem Rhein. Viele Soldaten, aber auch zahllose Geschäftsreisende. Vielfach verkehren Vorzüge.

Die Verlustlisten der Seeschlacht bei den Falklandsinseln. Ein eindrucksvoller Satz: Von S. M. S. Scharnhorst: Niemand gerettet.

Sonnabend, 23. Januar.

Der deutsche Werkbund hat an den ausschlaggebenden Stellen seine Gedanken über den architektonischen Wiederaufbau Ostpreußens ausgesprochen. Man kann nach seiner Ansicht den örtlichen Kräften, zumal auf dem Lande, diese Dinge nicht überlassen, weil der Geschmack für das Würdige und Gediegene gerade bei dem ländlichen Handwerker vielfach verlorengegangen ist, der städtische Eleganz imitieren will. Es müßte einzelnen Architekten, die zu dem Zweck an Ort und Stelle übersiedeln, eine gewisse Selbständigkeit in der Gestaltung des einzelnen Dorfes oder der einzelnen Straße gewähren. Auch für die Frage der Wiederherstellung des Hausrates sollte man sich die Tatsache zunutze machen, daß gute und billige Geräte für den kleinen Haushalt geschaffen werden können.

Es ist schön, in wie kräftiger und elastischer Weise man sich allenthalben schon der Zukunft, dem Wiederaufbau zuwendet. Die Zeit des Wartens und Ausharrens soll wenigstens nicht verlorengehen.

Unser Parteifreund Wilhelm Ohr schickt einen Rundbrief von der Front an seine Freunde daheim. Mir scheint ein Abschnitt daraus besonders mitteilenswert, eine Kriegserfahrung: „Es tritt aus aller Disharmonie mit immer größerer Klarheit eines hervor, was unzerbrochen triumphiert über all das Niedrige und Häßliche — — dieses eine, was tröstet und erhebt, ist die anständige humanitäre Einzelgesinnung, Rechtlichkeit und Treue, Mitleid und Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und Bekennermut zum Edlen. — —

Digitized by Google

Es gibt im Kriege eine unsichtbare Gemeinde der anständigen Leute" — — Etwas von dieser Tatsache spüren auch wir Daheimgebliebenen. Nämlich dies: daß die Zeit, die das Äußerste an Leistung verlangt, die aufgebauschten, pathetischen, komplizierten Dinge beiseite stößt und die ganz einfachen Tüchtigkeiten in den Vordergrund bringt. Die Moral der Zeit beruht nicht auf den Finessen überkultivierter Seelen, sondern auf den schlichten bürgerlichen Tugenden. Es wird alles so unbeschreiblich „reell". Wie rasch sind auch bei uns zu Haus die phrasenhaften und die „problematischen" Seelen aus der Arbeit verschwunden, ganz einfach beiseite geschoben worden!

Sonntag, 25. Januar.

Große Versammlung des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen im Zirkus Busch, die mit einem Hoch auf die deutsche Einigkeit schloß. Es wurde diese Resolution angenommen:

Die Versammlung erklärt in Übereinstimmung mit dem Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen: So dankenswert und nötig auch alle Aufklärungsbestrebungen und Mahnungen sind, um die Bevölkerung zum sparsamen Brotgenuß, zu verständnisvollem Haushalten mit den knapper werdenden Nahrungs- und Futtermitteln und zum Ansammeln gewisser Dauerwaren zu bestimmen, so versagen doch solche bloß erziehlichen Maßnahmen gegenüber tief eingewurzelten Gewohnheiten und eingebildeten Bedürfnissen. Auch die bisherigen gesetzlichen Verbote und Eingriffe in die Viehwirtschaft, den Handel und die Bäckerei genügen nicht. Der Ernst und die Größe der Aufgabe verlangen eine entscheidende Tat. Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen erwartet in Übereinstimmung mit zahlreichen Sachkennern nur von einer öffentlichen Beschlagnahme aller Brotgetreide- und Mehlvorräte und ihrer geregelten Verteilung gegen Mehl- und Brotscheine an die Verbraucher eine wirksame Sicherung der noch vorhandenen Vorräte für den unentbehrlichen Bedarf der Volksgesamtheit im Gegensatz zur bisherigen Verzettlung des Getreides durch Private oder durch Viehzüchter. Mit Entschiedenheit lehnt der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen dagegen die angeregte Heraufsetzung der Getreidehöchstpreise ab, da sie keinerlei nennenswerte Ersparnisse gewährleistet, die unbemittelten Volksklassen aber zugunsten weniger zahlungsfähiger Aufkäufer schwer benachteiligen müßte und dadurch die nationale Einmütigkeit gefährdet. Gleichzeitig empfiehlt der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen dringend, angesichts des bevorstehenden Schweineabschlachtens eine Regelung der Vieh- und Fleischverwertung durch städtische und genossenschaftliche Markt- und Speichermaßnahmen. Durch sofortiges planmäßiges Eingreifen öffentlicher Organisationen, aber auch nur dadurch, kann die Brot- und Fleischversorgung gegenüber den Aushungerungsdrohungen Englands in Deutschland so geregelt werden, daß die Wirtschaftskraft der unbemittelten Volksgenossen selbst die längste Kriegsdauer zu überstehen vermag.

Die Stimmung des Publikums entsprach dieser Resolution durchaus. Wie dringend alles nach durchgreifenden Maßnahmen verlangt, unbeschadet aller Unbequemlichkeiten, die sie mitbringen! Man will sie gern auf sich nehmen, wenn man die Gewißheit hat, daß die Frage der Volksernährung nun aber auch gelöst wird!

Montag, 25. Januar.

Das Thema der Volksernährung „zieht" unerschöpflich. Heute abend sprach — zum wievielten Male! — Geheimrat Rubner über das Thema. Diesmal im Plenarsaal des Reichstags. Ein schöner besonderer Eindruck. Der typische deutsche Gelehrte mit dem feinen, durchgeistigten Kopf vor seinen graphischen Tafeln. Dieser ernsthafte wissenschaftliche Hintergrund des Kochtopfs! In schmuckloser, einfachster Sprache, ohne ein unsachliches Wort, die Ergebnisse vieler mühsamer und komplizierter Rechnungen. Man hat die Tatsachen schon so oft gehört, und war doch wieder ganz gefangen durch diese Mischung von ganz handgreiflichen Dingen mit tiefgrundigem Forschen und schwer eroberter Methodik.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauen und der Krieg.

* **Ein ärztliches Urteil über die Schwestern in den Kriegslazaretten.** Die Zeitschrift „Unterm Lazaruskreuz" der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen bringt ein bemerkenswertes Urteil eines Oberstabsarztes über die Schwesternpflege in den Kriegslazaretten, das zugleich die Widerlegung eines anderen voreiligen Urteils ist. Der Oberstabsarzt Dr. Niemeyer schreibt:

„Herr Dr. S. kommt in seinem Brief zu dem Erfahrungssatz: ‚daß man weibliches Lazarettpersonal bis in die Kriegslazarette nicht vorziehen kann; es ist am besten in den Reservelazaretten der Heimat aufgehoben. Das Gros der Schwestern erweist sich auch den Eindrücken und Wechselfällen des Krieges weder körperlich noch physisch (soll wohl heißen psychisch) gewachsen. Sie klappen zusammen, werden ängstlich und nervös. Anderen tut die männliche Umgebung nicht gut.' Der Schreiber ist, als er dies schrieb, gerade 8 Tage im Felde gewesen. Sollte diese Zeit genügen, um ein endgültiges Urteil zu gewinnen? Ich bin auch in Kriegslazaretten tätig gewesen, und kann mit der Zustimmung meiner Kollegen die Ansicht aussprechen, daß ein Kriegslazarett ohne Schwesternpflege nicht bestehen kann, und daß gerade unsere deutschen Schwestern allem anderen Pflegepersonal, auch dem gewiß nicht schlechten französischen Schwesternpersonal, weit überlegen sind. Ich habe sowohl in Belgien als Stationsarzt, wie jetzt in Noyon als Chefarzt eines großen Kriegslazaretts Gelegenheit gehabt, die Hingebung und Opferwilligkeit unserer Schwestern vielfach zu bewundern. Sauberkeit und Ordnung trat erst ein, als die Schwestern den Dienst antraten. Der Dienst ist nicht leicht und stellt die allergrößten Ansprüche an körperliche und seelische Kräfte und erfordert die höchste Selbstüberwindung und eine völlige Selbstlosigkeit. Unsere Schwestern gehen ganz in ihrem schweren Beruf auf, nie wird ihnen eine Arbeit zu schwer; und wenn etwas zu bemängeln ist, so könnte es höchstens der Übereifer sein, mit dem sie, ohne an sich zu denken, ihres schweren Berufes walten.

Ich habe nie bemerkt, daß Schwestern zusammengeklappt sind; oder gar, daß sie — wir befinden uns hier nur wenige Kilometer hinter der Front —, wenn mal ein Geschoß in der Nähe unserer Stadt platzte oder eine Fliegerbombe bei uns niederging, Zeichen von Angst oder Nervosität geäußert hätten.

Über den Vorwurf, der im letzten Satz enthalten ist, brauche ich nichts zu sagen. Es bleibt unerfindlich, inwiefern die männliche Umgebung hier anders als im Frieden auf sie wirken sollte. Die Schwestern arbeiten hier wie dort unter männlichen Ärzten und pflegen hier wie dort männliche Kranke. Hier wie dort wohnen sie und essen sie für sich. Nein —, die Schwestern, ganz gleich, ob sie aus Kiel oder Hamburg, Lübeck oder Bremen stammen, sie sind alle unsere sehr willkommenen und notwendigen Mithelfer bei unserer gemeinsamen Arbeit im Dienst an unseren Kriegsverwundeten.

Daß ich jetzt, nachdem wir fast 4 Monate gemeinsam gearbeitet haben, in der Lage bin, ein gerechtes Urteil zu fällen, liegt auf der Hand, aber ich bin es um so mehr, als ich derselben Abteilung angehöre, wie der Schreiber des Briefes und mein gegenteiliges Urteil an demselben Schwesternmaterial gewonnen habe."

* **Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen** ist eine Vertretung sämtlicher großer Arbeiter-, Angestellten-, Beamten- und Technikerverbände aller Richtungen und Parteien. Auch der Bund deutscher Frauenvereine und der Katholische Frauenbund, die weiblichen Organisationen der kaufmännischen Angestellten, der Postbeamten usw. gehören dem Kriegsausschuß an. Er vertritt etwa 7 bis 8 Millionen Mitglieder, die mit ihren Familien etwa 16 Millionen Konsumenten repräsentieren. Die Aufgabe des Kriegsausschusses ist einmal die Verbreitung der richtigen Kenntnisse über die durch den Krieg geforderte Lebenshaltung in den Kreisen der Verbraucher, dann aber auch die Vertretung der Interessen der Verbraucher gegenüber all den Beispielen von Waren- und Arbeitswucher, der in den außergewöhnlichen wirtschaftlichen Verhältnissen des Krieges so üppig in die Höhe schießt. Der Kriegsausschuß für die Konsumenteninteressen hat in einer Eingabe an das Reichsamt des Innern noch schärfere Maßnahmen für

Digitized by Google

die Brotverteilung gefordert, als die bisher ergriffenen sind: nämlich öffentliche Beschlagnahme aller Vorräte und Ausgabe von Brotrationen. Es ist zu hoffen, daß bei der unerläßlichen Notwendigkeit verschärfter Bestimmungen die Vorschläge des Reichsausschusses Beachtung finden werden. Jedenfalls wird es für die Regierung wichtig sein, zu wissen, daß eine solche große Zahl organisierter Konsumenten bereit ist, schärfere Maßnahmen für die richtige Einteilung der Brotvorräte zu ertragen. (Die Forderung ist inzwischen erfüllt.)

Der Kriegsausschuß hat außerdem eine Eingabe wegen Sammlung der Küchenabfälle an die Oberkommandos gemacht, die in Berlin durch die Verfügung des Oberkommandos über die Verwertung von Gemüseresten überholt worden ist. Augenblicklich beschäftigt sich der Ausschuß mit der Bearbeitung der Fleischversorgungsfrage.

* **Über die Haltung der Landfrauen im Elsaß** schreibt der evangelisch-protestantische Kirchenbote für Elsaß-Lothringen in einem Bericht über das Unterelsaß:

Da laß mich, lieber Freund, an dieser Stelle bereits, das Lob singen dieser Zurückgebliebenen aller, der alten Männer, der jungen Knaben und der Frauen, zumal gerade der Frauen. O, diese Frauen und Töchter! Zusammen bissen sie die Zähne; zu ihrer gewohnten Arbeit nahmen sie gleich auch noch die auf, welche die Männer niedergelegt hatten, und führten sie durch mit einer Ausdauer, einer Tapferkeit und einer Sicherheit, die man tagtäglich aufs neue bewundern mußte. Man rühmt den hohen Mut der Männer im Feld, an der Front, im Kugelregen. Mit Recht! Unsere Frauen waren nicht weniger tapfer und mutig. Ja, ich stehe nicht an, zu behaupten, daß es in Kriegszeiten, wie sie jetzt sind, auf seiten der Frauen des größeren Mutes bedarf. Unsere Männer im Feld dürfen stolz sein auf ihre Frauen und Töchter, die zu Hause blieben und ihr Höchstes daran setzten und noch setzen, um den Haus- und Hofhalt ungefährdet durchzuretten durch all die Nöte dieses einzigartigen und noch nie dagewesenen Weltkrieges. Die abgezehrten Gesichter und Leiber unserer Frauenwelt legen Zeugnis ab von diesem Tatbestand; sie sind ruhmvoll und glorreich wie die Wunden und Narben des Kriegers. Ja, wer weiß? Unserer Frauen- und Töchterwelt schlägt dieser Krieg noch tiefere Wunden, als er sie draußen schlägt auf der blutigen Walstatt. Wunden, so tief und schwer, daß für sie auf keine volle Heilung mehr zu hoffen ist auf dieser Erde.

Infolge des kam die Ernte unter in den Scheunen, desgleichen das Ohmt, die Kartoffeln, das Obst, die weißen und die roten Rüben, und was sonst noch auf dem Acker heranwuchs in Spätsommer- und Herbsttagen. Ohne den Krieg hätten wir ein gutes, ein reiches Jahr gehabt, so reich und gut als je eines.

* **Kriegsleistungen der Österreicherinnen.** Über „unsere Berufsfrauen und der Krieg" berichtet in der Zeitschrift des Bundes österreichischer Frauenvereine Henriette Herzfelder:

„Als erste unter den berufstätigen Frauen wurden die im Post-, Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahndienste beschäftigten Beamtinnen vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen. Die Mobilisierung rief in diesen Dienstzweigen naturgemäß eine fieberhaft gesteigerte Tätigkeit hervor, die mit einem verringerten Personenstande bewältigt werden sollte, denn ein großer Teil der männlichen Beamtenschaft wurde zum Waffendienste oder zum Dienste bei der Feldpost usw. einberufen. Jeder der Zurückbleibenden mußte sich förmlich verdoppeln, um das unbedingt Erforderliche zu leisten und jeder arbeitete in dem nervenaufreibenden Bewußtsein einer ins Ungeheuere gesteigerten Verantwortlichkeit. Wenn je, so haben die Frauen hier ihren Mann gestellt, von der 18jährigen Anfängerin bis zur 60jährigen Matrone, die aus dem wohlverdienten Ruhestande wieder an den früheren Arbeitsplatz zurückkehrte, um eine entstandene Lücke auszufüllen. Der Nachtdienst in den Telegraphenämtern, zu dem Frauen bis dahin — sehr gegen ihren eigenen Wunsch — niemals zugelassen worden waren, weil er zu anstrengend sei, wurde von ihnen tadellos versehen, Posten von ihnen ausgefüllt, die man in normalen Zeiten, als für Frauen zu verantwortungsvoll, den Männern ausschließlich vorbehält. Auch dort haben sie sich der übernommenen Aufgabe unter den schwierigsten Verhältnissen vollkommen gewachsen gezeigt. Als Einzelbeamtinnen bei Klassenpostämtern sind Frauen zeitweise 48 Stunden ununterbrochen im Dienste gestanden. Es scheint fast unglaublich, wenn man vernimmt, daß alle diese Frauen noch freie Zeit gefunden haben, um für die Soldaten zu stricken, Obst einzukochen oder am Bahnhofdienste sich zu beteiligen. Daß sie von ihren Bezügen einen gewissen Perzentsatz für Kriegshilfszwecke regelmäßig widmen, sei nur nebenbei erwähnt. Aber auch Heroinen zählt diese Kategorie von Berufsfrauen unter ihren Angehörigen. In dem slawonischen Dorfe Klenak hielten während der Beschießung des Postamtes durch die Serben am 16. und 17. August von der gesamten Beamtenschaft (4 männliche und 2 weibliche Personen) nur zwei junge Mädchen, die Expeditorin Zlata Gregoricic und ihre Gehilfin Eva Barac, aus und bedienten an Stelle ihrer männlichen Kollegen im Granatfeuer die Apparate während des ganzen langandauernden Bombardements bei Tag und Nacht, ohne auch nur eine Minute auszusetzen. Ähnliches ereignete sich gelegentlich der Beschießung von Bazias bei Ungarisch-Weißkirchen. Das Bahn- und Postpersonal entfloh. Die Beamtin Ilonka Palinkas allein blieb, übernahm den gesamten Telephon- und Telegraphendienst und führte ihn bis zum letzten Augenblick der Beschießung fort.

Die tapferen pflichtgetreuen Mädchen haben kaiserliche Auszeichnungen erhalten, aber es mögen noch so manche ähnliche Taten wahren Heldenmutes vollbracht worden sein, die nicht

Digitized by Google

den Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben.

Auch die Spannkraft der Eisenbahnoffizantinnen wurde zur Zeit der Mobilisierung wie später auf den besonders stark in Anspruch genommenen Bahnstrecken den härtesten Proben unterzogen. Fast sträubt man sich, an die Richtigkeit der aus diesen Kreisen stammenden Meldung zu glauben, daß den Frauen für die von ihnen geleisteten Überstunden keine Entschädigung zugestanden worden sei. Ebenso werden Frauen an Stelle rangshöherer männlicher Beamten verwendet, ohne daß ihre Bezüge während der Zeit dieser Dienstleistung eine dem Gehalt dieser Rangstufe entsprechende Erhöhung erfahren.

Daß das ganze Heer der Berufskrankenpflegerinnen durch den Krieg nur allzu reichliche Arbeit bekam, versteht sich von selbst. Tausende von Schwestern sind im Zeichen des Roten Kreuzes tätig, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, Niedergebrochene wiederaufzurichten. Der Berufspflegerin, die eine lange, ernste Schulung genossen hat, fallen im Pflegedienste naturgemäß die schwersten Aufgaben zu, und nicht zu ihren geringsten gehört es, die Hilfspflegerin, deren Können nach sechswöchentlicher Ausbildungszeit nicht immer mit ihrem Wollen ganz im Einklange steht, anzuleiten und zu stützen. Wie viele Berufsschwestern gegenwärtig in den Sanitätskolonnen, Feldlazaretten, den Epidemie- und Verwundetenspitälern im Hinterlande, in Laboratorien beschäftigt werden, läßt sich derzeit nicht feststellen, erst der wiederkehrende Friede wird darüber Aufschluß geben; die zahlreichen, ihnen bereits zuteil gewordenen Auszeichnungen beweisen indessen, daß sie vollkommen auf der Höhe ihrer verantwortungsvollen Aufgabe stehen. In gleicher Weise haben sich unsere Ärztinnen bewährt, denen zuweilen von autoritativer Seite jede Daseinsberechtigung abgesprochen wurde. Zwei von ihnen, Dr. Gräfin Friderike Marschall und Dr. Gräfin Marie Defours sind in der Charge von Regimentsärzten mit Sanitätskolonnen ins Feld gerückt, viele andere sind in Verwundetenspitälern tätig, und dort wiederholt sich, was wir bereits bei den Staatsbeamtinnen beobachten konnten — die Frau wird für Aufgaben geeignet und reif befunden, die man früher ihren Händen — im öffentlichen Interesse natürlich — nicht glaubte anvertrauen zu dürfen. So wurde Dr. Klara Reiniger, die in der Prosektur der Brünner Landeskrankenanstalt tätig war, vor kurzem zur Leiterin der unter staatlicher und militärischer Aufsicht stehenden bakteriologischen Station der Quarantänespitäler in Mährisch-Weißkirchen ernannt. Dieser Posten ist von außerordentlicher Wichtigkeit, weil die Spitäler alle vom Norden kommenden Militär- und Zivilpersonen zur Beobachtung aufnehmen. In Lemberg wirkte bis zur Besetzung dieser Stadt durch russische Truppen Dr. Maria Poganowska als Chefarzt eines Militärlazarettes; über ihr späteres Schicksal fehlt jede Nachricht. Sollte es auch bei diesen wenigen, zu unserer Kenntnis gelangten Fällen sein Bewenden haben, sie werden genügen, um die Legende von der fachlichen Minderwertigkeit der weiblichen Ärzte aus der Welt zu schaffen. Von ihrem hochentwickelten Pflichtbewußtsein zeugt die Tatsache, daß sich nahezu sämtliche Wiener Ärztinnen zur Dienstleistung in den Choleraspitälern freiwillig gemeldet haben."

Verschiedenes.

* **An der Poliklinik für Frauen,** Berlin, Kaiserstr. 34 (Frau Dr. Heusler-Edenhuizen und Frl. Dr. Bieber) betrug die Gesamtzahl der Patienten im Jahre 1914 1207, die Gesamtzahl der Konsultationen 5043 (gegen 4870 im Vorjahr). An Operationen wurden von den beiden Ärztinnen (im Stadtparksanatorium Martin Luther Str. 60) 194 ausgeführt, darunter 65 große und 129 kleinere (Bauchpunktionen, Inzisionen, Curettagen, Polypen, Emmetsche Operationen usw.). Unter den 65 großen Operationen waren: 28 Laparotomien (9 Myomoperationen, 14 Adnexoperationen, 3 Ventrofixationen, 3 Extrauteringraviditäten), 2 Bruchoperationen, 6 Blinddarmoperationen, 12 Alexander Adamsoperationen, 2 Mengesche Tubensterilisationen, 12 Prolapsoperationen, 1 vaginale Totalexstirpation, 1 Mammaamputation. Außerdem wurden in der Klinik noch 12 Frauen konservativ behandelt; ferner wurden von den Ärztinnen 48 Entbindungen vollzogen. Zum Glück fand kein Todesfall statt, die Ärztinnen hatten die Freude, alle Patientinnen geheilt entlassen zu können. Seit dem November arbeitet an der Poliklinik Frl. Dr. Eva Moritz mit, die sich in Berlin niederläßt. Für 1915 ist eine Erweiterung der Poliklinik vorgesehen, und zwar durch Einrichtung einer regelmäßigen Sprechstunde für Kinder- und Säuglingskrankheiten, die Frl. Dr. Laura Turnau abhalten wird.

Frau Kommerzienrat Stangen stellte 200 *M* zur Verfügung für Entbindungen bedürftiger Frauen; es konnte dadurch u. a. einer geflüchteten und durch den Krieg in Schwierigkeiten geratenen Frau eines Juristen aus Ostpreußen der unentgeltliche Klinikaufenthalt ermöglicht werden, ebenso einer Frau aus Berlin, die durch Arbeitslosigkeit des Mannes in Not geraten war. Auch die Mittel der Krankenhilfskasse des Berliner Frauenvereins fließen der Poliklinik zu, sowie der Reinertrag der auch in diesem Jahr vom Verein im Lyzeumklub (Lützowplatz 8) veranstalteten Vorträge. Die drei noch ausstehenden Vorträge werden von Dr. Gertrud Bäumer gehalten, und zwar am 3. Februar über das Thema: „Das Problem der wirtschaftlichen Befreiung vom Ausland", am 24. Februar über „Deutsche Kultur in Mode und Hausrat" und am 17. März: „Der deutsche Geist in der Lebensanschauung".

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Nationaler Frauendienst, Abteilung Berlin.

Kriegsfürsorgestelle für Angehörige der freien Berufe.

Die Kriegsfürsorgestelle für Angehörige der freien Berufe, die am 15. Oktober v. J. eröffnet worden ist, hat ihre Geschäftsstelle im Abgeordnetenhaus, Zimmer 31 bis 32. Sie bildet eine besondere Abteilung des Nationalen Frauendienstes unter dem Vorsitz von Dr. Alice Salomon; die Geschäftsleitung haben Frau Anna L. Friedmann und Frau Louise Leser übernommen, denen eine große Zahl männlicher und weiblicher Mitarbeiter zur Seite steht.

Die Fürsorgestelle macht es sich zur Aufgabe, allen Angehörigen der freien Berufe, Privatlehrern, Künstlern, Schriftstellern, aber auch den Angehörigen anderer gehobener Berufe, denen nach Art ihrer Notlage die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes nicht beistehen können, Rat und Hilfe zu verschaffen. Es werden täglich von 10 bis 12 Uhr Sprechstunden abgehalten. Ein Teil der Ratsuchenden wird dabei durch Auskunfterteilung bzw. Verweisung an die für sie zuständigen Berufsvereine, befriedigt. Bei anderen erfolgt die Feststellung der Bedürftigkeit und der Möglichkeit einer wirksamen Hilfeleistung durch Ermittlung und Prüfung der Mitarbeiter. Dabei findet ein enges Zusammenwirken mit der „Zentrale für private Fürsorge" und anderen Hilfsvereinigungen statt, um zu vermeiden, daß die gleiche Angelegenheit von verschiedenen Seiten behandelt werde. Nach Prüfung der Lage der einzelnen Bittsteller wird in geeigneten Fällen eine Fürsorgetätigkeit ausgeübt oder Hilfe und Unterstützung nach Möglichkeit gegeben; je nach Sachlage durch Beschaffung von Arbeit, durch Regelung von Mietsschwierigkeiten oder durch sonstige Unterstützungen. Die für Unterstützungszwecke zur Verfügung stehenden Geldmittel sind zum Teil durch Spenden, zum Teil durch regelmäßige Beiträge aufgebracht, die von festbesoldeten Beamten gezeichnet worden sind. Auch von anderer Seite, von Freunden der Mitarbeiter sind einige größere Beträge zur Verfügung gestellt worden.

Die Fürsorgestelle hat vom 15. Oktober bis zum 15. Januar insgesamt 985 Fälle behandelt; davon sind 401 Fälle sogleich an andere zuständige Hilfsstellen überwiesen worden, während in 113 Fällen dies erst nach eingehender Beratung geschah; in 471 Fällen wurden Ermittlungen angestellt, die in 297 Fällen zu pflegerischer Behandlung führten. Letztere haben bisher einen Aufwand von 4903,58 ℳ an Barunterstützung verursacht; außerdem wurden Naturalien im Betrage von 557,95 ℳ verwendet.

In einer Reihe von Fällen ist es erfreulicherweise gelungen, den Bittstellern und Bittstellerinnen Stellungen nachzuweisen dank dem der Fürsorgestelle bezeugten Entgegenkommen mehrerer Behörden und Geschäftsbetriebe. In anderen Fällen wurde es den Hilfesuchenden ermöglicht, auswärtige Arbeitsangebote anzunehmen, dadurch, daß die Fürsorgestelle die Unkosten für die Reise und die Auslösung notwendiger Sachen übernahm. Auch einige Darlehen wurden bewilligt.

Als eine Unterabteilung der Fürsorgestelle arbeitet der Kriegswohnungsnachweis für Angehörige der freien Berufe. (Leiterin: Frl. Dr. Wienecke.) Der Kriegswohnungsnachweis, der vom Nationalen Frauendienst in Gemeinschaft mit der Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler im September 1914 gegründet wurde, aber später infolge einer Vereinbarung mit dieser Organisation ausschließlich vom Nationalen Frauendienst übernommen und mit der Fürsorgestelle verbunden wurde, macht es sich zur Aufgabe, obdachlosen Angehörigen der freien Berufe unentgeltliche oder billige Unterkunft zu verschaffen. Die Stelle ist seit dem 1. Oktober in Tätigkeit und hat bis zum 15. Januar an 251 Personen Wohnungen vermittelt, 170 unentgeltliche, 81 bezahlte. Es waren darunter 35 Schriftsteller, 20 Musiker, 15 Musiklehrerinnen, 22 Maler, 7 Bildhauer, 6 Ingenieure, 23 Kaufleute, 16 weibliche kaufmännische Angestellte, im übrigen Flüchtlinge und berufslose Angehörige der gebildeten Stände.

Eine Anzahl ist in Familien aufgenommen worden, zum Teil mit voller Verpflegung. Andere wurden bei bedürftigen Vermieterinnen untergebracht, denen man gleichzeitig durch Besetzung der Zimmer zu helfen suchte. Außerdem hat der Kriegswohnungsnachweis am Stuttgarter Platz mit geschenkten Möbeln eine Wohnung eingerichtet, die für mehrere Familien Raum bietet. An gleicher Stelle ist ein Möbeldepot. Es wurden an 12 Personen Möbel verteilt.

Ferner steht der Kriegswohnungsnachweis mit mehreren Spediteuren in Verbindung, die ihm die Besorgung unentgeltlicher oder billiger Um-

Digitized by Google

züge ermöglicht. Besonders entgegenkommend hat sich die Berliner Paketfahrt gezeigt, die auch die Abholung der geschenkten Möbel erledigt. Es konnten 14 Umzüge vermittelt werden.

Für die unentgeltliche Unterbringung von einzelnen Personen stehen dem Kriegswohnungsnachweis zwei Heime zur Verfügung.

1. Das Kriegsheim für männliche Angehörige der freien Berufe.

Das Kriegsheim für männliche Angehörige der freien Berufe wurde Anfang Oktober im alten Hause des Vereines Deutscher Ingenieure, Charlottenstraße 43, vom Nationalen Frauendienst und der Zentralstelle für Volkswohlfahrt eingerichtet, nachdem das Gebäude freundlichst von dem Verein der Ingenieure zur Verfügung gestellt wurde. Es werden Herren aufgenommen, die nicht in der Lage sind, sich aus eigenen Mitteln ein Unterkommen zu beschaffen. Die Betten befinden sich teils in kleinen Zimmern, teils in Schlafsälen. Die Bewohner erhalten unentgeltlich das erste Frühstück. Es befindet sich ein gemeinsamer Aufenthaltsraum im Hause, wo eine kleine Bibliothek, Tageszeitungen und Zeitschriften sowie ein Klavier zur Benutzung vorhanden sind.

Seit Bestehen des Heims haben 60 Herren Unterkunft darin gefunden, darunter waren 16 Schriftsteller, 11 Schauspieler und Vortragskünstler, 6 Ingenieure, 4 Kaufleute, 6 Maler und Zeichner, 2 Bildhauer. Die übrigen setzten sich aus verschiedenen Berufen zusammen, wie Architekten, Photographen usw. Gegenwärtig wohnen 42 Herren dort.

Vielen Insassen des Kriegsheims ist durch den Arbeitsausschuß teils ständige, teils vorübergehende Arbeit nachgewiesen worden. Andre haben unterdessen gleichfalls Arbeit gefunden. Einige sind zum Militär einberufen. Im Bedarfsfalle ist den Herren Garderobe nachgewiesen worden, auch wurden sie mit Speisemarken und kleinen Geldbeträgen unterstützt.

Dem Arbeitsausschuß des Kriegsheims gehören an: Frau Vilma Liebmann, Frau Wilma Matschoß, Herr Assessor Hellmich, Dr. Hinz, Dr. med. Moses, H. Liebmann.

2. Kriegsheim für weibliche Angehörige der freien Berufe.

Auch für weibliche Angehörige der freien Berufe kann der Nationale Frauendienst dank der Gastfreundschaft des Vereins „Schweizerinnenheim" jetzt ein Kriegsheim eröffnen. Das früher zur vorübergehenden Unterkunft von Schweizer Lehrerinnen und Erzieherinnen bestimmte und jetzt leerstehende Heim, Habsburger Straße 11, ist von seinem Vorstand dem Kriegswohnungsnachweis für die Kriegsdauer zur Unterbringung bedürftiger Damen überlassen worden.

Es bietet Raum für 25 Personen, teils in Schlafsälen zu 4 bis 6 Betten, teils in kleineren Einzelzimmern. Gemeinsam benutzt wird das Eß- und Wohnzimmer. Die Leitung ist einer erfahrenen älteren Dame übertragen worden, die im Heim selbst wohnt. Der geschäftsführende Vorstand setzt sich zusammen aus Fräulein Dr. Salomon, Fräulein Dr. Wienecke, Fräulein Dr. Schwenter, 2 Mitgliedern des Vereins „Schweizerinnenheim", und einer der Vorstandsdamen des Kriegsheims, Charlottenstraße 43.

Bücherschau

Aufklärungs- und Propagandaliteratur zur Volksernährung.

Angesichts der zahlreichen Nachfragen nach geeigneten Flugschriften, Merkblättern und Rezeptsammlungen sei noch einmal auf die folgenden Schriften hingewiesen. Für alle, die die Frage unserer Volksernährung wirklich ernsthaft studieren und sich instand setzen wollen, aufklärend unter den anderen zu arbeiten, sei nochmals auf das Buch „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" hingewiesen, das von einer großen Reihe hervorragender und maßgebender Gelehrten bearbeitet und von Professor Paul Eltzbacher herausgegeben ist. (Verlag von Vieweg, Braunschweig, Preis 1 *M.*) Die praktischen Maßnahmen für den Einzelhaushalt, die aus diesen volkswirtschaftlichen und physiologischen Tatsachen sich ergeben, sind noch einmal für den Laien verständlich kurz zusammengefaßt in einem Merkbüchlein „Ernährung in der Kriegszeit" (Preis portofrei 15 *Pf*, zu beziehen durch die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin W., Augsburger Straße 61). Das Kriegskochbuch von Hedwig Heyl (Preis mit Porto 25 *Pf*, Bezugsstelle ebenda) ist bereits in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Ein kleineres und für noch einfachere Verhältnisse geeignetes „Kriegskochbuch" ist im Verlag von Gebr. Hoesch, Hamburg, erschienen und wird unentgeltlich abgegeben. Merkblätter sind von Frauenorganisationen, Volksbildungsvereinen und anderen Wohlfahrtsvereinen in großer Zahl herausgegeben. Ausgezeichnet ist die Literatur des Volksvereins für das katholische Deutschland (Volksvereinsverlag München-Gladbach). Sie umfaßt praktische Anleitungen, Rezepte, Haushaltsregeln usw.

Die Frauenorganisationen haben vielfach Plakate mit Küchenregeln herstellen lassen, die sich zum Aufhängen an der Wand eignen und die dringlichsten Küchengebote in knapper Katechismusform enthalten. Das Plakat des Nationalen Frauendienstes Berlin „Krieg und Küche" ist in seiner ersten Auflage von 10 000 Exemplaren schon vergriffen, und die zweite Auflage, die ebenso groß ist, wird bereits vertrieben. Ein ähnliches Plakat mit ausführlicheren Küchenregeln ist in Weimar heraus-

Digitized by Google

gegeben. Der Bund Deutscher Frauenvereine hat Flugblätter für Hausfrauen und Schulkinder veröffentlicht, die gleichfalls schon in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind (zu beziehen bei der Schriftführerin Frau Alice Bensheimer, Mannheim, L, 12, 18). Der Nationale Frauendienst Berlin hat außerdem ein Flugblatt für die Köchinnen und für die größeren Mädchen verfaßt. Die Organisation des Nationalen Frauendienstes in Marburg, Leipzig und an manchen anderen Orten haben Haushaltungspläne mit Speisezetteln und Rezepten, insbesondere zur Verbreitung unter den Kriegerfrauen herausgegeben. Besonders gut ist ein Merkblatt für die Küche, das der Bonner Ausschuß für hauswirtschaftliche Kriegshilfe drucken ließ, und das besonders den gegenwärtigen Verhältnissen auf dem Fleischmarkt Rechnung trägt, die einerseits den Verbrauch von in großen Massen vorhandenem Schweinefleisch, andererseits die Herstellung von Dauerware erfordern. So ist für alle, die jetzt in die Aufklärungsarbeit eintreten wollen, schon eine große Vorarbeit geleistet, von der sie Nutzen ziehen können, und die ihnen gewiß von allen Seiten bereitwillig zur Verfügung gestellt wird.

„Der Deutsche Krieg." Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. (Preis pro Heft 50 ₰)

21. Heft: **„Nordwestafrika und Deutschland."** Von Prof. Dr. Georg Kampffmeyer. Das Heft wird vielen willkommen sein zur Orientierung über Geschichte und Entwicklungsstand der Länder von Nordwestafrika, die uns ferner liegen als der Nordosten. Die Besonderheiten sowohl des Islam wie des französischen Kolonialbesitzes in Nordwestafrika werden eingehend dargelegt und zum Schluß die Möglichkeit einer „deutschen Zone" in Marokko erörtert — als Gegengewicht nicht etwa gegen ein friedfertiges Frankreich, sondern gegen das Frankreich, das Turkos, Zuaven, Marokkaner und Senegalesen gegen uns marschieren läßt. 22. Heft: **„Österreich-Ungarns Erwachen."** Von Richard Charmatz. Auch für die vielgestaltige Habsburger Monarchie ist der Weltkrieg zur Belastungsprobe geworden. Sie hat sie bestanden. Und die zusammenfassende Darstellung ihrer Geschichte gibt der Hoffnung Ausdruck, daß der Frieden die Einheit wahren möge, die der Krieg erzeugt hat. Das wird eine Frage der leitenden Persönlichkeiten sein. „Die Staatsmänner der nächsten Friedensjahre dürfen eben in der neuen Zeit nicht nach den alten Methoden arbeiten. Kraft und Klugheit müssen sich verbinden, der unverrückbare Plan muß mehr gelten als die kleine List, die eine Minute sorgenfrei macht." 23. Heft: **„Nach Osten."** Von Alfons Paquet. Der Verfasser knüpft an Strindbergs Wort an: „Die Karte Europas, im Westen und Norden fertig, fängt an, sich im Osten zu ordnen. Zwei neue Staaten sind im Entstehen, ein alter wird zerbrochen." Wenn es klar genug ist, daß Rußland der Staat ist, der zerbrochen wird oder sich selbst zerbricht, so ist die Frage der Neuformierungen eine um so strittigere. Wieviel Phantasien über den Pufferstaat, der zwischen Deutschland und dem Moskowiterreich eingeschoben werden soll, haben nicht diese Monate gezeitigt! Wer sich mit solchen Konstruktionen beschäftigt, findet in der vorliegenden Skizze die geographischen und ethnographischen Möglichkeiten gut gruppiert. Der Gesamteindruck ist aber doch der: daß die kulturelle Bewältigung des nächsten Ostens mit Klugheit und Energie in die Hand genommen werden muß, wenn man einmal daran denken will, ein neues dauerhaftes Staatengebilde aufzurichten. 24. Heft: **„Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft."** Von Ernst Jäckh. Daß „der deutsche Krieg" auch „der türkische Krieg" wurde und werden mußte, das will die kleine Schrift nachweisen und begründen. Kein Geringerer als Ranke hat es einmal ausgesprochen: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal von Konstantinopel aufs engste verbunden." „Das heißt," so gibt Jäckh dieser Formel Leben: „Das deutsche Volk, das in zwei Generationen sich fast verdoppelt und doch auf den gleichen Grund und Boden beschränkt bleibt, braucht für die Arbeit, die es leisten muß, um leben zu können, draußen Absatzmärkte und Rohstoffgebiete. Beide bietet uns das türkische Kleinasien, ein paradiesisches Land ‚mit unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten' — aber nur, wenn die Türkei politisch selbständig bleibt, und nur, wenn deutsche Arbeit in ihr sich betätigen kann; nicht, wenn die Türkei eine russische Provinz wird, die für deutschen Fleiß geschlossen wird und in russischer Fäulnis verödet." Das ist das Leitmotiv der Broschüre. Die Stellungnahme des Dreiverbandes, die gegenwärtige militärische Stellung der Türkei, die Wirkung des Aufrufs zum Heiligen Kriege des Islam kommen in knapper Fassung zur Darstellung; als Gesamtresultat bleibt uns dieses: es geht tatsächlich in diesem Kriege um Deutschlands und um der Türkei Sein oder Nichtsein. 25. Heft: **„Der Krieg und die Sozialdemokratie."** Von Anton Fendrich. Mit besonders reger Teilnahme greift man zu diesem Heft. Und die Teilnahme wächst stetig beim Lesen. Denn hier ist Geist, der die Formel zerbricht und mit sicherem Blick in die Zukunft schaut. Vom Soldatengrab Ludwig Franks in Baccarat zu dem in der Abstimmung vom 2. Dezember nicht leer gewordenen Platz Liebknechts im Reichstag erhebt sich vor seinem Auge eine gewaltige Brücke mit immer schmäler gefügten Pfeilern, feste Quadern in neun Zehnteln ihres Verlaufes, nur gebrechliches Gerüst am Schluß. Das sind die gedanklichen Konstruktionen, „in denen eine sehr kleine Anzahl Mitglieder der größten Partei Deutschlands hängen geblieben sind wie Soldaten in einem selbsterrichteten Stacheldrahtverhau". Immerhin kann auch diesen, mag sie Gewissensnot oder Eitelkeit bestimmen, eine gewisse Schonung zugebilligt werden, die der Verräter Georges Weill, der Abgeordnete für Metz, nicht verdient. Wenn von einem der Hefte vom „Deutschen Krieg" die Mahnung gilt: selbst lesen, nicht nur Berichte darüber hören, so ist es dieses. Es wird vielen eine ganz neue Auffassung von der Sozialdemokratie der Zukunft geben und von der Möglichkeit gemeinsamer Arbeit mit ihr. „Deutschland, das Land der Seelen-

Digitized by Google

liebe", wie es einer der Parteigenossen mit der Bitte um Entschuldigung für „diesen gänzlich unmarxistischen Ausdruck" nannte, hat sich in dieser Zeit mit elementarer Gewalt als das Einigende gegen die blasse Internationale erwiesen; mit vollem Recht setzt Fendrich den Geist und Schwung, in dem es uns alle eint, der „kraftmeiernden Nationalpsychose" entgegen, die in den zum Haß aufreizenden Reden gealterter Hofräte und Professoren sich breit zu machen beginnt. Wir sollen den Gegner „nur besiegen. Dazu genügt der furor teutonicus vollauf, und dazu ist die Zeit gekommen. Nur die Wut ist etwas Großes und Schöpferisches, der Haß ist klein und subaltern".

„Kürschners Jahrbuch." Verlag von Hermann Hillger, Berlin-Leipzig, bringt außer dem üblichen reichhaltigen Material viel auf den Krieg Bezügliches. Die Statistik nimmt schon Rücksicht auf die Umwälzungen, die in Handel und Wandel während der ersten Kriegsmonate eingetreten sind. Ein ausführlicher Aufsatz beschäftigt sich mit dem Kriege selber und ein dauernden Wert behaltendes Kriegswörterbuch gibt erschöpfende Auskunft über alle Worte und Begriffe, die im Kriege Bedeutung gewonnen haben. Das Jahrbuch unterrichtet über die Technik mit besonderer Berücksichtigung der Kriegstechnik, es unterrichtet über die wichtigsten völkerrechtlichen Bestimmungen, es gibt Aufschluß über die Kriegsfürsorge für die Hinterbliebenen der Opfer des Krieges, sowie die Kriegsnotgesetze und Verordnungen. Der Preis von 1,20 *M* für das geheftete, 1,80 *M* für das gebundene Exemplar ist bei dem reichen Inhalt sehr billig.

„Deutsche Kriegslieder." Herausgegeben von Anna de Lagarde geb. Berger und Mathilde Berger. Leipzig, Kommissionsverlag von Wilhelm Halms. (Preis 50 *Pf*) Eine Anzahl deutscher Kriegslieder, von den Eltern der Herausgeberinnen in Zeitungsausschnitten gesammelt und zunächst nur einem kleineren Kreise zugänglich gemacht, wird hier auch dem weiteren geboten. Die Sammlung wird vielen willkommen sein; besonders Schulen möchten wir darauf hinweisen.

Der **„Notizkalender des Vaterländischen Frauenvereins"** für 1915. Kriegsausgabe, herausgegeben vom Hauptvorstande, ist kartonniert zum Preise von 50 *Pf* in Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8, erschienen. Er gibt ausführliche Auskunft über Organisation und Aufgaben des Vaterländischen Frauenvereins und alles, was damit zusammenhängt.

„Tagebuch des Schiffsarztes." Novellen von Erich Arndt. Verlag der Keyßnerschen Hofbuchdruckerei (Karl Keyßner) Meiningen. (Preis geb. 4 *M*.) Eine Reihe von Erzählungen — literarisch etwas harmlos aber gesund in der Empfindung. Das Tagebuch des Schiffsarztes enthält interessante Schilderungen großer Weltreisen.

Höhere Handelsschule für Mädchen.
CÖLN am Rhein.
2jähr. Kursus, 32 Wochenstunden. Vorbereitung für bessere Stellungen u. z. wirtschaftl. Selbständigkeit. Diplom berechtigt zur Handelshochschule. Prospekte durch d. Direktor d. Anst., **Klapperhof 26.**

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

In Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen erschienen:

Arndt, Ernst Moritz: Geist der Zeit. I. und II. Teil. „Aus tiefster deutscher Not". Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Ernst Hladny. Pr. geb. 1,30 *M*.

Lette-Verein u. d. Prot. J. M. d. Kaiserin und Königin, **Berlin W.,** Viktoria Luise-Pl. 6.

Sommersemester 1915

1. **Gewerbe- u. Kochschule:** Ausb. in allen wirtsch. Fächern u. weibl. Handarbeiten f. Beruf u. Haus. (Einzelkurse, monatl. Aufnahme. ½jähr. Wirtschafts-Kurse.)
2. **Einjähr. Kurse in der wirtschaftl. Frauenschule.**
3. **Seminare f. Hauswirtsch.- u. Gewerbeschullehrerinnen** f. Kochen u. Hauswirtschaft.
4. **Seminare f. Handarb.- u. Gewerbeschullehrerinnen** f. Schneidern, Wäscheanfertigung, Putz, einf. u. feine Handarb. und Kunsthandarbeit.
5. **Staatlich anerkannte Fachschule d. Schneiderei.** (Ablegung d. Gesellenprüfung.)
6. **Staatl. anerk. Fachschule f. Putz.** (Ablegung d. Zuarbeiterinnenprüfung.)
7. **Höhere Handelsschule:** Kurse f. alle Handelswissenschaften.
8. **Vorbereitungskurse** f. d. Ausbildung z. **Bibliothekarin.**
9. **Lehranst.** f. **Photographie, Buchbinderei, gewerbl. Kunststickerei.**
10. **Haushaltungsschule** f. schulentlass. junge Mädchen.
11. **Pensionate auch für Nichtschülerinnen** z. mäßig. Preisen i. Hause.
12. **Stellenvermittlung** f. Schülerinnen u. Nichtschülerinnen.

Anmeldungen u. näh. Auskunft durch d. Verwaltungsbureau, geöffnet von 10—6 Uhr. — Prospekte gratis u. franko.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn neuer Kurse 8. Oktober.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Fräulein **Cl. Fernow,** Karlsruhe B., Redtenbacherstr. 16.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Cassel, Germaniastr. 10. **Töchterheim.** Alleinbewohnte Villa mit Garten. Hauswirtsch. Ausbildung, Fortbildung in Wissenschaften u. Fremdsprachen in wahlfreien Kursen. Gesunde Lebensweise. **Ziel:** Selbständige Führung eines Hausstandes und Förderung der Allgemeinbildung. In Aussicht genommen für Sommer 1915 Landheim in Wilhelmshöhe. **Helene Becker,** Vorsteherin. B. d. T.

Digitized by Google

Wagner, Richard:

1) Parsival. Ein Bühnenweihfestspiel. Herausgegeben von Wolfgang Golther. Pr. geb. 1 *M*.

1) Der Ring des Nibelungen. Erster Band: Das Rheingold. Die Walküre Pr. geb. 1,30 *M*. Zweiter Band: Siegfried. Götterdämmerung. Pr. geb. 1,30 *M*.

Bei B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, erschienen:

Lieder und Bewegungsspiele. Gesammelt und bearbeitet von Else Fromm. Herausgegeben vom Pestalozzi-Fröbel-Haus I (Berliner Verein für Volkserziehung. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage

Pädagogisches Unterrichtswerk. Zunächst für Oberlyzeen, Lehrerinnenseminare und ähnliche Anstalten.

Hadlich, Hermann: Entwicklungsgeschichte des Bildungwesens. Hilfsbuch für die Geschichte der Pädagogik, zunächst für Oberlyzeen und ähnliche Anstalten. Pr. in Leinwand geb. 2,20 *M*.

Marquardt, Rudolf: Heimatkunde und Arbeitsschule. Pr. geb. 3 *M*, geb. in Leinwand 3,60 *M*.

Heußner, Dr. Alfred: Geschichte der Kleinkinderpädagogik in Einzeldarstellungen. Ein Leitfaden für den Unterricht in den Frauenschulen an Oberlyzeen und in den Seminaren für Kinderschullehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen. Pr. kart. 0,80 *M*.

Eberhardt, Paul: Das Ungeheuere. Von dem Irrtum des Lebens ohne Gott. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1914. Pr. geh. 2 *M*.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Familie, Sachsen, für zwei Mädchen von 6 und 10 Jahren, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Sofort sucht freiherrliche Familie, Mecklenburg, für einen 9jährigen Knaben eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und guten Sprach- und Musikkenntnissen. Latein bis Quarta Bedingung. Gehalt 100 *M* bei freier Station.

3. Sofort sucht Arztfamilie, Ostpreußen, für zwei Mädchen von 14 und 10 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse sind erwünscht. Gehalt bei freier Station 720 *M*.

4. Sofort evtl. etwas später sucht adlige Familie, in Mitteldeutschland, für zwei Knaben im Alter von 11 und 7 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin. Latein bis Quarta Bedingung, etwas Erfahrung erwünscht. Gehalt bei freier Station 1000 *M*.

5. Zum 1. April sucht gräfliche Familie, Schlesien, für ein Mädchen, 10 1/2, einen Knaben, 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Erfahrung. Latein und perfektes Französisch Bedingung, Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zu Ostern sucht freiherrliche Familie, Süddeutschland, für zwei Mädchen, 13 und 8, einen Knaben, 6 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regier.- u. Schulrat.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.

Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.

Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

---

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen!

Der Krieg und die Frauen

Novellen von **Thea von Harbou**

Neue wohlfeile Ausgabe (16.—20. Tausend)

Leicht gebunden M. 1.80, in vornehmem Geschenkband M. 3.—

Mit einem erhebend und befreiend wirkenden starken Glauben an die sittliche Gewalt des Krieges und an den sittlichen Beruf der Frau im Kriege sind diese acht Geschichten geschrieben: eine Ruhmeshalle der deutschen Frau.

Von Soldatenfrauen und Soldatenmüttern handelt das Buch — man möchte wünschen, daß es in jedes Haus käme, in dem man stolz darauf ist, durch ein Mitglied der Familie mit dem Heere verbunden zu sein.

Neue Preußische Kreuzzeitung.

Digitized by Google

Sprachkenntnissen. Musik Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Zu Ostern sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Pommern, für ein 15jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gute Sprach- und Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zu Ostern sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Mecklenburg, für ein 13½jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt bei freier Station 900 ℳ.

9. Zu Ostern sucht Familie, in Pommern für zwei Kinder von 9 und 12 Jahren (zwei Unterrichtsstufen) eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt bei freier Station 850 ℳ.

10. Zum 15. April sucht Amtsratsfamilie, Prov. Sachsen, für ein Mädchen, 10, einen Knaben, 9 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Latein Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Buchhandlung W. MOESER

BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34. 35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe“** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, :: Literatur und Kunst ::

Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

Aus den Januar-Heften:

Kriegschronik . . . . Fr. Naumann
Heimatchronik. . Gertrud Bäumer
Ihr seid das Salz der Erde!. . . . Prof. Deißmann
Der Ersatz der Kriegsverluste . . . . . Fr. Naumann
Die östliche Gefahr . Axel Schmidt
Kommen wir aus? Gertrud Bäumer
Fürsorge für Kriegsinvalide . . . . . Anton Erkelenz

Vierteljährlich 2,50 M. — Probemonat kostenlos

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“), G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten, } staatl. Abschlussprüfg.
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlussprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: **„Hundert-Eichen".**

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

[illegible]

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 6 März 1915

Kriegsdienst der Hausfrauen.

Von

Anna Lindemann.

Nachdruck verboten.

In den ersten Kriegsmonaten sahen die Mitglieder unserer Beratungs- und Fürsorgestelle das Problem der Volksernährung im Kriege, soweit es den Nationalen Frauendienst anging, nur unter dem einzigen Gesichtspunkte: wie kann man den unterstützungsbedürftigen Frauen helfen, daß sie trotz ihrer geringen Mittel sich und ihre Kinder möglichst gut ernähren können? Die Folge war eine lebhafte Agitation für die Kochkiste, ein eifriges Bemühen, ungenügend ernährte Kinder in Privatfamilien unterzubringen usw. usw. Allmählich fing das Problem an, sich zu verwandeln, und stellt sich uns nun, nach den in den beiden letzten Monaten durch die Maßnahmen der Regierung u. a. m. gegebenen Aufklärungen, als ein gänzlich verändertes dar. Jetzt heißt es: wie kann der Nationale Frauendienst helfen, daß das ganze Volk, reich und arm miteinander, dem Aushungerungsplan der Engländer Trotz bieten kann. Mitten in die Umgestaltung unserer Arbeit auf dieser neuen Grundlage kam der Berliner Rednerkurs über Fragen der Volksernährung im Kriege. Er hat uns neben vielen wertvollen Kenntnissen vor allem das eine fest eingeprägt: es genügt nicht, die Frauen in den großen und mittleren Städten aufzuklären. Das ganze Land muß erreicht werden. Wir hier in Württemberg haben daher nach Rücksprache mit der zuständigen Regierungsstelle unseren ursprünglichen Plan, der in der Hauptsache auf Groß-Stuttgart eingestellt war, bedeutend erweitert.

Um einen größeren Kreis von Vertrauenspersonen zu gewinnen, die in ihrem eigenen Bezirk in Zukunft den Mittelpunkt für die Aufklärung der Frauen bilden können, veranstalten wir in der nächsten (letzten Februar-) Woche mit Unterstützung der Königlichen Zentralstelle für Gewerbe und Handel einen dreitägigen Lehrkurs für Frauen über Fragen der Volksernährung im Kriege. Jedes unserer 64 Ober-

Digitized by Google

ämter delegiert dazu zwei bis drei Teilnehmerinnen, die aus den Kreisen der Pfarrfrauen, der Arzt- und Lehrersfrauen, der Frauen von Industriellen oder größeren Landwirten, auch der Haushaltungslehrerinnen und Gemeindeschwestern rekrutiert werden. Der erste Tag bietet die allgemeinen theoretischen Grundlagen. In drei Vorträgen wird behandelt: 1. Was hatten wir bisher und was haben wir jetzt an Nahrungsmitteln zur Verfügung? 2. Was braucht der Mensch zu seiner Ernährung? (Was braucht er unbedingt, was ist ihm darüber hinaus noch gut und was kann er ohne jeden Schaden entbehren?) 3. Wie können wir mit dem Vorhandenen auskommen? (Hier wird auch die Rolle der Landwirtschaft behandelt.) Der 2. Vortrag wird von einem Ernährungsphysiologen, die Vorträge 1 und 3 von einer Nationalökonomin gehalten.

Der zweite Tag macht die Nutzanwendung auf den Einzelhaushalt. Vortrag 1 gibt eine allgemeine Darstellung der durch die jetzige Lage in der schwäbischen Küche notwendig gewordenen Änderungen. Vortrag 2 behandelt einige Spezialfragen der Küche: Ausnützung der Reste, Herstellung und Benützung der Kochkiste, Heranziehung einiger bisher weniger gebräuchlichen Nahrungsmittel. Diese beiden Vorträge werden von Teilnehmerinnen des Berliner Kurses gehalten. Der dritte Vortrag des Tages wird von der Oberin des Säuglingsheims gehalten und erörtert einige wichtige Ernährungsfragen, die Ernährung der Kinder und der Kranken in der Kriegszeit, ferner die Rolle des Zuckers in der Ernährung und schließlich die zweckmäßigste Gestaltung des Speisezettels bei sehr geringen Mitteln.

Am dritten Tage werden einige allgemein interessierende Spezialpunkte behandelt. Ein sehr tüchtiger, modern denkender Bäckermeister spricht über Brot und Backwaren in der Kriegszeit. Der Gartenbauinspektor der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim spricht über die beste Ausnützung des Hausgartens für den Gemüsebau. Abends findet eine Besprechung der Vorträge und der Ausstellung statt.

Die Vorträge werden vormittags und abends gehalten, und zwar vormittags zwei Vorträge von je einer starken Stunde. Nach einer kurzen Pause schließen sich Fragen an. An den beiden ersten Nachmittagen finden Demonstrationen statt. Mit dem Kurs wird eine Ausstellung verbunden. Sie ist in der Hauptsache aus der ganz vorzüglichen Abteilung für Volksernährung in der Ausstellung für Gesundheitspflege entnommen, die bei Ausbruch des Krieges gerade in Stuttgart stattfand. Diese Ausstellungsobjekte, z. B. ein ganzer Wochenplan für fleischarme Ernährung, sehr schön und übersichtlich durch Wachsmodelle dargestellt, mit ganz genauen Berechnungen des Nährwertes, eine ähnliche Übersicht einer ganzen Zahl weniger bekannter Kartoffelgerichte usw. sind für die jetzige Lage abgeändert und ergänzt. Hinzugekommen sind natürlich eine ganze Reihe Ausstellungsobjekte, die durch den besonderen Zweck dieser Ausstellung sich ohne weiteres ergeben, wie z. B. eine reichhaltige Ausstellung von kriegsgemäßen Brot- und Backwaren. Nachmittags veranstaltet die Leiterin der Ausstellung je zwei Führungen.

Der zweite Demonstrationsvortrag wird im städtischen Gaswerk gehalten. Sein Hauptzweck ist, den Hörerinnen die möglichste Ausdehnung des Koksverbrauches ans Herz zu legen. An der Hand einer seinerzeit für die Ausstellung für Gesundheitspflege hergestellten wunderbar übersichtlichen praktischen Darstellung wird die reiche Menge der bei der Gas- und Koksproduktion sich ergebenden Neben-

Digitized by Google

produkte mit den weiter aus ihnen hergestellten Erzeugnissen vorgeführt, unter ihnen das uns jetzt als stickstoffhaltiges Düngemittel so besonders interessierende schwefelsaure Ammoniak. Es wird dann an aufgestellten und in Betrieb befindlichen Öfen gezeigt, wie ein Dauerbrandofen für Kohlenfeuerung behandelt werden muß, um auch mit Koks beschickt werden zu können, wie ein Dauerbrandofen für Koksfeuerung aussieht, wie man sparen kann durch Anhalten des Feuers über Nacht mit geringwertigerem Feuerungsmaterial usw. Auch die Benützung des Koks im Küchenherd wird erläutert, es werden die Änderungen am Rost usw. gezeigt, die an einigen, bisher nur für Kohlen eingerichteten Herden ohne große Kosten anzubringen sind. Und da jetzt mehr Gas gebrannt werden sollte, einmal infolge des Petroleummangels und auch, um dem berechtigten Wunsche nachzukommen, Spiritus für technische Zwecke nur dann zu gebrauchen, wenn es unumgänglich nötig ist, wird ferner ein kurzer Vortrag über die wesentlichen Vorbedingungen des sparsamen Beleuchtens und Kochens mit Gas gehalten, auch mit praktischen Vorführungen. Für die Führungen in der Ausstellung und die Vorträge im Gaswerk sind die Teilnehmerinnen in 4 Gruppen geteilt.

Auch die Mittagsmahlzeiten sind als integrierender Bestandteil dem Kursus eingegliedert. Sie sind für die Teilnehmerinnen unentgeltlich. Der Schwäbische Frauenverein, ein Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, hat mit der Kursleitung ein Programm entworfen, nach dem in seinen beiden Kochschulen den Kursteilnehmerinnen an den drei Kurstagen eine reichhaltige Speisekarte kriegsgemäß zubereiteter Gerichte vorgesetzt werden wird. Es ist dabei besonders Rücksicht genommen auf Gerichte, die hier zu Lande bisher weniger bekannt waren, ferner auf hier beliebte Gerichte, die in ihrer ursprünglichen Form sich für die Kriegszeit nicht eignen, aber bei dem Kursmittagessen in einer vorschriftsmäßigen Ausführung dargestellt werden. Schließlich sind noch Gerichte, die im Verhältnis zu ihrem Nährwert sehr billig in der Herstellung sind, in den Plan aufgenommen. Durch Aufstellen von Kostschüsseln auf Seitentischen, durch Anbieten verschiedener Gemüse beim gleichen Gange usw. ist die Möglichkeit gegeben, an den drei Tagen wirklich ziemlich viel praktisch vorzuführen. Auch die durch Hinzufügen von Mohrrüben gestreckten Marmeladen werden zum Probieren aufgestellt. Sie empfehlen sich in der augenblicklichen Lage für alle die, die früher nicht gewöhnt waren, Obstmus zum Brotaufstrich zu verwenden, und die sich daher für diesen Winter nicht mit größeren Mengen davon versorgt haben. Durch die Hinzufügung von Mohrrüben läßt sich ihr Vorrat erheblich strecken. Die Rezepte aller dieser Speisen werden in einem kleinen Heftchen vereinigt billig zu kaufen sein.

Der dritte Nachmittag wird ausgefüllt durch einen Vortrag über die zweckmäßigste Weiterausgestaltung der Organisation und über die beste Art, das im Kurs Gelernte für die weitere Aufklärung unter der Bevölkerung zu verwerten; an den Vortrag schließt sich eine Besprechung an. Die K. Zentralstellen für Gewerbe und Handel und für Landwirtschaft haben einen Plan ausgearbeitet, um durch die von ihnen zu dem Berliner Rednerkurs entsendeten Herren aufklärende Vorträge an allen wichtigeren Plätzen des Landes halten zu lassen. Diese sind so gedacht, daß jeweils am Nachmittag ein Vertreter der Zentralstelle für Gewerbe und Handel und ein Herr von der Zentralstelle für Landwirtschaft je einen längeren Vortrag halten vor einem eingeladenen Kreise von Personen, die weiter mitarbeiten

Digitized by Google

wollen an der Aufklärung der Bevölkerung. Zu diesen Vorträgen werden dann auch im Einverständnis mit den im Stuttgarter Kurs ausgebildeten Rednerinnen geeignete Frauen eingeladen, die zur weiteren Mitarbeit im Bezirk bereit sind. Abends sollen sich öffentliche Versammlungen anschließen, und es ist in Aussicht genommen, an den Plätzen, wo es wünschenswert erscheint, am gleichen Abend zwei Versammlungen in verschiedenen Lokalen zu veranstalten, die eine von den Rednern der Zentralstelle vor einem männlichen Publikum, die andere von einer Rednerin des Nationalen Frauendienstes für Hausfrauen und Dienstboten.

Wir haben bei den großen öffentlichen Versammlungen, mit denen wir in Stuttgart diese Arbeit einleiteten, mit Freude gesehen, wie überaus rege das Interesse der Frauen für alle mit der zeitgemäßen Ernährung im Zusammenhang stehenden Fragen ist. Auch die lebhafte Anteilnahme an unserm Lehrkurs zeigt uns, wie ernst jetzt die Frauen sich ihrer Pflicht bewußt werden, nicht nur ihren eigenen Haushalt mit klarem Bewußtsein in einer der Zeit und unserer wirtschaftlichen Lage entsprechenden Weise zu führen, sondern auch möglichst weite Kreise zu beeinflussen. Um diese Stimmung zu erzeugen, sind neben der Bearbeitung des Bodens durch die Presse sicherlich öffentliche Versammlungen ein ganz vorzügliches Mittel. Die Rednerinnen für solche Versammlungen in den mittleren und kleineren Städten müssen natürlich aus den Hauptorten kommen, wo die Frauen sich schon mehr an öffentliche Tätigkeit gewöhnt haben. Als die Einladungen zu unserm Lehrkurs ergingen, war das erste Ergebnis die schreckensbleiche Frage von allen Seiten, ob man damit die Verpflichtung zu Vorträgen in öffentlichen Versammlungen auf sich nehmen müsse. Wir sind glücklicherweise in der Lage, genügend geeignete Rednerinnen in unserer eigenen Kommission zu besitzen und konnten sofort die Ängstlichen beruhigen. So wertvoll und geradezu nötig solche Versammlungen auch sind, erscheint uns doch ihre Wirkung nicht andauernd genug zu sein. Wir werden mit allen Mitteln dahin streben, das Land mit einem Netz von Beratungsstellen für Hausfrauen zu überziehen. Wir hoffen und erwarten, daß sich in allen Oberämtern wenigstens eine solche ständige Beratungsstelle bildet, von der als Mittelpunkt dann in den anderen Orten des Bezirkes auch Kriegskochkurse, kleinere Vorträge an Gemeindeabenden, Vorführungen der Kochkiste u. dgl. veranstaltet werden. Von unserer Zentrale in Stuttgart aus werden alle diese Beratungsstellen jeweils auf geeignete neue Literatur hingewiesen, ebenso auf alle im Laufe der Zeit vielleicht nötig werdenden Änderungen an den Richtlinien für die Beratung der Hausfrauen. Es scheint uns wesentlich, daß die Beratung in allen Gegenden des Landes in den Hauptzügen gleich gerichtet ist, und wir haben daher solche Richtlinien drucken lassen, wie sie der augenblicklichen Lage entsprechen; sie sind im großen ganzen die gleichen, wie sie in Berlin in den Hausfrauen-Beratungsstellen des Nationalen Frauendienstes benützt werden. Wir haben sie nur den süddeutschen Verhältnissen und der seither wieder etwas veränderten Lage entsprechend abgeändert.

In den wenigen Wochen, seit wir auf der neuen Grundlage arbeiten, haben wir deutlich erkannt, ein wie großer Teil der bisherigen Gleichgültigkeit in den Fragen des Nahrungsmittelverbrauchs auf Unwissenheit zurückzuführen war. Wenn in allen Landesteilen die Frauen sich mit Eifer der Aufklärungsarbeit widmen, wenn sie vor allem dahin streben, den breiten Schichten des Volkes die Gründe

Digitized by Google

für die nötigen Änderungen möglichst lebendig vor Augen zu führen und sie dann anleiten, diese Änderung in einer ihren Gewohnheiten möglichst angepaßten Form zu vollziehen, kann der Erfolg nicht ausbleiben.

Nachtrag der Redaktion. Zu dem hier dargelegten mustergültigen Plan eines Aufklärungskursus fügen wir als Material zwei weitere Pläne hinzu, die uns zugingen. Der erste, veranstaltet von der Rheinischen Landwirtschaftskammer in Bonn, der andere in Anlehnung daran, aber einerseits vereinfacht, andererseits erweitert von Frauenvereinen in Kreuznach.

Arbeitsplan des Kriegslehrganges

für Haushaltungslehrerinnen und Volksschullehrerinnen sowie für Hausfrauen und erwachsene Töchter aus Stadt und Land

vom Montag den 22. bis Mittwoch den 24. Februar 1915 im Saale des Bonner Bürgervereins zu Bonn, Poppelsdorfer Allee 21—23.

Erster Tag: Montag, den 22. Februar.

9 Uhr: Eröffnung durch den Vorsitzenden der Landwirtschaftskammer Landrat von Groote-Rheinbach.
9½ Uhr: Zweck und Aufgaben des Lehrganges. Generalsekretär Ökonomierat Dr. Reinhardt-Bonn.
10 Uhr: Die Volksernährung im Kriege. Ökonomierat Kreuz-Bonn.
11 Uhr: Die Kriegskost. Fräulein Becker-Cöln.

Zweiter Tag: Dienstag, den 23. Februar.

9 Uhr: Das Haushalten in Küche, Haus und Hof. Frau Pfarrer Haarbeck-Thallichtenberg.
9½ Uhr: Die Notwendigkeit des sparsamen Haushaltens und die wichtigsten hierüber ergangenen amtlichen Verordnungen. Professor Dr. Wygodzinski-Bonn.
10 Uhr: Die Molkereierzeugnisse und ihr Wert für die Ernährung in der Kriegszeit. Molkereiinstruktor Schwarz-Bonn.
11 Uhr: Die Bedeutung der Kleintierzucht während des Krieges (Geflügel-, Ziegen- und Kaninchenzucht). Geschäftsführer Bosch-Bonn.

Dritter Tag: Mittwoch, den 24. Februar.

9 Uhr: Die Geld-, Kredit- und Darlehensverhältnisse während der Kriegszeit. Direktor Feldmann-Bonn.
10 Uhr: Der Gemüsebau im Hausgarten und im Felde. Gemüsebautechniker Stübler-Bonn.
11 Uhr: Die Viehhaltung und Viehfütterung in der Kriegszeit. Tierzuchtdirektor Ökonomierat Dettinger-Bonn.

An jedem Vortragstag **nachmittags von 3—5 Uhr Besprechung der Vorträge.** Im Anschluß an diese Besprechungen sind an den ersten beiden Nachmittagen noch **Vorträge** über „Gesundheitspflege" und „Ländliche Wohlfahrtspflege in der Kriegszeit" vorgesehen.

Kriegshilfe in der Heimat.

Zweitägiger Lehrgang, veranstaltet vom Vaterländischen Frauenverein für den Kreis Kreuznach und dem Frauenbildungsverein Kreuznach.

Sonntag, den 28. Februar, und Montag, den 1. März, in Heyms Saalbau, Kreuznach, Kreuzstraße.

Arbeitsplan:

Erster Tag: Sonntag, den 28. Februar.

12½ Uhr: Eröffnung durch Landrat von Nasse.
1—1¼ Uhr: Zweck und Aufgabe des Lehrganges. Frau Elsbeth Krukenberg.

Digitized by Google

1¼—2 Uhr: Wie machen wir den Aushungerungsplan Englands zuschanden? Pfarrer Bölitz, Bingerbrück.
2—2½ Uhr: Über Kriegskreditwesen. Oberbürgermeister Kirschstein.
2½—3 Uhr: Die Kriegskost. Gewerbeschullehrerin Fräulein Bögel.
3—3½ Uhr: Haushalten in Stadt und Land. Frau Henriette Fürth, Frankfurt a. M.
6—8 Uhr: Allgemeine Besprechung der Vorträge.

Zweiter Tag: Montag, den 1. März.

9½—10 Uhr: Die Molkereierzeugnisse und ihr Wert für die Ernährung in der Kriegszeit. Weinbauschulleiter Bernhard.
10—10½ Uhr: Die Bedeutung der Kleintierzucht während des Krieges (Geflügel-, Ziegen- und Kaninchenzucht). Landwirtschaftslehrer Goedecke.
10½—11 Uhr: Der Gemüsebau im Hausgarten und Felde während der Kriegszeit. Obstbaulehrer Nordmann.
11—11½ Uhr: Ländliche Wohlfahrtspflege.
11½—12 Uhr: Jugendpflege. Frau Direktorin Hilger.
3—6 Uhr: Allgemeine Besprechung der Vorträge.

Der Patriotismus im Wirtschaftsleben.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In den ersten Tagen des Krieges legte man in manchen Gastwirtschaften, Läden, Tingeltangels eine Leiter an die Eingangstür, stieg hinauf und nahm Schilder wie „Restaurant Boncourt", „Salon Perl", „Cabaret Chat noir" usw. unter dem Beifall des Publikums herunter. Vielleicht hat mancher Nachdenklichere in diesen Beifall nicht ganz so siegesgewiß und starkgeistig einstimmen können. Weil man sich nämlich schämen mußte, daß wir uns jetzt mit breitem Selbstgefühl und voll patriotischer Gehobenheit dieser Dinge entledigen, deren Dasein, ja deren zweifellose Anziehungskraft wir jahrelang unter uns erlebt haben, ohne einen durchgreifenden Willen, sie zu beseitigen. Sind sie jetzt unser nicht würdig, so waren sie es niemals, und daß wir sie jetzt herunterholen, ist wahrlich kein Anlaß zu breiter Selbstgefälligkeit, sondern eher zu nachträglicher peinlicher Scham.

Immerhin sind diese kleinen Symptome gleichgültig gegenüber größeren wirtschaftlichen Fragen, deren sich seit Kriegsbeginn die öffentliche Meinung unter dem Gesichtspunkt eines kräftigeren Vaterlandsgefühls bemächtigt hat. Die Befreiung vom Ausland wurde zur Parole: Stärkung der deutschen Industrie durch Verpönen aller ausländischen Erzeugnisse, bessere Ausprägung unserer eigenen Art durch Ablehnung des Fremden, kräftigere Betonung der nationalen Zusammengehörigkeit dadurch, daß wir vom Scheitel bis zur Sohle, von der Seife bis zum Theaterstück „deutsch" sind.

Richtiges und Verkehrtes, Gutes und sehr Törichtes, berechtigter Stolz und bedauerliche Unwissenheit haben sich in dieser Parole zusammengefunden.

Digitized by Google

Ihre Berechtigung liegt in zwei Gedanken. Erstens: dieser Krieg ist zugleich ein Handelskrieg. Unsre Feinde führen ihn gegen den deutschen Handel und wir führen ihn in eben dem Maße für unsre Handelsinteressen. Zweitens: wir müssen wünschen, daß wir Deutschen durch das mächtige Erlebnis dieses Krieges auf dem Wege selbständiger Formkultur in jeder Hinsicht ein entscheidendes Stück weiter kommen.

Bedenklich aber wird der wirtschaftliche Patriotismus da, wo er die Verflechtung Deutschlands in den Welthandel verkennt und das Ideal einer vom Ausland sich abschließenden Eigenbrödelei aufstellt. Daß eine Stimmung, die auf so etwas hinausging, überhaupt eine gewisse Breite gewinnen konnte, zeigt nur, daß viele unter uns von dem Wesen des neuen Deutschland noch sehr wenig innerlich durchdrungen sind.

Es wäre daher sehr notwendig, daß auch der Laie sich die folgenden volkswirtschaftlichen Tatsachen in Fleisch und Blut übergehen ließe.

Deutschland hat im Jahre 1913 eine Jahreseinfuhr von etwa 10 Milliarden Mark Wert gehabt und eine Ausfuhr von etwa der gleichen Höhe.

Die Einfuhr bestand im wesentlichen in Rohstoffen und Nahrungsmitteln. Die Ausfuhr besteht im wesentlichen ($6^3/_4$ Milliarden) in Fertigfabrikaten — in Dingen also, die von der deutschen Industrie für den Gebrauch fremder Nationen hergestellt sind.

Wir geben dem Ausland also weit mehr deutsche Fabrikate, als wir ausländische gebrauchen. Wir sollten deshalb vorsichtig sein mit jener Übertreibung des patriotischen Wirtschaftsgedankens, bei der es für eine nationale Kardinaltugend erklärt wird, nur einheimische Fabrikate zu benutzen, und für Landesverrat, etwas nicht im Lande Gewachsenes und Geschaffenes zu kaufen. Wenn die anderen Völker nach diesem Satze handelten, hätten wir sehr wenig Grund, uns ihrer Gesinnungstreue zu freuen. Und es macht sich nicht besonders gut, wenn wir in einem Atem deutsche Erzeugnisse im Auslande anbieten und den Gebrauch eingeführter Waren grundsätzlich für unvereinbar mit allem Patriotismus erklären.

Deutschlands Anteil am Welthandel beruht auf seinen Fertigfabrikaten. Deutschland muß wünschen, daß der Grundsatz, man dürfe nur „Selbstgemachtes" brauchen, bei den Kulturvölkern nicht Platz greift.

Bei den Kulturvölkern. Denn die deutsche Industrie liefert den größeren Teil ihrer Waren an die europäischen Staaten, also an Völker ebenbürtiger Kultur, nicht etwa an solche, die das überlegene Erzeugnis annehmen müssen, weil sie selbst weit davon entfernt sind, ähnliches herzustellen. 75 Prozent der deutschen Ausfuhr bleibt in Europa.

Zu diesen Tatsachen gehören, um sie voll zu würdigen, noch ein Stück Entwicklung und ein paar Vergleiche. Ein Stück Entwicklung. Die Höhe der deutschen Ausfuhr stieg erst in den letzten fünf Jahren von $6^1/_2$ Milliarden auf 10 Milliarden. Dieses rasche Steigen ist der entscheidende Wesenszug unserer deutschen Wirtschaftsentwicklung, in ihm erfassen wir unsere Macht und Größe, in ihm letzten Endes einen entscheidenden Grund und den eigentlichen Zweck dieses Krieges. Das zeigt uns der folgende Vergleich. Die vier großen Handelsstaaten der Welt sind: Groß-

Digitized by Google

britannien, Deutschland, die Vereinigten Staaten und Frankreich. Am gesamten Welthandel besitzen:

Großbritannien	16,6 %
Deutschland	12,9 %
Vereinigte Staaten	9,9 %
Frankreich	9,0 %

Deutschland stieg seit 1904 von 11,7 % auf seinen jetzigen Anteil. England fiel seit 1904 von 18 % auf seinen jetzigen Anteil. Frankreich und die Vereinigten Staaten hielten in dieser Zeit ziemlich ihren Stand. Die entscheidende Veränderung auf dem Weltmarkt ist das Steigen des deutschen und das Fallen des englischen Anteils.

Diese Tatsache muß dem deutschen Patrioten heute fester Besitz sein, ein Besitz seiner Einsicht, die sich in Willen und Gefühl umsetzt: das richtige patriotische Gefühl und den richtigen Willen, der nun und nimmer bestehen kann in dem Wunsch nach „Befreiung vom Ausland".

* * *

Der Krieg ist ein Handelskrieg, aber er steht nicht etwa unter der Parole des Abbruchs unserer Verbindungen mit dem Ausland, sondern im Gegenteil ihrer Erweiterung, der Verdrängung unserer wirtschaftlichen Gegner vom Weltmarkt — oder sagen wir zurückhaltender ihrer Einengung auf dem Weltmarkt. Der Schauplatz unserer deutschen wirtschaftlichen Erfolge liegt nicht in der Hauptsache bei uns im Inlande, sondern er liegt in der Hauptsache draußen auf dem Weltmarkt.

Gleich bei Kriegsbeginn haben sich sowohl in Frankreich wie in England Zusammenschlüsse vollzogen mit dem Zweck, die deutschen Erzeugnisse vom französischen und englischen Markt zu verdrängen. England hat im Augenblick infolge der Kriegslage und des vollständigen Abschlusses unserer eigenen Handelsschiffahrt vom Weltmarkt zugleich Möglichkeiten genug, uns auch draußen zu schädigen. Die englische Regierung hat, wie uns unsere erfahrenen Industriellen versichern, mit großer Umsicht den wirtschaftlichen Kampf gegen Deutschland aufgenommen. Es ist in London eine Musterausstellung der aus Deutschland eingeführten Waren veranstaltet zu dem Zweck, die englische Industrie anzuleiten, diese Waren selbst herzustellen. Die Patente auf deutschen Erzeugnissen werden englischen Herstellern angeboten. Daß jedoch alle diese Pläne in ihrer Durchführung sehr erheblichen Hemmungen begegnen, zeige ein einziges Beispiel: das der chemischen Industrie. Vor einiger Zeit fand eine Versammlung der englischen Pharmazeuten statt, die sich mit der Frage der Ausschaltung deutscher Erzeugnisse beschäftigte. Übereinstimmend waren sich diese Fachleute darüber klar, daß es vollkommen ausgeschlossen sei, in ein paar Kriegsmonaten den gewaltigen Vorsprung der deutschen chemischen Industrie einzuholen. Die Leistungsfähigkeit der chemischen Industrie beruhe auf einem System, das wissenschaftlich unterbaut, in zwei Jahrzehnten der Praxis ausgestaltet sei. Das Ineinandergreifen der Einrichtungen eines Betriebes zur Verwertung aller Nebenprodukte sei das Ergebnis so komplizierter Durcharbeitung, Erfindung und Erfahrung, daß sich das unmöglich im Handumdrehen nachahmen lasse. Sogar von der Aufhebung der deutschen Patente zu englischen

Digitized by Google

Gunsten wollten diese Fachleute ziemlich wenig wissen. Es würden dadurch nur späterhin Verwirrungen und endlose Prozesse und Schwierigkeiten geschaffen werden. Ergebnis: Die deutschen Apothekerwaren und das Jenaer Glas in seiner vielfachen Verwendung sind international unentbehrlich.

Dieses Beispiel ist in mancher Hinsicht lehrreich. Der Hochstand gewisser industrieller Erzeugnisse ist das Ergebnis gemeinsamer Arbeit der Kulturvölker, von denen das eine kraft seiner Bodenschätze und Begabung diese und das andere jene Fabrikate zu einer sonst nicht erreichbaren Vollkommenheit bringen konnte. Es wäre ein sinnloser Verzicht auf solche Vollkommenheit, wenn jedes Volk seine Kunst und Kraft nur für den eigenen Markt reservieren wollte. Und umgekehrt: gerade durch den internationalen Wettstreit des Könnens treibt die Produktion eines Landes ihre Kräfte zu den äußersten Leistungen hinauf. Die Entscheidung in einem solchen Kampf durch einen künstlichen Abschluß der Grenzen (abgesehen von dem notwendigsten Schutzzoll) statt durch die Überlegenheit der Fähigkeit treffen lassen zu wollen, wäre grundsätzlich falsch. Wäre auch am wenigsten im deutschen Interesse. Denn in dem Maße, als die Produktion vergeistigt und wissenschaftlich unterbaut wird, wächst unsere Aussicht, bei freiem Wettbewerb den internationalen Sieg davonzutragen.

Nach dieser Richtung müssen denn auch die deutschen Bemühungen in diesem wirtschaftlichen Krieg gehen und gehen sie tatsächlich. Bis jetzt ist London die unbestrittene Zentrale des Weltmarktes, an der eine große Zahl der wichtigsten und massenhaftesten Weltmarktswaren ihre Einschätzung und Vermittlung erfahren. Die deutschen Bemühungen gehen dahin, an die Stelle dieser englischen Zentrale möglichst deutsche Durchgangsstationen zu setzen. So arbeitet ein Konzern von Hamburger Kaffeefirmen seit längerer Zeit schon daran, London als Durchgangsstation des internationalen Kaffeehandels auszuschalten. Die Bremer Baumwollenbörse hat in der letzten Zeit (vor dem Kriege) an Bedeutung immer mehr gewonnen. Für die verschiedensten Artikel bemühen wir uns, das Kommissionsgeschäft nach Deutschland selbst zu ziehen. Es sind z. B. vielfach deutsche Waren, z. B. Krefelder Seide, Plauensche Spitzen in Paris gehandelt worden, so daß die ausländischen Einkäufer, um sie zu erhalten, nicht nach Deutschland kamen, sondern ein Pariser Kommissionsgeschäft benutzten. In all solchen und ähnlichen Fällen wird es sich also darum handeln, deutsche Zentralen einzuschieben. Das ist aber nur möglich durch jede Art von Entgegenkommen an das Ausland. Es ist einmal gesagt worden, daß die Erfolge Deutschlands auf dem Weltmarkt gegenüber dem englischen Konkurrenten auf der Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit des deutschen »Commis voyageur« beruhen. Der englische Kaufmann, so hat man gesagt, verkauft seinen Kunden, was er hat, der deutsche sucht herauszubekommen, was der Kunde sich wünscht und seine eigenen Wünsche zu befriedigen. Auf diesem Unterschied beruhe die Überlegenheit des deutschen Handels.

Vielleicht läßt sich dieser Gedanke noch wirtschaftsgeschichtlich vertiefen. Solange England Handel trieb mit Völkern, denen es industriell weit voraus und wirtschaftlich unbedingt überlegen war, konnte seine Praxis Erfolg haben. Sie wird immer noch Erfolg haben gegenüber Halbbarbaren, die unbesehen das aufnehmen, was ihnen mit einem gewissen Selbstbewußtsein und einer unerschütterlichen Sicherheit aufgedrängt wird. Sie wird aber versagen Völkern gegenüber mit eigenem Geschmack,

Digitized by Google

eigenen differenzierten Bedürfnissen, eigener und ihrer selbst bewußter Kultur. Hier liegen die Aussichten der deutschen Praxis, vorausgesetzt, daß sie sich als solche erhöht und entwickelt.

Und auch von hier aus fällt ein besonderes Licht auf die Forderung, daß wir uns in unserer Eigenart noch stärker befestigen und in all unseren Erzeugnissen das, was uns von anderen Völkern trennt und unterscheidet, schärfer ausprägen sollen. Halten wir daran fest, daß die deutsche Industrie (kraft der besonderen Fähigkeiten des deutschen Geistes zu der wissenschaftlichen Durchdringung der Produktion, auf der mehr und mehr alle Erfolge beruhen) berufen sein soll, in allen Erzeugnissen, bei denen es auf diese Fähigkeit ankommt, den Weltmarkt zu erobern, so müssen wir uns zugleich sagen, daß die Bedingung dieser Eroberung die Anpassungsfähigkeit und das Verständnis für die besonderen Verhältnisse und Eigentümlichkeiten des Auslandes ist, das wir versorgen sollen. Wenn Deutschland unverarbeitete Rohstoffe ausführte, so brauchte es sich um die Kultur der Völker, mit denen es handelt, nicht zu kümmern. Wenn aber sein Handel auf Fertigfabrikaten beruht, so bedürfen diese Fertigfabrikate, weil sie ein Stück geistiger Leistung in sich umfassen, des Mitwirkens einer gewissen Einsicht und Fühlung für den Geist des Landes, für das sie bestimmt sind. Das gilt in besonderem Maße für alle Gegenstände, bei denen ästhetische Werte irgendwie mitsprechen.

Die Konsequenz, zu der diese Gedankenreihe kommen muß, ist ohne weiteres klar: wollen wir deutsch sein in jenem engen und ausschließlichen Sinn, in dem ein sich selbst mißverstehender Patriotismus das heute verlangt, so entstünde die Gefahr einer starken Einbuße unserer Anpassungsfähigkeit an den Weltmarkt und seine Bedürfnisse.

Das sieht nun so aus, als wenn wir gezwungen sein sollten, um der Handelsvorteile willen auf unsere Gesinnung und unser Wesen zu verzichten. Diese Selbstverleugnung stände wahrlich einem Volk von Kraft und Selbstbewußtsein schlecht an. Sie soll aber auch nicht verlangt werden. Die Frage liegt anders. Es ist eine Tatsache, die wir auch in dieser Zeit hochgespannten Nationalgefühls nicht übersehen dürfen, daß die Kultur in wachsendem Maße „europäisch" geworden ist. Je reicher der Austausch und je vielfältiger die Beziehungen zwischen führenden Kulturvölkern geworden sind, um so mehr hat sich eine gewisse Gemeinsamkeit des Geschmacks und der eigentlichen Kulturbedürfnisse herausgebildet. Nehmen wir etwa die Kleidung. Sie ist in ihren wesentlichen Zügen Gemeinbesitz der Kulturmenschheit, nicht aus dem zufälligen Grunde, daß es einer Mode gelungen ist, einen rein wirtschaftlichen Sieg über die Welt davonzutragen, sondern aus einer gewissen Gleichheit der Lebensweise, des Geschmacks, der Arbeit, der Geselligkeit, der geistigen Bedürfnisse überhaupt. Es ist an sich undenkbar, eine „deutsche Tracht" zur Geltung bringen zu wollen, die auf dem Grundsatz der Unterscheidung vom Ausland beruht. Wir sind einfach nicht nur Deutsche in dem Sinne, daß wir unsere Lebensformen ganz für uns allein hätten. Immer wird sich auf Grund gemeinsamer Kultur auch eine gleichartige oder verwandte Gestalt der Umgebung herausstellen. Eine nationale Ausdruckskultur, die auf dem Grundsatz der Isolierung aufbaute, wäre unnatürlich und unorganisch und würde sehr bald ihrer selbst überdrüssig werden, so wie etwa 1870/71 das Gretchenkleid der deutschen Jungfrau sich sehr bald erledigt hat. Wir sollten solche kindlichen und sentimentalen Versuche nicht wieder machen.

Digitized by Google

Wir sollten uns vielmehr unserer deutschen Art in ganz anderer Weise bewußt werden, nämlich so, daß wir unsere Fehler in Tugenden umwandelten. Wir sind eine Nation synthetischen Geistes, besonders begabt, das Fremde zu kennen, zu verstehen, in uns aufzunehmen — besonders dazu geartet, jenen Verschmelzungsvorgang zu vollziehen und zu fördern, in dem die von einem Volk erzeugten kulturellen Werte mit denen anderer zu neuer Wesensart und Ausdrucksform vereinigt werden. Es wäre sehr banausisch, wenn man die Tatsache leugnen wollte, daß die Höhe unserer deutschen klassischen Kultur durch solche Verschmelzungsvorgänge mit bedingt und geschaffen worden ist. Daß am Anfang der glänzendsten Periode deutschen Geistes Herders „Stimmen der Völker" stehen, ist kein Zufall, sondern eine deutsche Notwendigkeit. Nehmen wir doch diese unsere Kraft zur Kultursynthese als eine Kraft und nicht nur als Schwäche. Gewiß, sie äußerte sich nicht selten als Schwäche. Unser Offensein für alle fremden Einflüsse, unsere Kraft, sie aufzunehmen und in uns zu beherbergen, nahm uns oft genug die Sicherheit des eigenen Wesens, lieferte uns, solange Deutschland keinen politischen Halt für sein Selbstbewußtsein hatte, dem Fremden allzu nachgiebig aus. Wir würden uns aber selbst in verhängnisvoller und ganz überflüssiger Weise herabsetzen, wenn wir diese Fähigkeit nur als Schwäche beurteilten. Sie ist tatsächlich eine Begabung und eine Kraft. Und sie bestimmt uns nun wieder unseren Platz in der gemeinsamen Arbeit der Menschheit. Wirtschaftliche Mission und innere Anlage kommen zusammen. Wenn wir, ein Land arm an Bodenschätzen, unsere Leistung für den Austausch der Völker durch das Stück geistiger Verarbeitung darbringen, das wir dem Stoff angedeihen lassen, so ist uns damit im wachsenden Austausch die Aufgabe gestellt, dem Geist zu dienen, ihn mitzuschaffen, der als das Gemeinsame neuzeitlicher Weltkultur sich aus diesem Austausch als ihre organische Frucht herausbildet. Also nicht Einschränkung unserer Fähigkeit, die Feinheiten französischer Form, die Eigenart japanischer Kunst oder nordischen Lebensausdrucks zu verstehen, sondern unbekümmerte Pflege dieser besonderen Kraft eines Volkes, das nicht umsonst in der Mitte Europas einen Boden bewohnt, auf dem in Krieg und Frieden die europäischen Nationen einander oft begegnet sind.

* * *

So hätten also alle die Bestrebungen, die, stimmungsmäßig jetzt stärker als je, auf deutsche Kunst, deutsche Form, deutsche Erzeugnisse hinausgehen, unrecht? Keineswegs. Und von diesem Gegengewicht der angeborenen deutschen Urbanität wäre nun noch zu reden. Es ist auch wieder gar nicht zu bestreiten, daß es der deutschen Arbeit an eigenem Rückgrat und Selbstbewußtsein gefehlt hat. Aber das lag doch sehr viel weniger an einer gesinnungsmäßigen Verleugnung des Deutschtums, als an einer tatsächlichen künstlerischen oder wirtschaftlichen Schwäche. Der deutsche Werkbund hat keineswegs etwa sein Werk mit der Parole begonnen, wir wollen eine deutsche Werkkunst. Er hat ganz einfach in Deutschland die Werkkunst beleben und fördern wollen. Das heißt, er hat das große Feld der Bauten, Geräte, Kleider, Schmuckgegenstände usw. überhaupt erst wieder für die Kunst gewinnen und erobern wollen. Er hat sich nicht die Aufgabe gestellt, fremde Kunstformen zu bekämpfen (wie etwa in der Mitte des Jahrhunderts die sogenannte „Lebkuchengotik" anderen gesinnungsmäßigen Deutschtümeleien parallel ging, und wie wir nach 1870/71 die

Digitized by Google

Luthertische und altdeutschen Trinkstuben belebten), sondern er hat Formen suchen wollen für Dinge, die überhaupt noch keine eigene Form hatten, für Fabriken und Schiffsausstattungen, für Hotels und Bahnhofshallen. Und diese Tatsache weist den Weg, auf dem überhaupt nur „deutsche Form" entstehen kann. Wenn die Aufgabe so gestellt wird, daß dem Ungeformten eine Form geschaffen wird, so wird diese Form um so sicherer Wesensausdruck ihres Urhebers sein, je weniger sie durch gesinnungsmäßige Rücksichten verwirrt wird, die nicht in die Kunst hineingehören. Ist der deutsche Geist kräftig genug, um dem modernen Leben seine eigene Gestalt in Bauten, Geräten und Kleidung zu geben, so wird diese seine Leistung ganz von selbst und ohne besondere Mühe sowohl deutsch sein wie europäisch. So wird sie, indem sie eigene Art zum Ausdruck bringt, zugleich Werke schaffen, die auch der Weltmarkt brauchen kann. Die Frage der deutschen Form, der deutschen Werkkunst ist überhaupt keine Frage des Programms, sondern eine Frage der Leistung. Es scheint, als ob der reichere Boden des modernen Deutschland einen kräftigeren und kühneren Willen erzeugt hat zu eigener Gestaltung ungestalteter Dinge, zum Hinüberziehen von Gebieten, die bisher der geistigen Formung zu widerstreben schienen, in das Reich gebildeten Lebens. Auf diesem Wege werden solche Eroberungen, solche Befreiungen errungen. Von der Imitation und Abhängigkeit kommt man nicht los, indem man sich aus der Befreiung eine moralische Pflicht macht. Das reicht nicht, und man verfällt, wenn weiter nichts als dieser gute Wille einen regiert, in neue Abhängigkeiten oder vollständige Formlosigkeit. Unabhängig macht nur die schöpferische Kraft, nicht das Programm. Es sind Anzeichen dafür da, daß wir solche schöpferischen Kräfte unter uns haben. Verlassen wir uns auf sie, ohne sie durch Maßstäbe zu beirren, die aus anderen seelischen Gebieten genommen sind als dem der Kunst. Das andere, was dann noch zu geschehen hat und worin ja die zweite Hauptaufgabe des Werkbundes lag: jenen schöpferischen Kräften den Rückhalt einer gesunden großartigen wirtschaftlichen Organisation zu geben, dem Erzeugnis deutschen Schaffens die Wege in die Welt hinaus zu ebnen — dieses andere wird ohne Zweifel nach dem Krieg in größerem Maßstab und in kühnerer Form als bisher in Angriff genommen werden können. Beides aber könnte durch kleinbürgerliche Sentimentalitäten und durch eine gutgemeinte, aber zurückgebliebene und altmodische Form von wirtschaftlichem Patriotismus nur beträchtlich erschwert werden.

Digitized by Google

Der weibliche Arbeitsmarkt im Kriege.

Von

Else Röhrßen.

Nachdruck verboten.

Das Januarheft des Reichsarbeitsblattes veröffentlicht die folgende Übersicht über den Arbeitsmarkt auf Grund der Statistik der deutschen Arbeitsnachweise. Auf je 100 offene Stellen kamen

Arbeitsgesuche

im Monat	bei männlichen Personen		bei weiblichen Personen	
	1913	1914	1913	1914
Januar	191	234	98	105
Februar	190	218	91	97
März	168	178	87	92
April	160	161	96	94
Mai	166	172	100	100
Juni	168	168	101	101
Juli	174	158	108	99
August	178	248	101	202
September	160	200	99	183
Oktober	178	154	122	191
November	219	140	143	189
Dezember	218	124	128	158

Diese kleine Tafel mit Zahlen ist ein ungemein lehrreiches und ergiebiges volkswirtschaftliches Dokument. Man kann aus ihr eine ganze Fülle von allgemeinen Tatsachen zu dem Thema „Der Krieg als Arbeitgeber" entnehmen. Und man kann von diesen Tatsachen die aufschlußreichsten Rückschlüsse machen auf die wirtschaftliche Widerstandskraft der Arbeiterscharen, die der Krieg in dieser Weise in ihren Aussichten und ihrer Verwendung beeinflußt hat.

Betrachten wir zuerst die Säule der männlichen Personen. Das Jahr 1913 war ein Jahr sehr ungünstiger Arbeitsgelegenheiten, ein Jahr gesteigerter Arbeitslosigkeit. Im Jahr vorher hatte sich die Ziffer der Stellensucher auf 100 angebotene Stellen von 192 im Januar abwärts bis 140 im Juli und wieder hinauf bis 175 im Dezember bewegt. Im Jahr 1913 geht die Zahl der Gesuche auf je 100 Stellen von dem gleichen Hochstande im Januar nur auf einen tiefsten Stand von 160 im September herunter, um dann rasch auf 218 im Dezember zu steigen. Die Arbeitslosigkeit war am Ende des Jahres 1913 so groß, daß auf 100 angebotene Stellen 218 Bewerber kamen. Im Anfang des Jahres 1914 ist

Digitized by Google

diese Zahl noch höher gewesen. Sie hat dann aber schnell nachgelassen, und im Juli ihren tiefsten Stand von 158 erreicht.

Nun begann der Krieg. Seine Wirkung auf den Arbeitsmarkt zeigt sich sofort in dem Emporschnellen der Arbeitsuchenden auf 248 auf 100 angebotene Stellen. Das war die Zeit der raschen Lähmung der gesamten Industrie durch die Unsicherheit aller Verhältnisse, jene Zeit, als alle öffentlichen Körperschaften, erschreckt durch die Menschenansammlung an den Arbeitsnachweisen, in größter Schnelligkeit Notstandsarbeiten einrichteten, um einer in diesem Umfang nicht vorgesehenen Kriegsfolge durch besondere Veranstaltungen abzuhelfen.

Teils infolge dieser großartigen Notstandsarbeiten, viel mehr aber noch durch die selbständige Wiederbelebung von Gewerbe und Handel sinken die Arbeitslosenziffern ganz über Erwarten rasch. Man kann fast sagen: sie stürzen geradezu. Stürzen bis auf 124 Arbeitsuchende auf 100 angebotene Stellen, ein Verhältnis, das in Wirklichkeit kaum noch einen Überschuß von Arbeitsuchenden über angebotene Stellen bedeutet. (Man muß nämlich mit gewissen Doppelzählungen bei den Arbeitsuchenden rechnen, die sich bei verschiedenen Arbeitsnachweisen gleichzeitig zu melden pflegen.)

Die Industrie hat ihre Riesenglieder nach der ersten Lähmung wieder gereckt und ihre Arbeitssäle und Werkstätten haben die ungeheuer gestiegene Reservearmee der Arbeitskräfte in raschem Tempo wieder aufgesogen.

Der weibliche Arbeitsmarkt bietet nun ein vollständig anderes Bild. So überraschend anders in allen Einzelheiten, daß sich daraus die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Frauenarbeit mit einer Deutlichkeit ablesen lassen wie vielleicht noch niemals in normalen Zeiten.

Die Arbeitslosigkeit unter den Frauen ist normalerweise niemals so hoch wie unter den Männern. Auch die kritische Zeit für den Arbeitsmarkt am Ende des Jahres 1913 und in den ersten Monaten von 1914 äußert sich bei der Frauenarbeit in ganz anderer Form. Daß die Zahl der Arbeitsuchenden bei den Frauen immer in der Mitte des Quartals besonders hoch ist und am Anfang des Quartals stark herabsinkt, liegt vielleicht an dem Überwiegen von Dienstmädchen und Handelsangestellten, die am häufigsten zum Quartalswechsel neue Stellungen aufsuchen, sich daher in der Mitte des Quartals bei den Arbeitsnachweisen einstellen und im ersten Monat versorgt sind. Natürlich haben auch die Saisonindustrien mit ihrer weiblichen Arbeiterschaft auf diese besonderen Bewegungen von Angebot und Nachfrage auf dem weiblichen Arbeitsmarkt Einfluß. Jedenfalls ist es interessant, daß in der schlimmsten Zeit des Jahres 1913 die Zahl der Arbeitsuchenden auf 100 Stellen nicht höher als 143 ging, und schon im Januar 1914, während sie bei den Männern noch erheblich steigt, beinahe auf pari zurückgeht. In den ersten Monaten ist ein dauernder Mangel an weiblichen Arbeitskräften zu bemerken, während bei den Männern immer noch die Zahl der Arbeitsuchenden um 50 bis 75 % die der angebotenen Stellen übertrifft.

Mit dem Kriegsausbruch nun verändert sich dieses Verhältnis der weiblichen Arbeitslosen zur ziffernmäßigen Bewegung der männlichen in ganz charakteristischer Weise. Daß die allgemeine industrielle Lähmung sich bei den Frauen in dem prozentual stärkeren Ansteigen der Arbeitsuchenden äußert, erklärt sich zum Teil aus der Verminderung der männlichen Arbeitskräfte durch die Truppeneinziehungen.

Digitized by Google

Nicht aus denselben Ursachen aber kann man das sehr langsame Sinken der weiblichen Arbeitslosenziffern von da ab erklären. Während die Zahl der stellensuchenden Männer, die auf 100 offene Stellen entfällt, vom August bis zum Dezember genau um die Hälfte sinkt, bleibt diese Zahl bei den Frauen bis zum November doch ziemlich auf gleicher Höhe, um erst im Dezember — wesentlich mit durch die stärkere Einstellung kaufmännischer Angestellter in das Weihnachtsgeschäft — auf 158 herabzusinken. Ein Monatsdurchschnitt für den Januar liegt noch nicht vor.

Woraus erklärt sich die Tatsache, daß der soviel günstigere Stand des weiblichen Arbeitsmarktes in Friedenszeiten sich im Krieg genau in sein Gegenteil verkehrt hat?

Die Verminderung des Arbeitsangebotes der Männer durch die Truppeneinziehungen spielt selbstverständlich eine Rolle dabei. Es wäre ja aber an sich nicht ausgeschlossen, daß die freiwerdenden Plätze der Reserven, der Landwehr und des Landsturms auch auf die Gestaltung des weiblichen Arbeitsmarktes günstig hätten wirken können. Das ist nun tatsächlich in nur ganz geringem Umfang der Fall gewesen. Es hat nicht sehr viele Männerplätze gegeben, die durch Frauen ausgefüllt wurden oder ausgefüllt werden konnten. Auch wo es sich nicht um körperlich ungeeignete Arbeiten handelte, haben die Frauen nur in ganz kleinem Umfang männliche Posten einnehmen können. Ihre Hemmung war ihre mangelnde Ausbildung und Fähigkeit.

Diese Hemmung hat aber auch zum Teil die Ursache abgegeben dafür, daß überhaupt prozentual so viel mehr Frauen durch die Kriegsereignisse aus ihrer Arbeit herausgeworfen wurden als Männer. Besonders im Handelsgewerbe hat sich das gezeigt. Man hat bei der Verminderung des Personals die leicht ersetzbaren Kräfte, die Verkäuferinnen, die mit minder verantwortlichen Aufgaben betrauten Buchhalterinnen zuerst abgeschoben. Man hat sich selbstverständlich, soweit es irgend ging, wenn auch mit Opfern, die qualifizierteren Kräfte, die für das Geschäft einen rein individuellen Vorteil bedeuteten, zu erhalten gesucht. Und unter diesen Kräften waren eben doch Frauen nicht in nennenswertem Umfang. Ähnliches vollzog sich in der Konfektion. Die fähigeren Kräfte waren imstande, für die gewaltigen Qualitätslieferungen an das Heer sich einstellen zu lassen. Die halb geschulte Arbeiterin, die irgendeine Teilarbeit in der Damenkonfektion verstand, besaß diese Fähigkeit der Umschaltung nicht in wünschenswertem Maße. Es ist immer schon von Unternehmern beobachtet worden, und es hat sich jetzt auch in den Arbeitsstuben gezeigt, die von Wohlfahrtsorganisationen geschaffen sind, daß die Frauen schwerfälliger sind in der Übernahme irgendwelcher ungewohnten neuen Arbeit. Sie sind so befangen in der Einstellung auf das, was sie immer gemacht haben, daß sie die Gelegenheit eines Arbeitswechsels eher vermeiden und scheuen als begrüßen und aufsuchen.

Selbstverständlich ist aber auch an der ungünstigen Gestaltung des weiblichen Arbeitsmarktes die Tatsache schuld, daß die durch den Krieg gehemmten Industrien gerade die Industrien mit der starken Frauenarbeit sind. Unsere ziffernmäßig stärksten Frauenindustrien sind das Bekleidungsgewerbe, die Textilindustrie, die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel. Relativ hohe Frauenziffern finden sich auch in der chemischen Industrie. Und neuerdings stark gestiegen ist der Anteil

Digitized by Google

der Frauen an der Metallindustrie. Wie ist es nun diesen Industrien im Kriege gegangen?

Im Bekleidungsgewerbe trat zunächst der vollständigste Stillstand ein. Am 15. August schon veranstaltete das Reichsamt des Innern eine Konferenz, die sich speziell mit dem Problem der weiblichen Arbeitslosigkeit in der Konfektion zu beschäftigen hatte. Ihr Ergebnis war letztlich die Gründung des Ausschusses für Konfektionsnotarbeit, der nach seinem damaligen Aufruf den arbeitslosen Berufsarbeiterinnen, die schon bisher im Konfektionsgewerbe tätig gewesen waren, Notstandsarbeiten verschaffen wollte. Solche Notstandsarbeiten sind in der Gestalt von Nähstuben und Strickstuben allenthalben schnell entstanden. Sie hatten aber im Grunde schon von Anfang an kaum den Charakter einer wirklichen Notstandsarbeit, sofern man unter einer solchen eine Arbeit versteht, für die ein wirtschaftliches Bedürfnis nicht vorliegt. Vielmehr haben die allermeisten dieser Arbeitsstuben für Heereslieferungen gearbeitet, sind also lediglich Vermittlungsstellen gewesen für eine Arbeit, die andernfalls durch die gewöhnlichen Wege geschäftlicher Verteilung auch an ihre Arbeitskräfte gekommen wären. Allerdings hat die Heeresverwaltung sich durch Gesichtspunkte der sozialen Fürsorge insofern bestimmen lassen, als sie Aufträge schneller ausgegeben hat, als es unbedingt notwendig war, und insbesondere dafür gesorgt hat, daß die sozialen Vereine dabei berücksichtigt wurden.

Notstandsarbeiten im eigentlichen Sinne leisteten dagegen die Strick- oder Nähstuben, die grundsätzlich keine gelernten Konfektionsarbeiterinnen einstellten, sondern den Arbeiterinnen anderer Industrien Strick- und Näharbeit vermittelten, indem sie ihnen zugleich die notwendige fachmäßige Anleitung gaben und aus Wohlfahrtsmitteln höhere Löhne verschafften, als die sie mit ihrer eigenen geringen Fertigkeit hätten verdienen können.

Mit Hilfe dieser Wohlfahrtsorganisationen, aber auch und in höherem Maße durch den steigenden Bedarf der Industrie selbst, ist im Bekleidungsgewerbe der Beschäftigungsgrad der Arbeiterinnen von Monat zu Monat besser geworden. Bestimmte Zweige dieses Gewerbes haben begreiflicherweise niemals einen wirklich guten Beschäftigungsgrad erreichen können, z. B. ist die Damenkonfektion im ganzen trotz einer leichten Steigerung ihres Bedarfs nicht in eine eigentlich günstige Lage hineingekommen. Die Hutmacherei, die Industrie der Schürzen und Unterröcke, die Korsettindustrie, auch die Schirmindustrie sind bei niedrigem Beschäftigungsgrad stehengeblieben, selbst wo sie sich auf Heeresbedarf umgeschaltet haben — so hat z. B. die Schirmindustrie durch Herstellung von Militärwesten ihre Lücke auszufüllen gesucht. Auch die Korsettindustrie hat bestimmte Militärartikel herzustellen begonnen. Im allgemeinen zeigt sich aber die Steigerung des Bedarfs an Arbeitskräften durch die wachsende Zahl von Vermittlungen, die die Arbeitsnachweise in der Rubrik „Schneiderinnen" aufweisen. Die Ziffern sind für

August	4 700
September	13 800
Oktober	16 700
November	15 500
Dezember	8 200.

Die Bewegung dieser Ziffern zeigt, wie sehr steigender Bedarf die verfügbare Armee der arbeitslosen Schneiderinnen allmählich aufgesogen hat. Wenn die Zahl

Digitized by Google

der Vermittlungen im Dezember wieder sinkt, so bedeutet das keine Vermehrung der Arbeitslosigkeit. Es zeigt vielmehr an, daß die Beschäftigungen dauernd gewesen, neue Vermittlungen aus Befriedigung des Bedarfs und Rückgang der arbeitsuchenden Kräfte nicht mehr notwendig gewesen sind. Es ist nicht feststellbar, wie weit nun dieser steigende Beschäftigungsgrad der Schneiderinnen darauf zurückzuführen ist, daß die Frauen bei Militärbekleidungsstücken, Mänteln, Uniformen usw. eingestellt wurden. Wir haben darüber nur Einzelangaben, die von einer starken Inanspruchnahme weiblicher Kräfte bei der Herstellung von Militärmänteln berichten. Daß bei besserer Ausbildung der Beschäftigungsgrad der Frauen ein noch sehr viel höherer und insbesondere ihre Fähigkeit, die ausgeschaltete Männerarbeit zu ersetzen, eine sehr viel größere hätte sein können, liegt auf der Hand.

In der Textilindustrie hat der schlechte Geschäftsgang länger angehalten. In manchen Zweigen, z. B. der Samt- und Seidenwarenindustie, mußte er dauernd bleiben, während andere: Leinen, Tuche, Garn usw. teils von Anfang an, teils schon gleich in den ersten Wochen nach der Mobilmachung in großem Umfang für den Heeresbedarf arbeiten mußten. Die feste Stelle, die in diesem Industriezweig die Frauenarbeit seit lange einnimmt, zeigt sich in charakteristischer Weise darin, daß hier die Frauen nicht etwa in stärkerem Maße als die Arbeiter abgestoßen und entbehrlich werden. Die Ziffern des Ortsverbandes Berlin des Textilarbeiterverbandes über seine arbeitslosen Mitglieder sind dafür charakteristisch. Die männlichen Arbeitslosen dieses Verbandes sanken vom 7. September bis zum 2. November von 561 auf 193, die weiblichen in etwa der gleichen Progression von 249 auf 84. In den Ziffern der Vermittlungen zeigt sich gleichfalls die rasche Wiederbelebung der Textilindustrie. Durch die Arbeitsnachweise wurden Textilarbeiterinnen eingestellt im

August	520	gegen	469	Männer
September	1 156	„	790	„
Oktober	1 353	„	1 234	„
November	2 052	„	1 431	„
Dezember	1 396	„	1 107	„

Hier geht also die Zunahme der Beschäftigung der Frauen ziemlich der der Männer parallel, ja übersteigt sie noch.

In der Metall- und Maschinenindustrie hat sich in den letzten Jahren der Anteil der weiblichen Arbeiterschaft ganz außerordentlich gehoben. Es sind im wesentlichen ungelernte oder halbgelernte Kräfte, die von den Frauen gestellt wurden. Die Folge dieser Tatsache war auch hier wieder ein Abschieben der weiblichen Kräfte angesichts der großen Lähmung in dem ersten Kriegsmonat. Aus der Kleineisenindustrie wird vom August gemeldet, daß ein Überschuß an weiblichen Hilfskräften vorhanden sei, und ebenso berichtet die Maschinenindustrie von einem starken Mangel an gelernten und einem unverwendbaren Überfluß an ungelernten Arbeitskräften. Der Beschäftigungsgrad all dieser Industrien ist nun bis zu einer nie dagewesenen Hochkonjunktur gestiegen durch die Munitionsherstellung, auf die sich alle allmählich eingerichtet haben. Hier hat man auch die Frau zum Teil zu solchen Arbeiten herangezogen, die sonst von Männern verrichtet worden sind. Die wachsende Einstellung weiblicher Kräfte zeigen die Ziffern der Arbeitsnachweise deutlich genug. Es wurden Metallarbeiterinnen eingestellt im

August	150
September	397

Digitized by Google

Oktober	664
November	619
Dezember	1 341

Vermutlich wird man aber auch die allgemein unter dem Namen „Fabrikarbeiterinnen" in der Statistik erwähnte Gruppe zum Teil auf die Munitionsherstellung anrechnen müssen. Die Vermittlung von Fabrikarbeiterinnen zeigt uns folgende Bewegung:

August	1 820
September	1 246
Oktober	2 175
November	2 697
Dezember	2 567

Im ganzen genommen zeigt die Bewegung auf dem weiblichen Arbeitsmarkt in den Kriegsmonaten eine Steigerung des ganzen industriellen und gewerblichen Gebietes und einen relativen Rückgang der Vermittlungen von Dienstboten, Aufwartefrauen, Kochpersonal, Gastwirtschaftspersonal. Daß selbstverständlich die Vermittlung von landwirtschaftlichem Personal ihren Höhepunkt im August hatte und dann allmählich ganz zurückgeht, liegt in der Natur der Sache. Im August sind zahllose Arbeiterinnen aus den Städten in die landwirtschaftliche Arbeit eingetreten. Der Berliner Zentralverein für Arbeitsnachweis in Berlin nennt z. B. am 2. September 2700 Arbeiterinnen, die aufs Land vermittelt wurden. In München sind während des August zirka 2200 städtische Arbeiterinnen für Landarbeit vermittelt.

Fast am deutlichsten tritt die besondere Lage der Frauenarbeit hervor im Handelsgewerbe. Die Arbeitslosigkeit der Frauen ist im Handelsgewerbe durchgehend erheblich größer geblieben als bei den männlichen Angestellten. Am Schluß des Jahres 1914 befanden sich von den männlichen Stellenbewerbern in ungekündigter Stellung 12 %, in gekündigter Stellung 25 %, stellenlos waren 63 %. Bei den weiblichen Angestellten waren die entsprechenden Ziffern 4, 9 und 87 %. Der kaufmännische Verband für weibliche Angestellte und ein Kontoristinnenverein aus Hamburg haben noch im vierten Vierteljahr 1914, also trotz des stärkeren Bedarfs beim Weihnachtsgeschäft, den höchsten Prozentsatz stellenloser Mitglieder (4,1; 7,6), während der Verein der deutschen Kaufleute auf 100 männliche Mitglieder 3,4 und auf 100 weibliche Mitglieder 5,1 Stellenlose zählte. Ohne Zweifel sind nun im gesamten Handelsgewerbe doch zahlreich und soweit es irgend möglich war männliche freiwerdende Stellen auch durch Frauen besetzt worden. Aus dem Bankgewerbe wird berichtet, daß, um die Einstellung weiblicher Kräfte in die Posten der eingezogenen Kollegen zu verhüten, die zurückgebliebenen Beamten lieber eine große Last von Überstunden auf sich nehmen. Ziffernmäßige Belege für den Ersatz männlicher Kräfte durch weibliche gibt es selbstverständlich, zurzeit wenigstens, nicht.

Im ganzen lehrt aber doch ein Überblick über den Arbeitsmarkt im Kriege sehr deutlich, daß die Möglichkeit für die Frauen, leer gewordene männliche Posten zu besetzen, verhältnismäßig gering war. Sonst wäre undenkbar, daß die Arbeitslosigkeit der Frauen dauernd größer bleibt als die der Männer, ja, während die der Männer allmählich fast verschwindet und in ungezählten Berufen ein ganz starker Mangel an Arbeitskräften eingetreten ist, doch immer noch große Scharen von Frauen in dieser von Arbeit ganz und gar erfüllten und gestrafften Zeit sich

Digitized by Google

vergebens anbieten. Die einzige Stelle, wo sich das Eintreten der Frau für den Mann ohne weiteres vollzieht, ist die Landwirtschaft. In welchem Umfang die Frau hier auch tatsächlich den Mann ersetzt, darüber kann man jetzt noch kein Urteil fällen. Eins aber ist sicher hier wie überall sonst: die Heranziehung der Frau zur wirtschaftlichen Kriegsleistung der Heimat hat ihre Grenzen genau an der Stelle, wo ihr durch unzulängliche Ausbildung die Elastizität fehlt, die heute zahllose Kräfte fähig macht, auch außerhalb des gewohnten Gleises verwandt zu werden.

Das ist die große Kriegslehre auf dem weiblichen Arbeitsmarkt.

Die deutsche Hausfrau in Neu-Guinea.

Von

Luise von Brandt.

Nachdruck verboten.

Wohl tausendmal ist in mir seit Beginn des Weltkrieges die Frage aufgetaucht: Wie mag es unsern Mitschwestern nun in der schönsten, seltsamsten unserer Kolonien, Neu-Guinea, jetzt ergehen, in jener Übersee-Besitzung, die von Engländern, Japanern und englischen Australiern am schwersten heimgesucht ward? Ob ihre deutschen Bewohnerinnen überhaupt noch dort weilen, oder als Gefangene, getrennt von den Männern, in irgendein tropisches Konzentrations-Inselager gebracht worden sind, das haben wir bisher nicht erfahren können.

Und wohl tausendmal am Tage werden die Gedanken unserer Mitschwestern zu uns Frauen im Mutterlande herüberfluten, wenn sie sich zurückträumen in ihr freies, großzügiges Neu-Guinea-Leben vor dem Kriege. Sie werden sich fragen, ob wir daheim von ihren Leiden wissen und ob wir daran mit Liebe Anteil nehmen. Und der heiße Wunsch wird in ihnen brennen, daß unsere Feldgrauen und unsere blauen Jungen den Sieg über all unsere Feinde so bald als möglich erringen und dadurch auch unsere Kolonien von ihrem schweren Joch befreien mögen.

Wenn man jenen deutschen Frauen Neu-Guineas doch Hoffnungsbotschaft zukommen lassen, wenn man ihnen doch nur ein einziges Mal gute Siegesnachricht bringen dürfte! Es ist nicht möglich. Warten und hoffen! Im Dunkel des Lebens hoffend warten — das ist augenblicklich ihre schwere Losung.

Aber welch ein Glücksgefühl wird sie durchströmen, wenn sie, befreit von Feindesgegenwart, alles erfahren werden, was unsere Truppen, unsere heldenmütige Marine für uns Deutsche getan haben! Tiefer, bewußter denn je, wird ihre Liebe für das Mutterland und für die ihnen vertraut gewordene neue und erneute Heimat, Deutsch-Neu-Guinea, in ihnen strahlen.

Ganz ohne Leid war das Leben der deutschen Frau dort auch vor dem Kriege nicht. Wo wäre das auch sonst in der Welt wohl möglich? Aber außer dem allgemeinen Menschenleid, unentrinnbar auch in den tropischen Kolonien, brachten die

Digitized by Google

eigentümlichen klimatischen und kulturellen Verhältnisse unter dem Kreuz des Südens, die stete Umgebung von einer uns innerlich stets fremdbleibenden Rasse, den schwarzen Eingebornen des Landes, noch ihre besonderen Sorgen und Schwierigkeiten. Das erste, woran viele Frauen litten, die erst vor kurzem das Land betreten hatten, waren nervöse Angstzustände, war überhaupt eine merkbare Veränderung in den gewohnten Äußerungen des Nervensystems. Das waren jedoch ganz vorübergehende Zustände. Dann aber trat bei jeder weißen Frau, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, nach einiger Zeit das erste Fieber ein und brachte sehr quälende Erscheinungen mit sich. Es pflegte von nun an stets wiederzukehren.

Gegen Malaria schützt wohl Chinin, alle paar Tage prophylaktisch eingenommen, doch welche Frau hält es körperlich aus, jahrelang diese bestimmten Chinindosen zu gebrauchen, die oft die unangenehmsten, peinigendsten Wirkungen einen Tag lang erzeugen, wie Ohrensausen, Taubheit, Kopfschmerzen, Unterleibsbeschwerden, Magenweh usw.

Ein Trost war aber, daß man sich an Fieberzustände seltsamerweise gewöhnte. Man pflegte sie späterhin gar nicht mehr als etwas Besonderes zu beachten, vor allem auch deshalb, weil man sich unmittelbar nach Malaria wie erlöst, ja sogar ganz außerordentlich wohl fühlte.

Auch unter Stimmungen der Schwermut litten nicht wenige weiße Frauen auf dem Äquator, denn ihre Gefährtin war dort sehr oft die Einsamkeit, die absolute, und sie brachte längstverjährte Erinnerungen aus dem Leben mit, unter denen sich in jedem Dasein nicht wenige düstere befanden.

Sorge und Angst empfanden die deutschen Frauen oft um ihre Männer, wenn sie weite Fahrten auf der berückend schönen, aber launenhaften, urplötzlich sturmrasenden Südsee beruflich in Pinassen oder Kuttern unternehmen mußten, oder, von einigen Schwarzen begleitet, Landstriche aufzusuchen hatten, in denen die Eingebornen noch wenig mit Weißen in Berührung gekommen waren und wo sie sich daher feindselig und todbrohend gegen sie verhielten.

Viele Frauen pflegten liebevolle Beziehungen zu Angehörigen und Freunden in Deutschland. Wenn jene im Mutterlande Besonderes erlebten, wenn liebe Menschen starben und sehnlichst wünschten, die ihnen Nahestehenden aus Neu-Guinea wiederzusehen, ehe die Augen brachen, oder wenn, verspätet, Nachrichten von Todesfällen in die Südsee gelangten, dann stieg es bitter weh in den deutschen Frauen auf beim Gedanken, daß Weltenferne sie von Deutschland trennte, daß kein noch so sehnsuchtsvoller, letzter Ruf sie schneller als in sechs Wochen (und manchmal auch noch später) in die alte Heimat zurückbringen konnte.

Mütter waren genötigt, sich frühzeitig von ihren heranwachsenden Kindern zu trennen, denn in etwas vorgerückterem Schulalter wurden sie meist nach Europa geschickt, weil Deutsch-Neu-Guinea nur Elementarschulen besaß. So hieß es denn, sich auf Jahre hinaus von den Kindern lossagen, oder aber mit ihnen ziehn und vom Gatten entfernt sein.

Kurz, an Leid mancherlei Art hat es den deutschen Frauen Neu-Guineas wahrlich nicht gefehlt. Aber — es ist ein alter Erfahrungssatz: Je mehr man hienieden um etwas leidet, desto tiefer gewinnt man es lieb. So erging es unsern Mitschwestern auch mit Neu-Guinea. Die Kolonie bot ein in seiner Art wirklich schönes und breit angelegtes Leben. Und für die weiße Hausfrau ein recht

Digitized by Google

bequemes dazu. Nicht daß sie ganz auf unverdienten Lorbeeren hätte ruhen dürfen! O nein. Je mehr Diener sie besaß, desto mehr mußte sie sie beaufsichtigen, denn Arbeitsleistung aus Pflichtbewußtsein kennt der Schwarze nicht. Die eingeborene Dienerschaft nahm aber ihrer Herrin jede wirkliche Arbeit aus den Händen, wenn sie beaufsichtigt wurde, und verrichtete sie so vorzüglich, wie nur die beste weiße Bedienung in Europa. Das leider aussterbende eingeborene Volk Neu-Guineas ist überhaupt ein genial veranlagtes, besonders auch in kunstgewerblicher Beziehung.

Viel gespart wurde nirgends in Tropenhaushaltungen, denn das läßt das sengend heiße Klima gar nicht zu. Dort heißt es, alles opfern, um sich gesund zu erhalten.

Eine Frau, die nicht über genügende Geldmittel für Tropenverhältnisse verfügte, mußte sich freilich oft den Kopf zerbrechen, um die notwendigen Lebensmittel praktisch und wohlfeil zu beschaffen. Da durften nicht viel Konserven verzehrt werden, die am teuersten und wohl auch am ungesundesten, aber sehr beliebt waren um der vorzüglichen Zubereitung willen, die Hausfrauen sich durch jahrelange Erfahrung angeeignet hatten. Ihr Gebrauch wurde auch insofern als sehr angenehm empfunden, als sich bei unerwartetem Eintreffen von Besuch schnell ein gewähltes Mahl herstellen ließ.

Aber es war im großen und ganzen, bei etwas praktischer Veranlagung, für eine deutsche Hausfrau auch nicht schwer, ohne viel Konserve wohlschmeckende und zugleich nahrhafte Gerichte herstellen zu lassen. (Einen farbigen Koch und mindestens einen Diener besaßen dort auch die sogenannten „ärmeren Hausfrauen", die viel üppiger lebten als ihre Mitschwestern in denselben Geldverhältnissen in Deutschland.)

Für Fische sorgte der Fischer, den man entweder allein, oder auch mit mehreren anderen Familien zusammen hielt. Und in manchen Gegenden verkauften einem Eingeborene oder Chinesen gegen ein kleines Entgelt die prachtvollsten Fische: Aale, Maränen, hechtartige, lachsartige, heringähnliche, solche wie unsere Flundern und viele andere Gattungen. Neu-Guinea ist sehr fischreich. An vielen Orten gab es auch Garnelen, Krebse, Hummern und sogar Austern. Letztere mitunter in solcher Menge, daß man den Überreichtum an Enten und Gänse verfütterte.

Einen Geflügelhof in größerem oder kleinerem Maßstabe besaß dort eine jede Hausfrau, mithin hatte sie das ganze Jahr hindurch täglich frische Eier und ständig Nachzucht. Rindfleisch, Hammel, Lamm waren häufig, und gar nicht teuer, zu haben. Und ein mittelgroßes Schwein lieferten einem die Eingeborenen schon für 5 bis 6 *M*. Dann gab es ein Schlachtfest mit eigenhändig bereiteter Wurst. Gäste von fern und nah wurden mit der weltbekannten tropischen Gastfreundschaft eingeladen und an Bekannte, die verhindert waren, zu kommen, wurden Wurst und große Stücke Fleisch gesandt, denn in 2 Tagen mußte die ganze Herrlichkeit, des heißen Klimas wegen, vertilgt sein.

Für den Küchenbedarf sorgte außerdem auch noch der Jäger, den man ebenfalls allein oder mit anderen als kostbares Eigentum besaß, denn meist, wenn er bei Sonnenaufgang im Kanu nach einsamen Palmeninseln hinausruderte, kehrte er nachmittags reich beladen mit Wildtauben heim, die auf verschiedene Art zubereitet wurden, sehr kräftige Brühen abgaben und recht schmackhaft waren.

Vielfach wurde auch ein kleiner Gemüsegarten angelegt und mit Erfolg gepflegt. Es war aber kein leichtes, ihn dauernd zu erhalten. Ebensowenig wie

Digitized by Google

Blumengärten. Der Südsee-Korallenboden erschwert das Wachstum von Sträuchern und Bäumen. Und Gemüse wird gar zu häufig von allerhand Tropenkäfern nicht nur stark angefressen, sondern auch gänzlich vernichtet.

Bei großer Pflege gedeihen in Deutsch-Neu-Guinea: Singapore-Kartoffeln, Maniok, Radieschen, Gurken, Rettich, Tomaten, grüner Kopfsalat, Bohnen, Okra, Eierfrüchte, sowie alle feinen Küchengewürze und Suppengrün. An kultivierten Früchten gab es dort fast überall: die Melone und die Wassermelone, den Kürbis und die Ananas. Letztere in ganzen Feldern.

In Neu-Guinea wachsen mancherlei einheimische und eingeführte Obstbäume und pflegen reiche Ernten zu tragen. So die Baum-Melone, Papaya, die Grenadille, die herrliche Früchte hervorbringt, der Mango, die Anone, eine säuerliche Frucht, die der Eingeborene noch mehr schätzte als die Weißen, Orangen und Limonen an dichtem schwarzgrünen Laub auf großen, breiten Bäumen. Die Banane gedeiht überall dort so reichlich, daß sie kaum mehr beachtet wird. In der europäischen Küche wurde sie viel verwertet und auf mannigfaltige Art zubereitet.

Vom Urwalde brachten die Eingeborenen manchmal sehr aromatisches Obst, das dort wild wuchs. Auch große Nüsse fanden sich im Walde und auf allen Plantagen gab es Kokosnuß in Hülle und Fülle. Deutsche Schiffe versorgten die Hausfrauen mit sehr schönen australischen Früchten, mit Äpfeln, Birnen, Pfirsichen usw., sowie mit besonders wohlschmeckenden Lachsschinken, die ganz milde gesalzen waren und sich dabei erstaunlicherweise im Tropenklima sehr gut hielten.

Wirklich teuer war in Deutsch-Neu-Guinea nur der Alkohol, da er aber in den meisten Haushaltungen noch viel zu viel vertilgt wurde, hätte er weit kostspieliger sein dürfen, damit immer mehr, statt seiner, Mineralwasser, Kuhmilch, Kokosnußmilch und vor allem Obst genossen worden wäre.

Viel Freude vermochte die deutsche Hausfrau in Neu-Guinea durch die sehr ausgeprägte Gastfreundschaft zu empfangen und zu bereiten, wenn sie Feingefühl und Geschmack besaß.

Geistig zu verhungern brauchte keine weiße Frau in unseren Kolonien, denn Bücher ließen sich ohne allzu große Unkosten aus Deutschland beschaffen und wurden auch gern von Haus zu Haus ausgetauscht.

An Naturschönheit war hier Unübertreffliches, was Lieblichkeit und tropische Eigenart betraf, geboten, und an Großartigkeit der Landschaft so Vollendetes, wie vielleicht (in ganz anderer Weise nur) einzig noch an den Ausläufern des Himalaya und auf ihm selbst.

Deutsch-Neu-Guinea brachte seinen Bewohnern die Verbindung von Urwald, Bergen, Kratern, anmutigsten Tälern und dem Meer, der azurblauen, gewaltigen Südsee voll stiller Palmeninseln und hoher, wildumschäumter Korallenriffe.

Natürlich mußte eine jede Frau, die ihr Zuhause in dieser Kolonie aufzuschlagen gedachte, auch ein wenig verstehen, Lebenskünstlerin zu sein.

Dieses Bewußtsein trugen die meisten deutschen Frauen in Neu-Guinea in sich, die gereifteren unter ihnen, junge und ältere. Und darum vermochten sie dort wahrhaft glücklich zu sein.

Digitized by Google

Und nun ist tiefes, tiefes Leid über sie gekommen. Aber unsere Mitschwestern in den Südseelanden waren nicht nur gewandte Hausfrauen, sondern auch mutige, deutsche Frauen, gestählt durch mancherlei tropische Urwaldkämpfe, Frauen, die ihr Weh, während unsere Brüder für uns mit Todesverleugnung kämpfen, wie eine Krone des Lebens tragen werden, so wie wir im Mutterlande.

Die Organisation der Berufsberatung.

Von

Josephine Levy-Rathenau.

Nachdruck verboten.

Seitdem auf Anregung der schon 1898 vom Bund Deutscher Frauenvereine gegründeten ersten „Auskunftsstelle für Frauenberufe" im Herbst 1911 die „Konferenz über die Berufsberatung des weiblichen Geschlechtes" stattgefunden hat, ist die Notwendigkeit einer planmäßigen Berufsberatung des weiblichen Geschlechtes und einer zweckmäßigen Organisation der Arbeit immer weiteren Kreisen bewußt geworden.

Die Probleme, die mit der Berufswahl der Jugend zusammenhängen, sind für beide Geschlechter von gleicher Bedeutung, wenngleich in früheren Jahren bei der Behandlung der Frage durch sozialpolitisch interessierte Männerkreise, vornehmlich der männlichen Jugend gedacht wurde. Erst die im Februar 1913 von der „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" einberufene „Konferenz über Berufsberatung und Berufsvermittlung" wurde auch der weiblichen Jugend gerecht und nahm Leitsätze an, in denen es hieß:

> „Die Pflege der Berufsberatung und Berufsvermittlung für die Jugendlichen beiderlei Geschlechtes ist sowohl im Interesse der Jugendlichen als auch im Interesse der Privat- und Volkswirtschaft dringend geboten. Ziel der Beratung ist die Einordnung der Jugendlichen in den Beruf je nach Eignung und Neigung unter dem Gesichtspunkt nutzbarster Verwertung im Dienste der Volksarbeit. Außer der Volksschuljugend, die in erster Reihe zu erfassen ist, sind auch Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten, sowie ältere Personen zu beraten."

Gemäß der in vorstehenden Leitsätzen ausgesprochenen Aufgabe, zunächst die Erfassung der Volksschuljugend in die Wege zu leiten, hat der von der Konferenz gewählte „Ausschuß für Berufsberatung der Zentralstelle für Volkswohlfahrt", dessen siebengliedrigem Arbeitsausschuß die Schreiberin dieser Zeilen als weibliches Mitglied angehört, im Laufe des Jahres 1913 eine „Anleitung betreffend die Organisation der Berufsberatung und Berufsvermittlung für die Volksschuljugend beiderlei Geschlechtes" aufgestellt. (Vgl. Ratgeber für Jugendvereinigungen, herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin, C. Heymanns Verlag, Heft 3, März 1914.)[1])

Im Laufe des Jahres 1914 sollten „Anleitungen für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten" folgen. Der Kriegsausbruch hat die Aus-

[1]) Vgl. auch: Berufsberatung und Berufsvermittlung für die Volksschuljugend im Auftrage des Deutschen Ausschusses für Berufsberatung bearbeitet von Dr. Altenrath, mit einem Beitrage von Prof. Dr. Wolff, Berlin, C. Heymanns Verlag 1914. Heft 11 der Flugschriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Preis 40 ₰.

Digitized by Google

führung dieser Arbeiten verschoben, da gemeinschaftliche Beratungen von Ausschüssen mit auswärtigen Mitgliedern zurzeit sehr erschwert sind. Das ist um so bedauerlicher, als die Durchführung einer planmäßigen Berufsberatung der weiblichen Jugend höherer Lehranstalten, deren wirtschaftliche Verhältnisse durch den Krieg vielfach stark verändert sind, von allen Seiten als notwendig empfunden wird.

Es erscheint deshalb angebracht, nachstehend eine „Anleitung betreffend die Organisation der Berufsberatung für die weibliche Jugend mittlerer und höherer Lehranstalten", die als Ergänzung der Anweisung für die Volksschuljugend gedacht ist, zu veröffentlichen und dadurch die etwas zum Stillstand gekommene und doch so wichtige Arbeit wieder in Gang zu bringen.

Gleichzeitig muß darauf hingewiesen werden, daß den in den Leitsätzen gleichfalls erwähnten „älteren Personen" jetzt größere Aufmerksamkeit als je zuvor zu widmen ist. Befinden sich doch unter ihnen die Kriegsverstümmelten, die infolge ihrer Verletzung oder innerer Leiden zum Berufswechsel gezwungen sind und eingehender Beratung bedürfen. Bekanntlich sind bereits von maßgebenden Stellen Schritte unternommen worden, die ein einheitliches Zusammenarbeiten aller in Betracht kommenden Stellen ermöglichen sollen. Es wird gewiß nicht an Frauen fehlen, die sich dieser so dringend notwendigen Arbeit mit ganzer Kraft widmen werden.

Daneben tritt mit gleicher Dringlichkeit die Aufgabe einer systematischen, auf gründlichen Sachkenntnissen beruhenden Beratung der Kriegerwitwen. Das „Kartell der Auskunftsstellen für Frauenberufe" (Geschäftsstelle Berlin NW., Brückenallee 33), das wohl über die größte praktische Erfahrung auf dem Gebiet der Beratung älterer, unvorbereitet zum Erwerb gezwungener Frauen verfügt, ist zurzeit damit beschäftigt, „Gesichtspunkte für die Berufsberatung von Kriegerwitwen" auszuarbeiten, Die Veröffentlichung dieser „Gesichtspunkte" soll demnächst erfolgen und dazu dienen, die Besprechung über diese Fragen in geordnete Bahnen zu lenken.

Gerade aus der Erörterung der schwierigen Frage einer Berufswahl für ältere Frauen wird mit voller Deutlichkeit die Notwendigkeit einer rechtzeitigen Berufsausbildung der Jugend hervorgehen. Deshalb wird für die nachstehenden Vorschläge gerade jetzt eingehende Beachtung erbeten.

Anleitung betreffend die Organisation der Berufsberatung für die weibliche Jugend mittlerer und höherer Lehranstalten.

I. Allgemeine Gesichtspunkte.

Schon vor dem Kriege hat die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands von Jahr zu Jahr größere Scharen von Frauen in die Erwerbsarbeit gedrängt. Nach dem Kriege wird die Zahl der einen Lebensberuf suchenden Mädchen aller Stände noch stärker anwachsen. Für diese, dem Erwerbsleben zuströmende weibliche Jugend besteht, besonders soweit es sich um in der ersten Generation berufstätig werdende Mädchen handelt, noch keinerlei Berufstradition. Der Überblick über das meist von der häuslichen Sphäre ganz losgelöste Berufsleben ist zudem sehr erschwert, weil die Erwerbsmöglichkeiten für die Frauen immer vielgestaltiger geworden sind.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts sind den Frauen die Universitäten, die technischen, die landwirtschaftlichen, die Handelshochschulen, die meisten öffentlichen Kunst- und Kunstgewerbeschulen, zahlreiche Fachschulen für Handel und Gewerbe usw. in rascher Folge erschlossen worden. 1908 hat die preußische Mädchenschulreform mit ihren einschneidenden Veränderungen des höheren Schulwesens begonnen, und seither ist die Entwicklung, die sich auf die meisten außerpreußischen Bundesstaaten ausgedehnt hat, noch kaum zum Stillstand gekommen.

Auf vielen bisher gänzlich ungeordneten Berufsgebieten sind reichs- und landesgesetzliche Regelungen erfolgt, neue staatliche Prüfungen teils erst kürzlich eingeführt oder in Aussicht genommen worden. Die Zulassung der Frauen zu verschiedenen staatlichen und kommunalen Ämtern hat neue Frauenberufe geschaffen, Handel, Industrie und Gewerbe bieten ihnen einen gegen früher kaum geahnten Spielraum.

Digitized by Google

Um sich in umfassender Weise über alle in Betracht kommenden Gesichtspunkte zu unterrichten und der vor die Berufswahlfrage gestellten weiblichen Jugend zutreffende Ratschläge geben zu können, ist dauernde Beschäftigung mit allen einschlägigen, vielfach rasch wechselnden Fragen notwendig. Zu einer solchen sind gerade die Eltern, die gegebenen Berater ihrer Töchter, meist nicht in der Lage. Die Berufswahl vollzieht sich daher im allgemeinen und besonders jetzt, wo der Krieg oft sehr plötzliche Veränderungen in den häuslichen Verhältnissen hervorruft, oft unüberlegt und ohne Sachkenntnis. Die Errichtung besonderer Berufsberatungsstellen für die weibliche Jugend mittlerer und höherer Lehranstalten ist daher eine gleich dringende Notwendigkeit wie die Schaffung von Beratungsstellen für die Volksschuljugend.

II. Die Gliederung der Arbeit.

Die Berufsberatungsarbeit für die weibliche Jugend mittlerer und höherer Lehranstalten gliedert sich in

1. die allgemeine Beeinflussung durch die Schule;
2. die fachliche Beratung durch die Beratungsstelle.

1. Die Schule.

Die Schule muß das heranwachsende Mädchen zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft, zu Verantwortlichkeitsgefühl und Pflichtbewußtsein erziehen. Die Neigung zum Dilettantismus, zum Beginnen ohne Vollenden, zum spielerischen Sichbeschäftigen ohne ernstliche Willens- und Kraftanstrengung muß bereits in der Schule unterdrückt werden.

Der Schule fällt weiter die Aufgabe zu, die Mädchen über den Nutzen einer gründlichen Berufsausbildung aufzuklären. Sie muß darauf hinweisen, daß das übliche Im-Hause-bleiben ohne ernstliche Betätigung und wirkliche Beschäftigung dem Charakter schädlich ist, und daß eine systematische Weiterbildung, so weitab sie anscheinend vom häuslichen Beruf liegt, für das Mädchen eine wertvollere Vorbereitung auf den künftigen Beruf der Hausfrau, Gattin und Mutter bedeutet, als planloses Müßiggehen ohne Pflichten.

Die Schule sollte ferner betonen, daß die in der Jugend erworbene Berufsausbildung einen Schutz gegen unvorhergesehene Tage der Not bietet, und daß das Bewußtsein, etwas Rechtes zu können, der Frau die Kraft gibt, im Lebenskampf aufrecht zu bleiben.

Neben dieser Aufgabe der Gewinnung der noch für keine Berufswahl entschlossenen Schülerinnen hat die Schule die Pflicht, die Mädchen, die sich für einen Beruf entscheiden wollen, auf die Bedeutung dieses Entschlusses hinzuweisen.

Besprechungen im Unterricht, Verteilung von Merkblättern allgemein belehrenden Inhaltes, Veranstaltungen von Elternabenden u. a. m. sollen Eltern und Töchter veranlassen, vor der Beschlußfassung über den zu wählenden Beruf die Beratungsstelle aufzusuchen.

Die Schule unterstützt die Arbeit der Beratungsstelle auch praktisch, indem sie ihr zu übergebende Fragebogen über die Personalien und den in Aussicht genommenen Beruf zur Ausfüllung an die einzelnen Schülerinnen verteilt und deren Ausfüllung befürwortet.

Die mit Erlaubnis der Eltern ausgefüllten Bogen werden von der Schule eingesammelt, wenn angängig, mit Bemerkungen der Lehrer und, soweit an höheren Schulen schon vorhanden, des Schularztes versehen und der Beratungsstelle zurückgesandt. Durch Einsicht in die ausgefüllten Fragebogen ist die Beratungsstelle in der Lage, sich vor dem persönlichen Besuch der Schülerinnen über deren Wünsche zu unterrichten und die Urteile des Lehrers und Arztes kennen zu lernen.

Digitized by Google

Wo die Schule an dem Geschick ihrer Schülerinnen besonderen Anteil nimmt, wird sie zweckmäßig ein Mitglied des Kollegiums zur Vertrauensperson zwischen Schule und Beratungsstelle ernennen, die unter Umständen an Stelle der verhinderten Angehörigen die jungen Mädchen in die Beratungsstelle begleitet.

2. Die Beratungsstelle.

In Großstädten wird es zweckmäßig sein, neben den Beratungsstellen für die Volksschuljugend für die Bedürfnisse der weiblichen Jugend mittlerer und höherer Lehranstalten besondere Einrichtungen mit eigener Verwaltung und eigenem Geschäftsbetrieb zu errichten. In Mittel- und Kleinstädten sowie auf dem Lande genügt es, je nach den örtlichen Verhältnissen Fachabteilungen zu schaffen, die in getrennten Räumen oder Sprechzeiten tätig sind.

Erfahrungsgemäß ist es sehr schwer, gleichzeitig die mit der Beratung der Volksschuljugend untrennbar zusammenhängende Lehrstellenvermittlung sachgemäß durchzuführen und zugleich allen aus der Arbeit für die mittleren und höheren Schulen erwachsenden Ansprüchen gerecht zu werden.

Die selbständigen Einrichtungen sowie auch die Fachabteilungen müssen besonderen Vorständen unterstehen, denen Vertreter des höheren Schul- und Bildungswesens, der Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern sowie Vertreter und Vertreterinnen aller in Betracht kommenden Berufsorganisationen und Standesvertretungen für höhere Berufe angehören.

Durch Zusammenschluß aller Organisationen erleichtert sich die Beschaffung der sachlichen Unterlagen und der Mittel. Zudem wird die Beratungsstelle das Vertrauen des Publikums um so schneller gewinnen, auf je breiterer Grundlage sie errichtet ist und je mehr an ihrer Verwaltung alle Organisationen mitwirken, die Gewähr für eine sachgemäße und uneigennützige Beratungsarbeit bieten. Aufgabe des Vorstandes ist es, durch sorgfältiges Eingehen auf die besonderen Wünsche und Bedürfnisse und durch geschickte Propaganda, die Benutzung der Beratungsstelle anzuregen.

Die Beratungsstelle muß unter allen Umständen mit der für die Volksschuljugend geschaffenen Einrichtung in engster Fühlung stehen und die bei ihr Lehrstellen suchenden Mädchen zur Vermeidung von Doppelarbeit und Zersplitterung dorthin überweisen.

Es ist wünschenswert, der Beratungsstelle angemessene, regelmäßig zugängliche Räume, z. B. in öffentlichen Gebäuden, Geschäftsstellen gemeinnütziger Organisationen oder eigenen Mietwohnungen zu überweisen, damit die Verlegung in Privatwohnungen, die sich als unzweckmäßig erwiesen hat, vermieden werden kann. Die Sprechstunden sollen, zumal vor den Schulentlassungsterminen häufig und zu bestimmt festgesetzten Zeiten stattfinden, die nur im Notfall verändert werden.

Geschicktes Formularwesen erleichtert die Arbeit.

Aufgabe der Beratungsstelle ist nicht nur die eingehende mündliche Beratung der einzelnen Ratsuchenden, sondern auch die allgemeine Aufklärung aller beteiligten Kreise über die wirtschaftliche Entwicklung, die die Frauen zur Erwerbsarbeit drängt.

Durch sorgfältige Erhebungen über die bestehenden Ausbildungsgelegenheiten ist festzustellen, ob deren Zahl dem vorhandenen Bedürfnis genügt oder ob durch Erschließung der für die männliche Jugend bestimmten Fach- und Fortbildungsschulen oder durch Angliederung und Errichtung neuer Fachschulen weitere Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen werden müssen.

Es ist ferner Sorge dafür zu tragen, daß die vorhandenen privaten gewerbsmäßigen Unterrichtsanstalten einer genauen Beobachtung unterstehen und daß minderwertige, marktschreierisch angepriesene, unlautere Unternehmungen unterdrückt werden. Über neue, den Frauen erst erschlossene Berufsgebiete sind sorgfältige Erkundigungen einzuziehen; ferner ist zu ermitteln, ob gewisse Berufsgebiete so

Digitized by Google

überfüllt sind, daß nur wenig Anstellungs- oder Erwerbsaussichten vorhanden sind. Schließlich ist durch nachgehende Beobachtung das Ergebnis der Beratung festzustellen und aus den Erfahrungen für die Weiterarbeit Nutzen zu ziehen.

Diese mannigfachen Aufgaben machen die Anstellung fachlich vorgebildeter, hauptamtlich tätiger, besoldeter Beamtinnen wünschenswert. Wo diese nicht möglich ist, und eine ehrenamtliche Kraft die Beratung übernimmt, darf trotzdem auf ihre besondere Fachbildung für diese Tätigkeit nicht verzichtet werden.

Für die hauptamtliche Leiterin ist akademische Bildung zwar nicht unerläßlich, aber überaus wünschenswert. An die Stelle der akademischen Bildung kann die Ausbildung für einen höheren Beruf treten, z. B. Lehrerinnen- oder Jugendleiterinnenbildung, kaufmännische Bildung höherer Handelsschulen, Bildung sozialer Fachschulen usw. Die notwendigen Fachkenntnisse für die Beratungsarbeit werden am besten durch etwa einjährige Volontärtätigkeit an gutgeleiteten Beratungsstellen erworben.

Auch nach dem Eintritt in die Berufsarbeit müssen die Kenntnisse durch Teilnahme an Informationskursen und Fachveranstaltungen ergänzt werden. Zweckmäßige Wege zur Erweiterung der Fachkenntnisse einer Berufsberaterin sind Besichtigung von Ausbildungsanstalten, Teilnahme an Abschlußprüfungen, Besuch von Schülerausstellungen und Betrieben jeder Art. Unerläßlich ist sorgfältiges Studium der einschlägigen Literatur in Tagespresse, Fachzeitschriften und Büchern.

Literaturangaben sind erhältlich durch die „Bibliothek des Frauenberufsamtes" Berlin W., Genthiner Straße 19.

Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen erleichtert die Beratungsarbeit.

Ein gewisses Maß bureautechnischen Könnens ist unerläßlich.

Jedenfalls sind für die schwierige und verantwortungsreiche Tätigkeit der Berufsberaterin nur solche Persönlichkeiten heranzuziehen, die soziales Verständnis, Lebenserfahrung, organisatorische Begabung sowie die Fähigkeit haben, auf den Einzelfall teilnehmend einzugehen. Sie müssen zudem Gewandtheit im Umgang mit Menschen und im schriftlichen Ausdruck, sowie rednerisches Geschick besitzen.

III. Beschaffung von Mitteln.

Für eine gedeihliche Arbeit ist eine gesunde Finanzierung der Auskunftsstellen dringend erforderlich.

Regelmäßige Mitgliedsbeträge von staatlichen und städtischen Behörden, Berufsorganisationen und gemeinnützigen Vereinen müssen den Bestand der Auskunftsstelle sichern. Auch muß versucht werden, aus den für die Zwecke der Jugendpflege bereitgestellten Mitteln Beihilfen zu erlangen, da die Berufsberatung ein wichtiges Glied der Jugendpflege ist.

Digitized by Google

Erlebnisse einer Krankenschwester in Russisch-Polen.

Aus Briefen.

Nachdruck verboten.

Gm., 20. 10. 14.

...Die Wagenfahrt über K. bis G. hat fast 2 Tage gedauert, weil wir wegen der Kosaken unter dem Schutze einer Kolonne fahren mußten. Unser Wägelchen war bei den furchtbaren Wegen oft nahe daran, umzukippen, oft mußten wir auch aussteigen, weil es absolut nicht weiter ging. Von G. bis Gm. aber war bis jetzt die schönste, interessanteste Fahrt, die ich gemacht habe. Wir fuhren inmitten der Sanitätskolonne; überall, auch auf unserm Wagen, zwei Soldaten mit geladenen Gewehren. Vor und hinter uns Kavallerie (Ulanen), die alle Augenblicke in die zur Seite liegenden Wälder und Anhöhen ausschwärmte, was bei dem herrlichen Herbstsonnenschein ein wundervolles kriegerisches Bild gab! Dazu stand über uns in der strahlenden Sonne ein Fesselballon, um der Artillerie Zeichen über die russischen Stellungen zu geben, und von fern her hörte man ganz schwach Kanonendonner von einem Gefecht bei P. Das alles zusammen gab eine eigenartige Stimmung. Hier in Gm. kamen wir spät abends im Dunkeln an, kein Quartier zu bekommen! Schließlich mußten wir ein Zimmer bei einer jüdischen Familie nehmen, wo es gradezu vor Schmutz und Dunst strotzte. Eine zehnköpfige Familie wohnte eigentlich in dem einen Zimmer, wir zwei Schwestern sollten in dem einen Bett schlafen, die gesamte Familie in dem andern! Es dauerte eine Weile, bis wir ihnen klar gemacht hatten, daß das nicht ginge. Und eine Not mit dem Wasser! Direkt erschrocken waren sie, wenn wir immer noch mehr forderten, und dabei haben wir uns tatsächlich in ein und demselben Wasser waschen müssen, es war einfach nicht mehr aufzutreiben. Betten so schmutzig, daß wir sie lieber den Inwohnern überließen und auf den Strohsäcken mit unsern eignen Decken schlafen wollten. Wollten, sage ich, denn eine halbe Stunde später kam der Kolonnenführer ganz aufgeregt an: Wir sollten uns gleich wieder reisefertig machen, und zwar heimlich, daß die Familie nichts merkte; nach eben eingetroffener Kunde wären Kosaken in eiligem Anmarsch, so daß wir schleunigst zurück müßten, um nicht abgeschnitten zu werden. Wir fuhren nun in größter Eile in unsere Sachen, packten alles wieder zusammen und saßen nun erwartungsvoll da. Nach einer halben Stunde Alarm — nun ein riesiges Durcheinander, ehe alle Wagen fertig waren, und dann los! Diesmal unter dem Schutze von Infanterie, sehr langsam und vorsichtig, um nicht umzukippen. Merkwürdigerweise erfolgte kein Schießen. Gegen 7 Uhr wurde haltgemacht, der Kolonnenführer weckte einfach eine Polenfamilie in einem kleinen verfallenen Häuschen; sie mußten sofort aufstehn und unter seiner Leitung Kaffee kochen — drei große Eimer. Der Sohn wurde mit einer bewaffneten Ordonnanz ins Dorf geschickt, Brot und Butter zu holen, und bald saßen und tranken wir dann in der wieder vor Schmutz starrenden Stube. Die Polenfamilie lugte scheu hinter dem ungeheizten Kachelofen hervor und fünf kleine Würmer schrien und balgten sich in einem grauen Bett herum.

Als wir wieder herauskamen, erhielten wir Befehl, stehen zu bleiben und abzuwarten. Warten, das scheint vorläufig unsere Lebensbestimmung zu sein! Frierend gingen wir ein Stück die Landstraße hinunter und sahen nun, daß auf allen umliegenden Höhen Truppen Aufstellung genommen hatten. In der Mitte Infanterie, die eifrig Schützengräben auswarf, rechts, durch Mühlen gedeckt,

Digitized by Google

Artillerie. Dazwischen sausende Autos und galoppierende Ordonnanzen. Ihr glaubt nicht, wie aufgeregt ich nun doch war, ich konnte mich erst gar nicht damit abfinden, daß wir so gar keine Vorbereitungen trafen und still standen. Nach drei Stunden Wartens und Frierens Befehl: vorläufig in die Quartiere zurück, aber bereithalten! In Gm. ließ der Stabsarzt dann doch noch eine etwas bessere Unterkunft für uns suchen. Die Bevölkerung furchtbar aufgeregt, daß die Kosaken kommen könnten. Die, die deutsch sprechen konnten, flehten förmlich: „Nur nicht Kosaken lassen rein, Kosaken machen tot unsre Leit, Kosaken alles schlagen kaputt" usw. Sie sollen im großen ganzen froh sein, daß wir da sind, aber sie haben doch etwas Verstecktes, Hündisches und sind eben geradezu unbeschreiblich schmutzig. Jetzt wohnen wir also bei einem der Honoratioren, müssen aber trotzdem über tiefe Pfützen, in denen sich Schweine wälzen, und Moraste balancieren, um eine wackelige, sehr schadhafte Treppe, besser gesagt Hühnerstiege, zu erklimmen. Eine Strohmatratze auf der Erde, ein kaputtes Ledersofa, aus dem das Stroh an allen Enden herausquillt, sind unsere Lagerstätten. Die Waschschüssel bekommen wir immer nur geliehen, da nur eine im ganzen Haus existiert, von allem übrigen schweigt man besser!

Nachdem wir unsere Mittagsration, vom Stabsarzt gesandt, aus einer Schüssel, jede mit einem Löffel bewaffnet, mit großem Appetit verzehrt hatten, wollten wir uns schnell etwas hinlegen, da wir seit drei Tagen kein Auge zugemacht hatten. Nach einer kurzen Stunde Ruhe stürmt unsere Wirtin aufgeregt zu uns herein: „Kosaken kommen!" — zeigt mit allen Gebärden des Entsetzens auf den Markt, wo die Budeninhaber wirklich in aller Hast ihre Sachen zusammenpacken und ein rasendes Menschengemenge und Getöse ist. Im ersten Moment durchfuhr es uns nun ja doch, als sie so angerast kam, aber sobald wir richtig wach waren, fiel es uns natürlich sofort auf, daß nicht geschossen wurde, und dabei wußten wir doch, daß Infanterie und Kavallerie im Ort war. Es stellte sich denn auch bald heraus, daß es blinder Lärm gewesen war, vielleicht eine versprengte Patrouille. Immerhin hat die Artillerie Verstärkung empfangen, und jetzt gegen Abend ist noch Kavallerie und Infanterie eingerückt. Der ganze Marktplatz steht voll, und es ist wieder ein höchst kriegerisches, malerisches Bild, an dem ich mich nicht satt sehen kann! —

Eben haben wir mal das gesamte Instrumentarium und die Apotheke unserer Kolonne durchgesehen. Ich bin neugierig, wie ich mich da zurechtfinde, wenn es losgeht, denn es ist natürlich alles primitiv und spärlich. Aber man lernt dabei, sicher sich behelfen und auch mit wenigem fertig zu werden. Ich bin ja glückselig, daß ich so weit vorgekommen bin, und wünschte nur, wir dürften auch endlich unsere Kräfte brauchen! Unsere Koffer durften wir nicht mit ins Quartier nehmen, da es voraussichtlich heute nacht wieder Alarm gibt; zum Trost wollen wir dafür vorher noch mal alle zusammen Abendbrot essen in dem sogenannten Kasino, wo jeder von der Kolonne sich einfindet, der etwas wissen will oder haben möchte. Üppig wird's nicht sein; wir haben bis jetzt schon tüchtig gefroren und ganz anständig gehungert, aber ich kann nur sagen, ich bin dankbar und glücklich, daß ich es erreicht habe, herauszukommen. — Eben komme ich vom Abendbrot, wo es sehr nett und lustig war. Ich habe für alle Butterbröte gestrichen (einer der Herren war so üppig gewesen, Butter zu besorgen), dazu ein Endchen Wurst, das ich noch von B. her hatte, und ein Glas Thee, was will man mehr? Wenn nur das Wetter sich wieder ändern wollte, es gießt geradezu unheimlich, und man weiß nicht, wie man über die Tümpel und Moräste auf den Straßen hinüber soll. Unsere Stiefel sehen wie kleine Rittergüter aus; bisher haben wir sie allein geputzt, von morgen ab sollen wir aber einen Burschen bekommen, der uns diese Arbeit abnehmen soll. — Nun geht es in die Betten, die in bedenklicher Gräue schimmern, aber trotzdem geht es hinein, wer weiß, ob wir morgen noch eins zur Verfügung haben. Kommt kein Alarm, geht es morgen früh 5 Uhr los, und ich freue mich schon wieder darauf. —

Digitized by Google

P., Anfang November.

Ein Ruhetag in P., angefüllt mit eiligen Besorgungen. Wir waren 40 km vor Warschau, als das eintraf, was die Zeitungen „Loslösen vom Feinde" nennen. Schriftlich zu schildern, was ich erlebt, ist bei dem Mangel an Zeit ausgeschlossen. Wir haben gefroren und gehungert, wie alle Soldaten, haben manchen Tag nur von trocken Brot und wenig Kaffee gelebt, haben manchmal sogar das Brot durch das Rauchen einer Zigarette ersetzen müssen, haben in kleinen, unbeschreiblich schmutzigen Bauernhäusern auf Stroh geschlafen, sind 5 Tage und 4 Nächte mit 120 Verwundeten unterwegs gewesen, sind um ein Haar gefangen genommen worden und doch wider alles Erwarten glücklich entronnen und heil hier angekommen. Ich bin dankbar und froh, daß ich das erleben durfte, so hart die Zeit auch war. Direkt aufs Schlachtfeld bin ich bisher noch nicht gekommen, da wir nach jedem Gefecht weiter mußten, immerhin waren wir doch so nah, daß wir die Granaten platzen sahen. Kanonendonner, Schreien, Dunkelheit, Schmutz, Mangel am Notwendigsten sind furchtbar; aber nie im Leben auch werde ich den Anblick der Verwundeten vergessen — es muß da draußen die reine Hölle los gewesen sein, oft mußten wir sie fast mit Gewalt in unsere Scheune schleppen, nur fort, fort! Viele brachen an unserer, auf der Straße aufgehißten Roten Kreuz-Flagge zusammen, kamen sie doch selbst mit Bein- und Bauchschüssen angewankt, obwohl man nicht fassen kann, wie sie das möglich machen konnten. Daß wir sie alle doch noch lebend bis hierher bringen konnten, ist wie ein Wunder!

Wl., 5. 11. 14.

Wir sind nun wieder in Wl. und harren der Dinge. Haben nur zwölf Verwundete und Kranke gehabt, die heut nach Th. abgesandt sind. Wir leben in ständiger Erwartung des Alarms, sollen eventuell bis Th. zurückgehen, um die Russen mehr von Warschau abzuziehen. Gelingt das, wird es hoffentlich wieder vorwärts gehen. Heut nachmittag hatten wir das erstemal wieder ein paar fröhliche Stunden: unser Stabsarzt hat das Eiserne Kreuz erhalten und spendierte eine Flasche Sekt, die wir mit ihm und dem Assistenzarzt zusammen austranken. Kuchen dazu — es war gar nicht wie Krieg! Und doch sehnt sich jeder von uns, daß es voran geht.

N., 9. 11. 14.

Soweit kam ich, als alarmiert wurde und es wieder mal Hals über Kopf fortging, hierher nach N. — Von dem ersten russischen Lazarett wollte ich noch erzählen, in das wir mit einigen Verwundeten hinein mußten, da unser Quartier beschossen wurde. Eine Stadt von 50- bis 60 000 Einwohnern — und solch ein primitives, schmutziges kleines Loch! Ganz schmale, kurze Feldbetten, Strohsäcke und eine winzige, dünne Steppdecke, keine Waschtische, keine Stühle, aber in jedem kleinsten Saal eine große Statue der Jungfrau Maria, von Palmen umgeben. Das einzig überraschend Nette war ein weißes, allerdings winzig kleines Operationszimmer. Ein sogenannter Feldscher (bei uns wohl Heilgehilfe) macht sämtliche Verbände und Operationen. Die armen Kranken! Die beiden Schwestern besorgten mit Hilfe der Jungfrau Maria alles, insofern, als sie eben alles, wozu sie selbstverständlich nicht kamen, ruhigen Herzens der Gottheit überließen und vorschriftsmäßig zum Beten gingen. Einige Helferinnen waren wie bei uns stundenweis am Tag jetzt im Krieg tätig; bildhübsche, aber auch recht kokette Mädchen lachten, redeten und amüsierten sich königlich, ohne etwas zu tun, jedenfalls nicht in den zwei Tagen, in denen wir dort waren. — Hier in N. kamen wir in das Haus eines Arztes, der vor Warschau gefallen war. Die Wirtsleute, echte Polen, sehr deutschfeindlich, widersetzten sich in einer Weise unsern Bitten und Forderungen für die Verwundeten, daß wir schließlich nur noch etwas durch Posten mit aufgepflanztem Bajonett erreichten, was für uns natürlich auch sehr unangenehm war. Schließlich bekamen wir dann noch alles und waren im schönsten Einrichten begriffen, als plötzlich das uns schon bekannte Surren und Singen der Schrapnells ertönte.

Digitized by Google

Die Russen schickten uns Grüße über die Weichsel. Zwar gingen die Kugeln hoch über unser Haus fort, da sie für unsre auf einer Anhöhe aufgestellte Maschinengewehrabteilung bestimmt waren; immerhin stand unser Haus in der Schußlinie, und der Stabsarzt befahl, schon mit Rücksicht auf die Kranken, an einen geschützteren Ort zu ziehen. Wieder hieß es packen, und immer muß es dann eins, zwei, drei gehen; zudem hat mich der Stabsarzt verantwortlich gemacht für Instrumente, Verbands- und all die andern tausend Sachen, die drum und dran hängen. Nun sind wir in einen geschützten Winkel gezogen, und wieder mal beim Einrichten. Man lernt es allmählich, aber es dauert doch eine ganze Weile, bis man Strohsäcke und alles übrige requiriert hat. Heut früh wurde schon wieder tüchtig geschossen, aber nicht lange; es ist, als wollten die Russen uns nur zurufen: Wir sind da, nehmt Euch in acht! Man munkelt hier viel, wovon ich nicht reden darf, sonst wird der Brief nicht angenommen, bis zum 11. wird sowieso keine Post befördert.

Gestern hatten wir hohen Besuch: Exzellenz v. W., dessen Kolonne wir ja angehören, kam, drückte uns die Hand und sprach uns seine Anerkennung aus; er hätte gehört, wie aufopfernd und tapfer wir uns auf dem Rückzug den Verwundeten gewidmet hätten! Natürlich freute es uns, aber — wenn wir unsern größten Wunsch, ins Feld zu kommen, erfüllt sehen, werden wir doch nicht feige und ängstlich werden, wenn es anfängt gefährlich zu werden?! Als Sanitätskolonne ist man ja immer noch reichlich aus der Schußlinie.

Auf dem Wege nach Pl., 17. 11. 14.

Zwar sind wir von aller Feldpost, ja sogar von Telegraph und Telephon abgeschnitten, ich möchte aber doch schon anfangen zu schreiben, denn bei unserm Zigeunerleben kann sich durch Zufall plötzlich die Gelegenheit bieten, einen Brief abzugeben. Seit N., wo ich zuletzt schrieb, war die Zeit wieder recht ereignisreich. Aber nicht so anstrengend, da wir unsere letzten Kranken und Verwundeten in A. nach Thorn schickten und selbst über C. nach — Westpreußen fuhren! C. ist ein wirklich ganz zivilisierter, niedlicher kleiner Badeort, der als Soolbad in Friedenszeiten auch viel von Deutschen besucht werden soll. Die schmucken Häuschen mit Veranden berühren einen nur eigentümlich neben den dazwischenliegenden armseligen Lehmkaten und Strohdächern. Augenblicklich schien alles wie ausgestorben, nur auf den Straßen standen neugierige Juden mit ihren wallenden schwarzen Locken und Backenbärten, gekleidet in die langen, von Schmutz starrenden Kaftane, wie man sie eigentlich nur von Bildern her kennt. — Über C. kamen wir nach A. Es war schon gegen Abend und das Quartier sicher seit Wochen nicht geheizt, wenigstens war es unbeschreiblich kalt und trotz aller Nachfragen weder für Geld noch gute Worte Holz oder Kohlen zu bekommen. Schließlich fiel mir noch der Bahnhofskommandant ein, ein Hauptmann B., der immer besonders freundlich zu uns gewesen war. Ich schickte meinen Burschen mit einem Zettel zu ihm hin und strahlend kam der dann auch mit Holz und einem halben Brot (mehr war nicht da) zurück. Am nächsten Morgen wurde zum Weiterziehen alarmiert, diesmal mit einem Extrazug. Da sich die Abfahrt des Zuges verzögerte, besichtigten wir mit unserm Stabsarzt ein eben aufgeschlagenes Feldlazarett, dem ein Professor K., ein Assistent von Geheimrat B., vorstand. Er war sehr liebenswürdig und zeigte uns alle seine Einrichtungen. Er meinte, er hätte gern auch einige Schwestern gehabt, aber das sei ja leider nicht erlaubt, verstand nicht, wie es uns gelungen sei, herauszukommen und gratulierte uns und dem Stabsarzt dazu. Gegen 11 Uhr waren glücklich all unsere Wagen und Pferde verladen, und es ging fort nach T. Um 6 Uhr abends — der Zug fuhr sehr langsam und die Fahrt war lang trotz Extrazug und I. Klasse-Abteil — kamen wir in T. an und fuhren nach dem Gute M., dem ersten deutschen Quartier. Am nächsten Tag wollten wir eigentlich auf dem Bahnhof eine Verbandsstation für die durchgehenden Verwundetenzüge einrichten, aber schon kam der Befehl zum Weiterwandern, und zwar diesmal nach L., wo allgemeiner

Digitized by Google

Sammelpunkt der Truppen v. W. sein sollte. Als wir gegen 1 Uhr mittags dort ankamen (seit 5 Uhr morgens unterwegs im offenen Wagen), schneite es und wir klapperten nicht schlecht, als wir zwei Stunden auf dem Felde stehen und warten mußten, bis alles vollzählig beisammen war. Aber das Bild, das sich uns bot, entschädigte uns für alles. Wir standen auf einem weit und gut übersehbaren Felde zusammen mit Infanterie, Kavallerie, Maschinengewehrabteilung, Signaltruppen, Pionieren, Munitionskolonnen und Bagage. Rechts und links von uns wurden Schützengräben ausgeworfen, Verschanzungen und Stacheldrähte angelegt. Es wurde ein Angriff erwartet, da die Russen sich in der Nähe gezeigt hatten, aber nachdem wir fast erstarrt waren, brachten Meldereiter die Kunde, daß die Russen sich zurückgezogen hätten.

Nun ging es weiter über die Grenze bis C. Hier um 9 Uhr angekommen, fanden wir ein Quartier, das jeder Beschreibung spottet, ein winziger Raum, darin wohnend eine Familie von 11! Köpfen, direkt daneben, nur durch Latten getrennt, der Schweinestall! Gott sei Dank ging es morgens 3 Uhr weiter. Aus dem Schnee war Regen geworden, aber der Wind war noch recht kalt. Ich wünschte, ihr könntet einmal solchen Abmarsch sehen. Es sieht ganz eigenartig malerisch, fast gespenstisch aus, diese im Dunkeln riesenhaft erscheinenden Silhouetten der Wagen, das vereinzelte Aufblitzen der Laternen, dazwischen die übermenschlich erscheinenden Schatten der Menschen und Pferde, die ein unentwirrbares Chaos zu bilden scheinen. Ich bin immer ganz betäubt von all dem Wirrwarr in der Dunkelheit, dem Schreien, Schimpfen, Pferdewiehern, und erstaunt, daß sich trotz allem jedesmal ein so wundervoll geordneter Zug daraus entwickelt. — Diesmal ging es über K. nach L., und nach einer Viertelstunde Rast weiter, bis wir in dem Dorfe G. plötzlich durch Infanteriefeuer und Schrapnellschüsse aus unserer Ruhe aufgeschreckt wurden. Sofort wurde haltgemacht, der Stabsarzt aber, Schwester Eva und ich gingen weiter vor, um uns zu orientieren. Es war nicht viel zu sehen, aber die Schrapnells schlugen direkt auf unserer Chaussee ein, so daß wir wohl oder übel warten mußten. Die Russen schossen indes viel zu kurz und unsere weit hinten stehende Artillerie antwortete wenig, man sagt, weil es ihr nicht lohnte. Nach dreiviertel Stunden war die Sache denn auch schon zu Ende, und da wir doch durch das Dorf mußten, zogen wir weiter. Verluste hatte es wunderbarerweise diesmal nicht gegeben. Da wir nach allem Erkunden nichts Bedrohliches fanden, ging es, nun schon wieder im Dunkeln, weiter nach W., wo wir bei einem Bauern leidlich unterkamen. Am nächsten Morgen 6 Uhr Aufbruch; es hatte wieder geschneit, war aber, Gott Lob, mal nicht windig. Allmählich wurde es im Osten blutrot — die Sonne kam! Dazu die weite, verschneite Ebene mit den verstreuten Gehöften — es war herrlich! Mit der Zeit empfindet man dann die Kälte ja doch sehr unangenehm, trotzdem wir in unseren Pelzen fast versanken. So ging es wieder den ganzen Tag immer Schritt bei den schlechten Wegen, bis wir gegen Abend in K. ankamen und wegen der Fülle von Militär wieder in einer armseligen Kate unterkriechen mußten. In der Nacht konnten wir vor Kälte alle nicht schlafen, und am nächsten Morgen waren die Fenster bis oben hin zugefroren, und es wehte ein Nordwind, daß einem der Atem verging. Unsere Zimmer waren nicht heizbar, in der winzigen Küche saß eine achtköpfige Familie, und dabei war Ruhetag angesagt. Schöne Aussicht! Kurz entschlossen ritt unser immer für alle sorgender Stabsarzt zu Exzellenz, fragte, ob wir nicht in einem anderen Dorfe Quartier nehmen könnten, und fort gings nach T., wo wir in einer ehemaligen landwirtschaftlichen Schule ein besseres Unterkommen fanden. Und schon kamen auch Patienten, zwar keine Verwundeten, sondern Kranke, aber doch Beschäftigung für uns. An dem Abend gingen wir schon um 8 Uhr, todmüde alle, zu Bett. Zwar störte eine Ratte etwas unsere Nachtruhe, aber es war trotzdem ein Genuß, wieder mal in richtigen Betten zu schlafen.

Gestern, Sonntag, sollten wir in P. Besorgungen in der Apotheke machen und fuhren schon um 8 Uhr mit dem Wagen herein, erwärmten uns in einer

Digitized by Google

kleinen Konditorei, die trotz der frühen Stunde mit deutschen Soldaten und Offizieren besetzt war, gingen in den hübschen alten Dom und ein Stück am Fluß entlang. Reizend liegt P., und es tat uns leid, daß wir nicht dort unser Quartier aufschlagen konnten. Nachdem wir unsere Einkäufe gemacht, fuhren wir mittags zurück, höchst befriedigt und angeregt von unserem Ausflug in die Großstadt. Hier fanden wir die Meldung vor, unsere Kranken fortzutransportieren, da wir unter Alarm ständen, und so haben wir sie heut früh um 8 in vier Wagen nach P. gebracht und auf ein Schiff verladen, das heut nach Th. geht. — Wo wir wohl Weihnachten sein werden? Wir hoffen ja immer noch in Warschau, aber wer weiß, ob wir nicht etwa hinter den Mauern Thorns sitzen. Ich habe ein Gefühl, als wenn es heut schon wieder weiterginge, hoffentlich! Wir sehnen uns alle wieder auf die andere Seite der Weichsel, wo augenblicklich tüchtig und Gott sei Dank! mit Erfolg gekämpft wird. Mir geht es gut, ich bin froh und glücklich trotz der Kälte! —

26. 11. 14.

Ich hatte keine Gelegenheit, diesen Brief zu befördern, denn das Motorboot, dessen Führer ich ihn mitgegeben, kam am nächsten Tage unverrichteter Sache zurück. Der plötzliche Eisgang auf der Weichsel hinderte jegliches Fortkommen. All die Pläne von Übersetzen usw. werden dadurch zunichte. Die Truppen auf dem gegenüberliegenden Ufer können deswegen auch weder ihre Munition noch Bagage nachgeschickt erhalten, die angefangene Brücke der Pioniere muß stehen bleiben, weil sie das Material dazu nicht herbeischaffen können. Schicksalstücke! Und wir? Rückwärts leider, aber nicht so eilig wie das erstemal mit unseren Verwundeten. — Wir sind nun schon drei Tage und zwei Nächte unterwegs und befinden uns augenblicklich in W. Gottlob ist das Wetter umgeschlagen, es sind nur 2° Kälte und kommt einem förmlich warm vor. Gestern waren wir mit dem Stab zusammen in L. einquartiert. Hoffentlich bekommen wir nun aber bald wieder Arbeit, danach sehnen wir uns; alles ist uns recht, nur etwas weiter vor an die Front, wie zuerst. — Abwarten — die Ereignisse sind bisher immer sehr plötzlich gekommen. —

B., 9. 12. 14.

Fast glaube ich, dies muß schon der Weihnachtsbrief werden, weiß ich doch nicht, ob ich sobald wieder zum Schreiben komme, wann ich Gelegenheit finde, den Brief zu befördern, denn noch findet die Post ihren Weg nicht zu uns, und wir alle warten mit großer Sehnsucht auf irgendein Lebenszeichen aus der Heimat. — Seit unserm Rückzuge von P. haben wir viel erlebt, sind viele Tage und Nächte unterwegs gewesen, bis wir schließlich nach B. kamen. Die Quartiere in der Zeit waren sehr wechselnd, aber nicht gerade luxuriös, man hat ja die Ansprüche auch schon sehr heruntergesetzt und ist zufrieden, wenn man einigermaßen frisches Stroh findet. Mit dem Stabsarzt und dem kleinen Doktor leben wir sehr harmlos und ungezwungen, genau wie eine Familie. In einem Quartier, L. hieß der Ort, hatten wir nur zwei kleine Ställchen, ohne Verbindungstür. Es störte uns aber gar nicht besonders, ausziehn tut man sich doch nicht und für das Essen sorgen wir Schwestern doch stets, soweit es möglich ist. Über Brot kommt es bei den Märschen meist nicht hinaus, Kartoffeln gelten schon als Festessen; etwas anderes ist es, wenn wir länger an einem Ort sind, wo dann hin und wieder ein Kalb, Schwein oder Huhn requiriert wird.

Auf dem Wege von K. nach B. sah man schon sehr die Spuren des Krieges. Hin und wieder lagen noch unbeerdigte Russenleichen in den Schützengräben, zusammengeschossene Häuser, herrenlos umherlaufende Pferde und Viehzeug berührten einen seltsam traurig. B. selbst war total zerschossen, bis auf die Kirche, in der wir unser Lazarett aufschlugen. Vor der Kirche war großer Sammelplatz sämtlicher Truppen, und es bot wieder ein schönes, interessantes, kriegerisches Bild, wie sich aus dem Chaos nach und nach alles entwickelte. Rechts von unserer Kolonne stand Infanterie und wir hörten ganz deutlich, wie ein Oberstleutnant seinen Hauptleuten

Digitized by Google

und Adjutanten Befehle austeilte. Derselbe Oberstleutnant lag zwei Tage später bei uns auf dem Stroh als Toter, ein schöner, kräftiger Mann mit einem feinen, klugen Gesicht. Zu traurig! Von der Artillerie kam ein kleiner Leutnant B., mit dem wir schon öfter gesprochen hatten, im Vorbeimarsch an unsern Wagen gesprungen, um uns Lebewohl zu sagen. Jung, frisch und lebensprühend stand er da und scherzte über alles. Er war der erste, der beim Sturmangriff fiel, Bauch- und Kopfschuß; er soll nach Aussage Verwundeter zwei Tage und Nächte auf dem Schlachtfeld gelegen haben. Trotz mehrerer ausgeschickter Patrouillen ist seine Leiche noch nicht gefunden!

Aber ich schweife ab. — Noch war alles Leben und Bewegung und die Sonne beschien das Bild so freundlich, daß man eher an Manöver als an Krieg dachte. Doch bald kam es anders. Die ersten Schüsse unsrer Artillerie, die ganz in unsrer Nähe Aufstellung genommen hatte, machten einem schnell den Ernst der Lage klar. Wir richteten nun flink die Kirche her, d. h. wir verhängten den Altar, rückten die Bänke zusammen, ließen Stroh herbeischaffen, kochten Instrumente aus usw. Grade wollten wir eine kleine Stärkung für uns vorbereiten, da erschienen schon die ersten Verwundeten. Und nun gab's Arbeit und man hätte mal wieder zehn Hände haben mögen. Noch hatten wir nicht die Hälfte verbunden, und immer strömten noch neue herbei, als wir Befehl zum beschleunigten Rückzug bekamen. In zehn Minuten sollte die Kirche geräumt sein und wir uns über die einzige, nur improvisierte kleine Holzbrücke zurückgezogen haben, um der nachfolgenden Artillerie den Weg frei zu machen. Das war wieder mal eine Hetzjagd! Und dabei klirrten die Fensterscheiben und dröhnte die ganze Kirche, als ob sie zusammenstürzen wollte. Im letzten Augenblick lief ich noch einmal in die nun schon leere Kirche, um zu sehen, ob wir auch nichts vergessen hatten. Als ich herauskam, war unsere Kolonne schon auf der Straße und vor dem Portal stand ein einsamer Gaul, ganz eingeschüchtert und verlassen. Kurz entschlossen packte ich ihn am Zügel und nahm ihn mit mir. Laufen mußten wir alle, um die Wagenplätze für die Verwundeten frei zu halten. Ein kritischer Augenblick kam noch an der Brücke, wo ein blödsinniger Kutscher um ein Haar mit einem Wagen voll Verwundeter ins Wasser gefahren wäre. Das Herz stand uns fast still und wir wissen kaum, wie wir das Unglück durch Herumreißen der Pferde im letzten Augenblick verhindert haben. Hinter uns war schon die Artillerie und fluchte nicht schlecht, daß sie durch unsre Kolonne aufgehalten wurde. Dabei donnerten die Kanonen, flammten die in Brand geschossenen Gehöfte, und über dem allen stand ein wunderbarer Sternenhimmel, der Mond leuchtete auf den bereiften Feldern und verschönte mit seinem silbernen Licht das schreckliche Morden und Sterben. — Nach einer guten Stunde flotten Marsches sahen wir endlich ein paar kleine Gehöfte liegen, die nach der Karte das Dorf B. darstellen sollten. Diesen Ort euch auch nur einigermaßen zu schildern, wie er in Wirklichkeit ist, muß ich von vornherein aufgeben. Ich kann nur sagen, daß ich so etwas von Schmutz, Armut und Verkommenheit nicht für möglich gehalten hätte. Die Bewohner waren sämtlich geflüchtet und sollen im Walde in Erdhöhlen wohnen. Die Zimmer sind stallartig und strömen eine derartig verpestete Luft aus, daß man es kaum aushalten kann; das Wasser in dem einen Brunnen ist total verschmutzt und nicht zu gebrauchen. Licht, Petroleum, Betten, Kühe, Hühner — all das gibt es natürlich nicht mehr. Als wir am Abend, fast schon nachts, hier mit den Verwundeten ankamen, war es natürlich das erste, daß die Zimmer mit Stroh belegt wurden, und darin wurde verbunden. Nachmittags um 4 Uhr bekamen wir in der Kirche von B. die ersten Verwundeten, und nun wurde hier in Br. weiter verbunden, die ganze Nacht hindurch, den ganzen Vormittag bis $^1/_2$5 Uhr nachmittags ohne eine Pause, ohne zu essen und zu trinken. Das ist ganz gewiß wahr und nicht die Spur übertrieben. Man hat es auch nur leisten können, weil der Jammer um einen herum zu groß war und einen immer wieder anspornte, weiter zu arbeiten und sich zu beeilen. Um 5 Uhr haben wir am Wachtfeuer zum erstenmal

Digitized by Google

etwas Thee und Brot genossen und wollten uns grade hinlegen, um etwas zu schlafen, als ein neuer Schub Verwundeter kam. Gegen 11 Uhr nachts waren wir endlich fertig, und da wir kein Quartier hatten, wollten wir grade in unsere Wagen kriechen, als einer von unsern Leuten doch noch ein Käfterchen ausfindig gemacht hatte, allerdings unheizbar, wo wir vier auf Stroh Platz hatten. Dankbar und wortlos vor Müdigkeit und Abspannung sanken wir darauf nieder. Morgens um 5 Uhr erhoben wir uns wieder und suchten nun, von Zimmer zu Zimmer gehend, ein klein wenig Ordnung und Sauberkeit in die Schmutzlöcher zu bringen und die Patienten zu versorgen. Keine leichte Arbeit in diesen Verhältnissen. Dann wurde wieder tüchtig verbunden und abends kamen noch wieder Verwundete, die nun schon zwei Tage und eine Nacht draußen gelegen hatten. Es gab wieder Arbeit die ganze Nacht hindurch bis morgens 4 Uhr; um 6 Uhr hieß es schon wieder bei den andern Verwundeten von vorn anfangen. Ein Sanitäter hat alle aufschreiben müssen, wir sind — die Vergessenen und Übersehenen nicht mitgezählt — auf 420 gekommen, eine hohe Zahl, die viel Jammer enthält.

In den nächsten Tagen hatten wir nur Abtransporte von den leichter Verwundeten nach dem Feldlazarett in P. Wir haben sie tüchtig in Stroh und Decken gepackt, aber angenehm ist das Fahren in diesen primitiven Wagen niemals, da sie sämtlich schlecht oder gar nicht federn. Inzwischen kamen immer noch Verwundete, die erst so spät gefunden waren; die meisten mit abgefrorenen Händen oder Füßen. Die Armen, Unglücklichen — es lag ein Druck auf uns allen, von dem wir uns tagelang nicht befreien konnten. Die Vorstellung ist zu furchtbar, arme verwundete, leidende Menschen in der Kälte, verlassen und ohne Hilfe auf dem Felde liegend zu wissen. Wir wären so brennend gern mit hinaus gegangen, suchen zu helfen, aber der Stabsarzt erlaubte es nicht, meinte, er könnte mich bei den Verwundeten nicht entbehren. Nun ist das .... Armeekorps uns zu Hilfe gekommen und eben warten wir auf Verwundete, da in unserer Nähe tüchtig geschossen wird. Die letzten zwei Tage waren fast Ruhetage zu nennen, die wir aber alle nicht so genießen konnten, da die Abspannung von der Überanstrengung nachkam und uns fast unfähig machte, das wenige zu erledigen.

Gottlob ist das Wetter ganz anders geworden, fast frühlingsmäßig. Heller Sonnenschein und Mondschein des Nachts erleichtern die Arbeit. Wir haben uns jetzt, wo die Überzahl der Verwundeten zusammengeschmolzen ist, ein Zimmerchen eingerichtet, das einen Herd enthält. So leben, schlafen, kochen wir nun wie die kleinen Leute in einem Raum und empfangen dabei zu den Mahlzeiten noch die beiden Herren. Ein Adventstännchen hab' ich mir auch erstanden, ein weißes Operationstuch ist als größter Luxus, den wir je gehabt, auf den Tisch gedeckt, und so fühlen wir uns jetzt nach den stürmischen Tagen ordentlich wohl in unseren vier Wänden. Inzwischen sind wieder drei Tage vergangen, wir haben heut schon den 11. Es kamen wieder Verwundete und Kranke, und es wurde sogar nachts operiert. Am Tage haben wir zwischendurch öfter kurze Visiten von durchreitenden, uns schon bekannten Herren, denen wir dann immer gern eine kleine Stärkung, ein Glas Tee und Brot, geben, wofür sie alle stets sehr dankbar sind.

Gestern abend war ein Oberstleutnant v. W. mit seinem Adjutanten und noch zwei anderen Herren bei uns zum Abendbrot. Es war rasend eng in unserem kleinen Zimmerchen, Stühle wurden durch Kisten und Koffer ersetzt, das „Souper" bestand aus wenig gekochtem Hammelfleisch, Brotschnitten mit Schmalz und Tee. Teller und Bestecke reichten auch nicht und als einzige Beleuchtung diente mein Adventstännchen mit einem Licht! Trotzdem war es riesig gemütlich und nett. — Heut, am 11. Dezember, habe ich den ersten Feldpostbrief aus Brandenburg erhalten, vom 20. November datiert, mit vielen schönen Sachen. Das liebste war mir natürlich der Brief, der mir endlich Nachrichten brachte. Aus ihnen ersah ich, daß vieles für mich unterwegs war und noch ist, zu schade, daß so viel verloren geht. Montag kommt ein Auto aus P. hierher mit Krankenmaterial, Verbandsstoffen usw., dem will ich diesen Brief mitgeben, hoffentlich besorgen sie ihn pünktlich

Digitized by Google

Ich wünschte nur eins noch, ich könnte euch mit mehr Begabung und Anschaulichkeit, als ich's, so oft in Eile und in den schlecht beleuchteten Stellungen hockend, tun muß, eine treffendere Schilderung meines Daseins geben. Aber erstaunlich gut geht es mir, das muß ich immer wieder betonen, trotz aller Arbeit, das muß wohl die viele frische Luft machen. Daß man sich dauernd nachts nicht ausziehen kann, ist ja lästig, aber Appetit und Stimmung können nicht besser sein. Unsere Kostüme fangen an die Spuren der Arbeit zu zeigen, trotz der feldgrauen Farbe, aber praktisch sind sie doch und vor allen Dingen warm und bequem. —

H. b. S., 23. 12. 14.

Mit gepackten Koffern und Kisten benutze ich einen Augenblick des Wartens, um schnell einen Brief an Dich anzufangen! Sechzehn Tage sind wir in B. gewesen und haben mit kaum nennenswerten Ausnahmen bis zuletzt sehr viel zu tun gehabt, da die Gefechte stets in unserer unmittelbarsten Nähe stattfanden und wir als Hauptverbandsplatz alle Verwundeten aus erster Hand erhalten. Vor uns ist nur der Bataillonsarzt, der während des Gefechtes selbst verbindet oder eben nach dem Hauptverbandsplatz weiterschaffen läßt. Wir versorgen alle so gründlich, als es uns irgend möglich ist. Die Oberschenkelschüsse erhalten alle große Gipsverbände, die Armschüsse große Schienenverbände, um die Schmerzen auf dem Transport möglichst zu ersparen. Zerschmetterte Glieder werden sofort abgenommen. Wir haben die letzten vier Nächte und Tage wieder verbunden und zwischendurch drei Amputationen gemacht. Gott sei Dank! alle gelungen, trotzdem der Stabsarzt und ich sie allein gemacht haben, denn unser kleiner Doktor war als Vertretung eines erkrankten Kameraden zum Gefecht selbst kommandiert. Strahlend war er abgezogen, in der Hoffnung, sich das Eiserne Kreuz verdienen zu können. Nachdem wir zwei Tage und zwei Nächte ohne Nachricht von ihm geblieben waren, aber so rasend viel zu tun hatten, daß wir nicht nachforschen konnten, kamen eines Morgens sein Bursche und ein Krankenträger atemlos zurück, ohne Pferd und Wagen, und berichteten, daß sie nur mit genauer Not den Russen entgangen wären. Der Doktor müßte, wenn nicht erschossen, schon längst gefangen genommen sein. Wir waren sehr traurig, denn wir hatten den kleinen Menschen alle liebgewonnen. Er ist so ein richtiger guter Junge, immer gleichmäßig freundlich, gefällig und von solch offener Fröhlichkeit, daß man ihn gern haben muß. An dem Vormittag wurde uns die Arbeit zum erstenmal sehr sauer, bis dann auf einmal gegen Abend Dr. P. plötzlich, blaß und müde, aber fröhlich wie immer, in der Tür stand! Wir haben ihn fast umarmt vor Freude! Er hat verbunden, während ihm die Granaten um den Kopf flogen und auch nicht anders gedacht, als daß er gefangen genommen werden oder fallen würde, bis dann die Unsrigen siegreich vordrangen und er auf diese Weise glücklich davonkam. Natürlich bekommt er nun das „Eiserne" und wir freuen uns mit ihm! Ich kann leider nicht auf das Schlachtfeld kommen, so sehr gern ich es möchte. Jetzt, in der letzten Zeit, wo wir in so unmittelbarer Nähe der Gefechte waren, hatte ich den Stabsarzt oft und dringend gebeten, aber er wollte es nicht erlauben, behauptete, mich bei den Verwundeten nicht entbehren zu können. Ich war ganz traurig, trotzdem ich einsehen mußte, daß er recht hatte. Man hätte bei den Verwundeten nicht vier, nein zehn Hände haben mögen, um allen gerecht zu werden. — Dieses B. war ja ein einfach unbeschreiblicher Aufenthalt, und doch fingen wir an, etwas Freude und fast Stolz zu empfinden, daß allmählich unter unserer Arbeit aus dem „Misthaufen" (verzeiht das harte Wort, aber es war einer) ein menschenähnlicher Aufenthalt wurde. Wir hatten auch schon Pläne geschmiedet, wie wir dort am nettesten Weihnacht feiern könnten, da kam Befehl zum Abmarsch am 18. morgens. Wir kamen nach L., — doch nein, erst noch schnell eine kleine Episode aus B. Der höchste Wunsch des Stabsarztes war es, eine sogenannte fliegende Kolonne zu besitzen, die, während wir mit den Verwundeten zu tun haben, sie uns schneller und besser, als bisher, heranbringt. Er bekam denn auch wirklich vier freiwillige Helfer, einen Dr. jur., einen Ober-

Digitized by Google

lehrer, einen Ingenieur und einen Kaufmann. Zu unsrer großen Überraschung aber entstiegen dem Wagen auch zwei Schwestern! Ich habe euch geschrieben, wie wir in B. wohnten und selbst Scheunen und Ställe mitbenutzen mußten, um unterzukommen. Natürlich waren wir sämtlich entsetzt über diesen Zuwachs, noch dazu, da sie sehr wenig sympathisch waren. Die eine war schon älter, eine Doktorsfrau, mit gewelltem Sezessionsscheitel, die andere ein ganz junges Ding, mit modernster Lockenfrisur. Beide in engen Röckchen, Korsett, hohen Hackenschuhchen — und das in unserm fußhohen Schmutz!! Sie trafen es schlecht, oder auch gut, wie man es nimmt. Jedenfalls sahen sie gleich hinein, wie es bei uns zugeht. Wir hatten Tag und Nacht zu tun, zum Essen wenig oder gar keine Zeit, zum Schlafen legten wir etwas Stroh in die Mitte unsres winzigen Zimmerchens. Und dabei zitterten die Fenster vom Kanonendonner und wir standen unter Alarm! Sie waren entsetzt und hatten genug. Am nächsten Morgen in aller Frühe gondelten sie mit einem Truppentransport zurück. Als ich ihnen Lebewohl sagte und sie mir, froh, daß sie fortkamen, zuwinkten, blieb ich zurück in Kälte und Finsternis, Schmutz und Einsamkeit und war glücklich! Glücklich darüber, daß ich bleiben durfte, und daß ich das leisten kann, was anderen beim bloßen Sehen schon zu schwer dünkt, und ich ging so recht innerlich befriedigt und glücklich zurück, um mit dem Stabsarzt die Morgenrunde zu machen.

Am 18. 12. rückten wir nach L. — Wir haben jetzt den Vorzug, immer in eine besonders traurige Gegend zu kommen. L. muß einst eine recht hübsche Stadt gewesen sein, sieht aber jetzt geradezu trostlos aus, zerschossen, verwüstet und verlassen. Mit unserm Quartier hatten wir diesmal allerdings Glück. Beim Probst war noch alles ziemlich erhalten, und er nahm uns gut und freundlich auf. Wir bekamen sogar Betten und konnten uns nach drei Wochen zum erstenmal wieder ausziehen. Es war ein Hochgenuß! Am nächsten Morgen ging es früh 6 Uhr schon wieder fort. Mein Geburtstag! Zu meiner größten Überraschung gratulierte mir Schwester Eva gleich beim Aufstehen sehr herzlich und baute mir nachher unter fröhlichem Scherz einen Tisch von uns gehörigen Sachen auf, opferte sogar einen kleinen russischen Holzlöffel, den sie selbst mal geschenkt bekommen hatte. Wir frühstückten nun sehr vergnügt, in dem Gefühl, uns wohl zum letztenmal für lange Zeit in einem anständigen Raume aufzuhalten. Und so war es auch. Es war ein herrlicher Tag — auf den furchtbaren Regen und unergründlichen Schmutz der letzten Tage war Frost eingekehrt, und der Reif, vermischt mit dem Sonnenschein, verschönte die traurige Gegend. Ihr glaubt nicht, wie trostlos hier alles aussieht, der Krieg macht sich immer bedenklicher bemerkbar. Sonst half einem das „Requirieren" stets aus aller Not, jetzt aber ist die Armut, wenigstens in den Gegenden, wo wir uns befinden, schon so groß, daß es eben nichts zu requirieren gibt. Eigentlich sollte man nun ja bald an diese traurigen Bilder gewöhnt sein, die zerschossenen und verbrannten Häuser, das herrenlos umherlaufende, verängstigte Vieh, die toten Pferde usw. Und doch bewegt es einen jedesmal von neuem. Wir kamen an den Schützengräben vorüber, die erst am Tag zuvor nach heißem Gefecht von den Russen verlassen waren, Gott sei Dank! unter minimalen Verlusten auf unserer Seite. Soldaten waren eifrig beim Gräber graben, und doch lagen die Russen noch haufenweise da, besonders in den Schützengräben selbst. Ein unvergeßlich schrecklicher Anblick. Sie sahen mit ihren starren Augen so anklagend gen Himmel, daß man sie am liebsten selbst genommen und wenigstens sanft und liebevoll ins Grab hätte legen mögen. Sie sind ja auch für ihr Vaterland gestorben! Die Verwundeten, die wir bisher gehabt haben, sahen alle sehr gut aus, waren allerdings auch vom sibirischen Armeekorps. Alles große, kräftige Gestalten, gut eingekleidet, und machten absolut keinen rohen oder brutalen Eindruck, doch soll es damit ja sehr verschieden aussehen. — Es war eine endlose, ermüdende Fahrt, wir marschierten viel zu Fuß, weil es im Wagen trotz der Pelze empfindlich kalt wurde. Abends, gegen 8 Uhr, kamen wir in unserem herrlichen Quartier H. an. Sucht es nicht auf dem Atlas, der herrliche Ort steht nicht mal auf der Generalstabs-

Digitized by Google

karte! Wenn wir schon dachten, in B. den Höhepunkt menschlicher Armseligkeit erreicht zu haben, so kam es hier noch besser. Die mit Stroh gedeckten Lehmkaten lagen da, umgeben von Schützengräben, teils angeschossen, teils halb abgebrannt. Unser „Heim" bestand aus vier bröckligen Wänden, kein Ofen, keine Tür! Im ersten Moment standen wir doch etwas fassungslos, stumm da, bis dann einer, wir wissen selbst nicht mehr, wer es war, anfing zu lachen, und da lachten wir alle miteinander, und von dem Augenblick an war es nett wie immer, nein, sogar ganz besonders nett. Der Boden wurde mit Stroh belegt, ein Koffer als Tisch in die Mitte gesetzt, und wir legten uns in unseren Pelzen der Länge nach daneben; als Lampe diente ein rotes Lichtstümpfchen, das wir mal irgendwo hatten mitgehen heißen. Unser „Festessen" bestand aus köstlichen Konserven, als Sardinen in Öl und Delikateßhering, dazu trockenes Kommißbrot und eine Flasche Weißwein, die unser Stabsarzt mal vom Stabe geschenkt bekommen hatte. Hinterher Pfefferkuchen und Schokolade. Wir waren sehr vergnügt, wenn wir auch trotz der Pelze ohne Ofen und Tür schauderhaft froren. In der bestimmten Hoffnung, diesen gastlichen Ort am nächsten Tag verlassen zu dürfen, legten wir uns zur Ruhe, d. h. wir blieben eben so liegen, wie wir waren, die Herren zur Rechten, wir zur Linken, wie die Antipoden; nicht einmal die Füße konnte man ausstrecken. Wir schliefen natürlich nicht viel, es war zu kalt und das Stroh sehr „belebt". Am nächsten Morgen frühstückten wir in derselben Weise, nur daß es keine Delikatessen, sondern dünnen Kaffee und Kommißbrot gab. Dann sahen wir uns in der wunderschönen Gegend etwas um. Bei unserem Pirschgang fanden wir Türen und Öfen in den Schützengräben, Tische und Stühle vereinzelt auf den Feldern und holten uns Mannschaften, um das alles hereinzubefördern. Inzwischen kam Befehl, daß wir vorläufig bleiben müßten, und nun fingen wir an, tüchtig zu arbeiten und hatten bald alles, wenn auch nicht schön, so doch lebensmöglich gemacht. Schon kamen auch Verwundete, Patrouillenreiter und auch Kranke, die jetzt alle bei dem schlechten Wetter und unregelmäßigen Leben Darmstörungen haben.

25. 12. 14.

Neulich mußte ich aufhören, weil verbunden werden mußte. Drei Tage waren wir in H. und nicht weiter böse, als Befehl zum Weiterrücken kam, trotzdem wir gerade wieder mal eben den größten Schmutz beseitigt hatten. An dem Morgen, an dem ich diesen Brief geschrieben, herrschte ein kolossaler Schneesturm. Wir fanden das ja sehr schön, so recht weihnachtlich, aber die armen Pferde! Zwei von ihnen mußten wir auf halbem Wege zurücklassen, nur unser treuer kleiner „Pshionka", ein Dackel, den wir ganz verlassen vorfanden und der uns seitdem auf Schritt und Tritt folgte, hielt treu bei uns aus. Trotz des schlechten Wetters kamen wir noch bei Tageslicht hier in B. L. an. Wenn wir gehofft hatten, uns zu verbessern, so hatten wir uns geirrt, genau so armselig und verschmutzt, nur, daß wir der Front näher gerückt waren, was wir alle uns natürlich immer am meisten wünschten. Durch Spione war bekannt geworden, daß die Russen am heiligen Abend gerade an unserm Punkt einen Durchbruch planten, da sollten wir uns alle bereithalten. Am Morgen des 24. gingen wir nun sehr energisch an die Arbeit, die Vorbereitungen für die zu erwartenden Verwundeten und dann zum Feste. Wir kletterten über Schützengräben und Acker und holten uns eine schöne Weihnachtstanne, die in einem Ausbläser, einer nicht explodierten Schrapnellhülle, aufgestellt wurde. Schwester Eva hatte in einem Paket von ihrer Mutter zwei prachtvolle Wachsstöcke erhalten und etwas Lametta, und nun schmückten wir die stallartige Bude derartig mit Tannengrün und Watteschneeflocken aus, daß es direkt hübsch aussah. Auf unserm Strohlager, das mit einem einst geschenkten Bettuch belegt war, bescherten wir unsern 40 Leuten, unter der Tanne auf unsern mit Operationstüchern bedeckten Koffern uns selbst, d. h. eigentlich hatten wir ja nichts, nur kleine Scherze mit Knittelversen. Das Zimmer war wirklich nicht wiederzuerkennen. Leider kam mittags Befehl vom Stabe, uns marschbereit zu halten, da

Digitized by Google

die Russen gerade Verstärkungen erhalten hätten, auch kamen schon wieder Verwundete und Kranke, so daß wir zu tun und keine rechte Ruhe und Gedanken hatten. Schließlich wurde aber doch im letzten Augenblick, wie das Weihnachten immer ist, alles fertig. Für die Kranken und Verwundeten hatten wir auch noch drei Tannen geschmückt und einen großen Kübel Grog für alle bereit. Wegen des möglichen Vor- oder Rückmarsches hielten wir die Feier schon um 4 Uhr ab, wo es ja schon dunkel genug war. Die Leute sangen mit Begeisterung, dann verteilten wir ihnen die Geschenke, gaben ihnen Grog und Zigarren. Nach einer Stunde löschten wir den Baum und zogen zu den bettlägerigen Kranken, denen wir auch Päckchen von Pfefferkuchen und Zigarren zurechtgemacht hatten, steckten in jedem Zimmer die Bäumchen an und sangen nochmal mit ihnen die lieben alten Weihnachtslieder. Am Nachmittag war alles friedlich gewesen, aber jetzt fing die Artillerie an zu schießen und wir waren alle in Spannung der zu erwartenden Dinge. Trotzdem gingen wir zu unserm „Heim" zurück, um unser Mittag, das wir uns extra bis zum Abend aufgehoben hatten, zu verzehren. Vier Hühner waren zur Feier des Tages geschlachtet, und sechs Gäste erwarteten wir, so daß wir zehn Personen waren. So schleppten wir Tische und Kisten zusammen, deckten mit Hilfe von Operationstüchern und Tannenzweigen einen sehr hübschen Tisch und legten unsere Bestecke hin, die ihrigen mußten die Gäste sich selbst mitbringen. Als Sitzgelegenheiten dienten Öfen und Küchenbänke, auch Koffer. Unsere Gäste kamen glücklich und sehr vergnügt an. Es gab also Huhn mit Reis, Schweizerkäse, Kommißbrot, Pfefferkuchen, Schokolade und Grog. Fein, was? Es war glänzend, fast zu ziviliſiert für Kriegszeiten. Das Schönste aber kam, als wir uns gerade zu Tisch setzen wollten. Da erschien, vom Stabe gesandt, ein Kriegsgerichtsrat N., schon ein alter Bekannter und guter Freund von uns, mit Post! Im Kriege wird keiner so freundlich empfangen, als wenn er Post bringt. Und ich bekam ausgerechnet eure Paketchen und Briefe vom 8. Dezember, 23. November und 4. Dezember, freilich nicht die Weihnachtspakete, die mir angekündigt waren und auch keine Zeile aus Frankreich und Brandenburg, aber Kinder, es ist z u schön, Post zu erhalten, man ist in dem Augenblick wunschlos glücklich! Nachdem sich der erste Freudensturm über die Post gelegt hatte, trat ein feierlicher Augenblick ein. Unser kleiner Doktor bekam das Eiserne Kreuz überreicht. Der g u t e Junge, wir haben uns s o mit ihm gefreut; es war auch zu nett, daß es grade zum heiligen Abend kam. Und nun wurde tüchtig gegessen und getrunken, wir hatten seit morgens um 7 Uhr nichts gehabt. Um 9 Uhr verabschiedeten wir unsere Gäste, löschten den Baum und gingen noch einmal zu allen Verwundeten. Von uns bis zu den Krankenzimmern sind es fast 5 Minuten Wegs, weil die Katen so verstreut liegen. Es war eine wunderschöne Nacht. Die Russen hatten scheinbar Verständnis und schossen nicht mehr (oder bereiteten sie sich auf den Überfall vor?). Der Mond schien, es waren höchstens 3—5° Kälte, und es herrschte eine so tiefe Stille, daß man es entweder feierlich oder unheimlich nennen konnte. Von fernen Wachtfeuern hörte man verhallende Klänge von Weihnachtsliedern. Es mag die Stimmung des heiligen Abends gewesen sein, oder was sonst? Ich weiß nur, daß ich nie so die Größe des Weltkrieges und Weltleides, nie solch starkes Gefühl allgemeiner, umfassender Menschenliebe empfand, als in jener Stunde. Persönliche Wünsche, eigenes Begehren war verschwunden und nur der heiße Wunsch blieb: Sieg und Frieden für unser geliebtes Vaterland! Wann mag er kommen? Es sieht nicht danach aus, als sollte es bald sein! — Beginnender Kanonendonner brachte mich in die ernste Wirklichkeit zurück. Sollten die Russen doch noch kommen? Nun, wir waren nicht ängstlich und bereit; legten uns, nachdem wir noch bis gegen 11 Uhr bei den Kranken zu tun gehabt, auch ruhig nieder, da ja noch Truppenteile vor uns stehen und wir danach 30 bis 60 Minuten Zeit zum Rückzug haben. Aber es erfolgte nichts. — Heute morgen hatten wir unsern Burschen schon um $^1/_2$6 bestellt, um vor Tagesanbruch unser Zimmer sauber zu machen. Der Vormittag verlief friedlicher, als wir gedacht, auch heut waren die Russen nicht gekommen. Wir verbanden und besorgten unsre Kranken, aßen dann vergnügt und ungestört zu

Digitized by Google

Mittag in unserm schön aufgeräumten und geschmückten Ställchen. Nun sitzen wir alle hier und schreiben, vor uns steht der brennende Weihnachtsbaum, und wir fühlen uns alle so wohl und sind in solch dankbar festlicher Stimmung, wie wir es nie für möglich gehalten hätten! —

Die nun folgende Zeit haben wir kaum als Festzeit empfunden. Es gab recht viel zu tun. Wir hatten 35 Kranke, viele schwere Darmkatarrhe, die stets als ruhr-, cholera- und typhusverdächtig angesehen und behandelt werden, verhältnismäßig wenig Verwundete. Dafür aber eine Menge „Verlauste". Die Soldaten in den Schützengräben werden jetzt soweit als möglich kolonnenweise abgeteilt und uns zur „Reinigung" übergeben. Das ist nicht ganz einfach, trotz der 40 Leute, die uns zur Verfügung stehen, hier, wo Wasser und Wäsche zwei der schwierigsten Dinge sind, die man herbeischaffen kann, muß oder soll! Wir haben ein extra Haus dafür eingerichtet, Öfen einmauern lassen, Töpfe zum Wäschekochen requiriert, was auch schwer hielt, da die Bewohner jetzt selbst nichts mehr haben. Schließlich ist aber doch alles fertig geworden, und der gewohnte Humor der Soldaten hat gleich die schönsten Benennungen erfunden. Das Haus heißt nie anders als „Villa Floh'ra" oder „Villa Lauf'anne" und draußen prangt ein Schild: „Wasch- und Reinigungsanstalt", „Tod allem Ungeziefer". Wir müssen jedesmal lachen, wenn wir zur Visite hingehen. Dort werden sie also mit Sublimatspiritus und Grauer Salbe bearbeitet, die Wäsche gekocht und alle dann frisch eingekleidet. Aber das ist natürlich auch nur vorübergehend; denn sie kommen zurück in die alten Schützengräben, auf das alte Stroh, und dann beginnt dasselbe von vorn. Teilweise ist versucht worden, frisches Stroh hineinzubringen, aber erstens wechseln die Stellungen hier sehr oft, mal gehts vor, mal zurück, und dann wird das Stroh hier jetzt sehr knapp. Wir liegen z. B. auch schon seit Wochen auf ungedroschenem Roggen. Schrecklich, nicht? Was sollen die armen Leute im nächsten Jahr anfangen? Es sind ihnen schon jetzt fast alle Lebensmöglichkeiten genommen!

B.-S., 11. 1. 15.

Sylvester haben wir auch ganz nett gefeiert, für all unsre Leute Punsch gebraut, unsre freiwilligen Krankenpfleger zu Tisch geladen und mit ihnen das neue Jahr erwartet; überraschend kam noch ein bekannter Stabsarzt von den Ulanen. Auch wir tranken Punsch, steckten noch mal die Lichtchen an, gingen zwischendurch zu den Kranken und horchten auf dem Wege auf das beginnende Schießen vor S. Die 32-cm-Mörser der Österreicher lassen selbst hier unser ganzes Häuschen erzittern. Kurz vor 12 Uhr erschienen plötzlich sämtliche Mannschaften und Krankenträger vor unsrer Tür und sangen Weihnachtslieder und „Nun danket alle Gott". Herr Stabsarzt hielt eine kleine Ansprache und dann wurde zusammen mit großer Begeisterung „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen. Es war wirklich schön und es hat etwas Rührendes, zu beobachten, wie auch diese Familienväter mit fortgerissen werden und all ihre Sorgen und Kümmernisse um des großen Ganzen willen vergessen! Der Neujahrstag verging wie die andern auch, ja, wir kamen sogar erst gegen 5 Uhr nachmittags dazu (seit 6 Uhr morgens), etwas zu genießen, hatten aber Liebesgaben erhalten und konnten nun in Ruhe genießen.

B. vor K., 16. 1. 15.

Hier wurde ich neulich unterbrochen und kam dann nicht mehr zum Schreiben. Es gab viel zu tun, mit den Kranken sowohl wie mit dem Umzug. Seit vorgestern wohnen wir nun hier in B. vor K. Da es nur zwei Häuschen gab, die wir für unsere Kranken notwendig brauchten, sind die Mannschaften in die Scheunen gezogen und wir in — Unterstände! Wir hatten uns Leute von den Pionieren geborgt, mit deren Hilfe drei schöne Unterstände gebaut wurden, einer für die Herren, einer für uns und einer für die Mahlzeiten und zum Wohnen. Sehr fein ist es, ganz gemütlich, nur daß einem hin und wieder etwas Sand auf den Kopf und ins Essen fällt. Kleine eiserne Öfen hatten wir aus B.-S. mitgenommen. Sie halten ganz

Digitized by Google

warm, solange man Holz hineinstopft, gehen aber sehr schnell aus. Gottlob ist das Wetter nicht besonders kalt, sehr wechselnd allerdings. Neulich in B.-S. hatten wir mal einen regelrechten Schneesturm, „Purga" nennen ihn die Russen. Es war derartig, daß im Augenblick wahre Hügel und Mauern entstanden, und die Eisnadeln stoben einem ins Gesicht, daß man kaum atmen konnte. Glücklicherweise dauerte er aber nur einen Tag. Seither war das Wetter wunderschön, teilweise sogar fast frühlingsmäßig. Seit gestern regnet es leider unentwegt, trotzdem aber bekamen wir heut von einem vorbeireitenden Hauptmann der hinter uns stehenden Batterie einen Strauß Kätzchen, die nun hoffentlich bald grün werden.

19. 1. 15.

Eure Fragen habe ich, denke ich, schon alle beantwortet, denn daß wir Hauptverbandsplatz, kein Feldlazarett sind, schrieb ich wohl schon. Krankenpflege ist hier aber auch doch nicht Nebensache, wie ihr vermutet, wenn es auch anders ist wie die Krankenhaustätigkeit. Und daß ich mich so an die Front sehne, trotzdem ich es nicht nötig habe, — ja, das ist reine Gefühls- und Auffassungssache. Ich weiß jetzt leider durch Aussage der Verwundeten nur zu gut, wie oft sie trotz aller Fürsorge unversorgt draußen daliegen und verzweifelt auf Hilfe warten. Hättet ihr diese Schilderungen hören können, — ich bin überzeugt, es würde euch ebenso drängen, hinzueilen und zu helfen. Und man fühlt sich unerträglich gebunden und unglücklich, wenn man diesem Gefühl nicht folgen kann. Dies Gefühl gibt einem wohl auch immer wieder die Kraft, all die Strapazen zu ertragen. Ich bemerke hier im Kriege zu meinem eignen Erstaunen, daß ich auch etwas Humor besitze. Manchmal ist es ja wohl Galgenhumor, aber er hilft einem oft über die Armseligkeit und die äußeren Entbehrungen hinweg. Sonst würde es einem vielleicht doch manchmal schwer. In mancher Beziehung haben wir es auch gelernt, es uns etwas behaglicher zu machen. Hier gibt es auch endlich wieder zwei Kühe und Hühner, die Eier legen. Da kaufen wir uns dann Milch und Eier und haben dann eine Abwechslung im Essen. Auch Mehl haben wir vom Proviantamt erhalten und essen nun, da wir für unsre Kranken Suppe kochen, morgens und abends auch davon, trocknes Kommißbrot dazu und als Delikatesse hinterher ein paar Backpflaumen. Ein gesundes Essen, nicht wahr? Es bekommt mir ausgezeichnet und ich schlafe recht gut, selbst bei Kanonendonner, jedenfalls besser wie in Friedenszeiten. Meine sonstigen kleinen Leiden, wie Frost, Rheumatismus und oft große Müdigkeit, sind natürlich noch vorhanden, lassen sich aber immer noch sehr gut überwinden mit derselben Energie, mit der ich nun schon trotz allem sechs Jahre Schwester bin. Ich glaube, ich kann ein für allemal versprechen, daß ich das, was ich gern tue, auch aushalte. Im Grunde gibt das durch Anstrengungen und Entbehrungen Erworbene viel mehr Befriedigung, hat — wenigstens für mich — viel mehr Wert! Seit heut mittag steht ganz nah bei uns eine Batterie mit 21-cm-Geschützen — das ist ein ganz tolles Geknalle und man fährt zusammen, ohne daß man es will. Nun lebt wohl und sorgt euch nicht um mich. Unkraut vergeht nicht, und trifft doch das Gegenteil ein, dann sei es euch als Trost immer wieder gesagt: Ich bin glücklich und befriedigt und ganz mit dem Gedanken an den Tod vertraut dahingegangen. Trotzdem bin ich nicht melancholisch, habe mehr Tatendrang als je, und male mir schon unser frohes Wiedersehn aus! Glückauf!

Digitized by Google

Heimatchronik.[1]

Dienstag, 26. Januar.

Nun ist das Gesetz über die Beschlagnahme des Getreides und der Mehlvorräte da, Bundesratsverfügung „Über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl" und „Über die Sicherstellung von Fleischvorräten" und eine Bekanntmachung des preußischen Staatsministeriums betreffend „die Beschlagnahme des Brotgetreides". Vom 1. Februar ab gelten alle Weizen- und Roggenvorräte, sowie alles Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenmehl als beschlagnahmt. Sie werden im Enteignungswege der Kriegsgetreidegesellschaft oder der Zentraleinkaufsgesellschaft zugeführt und durch eine Reichsverteilungsstelle an die Kommunalverbände verteilt. Den weiteren Weg des Getreides über den Bäcker und den Handel an den Verbraucher regelt die Kommunalverwaltung. Ausländische Einfuhren unterstehen der Beschlagnahme nicht. Ein zweites Gesetz — vorbereitend für die obligatorische Abschlachtung von einem Teil des Schweinebestandes — legt den Städten über 5000 Einwohnern die Verpflichtung zur Sicherung größerer Vorräte von Fleischdauerware auf.

Von den beiden möglichen Wegen: eine so starke Verteuerung des Getreides, daß Verbrauch und Verfütterung von hier aus verhindert werden, oder Beschlagnahme — von dem ganz manchesterlichen und dem ganz sozialistischen Wege hat man den sozialistischen gewählt. Nun hat es keinen Sinn mehr, über das Für und Wider zu reden. Glücklicherweise. Denn schlimmer als die Mängel des einen oder des anderen Weges drohten sicher die Folgen der Unentschiedenheit und der halben Maßnahmen zu werden. Die Beschlagnahme und Verteilung ist ein riesiger staatssozialistischer Versuch — zugleich eine Probe größten Stils auf die Selbstverwaltung und die Fähigkeit des ganzen Volkes zu gemeinwirtschaftlichem Handeln. Das größte innerpolitische Ereignis seit Kriegsbeginn, und etwas, dem man eine Tragweite anfühlt weit über Berechenbares hinaus. Das einzige: es hätte *eher* geschehen müssen, um zu erreichen und zu beweisen, was es erreichen und beweisen könnte.

Aber auch jetzt noch darf man hoffen, was in der Bekanntmachung des preußischen Staatsministeriums gesagt ist: „Die getroffene Maßnahme gibt uns die Sicherheit, daß der Plan unserer Feinde, Deutschland auszuhungern, vereitelt ist; sie gewährleistet uns eine ausreichende Broternährung bis zur neuen Ernte; sie macht unser Land auch in diesem wirtschaftlichen Kampfe unbesieglich!" —

Mittlerweile durchziehen unsere Mitarbeiterinnen das Land zum Zweck der Hausfrauenaufklärung. Es wird wirklich mit Feuereifer gearbeitet, Versammlungen über Versammlungen, Flugschriften, Speisezettel, Rezepte, Beratungsstellen, Kriegskochkurse. Im Grunde kann doch nur die Hausfrauenaufklärung und -beeinflussung etwas Wirkliches nützen.

Abends in Leipzig zu einem Kriegsvortrag in der Alberthalle, Ansprache im Rahmen eines Konzerts. Es wurden Lieder mit schönen einfachen Texten vom Landsturmmann gesungen, Lieder so voll von dem Gedanken an Weib und Kind und doch so voll fragloser und unbedingter Hingabe: „Und denke du daran — Wenn ich mein armes Leben — dem Vaterland gegeben — ist's auch für dich getan." — — —

---

[1]) Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe" Nr. 5 ff. 1915.

Digitized by Google

Wieviel Herzblut kostet der Krieg! Manchmal überflutet einen die Vorstellung von dem unermeßlichen Strom von heißem Gefühl, den diese Zeit aus tiefsten Seelengründen gequälter und erhobener Menschen hervorbrechen läßt.

Mittwoch, 27. Januar.

Kaisers Geburtstag. Es liegt eine verhaltene Feierlichkeit über den Straßen. Gerade weil die militärisch-offizielle Fassade fehlt, kommt die Aufrichtigkeit der Stimmung zum Ausdruck, die sich heute in ganz besonderem Sinne der Volkseinheit bewußt wird. Die Festreden in den Hochschulen dienen alle in irgendeiner Form der Besinnung auf die geistigen Kräfte, mit denen Deutschland diesen Krieg durchhält. Die heroische Lebensauffassung, die in der Philosophie ebenso wie im deutschen Militarismus lebt.

Gute Stimmen der Mahnung zur Tapferkeit aus allen Lagern. Einen deutlichen, charaktervollen Aufruf richtet Dr. Georg Heim an die bayerischen Bauern im „Bayerischen Bauernblatt". Darin heißt es:

„Haltet mit euren Getreidevorräten nicht zurück, sonst kommt die Enteignung. Durch ein Gesetz, das der Reichstag am 4. August 1914 beschlossen hat, kann einem Besitzer von Getreide, der es nicht auf den Markt bringt, dieses Getreide weggenommen werden. Das ist ein hartes Gesetz, aber Not kennt kein Gebot. Wer mit seinem Getreide heute zurückhält, ist ein Freund unserer Feinde, ein Bundesgenosse derer, die uns hassen und verfolgen, die eure Söhne im Felde morden. Wenn die Vorräte dem Markte entzogen werden, dann würde die Ernährung des Volkes Schwierigkeiten bekommen. Die Folgen davon wären schreckliche für das ganze Volk, aber auch für den Bauern. Jetzt, Ende Januar, kann kein Bauer mehr behaupten, er habe sein Getreide noch nicht gedroschen. Wo wirklich durch außergewöhnliche Verhältnisse der Drusch noch nicht vor sich gegangen ist, wird das in den nächsten Tagen der Fall sein. Gebt euer Getreide ab! Es ist Pflicht eines jeden Bauern, sein Getreide sobald wie möglich zum Verkauf zu bringen. Das ist notwendig für die Wehrhaftigkeit, notwendig zur Ernährung des Volkes und notwendig zur Ernährung unserer Soldaten im Felde.

Für diejenigen aber, die eines so bösen Willens sind, daß sie wirklich als Bundesgenosse unserer Feinde ihre Getreidevorräte zurückhalten, gibt das Gesetz keine Gnade.

Es kommen jetzt die schweren Monate vor der neuen Ernte. Unsere Vorräte werden durchhalten, wenn sie restlos auf den Markt kommen. Auf solche aber, die in dieser schweren Zeit mit ihren Vorräten zurückhalten, wird keine Rücksicht genommen werden. Bereits sind die Ausschreibungen der Behörde erfolgt. Getreide kann beschlagnahmt werden, selbst ungedroschen im Stroh.

Laßt es doch nicht so weit kommen! Es wäre eine Schande für den Bauernstand."

Man sucht in der agrarischen Presse Norddeutschlands vergebens nach einem so kräftigen Wort.

Die „Chemnitzer Volksstimme" wendet sich wiederholt und entschieden gegen die kleine Parteigruppe, die „nicht müde wird, dem Auslande vorzutäuschen, hinter ihr stände eine große Macht, die sich täglich vergrößere; bedenken sie da nicht, daß sie auf diese Weise immer wieder die Hoffnung des Auslandes nähren auf Abbröckelung des Geistes der Einigkeit in Deutschland? Überlegen sie sich nicht, daß sie damit, gewiß ungewollt und unbewußt, die Schrecknisse des Krieges verlängern helfen?"

Donnerstag, 28. Januar.

Man gewinnt doch aus der ganzen Aufklärungsarbeit in der Ernährungsfrage mehr Zutrauen zu dem Willen des Volkes, das Rechte zu tun. Allenthalben sind die Versammlungen überfüllt und voll vorzüglicher Stimmung. Tatsächlich hat es vielfach nur an der Kenntnis der Sachlage gefehlt, und angesichts der Aufklärung bricht ein heiliger Eifer hervor. Man bekommt doch das Vertrauen, daß auch hier unser Volk für das Notwendige die Kraft und die Einmütigkeit aufbringen wird.

Wer reformiert die Gasthäuser?

Wer auf Gasthaussessen angewiesen ist, kann einfach nicht kriegsmäßig leben. In dem berühmten „Restaurationssessen" hat sich aber auch nicht das mindeste geändert. Schließlich

Digitized by Google

werden wohl nur Verbote helfen. Wozu braucht bis spät in die Nacht in den Restaurationen noch warm gegessen zu werden?

Ein wunderschöner Wintertag mit Schnee und wieder frostklarem Himmel und mondhellen Nächten reiht sich an den anderen. Aber alles außer der Arbeit bleibt so wesenlos; man spürt es kaum.

Jetzt bereiten wir uns vor, bei der doch wahrscheinlich eintretenden Rationierung der Brot- und Mehlvorräte mitzuarbeiten. Man wird doch unzählige Kräfte brauchen, wenn man dazu übergeht, Rationen gegen Marken auszugeben!

Eine interessante Mitteilung einer Handelszeitung: wie sehr deutscher Exporthandel über Paris als Kommissionsstelle gegangen ist. Die Einkäufer aus Südamerika, Australien, Afrika, sogar aus Spanien und Portugal kauften Nähmaschinen, Flanelle, Plauener Spitzen, Krefelder Seide in Paris und bemühten sich erst gar nicht nach Deutschland. Und die französischen Angestellten der deutschen Kommissionsgeschäfte machten sich dabei nicht selten des „abus de confiance par patriotisme" schuldig, indem sie bei den Einkäufern französische Fabrikate anbrachten.

Freitag, 29. Januar.

Verhandlungen im Berliner Magistrat über die Ausdehnung der Mieteinigungsämter auf die Hypothekenangelegenheiten. Das wird unerläßlich sein.

Wie wird die Stadt Berlin die Brotfrage regeln, die von der Regierung den Kommunalverbänden so freigebig anvertraut ist? Darauf sind wir jetzt sehr gespannt. Nie hat man so intensiv in einer Sache gesteckt, wie jetzt in diesen Ernährungsfragen. Beinahe jeden Abend wanderpredigt man über die Kriegsküche. Dabei freut es einen trotz des Ernstes der ganzen Sache, wie diese etwas versumpfte Hauswirtschaft einmal allenthalben wieder mit Gedanken und Interessen belebt wird. Der Krieg ist auch hier „Vater aller Dinge" — einer ganzen Wiedergeburt eingeschlafener Hausfrauentugenden in neuem Geist. Frauenerziehung aus dem Nächstliegenden, Greifbaren heraus. Das Kleine und unmittelbar Praktische wird volkswirtschaftlich und das Volkswirtschaftliche ganz praktisch. Wieviel Kräfte das allenthalben belebt! Man könnte diese Nahrungsfrage fast segnen!

Sonnabend, 30. Januar.

Von der beabsichtigten Abschlachtung eines Drittels unseres Schweinebestandes steht zum erstenmal in der Zeitung. Eine Verfügung ist noch nicht heraus.

Die Mietbeihilfen, die von der Stadt Berlin gewährt werden, betragen für Januar fast 600 000 ℳ.

Die Schulkinder hat man an das Kupfersammeln gesetzt. Wieder so eine ehrenvolle Kriegsaufgabe, an der sie ihren Patriotismus ausleben können, wie an dem Zusammenschleppen der Zeugballen in der „Reichswollwoche". Wenn jemand alles Brauchbare aus den Privathaushalten heraustreibt, so sind es sicher die Schulkinder.

Sonntag, 31. Januar.

Diese Woche beginnt und endigt mit der Brotfrage. Morgen beginnt die Zeit des beschränkten Brotverbrauchs.

Der Magistrat von Berlin hat in Gemeinschaft mit den Magistraten von Charlottenburg, Neukölln, Schöneberg, Wilmersdorf und Lichtenberg sowie den Kreisen Niederbarnim und Teltow in drei wichtigen Punkten eine Einschränkung des Verbrauchs angeordnet. Voran steht die Beschränkung des Verbrauchs für das gesamte Publikum auf zwei Kilogramm pro Kopf und Woche, und zwar Brot und Mehl aller Art zusammengenommen. Die Überschreitung dieser Menge ist mit der Strafe von Gefängnis bis zu 6 Monaten oder bis zu 1500 ℳ Geldstrafe bedroht. Zum Zweck genauer Berechnung wird die Herstellung eines Gewichtseinheitsbrotes angeordnet, und zwar: Für Weizenbrot 75 Gramm, für Roggenbrot 1 oder 1½ oder 2 Kilogramm, Zwieback ist zulässig, darf jedoch nur nach Gewicht

Digitized by Google

verkauft werden, Kuchen darf an Getreidemehl insgesamt nicht mehr als 10 v. H. seines Gewichtes enthalten. Gast- und Schankwirtschaften dürfen nur drei Viertel ihres bisherigen Verbrauches beziehen.

Das ist nur vorläufige Regelung. Man wird gewiß noch zur Ausgabe von Bezugsscheinen übergehen, denn in dieser Form ist noch keine Kontrolle der Durchführung dieser Selbstbeschränkung möglich.

Eine Fahrt nach Breslau durch wunderschöne, weite, stille Winterlandschaft, in einem Zuge, lebendig und laut von Soldaten und immer wieder Soldaten. Der Gegensatz dieses gesicherten Friedens der schweigenden Felder und des hindurchbrausenden gespannten Lebens war so eindrucksvoll.

Montag, 1. Februar.

Jetzt dauert der Krieg ein halbes Jahr. Bei der Nachtfahrt von Breslau nach Berlin zurück, wieder in einem von Soldaten wimmelnden Zug, dachte ich an die atemlose Spannung der Nacht vom 31. Juli zum 1. August, der Hochsommernacht, durch die Millionen Herzen in Erwartung klopften.

Wir sind das Außerordentliche gewohnt geworden — merkwürdig selbstverständlich und alltäglich ist es geworden.

Ein Leser schreibt uns von einem unserer Kriegsschiffe:

„Mit Erstaunen lese ich in der ‚Hilfe', welchen Schwierigkeiten die Regelung der Getreidefrage und die Einführung des K-Brotes begegnet. Einen solchen Mangel an Einsicht unseres Volkes, das nicht einmal zu derartig kleinen, aber unbedingt notwendigen Opfern bereit ist, hätten wir nicht für möglich gehalten. Hier wird bereits seit Ende Dezember Kriegsbrot gegessen, das uns, nebenbei gesagt, ausgezeichnet schmeckt. Kuchen ist verpönt.

Seit mehreren Monaten werden sorgfältig alle Essensreste in Kübeln gesammelt und von kleinen Dampfern ziemlich regelmäßig abgeholt, um an Land als Schweinefutter verbraucht zu werden. Der Zeugwirtschaft der Mannschaft, vor allem dem sparsamen Verbrauch von Wollsachen und Lederzeug wird eine ganz besondere Aufmerksamkeit schon seit Kriegsbeginn geschenkt. Unbrauchbare Kleidungsstücke werden gesammelt ebenso wie Messingabfälle."

Dienstag, 2. Februar.

Die Berichte aus dem Felde treten in den Zeitungen zurück gegen die Erörterung der Versorgungsfrage. In Berlin sind wir in dem Übergangsstadium zwischen Rationierung der Bäcker und Rationierung des Publikums. Solange nur die Bäcker rationiert, d. h. auf drei Viertel ihres bisherigen Mehlbezuges gesetzt werden, sind Mißstände unvermeidlich. Die Bäcker selbst sind (Versammlung des Zweckverbandes der Bäckermeister) für die Ausgabe von Brotmarken, um dem heiklen Auftrag, ihrerseits die Dreiviertelmenge gerecht unter ihre Kunden zu verteilen, zu entgehen. Die Bäcker wünschen ferner, daß der Verkauf von Hefe und künstlichen Backmitteln an das Publikum verboten wird, um die Hausbäckerei einzuschränken, ein Wunsch, der manches Bestechende hat, aber allerdings die wünschenswerte Einrichtung von fleischlosen Tagen und Schiebung der Mehlspeise in die Hauptmahlzeit erschweren würde. Das Brot ist teurer geworden: das Kilogrammbrot kostet 45 ₰.

Im Ausland hat die Brotverordnung imponiert. Sie wird als eine Kraftprobe für die Volksstimmung („Times") angesehen, und man bewundert schließlich, daß Deutschland sich diese Kraftprobe leisten kann. Natürlich erklärt nach der Beschlagnahme die feindliche Presse alles Getreide für unbedingte Konterbande.

Es ist interessant, daß, während ein großer Viehauftrieb erwartet wird, die Schweinepreise auf eine nicht dagewesene Höhe steigen. Der Preis von über 1 ℳ Schlachtgewicht ist in Berlin seit Menschengedenken nicht dagewesen. Der Deutsche Fleischerverband erklärt seine Stellung zu der Fleischversorgungsfrage in folgender Entschließung:

Die Fleischer-Innungen werden vom Vorstande des Deutschen Fleischer-Verbandes ersucht, den Stadt- und Gemeindeverwaltungen, wenn sie zur Sicherung der Fleischversorgung gleichfalls Vorräte an Schweinefleisch-Dauerwaren ansammeln wollen, mit Rat und Tat

Digitized by Google

zur Seite zu stehen, erwarten aber, daß die Anschaffung, Bearbeitung und Wiederveräußerung lediglich durch das Fleischergewerbe erfolgt. Zur Förderung der erweiterten Aufgaben ist es notwendig, daß für eine möglichst weitgehende Beurlaubung von eingezogenen Fleischern sowie für die Bereitstellung von Krediten an die schlachtenden Fleischer in nächster Zeit Sorge getragen wird. Falls die Schweinepreise infolge der städtischen Nachfrage über 1 ℳ für Schlachtgewicht steigen, sollten die Vorratssammlungen unterbrochen oder aufgegeben werden.

Übrigens wird es vollkommen deutlich, daß unsere Agitation im Publikum genutzt hat. Die Butter wird 10 ₰ billiger, und der Verein Berliner Butterkaufleute richtet Zuschriften an die Zeitungen, daß noch kein Anlaß sei, den Butterverbrauch einzuschränken usw. Das ist ein exakter und sehr ermutigender Beweis für eine ziemlich breite Wirkung der Aufklärungsarbeit; man sieht die Möglichkeit, auf die Art doch zur Verschiebung der Produktion beizutragen, während man sonst selbst diese Möglichkeit sehr bescheiden beurteilt hat.

Mittwoch, 3. Februar.

Heute begann der Rednerkursus für Volksernährung. Unerwartet riesenhafter Andrang. Nur ein kleiner Bruchteil der von den Verbänden angemeldeten Redner kann angenommen werden (von unseren Frauenverbänden etwa 10 Prozent). Plenarsaal des Abgeordnetenhauses mit allen Tribünen übervoll. Es sind von allen Organisationen Vertreter da — vom Bund der Landwirte bis zu den freien Gewerkschaften. Man sieht das auch an den Typen. Der Krieg verbindet die Menschen in ganz neuen Gruppen: „Die deutschen Redner". Übrigens mußten gleich im Anfang die Zurufe und Beifallskundgebungen verboten werden, durch die sich die Zuhörer als fachkundige Versammlungstechniker allzu lebhaft betätigten. Man hat das sichere Gefühl, daß es ein richtiger Gedanke war, diesen Kursus zu veranstalten und die deutsche Redekraft systematisch der Volksaufklärung dienstbar zu machen. Wäre eine solche Veranstaltung in einem anderen Lande möglich? Bestimmt nicht. Wir sind das Volk der Zentralisation und des Gemeinsamkeitseifers.

Wie oft hat man alle die Tatsachen gehört, die von den Lehrern — im ganzen den Mitarbeitern des Eltzbacherschen Buches — vorgetragen wurden. Und doch werden sie einem immer wieder in neuer Weise lebendig. — — —

Der „Vorwärts" veröffentlicht folgende Erklärung:

Die sozialdemokratische Fraktion des Deutschen Reichstages hat in ihrer Sitzung am Dienstag nach eingehender Besprechung folgenden Beschluß gefaßt:

„Die Fraktion schließt sich der über die Abstimmung Liebknechts abgegebenen Erklärung des Fraktionsvorstandes vom 2. Dezember 1914 an. Sie verurteilt den von Liebknecht begangenen Disziplinarbruch aufs schärfste.

Sie weist die von ihm verbreitete Begründung seiner Abstimmung als unvereinbar mit den Interessen der deutschen Sozialdemokratie entschieden zurück.

Ebenso verurteilt sie die von Liebknecht im Ausland verbreiteten irreführenden Mitteilungen über Vorgänge innerhalb der Partei.

Da der Fraktion nach dem Organisationsstatut nicht die Handhabe zu weitergehenden Maßnahmen zusteht, so muß sie die endgültige Entscheidung dem nächsten Parteitag anheimstellen."

Die Fraktion hat weiter beschlossen:

„Die Abstimmung der Fraktion im Plenum des Reichstags hat geschlossen zu erfolgen, soweit nicht für den einzelnen Fall die Abstimmung ausdrücklich freigegeben ist.

Glaubt ein Fraktionsmitglied nach seiner Überzeugung, an der geschlossenen Abstimmung der Fraktion nicht teilnehmen zu können, so steht ihm das Recht zu, der Abstimmung fern zu bleiben, ohne daß dies einen demonstrativen Charakter tragen darf."

Donnerstag, 4. Februar.

Südekum und Göhre sind als Kriegsfreiwillige in das Heer eingetreten.

Reichstagsabgeordneter Dr. Liebknecht veröffentlicht gegen die ihm ausgesprochene Fraktionsrüge folgende Erklärung im „Vorwärts": „1. Ich habe gegen die Kriegskredite

Digitized by Google

gestimmt, weil die Bewilligung der Kriegskredite nach meiner Überzeugung nicht nur den Interessen des Proletariats, sondern auch dem Parteiprogramm und den Beschlüssen internationaler Kongresse schroff widerspricht, und weil die Fraktion nicht berechtigt ist, einen Verstoß gegen Programm und Parteibeschluß vorzuschreiben. Ich habe diesen meinen Standpunkt dem Fraktionsvorstand in einem Briefe vom 3. Dezember v. J. dargelegt. 2. Irreführende Mitteilungen über Parteivorgänge habe ich nicht verbreitet. Die Fraktion, die zur Fassung eines Beschlusses über diesen Punkt gar nicht zuständig war, hat meinen Antrag, die Entscheidung hierüber bis zu einer gründlichen Aufklärung über allerhand Behauptungen auszusetzen, abgelehnt."

Wir hatten am Abend eine Besprechung mit unseren Kommissionsleiterinnen im Nationalen Frauendienst über die Mietfrage. Viele unserer Mitarbeiterinnen sind bei den Mieteinigungsämtern tätig; ich hätte so gewünscht, daß viele diese Besprechung hätten hören können, weil sie ein ganz besonders guter Beweis für die Tüchtigkeit der geleisteten Kriegsarbeit war. Als eine sehr bedauerliche Lücke des Kriegsgesetzes für den zahlungsunfähigen Mieter, der im Felde steht, wurde bezeichnet, daß dieser Schutz nur den Angehörigen der „mobilen" Truppen gilt, das heißt nach der Auslegung denen im Frontdienst, ebenso, daß der Schutz dann versagt, wenn die Frau mithaftbar den Kontrakt unterzeichnet hat. Heute abend stand eine Notiz in der Zeitung, die unsere Erfahrungen durchaus bestätigen. Sie heißt:

„Unlautere Machenschaften bei Erlangung der Mietbeihilfe. Wie in Charlottenburg, so ist auch in Berlin verschiedentlich festgestellt worden, daß Vermieter sich der städtischen Unterstützungskommission gegenüber, um die Mietbeihilfe zu erlangen, verpflichten, einen bestimmten Betrag der Miete nachzulassen, daß sie aber trotzdem diesen Betrag nachträglich außerdem von dem Mieter fordern, obwohl ihnen bekannt ist, daß die städtische Mietbeihilfe nur bei Gewährung eines angemessenen Mietnachlasses zugebilligt wird. Ein derartiges Verfahren ist selbstverständlich ganz unzulässig und widerspricht den Grundsätzen von Treu und Glauben."

Unsere Mitarbeiterinnen sind der Meinung, daß den Machenschaften dieser dunklen Ehrenmänner mit Erfolg nur dadurch begegnet werden kann, daß der Hausbesitzer der Quittung im Mietsbuch vor der Kommission einen Vermerk hinzufügen muß, daß er abgefunden ist. Interessante Beobachtung an den Formularen: es muß jedesmal die monatliche Miete und der wöchentliche Arbeitsverdienst untereinandergeschrieben werden. Das ist meist dieselbe Ziffer.

Freitag, 5. Februar.

Heute war im Rednerkurs der landwirtschaftliche Tag mit dem Rektor der landwirtschaftlichen Hochschule Lemmermann, Professor Zuntz, Ökonomierat Warmbold. Bei Behandlung der Düngungsfragen bekam man einen Begriff von den Riesenanforderungen, die jetzt an die Landwirtschaft gestellt sind, und von der Fähigkeit, die sie kraft ihres wissenschaftlichen und technischen Unterbaues besitzt, sich diesen Forderungen anzupassen. Und dann: wie sehr beruht die Entwicklung unserer Landwirtschaft auf Einfuhr: Dünge- und Futtermittel.

In den Fraktionsvorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion wurde an Stelle des ausgeschiedenen Abgeordneten Ledebour der Abgeordnete Hoch gewählt. Als Etatsredner wurden Haase und Scheidemann bestimmt. Im Anschluß an die im „Vorwärts" veröffentlichte Erklärung Liebknechts faßte die Fraktion folgenden Beschluß:

„Die Fraktion weist die Behauptung, daß die Bewilligung der Kriegskredite den Interessen des Proletariats, dem Parteiprogramm und den Beschlüssen der internationalen Kongresse widerspricht, mit aller Entschiedenheit zurück. Was die Verbreitung irreführender Mitteilungen an das Ausland durch Genossen Liebknecht betrifft, so wurde mehr als genug festgestellt, um den Beschluß der Fraktion zu rechtfertigen."

Zum Rücktritt Ledebours hat die Fraktion durch folgende Erklärung Stellung genommen:

Digitized by Google

„Die Fraktion erklärt den von Ledebour gegen die Geschäftsführung des Fraktionsvorstandes erhobenen Vorwurf der Verschleppungs- und Vertuschungspolitik als jeder tatsächlichen Grundlage entbehrend und verurteilt sein Vorgehen aufs schärfste."

Sonnabend, 6. Februar.

Die Magistrate haben die Einführung von Brotkarten für Groß-Berlin nunmehr beschlossen.

Der letzte Tag des Rednerkurses. Er wird gewiß Gutes schaffen.

Abends hatten wir noch eine Zusammenkunft der weiblichen Teilnehmer. Sehr notwendig wird sein, daß jetzt der Aufklärungsdienst organisiert wird, damit nicht das gesammelte Kapital an Sachkenntnis verpufft. Es müßten Landes- und Provinzzentralen für Anmeldung und Versand von Rednern geschaffen werden, an die sich Vereine und Verwaltungen wenden können. Außerdem muß eine Organisationszentrale im Ministerium des Innern und eine Zentrale für sachliche Beratung geschaffen werden, die auch Erfahrungen austauscht, neue Auskünfte erteilt und Flugschriften usw. versendet. Das alles waren die dringenden Wünsche der Frauen.

Sonntag, 7. Februar.

Die Kommunalverbände werden durch Bundesratsverfügung ermächtigt, Deklarationspflicht und Enteignungsrecht für alle Mehlvorräte über 25 Kilogramm einzuführen. Sehr gut!

Der Besuch unserer Hilfsstellen sinkt dauernd. Wir können jetzt die Bureaustunden verkürzen. Beweis, daß die gewährten Kriegsunterstützungen und der Rückgang der Arbeitslosigkeit die Leute instand setzen, ohne besondere Hilfe durchzukommen.

Die Kartotheken unserer Kommissionen werden einmal ein ganz hervorragendes Material für soziale Studien sein.

Besuch einer einfachen Frau, einer alten Familienbekanntschaft, die ihren Sohn vor dem Auszug ins Feld präsentiert. Es ist von einer anderen Mutter die Rede, der es so unsagbar schwer wird, den ihren hinzugeben. „Ich weiß nicht," sagt unsere alte Hausmeistersfrau gelassen, „ich kann mir nu dabei nich so viel denken. Das muß doch sein. Unser Kaiser hat doch auch fünf dabei." Der Junge könnte als Schlosser gehen. Dann wäre er nicht so gefährdet. Aber das will er nicht, und sie auch nicht. „Nee, sag ich immer zu ihm, geh du man richtig mit rein. Sonst, wenn nachher die andern erzählen können, dann ärgerst du dich dein ganzes Leben lang."

Montag, 8. Februar.

Mir kommt das Programm der „9. Musikalischen Andacht" in der Kathedrale von Laon in die Hände. Überschrift: „Laon (Nordfrankreich), in der Zeit des großen Krieges". Choralvorspiel Bach: „Wachet auf, ruft uns die Stimme". Dann singt die Zuhörerschaft stehend die Geibelsche Umdichtung des Chorals. Der Deutsche Kriegs-Männerchor Laon singt das Gluckſche Gebet „Leih aus Deines Himmels Höhen" und das Mozartsche Weihelied: „O Schutzgeist alles Schönen steig hernieder". Orgel- und Violinsoli (Liszt, Händel) und eine Baritonarie aus dem Paulus und dem Judas Makkabäus. Zum Schluß gemeinsamer Gesang des Niederländischen Dankgebets. Wir Barbaren!

Dienstag, 9. Februar.

Gestern war eine Konferenz aller in Betracht kommenden Organisationen zu der Frage der Kriegsverletzten. (Man sollte das häßliche und klägliche Wort „Krüppel" abschaffen!) Man sieht aus den Vorträgen, daß alle Kräfte am Werk sind, das Schicksal der Kriegsopfer würdig und erträglich zu gestalten. Aber es scheinen sich der systematischen Zusammenfassung der allenthalben schon begonnenen Praxis allerlei Schwierigkeiten entgegenzustellen; daß sie in „Kompetenzstreitigkeiten" bestehen, wie in der Presse angedeutet wird, kann man fast nicht glauben, so unwürdig wären solche Hemmungen der großen und selbstverständlichen Aufgabe. Es liegen aber auch sachliche Schwierigkeiten darin, daß die Zahlen noch gar

Digitized by Google

nicht zu übersehen sind. Selbstverständlich wird doch das ganze Problem ein anderes, wenn es sich um Massen handelt, die auf dem Arbeitsmarkt als Masse eine Rolle spielen, als wenn es sich um viele einzelne handelt, die von Fall zu Fall ihren Kräften gemäß wieder in die Armee der Arbeitenden eingestellt werden können. Jedenfalls ist allen, die sich bisher praktisch oder theoretisch mit der Frage beschäftigen, gemeinsam der Grundsatz, daß für den Wiederaufbau all dieser Existenzen alle wissenschaftliche und wirtschaftliche Kraft eingesetzt werden muß.

Heute tritt der preußische Landtag zur Etatsberatung zusammen. Es geht schlichter zu als bei der ersten Tagung dieser Art. Das Zusammenhalten ist selbstverständlich und Gewißheit, und der mächtige Stimmungseindruck damals, als es „Ereignis" wurde, schwächt sich ab. Eigentlich schade. Denn im Grunde bedeutet die Einheit jetzt noch mehr als im ersten Aufschwung.

Daß es wieder zu einer sozialdemokratischen Erklärung kommen würde, war zu erwarten. Auch ihren Inhalt konnte man voraussagen: Bekenntnis zu den alten Grundsätzen, allgemeines Wahlrecht, Frieden. Daß sie aber in Fassung und Begründung so engbrüstig und spießbürgerlich ausfallen würde, war doch beinahe überraschend — so ohne Gefühl für das Maß der Zeit und der Umstände, ganz und gar aus der Vor-August-Welt.

Die Ausgabe von Brotkarten steht unmittelbar bevor. Ein Riesensystem von Bureauarbeit: vier Millionen Brotkarten für Berlin ausgeben! Aber die Menschen sind diesem bevorstehenden gewaltigen Eingriff gegenüber merkwürdig gleichmütig. Wie hat man sich sonst vor unvergleichlich geringeren Maßnahmen gescheut! Eine Frage wäre noch zu lösen: jetzt soll jeder gleich viel Brot bekommen. Wenn sich doch eine Staffelung einrichten ließe, o daß die Schichten mehr bekommen, die auf Broternährung stärker angewiesen sind!

Mittwoch, 10. Februar.

Die „Kriegskuchenausstellung" gibt ein erheiterndes Bild von der menschlichen Erfindungsgabe im Dienst der Genußsucht. Nun ja, die Konditoren sind ein Erwerbsstand, der weiterbestehen will, und unseren Zucker müssen wir tunlichst aufessen. Sonst ist so viel Kunstfertigkeit zu solchem Zweck eigentlich ekelerregend.

Allenthalben organisieren die Städte jetzt in großem Maßstabe ihre Lebensmittelversorgung. Hamburg hat einer Kommission zur Beschaffung von Lebensmitteln jeder Art 12 Millionen, außerdem 6 Millionen für staatliche Mehlversorgung bewilligt. Wo man mit den Mitarbeitern bei all diesen schwierigen und verantwortlichen Aufgaben spricht, berührt einen die Frische und Zuversichtlichkeit, die straffe Energie und Freudigkeit, mit der das alles in Angriff genommen wird. Jeder ist doch innerlich befriedigt, daß dieses sonst so geregelte Leben ihm einmal so große neue Aufgaben zuschiebt.

Donnerstag, 11 Februar.

Wie unheimlich wirkt die russische Dumatagung durch die blinde Zuversicht, die sich darin ausspricht. Wenn man denkt, daß ein Millionenvolk diese Hoffnungen wie Tatsachen nimmt und seinen Glauben an die „großen freiheitlichen und nationalen Ziele des gegenwärtigen Krieges" hängt! Diese unheimliche Macht des Willens, des Glaubens, der Hoffnung über den Tatsachensinn!

Gestern waren wieder 25 überfüllte Hausfrauenversammlungen in Berlin. Das Ernährungsthema ist wie ein zugkräftiges Theaterstück: es kann zweihundermal vorgetragen werden, ohne daß sich das Reservoir derer, die es hören wollen, erschöpft. Die Schwierigkeit wird's sein, die Praxis der Hauswirtschaft durch Monate hindurch stetig zu beeinflussen!

In Berlin ist ein „Kriegsausschuß für Gemüsebau" begründet, der im Anschluß an die Genossenschaft für landwirtschaftliche Verwertung von Baugelände für die Ausnutzung geeigneter Bodenflächen durch Gemüseanbau sorgen wird. Die Pfadfinderorganisationen werden sich an der Arbeit mitbeteiligen.

Digitized by Google

Wolfgang Heine hat in einer Broschüre „Gegen die Quertreiber" eine scharfe Kritik an dem Personenkreis geübt, der die Haltung der Reichstagsfraktion in den Kriegsfragen angreift und ihr Vertrauen in den Parteivorstand zu erschüttern sucht. Die Kritik läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und stellt Gegensätze, die sich nicht mehr verkleistern lassen, klar und entschieden heraus:

„Die ganze Zukunft des deutschen Volkes hängt davon ab, daß in dieser schicksalsschweren Zeit Mut und Entschlossenheit nicht abgeschwächt werden. Die Partei hat ohne Zögern beim Ausbruch des Krieges ihre Stellung richtig gewählt. Jetzt mitten im Kriege, während die Gefahren sich häufen und es auf die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Mannes ankommt, darf die Partei nicht schwanken und dadurch Verwirrung in die Reihen der Verteidiger Deutschlands tragen. Dies könnte die schwersten Folgen für das ganze deutsche Volk, namentlich auch für die Arbeiter, hervorrufen.

Aber auch gegen die Partei selbst wäre ein solches Schwanken in ernster Stunde und einer weltgeschichtlichen Aufgabe gegenüber geradezu ein Verbrechen.

Alles würde verdorben werden, wenn es der Quertreibergruppe gelänge, den stolzen und großen Eindruck zu zerstören, den die bisherige Haltung der Partei und der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland gemacht hat.

Es ist deshalb höchste Zeit, daß die Genossen diesen Versuchen ein Halt gebieten, die unsere Partei zerreißen und die Interessen des Vaterlandes gefährden. Der schlichteste Genosse ist imstande, den Quertreibern die Frage entgegenzuhalten:

‚Wollt ihr, daß die Partei vor der Welt die Verantwortung trüge, wenn Deutschland geschlagen, zerstückelt und seiner Industrie und seines Handels beraubt würde, oder wollt ihr die deutschen Arbeiter davor schützen?' — Wem dann noch nicht die Augen aufgehen, dem ist allerdings nicht zu helfen, der mag dann aber auch vor aller Welt den Vorwurf der Gleichgültigkeit, ja, der Feindschaft gegen sein Volk und Vaterland tragen.

Die deutsche Sozialdemokratie hat eine große Stunde erlebt und hat sich, wie zu erwarten war, ihrer würdig erwiesen. Möge sie auch weiter alles Halbe, Unwahre von sich abschütteln und wagen, groß zu sein!"

Freitag, 12. Februar.

Die Organisation der Brotmarkenausgabe ist jetzt fertig vorbereitet. Die Rektoren der Berliner Gemeindeschulen werden die Leitung von 170 Brotkommissionen übernehmen, in die Berlin eingeteilt werden soll. Jeder Bezirk soll 11 000 Menschen umfassen. Ehrenamtliche Hilfskräfte jeder Art werden bei der Verteilung mitarbeiten. Vom 22. Februar ab wird der Bezug des Brotes und Mehls durch Brotscheine einsetzen. Die Wochenkarte wird abreißbare Scheine auf insgesamt 2 Kilogramm in 8×25, 8×50, 4×100 und 4×250 Gramm enthalten. Die in einer Woche nicht verbrauchten Scheine verfallen.

Am Abend bei Nebel und Nässe, in der schon etwas von Vorfrühling steckte, zu einem Ernährungsvortrag. Ein paar Fahnen waren auf den Balkons zum Vorschein gekommen und schimmerten durch die trübe weiße Dämmerung. Der Sieg in Ostpreußen, von dem man dadurch das erste erfuhr. Dann waren auch besondere Abendausgaben der Zeitungen da, die die Nachricht brachten. Eine schöne Antwort auf die geschwollene Dumarede Sasonows.

Wenn man dann nach solch einer Versammlung mit all ihrem guten Willen, ihrer gesteigerten Stimmung, ihrer Zuschauer-Gehobenheit allein nach Haus fährt, kommt einem dies alles so schattenhaft vor: wie bloßes Spiel, halbe Wirklichkeit, gegenüber der vollen blutigen draußen. Wie ein Traum während des Gewitters.

Sonnabend, 13. Februar.

Steuererhöhungen in Berlin und Charlottenburg, 135 Prozent Kommunalsteuern sind in Berlin, 140 in Charlottenburg in Aussicht genommen. Natürlich werden die anderen Gemeinden folgen. Jeder wird damit einverstanden sein.

Der Vorstand des Deutschen Städtetages hat zur Brotfrage eine Erklärung abgegeben, die für das Markensystem eintritt, die Abstufung der Brotmenge nach Einkommen und Arbeitsart widerrät und die Herstellung eines Einheitsbrotes fordert. Daß die Ab-

Digitized by Google

stufung technisch große Schwierigkeiten macht, liegt auf der Hand; gerecht wäre sie aber dennoch.

Die Berliner müssen jetzt laut Oberkommandos um 1 Uhr die Gastwirtschaften und Cafés verlassen. Niemand wird behaupten können, daß ihn das in seinen Menschenrechten verkürzt.

Bis zum Spätherbst 1914 sollen $1^1/_2$ Millionen neue Kriegsgedichte in Deutschland gedruckt sein!! Eine zugleich rührende und beängstigende Vorstellung! Anderthalb Millionen Gedichte — —

Meinungs- und Erfahrungsaustausch über Kriegsfürsorgefragen gelegentlich eines Vortrages in Mannheim. Der Ausbau und die kommunale Durchführung der Wochenhilfe (Bundesratsverfügung vom 3. Dezember 1914) und die Probleme der Brotverteilung. In Mannheim werden Monatskarten (nicht Wochenkarten) ausgegeben, und jeder wird einem bestimmten Bäcker zugewiesen. Ob nicht das erste zur Folge haben wird, daß die Leute ihre Marken zu schnell verbrauchen und nachher nichts haben?

Sonntag, 14. Februar.

Auf ein paar Stunden in Heidelberg zu einem Besuch. Der Landsturm rückte dort aus. Auf dem Platz vor dem Bahnhof standen die Männer in Reih und Glied, Blumen am Gewehr, von den Frauen und Kindern umringt. Es war noch nicht besonders tragisch, denn sie blieben im Lande. Manche sahen ein wenig sorgenvoll aus, die meisten halb belustigt und halb geniert durch das Zurschaustehen und Blumentragen. Auf das Bejubelt- und Verehrtwerden verstehen sich die Jungen besser. Eine alte Frau zeigte uns eifrig durch die Reihen hindurch ihren Schwiegersohn, der soooo dick sei. Dazu lachte sie fidel und beinah ein bißchen schadenfroh. Die Vorfrühlingssonne ließ die Sterne an den Mützen funkeln und die roten Tulpen und gelben Mimosen aufflammen! Sommer, Herbst, Winter und erstes Frühjahr haben nun schon Hintergrund gegeben für solche Bilder!

Nach einer Zeitungsmitteilung haben bis jetzt 38 Frauen das Eiserne Kreuz, meist Pflegerinnen, aber auch einige weibliche Autoführer.

Der Deutsche Städtetag verlangt sofortige Feststellung der in Deutschland vorhandenen Schweinebestände und Kartoffelvorräte. Denselben Wunsch hat übrigens der Reichsausschuß für Konsumenteninteressen ausgesprochen.

Interessantes Einzelbeispiel der verschiedenen Ergebnisse von Vorrätestatistik und Beschlagnahme des Getreides. In einer Gemeinde wurden bei der Aufnahme 39 Zentner gedroschenes, 389 Zentner ungedroschenes Getreide angegeben. Bei der Beschlagnahme fand man 365 Zentner gedroschenes und 1100 Zentner ungedroschenes Getreide. Hoffentlich vollzieht sich dieses Speisungswunder noch an anderen Stellen.

In Mannheim ist nach einer städtischen Verbrauchsstatistik pro Kopf der Bevölkerung 1734 Gramm Mehl wöchentlich, d. h. also fast 250 Gramm täglich verbraucht. In Berlin hat man eine ähnliche Statistik gemacht, die aber erheblich mehr pro Kopf und Tag ergeben hat.

Montag, 15. Februar.

Die Budgetkommission des Landtages verhandelt über Kriegsmaßnahmen zur Volksernährung. Es zeigt sich, daß bei all diesen Maßnahmen die Zuständigkeitsgebiete von Staat und Reich einander so schneiden, daß es schwer ist, sie im Rahmen preußischer Verantwortlichkeit überhaupt erschöpfend zu besprechen.

Man sah auch, wie die Politik der Höchstpreise, Beschlagnahme usw. Schritt für Schritt weiter führt. Es wurde Beschlagnahme der Futtermittel verlangt.

Der Bundesrat, heißt es, werde auf die Forderung der Beschlagnahme der Kartoffeln nicht eingehen, wahrscheinlich aber auf die vom preußischen Landwirtschaftsministerium geforderte Heraufsetzung der Höchstpreise.

Digitized by Google

Jetzt gibt es hier auf den Märkten nur wenige „Schweinekartoffeln", wie die vom Lande stammenden sachkundigen Köchinnen einem versichern. Zurückhaltungspolitik.

Bernhard Shaw hat im New Statesman einen Aufsatz beantwortet, den Grey im Worlds Work Magazine über den zu vernichtenden „Militarismus" geschrieben hat. Die Phrasenhaftigkeit, mit der England seiner Einkreisungspolitik das Gewand der Weltmoral umgehängt hat, wird da mit erfreulicher Schärfe gebrandmarkt.

Das „Hamburger Echo" bringt eine scharfe Kritik der sozialdemokratischen Landtagsfraktion.

Dienstag, 16. Februar.

Es ist schon ganz frühlingsmäßig. In den Läden und bei den fliegenden Blumenhändlern gibt es gelbe und weiße Narzissen; die Kinder auf der Straße fangen an mit Steinkugeln zu spielen, und morgens zwitschern schon die Spatzen. Über dem Buschwerk der Gärten hängt hin und wieder das hellgrüne Netz der Ellernkätzchen. Es liegt etwas irgendwie Zuversichtliches in diesem sichtbaren Fortschreiten der Zeit. Auch darin, daß ein Ende des Winters abzusehen ist, daß die Tage länger werden und die Zeiten der Finsternis, die über unseren armen Dörfern durch den Petroleummangel liegt, kürzer und erträglicher werden.

Dazu ist Ostpreußen frei. Zerstört, über Kriegsnotwendigkeit hinaus. Aber doch bei dem raschen und unerwarteten Rückzug der Russen nicht in gefürchtetem Maße durch Brandstiftung seiner letzten Getreidevorräte beraubt. Es ist in vielen Gehöften noch genug, um Milchvieh und Arbeitspferde bis zur Weidezeit durchzufüttern. Den Familien kann selbstverständlich die Heimkehr noch nicht freigegeben werden.

Die Budgetkommission des Landtags verhandelt über die verschiedenen wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen. Es scheint, daß alle die radikalen Forderungen der Zwangsabschlachtung von Schweinen wieder aufgegeben sind. Vom 1. Dezember 1914 bis 1. Februar 1915 sind, nach einer Mitteilung des Landwirtschaftsministers, viereinhalb Millionen Schweine geschlachtet. Normalerweise werden (1912/13), fleischbeschaupflichtige und Hausschlachtungen zusammengenommen, im Jahre $14^1/_2$ Millionen Stück geschlachtet. Eine sehr erhebliche Steigerung des Üblichen bedeutet also die Zahl von viereinhalb Millionen in zwei Monaten nicht, da wahrscheinlich auch sonst in diese Wintermonate mehr Schlachtungen fielen als ein Sechstel der Gesamtjahresschlachtung. Es wurde auch vom Landwirtschaftsminister zugestanden, daß der Schweinebestand noch weiter „in mäßiger Form" verringert werden müßte.

Die Biererzeugung ist nun — endlich! — durch Kontingentierung des Malzverbrauchs eingeschränkt. Es darf nur noch drei Fünftel des bisher verwendeten Malzes verbraucht werden. Ob damit noch sehr viel Gerste zu retten ist? Ob nicht schon das meiste vermälzt ist?

Die Erhöhung der Kartoffelhöchstpreise um 1,75 ℳ auf den Zentner im Großhandel wird von der städtischen Bevölkerung unangenehm empfunden werden. Wenn ihre Folge ist, daß nun wirklich genug Kartoffeln auf den Markt kommen, soll sie trotzdem gepriesen sein. Immer noch besser, das Pfund kostet ein paar Pfennige mehr, als daß gar keine Kartoffeln da sind. Wenn sich die Beschlagnahme nicht durchführen läßt, so ist es bei der Höhe der Futtermittelpreise undenkbar, daß zu dem bisherigen Höchstpreise Kartoffeln genug auf den Markt kommen.

Die Haferbeschlagnahme tritt heute in Kraft. Die Pferde, die bei erheblich eingeschränkten Rationen zum großen Teil schwerer arbeiten müssen als sonst, tun einem leid.

Mittwoch, 17. Februar.

Eine merkwürdige Verwicklung entsteht durch den Sozialistenkongreß in London für die beiden französischen Minister Guesde und Sembat. Sie sitzen zwischen den beiden Stühlen der Internationale und der Mitverantwortlichkeit für die französische Regierung. Und während Guesde der Internationale zuliebe den sinnlosen Satz sprechen mußte, man

Digitized by Google

kämpfe nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen den deutschen Imperialismus, und den noch sinnloseren, man müsse ein neues Europa schaffen, wo nur für die Gegensätze der Klassen, aber nicht der Rassen Raum sei, — mußte er als Minister den weiteren Widerspruch hinzufügen, daß dieses Europa nur durch den französischen Sieg geschaffen werden könnte, und mußte trotzdem natürlich mit Sembat die Angriffe sämtlicher nichtsozialistischen französischen Zeitungen über sich ergehen lassen, die es unerhört finden, daß verantwortliche Minister, Glieder des Regierungskörpers, jetzt solche Deklamationen ergehen lassen.

Eine fühlbare Erhöhung der Kriegsstimmung hat natürlich die englische Blockade und der Notenwechsel mit Amerika gebracht. Sie sammelt alle Spannung wieder im eigentlichen Brennpunkt aller kriegerischen Gefühle: England.

Im D-Zug Berlin—Hamburg, der ja so ein richtiger Geschäftszug ist, wird von nichts anderem gesprochen. Voll allgemeiner Befriedigung über die deutsche Antwortnote an die Vereinigten Staaten.

Ich fuhr zu einer Versammlung, die von der Eisenbahndirektion Altona veranlaßt war für ihre Beamten und Angestellten und deren Frauen zur Aufklärung über die Ernährungsfrage. Etwa 2000 Menschen aus dem ganzen Direktionsbezirk, meist natürlich Frauen, aber auch viele Männer. Immer wieder fühlt man die gute, kraftvolle und zuversichtliche Stimmung und den aufrichtigen Willen.

Donnerstag, 18. Februar.

Die Goldzuflüsse an die Reichsbank aus dem Verkehr haben im Januar eine Höhe erreicht wie seit November 1913 nicht mehr. Der Goldvorrat der Reichsbank beträgt jetzt fast eine Milliarde mehr als bei Kriegsbeginn.

Auf eine gewisse Ausnutzung der Hochkonjunkturen in den Militärindustrien durch die Arbeiter deutet ein Erlaß der Militärverwaltung hin, der feststellt, daß die Befreiung vom Heeresdienst und Einstellung in die Militärindustrie nur so lange Gültigkeit hat, als der Arbeiter die gleiche Stelle behält. Diese Bestimmung hat gewisse Gefahren, sofern sie einen fast zu starken offiziellen Schutz der jeweiligen Arbeitsbedingungen des Unternehmers bietet. Anderseits ist es natürlich auch nicht möglich, daß durch ständigen Arbeiterwechsel die Pünktlichkeit der Militärlieferungen gefährdet wird.

Zwischen „Vorwärts" und „Hamburger Echo" gehen noch die Verhandlungen über die Haltung der preußischen Landtagsfraktion weiter. Das „Hamburger Echo" bleibt auf seinem Standpunkt, daß die preußische Landtagsfraktion gegen die Ansichten der Parteimehrheit und im Widerspruch mit der Reichstagsfraktion gehandelt habe.

Ein paar Reprimanden, die zeigen, daß auch in großer Zeit das Allzumenschliche unter Kuratel genommen werden muß: Schnapsverbot für die Soldaten in Uniform in allen Berliner Wirtschaften. — Verbot der 5-Uhr-Tees, mit denen sich eine Anzahl von Cafés und Restaurants halfen, indem sie sich zu dem Zweck zugleich in Brettls verwandelten. Das scheint zu Mißständen geführt zu haben.

Freitag, 19. Februar.

Wir erwägen die Möglichkeit der Ausdehnung der öffentlichen Speisungen, wenn die knappen Brotrationen erst in Kraft treten. Besonders für den Arbeiter, der früh von Hause weggeht, und in dessen Tagesernährung die mitgenommenen Butterbrote eine große Rolle spielten, werden sich ernste Schwierigkeiten ergeben. Wenn er früh morgens schon, in der Art, wie in den Kaffee- und Milchkiosken, eine warme Suppe bekommen könnte, wäre das sicher eine große Hilfe.

Es herrschen zurzeit Kartoffelnöte in Berlin. Jedenfalls — unmittelbar vor Erhöhung der Höchstpreise — Zurückhaltungsgründe. Die Frauen müssen stundenlang an den Verkaufsstellen der städtischen Kartoffelvorräte stehen. Man sollte diesen Verkauf durch den Gemüsehandel vornehmen, um ihn zu dezentralisieren.

Digitized by Google

In der Budgetkommission scheint es zu ernsten Erörterungen über die Handhabung der Zensur gekommen zu sein. Das Ergebnis sind folgende Beschlüsse:

1. Nach den Erfahrungen während des Kriegszustandes erscheint nach Friedensschluß der Erlaß des im Art. 68 der Reichsverfassung vorgesehenen Reichsgesetzes über die Erklärung des Kriegszustandes angezeigt. Während des Krieges erscheint eine gesetzgeberische Aktion in diesem Sinne ausgeschlossen.

2. Die Generalkommandos sind an die bestehenden Gesetze und Verordnungen gebunden, soweit dieselben nicht durch das Gesetz betreffend den Belagerungszustand selbst aufgehoben sind.

3. Die Kgl. Staatsregierung soll für Vergangenheit und Zukunft da, wo von diesem Grundsatze abgewichen sein sollte, zugunsten der Betroffenen bei den Militärbehörden vermittelnd eintreten.

4. Die Zensur soll über die Bedürfnisse der Landesverteidigung und die Wahrung des inneren Friedens nicht hinausgehen; vor allem muß sie gleichmäßig ausgeübt werden.

5. Für die öffentliche Erörterung der Friedensbedingungen ist festzuhalten, daß sie so rechtzeitig freigegeben wird, daß die öffentliche Meinung bei den Friedensverhandlungen voll zur Geltung gebracht werden kann, und ferner, daß alle Richtungen gleichmäßig das Recht zur Meinungsäußerung haben sollen.

Sonnabend, 20. Februar.

Jede Eisenbahnfahrt gibt neue Kriegseindrücke. Diese Menge von Güterwagen mit belgischen, französischen, russischen Aufschriften!

An einer kleineren Station in Westfalen ein charakteristisches Kriegsbild. Ein Güterwagen, in dem Stroh gewesen war. Eine lange Reihe von Frauen, die in strömendem Regen unter Aufsicht eines Schutzmannes geduldig davor standen, nacheinander herantreten mußten und in mitgebrachte Säckchen jede eine winzige Portion der herausgefallenen Körner geschaufelt bekamen, die den Boden des Wagens bedeckten. Jedenfalls für Hühnerfutter oder dergleichen.

Diese Unzahl von Soldaten, die als Urlauber im Land herumfahren. Die großen Schnellzüge von und nach dem Westen gehen fast alle doppelt und sind immer zur Hälfte oder noch mehr mit Uniformen besetzt.

Ein kleiner Junge drangsaliert seine Mutter um Gold für die Goldsammlung in den Schulen. „Mutter," sagt er begeistert, „wenn die Reichsbank viel Gold hat, können wir zwanzig Jahre Krieg führen" — anscheinend kann er sich nichts Schöneres denken, als 20 Jahre Krieg zu führen.

Es war schön in Elberfeld. Dieser Zug von Energie und Kraft, der durch alles hindurchgeht in unseren Industriestädten. Allem haftet die Verbindung und Wirkung ins Weite hinein an. Es ist überhaupt, als wenn jeder Eindruck der Heimat in dieser Zeit doppelt stark und bedeutsam würde. Man sieht es alles anders, wärmer und zusammengehöriger.

Sonntag, 21. Februar.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bringt einen Aufsatz über die Frage, wann die öffentliche Erörterung von Friedensplänen freigegeben werden kann. Ergebnis: noch nicht. Nun ja — so notwendig es ist, die großen letzten Entscheidungen in breiter Fühlung mit dem Volkswillen zu treffen, so denkt man doch mit Schrecken an die Phantasien der diplomatischen Franktireurs, mit denen wir möglicherweise überschwemmt werden können.

Man hat den guten Gedanken gehabt, in Lille ein deutsches Theater für die Soldaten spielen zu lassen. Diesem guten Gedanken hat man die geradezu niederdrückend banale Ausführung gegeben, daß man nur moderne Kriegsstücke — in schöner Steigerung von „Extrablätter" bis „Immer feste druff" — spielt. Ein jämmerliches Armutszeugnis.

Montag, 22. Februar.

Die „Times" schreibt: „Die Deutschen werden nie hungern! Ihr unglaubliches Organisationstalent wird ihnen über jede Schwierigkeit hinweghelfen, und wenn wir im

Digitized by Google

geringsten mit einem Rückgang der moralischen Qualitäten bei den deutschen Truppen infolge Nahrungsmangels rechnen, so lassen wir uns täuschen." Sehr richtig! und zugleich eine Bestätigung für die Ansicht, daß man dem Ausland viel mehr imponiert durch festes Angreifen unserer Ernährungsfrage als durch künstliche Verschleierung.

Heute beginnt die Rationenausgabe. Wir sind alle sehr begierig, wie die Sache gehen wird. Bis jetzt sieht auch die Bevölkerung der Rationierung mit einer gewissen vergnüglichen Spannung entgegen.

Ein Leser schickt ein Programm von einem Wochenkonzert in Noyon. Mitwirkende: Professor Rivière (Franzose), Sergeant Bohnhoff und Musikmeister Günzel. Der Franzose hat eine eigene Komposition, eine Orgelfantasie, vorgetragen, von der die Zuhörer besonders ergriffen gewesen sind. Wie schön, daß die Kunst von beiden Seiten so groß aufgefaßt wird, daß sie die Feindschaft aufhebt und abseits des Krieges nur für ein paar Stunden eine menschliche Gemeinsamkeit schafft.

Von Frauen und über Frauen.

Wenn jemand berufen und verpflichtet ist, das Werden und Wesen der Mode zu überwachen und vor Entartungen zu bewahren, dann ist es die Frau selbst. Sitte, Geschmack, persönliches Ansehen fordern sie auf, ihr erstes Bestimmungsrecht, ihr Kleidrecht, werktätig auszuüben. Die Natur hat nicht vergebens just dem weiblichen Geschlecht ein feines Taktempfinden, ein sicheres Schönheitsgefühl und ein ausgesprochenes Talent des Schicken und zugleich Schicklichen verliehen. So große Fähigkeiten wollen zu Fertigkeiten sich vervollkommnen. Man gebe dem weiblichen Geschlechte die weiteste Gelegenheit, die in ihm schlummernden Kunsttriebe und geschmacklichen Talente zum schönen Ausdruck zu bringen. Was für den Künstler Palette und Leinwand, das sind für die Frau Nadel und Stoff. Mit diesen Dingen hat sie kostümliche Kunstwerke geschaffen, die selbst einen Velasquez, Rembrandt, Rubens und van Dyck in Bewunderung versetzten.

*

Je mehr geist- und geschmackvolle Frauen sich an der Verselbständigung, Vertiefung und Verfeinerung ihrer Mode beteiligen, desto schöner und abwechslungsreicher — bei aller von der Mode vorgeschriebenen Uniformität — wird das Kleidbild der Straße und der gesellschaftlichen Zusammenkünfte sich gestalten. Man wird darüber staunen, davon sprechen, darüber schreiben, im eigenen, im fremden Lande; unsere Mode wird zum Vorbilde einer kleineren, einer größeren, aller Welt. Die Weltmode wird auf einmal da sein, ohne große Worte, ohne Überhastung, im stillen sich vorbereitend, durch ihren Geschmack sich Anhängerschaft erobernd. Frauen aber, die in den Schönheitsregeln ihrer Kleidung praktischen Bescheid wissen, werden auch die Wohnungs-, Garten-, Handwerks- und Bildniskunst günstig beeinflussen. Es gilt, das natürliche weibliche Kunst-„vermögen" zu einem realen Volksvermögen zu machen. Niemand kann darin bessere Dienste leisten als die persönlichste, beseelteste und lebendigste aller Künste — die Bekleidungskunst.

Dr. Norbert Stern: Die Weltpolitik der Weltmode
(vgl. Besprechung in der Bücherschau).

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauen und der Krieg.

* **Frauenarbeit in der Volksernährungsfrage.** Die Arbeit der Frauenvereine in der Volksernährungsfrage nimmt allenthalben den stärksten Aufschwung. In Berlin sind jetzt vom Nationalen Frauendienst 8 hauswirtschaftliche Beratungsstellen eingerichtet, die sich steigenden Zuspruchs erfreuen. Die erste dieser Beratungsstellen, die schon am 10. Januar eingerichtet wurde, hat von Mitte Januar bis Mitte Februar einen Besuch von 2300 Frauen gehabt. Es sind ferner Mitte Februar weitere 25 Hausfrauen-Versammlungen von einem Kriegsausschuß für Volksernährung veranstaltet, zu dem sich der Berliner Ärzteausschuß, die Zentralkommission der Krankenkassen und der Nationale Frauendienst verbunden hatten. An diese Versammlungen hat man Kochkurse angeschlossen, die drei Abende umfaßten. Allein in Charlottenburg haben etwa 1000 Frauen an diesen Kochkursen teilgenommen.

Ebenso energisch ist überall im Reich die Aufklärungsarbeit weitergegangen. Nachdem der vom preußischen Ministerium des Innern veranstaltete Rednerkursus in Berlin neue Kreise in die Aufklärungsarbeit hineingezogen hatte, sind neben die Frauenvereine, die bisher die Pioniere waren, auch zahlreiche andere Organisationen getreten, Behörden und Vereine jeder Art. So haben z. B. die Eisenbahndirektionen für ihren Bezirk solche Versammlungen veranstaltet, zu denen sie Beamte und Beamtenfrauen des ganzen Direktionsbezirkes zusammenkommen ließen. Ein weitblickender Erlaß des Eisenbahnministers hat dazu die Anregung gegeben. Er weist insbesondere energisch auf die Heranziehung der Frauen zum Aufklärungsdienst hin. Der Landaufklärung hat der schon in der letzten Januarwoche veranstaltete „Kriegslehrgang für landwirtschaftliche Haushaltungs- und Wanderlehrerinnen" sehr gute Vorarbeit geleistet. Er wurde mit Unterstützung des Landwirtschaftsministers selbständig organisiert von einer Reihe von Frauenverbänden und hat einen unerwartet großen Besuch gehabt. So ist dafür gesorgt, daß ein ganzes Heer von Rednern sich über das Land verteilen und die Aufklärung übernehmen kann.

Unterstützt wird diese Arbeit durch die Presse. Die Frauenverbände mancher Städte haben schon seit längerer Zeit ihren Zeitungen regelmäßig Wochenspeisezettel mit Rezepten zur Verfügung gestellt. Der Bund Deutscher Frauenvereine gibt seit dem 15. Februar eine hauswirtschaftliche Korrespondenz heraus, die in ganz Deutschland verschickt wird. Sie enthält einen aufklärenden Aufsatz allgemeiner Natur und Wochenspeisezettel mit Rezepten, die für die verschiedenen Landesteile gesondert herausgegeben werden.

Allenthalben füllen sich die größten Säle der Städte mit denen, die belehrt sein wollen und bereit sind, den Kriegsdienst in der Küche zu übernehmen. Es hat noch nie so volle Versammlungen gegeben.

* **38 deutsche Frauen** haben bis jetzt **das Eiserne Kreuz** bekommen. Zum größten Teil sind es natürlich Krankenpflegerinnen. Es sind aber auch einige Frauen dabei, die als Autoführer „Tapferkeit vor dem Feinde" bewiesen haben.

* **Kaiser Franz Josef** hat den österreichischen Post- und Telegraphenanstalten in einem Schreiben an den Kriegsminister seinen Dank und seine vollste Befriedigung ausgesprochen. Namentlich hebt der Kaiser die musterhafte Tätigkeit der Reservetelegraphen und die „geradezu beispiellos aufopfernde Tätigkeit des weiblichen Personals" hervor.

Digitized by Google

Verschiedenes.

* **Zur Krankenversicherung der Heimarbeiterinnen.** Seit dem 1. Februar 1915 ist die Krankenversicherung der Hausgewerbtreibenden in Berlin, Charlottenburg, Cöpenick und Lichtenberg wieder eingeführt. Danach sind jetzt alle Hausgewerbtreibenden (Heimarbeiter) bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse versicherungspflichtig, auch solche, die für das Reich, den Staat, die Gemeinde, öffentliche Anstalten oder Wohltätigkeitsvereine arbeiten. Die Werkstattarbeiter von Hausgewerbtreibenden sind wie gewöhnliche Lohnarbeiter zu versichern. Die Hausgewerbtreibenden werden durch ihre unmittelbaren Arbeitgeber gemeldet, gleichgültig, ob diese selbständige Unternehmer oder Hausgewerbtreibende sind. Es hat also z. B. der Arbeitgeber A. seinen Zwischenmeister B., der Zwischenmeister B. seine Heimarbeiterin C. anzumelden. Derjenige, der die Anmeldepflicht hat, hat auch die Pflicht, die Beiträge an die Kasse abzuführen, er kann aber $^2/_3$ der gezahlten Beiträge seinen Beschäftigten bei der Lohnzahlung abziehen.

* **Das Gesetz über die Rechte der unehelichen Kinder** nach dem Entwurf des Ministers Castberg ist vom norwegischen Storthing angenommen. (Vgl. „Die Frau", Juni 1913.) Damit wird ein ungemein einschneidender Fortschritt in der Geschichte der Familie verwirklicht.

* **Ein Antrag, betreffend die Einführung des Frauenstimmrechts** in allen Staaten der amerikanischen Union durch Kongreßbeschluß fand letzthin in Washington eine sehr starke Minorität von 174 gegen 210 Stimmen. Die Agitation, die für Entscheidung der Frage durch den Kongreß ist, hat damit einen starken Fortschritt zu verzeichnen.

Bücherschau

Kriegs-Literatur.

„Krieg und Kultur." Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914. Von Gustaf F. Steffen. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1915. (In Pappband 4 *M*, in Leinwand 5 *M*.) Steffens neues Buch gehört zu den wenigen, die man heute in einem Atem durchzulesen Geduld und Stimmung hat. In einem Atem durchzulesen, um es dann kapitelweise zu studieren. Denn es steckt ein gewaltiges soziologisches Wissen und Können darin; rasch entstanden, ruht es doch auf dem soliden Grunde auf objektivstem Boden stehender tiefgreifender Vorstudien. Darum ist auch — was von wenigen vor dem Kriege geschriebenen Büchern auf diesem Gebiet gelten dürfte — das früher erschienene Steffensche Buch: „Die Demokratie in England" (Eugen Diederichs 1911, Preis 3 *M*) nicht veraltet; es bildet mit den anderen Büchern des Verfassers über die Kultur und das moderne Leben des sozialen England die feste Grundlage seiner neuesten Ausführungen. Der Verfasser selbst bemerkt dazu: „Meine Einschätzung der ‚Demokratie und Freiheit' Englands und seines Nationalcharakters ist alten Datums und ist durch die Art und Weise, in welcher England sich an dem Weltkriege des Jahres 1914 beteiligt und seine Beteiligung daran motiviert, in allem bekräftigt worden. Ich habe stets Deutschlands kraftvolle Intellektualität, organisatorisches Genie und universale seelische Veranlagung als den bedeutungsvollsten Kontrast der englischen Denkfaulheit, des staatsverneinenden englischen Individualismus und der englischen Insularität hervorgehoben."

Der reiche Inhalt des Bandes ist in drei Hauptabteilungen gegliedert: I. Krieg und Kultur; II. Englische Kriegsstimmungen; III. England und Rußland gemeinsam im Kampfe gegen Deutschland und für „Demokratie und Freiheit". Interessante Auseinandersetzungen mit Homer Lea, der in „The day of the Saxon" den gegenwärtigen Weltkrieg als naturnotwendige Folge der Entstehung der britischen Weltmacht, ihres Baues und ihres Kampfes um ihr Fortbestehen prophezeit hat, und den deutschen „Kriegspropheten" Bernhardi, Frobenius, Reventlow, Rohrbach, Delbrück leiten den ersten Teil ein, der in seinem dritten Kapitel „Die Psychologie des Weltkrieges" die eigentliche Fragestellung des Buches bringt: nach dem Zusammenhange zwischen Krieg und Kultur. Unter Kultur versteht Steffens „in erster Reihe die sittliche Kraft und intellektuelle Klarheit, dank welcher wir imstande sind, über den Charakter, die Motive und Handlungen in sachlicher, wahrheitsgetreuer Weise Zeugnis abzulegen und auch ihn ehrlich, human und sympathisch zu beurteilen". Unter „Krieg" versteht er „nicht nur das Tosen und das Schadenanrichten der gegeneinander klirrenden Waffen, sondern auch den Lärm und das Schädigen der aufeinanderprallenden Worte". Nach dieser Begriffsbestimmung wird dann an der Hand öffentlicher und privater Dokumente untersucht, mit welchem Maße an Kultur der gegenwärtige Krieg auf den verschiedenen Seiten geführt wird und welche Aussichten zu guter zukünftiger kultureller Zusammenarbeit zwischen den Völkern sich zu öffnen oder zu schließen scheinen. Unter den „Englischen Kriegsstimmungen" haben die von Shaw und H. G. Wells das meiste Interesse — man muß

Digitized by Google

auch dabei die entsprechenden Ausführungen in „Die Demokratie in England" zur Ergänzung heranziehen. Im übrigen ist das lehrreichste Kapitel „Englischer Kriegstaumel und englische Kriegsagitation". Man sieht aus den Presse-Zitaten, daß wir hier doch nur einen sehr unzureichenden Begriff von dem haben, was für Blödsinn über uns drüben gedruckt und geglaubt wird. — Unter den russischen Dokumenten des III. Teiles sind besonders die Erörterungen über die ukrainische Frage und das Verhältnis der Großrussen zu den Ukrainern von hohem Interesse. „Ohne Lostrennung der ukrainischen Provinzen Rußlands," so heißt es in einem Aufruf zur Befreiung der Ukrainer, „wäre auch das vernichtendste Debakel dieses Reiches im jetzigen Kriege nur ein schwacher Stoß, von welchem sich der Zarismus in einigen Jahren erholen würde, um seine alte Rolle eines Störers des europäischen Friedens weiter zu führen. Nur die freie, zum Dreibunde gravitierende Ukraina könnte durch ihr weites Territorium von den Karpathen bis zum Donflusse und dem Schwarzen Meere eine Schutzmauer für Europa gegen Rußland bilden, welche für immer die Expansion des Zarismus unschädlich machen und die slawische Welt von dem verderblichen Einflusse des Panmoskowitismus befreien würde." Wenn man das Fazit aus all diesen Mitteilungen zieht, so kann man kaum sagen, daß es zu einer hoffnungsreichen Auffassung der zukünftigen gemeinsamen Kulturarbeit berechtigt. Aber Kräfte, die in dem gegenwärtigen Weltkrieg, in diesen Tagen hochgradigster Spannungen und tiefgehendster Erregungen nicht zur Geltung kommen können, sind doch unterirdisch an der Arbeit, auf ihnen beruht auch die Hoffnung der Möglichkeit einer künftigen kulturellen Zusammenarbeit.

„Ein Volk in Waffen." Von Sven Hedin. Den deutschen Soldaten gewidmet. Mit 32 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. (Feldpostausgabe 1 *M.*) Als vorläufigen, höchst vollkommenen Auszug aus dem gleichnamigen Werk Sven Hedins, das im März 1915 erscheinen wird, gibt der Verlag dies schöne, zu feldpostmäßigem Versand eingerichtete Buch, das unseren Soldaten an der Front zeigen wird, wie der berühmte Forscher und Weltwanderer ihren Heldenkampf einschätzt. Nur ein verwandter Geist kann den Idealismus des heroischen Ringens, mit dem Deutschland seine Existenz verteidigt, so voll verstehen und mitfühlen. Und die Lebendigkeit, mit der Hedin „die größten Eindrücke seines Lebens", seine Fahrt ins Hauptquartier an der Westfront und das ganze gewaltige Drama schildert, in das er hineinsehen darf, die Tapferkeit, Menschlichkeit und organisatorische Überlegenheit unseres Heeres, ist von einer so unwiderstehlichen Überzeugungskraft, daß die Lügen der Gegner dagegen nicht aufkommen können. — Mit Erlaubnis des Verlags geben wir eine kleine Probe aus dem Buch, das deutsches Hausbuch werden sollte.

Das Feldlazarett in der Kirche zu Romagne.

Auf der Rückfahrt nach Stenay müssen wir gerade vor dem Feldlazarett halten. Der Stabsarzt steht auf der Straße und gibt seine Befehle über Behandlung und Verteilung der neu angekommenen Verwundeten. Ich werde ihm vorgestellt, und er will mich nicht loslassen, ehe ich das Feldlazarett gesehen habe. „An die Front kommen, den Krieg studieren und das Lazarett in Romagne nicht sehen, nein, Herr Doktor, das geht nicht! Sie haben den ganzen Tag gesehen, wie die Verwundeten von der Feuerlinie hereinkommen, nachdem sie ihre erste provisorische Pflege auf dem Schlachtfeld erhielten. Sie haben den Hauptsammelplatz bei Eclisfontaine gesehen. Nun müssen Sie auch die dritte Etappe sehen, das Feldlazarett hier."

Und damit führte mich der Stabsarzt in die kleine, schöne, alte katholische Kirche. Die Sonne war untergegangen, und Dämmerung breitete sich über Frankreich. Es war dunkel in der Kirche, aber noch waren die kostbaren gemalten Fenster zu unterscheiden, und vorn am Altar brannte ein einsamer Leuchter, der die Dunkelheit eher vermehrte als verminderte. Achtzig verwundete Deutsche lagen hier. Die Kirchenbänke waren paarweise zusammengestellt, so daß sie mit den Rückenlehnen geräumige Kisten bildeten, die mit Stroh gefüllt waren. In jedem solchen Bett lag ein schwer verwundeter Soldat. Die Bänke reichten aber nicht für alle. Die übrigen lagen an den Wänden auf aufgeschüttetem Stroh. Jeder hatte seine Decke, und der Zwischenraum zwischen den Lagern war so groß, daß Arzt und Sanitätssoldaten ungehindert an jedes Bett herantreten konnten. Sobald es der Zustand der Patienten erlaubt, werden sie weiter nach Deutschland geschickt, um neuen Verwundeten Platz zu machen. Nur die lebensgefährlich Verletzten, die den Transport nicht ertragen, bleiben da, um in Frieden zu sterben oder, wenn möglich, zu Krüppeln geheilt zu werden.

Am Altar, im Schein des Leuchters, waren mehrere junge Ärzte mit einem eben angekommenen Patienten beschäftigt, der sich einer Operation unterziehen mußte. Ein Licht wurde herbeigeschafft, und der Stabsarzt führte mich von Bett zu Bett und berichtete unermüdlich über die verschiedenen Fälle. Die Pforten der Kirche waren geschlossen; von draußen hörte man das Gerassel der Kolonnen und das Trampeln der Pferde. Aber eine seltsame, fast unheimliche Stille herrschte hier im Innern; man fühlte, daß hier ein Kampf zwischen Leben und Tod ausgefochten wurde. Schwere Atemzüge, aber keine Klagen, ab und zu ein Seufzer, aber kein Jammern. Keiner zeigte sich schwächer als der andere, keiner störte die Ruhe der Kameraden.

Digitized by Google

Die meisten schliefen oder schienen zu schlafen, todmüde von den Kämpfen des Tages.

Wir schreiten von einem Bett zum andern und flüstern, um nicht die Schlafenden zu wecken und nicht die feierliche Stimmung zu stören. Achtzig Helden, die heute mit Freuden ihr Blut für ihr Land geopfert haben! Noch schlummern sie unter den Eisernen Kreuzen — bald werden viele von ihnen unter den Holzkreuzen auf dem Kirchhof zu Romagne schlummern. Hier einer, der einen Schuß durch das empfindlichste Organ des Unterleibes erhalten hat. Er ist so bleich wie seine sonnenverbrannte, in den Schützengräben verwitterte Haut es zuläßt, und sein Puls ist am Verlöschen, aber seine Augen stehen offen, und sein Blick wandert weit von der Erde in unbekannte Länder. Andere Bilder sieht er jetzt als vor kurzem in den Schützengräben. Welch himmelweiter Unterschied! Nach der Unruhe draußen an der Front versinkt er schon in die große lange Ruhe. Mitten unter seinen Kameraden kam er mir so einsam und verlassen vor, und ich mußte der Verwandten daheim denken, die noch hofften und nun bald weinen sollten. „Er lebt nicht bis zum Sonnenaufgang?" fragte ich den Stabsarzt. „Nein, er beginnt schon zu erkalten."

Ein Schulgebäude in unmittelbarer Nähe der Kirche war ebenfalls Feldlazarett. In allen Zimmern, wo sonst französische Kinder Liberté, Egalité, Fraternité lernen, lagen nun verwundete Deutsche. Ein Schulzimmer war zum provisorischen Operationssaal geworden. Im Feld muß man sich helfen, so gut man kann. Und man leistet das denkbar Mögliche mit dem, was gerade zu Gebote steht. Ein paar junge Chirurgen standen, weiß gekleidet, an einer auf hohen Böcken stehenden Tischplatte, auf die ein lebensfrischer, schöner junger Soldat gelegt wurde. Beide Füße waren ihm durchschossen, aber er war noch froh und munter und rief seelenruhig: „Schneiden Sie mich nicht." Eine barmherzige Schwester, die einzige, die so nahe an der Front war, denn sonst herrscht im Operationsbereich des Feldheers ausschließlich militärische Organisation, löste den ersten Verband, der mit dem ausgetretenen Blut zu einer festen Masse zusammengebacken war. Es tat weh, als der Verband abgerissen und die Wunde entblößt wurde. Aber der Soldat biß die Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich. Das linke Bein war über dem Fußgelenk zerschmettert; selbst ein Laie konnte erkennen, daß es eine sehr schlimme Wunde war. Im Augenblick konnte nichts getan werden; er bekam eine Schiene und einen neuen Verband und dankte herzlich dafür, daß man so gut zu ihm war. Dann wurde er von zwei Sanitätssoldaten in ein freies Bett getragen und schien entschlossen, nur zu schlafen und alles zu vergessen. „Wird er seine Füße behalten?" fragte ich den Arzt. „Bei dem einen ist keine Gefahr, aber der andere, den wir eben verbunden haben — nun, in drei Tagen werden wir sehen. Ich werde schon mein Bestes tun —" und er schüttelte den Kopf.

Die verwundeten französischen Gefangenen waren auf Strohlagern in einem Vorratsraum untergebracht; hier sollten sie die erste Pflege erhalten und dann in ein Lazarett gebracht werden. Sie waren gerade dabei, Brot und eine nahrhafte warme Suppe zu essen. Und sie aßen mit glänzendem Appetit und waren allem Anschein nach guten Muts; ein paar waren geradezu lustig und lachten über ihre Scherze. Auf meine Frage nach ihrem Befinden antworteten sie: „Wenn es uns die letzten vierzehn Tage so gut gegangen wäre wie jetzt, dann wäre es uns gar nicht schlecht gegangen."

Draußen auf der Straße stand eine große Schar verwundeter Deutscher und Franzosen, die Pflege suchten. An der Front wurde immer noch gekämpft, neue Scharen von Verwundeten waren im Lauf der Nacht zu erwarten, die Ärzte kamen nicht zur Ruhe. Die Franzosen standen in einem Haufen für sich. Ich trat an einen von ihnen heran; er hatte den ganzen Kopf verbunden; man sah wenig mehr als Augen und Nase. Auf meine Frage, wo er verwundet sei, zeigte er mit der linken Hand auf die linke Scheitelhälfte und dann auf die Unterseite des rechten Unterkiefers. Ich fragte den Stabsarzt, ob es möglich sei, daß der Mann stehen und gehen, sehen und hören könne, nachdem ihm ein Schuß senkrecht durch den Kopf gegangen war. Er antwortete, man habe den Verwundeten noch nicht untersucht, aber es kämen die merkwürdigsten Verwundungen vor. Die Kugeln schlagen in den armen Menschenleibern, die oft die erstaunlichsten Prüfungen bestehen müssen, die seltsamsten Wege ein.

Die Franzosen, versicherte der Stabsarzt, seien bewundernswert geduldig. Sie könnten wer weiß wie lange warten, ohne ein Wort oder eine Miene der Ungeduld. Wenn der Arzt einen Franzosen behandeln wolle, sei es obendrein fast Regel, daß der Verwundete sage: „Meine Kameraden brauchen die Hilfe nötiger; ich kann warten." Oder: „Behandeln Sie bitte erst den Mann da — er ist Familienvater, und seine Frau lebt in kümmerlichen Verhältnissen." Das

Digitized by Google

gleiche Urteil habe ich auch von andern deutschen Ärzten gehört.

So folgt die Barmherzigkeit in Gestalt der Heilkunst den Spuren des grauenvollen Krieges. Was sind all diese Ärzte, Assistenten, Sanitätssoldaten, Schwestern anderes als rettende Engel, die mit dem Engel des Todes um das Leben der Verwundeten kämpfen! Was sind die Krankenautomobile, Bahren und die eifrigen Schäferhunde anderes als der Verblutenden Freunde und Bundesgenossen, die die Ernte auf den blutigen Feldern bergen! Hier geht die Versöhnung getreulich mit dem Krieg Hand in Hand, wie das Symbol des Roten Kreuzes die Farben des Bluts mit dem Sinnbild der christlichen Liebe vereint.

„Politische Flugschriften," herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. (Preis pro Heft 50 *Pf.*)

Von der Sammlung erschienen ferner: Heft 26: **„Das Geld im Kriege."** Von Hugo Böttger, das dies dem Laien so einleuchtende, aber in seinen Einzelheiten so schwer verständliche Kriegskapitel mit voller Klarheit zur Darstellung bringt. Es läßt den tröstlichen Eindruck zurück, daß auch unsere finanzielle Rüstung so beschaffen ist, daß wir auch einen längeren Krieg ohne Beschwerde durchführen können. Heft 27: **„Krieg, Auslandsdeutschtum und deutsche Presse."** Von L. Niessen-Deiters. Aus eingehender Kenntnis des Auslandes wird hingewiesen auf alles, was uns Deutschen dort fehlt, besonders nachdrücklich auf die Notwendigkeit eines sehr viel besseren Nachrichtendienstes. 28. Heft: **„Die chemische Industrie und der Krieg."** Ein Kapitel aus der Weltmachtstellung deutscher Wissenschaft. Die überzeugende Darstellung von dem engen Zusammenhang von Chemie und Krieg schließt mit Forderungen an die zukünftige Gestaltung staatlich unterstützter großer chemischer Untersuchungen, so daß wir im Kriegsfall in noch höherem Grade auch von einer Kriegsbereitschaft der deutschen Industrie sprechen können. 29. Heft: **„Dieser Krieg und das Christentum."** Von Martin Rade. Die mannigfachen Gedanken und Konflikte, die dieser Krieg für den Christen mit sich bringt, führen vor allem zu der Frage, „welchen Druck unser Volk nach seinen inneren Erfahrungen während des Krieges auf die Weitergestaltung der kirchlichen Dinge ausüben wird". Und diese Frage findet ihre Umkehrung: wie wird sich das organisierte Christentum, die Kirche, stellen? „Wird da endlich ein sozialer Sinn obenauf kommen? Wird da endlich das Bürgertum die sittlichen Einflüsse erfahren, die es gerade von der Kirche und von ihr allein erwarten darf?" Einstweilen muß diese Frage, wie so viele andere, offen bleiben. Heft 30/31: Dr. Norbert Stern: **„Die Weltpolitik der Weltmode."** (Preis 1 *M.*) Das Doppelheft der Sammlung bespricht ein Problem, das jetzt schon in mannigfacher Form erörtert und praktisch in Angriff genommen ist: Die deutsche Mode. Der Verfasser betont entschieden und begründet es eingehend, daß die Formel für Deutschland nicht heißen könne „Nationaltracht", sondern lauten müsse „Deutsche Weltmode". Er beleuchtet aus der Geschichte die Tatsache, daß die Weltmode stets ein Mittel der Weltpolitik gewesen ist in den Händen Frankreichs, bis in die Gegenwart hinein. Nicht ganz so sicher wie die Hinweise auf diese Zusammenhänge sind die Weisungen für die Zukunft. Begreiflicherweise, denn hier ist jetzt vieles noch nicht faßbar. Das eine aber scheint sicher: die Erschaffung einer der Pariser ebenbürtigen deutschen Mode kann nur gelingen von der Modeindustrie als Handwerk aus, nicht von der Konfektion. Erhöhung der Modeindustrie zum Handwerk muß daher die Parole lauten. Dabei keineswegs Ausschaltung des Fremden, sondern im Gegenteil: Aufnahme, Verarbeitung alles überlegenen Könnens. Noch immer hat die Blüte der Werkkunst auf der Benutzung der Begabungen und Geschicklichkeiten auch des Auslandes beruht. Organisatorisch wäre außerdem möglichste Zentralisation der Modeindustrien wünschenswert. Die Frage nach der führenden deutschen Modestadt ist nicht so leicht zu entscheiden. Des Verfassers Neigung scheint am stärksten nach Frankfurt zu weisen. Zusammengehen mit Wien kann uns Deutschen nur nützen und stärken. Die Broschüre ist wertvoll, weil sie deutlich macht, um was es sich eigentlich handelt, gegenüber den dilettantischen Vorschlägen eines gutgemeinten Gefühls.

„Die Heimat." Neue Kriegsgedichte. Der von uns bereits früher besprochenen im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienenen Sammlung von Kriegsliedern hat sich dies neue Bändchen gesellt, das dem Kampf im Felde gegenüber die Beziehung des Kampfes zur Heimat zum Ausdruck bringt. Ihren ergreifendsten Ausdruck findet sie in den Gedichten aus den Schützengräben. (Preis 60 *Pf.*)

„Deutsche Frauen." Bilder stillen Heldentums von Thea von Harbou. F. Amelangs Verlag, Leipzig. Es sind nicht lauter Bilder vom Kriege, aber lauter Bilder, die in die heutige Stimmung hineinpassen, von großer, stiller Tapferkeit. Man könnte dies Buch der schlichten Kraft, dies Hohelied der geräuschlosen Opferfreudigkeit als eines der „frauenbewegterischsten" Bücher bezeichnen, weil es, ohne es zu wissen und zu wollen, zeigt, welche Kräfte in der Frau noch der Hebung für das Gemeinwohl warten.

„Bismarck und seine Zeit." Von Veit Valentin. Mit einem Titelbild. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. (Preis 1 *M*, in Leinwand geb. 1,25 *M.*) Als 500. Bändchen der weitverbreiteten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erscheint zum 100. Geburtstag des Mannes, der das Deutsche Reich schuf, diese kernige, knappe Zusammenfassung seines Riesenwerks, in einfacher, jedem zugänglicher Darstellung. Vom Geburtsjahr Bismarcks, dem Jahre der Schlacht von Waterloo, trennt uns heute eine Welt; sie sich entwickeln zu sehen in gleichem Aufstieg mit dem Leben dieses Mannes ist ein Nebengewinn der Lektüre, der heute, wo wir auf den von ihm so festgefügten Fundamenten weiterbauen wollen, nicht gering anzuschlagen ist.

Digitized by Google

„Der Kanzler Klaus von Bismarck." Eine Erzählung von Walter Flex. (Band XI von „Aus klaren Quellen".) Stuttgart 1915. Verlag der Evangelischen Gesellschaft. (Preis geb. 2,50 *M*.) Dies neue Bismarckbuch führt uns in die Vergangenheit des Geschlechts und der Mark, in die Zeit, wo die Wittelsbacher im Lande herrschten. Einer der Stammväter des Fürsten steht dem Bayern Ludwig, der ihn als Aldermann und Gildejunker in Stendal eingesetzt hat, in fester Treue unter schweren Kämpfen zur Seite, eine Treue, die er auch dem unwürdigen Otto hält, den die Geschichte unter dem schönen Namen „Der Faule" kennt. Das Leben der Mark und des Bismarckschen Hauses kommt lebendig zum Ausdruck, vor allem aber die dramatisch sich steigernde heldenhafte Hingabe des „Rolands von Stendal" an die Idee, die ihm in der Mark Brandenburg verkörpert erscheint.

„Bismarck." Ein Lebensbild dem deutschen Volk und der Jugend erzählt von Paul Schreckenbach. Erweiterte Ausgabe mit 20 Bildern, darunter 3 Vollbilder. Verlag der Evangelischen Gesellschaft, Stuttgart. (Preis 40 *Pf*, bei 25 Stück 35 *Pf*, von 50 Stück ab 30 *Pf*) Die einfache, klare Darstellung und die beigegebenen gut gewählten Bilder lassen das kleine Buch wohl geeignet zur Massenverteilung am Bismarckgedenktage erscheinen.

„Richard Wagner an Mathilde Wesendonk", Tagebuchblätter und Briefe. 1853—1871. Herausgegeben, eingeführt und erläutert von Wolfgang Golther. 49.—53. Auflage. Volksausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. (In Seidenatlas gebunden 2 *M*.) Es ist überaus dankenswert, daß der Verlag die schon in einem halben Hundert von Auflagen verbreiteten schönen und ergreifenden Dokumente nun auch weiteren Kreise durch diese billige Volksausgabe zugänglich macht. Seit ihrem ersten Erscheinen sind viele neue Urkunden erschlossen worden, aus denen die Beziehungen Wagners zum Hause Wesendonk viel genauer festgestellt werden konnten als zur Zeit der ersten Auflage. In der neuen ausführlichen Einleitung sind vom Herausgeber alle diese Zeugnisse gesammelt worden. Und diese, auf tatsächlichen Urkunden begründete Einleitung enthält zugleich die beste und zuverlässigste Erläuterung zu den Briefen. Als sehr willkommene Beigaben erscheinen ein neues Bild Mathilde Wesendonks und die Kompositionen Richard Wagners „5 Gedichte" zu Dichtungen von Mathilde Wesendonk.

„Musik des Einsamen." Neue Gedichte von Hermann Hesse. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn (in Leinwand geb. 1 *M*, in Leder 2,50 *M*). Nicht umsonst ist eine Ode in diesem schönen Gedichtband Hölderlin gewidmet.

„Ohne Gebet und entgöttert
Wandelt nüchtern das Volk im Staub" —

so empfindet Hesse die Gegenwart, in der ihm immer schmerzlicher „nach der Vorzeit seligem Land, nach den Tempeln der Griechen" ewiges Heimweh aufbrennt. Es geht ein Schmerzenszug durch alle Lieder, nicht Heinescher Weltschmerz, sondern der tiefe Erkenntnisschmerz dessen, der da weiß, daß wir im Kreise wandern, und erkannt hat: „auf allen meinen Wegen steht der Tod und bietet mir die Hände".

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Militär-Hinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907 neben Fürsorgegesetz für militärische Luftfahrer vom 29. Juni 1912 und Gesetz über die Kriegsversorgung von Zivilbeamten vom 4. August 1914 sowie den dazu ergangenen Verordnungen und Erlassen, erläutert von Rechnungsrat Heinrich Rey, Kalkulaturvorsteher im Königl. Polizeipräsidium zu Berlin. Nr. 118 der Guttentagschen Sammlung deutscher Reichsgesetze. Berlin 1915. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Hirt, Karl Emerich. Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen. Innsbruck. Druck und Kommissionsverlag: Deutsche Buchdruckereiges. m. b. H. 1914.

Auf Fichtes Bahnen. Bericht über den 1. Deutschen Vortrupp-Tag zu Leipzig, den 3. bis 6. Juni 1914. Alfred Janssen. Hamburg 1914 (Pr. 1 *M*.).

Wurster, Prof. D. Ein Gruß an unsere Verwundeten. Verlag der Ev. Ges. Stuttgart (Pr. 0,20 *M*).

Lette-Verein u. d. Prot. J. M. d. Kaiserin und Königin, Berlin W., Viktoria Luise-Pl. 6.

Sommersemester 1915

1. **Gewerbe- u. Kochschule:** Ausb. in allen wirtsch. Fächern u. weibl. Handarbeiten f. Beruf u. Haus. (Einzelkurse, monatl. Aufnahme. ½jähr. Wirtschafts-Kurse.)
2. **Einjähr. Kurse in der wirtschaftl. Frauenschule.**
3. **Seminare f. Hauswirtsch.- u. Gewerbeschullehrerinnen** f. Kochen u. Hauswirtschaft.
4. **Seminare f. Handarb.- u. Gewerbeschullehrerinnen** f. Schneidern, Wäscheanfertigung, Putz, einf. u. feine Handarb. und Kunsthandarbeit.
5. **Staatlich anerkannte Fachschule d. Schneiderei.** (Ablegung d. Gesellenprüfung.)
6. **Staatl. anerk. Fachschule f. Putz.** (Ablegung d. Zuarbeiterinnenprüfung.)
7. **Höhere Handelsschule:** Kurse f. alle Handelswissenschaften.
8. **Vorbereitungskurse** f. d. Ausbildung z. **Bibliothekarin.**
9. **Lehranst.** f. **Photographie, Buchbinderei, gewerbl. Kunststickerei.**
10. **Haushaltungsschule** f. schulentlass. junge Mädchen.
11. **Pensionate auch für Nichtschülerinnen** z. mäßig. Preisen i. Hause.
12. **Stellenvermittlung** f. Schülerinnen u. Nichtschülerinnen.

Anmeldungen u. näh. Auskunft durch d. Verwaltungsbureau, geöffnet von 10—6 Uhr. Prospekte gratis u. franko.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Sommersemesters 8. April.

Cassel, Germaniastr. 10. **Töchterheim.** Alleinbewohnte Villa mit Garten. Hauswirtsch. Ausbildung, Fortbildung in Wissenschaften u. Fremdsprachen in wahlfreien Kursen. Gesunde Lebensweise. **Ziel:** Selbständige Führung eines Hausstandes und Förderung der Allgemeinbildung. In Aussicht genommen für Sommer 1915 Landheim in Wilhelmshöhe. **Helene Becker,** Vorsteherin. **B. d. T.**

Digitized by Google

Woerner, Bernhardine. Hilfsbüchlein der Säuglingspflege. Mit 35 Abb. Zum Besten der Säuglingspflege. J. F. Lehmanns Verlag, München. 1914. (Pr. 0,50 M, bei 50 Stück 0,45 M, bei 100 Stück 0,40 M).

Österreichischer Frauenkalender. Geleitet von Rudolf Krill. Wiener Neustadt. Nachrichtenverlag (Pr. 60 Heller).

Höhere Handelsschule für Mädchen.
CÖLN am Rhein.
2jähr. Kursus, 32 Wochenstunden. Vorbereitung für bessere Stellungen u. z. wirtschaftl. Selbständigkeit. Diplom berechtigt zur Handelshochschule. Prospekte durch d. Direktor d. Anst., Klapperhof 26.

Suche für April jüngere, geprüfte ev.
Erzieherin,
gut empfohlen, für 9 jähriges Mädchen. Zeugnisse, Bild und Gehaltsanspr. einzusenden an **Frau von Treu, Rosen, Kr. Kreuzburg.**

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Zum 1. März sucht Arztfamilie in Norddeutschland für vier Mädchen im Alter von 12, 10, 8 und 5 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Unterrichtserfahrung. Gehalt 600 M. und freie Station.

2. Zum 1. April sucht gräfliche Familie, Schlesien, für ein Mädchen, 10½, einen Knaben, 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Erfahrung und perfektem Französisch. Lateinkenntnisse sind Bedingung, Musik ist sehr erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. April sucht Rittergutsbesitzerfamilie in Posen für drei Mädchen im Alter von 14, 12 und 10 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 650 M.

4. Zum 1. April sucht Rittergutsbesitzerfamilie in Brandenburg für zwei Knaben, 5 und 8 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Lateinkenntnissen (Quarta), mehrjährige Erfahrung ist sehr erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zum 1. April sucht Rittergutsbesitzerfamilie in der Lausitz für zwei Mädchen von 14 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit einiger Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 1000 M. und freie Station.

6. Zum 1. April sucht Familie in der Provinz Sachsen für zwei Mädchen im Alter von 14 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 900 M.

7. Zum 1. April sucht adlige Familie in Pommern für zwei Mädchen, 12 und 14 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Unterrichtserfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Fräulein **Cl. Fernow**, Karlsruhe B., Redtenbacherstr. 16.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5
1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::
Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regier.- u. Schulrat.

Moderner Frauenberuf
Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**
Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.
Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.
Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.
Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Braunfels a. d. Lahn
zwischen Taunus und Westerwald
Familien-Pension
von
Frau Schneider-Rex
Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.
Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Ges. Posten als **Privat-Sekret.** od. ähnl. zu geistig berufstät. Frau (Ärztin, Führerin der Frauenbew. etc.) Bewerberin: norddeutsch, 32 J., Lehrerinnenexamen, soziale Fachausb., gute Zeugnisse üb. vielj. Tätigkeit, Stenotypistin. Off.: **H. Meienberg, Jona, Zürchersee, Schweiz.**

Digitized by Google

8. Zum 1. April sucht Rittergutsbesitzerfamilie in Pommern für ein 15jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und sehr guten Sprach- und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. April sucht Rittergutsbesitzerfamilie, Neumark, für zwei Mädchen von 9 und 11 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 800 ℳ.

10. Zu Ostern evtl. etwas früher oder später sucht gräfliche Familie in Berlin für zwei Mädchen, 14 und 11 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Perfekte Fremdsprachen sind Bedingung, Musikkenntnisse sehr erwünscht. Gehalt bei freier Station 1800 ℳ.

11. Zu Ostern sucht freiherrliche Familie, Süddeutschland, für zwei Mädchen, 13 und 8, einen Knaben, 6 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Unterrichtserfahrung und guten Fremdsprachen, Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen
Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl

Dieser Nummer liegt die Predigt von Pfarrer Lic. Radecke, gehalten am Silvesterabend des Kriegsjahres 1914 in der Antoniterkirche zu Köln: „Am Webstuhl der Zeit" (Druck von A. Bauer in Köln) bei.

Buchhandlung W. MOESER
BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe"** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann**, M. d. R.

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**

schreiben in jeder Nummer

die **Kriegs- und Heimatchronik,**

eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlußprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: **„Hundert-Eichen".**

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein **Erholungsheim** für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 7 April 1915

Die Fürsorge für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die Fürsorge für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger ist ihrer Natur nach kein neues Problem. Sie unterscheidet sich von der sozialen Fürsorge für Witwen und Waisen, wie sie jederzeit getrieben wird, nur durch die Zahl derer, die plötzlich fürsorgebedürftig werden. Aber der neue Umfang der Aufgabe, die Massenhaftigkeit des Bedürfnisses machen neue Vorkehrungen nötig, rücken das Problem auch in den Gesichtskreis derer, die sonst an sozialer Fürsorge kein Interesse oder keinen Anteil nahmen.

Es kommt noch ein weiteres hinzu, um der Aufgabe in weitesten Kreisen Beachtung zu erzwingen. Es ist das die Ursache der Verwitwung und Verwaisung, die doch einen besonderen Charakter trägt. Das Bewußtsein, daß nicht irgendwelche persönlichen Anlagen, Körperschwäche, Krankheit, die man hätte vorhersehen können, den Tod des Familienvaters herbeigeführt haben, sondern daß sie alle, die ihre Angehörigen jetzt unversorgt zurücklassen, fürs Vaterland gefallen sind, erheischt dem Notstand der Hinterbliebenen ein besonderes Mitleid, eine besondere Hilfsbereitschaft. Jene haben mit ihrem Leibe das Vaterland, die Heimat, die Daheimgebliebenen gedeckt. Das Gefühl der Schuld, die nicht abzuzahlen ist, der Dankbarkeit, die sich ihnen nicht mehr zuwenden kann, führt auf den Weg zur Hilfstätigkeit für die, die sie zurückgelassen.

So ist es zu erklären, daß eine ganze Fülle von neuen Unterstützungsvereinen und Hilfsstellen für diese Aufgabe von den ersten Kriegstagen an geschaffen worden ist, die teils ohne Fühlung miteinander und mit den bereits seit langer Zeit auf gleichem Gebiet tätigen Fürsorgeorganisationen arbeiten.

Digitized by Google

Will man das gesamte Gebiet der Fürsorgetätigkeit für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger so wie es sich bereits jetzt darstellt, übersehen, muß man zunächst unterscheiden zwischen Stellen, deren Aufgabe es ist, die Witwen und Waisen mit Geld zu unterstützen, und den anderen, die sich eine eigentliche soziale Fürsorge für diese Kreise zur Aufgabe machen.

Als wichtigster Träger der pekuniären Unterstützungen ist das Reich mit seiner Gewährung von Renten zu nennen. Die grundlegenden Bestimmungen darüber müssen hier angeführt werden, weil auch die notwendige soziale Fürsorge durch sie erheblich mitbestimmt wird. Es ist bei diesen Renten zu unterscheiden zwischen allgemeiner Hinterbliebenenversorgung (d. h. den Renten, die beim Tod von Beamten und Militärpersonen in Friedenszeiten ihren Angehörigen gewährt werden) und der Kriegsversorgung, die auf Grund eines Todesfalls im Kriege eintritt. Beide Arten der Versorgung werden, sofern ein Anspruch dafür vorliegt, nebeneinander gewährt.

Die Rentenansprüche werden durch das Beamten-Hinterbliebenen-Gesetz und durch das Militär-Hinterbliebenen-Gesetz vom 17. Mai 1907 geregelt. Durch das Beamten-Hinterbliebenen-Gesetz ist für die Hinterbliebenen sowohl der Reichsbeamten der Zivilverwaltung als der Heeres- und Marinebeamten einheitliche Vorsorge getroffen. Bezugsberechtigt sind die Witwen und Kinder unter 18 Jahren der im aktiven Dienst mit Anspruch auf lebenslängliche Pension oder im Ruhestand verstorbenen Reichsbeamten. Das Witwengeld beträgt 40 % der Pension[1]), die der Betreffende bezogen hätte; das Waisengeld für Halbwaisen ein Fünftel, für Vollwaisen ein Drittel des Witwengeldes. Witwen- und Waisengeld dürfen nicht mehr als die Pension des Verstorbenen, das Witwengeld darf höchstens 5000 ℳ, es muß mindestens 300 ℳ betragen. Hinterbliebenen nicht pensionsberechtigter Beamten kann Witwen- und Waisengeld durch den Reichskanzler bewilligt werden. Die Zahlung der Bezüge beginnt mit Ablauf des Gnadenvierteljahres und wird monatlich im voraus geleistet. Fällt ein Beamter während des Kriegsdienstes, oder stirbt er an den Folgen einer dabei erworbenen Verwundung, oder binnen 10 Jahren nach dem Friedensschluß an einer sonstigen Kriegsdienstbeschädigung, so haben die Hinterbliebenen neben dieser allgemeinen Versorgung noch weitere Ansprüche, die im Zusammenhange mit denen der Militär-Hinterbliebenen geschildert werden sollen.

Das Militär-Hinterbliebenen-Gesetz unterscheidet ausdrücklich zwischen 1. allgemeiner Versorgung und 2. Kriegsversorgung.

Die allgemeine Versorgung regelt die Hinterbliebenenbezüge:

a) der Offiziere des Friedensstandes nach Analogie des Reichsbeamten-Hinterbliebenen-Gesetzes. Danach erhalten Witwengeld in Höhe von 40 % der

[1]) Beamte erhalten eine Pension nach 10jähriger Dienstzeit im Falle der Dienstunfähigkeit im Betrage von $^{20}/_{60}$ des Diensteinkommens. Mit jedem weiteren Dienstjahr bis zum 30. erhöht sie sich um $^{1}/_{60}$ und mit jedem folgenden um $^{1}/_{120}$ bis zum Höchstbetrage von $^{45}/_{60}$. Tritt Dienstunfähigkeit infolge von Krankheit oder Dienstbeschädigung ein, so wird die Pensionsberechtigung auch früher erworben. Ungefähr die gleichen Bestimmungen gelten für die Pensionierung der Offiziere, während Personen des Soldatenstandes vom Feldwebel abwärts beim Ausscheiden aus dem Dienst Anspruch auf Rente haben beim Vorhandensein einer Dienstbeschädigung, oder nach mindestens 8jähriger Dienstzeit, wenn ihre Erwerbsfähigkeit durch beim Dienst eingetretene Gesundheitsstörungen aufgehoben oder wenigstens 10 % gemindert ist, und nach 18jähriger Dienstzeit überhaupt. Die Rente beträgt für Feldwebel 900 ℳ, Unteroffiziere 600 ℳ, Gemeine 540 ℳ.

Digitized by Google

Pension und Waisengeld in Höhe von ein Fünftel bezw. ein Halb des Witwengeldes die Witwe und die Kinder unter 18 Jahren der im aktiven Dienst mit Anspruch auf lebenslängliche Pension oder im Pensionszustand gestorbenen Offiziere;

b) der pensionsberechtigten Offiziere des Beurlaubtenstandes. Tritt der Tod infolge einer Dienstbeschädigung ein, so kann das Kriegsministerium Witwen- und Waisengeld bis zu der für die Hinterbliebenen an Offiziere des Friedensstandes zulässigen Höhe bewilligen. Das gleiche gilt für die Hinterbliebenen der ohne Pension ausgeschiedenen, oder vorübergehend wieder zum aktiven Dienst herangezogenen Offiziere;

c) der Militärpersonen vom Feldwebel abwärts. Bezugsberechtigt sind die Witwen und ferner Kinder unter 18 Jahren von Militärpersonen der Unterklassen, die

1. während der Zugehörigkeit zum aktiven Heere entweder infolge einer Dienstbeschädigung oder nach 10jähriger Dienstzeit gestorben sind,
2. am Todestage infolge mindestens 18jähriger Dienstzeit eine Rente zu beziehen hatten,
3. infolge einer Dienstbeschädigung innerhalb 6 Jahren nach der Entlassung aus dem aktiven Dienst gestorben sind.

Das Witwengeld beträgt 300 *M*. Es erhöht sich, falls der Verstorbene mehr als 15 Dienstjahre hatte, für jedes derselben bis zum 40. Dienstjahre um 6 %. Das Waisengeld beträgt für Halbwaise ein Fünftel, für Vollwaise ein Drittel des Witwengeldes. Witwen- und Waisengeld zusammen darf den Betrag der für den Verstorbenen zulässigen Vollrente nicht übersteigen;

d) der Beamten des Beurlaubtenstandes und der im Kriege beim Feld- oder Besatzungsheer als Heeresbeamte verwendeten Personen (nicht aber der durch das Beamten-Hinterbliebenen-Gesetz versorgten Angehörigen von Berufsbeamten der Heeresverwaltung). Durch das Kriegsministerium kann Witwen- und Waisengeld in der für Offiziers-Hinterbliebene zulässigen Höhe (Witwengeld nicht über 3500 *M*) bewilligt werden:

1. wenn der Verstorbene Pensionsgebührnisse aus Militärfonds bezog oder Anspruch hierauf erworben hatte,
2. wenn der Tod durch Dienstbeschädigung verursacht war,
3. wenn und soweit den Hinterbliebenen keine oder nur eine geringere Versorgung aus dem Zivildienstverhältnisse des Verstorbenen zusteht,
4. wenn die Ehe vor dem Ausscheiden des Verstorbenen aus dem aktiven Heere geschlossen ist;

e) der Personen der freiwilligen Krankenpflege. Durch das Kriegsministerium kann Witwengeld bis zu 300 *M*, Halbwaisengeld bis zu 60 *M* und Vollwaisengeld bis zu 100 *M* bewilligt werden:

1. wenn der Tod infolge von dienstlicher Verwendung auf dem Kriegsschauplatz innerhalb 6 Jahren nach dem Friedensschluß eintritt,
2. wenn die Ehe vor Beendigung der Verwendung auf dem Kriegsschauplatz geschlossen ist. Doch dürfen Witwen- und Waisengeld die Vollrente nicht übersteigen, die der Verstorbere zu beanspruchen hatte.

Die Kriegsversorgung, die neben der allgemeinen Versorgung des Militär-Hinterbliebenen-Gesetzes, wie auch neben den Versorgungsansprüchen, die den Hinterbliebenen aus der Anstellung oder Beschäftigung des Verstorbenen im Reichs-,

Digitized by Google

Staats- oder Gemeindedienste erwachsen sind, gewährt wird, zerfällt in Kriegswitwengeld, Kriegswaisengeld und Kriegselterngeld. Das Kriegswitwen- und Waisengeld erhalten die Witwen und die Kinder unter 18 Jahren der Offiziere, Beamten, Unteroffiziere und Mannschaften des Feldheeres, sowie der auf dem Kriegsschauplatz verwendeten Personen der freiwilligen Krankenpflege, die im Kriege gefallen oder an den Folgen einer Verwundung oder binnen 10 Jahren nach dem Friedensschluß an den Folgen einer sonstigen Kriegsdienstbeschädigung gestorben sind. Für die Witwen und Kinder, denen die oben geschilderten Ansprüche der allgemeinen Versorgung zustehen, sind die Sätze der Kriegsversorgung niederer als für andere bemessen.

Das Kriegswitwengeld beträgt, je nachdem eine solche andere Versorgung daneben besteht (a) oder nicht (b), für die Witwe:

	a	b
eines Generals	1 500	2 000
eines Stabsoffiziers	1 500	1 600
eines Hauptmanns, Oberleutnants, Leutnants oder Feldwebelleutnants	1 200	1 200
eines Feldwebels, Vizefeldwebels, Zugführers der freiwilligen Krankenpflege, oder eines Unterbeamten mit über 1 200 *M* pensionsfähigem Einkommen	300	600
eines Sergeanten, Unteroffiziers, Sektionsführers der freiwilligen Krankenpflege oder eines Unterbeamten mit 1 200 *M* oder weniger pensionsfähigem Einkommen	200	500
eines Gemeinen oder einer anderen Person der freiwilligen Krankenpflege	100	400

Das Kriegswaisengeld beträgt nach der gleichen Unterscheidung für jedes

	vaterlose Kind		elternlose Kind	
	a	b	a	b
eines Offiziers vom Regimentskommandeur aufwärts	150	200	225	300
eines anderen Offiziers	200	300	300	300
einer Militärperson der Unterklassen, eines Angehörigen der freiwilligen Kriegskrankenpflege, eines Unterbeamten	108	168	140	240

Einem elternlosen Kinde steht ein Kind gleich, dessen Mutter zur Zeit des Todes seines Vaters zum Bezug des Kriegswitwengeldes nicht berechtigt ist.

Kriegselterngeld kann vom Kriegsministerium den Verwandten aufsteigender Linie für die Dauer ihrer Bedürftigkeit bewilligt werden, deren Lebensunterhalt der verstorbene Kriegsteilnehmer vor dem Eintritt in das Feldheer oder nach der Entlassung aus diesem bis zu seinem Tod oder seiner letzten Krankheit überwiegend bestritten hat. Es beträgt höchstens für den Vater, die Mutter oder jedes der Großeltern eines Offiziers 450 *M*, für jene einer Militärperson der Unterklassen, eines Unterbeamten oder eines Angehörigen der freiwilligen Kriegskrankenpflege 250 *M*.

Außer der allgemeinen Versorgung und der Kriegsversorgung erhalten die Hinterbliebenen noch sogenannte Gnadengebührnisse. Witwen und Kindern wird $^7/_{10}$ des Gehalts der Offiziere, respektive der Löhnung der Unteroffiziere und der

Digitized by Google

Gemeinen als Gnadengebührnisse für einen Monat und außerdem, falls sie keinen Anspruch auf Witwen- und Waisengeld der allgemeinen Versorgung haben, eine einmalige Zuwendung in Höhe des doppelten Betrages der Gnadengebührnisse gezahlt.

* * *

Es erhellt schon aus diesen Bestimmungen, wie ungleichartig sich das Geschick der Kriegerwitwen und -waisen gestalten muß, und daß im Grunde keine feste Beziehung zwischen ihrer früheren sozialen Lage und der zu gewährenden Rente besteht. Die Rente richtet sich nach dem Militärverhältnis des Gefallenen, nicht nach seiner Stellung im bürgerlichen Beruf. Auf diese Weise wird eine leidliche Versorgung der Hinterbliebenen der Berufssoldaten geschaffen, wie auch all derer, die bei der Ableistung ihrer Dienstpflicht im Friedensstand oder während des Krieges zu höheren militärischen Chargen befördert worden sind. Wer als Gemeiner auf dem Schlachtfeld den Tod findet, hinterläßt seinen Angehörigen das Anrecht auf eine Rente, die wohl für Familien des Arbeiterstandes in ländlichen Distrikten als ausreichend betrachtet werden kann. Für eine großstädtische Arbeiterfamilie ist sie, besonders wenn nur wenige Kinder vorhanden sind, sehr knapp. Für die alleinstehende Witwe dieser Kreise reicht sie zum Lebensunterhalt nicht aus. Und sie ist nichts wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, wenn sie der Familie eines früher gut verdienenden Kaufmanns oder Rechtsanwalts oder Künstlers als Versorgung dienen soll.

Es ist daher schon von den verschiedensten Seiten die Forderung ausgesprochen worden, daß eine Differenzierung der Hinterbliebenenrenten nach der früheren Lebensstellung des Gefallenen stattfinden soll. Es ist nicht ganz ohne Interesse, daß derartige Vorschläge gemeinsam vom Hansabund und dem Bund der Landwirte gemacht, sehr ähnliche Forderungen aus sozialdemokratischen Kreisen heraus vertreten worden sind. Zur Ergänzung der unzureichenden Renten ist ferner vor allem die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger, ferner eine ganze Reihe anderer Sammelstellen entstanden.

* * *

Wie aber auch die Entscheidung der Reichsregierung über eine solche Änderung der Renten bzw. Schaffung von Zusatzrenten fallen möge, und in welchem Umfang auch immer von privater Seite, etwa von der Nationalstiftung, Mittel für diese Zwecke flüssig gemacht werden, eines kann gar keinem Zweifel unterliegen: mit der Gewährung einer Geldunterstützung ist das Bedürfnis der Hinterbliebenen nur zu einem und nicht zum wesentlichsten Teil befriedigt. Wie mit Geld allein — selbst mit silbernen Kugeln — ein Krieg nicht geführt werden kann, so ist auch mit Geld allein eine wirksame, helfende Fürsorge nicht zu schaffen. Wo das Familienoberhaupt fehlt, da mangelt es in den allermeisten Fällen an einem Berater in allen wichtigen Lebensfragen; da fehlt es an dem väterlichen Einschlag bei der Erziehung der Kinder. Die Hinterbliebenen brauchen deshalb nicht so sehr eine Versorgung mit Geld allein, als eine Fürsorge, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite steht, die den Frauen den Weg in die neuen Lebensverhältnisse ebnen hilft. Die Sammelstellen, die allerorten errichtet worden sind, um Geld für Zusatzunterstützungen an die Hinterbliebenen aufzubringen, können nur dann nützlich

Digitized by Google

werden, wenn ihre Gelder für eine planmäßige Fürsorge verwendet werden, wenn sie in jedem einzelnen Falle hergegeben werden, um die Neugestaltung des Familienlebens in wohlüberlegter Weise einzuleiten. Die Frau muß fähig gemacht werden, der Familie allein vorzustehen oder auf eigenen Füßen stehen zu können, und wo das nicht gelingt — und niemand kann bezweifeln, daß es solche Fälle gibt — muß ihr dauernd ein beratender Beistand gesichert werden.

Das Maß der Fürsorge, dessen die Hinterbliebenen bedürfen, gestaltet sich sehr verschieden nach den sozialen Klassen, denen sie angehören. Es ist schon darauf hingewiesen, daß die Renten für die Angehörigen der untersten Arbeiterschicht als relativ ausreichend bezeichnet werden können. Ganz besonders in ländlichen Gegenden wird es den Frauen möglich sein, sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen, weil dort die vorhandenen materiellen Mittel ausreichen, um den Lebensunterhalt zu bestreiten, ohne daß die Frau genötigt ist, einem außerhäuslichen Erwerb nachzugehen. Es sollte deshalb auch all den Witwen, die in der Stadt noch nicht feste Wurzel gefaßt haben, die vom Lande stammen, mit Nachdruck die Rückwanderung auf das Land empfohlen werden. Verhältnismäßig leicht wird sich auch die Beratung der Frau der Arbeiterkreise in der Stadt gestalten, sofern diese schon früher einen Beruf ausgeübt hat. Mehr oder weniger wird sie sich zur Rückkehr in die alte Erwerbstätigkeit entschließen, und sie wird dazu keiner erheblichen Beratung von Außenstehenden bedürfen. In diesen Kreisen wird die soziale Fürsorge sich ganz besonders den Kindern zuwenden müssen. Die Mütter werden Rat brauchen, um ihre Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, um sie in Berufe hineinzuführen, die ihnen offengestanden hätten, sofern sie nicht des Vaters beraubt worden wären.

Kaum schwieriger wird sich die Fürsorge für die Witwen der obersten Schichten gestalten. Die Frauen von höheren Offizieren, deren Pension nicht ganz unbedeutend ist, und die meist Einnahmen aus Vermögen besitzen, da solches ja durch die Kautionsforderung bei der Heirat sichergestellt sein muß, werden materiell in vielen Fällen keine weitere Versorgung gebrauchen. Im übrigen werden meist Angehörige — Eltern oder Geschwister — in der Lage sein, ihnen beratend und fürsorgend zur Seite zu stehen. Immerhin darf man nicht vergessen, daß doch auch eine erhebliche Zahl von Offiziersfamilien ohne Vermögen vorhanden, da doch die Eheschließung für den Hauptmann ohne Kaution zulässig ist, und in solchen Fällen wird, sofern der betreffende Offizier nicht bereits eine ganz hohe militärische Stellung errungen hat, die Hinterbliebenenrente völlig unzureichend sein. Die Witwe wird gezwungen sein, einen Beruf zu ergreifen, und da gerade in diesen Gesellschaftsschichten die Mädchen nur selten zum Beruf erzogen sind, entsteht das Problem, Frauen, deren Traditionen in ganz anderer Richtung liegen, deren Anschauungen und Lebensgewohnheiten sich in völlig anderen Bahnen bewegt haben, einem Berufe zuzuführen. Das ist zweifellos eine sehr schwierige Aufgabe, und diese Frauen werden trotz des Rats von Verwandten und Freunden dabei die sachkundige Mitwirkung von Frauenvereinen brauchen, und die Aufbringung von Mitteln für Ausbildungszwecke wird in solchen Fällen eine höchst segensreiche Unterstützung sein.

Noch viel allgemeiner und schwieriger aber gestaltet sich die Fürsorge für die Frauen des Mittelstandes, die doch in weit geringerem Grade pekuniäre Hilfe von

Digitized by Google

Angehörigen erhalten können und deren Pensionen meist noch erheblich niedriger sind. Manche Witwe, die vor der Verheiratung einen Beruf ausgeübt hat, wird die Möglichkeit finden, zu dieser ihr vertrauten Arbeit zurückzukehren. Dazu wird es allerdings nötig sein, daß der Staat und die Kommunalverwaltungen für Witwen auch die Berufe im Post- und Verwaltungsdienst öffnen, die bisher grundsätzlich nur der unverheirateten Frau offengestanden haben. Für die anderen Frauen, die keinen Beruf erlernt haben, kann das Fürsorgeproblem nicht einfach mit dem Wort „Berufsberatung" erschöpft werden. Aber immerhin fällt der Berufsberatung in der Fürsorge für die Witwen der gefallenen Krieger eine ganz hervorragende Bedeutung zu. Tausende und aber Tausende dieser Frauen müssen nun einen Beruf ergreifen. Es widerspricht ja auch allen Ideen der Frauenbewegung, daß Frauen, sofern sie gesund und jung und arbeitsfähig sind, von der Gesamtheit versorgt werden sollen. Aber das gilt schließlich nur für die alleinstehende Frau. Hat die Frau Mutterpflichten zu erfüllen, so wird das Ergreifen eines Berufes, die Ausübung einer Berufstätigkeit außerordentlich erschwert. Schließlich darf man auch nicht außer acht lassen, daß eine Frau, die das Liebste, was sie besaß, für das Vaterland hat opfern müssen, deren Leben auch innerlich um so viel ärmer geworden ist, sich nicht ohne weiteres zu einer Berufsarbeit entschließen wird, die sie an der Ausübung ihrer Mutterpflichten hindert. Sie glaubt ein Anrecht darauf zu haben, daß man ihr und ihren Kindern wenigstens äußere Lebensmöglichkeiten gibt, nachdem ihnen schon so viel Glück, und nachdem ihnen ihre ganze Lebenshoffnung und Lebensaussicht genommen worden ist. Solche psychischen Bedürfnisse und Ansprüche muß man berücksichtigen, wenn man nicht eine Schar von Frauen schaffen will, die ihre Kinder mit dem Geist der Verbitterung, mit dem Glauben an ein Unrecht, das ihnen geschehen, an eine Schuld, die nicht ausgelöst worden ist, aufziehen.

Es wird deshalb die vornehmste Aufgabe der Hinterbliebenenfürsorge sein, nicht von jeder Frau wahllos eine Erwerbstätigkeit zu verlangen, sondern die Frau, deren Verhältnisse es möglich machen, einem sorgfältig ausgewählten Beruf zuzuführen, andere aber durch Zusatzrenten in die Lage zu versetzen, ihre eigenen Kinder zu leistungsfähigen Menschen zu erziehen. Dabei soll man mit der Bewilligung solcher Zusatzrenten von privater Seite sehr vorsichtig vorgehen, und nicht Renten bewilligen, die nach einigen Jahren aus Mangel an Mitteln aufhören müssen. Es ist schließlich immer noch besser, eine solche zur Verfügung stehende Summe zu verwenden, um die betreffende Frau einen Beruf gründlich erlernen zu lassen, als sie mehrere Jahre durch Unterstützungen zu erhalten, und dann später unvorbereitet und ohne ausreichende Ausbildung in das Erwerbsleben zu stoßen. Alle fürsorgenden und unterstützenden Faktoren sollten sich die Aufgabe stellen, nicht den Witwen „über die erste schwere Zeit hinwegzuhelfen", sondern sofort den Übergang in die neuen Lebensverhältnisse anzubahnen.

Die Auswahl des Berufes überall da, wo ein solcher empfohlen werden kann, muß besonders unter dem Gesichtspunkte stehen, daß nicht so schnell wie möglich ein Erwerb gefunden, sondern daß ein Beruf ergriffen wird, der die Kräfte und Anlagen der Frau, des Individuums nutzt und der Volkswirtschaft dienlich ist. Wo es irgendwie möglich und zweckmäßig erscheint, sollte auch bei den Witwen von Kaufleuten, Handwerkern, Landwirten das Bestreben dahin gehen, die Frau für die

Digitized by Google

selbständige Fortführung des Geschäftes auszubilden, eventuell in der Weise, daß man ihnen für die ersten Jahre einen geschäftlichen Beistand zur Seite stellt. Es besteht die Gefahr, daß die Pensionsbesitzerinnen und Zimmervermieterinnen sich ins unendliche vermehren, daß die Konfektionsindustrie und jede Art von Heimarbeit durch ein Überangebot von Arbeitskräften überschwemmt wird; und das Eindringen solcher minderwertigen, ungelernten Arbeitskräfte würde eine schwere Gefahr nicht nur für die Betreffenden selbst, sondern für das gesamte Frauenberufsleben mit sich bringen. Mehr noch, die lohndrückende Wirkung auch auf die Männerarbeit würde nicht ausbleiben. Von einigen Stellen ist vorgeschlagen worden, den Kriegerwitwen durch eine ähnliche Einrichtung wie den Zivilversorgungsschein gewisse Stellen in öffentlichen Betrieben, bei Anstalten und Behörden vorzubehalten. Ob das empfehlenswert ist, ob andere als rein mechanische Arbeiten in dieser Weise und ohne wirklichen Befähigungsnachweis oder Wettbewerb vergeben werden sollten, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Jedenfalls wird ganz allgemein anzustreben sein, daß die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen wie alle andren Stellen, die Geldunterstützungen an Witwen und Waisen geben wollen, in Verbindung mit den Berufsberatungsstellen und den Fürsorgevereinen arbeiten, die imstande sind, die Witwen bei der Neugestaltung ihres Lebens in sachverständiger Weise zu beraten und zu lohnenden Berufen hinzuführen. Nach dieser Richtung erwächst den Frauenvereinen eine ganz hervorragende Aufgabe. Ihre Pflicht ist es, darauf hinzuwirken, daß die zur Verfügung stehenden Gelder diesen Zwecken zugewendet werden. Sie haben für Berufsberatungsstellen zu sorgen, in denen in sachkundiger und gewissenhafter Weise auf die Frauen eingewirkt wird. Ihnen fällt die Pflicht zu, mehr noch als bisher die Berufsorganisationen auszubauen, damit sie den neu ins Berufsleben Eintretenden Rückhalt und Schutz bieten können.

Ein weiteres Problem der Hinterbliebenenfürsorge liegt in der Versorgung der Waisen. Verschiedentlich tritt schon jetzt die Neigung hervor, Waisenhäuser für die Kriegerwaisen zu schaffen. Solche Pläne sollten nur mit allergrößter Vorsicht verwirklicht werden. Muß man sich doch darüber klar sein, daß die Zahl der Vollwaisen durch den Tod der Krieger keineswegs sehr groß sein wird. Die Mütter der durch den Krieg des Vaters beraubten Kinder stehen meist im rüstigsten Alter, so daß die Wahrscheinlichkeit einer völligen Verwaisung vieler Kinder nicht vorhanden ist. Werden daher in erheblichem Umfang Waisenhäuser für Kriegerwaisen gegründet, so werden diese nicht nur nach 15 bis 20 Jahren, wenn die jetzige Waisengeneration herangewachsen ist, leer stehen; vermutlich würde vielmehr schon jetzt die Notwendigkeit eintreten, solche Häuser mit Halbwaisen zu füllen, die in den meisten Fällen besser bei ihrer Mutter blieben. Aber selbst für die Vollwaisen wird man angesichts der heut anerkannten Grundsätze über Waisenerziehung besser tun, Familien zu suchen, in denen diese Kinder Erziehung und Pflege finden können. Mit der Rente, die vom Staat für die Vollwaisen gegeben wird, dürfte das in vielen Fällen keinen Schwierigkeiten begegnen. Außerdem sind viele Familien zur unentgeltlichen Aufnahme oder zur Adoption von Kriegerwaisen bereit. Es ist wünschenswerter, daß diese Hilfswilligkeit zweckmäßig organisiert wird, als daß erhebliche Mittel bei der Errichtung von kostspieligen Anstalten verschlungen werden, die weit besser zur späteren Berufsausbildung der Waisen verwandt werden könnten.

Digitized by Google

Nötig wäre auch die Ausdehnung der Fürsorge auf die unehelichen Kinder gefallener Kriegsteilnehmer. Wohl ist die Kriegsunterstützung, die den ehelichen Kindern zuteil wird, während der Vater im Felde steht, auch den unehelichen Kindern zugebilligt worden. War hiermit sowohl die Verpflichtung des Staates anerkannt, bei der Versorgung des Kindes für den im Felde stehenden Vater einzutreten, wie auch die Tatsache, daß bei mangelnder Pflege das Kind nicht zu einem leistungsfähigen Menschen heranwachsen kann, so sollten die gleichen Gesichtspunkte für die dauernde Versorgung des unehelichen, verwaisten Kindes durch eine Rente maßgebend sein.

Die Fülle der Probleme, die bei der Fürsorge für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger zu lösen ist, kann hier nur angedeutet, nicht in erschöpfender Weise dargestellt werden. Auf allen Seiten regen sich Kräfte, um die Aufgabe klar zu erfassen und an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Aber gerade die Mannigfaltigkeit dieser Bestrebungen, die Zahl der daran interessierten Behörden und Vereine macht ein planmäßiges Zusammenwirken doppelt nötig. Es gilt, daß alle daran interessierten Kreise sich auf bestimmte Richtlinien einigen, daß Grundzüge für ein Zusammenwirken und Ineinandergreifen der verschiedenen Hilfsfaktoren gefunden werden. Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, dem Vertreter der staatlichen und kommunalen Verwaltungsbehörden, sowie die führenden Persönlichkeiten der großen charitativen Vereine in Deutschland angehören, hat zum 16. und 17. April nach Berlin eine Konferenz einberufen, in der diese Richtlinien gefunden werden sollen. Es ist eine wichtige Frage, die gelöst werden muß. Es sollen Mittel gefunden werden, um den Frauen, die am schwersten von der Not der Zeit getroffen sind, nicht nur Unterhalt, sondern auch neue Lebensmöglichkeiten zu sichern. Es soll ihnen das Gefühl gegeben werden, daß das Vaterland, dem sie so viel gegeben haben, sie schützend umschließt und umsorgt. Es soll ihren Kindern, in deren Elternhaus eine so tiefe Lücke gerissen worden ist, ein Ersatz für die Erziehungsmöglichkeiten gegeben werden, die der Vater ihnen hätte schaffen können, damit ein Geschlecht heranwächst, das ohne Bitterkeit an die Opfer denken kann, die der Krieg vom deutschen Volke gefordert hat, das erfüllt ist von der Erfahrung, daß das Vaterland nicht nur fordert, sondern auch gibt; ein Geschlecht, das dem Vaterland die gleiche opferbereite Treue entgegenbringen kann, wie die Väter es taten.

Digitized by Google

Deutscher Militarismus und deutsches Barbarentum!

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten

Das Ausland hallt wider vom Geschrei über uns Barbaren! Nicht nur aus dem Mund der Ungebildeten, die gehässigen Zeitungsschreibern nachsprechen, — auch die geistig Führenden stimmen ein, gaben wohl gar den Anstoß. Am erstaunlichsten sind wir, denen es gilt, die wir gewohnt waren, die Ausländer in Scharen zu den Stätten unserer künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung herbeiströmen zu sehen — das Volk Goethes, Kants und Beethovens, die wir die neue Kulturepoche des 19. Jahrhunderts nach dem Versinken des Romanischen von deutschen Geisteswerken bestimmt sahen. Nach unserer Art reagieren wir nicht nur mit erstauntem, empörtem, spottendem Wort; wir nehmen's gründlich und gehen mit uns zu Rate: was mögen sie meinen? was gab ihnen den Anlaß? Es ist klar, daß es sich um Tieferes handelt als um die Anschuldigung von Grausamkeiten und Übergriffen der Kriegsführung allein, die kein Gegner dem andern zu erlassen pflegt; es ist ersichtlich, daß die Bezeichnung in dem uns vorgeworfenen „Militarismus" wurzelt, den man uns austreiben will, weil er eine — oder besser die Gefahr für Europa bedeute. In Verbindung damit hofft man von unserer Niederlage den Sturz der Hohenzollern und eine demokratische Verfassung, die durch Aufgabe unserer angeblichen Eroberungspolitik den Frieden verbürgt. So befreit man die Deutschen, das sympathische Volk Goethes, Kants und Beethovens, vom militaristischen Joch und von ihrer Rückständigkeit im staatlichen Leben!

Auf ihren historischen Ursprung hin betrachtet, haben diese Ansichten eine gewisse Verständlichkeit. Die Hohenzollern schufen aus Preußen einen Staat, dessen Stärke auf seiner militärischen Organisation und seinen militärischen Eigenschaften beruhte, und im Großen Kurfürst wie in Friedrich dem Großen und Bismarck trat jener „Eroberungsgeist" in die Erscheinung, der den Großstaat Preußen und das geeinte Deutschland schuf. Dies Gepräge ist geblieben, unser Beamtentum ist, um mit Erich Marcks zu reden, Kind und Erbe der absoluten Monarchie, Offizierkorps und Heer vollends stammen ganz aus dieser Vergangenheit. In der Disziplin und dem Verkehrston unserer öffentlichen Betriebe bis herab auf solche Kleinigkeiten wie das Tragen der Uniform durch die hohen Staatswürdenträger bei Festlichkeiten hört das Ausland diesen Ton, der ihm auf die Nerven fällt.

Mit Bitterkeit wird unser Kaiser es wahrgenommen haben, wie seine bis zur Gefahr des Mißverstandenwerdens bezeigte Friedensliebe und sein Entgegenkommen gelohnt werden. Ebenso rieb sich unser Volk die Augen, als in den denkwürdigen Tagen des August 1914 die Wogen des Hasses über uns hereinbrachen, die jeder

Digitized by Google

Tag bisher verstärkt hat. Fassungslos stehen wir vor dem ungeheueren Mißverständnis des gesamten Auslandes, das unseren militärischen Geist gleichsetzt mit Kriegslust, Eroberungssucht, Rücksichtslosigkeit, Kulturlosigkeit, Unfreiheit! Ungeheuer das Mißverständnis, daß es ein mit unseren besten Eigenschaften in Widerspruch stehender Geist sei, uns aufgezwungen mit der Herrschaft Preußens und der Hohenzollern!

Und doch ist es nicht schwer zu sehen, daß dieser unser „Militarismus", mit dem unser „Barbarentum" zusammenhängt, eine notwendige Ausprägung deutschen Wesens ist, nicht in Widerspruch mit unseren anderen Eigenschaften, weder mit der verträumten Denker- und Dichterseele noch mit der wissenschaftlichen Objektivität, noch mit unserer Gutmütigkeit und Formlosigkeit und Wertschätzung des Fremden! Er ist seinem Wesen nach Zucht, Disziplin, Form. Erzogen zwar, und in bewußter Erziehungsarbeit zu einem Wesenszug der Nation gemacht, jedoch nicht als wesensfremdes Element, sondern aus Eigenschaften unserer Natur heraus! Wesenseins mit der Gründlichkeit, der Systematik, dem Hang zur Ordnung, ja Pedanterie, der Gewissenhaftigkeit und moralischen Interessiertheit des Deutschen!

Es gibt ja auch Deutsche, die sich wundern, daß Goethe einen so pedantischen, grilligen, eigensinnig engen Vater haben konnte, und die nicht sehen, wie der vom Vater ererbte Bildungs- und Tätigkeitstrieb, Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit nach schnell verrauschtem Sturm und Drang immer stärker an seiner Bildung mitarbeiten. Wir sind reich an solchen scheinbaren Gegensätzen! Der schwärmerische Idealist Schiller baut Kants strenge Kunst- und Moraltheorie als Grundlage in seine gesamte Dichtung ein! Derselbe Heinrich von Kleist, der als Jüngling den Soldatenrock auszog, weil ihm däuchte, daß er darin nicht genug „Mensch" sein könne, läßt seinen hochsinnigen, phantasiereichen Helden Friedrich von Homburg das vermeintliche Gebot des Herzens dem ehernen Gebot der Disziplin unterordnen, nachdem er dessen selbstlose Verkörperung im Großen Kurfürsten mit Erschütterung erschaut hat. Wie herrlich hat der Dichter hier den Geist, der Preußen groß gemacht, in seiner Quelle aufgedeckt als selbstlose Unterordnung und Zügelung der Subjektivität, auch der genialen, als Geist des Gehorsams und der Hingabe:

Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen!

so spricht der Prinz zu den für sein Leben bittenden Offizieren. Was ist der Sieg, den er dem Wrangel noch entreißt, verglichen mit dem Sieg über den verderblicheren Feind in uns! Damit ist er sinneseins geworden mit dem Kurfürsten, der ihn verurteilte, und der nicht den Sieg will, der ihm von der Bank fällt:

..... Das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrechthalten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.

Eine vorbildliche Verbindung beider Züge zeigt Friedrich der Große, in dem, nach Marcks unvergleichlicher Charakteristik, sich die Leidenschaft des Genies durch die Treue, das Pflichtgefühl, den Glauben an seine Sache, durch Maß und sittliche Bindung adelt; der in der Welt des Schönen mit beinahe religiöser Wärme lebt und in der rauhen Welt des harten Willens zu schaffen verurteilt ist, und der hier

Digitized by Google

aushält, umringt von Feinden, in verzweifelter Lage, mit einer Selbstüberwindung, die jede Sehnsucht nach Ruhe und Selbstauslöschung heldenhaft niederwirft.

Thomas Mann hat in einem warmen und tiefsinnigen Aufsatz in der Neuen Rundschau den deutschen militärischen Geist mit dem künstlerischen in Parallele gestellt. Wesen der Kunst ist Organisation; Begeisterung und Ordnung wirken bei ihr ineinander; Kampf gegen die Widerstände der Materie nötigt zur Kraftentfaltung; Hingabe bis aufs äußerste, Schonungslosigkeit gegen sich selbst verlangt sie vom Künstler. In allem dem ist der Krieg ihr verwandt, bis auf den Sinn für Schmuck und Glanz. Nietzsche, den Thomas Mann nicht nennt, ist es, der den Willen zur Macht als Kunst begriff und kühn beide identifizierte. Nennt er doch die Organisation, z. B. das preußische Offizierkorps, das „Kunstwerk, wo es ohne Künstler erscheint", und in Übereinstimmung damit heißt es ein andermal: „Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nichtkünstler Form nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet." Als „meine Zukunft" spricht er den Wunsch aus, daß durchschnittlich jeder Mann der höheren Stände Offizier sei, er sei sonst, was er will. Über den vermeintlichen Gegensatz zwischen dem Gelehrten und dem Soldaten sagt er: „Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig: näher besehen gibt es keinen tüchtigen Gelehrten, der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat."

Nietzsche selbst, der sich den Immoralisten nannte, schuf das Mißverständnis, daß der „Wille zur Macht", ihm das wesentlichste Moment zur Heraufbildung eines höheren Menschen, identisch sei mit Skrupellosigkeit. In derselben paradoxen Ausdrucksweise spricht er auch von den „neuen Barbaren", und es mag sein, daß die Nietzschekenntnis unserer Feinde so weit geht, daß sie hier geschöpft haben. Aber was versteht er darunter? „Ich weise auf etwas Neues hin," heißt es im 4. Buch des ‚Willens zur Macht': „gewiß, für ein solches demokratisches Wesen gibt es die Gefahr des Barbaren, aber man sucht sie nur in der Tiefe. Es gibt auch eine andere Art Barbaren, die kommen aus der Höhe: eine Art von erobernden und herrschenden Naturen, welche nach einem Stoffe suchen, den sie gestalten können. Prometheus war ein solcher Barbar." Und an anderer Stelle: „Wo sind die Barbaren des 20. Jahrhunderts? Offenbar werden sie erst nach ungeheuren sozialistischen Krisen sichtbar werden und sich konsolidieren; es werden Elemente sein, die der größten Härte gegen sich selbst fähig sind und den längsten Willen garantieren können." Dieser „Barbar" ist also der Mensch, der sich und seinen Willen meistert, der Mensch „mit einem Überschuß von Kraft für Schönheit, Tapferkeit, Kultur, Manier bis ins Geistigste."

Unsere Feinde werfen uns vor, daß wir vom Gift philosophischer Lehren, womit Nietzsche gemeint ist, durchdrungen seien. Sie überschätzen damit die Kenntnis Nietzsches bei uns gewaltig, wie sie Nietzsche selbst verkennen. Auch weite Schichten der deutschen Gebildeten leben von den gleichen Vorurteilen über Nietzsche, wie sie das Ausland in solchen Urteilen zeigt. Und doch ist seine verkappte Idealität nicht schwer zu durchschauen. Die bekanntesten Kapitel des Zarathustra stellen wie in einer zweiten Bergpredigt der herrschenden grobfädigen Moral eine feinere gegenüber! Das ist sein „Jenseits von Gut und Böse", eine höhere Tugend aufzurichten, die das „Du sollst" umwandelt in ein „Ich will". Ist das nicht auch ein Kantisches und Schillersches ethisches Ideal? Man übersieht, daß sein Kampf

Digitized by Google

gegen das Christentum nur Kampf gegen den asketischen Priester ist; alle die Suchenden, die heute die Religion Jesu vom Mißverständnis des offiziellen Christentums scheiden, werden ihn auf ihrer Seite finden. Sein „Übermensch" ist die Vision eines gesteigerten Gattungskomplexes, also ein Kulturideal: „Ich sehe etwas Höheres und Menschlicheres über mir, als ich es bin; helft mir alle, es zu erreichen, wie ich jedem helfen will, der gleiches erkennt und am gleichen leidet: damit endlich wieder der Mensch entstehe, welcher sich voll und unendlich fühlt im Schauen und Lieben, im Schauen und Können, und mit all seiner Ganzheit an und in der Natur hängt, als Richter und Wertmesser der Dinge."

Allerdings kann man unseren Gegnern nicht zumuten, sich mit Nietzsche zu befreunden, angesichts der Art, wie er den Engländer als den Vertreter der gemeinen, von ihm geschaffenen Nützlichkeitsmoral behandelt: „Man will nicht sein Glück; man muß Engländer sein, um glauben zu können, daß der Mensch immer seinen Vorteil suche." Heute hat die Brutalität der Tatsachen der ganzen deutschen Nation die Augen geöffnet über diesen Charakterzug des englischen Volkes. Nietzsche war hier Prophet. Aber auch über uns selbst hat uns der Krieg die Augen geöffnet und in dieser neuen Anschauung von uns selbst erkennen wir in Nietzsche den Propheten der deutschen Seele. Mit ihm uns anzuklagen, kann nicht gelingen! Der Geist, den unsere Feinde als das Feindliche an uns empfinden, den sie als „Militarismus und Barbarentum" brandmarken, erweist sich als unser bestes Teil, als ein Mittel zur Höherzüchtung der Nation; die kriegerischen Tugenden im Verein mit sittlicher Bindung und Selbstentäußerung, wie dieser Geist sie bedingt, erweisen sich als die des großen Menschen überhaupt. In jenen unvergeßlichen Augusttagen erschien unser „Militarismus" zuerst in Blut und Leben umgesetzt in der tat- und todbereiten Erhebung des einigen Volkes; im Wunder der Organisation entfaltete er sich zugleich als Höchstleistung an Intelligenz. Seitdem beweisen ihn Leitung und Taten unseres Heeres und die Haltung der Nation. Angesichts dieser höchsten Freiwilligkeit in höchster Gebundenheit, wie sie sich in unserem Soldaten heute darstellt, darf man sagen: hier ist die Form Wesen geworden! Damit hat der Deutsche einen Schritt vorwärts getan in seiner Entwicklung. Wie der einzelne Deutsche es nicht leicht hat, zu sich selbst zu kommen — hat doch nur der Deutsche einen Faust, den klassischen Ausdruck seines problematischen Seins, hervorgebracht! — so die Nation angesichts der Mannigfaltigkeit ihrer volklichen Ausprägung. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß in der Durchgeistigung der militärischen Zucht eine Synthese deutschen Wesens geglückt ist. Es dünkt uns, daß wir die Probe der „größten Härte gegen sich selbst und des längsten Willens" bestehen werden, die Nietzsche von den „neuen Barbaren" fordert. Als solche sind wir kriegerischer und gebändigter, demokratischer und aristokratischer zugleich als unsere Gegner. Ohne Pharisäer zu sein, danken wir dem Geschick und der Anlage in uns, die uns einen Demokratismus wie den französischen ersparte; und daß wir bis jetzt vor dem englischen Schicksal bewahrt blieben, den Kaufmannsgeist Herr werden zu sehen über den kriegerischen Geist. Unser „Barbarentum" dürfte uns, sofern wir es im Sinne Nietzsches als eine Verpflichtung auffassen, mit Zuversicht für unsere Zukunft erfüllen!

Digitized by Google

Die Kriegsdienstleistung der Frauen.

(Halbjahrsbericht über die Arbeit der österreichischen Frauen.)

Von

Helene Granitsch,

Vorsitzende der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs.

Nachdruck verboten.

Als im Jahre 1912 der Ausbruch eines Krieges zwischen Österreich und Serbien außerordentlich drohend erschien, wurde dem österreichischen Parlament und Herrenhaus ein Gesetzentwurf vorgelegt, der über die allgemeine Wehrpflicht hinaus alle Männer bis zum 50. Lebensjahr zur Dienstleistung verpflichtete. Dieses Gesetz wurde dann — der Kriegsgefahr entsprechend — außerordentlich rasch von der Volksvertretung bewilligt, und es trat am 26. Dezember 1912 in Kraft. Trotzdem schon damals viele Stimmen laut wurden, daß — besonders bezüglich der erwerbenden Frauen — dieses Gesetz eine in wirtschaftlicher Beziehung schwer fühlbare Lücke durch den Ausschluß von Bestimmungen über die Frauenarbeit während des Krieges aufweist, hat man damals von irgendeiner Einbeziehung der Frauen in die gesetzliche Kriegsdienstleistung abgesehen. Die Ereignisse haben nun bewiesen, daß die Frauen auch ohne geschriebenes Gesetz im vollen Bewußtsein der Pflichten, die diese große Zeit an sie stellt, aus eigenem Antrieb zur Kriegsarbeit sich mobilisiert haben. Am 27. Juli 1914, also einen Tag vor der ersten offiziellen Kriegserklärung, mit der der Weltkrieg eingeleitet wurde, erschien ein Aufruf der Reichsorganisation der österreichischen Hausfrauen in den österreichischen Zeitungen, der die Frauen zur Kriegshilfe aufforderte und die Ziele der Arbeit aufstellte.

Dieser Aufruf hatte eine große Wirkung bei den Frauen aller Kreise hervorgerufen. Schon am Morgen des 27. Juli strömten Tausende von Hilfesuchenden und Hilfebringenden dem kleinen Bureau der Rohö am Getreidemarkt zu. Hier erklärten sich sofort alle in Wien weilenden Vorstandsdamen der Rohö zum Permanenzdienst bereit. Es wurde nach den im Aufruf angegebenen Richtlinien raschestens die notwendige Arbeitsteilung vorgenommen und je ein Schreibtisch repräsentierte die von allem Anfang an getrennte Amtstätigkeit der Auskunftserteilung, Arbeitsvermittlung, Kinderfürsorge (Freitischübernahme und Mütter- und Säuglingsberatung). Alle Frauen, die sich zum Pflegedienst meldeten, wurden direkt dem Roten Kreuz zugewiesen. Die damals nur aus Zimmer und Vorzimmer bestehenden „Amtsräume" der Rohö (für die Wartenden wurde allerdings auch das Stiegenhaus mit zum Amtslokale!) erwiesen sich schon am ersten Tage als nicht aufnahmsfähig für die riesigen Anforderungen der „Frauenhilfsaktion im Kriege". Dieselbe übersiedelte daher am 29. Juli in eine vom Bürgermeister zur Verfügung gestellte Schule in der Gumpendorfer Straße, wo die einzelnen Amtsgebiete nach Zimmern getrennt behandelt werden konnten. Hier kam noch eine eigene Abteilung, die Zuweisung der arbeitslosen Städterinnen zur Erntearbeit hinzu (ab 29. Juli). Auch die Schullokalitäten erwiesen sich bald als zu klein, um so mehr, als die mit dem 1. August angeordnete allgemeine Mobilisierung die Lokalitäten auch dieser Schule nach und nach in Anspruch nahm. Eine Abteilung der Frauenhilfsaktion nach der andern mußte weichen, und aus allen Teilen des Reiches zur Musterung herbei-

Digitized by Google

strömende Landsturmmänner füllten bald die Schulzimmer. Es war rührend, zu sehen, mit welcher Dankbarkeit diese braven Vaterlandsverteidiger unsere auf dem schwarzen Brett der Schule so ganz provisorisch angehefteten Weisungen für die Hilfsmaßnahmen zugunsten der zurückbleibenden Frauen und Kinder lasen und eifrig diskutierten! Wieviel Dank aus treuen Vateraugen ist uns damals an jenem zur Weltgeschichte gewordenen 1. August 1914 zuteil geworden!

Mit der allgemeinen Mobilisierung übersiedelte die Frauenhilfsaktion, an der die Vorsitzende der Rohö Fanny Freund-Marcus den größten Arbeitsanteil hatte, in die von der Wiener Handelskammer bereitwilligst zur Verfügung gestellten Räume, in denen bis heute noch die „Expositur" der inzwischen so umfangreich ausgebauten Hilfsaktion amtiert. Inzwischen hatte auch der „Bund österreichischer Frauenvereine", sowie die „Katholische Frauenorganisation" ähnliche Aufrufe wie die Rohö erlassen und ihrerseits die Frauen zur Dienstleistung aufgerufen. Aus diesen gemeinsamen Bestrebungen heraus wurde die große, von Delegierten aller Parteirichtungen — auch der sozialdemokratischen Frauen — gebildete Kommunale Frauenhilfsaktion im Kriege mit dem Sitz im neuen Wiener Rathaus geschaffen, die unter dem Vorsitz der Gemahlin des Bürgermeisters nunmehr seit sechs Monaten die Fürsorgeaktionen für die durch den Krieg mittelbar oder unmittelbar in ihrer Existenz betroffenen Frauen leitet. Das wichtigste Problem, das zu lösen war, bestand in der Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten, denn die vielen Existenzen, die nur infolge der außerordentlichen Kriegsereignisse ihren wirtschaftlichen Halt plötzlich verloren hatten, durften nicht der Armenunterstützung anheimfallen. Sofort wurde mit der Errichtung von Arbeitsstuben begonnen. Die Frauenhilfsaktion allein errichtete in Wien in allen Bezirken Nähstuben — im ganzen bestehen derzeit 27 solche Arbeitsstuben der Kommunalen Hilfsaktion —, die sich nach und nach zu Großbetrieben entwickelten und heute über 7000 Arbeiterinnen beschäftigen. Die Kriegswerkstätte der Rohö, in welcher 150000 Zelte für das Heer angefertigt werden, gibt 260 Frauen und 40 Männern auf sechs Monate hinaus dauernden Verdienst. Mehrere Pelzstuben der Rohö beschäftigen erwerbslos gewordene Frauen, indem dort aus freiwillig gespendetem Pelzmaterial Kälteschutzartikel für unsere Soldaten angefertigt werden, und die Betriebe sind so eingerichtet, daß daselbst auch große Aufträge des Kriegsministeriums zur exakten Ausführung gelangen konnten. Die beiden Nähstuben der Rohö beschäftigen derzeit zirka 200 Frauen, die Strickstube gibt an über 860 Frauen Heimarbeit aus. Eine Bestellung des Kriegsministeriums auf 30 000 Baschliks aus weißgrauem Doublestoff (nach einer Idee der Vorsitzenden der Rohö Fanny Freund-Marcus) ist als Notstandsarbeit der Rohö für die Handnäherinnen in vier Wochen durchgeführt worden. Die doppelte Farbe der Baschliks hat den Vorteil, daß für den Schneefall die weiße Umhüllung des Kopfes der Soldaten, für das dunkle Erdgelände die graue Umhüllung unsere Tapferen davor bewahrt, allzu deutliche Zielscheibe für die feindlichen Schüsse zu werden. Auch die anderen Frauenorganisationen haben ihrerseits große Arbeitsstätten und Fürsorgeeinrichtungen geschaffen: Kriegsmädchenhorte zur Aufnahme und Beschäftigung der stellenlos gewordenen Lehrmädchen, die Mädchenhorte und Arbeitsstuben der Katholischen Frauenorganisation wurden kriegsgemäß erweitert und ausgebaut, die außerordentliche Dienste leistenden Fürsorgeanstalten der Bundesvereine, besonders der Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen und des Ferienheims, Kriegsmittagstische für den Mittelstand vom Frauenstimmrechtskomitee und der Vereinigung arbeitender Frauen, welche täglich 600—700 Personen verköstigen (Mittagessen für 40 Heller), die Aktionen der Haushaltungsschulen in Wien und in der Provinz, welche die von den Gemeinden zur Verfügung gestellten Lebensmittel rationell und billig für die großen Ausspeisungen verkochen, die Obsteinsiedeaktion des „Bundes" für die Spitäler, die Flüchtlingsfürsorge der Frauenkomitees, die dänische Deckenaktion (Papierdecken!) und die Kochkistenaktion der Rohö, die Heimkrippen der Rohö und die diversen Kinderfürsorgeaktionen vieler Frauenvereine,

Digitized by Google

das alles gehört in die soziale Kriegsdienstleistung der österreichischen Frauen. Heute ist es noch nicht möglich, umfassende, authentische Zahlen über die Tätigkeit der 23 kommunalen Frauenarbeitskomitees zu geben, doch beweist ein Bericht des Magistrates über die Tätigkeit der Frauenhilfsaktion vom 3. September 1914 bis 10. Februar 1915, wie groß auch hier die Arbeitsleistung der Frauen ist. Es wurden in dieser Zeit 6366 Freitische angemeldet und 6240 besetzt, 21387 Stellen angesucht und davon 19143 vermittelt, 121566 Speiseanweisungen ausgegeben und 32515 Recherchen besorgt. Außerdem 13416 Fürsorgefälle erledigt.

In der vom Bürgermeister ins Leben gerufenen Kommission für soziale Fürsorge für Wien und Niederösterreich arbeiten Frauen und Männer gemeinsam. Auf die Initiative der Frauen ist daselbst unter anderm die Errichtung eines Lohnermittlungskomitees zur Vereinheitlichung der Löhne der Heimarbeiterinnen und Aufhaltung ungerechtfertigter Zwischenhändlergewinne bei Heereslieferungen zu nennen, und es ist ein Verdienst der Arbeitsstätten aller Fürsorgeaktionen in ihrer praktischen Tätigkeit und der theoretischen Arbeit dieser Kommission, daß sich diesmal bei den Kriegslieferungen das Verhältnis von Angebot und Nachfrage des Arbeitsmarktes im Lohne deutlich ausdrückt und so der Arbeitnehmer gewissermaßen geschützt ist. Ferner wurde über Antrag der Schreiberin dieser Zeilen in dieser Kommission die Organisation der Kriegspatenschaft zugunsten einer kriegsmäßig erweiterten Säuglings- und Mütterfürsorge geschaffen, und die glückliche Durchführung derselben beweist, daß es sich hier um eine außerordentlich segensreiche Einrichtung handelt. Sind doch schon in den ersten 8 Wochen nach der Gründung der Kriegspatenschaft über 2000 Patenschaften aus allen Kreisen der Bevölkerung angemeldet worden!

Aber nicht nur an der sozialen Rüstung des Vaterlandes haben Österreichs Frauen seit Kriegsbeginn mitgearbeitet. Der Weltenkrieg des Jahres 1914 ist ein Ringen um wirtschaftliche Vormacht. Und daraus erwuchsen unseren Frauen die großen Aufgaben. Der Aushungerungsplan Englands stellt die schwersten Anforderungen an die wirtschaftliche Widerstandskraft der Zentralmächte. Die Teuerung, die als Vorbotin des Krieges in den letzten Jahren die Volkswohlfahrt tief erschütterte und die Feindseligkeiten hüben und drüben vorbereiten half, hat die Gegenwehr gegen die wirtschaftlichen Angriffe, die jetzt aus Feindesland erfolgen, zu frühzeitiger Organisation gebracht. Gerade in unserem Vaterlande sind die Frauen schon seit Jahren zu volkswirtschaftlicher Einsicht und zu nationalökonomischem Verständnis erzogen worden, und sie haben es rechtzeitig gelernt, in festgefügter Organisation Disziplin zu halten und Gemeinschaftssinn zu bekunden.

Heute, wo sich die Zentralmächte plötzlich vor das Problem gestellt sehen, als eine von der Außenwelt abgeschnittene nationalökonomische Einheit innerhalb ihrer Grenzen, ohne Zufuhren von außen, das richtige Verhältnis herzustellen zwischen Produktion und Konsumtion, heute ist die größte Erleichterung für die schwierige Verwaltungsarbeit durch die bestehenden wirtschaftlichen Organisationen gegeben. In patriotischer Ausübung ihrer Kriegsdienstleistung werden die verständigen Frauen zu Aposteln der richtigen Lehre von der notwendigen volkswirtschaftlichen Sparsamkeit im Interesse der Dauerversorgung der Gesamtbevölkerung und der richtigen privatwirtschaftlichen Geldausgabe zum Zwecke der Erhaltung von Arbeitsmöglichkeit und Unternehmung. Das richtige ökonomische Prinzip, die rationelle Verwertung aller vorhandenen Lebensmittel bis auf die Ausnützung ihres letzten Nährwertes zur Viehverfütterung ist Kriegsaufgabe der wirtschaftsführenden Hausfrauen, und je tiefer das Verständnis für die Wichtigkeit dieser Fragen in die Bevölkerung eindringt, desto rationeller wird der Staatshaushalt arbeiten können und desto widerstandsfähiger wird das Vaterland gegen die Aushungerungsmethode seiner Feinde sein. Alles, was zu diesem Ziele führt, wird als Kriegsdienstleistung der Frauen bereits seit Monaten ausgeübt. Die Herbeischaffung und Propagierung bisher unbekannter vaterländischer Nahrungsmittel, die Aufklärungstätigkeit in Hunderten von Versammlungen über die Art der

Digitized by Google

sparsamen Verwendung der bisher gebräuchlichsten Lebensmittel, der Anschauungsunterricht der praktischen Kochkurse als Mittel zur Einführung neuer Speisen und nicht zuletzt die steten Bemühungen der Frauendelegierten, den langsam und schwerfällig arbeitenden staatlichen Verwaltungsapparat auf ein rasches Tempo zu bringen, gehört hierher. Zur Erreichung dieses Zieles wurde über Antrag der Rohö (Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs) die Kriegskommission für Konsumenteninteressen gegründet, der die Delegierten aller großen Konsumentenorganisationen, Gewerkschaften, Konsumvereine, Beamtenvereine usw. angehören. Das Präsidium besteht aus dem Obmann des Niederösterreichischen Gewerbevereins, der Vorsitzenden der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs und der Präsidentin der Katholischen Frauenorganisation, sowie zwei Delegierten der sozialdemokratischen Parteileitung. Die Gründung dieser Kommission erfolgte eine Woche vor der Konstituierung des reichsdeutschen Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen, und es haben beide Organisationen — obwohl ganz unabhängig voneinander und ohne gegenseitige Kenntnis ins Leben gerufen — ganz dieselben Richtlinien zur Grundlage genommen. Die bereits am 1. August gestellten Anträge der Hausfrauenorganisationen bezüglich der Aufhebung der Zölle auf Getreide und Futtermittel, auf rasche Einfuhr von Lebensmitteln aus neutralen Staaten, auf Erlassung von Kuhschlachtungsverboten, auf Urbarmachung freistehender Gelände für den Gemüsebau, auf Ermäßigung der Tarife, auf rationelle Ausnützung der reichen Zucker- und Obsternte sowie auf Verwendung der Küchenabfälle für Verfütterungszwecke und die Hebung der Kleintierzucht (Geflügel und Kaninchen) in nächster Umgebung der Stadt: das alles war im Interesse der wirtschaftlichen Verteidigung des Vaterlandes Kriegsdienstleistung der Frauen.

Wenn wir erst am Schlusse unserer Ausführungen der außerordentlich großen Beteiligung der Frauen an der Pflege unserer Verwundeten gedenken, so geschieht dies deshalb, weil der Samariterdienst der Frauen nicht erst eine aus der Not unserer Tage geborene Erscheinung ist, sondern weil gerade diese Betätigung eine aus der Geschichte aller Kriege überlieferte Tatsache darstellt. Die Schätzung und Pflege des Lebens, des werdenden wie des gefährdeten, gehört in dieser Zeit mehr denn je zu den heiligsten Aufgaben der Frauen, und wir können mit Genugtuung konstatieren, daß die Spitäler und die Säuglingsfürsorgestellen die große Zahl der freiwillig zur Dienstleistung sich meldenden österreichischen Frauen gar nicht fassen können. Es erfüllt uns mit tiefster Rührung, wenn wir sehen, wie die Mütter, die ihre Söhne dem Vaterland geopfert und damit die größte Kriegsdienstleistung vollbracht haben, zu jenen Stätten der Fürsorgetätigkeit sich arbeitswillig drängen, um trotz des eigenen Schmerzes ihre wärmste Anteilnahme an der Hilfsbedürftigkeit anderer Mütter Kinder zu bekunden.

Wenn auf dem Gebiete weiblicher Kriegsfürsorgetätigkeit noch ein Wunsch erübrigt, so wäre es der, es möge durch ausreichende und gleichmäßige Schulung in ruhiger Friedenszeit den Frauen künftighin vergönnt sein, diese ihre Verpflichtung nicht nur mit außerordentlich gutem Willen, sondern auch mit vollem Können zu erfüllen. Der Krieg hat den Beweis erbracht, daß Tausende von Frauen und Mädchen unserer Zeit im Innersten ihrer Seele sich hinausgesehnt haben aus der Interesselosigkeit eines oberflächlichen Lebens, daß sie mit Sehnsucht den Moment erwartet haben, wo sie zu einer ernsten und nutzbringenden Arbeit gerufen wurden. Nicht zuletzt im Interesse dieser Frauen und Mädchen wird es gelegen sein, wenn ein langgehegter Wunsch der führenden Frauen Wirklichkeit wird, die obligate soziale Schulung aller heranwachsenden Mädchen mit demselben Ernst, mit demselben Zwang zur Disziplin, Kameradschaftlichkeit und Unterordnung, wie die allgemeine Wehrpflicht sie von unseren Söhnen verlangt. Das soziale Arbeitsjahr der Frau zum Zwecke einer allgemeinen gründlichen sozialen Durchbildung, ist eine der ersten Forderungen, die aus der Kriegszeit in den Frieden hinüberreichen wird!

Digitized by Google

Der deutsche Geist in der Lebensanschauung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Ich erinnere mich an ein kleines Vorkommnis vom Internationalen Kongreß in Rom. Die Kommission zur Bekämpfung des Mädchenhandels beschäftigte sich mit der Frage internationaler Bestimmungen für die Stellenvermittlung an Minderjährige. Die französische Vorsitzende legte am Schluß der Sitzung der Kommission einen schweizerischen Gesetzentwurf zu der Sache vor und verlangte, daß er nach raschem Verlesen mit Haut und Haaren angenommen werden sollte. Alle, außer unserer deutschen Delegierten, waren einverstanden. Sie war die einzige, die sagte, daß sie sich nicht entschließen könne, die Verantwortung für ein schwieriges Gesetz mit vielen Paragraphen zu übernehmen, das sie vor fünf Minuten zum erstenmal vor Augen bekommen hätte. Der Entwurf wurde trotzdem angenommen, auf die Autorität seiner Schweizer Urheber hin.

Der „Protestantismus" unserer deutschen Delegierten war das eine Bezeichnende des kleinen Vorkommnisses. Das zweite charakteristischere war die unverhüllte Ironie, mit der die französische Vorsitzende in ihrem Bericht an das Plenum von den »scrupules de conscience« der deutschen Vertreterin sprach. Kein Zweifel, daß sie diese Haltung pedantisch, anmaßend, schwerfällig und unliebenswürdig fand. Wir wußten es doch schließlich nicht besser als die Behörde, die dies Gesetz ausgearbeitet hatte. Ganz unverständlich, daß man eine Arbeit von bewährter Hand, die etwa auf dasselbe Ziel herauskam, das wir auch suchten, nicht einfach annahm. Niemand fand Geschmack an der deutschen Gewissenhaftigkeit.

* * *

Eine andere kleine Geschichte fällt mir ein, die einmal ein deutscher Professor an der Gästetafel in Capri erzählte. Auf dem Solaro, dem Gipfel von Capri, hauste ein Einsiedler. Der Professor hatte vor zehn Jahren, als er die Insel besuchte, den Gipfel bestiegen, sich mit dem Einsiedler, der noch ein paar Reste gelehrter Klosterbildung in sich bewahrte, unterhalten und versprochen, er würde ihm einmal schreiben. Nun war er wieder hinaufgegangen, der Einsiedler hatte ihn nicht erkannt, aber erzählt von einem deutschen Professor, der ihn einmal besucht und ihm versprochen habe, zu schreiben. Das habe er denn auch getan, — und er zeigte eine Ansichtskarte, die er an seine Wand gesteckt hatte, und fügte gedankenvoll hinzu: „Ein merkwürdiges Volk, die Deutschen, sie halten, was sie einem versprechen."

* * *

Wir sind das grundsätzlichste von allen Kulturvölkern. In der Geschichte der Moral ist der deutsche Geist der Entdecker des Gewissens, der schärfste, strengste

Digitized by Google

und abgründigste Erfasser des Begriffs der Treue gegen sich selbst, des sittlichen „Ich", der Forderung persönlicher Einheit im Wollen, Denken, Tun.

In den ersten gefühlsmäßigen einfachen Wertungen der deutschen „Treue" gegenüber der welschen Falschheit prägt es sich ebenso aus wie in der Reformation und der Kantischen Philosophie: dieses Bedürfnis nach Einheit und Übereinstimmung von Wesen und Wesensäußerung, das Verlangen, daß unser Leben von seiner ersten bis zur letzten bewußten Äußerung durchschaubar sei als ein Zusammengehöriges, in sich Verbundenes. Daß in das Fließen der Zeit wir unser Wesen in klaren festen Umrissen zeichnen als eines und dasselbe, aller Vergänglichkeit zum Trotz, ist uns innerster sittlicher Anspruch, bewußter oder dumpfer, aber immer Richtung gebend. Die deutsche Philosophie hat ihr Höchstes geleistet, indem sie diese Forderung kristallklar herausstellte, und was sie in durchsichtigster Theorie gestaltete, das lebte als sittlicher Antrieb in jedes einzelnen Seele. Von den höchsten Gipfeln ergießt sich diese Forderung der inneren Einheit der Person, der Treue, Wahrhaftigkeit und inneren Folgerichtigkeit, in tausendfachen Formen in die Niederungen der kleineren Geister, sie wird zur allgemeinen Lebensanschauung, die dem Deutschen die eigene dumpfe Wesensforderung klärt und befestigt. So sind wir durch Anlage und Kulturformung, durch Trieb und Lehre immer entschiedener dahin geführt, in der „Übereinstimmung des Willens mit sich selbst", in dem „Gebot, selbst Ursache unserer Handlungen zu sein" — mit einem Wort: in der inneren Freiheit den Inbegriff von Menschenwert und -würde zu sehen, den Kern, als dessen Ausstrahlung alles wahrhaft Wertvolle nur gelten kann.

* * *

Dieses Einheitsbedürfnis als letzte Triebfeder aller inneren Anspannung ist zwiefacher Wesensart: sittlicher und intellektueller. Als intellektuelles äußert es sich in der Systematik des deutschen Geistes, in seiner Kraft, Systeme zu bauen, Zusammenhänge zu sehen. Als sittliches in dem Ideal der „Persönlichkeit", das es in dieser Form in keiner anderen als der deutschen Kultur gibt.

Wenn man schematisch, ohne die feinen Unterschiede zunächst zu berücksichtigen, die Richtung der englischen und der französischen Lebensphilosophie im Gegensatz zur deutschen zu bezeichnen versucht, kann man folgendes sagen: Die englische Moral beurteilt, ob individualistisch oder sozialistisch, ob vom einzelnen oder von der Gesamtheit ausgehend, den Wert vom Zweck, vom Erfolg und Ergebnis aus. Die französische dagegen haftet an der seelischen Erscheinung des Sittlichen in ihren verschiedenen Formen, an den Tugenden und Lastern in ihrer Färbung und Eigenart. Sie versteht sich darauf, die Töne und Schattierungen, die Zusammensetzungen und Kreuzungen der sittlichen Eigenschaften und Typen fein und treffend zu erfassen. Aber sie versteht Sittlichkeit, wo sie überhaupt ein Einheitliches in ihr sieht, eher als Ausfluß eines Gefühls wie als bewußte Gestaltung aus Grundsätzen. Im Zusammenhang damit ist die französische Moral von Grund aus stärker aus dem Zusammenleben der Menschen, als aus dem Gedanken der Integrität des einzelnen abgeleitet. Der französische Mensch ist Gesellschaftsmensch. Mode und Sitte, Form und Äußerung sind ihm wesentlicher als die ungebrochene Haltung des Individuums. Im tiefsten Grunde unverständlich bliebe ihm eine Moral, die den einzelnen, um der Treue zu sich selbst willen, von der Gesellschaft grundsätzlich ab-

Digitized by Google

sondert, ihm gebietet, auch in äußerer Übereinstimmung mit ihr innerlich unabhängig zu bleiben, und erforderlichenfalls, einer gegen alle, wenn es sein muß, ihr zu trotzen. Die englische Philosophie hat alle Möglichkeiten der sittlichen Orientierung vom Zweck und Ergebnis her durchmessen. Platt und banal in der Nützlichkeitsmoral Benthams, kräftiger und größer bei Spencer, reiner und nobler bei Mill, und philosophisch durchdachter im modernen Pragmatismus. Aber der Grundzug ist der gleiche: Wertung vom Ergebnis aus, nicht vom Willen; Beurteilung der Tat, nicht der Person.

Der deutsche „Idealismus", so mannigfache Formeln ihn auch umkleidet haben, hat stets denselben Sinn. „Deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun." „Deutsch sein, heißt frei sein." Im Grunde versuchen alle solche Aussprüche dies eine auszudrücken: daß alles Tun wertvoll ist als Ausprägung der Persönlichkeit. „Eine Sache um ihrer selbst willen tun" heißt doch im Grunde: sie erwählen, weil sie dem Besten in uns Gestalt gibt und sie um dieser ihrer inneren Bedeutung willen erfüllen. Heißt: sich selbst nicht aufgeben oder in die zweite Linie stellen lassen durch die Rücksicht auf den gesellschaftlichen Nebenerfolg seiner Handlungen: Lohn, Ehre, Behagen oder was auch immer. „Frei sein" — das bedeutet: aus dem letzten Prinzip des eigenen Wesens heraus handeln, durch dies Prinzip die Welt gestalten und umschaffen (denn alles Tun ist Umschaffen und Gestalten der Welt). Immer bedeutet der deutsche Idealismus die Forderung: allem Gewinn in der Welt voranstellen die sittliche Einheit des eigenen Wesens, von der nichts preisgegeben werden kann, ohne daß sie im ganzen verletzt und erschüttert wird.

* * *

Die Einheitsforderung unseres Idealismus hat aber auch ihre intellektuelle Seite. Sie beruht auf der Anlage des deutschen Geistes zur Systematik.

Die geschlossensten, mächtigsten und durchgebildetsten Gedankensysteme der Philosophie stehen auf deutschem Boden. Der sittlichen Einheitsforderung entspricht das Vermögen, weite geistige Zusammenhänge zu erfassen und herzustellen. Die bewußte Einheit des Wollens ist immer zugleich eine sittliche und eine intellektuelle Leistung. Ein Volk, das ein sittliches Ideal dieser Einheit aufstellt, beweist dadurch seine intellektuelle Fähigkeit, geistige Zusammenhänge zu schaffen. Der deutsche Geist hat seine stärkste Kraft in der Fähigkeit zum System. Der französische ist am größten im Gefühl für die Tönungen des Seelischen, in der Kultur der Nuance. Der englische — groß ist er auf diesem Gebiet nirgends — hat seine Stärke in der klaren, ungebundenen und unabhängigen Erfassung des Einzelfalls. Eine besondere Art von praktischer Vorurteilslosigkeit, die zusammenhängt mit der geringen Entwicklung des historischen Sinns und der geringen Macht der Theorie über die Erfahrung, ist der Vorzug englischen Denkens. Durch diese Unbefangenheit der Erfahrung gegenüber hat die englische Philosophie von Duns Scotus an schon oft das Denken zu einem neuen „Start" vom wiederentdeckten Boden der Wirklichkeit gezwungen.

Wir Deutschen sind das Volk der Systeme und der historischen Betrachtungsweise.

In der Tat zeigt sich diese Fühlung des deutschen Geistes für das Zusammenhängende nach diesen beiden Seiten des Systems und des historischen Sinns. Taine, der französische Kulturphilosoph, sagt einmal, daß es von allen Kultur-

Digitized by Google

völkern Deutschland sei, das mit der Einfügung der Idee der „Entwicklung" in die philosophische Gedankenwelt der gesamten europäischen Gedankenarbeit des 19. Jahrhunderts ihr Motiv gegeben habe. „Durch diesen Gedanken haben die Deutschen den Geist von Zeitaltern, Zivilisationen und Rassen erfaßt und das, was nur ein Haufen von Tatsachen war, umgewandelt in ein System geschichtlicher Gesetzmäßigkeiten." Was heute in der Welt unter „Geschichte" verstanden wird, nicht die Aneinanderreihung von Tatsachen, sondern das Erfassen ihrer Beziehungen, das Aufsuchen letzter, entscheidendster Zusammenhänge, das ist die deutsche Auffassung der Aufgabe — und darin hat die deutsche Wissenschaft die unbestrittene und unbestreitbare Führung. Man könnte sagen: der deutsche Geist „trägt" weiter, sofern es sich um die Zusammenfassung von Ideen und Tatsachen durch ihre seelischen oder gedanklichen Einheiten handelt. Die Systeme von Kant und Fichte und Hegel repräsentieren höhere Grade von gedanklicher Verarbeitung der Welt, als die von Spencer oder Comte, und die deutsche Geschichtswissenschaft versteht die Verknüpfung entlegenerer Lebenserscheinungen als die der anderen Kulturvölker.

Diese Kraft zur gedanklichen Vereinheitlichung und zur logischen Architektur ist zwar eine intellektuelle, ihr Antrieb aber hat immer auch etwas Ethisches in sich. Herder schafft seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit aus der inneren Auflehnung gegen den Augenschein eines sinnlosen Daseins. „Der stolze Mensch wehret sich, sein Geschlecht als eine Brut der Erde und als einen Raub der alles zerstörenden Verwesung zu betrachten." Er wehrt sich, die Welt als ein „unförmliches Riesengebäude" anzusehen, wo einer abträgt, was der andere anlegte. Der Mensch aber „ist dazu geschaffen, daß er Ordnung suchen, daß er einen Fleck der Zeiten übersehen, daß die Nachwelt auf die Vergangenheit bauen soll". Die Worte zeigen, daß diese höchsten Forderungen der Wissenschaft aus sittlichem Antrieb kommen, aus dem idealistischen Bedürfnis, daß die Welt einen erkennbaren Sinn habe, daß sie geistig erfaßbar sei.

Jener gottsuchende Wille, die Welt in Sinn und Ordnung zu bannen, ist der Kern des deutschen Idealismus. Er gibt der Wissenschaft das Heroische, das Himmelstürmerische. Sie sucht diese Ordnung nicht aus professioneller Pflicht und Herrschsucht des Verstandes, sondern weil die Seele nicht leben kann, ohne sich getragen zu wissen von einer Ordnung, in der sie sich und ihr Gesetz wiederfindet, ohne daß sich das ganze Leben gründe auf ein Fundament innerer Einheitlichkeit, im Denken und Tun. Selbstverständlich ist dieses Bedürfnis auch in der Kultur und im Denken der anderen Völker. Aber nirgend so entscheidend und von Grund aus bestimmend.

* * *

Die deutsche Systematik bleibt in ihren Wirkungen nicht auf die Bildung der Lebensanschauung im engeren Sinne beschränkt. Sie durchdringt alle Kulturschöpfung in erkennbarer Weise. Sie äußert sich etwa im Wesen unserer Gesetzgebung: den großen Systemen des Rechts im Gegensatz zur englischen Praxis der Entscheidung nach Präzedenzfällen. Sie äußert sich im großen Bau unserer Systeme der Sozialversicherung, durch die Deutschland mit einem kühnen Wagnis organisatorischer Technik der Welt vorbildlich wurde. Die deutsche Systematik beherrscht die Entwicklung unserer Industrie. Man kann beinahe von einer Übertragung des philosophischen auf das technische Denken sprechen, wenn man eine

Digitized by Google

Beschreibung der Systematik z. B. in unserer chemischen Industrie liest. Der einzelne Produktionsprozeß mit seinen Nebenprodukten und Bedarfsstoffen ist wissenschaftlich so durchgearbeitet, die technischen Einrichtungen auf gleichzeitige Verwendung der Nebenprodukte und Bereitstellung der zur Produktion notwendigen Stoffe so planvoll und lückenlos angelegt, daß sie wirken wie ein ins Leben übersetztes Gedankensystem. Und wir wissen, daß eben in dieser Umsicht und Planmäßigkeit die Überlegenheit der deutschen chemischen Industrie liegt. Ihre uneinholbare Überlegenheit, denn aus englischen Fachkreisen wird ziemlich einmütig zugegeben, daß es ganz unmöglich sei, in kurzer Zeit nachzuholen, was in England durch Versäumnisse im wissenschaftlichen Unterbau der Industrie seit einem halben Jahrhundert vernachlässigt sei.

Auch hier zeigt es sich: die größere Tragkraft des deutschen Geistes für eine systematische Arbeit, die auf einer breitesten Grundlage des Vorbedenkens weite Tatsachenreihen durch einen Plan zu umfassen vermag. Der Verfasser einer interessanten Studie „Die chemische Industrie und der Krieg" (Jaeckhsche Flugschriftensammlung), Professor Binz, sieht aber ganz richtig auch in diesen Leistungen den Ausdruck eines sittlichen Idealismus, der um vollkommenerer Gestaltung der Sache willen auf raschen Gewinn zu verzichten vermag. „Die Ursache für die dem Durchschnitt des Britentums eigentümliche unrichtige Einschätzung chemischer Arbeit im Gegensatz zu der deutschen Auffassung liegt in der Verschiedenheit der Sinnesrichtungen bei Deutschen und Briten." — — „Der deutsche Chemiker ähnelt dem Offizier." Er weiß, daß das Studium viel kostet und im Verhältnis dazu wenig einbringt, daß er sein Genüge darin finden muß, der Wissenschaft zu dienen. Der junge Engländer „ist das Produkt eines Landes, dem es vergönnt ist, die Schätze der Welt auf sich zu häufen und darum Berufsmöglichkeiten zu bieten, bei denen man z. B. durch Spekulation mit Baumwolle rascher und reichlicher Gold verdienen kann als durch Chemiestudium". Die soziale Achtung des Gelehrten, die bei uns, deutscher Anlage, Kultur und Geistesgeschichte entsprechend, höher ist als anderswo, wird zum Äquivalent äußerer Güter und dadurch zur gesellschaftlichen Vorbedingung einer hingebenden wissenschaftlichen Arbeit, die dann ihrerseits doch auch wieder ihre wirtschaftlichen Siege — und zwar die nachhaltigeren — zeitigt. Für solche Siege, die meist nicht im Lebensrahmen einer Generation erkämpft werden können, bedarf es einer genügenden Zahl von Kräften, die bereit sind zur Askese des Pionierdienstes. Bei der wissenschaftlichen Durcharbeitung, die jede moderne Industrie erfordert, wird das Volk die größten Aussichten haben, dessen Gesinnung und Gesittung solche Kräfte am stärksten zu stützen vermag. Für die Zukunft wird Deutschland jener idealistischen Arbeitsgesinnung, die es groß gemacht hat, in gesteigertem Maße bedürfen. Gegen die Versuchung zum Phäakentum, die in unserem gesteigerten Wohlstand liegt, müssen wir uns kräftig rüsten.

* * *

Die deutsche Systematik zeigt sich außer in der Anlage und Organisation aber auch in der Durchführung aller Regelungen bis zum letzten Punkt. Bureaukratismus, Drill, Pedanterie sind die üblen Namen für diese praktische Systematik. Von den Kehrseiten dieses Sinnes für ordnende Gestaltung wird noch zu reden sein. Aber auch wer diese Schatten sehr schwarz sieht, weiß im Grunde, daß sie fast

Digitized by Google

unvermeidlich sind, wenn wir wünschen, daß Gesetze bei uns wirklich durchgeführt werden, Züge pünktlich ankommen und abgehen, die Post exakt arbeitet und was der Annehmlichkeiten mehr sind in dem „merkwürdigen Volk, in dem man hält, was man versprochen hat". Ein Engländer, Shadwell, hat vor etwa acht Jahren eine sehr lehrreiche vergleichende Studie über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit von England, Amerika und Deutschland geschrieben; er suchte die Ursachen dafür, daß England von Deutschland industriell überflügelt wurde, und er findet sie in zwei wesentlichen Dingen: Pflichttreue und Organisation. „Die Deutschen arbeiten sich", so sagt er, „mit gleichmäßiger und hartnäckiger Ausdauer von einem Punkt zum anderen weiter, zum Teil, weil sie durch die Gewalt der Umstände dazu gezwungen sind, und zum Teil aus Pflichtbewußtsein, das bei ihnen noch sehr stark ist. Sie sind durch Tradition und Erziehung an Arbeit gewöhnt." Und in dem vergleichenden Rückblick: „Das Manchestertum, wie man in Deutschland sagt, ist tot. Ordnung und Organisation sind an seine Stelle getreten und mit unendlicher Mühe von der Gesetzgebung, der Regierung, den städtischen Behörden und Privatpersonen durchgeführt worden. Das zeigt sich nicht nur in dem wissenschaftlich ausgearbeiteten Zolltarif, sondern auch in der sorgfältigen und verständigen Gewerbeordnung, dem staatlichen Versicherungssystem, der Organisation von Verkehr und Transport mittels Eisenbahnen und Kanälen, der Unterstützung der Handelsflotte, den Unterrichtseinrichtungen, der städtischen Verwaltung, der Verwaltung des Armenwesens. So ist das Gebäude errichtet, fest, sicher und nach allen Seiten verschanzt. Es ist eine wunderbare Leistung, bei welcher jedes dieser Momente eine Rolle gespielt hat, und der Geist, der dieses ermöglicht hat, ist der Geist der Arbeit und Pflichterfüllung. Hier ist auch die Erklärung der beiden Tatsachen, daß ein verhältnismäßig armes Land, das unter bedeutenden natürlichen Nachteilen zu leiden hat, sich in die vorderste Reihe industrieller Produktivität gebracht hat, und daß seine ärmeren Klassen, obgleich sie weniger durch die Verhältnisse begünstigt sind, doch ein höheres Niveau des Wohlstandes und ein viel höheres Vitalitätsniveau besitzen als ihre reicheren Rivalen.... Deutschland zwingt zur Bewunderung."

So spiegelt sich unser Volk und seine Leistung in den Augen eines Mannes, der mit Bangen sieht, wie sein eigenes Volk sich zum wirtschaftlichen Abstieg anschickt: aus Phäakentum und Arbeitsscheu.

* * *

Wir wissen, daß die kulturelle Kraft Deutschlands ihre Gegenseite in gewissen Beschränkungen und Schwächen hat. Das ist selbstverständlich.

Unsere Grundsätzlichkeit macht uns schulmeisterlich. Im großen und im kleinen. Ein Typus der gigantischen Form dieser Schulmeisterei ist Fichte, gegen den deshalb Goethe einen ausgesprochenen Widerwillen hatte. Als armer — ach wie armer! — Hauslehrer in einer behäbigen Schweizer Patrizierfamilie erkühnt er sich gleichwohl, über die Erziehungskünste der Eltern seiner Zöglinge ein „Tagebuch der auffallendsten Erziehungsfehler, die mir vorgekommen sind" zu führen und es seinen Brotgebern allabendlich zu unterbreiten — eine naive Gewissenhaftigkeit, die sich die so kritisierten nicht allzu lange gefallen ließen, trotz Fichtes eigner Meinung, daß er schließlich „durchgedrungen und sie gewaltigerweise gezwungen habe, ihn zu verehren". Wie gesagt, Goethes feiner und maßvoller Menschlichkeit widerstand dieser Unbedingte,

Digitized by Google

der sich und anderen das Leben so unbeschreiblich unbequem machen mußte und keinen Finger breit von der Bahn seiner Grundsätze weichen konnte! Aber Humboldt, der wahrlich Sinn für Weltläufigkeit, Duldung und Form hatte — so viel, daß er zum Schmerz seiner kräftiger fühlenden Frau sogar an Metternich und Gentz Gefallen fand — dieser Humboldt schreibt aus Paris an Goethe, daß er sich eben dort aus der Flachheit und Lässigkeit des französischen Geistes nach Fichte sehne, dem Tiefgang und der schweren Wucht seines Denkens und seines sittlichen Willens.

Ja, der deutsche Idealismus war ein strenger und ungeselliger Gott. Ein Gott der Arbeit eher als der Schönheit und Fülle.

Freilich: so sehr unserem Volk im ganzen dieser Grundzug eigentümlich geblieben ist, wir haben doch auch eine Entfaltung zu Reichtum, Beweglichkeit und Fülle erlebt. Es gibt heute in Deutschland, auch im deutschen Denken, mehr von jenem Geist, der die Völker älterer Kultur auszeichnet. Mehr Sinn für das vielgestaltige Leben, für das Wesen der äußeren Form, für die schöne Gestaltung des Daseins in Geselligkeit und Kunst. Wir haben neue, empfindsamere, biegsamere Denker, Kulturphilosophen, die sich der feinen Deutung der Lebenserscheinungen mit beinahe gallischer Beweglichkeit hingeben. Wir sind gegen das Zeitalter Goethes sehr viel feinfühliger, genußfähiger, empfänglicher geworden. Wir haben Organe unserer Seele ausgebildet, die früher stumpfer und primitiver waren. Mit der steigenden Wohlhabenheit ist die Fühlung für die Schätze des Lebens gestiegen, die Freude am schönen Schein und feinen Sinnengenuß.

Aber der Grundzug deutschen Wesens wird doch jene tief eingewurzelte Ehrfurcht vor der Leistung und die Freude an der Arbeit sein, ohne die ein Volk wie das unsere sich nicht behaupten könnte.

Und immer wird bei uns die intellektuelle Bewältigung der Welt stärker und größer sein als die künstlerische. Man hat von uns gesagt, wir seien mit unseren ernsthaften Arbeitsidealen, mit unserer Energie und Formlosigkeit, mit allen Disharmonien und aller Straffheit ein Volk „junger Kultur". Unsere Kultur wird in diesem Sinne wahrscheinlich immer jung sein. Weil die vorwärtsdrängenden Kräfte des deutschen Geistes stärker sind als die ausformenden. Weil unser philosophischer Trieb gewonnene Wahrheit und Lebensgestalt immer wieder sprengen muß, um nach neuen zu suchen. Man kann Schillers Gegenüberstellung des Wesens der Geschlechter in der „Würde der Frauen" auch auf den Gegensatz von romanischem und germanischem Geist anwenden.

„Was er schuf, zerstört er wieder,
nimmer ruht der Wünsche Streit."
— — — — — — — — — —
„Gierig greift er in die Ferne,
nimmer wird sein Herz gestillt,
rastlos durch entlegene Sterne
jagt er seines Traumes Bild."

Das ist etwa das Bild unseres deutschen Geistes im Leben der Kultur, während der romanische eher dazu geschaffen ist,

„die Kräfte, die feindlich sich hassen,
in der lieblichen Form zu umfassen
und zu vereinen, was ewig sich flieht".

Digitized by Google

Der Ausgang.

Von

Fritz Müller.

Nachdruck verboten.

Der Alois Kreitmaier hatte heute seinen ersten Ausgang. Einen Ausgang haben sonst nur Köchinnen und andere dienstbare Geister. Der Alois Kreitmaier war nun freilich weder eine Köchin noch ein Koch. Aber dienstbar war er schon. Dem Vaterlande dienstbar: Der Alois Kreitmaier war ein verwundeter Soldat, der im Hospital der hilfreichen Ursulinerinnen untergebracht war, und der heute also zum ersten Male ausgehen durfte.

Der Soldat Alois Kreitmaier freute sich ordentlich darauf. Verwandte und Bekannte, die er hätte besuchen können, waren freilich keine in der Stadt. Aber zum Deixel auch, auf ein lang entbehrtes bayrisches Glas Bier kann man sich gerade so freuen, wie auf einen Onkel oder Tante, dachte der Alois Kreitmaier. Und der Arzt hatte es ihm neulich ausdrücklich gesagt, daß er nichts dagegen habe, wenn er demnächst bei einem Ausgang sich ein Glas Bier genehmige oder zwei.

„Ein Glas Bier oder zwei rutschen noch nicht in Ihre Füße," hatte er gesagt.

„O mei! Herr Doktor, i bin vorm Krieg auch nach sechs Glas Bier noch immer schnurgrad auf meine Füß' dahergang'n."

„Aber damals hatten Sie noch nicht die drei französischen Kugeln dringehabt, Kreitmaier," sagte der Arzt lächelnd.

Und dann war es zwei Uhr Nachmittag, wo sein Ausgang anfangen durfte. Ein wenig mühsam hinkend, aber zielbewußt wollte er jetzt aus dem Anstaltstore stöckeln, auf seinen drei Beinen, von denen jetzt der Stock das wichtigste Bein geworden war. Aber auf einmal war die Schwester Ursula unhörbar herangekommen.

„So, Herr Kreitmaier," sagte sie liebreich und mit der gewohnten Güte auf dem jungen Gesicht, „so, Herr Kreitmaier, es geht ja ganz schön."

„Jaja, Schwester, ausgezeichnet — jaso, dös hab i jetzt ganz vergess'n: wie lang derf i denn ausbleib'n?"

„Nun, so bis gegen vier Uhr werden wir wohl wieder zurück sein müssen, Herr Kreitmaier."

„Wir? Gehn denn Sie mit, Schwester?" Es glückte dem einfachen Soldaten nicht ganz, eine kleine Enttäuschung zu verbergen. Die Schwester Ursula lächelte.

„Freilich, Herr Kreitmaier, ich muß mitgehen; es ist so die Vorschrift; wenn die Verwundeten das erstemal ausgehn, muß jemand von uns dabei sein."

„Soso — soso — und i hab mir denkt — i hab mir denkt —" Er verstummte.

„Was haben Sie sich gedacht, Herr Kreitmaier?" sagte die Schwester freundlich. Aber er blieb die Antwort schuldig.

„Also nacha is' scho' recht," sagte er mit wiedergewonnenem Humor und Gleichgewicht, „nacha gehn mir also mitanander, Freilein — ah, Schwester."

„Sie dürfen auch einmal Fräulein sagen," lächelte die Schwester, „nur daß es eben diesmal umgekehrt wie im Frieden ist, Herr Kreitmaier."

Er verstand nicht gleich und schaute sie im Hinausgehen fragend an.

Digitized by Google

„Nun," meinte sie freimütig, „im Frieden haben Sie das Fräulein ausgeführt, jetzt aber führe ich Sie aus, Herr Kreitmaier."

Schau, schau, dachte er, sie ist so uneben nicht, die Schwester Ursula, man kann sich ihre Begleitung schon gefallen lassen. Und er hinkte fröhlich aus dem Gartentore auf die Straße.

„Soll ich sie ein wenig am Ellenbogen stützen?" fragte die Schwester.

„Nein, nein, es geht ganz gut so." Und er bemühte sich, recht tapfer aufzutreten. Leute kamen. Sie machten die Augen ein wenig größer bei dem Anblick des ungleichen Paares. Man sah ihnen an, sie würden umschauen, wenn sie vorüber waren. Natürlich drehte es dem Alois Kreitmaier den Kopf nach rückwärts — richtig, man schaute ihnen nach, man flüsterte was, man schien zu lächeln —

Deixel, Deixel, es wäre doch besser gewesen, allein auszugehen. „Deixel, Deixel," murmelte er jetzt wirklich.

„Herr Kreitmaier —" Sie hatte fragen wollen, ob er Schmerzen habe. Er aber meinte, sie wolle sein gewohntes Flüchlein bereden.

„Entschuldigen Sie, Schwester," fiel er deshalb ein, „es is' mir halt so rausg'rutscht, wiss'n S'."

„Was denn?"

„Der Deixel halt, der Deixel."

Schwester Ursula lächelte wieder und sagte:

„Nun, es war ja nur ein — ein milder Fluch. Und den muß man bei euch rauhen Kriegern schon einmal in den Kauf nehmen." Da wurde er wieder ganz vergnügt.

„Dös laß i mir g'fall'n, Schwester," sagte er, „Sie san net halb so streng wie unser Pfarrer von Niederdingharting — vielleicht kennen S' den?"

„Nein, aber worin war er denn so streng?"

„Im Fluchen, Schwester, im Fluchen, da hat er ganz wild werd'n können, wenn oaner g'flucht hat."

„Nun, es kommt da nicht so sehr auf das Wort an, sondern auf das, was man sich dabei denkt, Herr Kreitmaier."

„I sag's ja, i sag's ja," sagte er erfreut und anerkennend, „i sag's ja, d' Weiberleit san heitzutag vernünftiger als —" Er stockte. Auch die „Weiberleit" waren ihm so „herausgerutscht". Aber dann erzählte er geschwind ein Erlebnis aus dem Krieg: Sie sollten irgendwo in Feindesland Quartier nehmen. Der Bauer wütete schimpfend im Haus drinnen herum und wollte niemand hereinlassen. Aber da sei seine Frau gekommen und hätte ruhig die Türe aufgemacht. Und dann sei sie noch obendrein höflich gewesen, überaus höflich, wie eine — eine —. Er hatte „Dame" sagen wollen, aber es fiel ihm nicht ein, und so sagte er: „— wie eine Schwester". Es hatte ein Kompliment an die Adresse seiner Begleiterin sein sollen. Und sie lachte ihn nicht aus, sondern quittierte voll mit einem Neigen ihres Kopfes.

Sie gingen durch eine Allee. Die helle Wintersonne flinkerte darin so warm herum, als sie irgend konnte. Kein Frösteln kam da auf.

„Kommen Sie, Herr Kreitmaier, wir wollen uns ein wenig setzen."

Sie setzten sich. Wie er jetzt so untätig neben der Schwester saß, wurde es ihm doch nach und nach „schenierlich". Ferne Regeln einer „gebildeten Unterhaltung" waren ihm eingefallen, und er dachte nach, um was Extrageschеites zu sagen.

„Herr Kreitmaier, wollen Sie mir nicht noch etwas aus dem Krieg erzählen?"

Da war der „gebildete" Bann schon gebrochen. Er konnte reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Von dem konnte er reden, was von selber in ihm überquoll. Von der Mobilmachung in Niederdingharting erzählte er, vom Ausmarsch, von der langen Bahnfahrt, von Stürmen und von Schützengräben, von Mühen und Erfolgen. Und die Schwester Ursula neben ihm nahm es auf in ihr allzeit gütiges Herz.

Dann gingen sie wieder ein Stück. An einer Kirche kamen sie vorbei. Die Türen standen offen.

„Jetzt wird sie aber doch haben wollen, daß ich mit hineingehe," dachte der Alois Kreitmaier. Aber sie sagte kein Wort und wollte still vorübergehn, so daß es jetzt den Alois selber unwillkürlich drängte:

Digitized by Google

„Schwester, ein wenig könnten wir schon hineingehen, nicht?" Langsam stiegen die Schwester Ursula und der Soldat Alois die Steinstufen hinauf und setzten sich eine kleine Weile auf die hintere Bank, still und andächtig. Beim Aufstehen mußte sie aber ihm diesmal doch helfen, der Stock allein war nicht genug.

Und gleich darauf kamen sie an einem freundlichen Schild vorbei: „Zum Bräustüberl". Der Soldat hatte es schon von weitem gesehen. „Deixel, Deixel," dachte er, „jetzt wär's halt doch noch schöner, wenn die — wenn die Schwester Ursula —" Aber er nahm sich zusammen, machte einen steifen Hals und tat, als wären ihm alle Bräustüberl auf der ganzen Welt völlig gleichgültig. Aber gerade der plötzliche steife Hals machte die Schwester auf das Schild und auf den stillen Wunsch im Alois aufmerksam. Sie zögerte und lächelte, sie lächelte und zögerte — aber auf einmal war sie entschlossen:

„Sagen Sie einmal, Herr Kreitmaier, soviel ich weiß, hat der Doktor Ihnen jetzt erlaubt —"

„Jaja, eine oder zwei Halbe," nickte der Alois eifrig. Wieder zögerte die Schwester ein wenig.

„Aber dös macht gar nix," sagte der Alois, als müßte er jetzt seine Begleiterin trösten, „dös macht gar nix, dös kann ein andersmal auch sein." Und Abschied nehmend warf er dem Bräustüberlschild noch einen Blick zu. Auf einmal war die Schwester Ursula ganz fest entschlossen:

„Herr Kreitmaier," sagte sie, „das trifft sich ganz gut; ich habe ohnehin mit dem Pfarrer von der Kirche, wo wir vorhin waren, noch eine Unterredung — ja, eine längere Unterredung — da gehe ich jetzt hinüber — und derweilen — derweilen gehen Sie ruhig da ein wenig herein — vielleicht, daß Sie drinnen einen Kameraden treffen —"

Dem Alois Kreitmaier verschlug es fast die Rede vor erstaunter Dankbarkeit. Gerade, daß er noch stottern konnte:

„Wenn i — wenn i Sie wenigstens einladen könnt, Freilein — ah, Schwester —" Aber da war sie schon freundlich nickend davongeeilt. Ein Viertel bedrückt und drei Viertel vergnügt stöckelte der Alois ins Bräustüberl hinein. Nein, wie die Schwester Ursula das genau erraten hatte! Da waren wirklich ein paar Kameraden. Fröhlich wurde der Alois begrüßt. Fröhlich und gemütlich trank er unterm Plaudern seine Halbe. Hei, wie die schmeckte nach der langen Abstinenz.

„Noch a Halbe?" fragte die Kellnerin und wollte sein Glas nehmen. Einen Augenblick schwankte er. Aber dann sagte er fest zu seinen Kameraden:

„Nein, nur eine, heute — ihr wißt ja schon, der Doktor —" Der Doktor, sagte er, aber an die Schwester Ursula dachte er.

„Jaja, wenn's der Doktor g'sagt hat, dann natürlich — uns wundert's überhaupt, daß du scho' alloanig ausgehn hast dürf'n."

„Jaja, i sollt eigentlich scho' wieder daheim sein — also adiä — auf Wiedersehn, s'nächste Mal, gelt..."

Und dann stand er wieder draußen auf der Straße und sah besorgt nach der Schwester aus. Wenn er an ihr feines, gütiges Gesicht dachte — um Gottes willen, kam's ihm in den Sinn, sie wird doch deinetwegen nicht schon da auf der Straße haben warten müssen, wenn sie frühzeitig von der Unterredung mit dem Pfarrer zurückgekommen sein sollte!

Aber da war noch keine Schwester Ursula zu sehen. So daß sich der Soldat Alois Kreitmaier in den dunklen Hausgang gegenüber stellen mußte, um nicht von einem Kameraden ausgefragt zu werden. Und er hat dann noch genau so lange warten müssen, wie eine Halbe Bier dauert. Dann erst kam die Schwester Ursula in Sicht. Gütig, wie immer, nickte sie ihm zu. Freunlich, wie immer, führte sie ihn heim ins Hospital. Und der Alois hat dann noch eine ganze Weile darüber nachgedacht, woher es käme, daß die Unterredung mit dem Pfarrer ganz genau zwei Halbe Bier lang gedauert habe.

Drei Tage später durfte der Alois nach ärztlicher Erlaubnis zum zweiten Male ausgehn. Diesmal ohne Begleitung, laut Verordnung. Aber ich weiß nicht, woher es kam: Als der Alois aus dem Anstaltstore gehen wollte, sah er sich wie suchend um.

„Warten Sie noch auf wen?" fragte der Hospitaldiener.

Digitized by Google

Der Alois Kreitmaier kriegte beinahe ein verlegenes Gesicht.

„Nein, nein," sagte er, „i hab mir nur denkt — i hab mir nur denkt..." Und mit einem allgemeinen, unverständlichen Gemurmel hinkte der Alois Kreitmaier die Treppe herab. So daß es der Hospitaldiener bis heute nicht erfahren hat, was sich der Alois Kreitmaier damals eigentlich „denkt" hatte.

Kriegshilfe der Frauen im Nahegau.

Von

Elsbeth Krukenberg.

Nachdruck verboten.

Fern von allen Großstädten, hat die Kriegshilfe der Frauen im Nahegau, in Stadt und Kreis Kreuznach, dem anschließenden Rheinhessen und den Nachbargemeinden der Bayerischen Pfalz mit ganz besonderen Verhältnissen zu rechnen. Stadt und Land berühren sich dort aufs engste und doch besteht zwischen Stadt und Land eine oft schwer zu überbrückende Spannung. Sieht der Städter, auch der Kleinstädter, im Bauern gern den überkonservativen, über reiche Vorräte an Lebensmitteln verfügenden, diese Vorräte aber schlau und hartnäckig zurückhaltenden Dickkopf, so spricht der Landmann oft voll Verachtung von dem „Lumpen, dem Städter", der von den Früchten bäuerlichen Fleißes mühelos lebt, der ein Verschwender und genußsüchtiger Faulenzer ist oder durch eigene Schuld ein Hungerleider und Bettler. Stadt und Land trauen einander nicht.

Eins aber gibt es seit den Augusttagen 1914, das beide verbindet, worin sie sich, wenn auch nicht immer zu gemeinsamem, so doch zu gleichzielendem Handeln vereinen: das ist die Liebe zu unseren herrlichen, kampfesfrohen Jungen da draußen in Ost und West. Das ist das Sorgen für die Männer, die als Familienväter den heimischen Boden verteidigen.

Der Vaterländische Frauenverein im Kreise Kreuznach hat durch seine Ortsgruppen überall auf dem Lande die Kriegshilfe organisiert. In seiner Rote-Kreuz-Sammelstelle schuf er außerdem in der Stadt Kreuznach eine Zentrale, die Stadt und Land dauernd verbindet, die, seit dem 3. August von morgens bis abends geöffnet, alles entgegennimmt, was an Liebesgaben gebracht wird, die aber zugleich anregend, organisierend nach außen, ordnend, verwaltend nach innen zu wirken hat. Ursprünglich nur als Vorratskammer für Feldküche und Bahnhofsstationen gedacht, hat sie sich allmählich zu einer Art Zentrale für Rote-Kreuz-Arbeit ausgewachsen, die auch über die preußischen Grenzpfähle hinaus wirkt, alle Liebesgaben aus Stadt und Land weiter leitet an die seitens des Vaterländischen Frauenvereins eingerichtete Versandstelle für die Truppen im Felde, an die Lazarette, Feldküche, Bahnhofsstationen, eine Zentrale, bei der alles und jedes abgelagert und von der alles und jedes genutzt wird, die auch die Kleidersammlungen für Ostpreußen und Elsaß, die Woll- und Metallsammlungen, das Sammeln von Küchenabfällen, das Einkleiden von Flüchtlingen u. dgl. mehr zu organisieren und durchzuführen hatte.

Digitized by Google

Neben dem Vaterländischen Frauenverein aber, der auch die Tuberkulose- und Säuglingspflege in Stadt und Kreis fortführt, arbeitet in der Stadt Kreuznach der „Nationale Frauendienst" auf dem Gebiete der Fürsorge für die Familien von Kriegsteilnehmern. Er schafft Arbeitsgelegenheit, sorgt für die durch den Krieg in Notlage gesetzte Familien, organisiert die Jugendpflegebestrebungen. Durch Personalunion, durch die Vorsitzende eines seiner Vereine mit der Rote-Kreuz-Sammelstelle verbunden, hat er durch diesen Verein auch die Veranstaltung von Vaterländischen Abenden übernommen und seit Dezember die Frage der Volksernährung theoretisch und praktisch umfassend behandeln lassen, eine Frage, für die auf dem Lande wiederum der Vaterländische Frauenverein und durch Verteilen von Kochbüchern und Flugblättern auch seine Rote-Kreuz-Sammelstelle tätig gewesen ist. So greift eins in das andere; Rote-Kreuz-Arbeit und Nationaler Frauendienst sind aufs engste verbunden, verständigen sich, helfen und ergänzen einander, und der Erfolg solcher Gemeinschaftsarbeit ist gut.

Im Überschwang der Begeisterung, in schrankenloser Opferbereitschaft, aber auch — nun schon über sieben Monate hindurch — in andauernder Treue und sich immer gleichbleibender Zuverlässigkeit haben eine ganze Reihe von Landgemeinden des Nahetals und aus Rheinhessen der Zentral-Sammelstelle vom Roten Kreuz in Kreuznach ihre Lebensmittel-Liebesgabensendungen gebracht. In Leiterwagen oder wohlgefüllten elektrischen Anhängerwagen oder mit Bahnfracht bis vor Weihnachten. Aber auch jetzt in der kärglichen Zeit, da Garten und Feld kaum mehr etwas bieten, halten sie durch. Überall da, wo tüchtige Bürgermeistersfrauen oder Pfarrersfrauen an der Spitze der Ortsgruppen des Vaterländischen Frauenvereins stehen (30 solche Ortsgruppen zählt der Kreis Kreuznach), da wird ohne Aufhören weitergesammelt, wird in regelmäßigen Versammlungen gestrickt und genäht oder sonstwie gearbeitet. In anderen Ortschaften aber, besonders in Hessen, sind neben den Frauen auch noch die Lehrer die Seele der Arbeit oder auch wohl kernige Hofbesitzer, dem Bauernstand entstammende Gemeindevorsteher mit ihren Töchtern, die zum Teil Kreuznacher Schulen besuchten. Die Sammelstelle und die Versandstelle aber, denen alles zufließt, wird nur von Frauen geleitet, und alles, was von ihnen ausstrahlt, ist Frauendenken und Frauenwerk.

In gleicher Art wie in den Städten vollzieht sich der Versand der Liebesgaben ins Feld. Eigenartig gestaltet aber ist die Arbeit der Sammelstelle.

Eine Überfülle von Gaben war im Herbst zu bewältigen. Einige Zahlen als Beweis: im Laufe der ersten zehn Wochen wurden seitens der Rote-Kreuz-Sammelstelle lediglich von geschenkten, und zwar vom Lande geschenkten Lebensmitteln verteilt (die für späteren Bedarf konservierten Vorräte nicht eingerechnet): 3917 Laib Schwarzbrot, an Butter 1281 Pfund, an Eiern 27 842 Stück, an Kartoffeln 763 Zentner, an Gemüse 271 Waschkörbe voll, an Obst 238 Körbe voll, an Hühnern 211, Tauben 50, an Milch 4592 Liter, an Speck und Schinken 413 Pfund, an Würsten 202 Stück, an Mehl 196 Pfund. Auch an Wein fehlte es selbstverständlich im Nahe- und Rheingau nicht, der aber lediglich für Verwundete auf ärztliche Verordnung weitergegeben oder zu gleicher Verwendung an Feldlazarette weitergesandt wurde.

Neben der sofortigen Verwendung des oft fast übergroß scheinenden Einlaufes (so brachte ein einziges Dorf an einem Tage fünf Leiterwagen voll Gemüse,

Digitized by Google

1600 Eier, 12 Kisten voll Wäsche und dergl. mehr) war die Sicherung der Zukunft Hauptsorge der Sammelstelle. Es gelang ihr, die zuerst ganz ungeordnet einströmenden Gaben in regelmäßige Wochenlieferungen zu gruppieren. 61 Ortschaften nahmen in bestimmter Reihenfolge an diesen Lieferungen teil. Auf Anregung eines alten Bäckermeisters wußte sich die Sammelstelle außerdem bei allen Bäckern, Metzgern und Kolonialwarenhändlern der Stadt solche regelmäßige Wochengaben zu sichern, die noch immer weiter andauern. Daneben kamen unangemeldet, unvorhergesehen Gaben aller Art. Diese Gaben für knappere Zeiten zu bewahren, war eine dringende Aufgabe. So wurde eingemacht, was irgend einzumachen oder einzulegen war, zuerst nur durch freiwillige, dann aber auch durch bezahlte sachverständige Kräfte: Sauerkraut- und Bohnenfässer in großer Zahl und Steintöpfe mit weißen Rüben, Steintöpfe, Büchsen und Gläser voll Obst, Weckgläser mit Gemüse, dazu im Keller eingelegt etwa 400 Zentner Kartoffeln, in Sand geschlagene Berge von Erdkohlraben, Mohrrüben, weißen und roten Rüben. Alles war geschenkt. Und in Häcksel eingelegt blieben auch die Eier (im ganzen waren in den Herbstmonaten rund 35 000 geschenkt, 28 000 verteilt, 7000 eingelegt worden) bis Ende Februar, bis zum Beginn der neuen Eierzeit zu 90 % frisch und gut verwendbar, so daß kein Mangel zu herrschen brauchte. Im Gegenteil, wenn die Leiterin der Sammelstelle zwischen den noch heute stattlichen Vorräten umhergeht, so kommt ihr — dank der opferwilligen Hilfe der Landgemeinden, zu denen sich aber auch, wie schon gesagt, die Bäcker, Metzger und Kolonialwarenhändler der Stadt dauernd gesellten — immer wieder das alte Wort in den Sinn: „Das Mehl im Karst soll nicht alle werden" usw. Es ist ein freudiges, aus dem Vollen schöpfendes und doch die Zukunft bedenkendes Arbeiten.

Die Verteilung der Liebesgaben erfolgte von Anfang an nach einheitlichen Gesichtspunkten: Das Rote-Kreuz-Lazarett erhielt, da die Gaben vorwiegend von den Ortsgruppen des Vaterländischen Frauenvereins gesammelt waren, an erster Stelle, und zwar alle ihm notwendigen Vorräte, soweit sie in der Sammelstelle vorhanden waren. Mit der Hälfte der bei seiner Gründung veranschlagten Summe, die dadurch zu anderer Verwendung frei wurde, konnte es infolge der treuen Fürsorge seiner Vereinsgruppen auskommen. Da aber noch andere Ortschaften, auch rheinhessische und pfälzische Gemeinden, die nicht Rote-Kreuz-Organisationen waren, Liebesgaben spendeten, so wurden neben den bei den starken Truppen- und Verwundetentransporten intensiv arbeitenden Bahnhofstationen auch die vier Reservelazarette Kreuznachs mit vielem Erfreulichen reich bedacht. Und was dann noch übrig war, das wurde, damit nichts verdarb, der städtischen Volksküche und der Lebensmittelkommission des Nationalen Frauendienstes überwiesen. Die Kinderspeisung (täglich 50—60 Kinder) und die Kriegskochkurse, beides Einrichtungen des Nationalen Frauendienstes, konnten ebenfalls aus der Sammelstelle fast das ganze nötige Material an Lebensmitteln erhalten.

Das enge Zusammenarbeiten von Vaterländischem Frauenverein und Rote-Kreuz-Sammelstelle mit dem Nationalen Frauendienst, eine wohl selten so ohne jede Störung vorkommende Erscheinung, hatte noch anderweitige Vorteile.

So wirkten beide Instanzen, um noch einige andere Beispiele herauszugreifen, unter gegenseitiger Fühlungnahme zur Linderung der Arbeitsnot.

Digitized by Google

Für die Berge von Wäsche, die wiederum vom Lande hereinströmten (an hessischen Bauernhemden rund 10 000, an Bettüchern 1500, Handtüchern 2200, Kissenbezügen 750 usw.) verausgabte die Rote-Kreuz-Sammelstelle in einer einzigen Woche 1100 ℳ an Wäschelohn. Die arbeitslosen Frauen wurden ihr vom Nationalen Frauendienst oder städtischen Arbeitsamt zugewiesen. Für Näharbeit in der Reichswollwoche gab der Vaterländische Frauenverein an etwa 100 Frauen über 2000 ℳ aus. Durch Vermittlung des Vereins gewerblich tätiger Frauen wurde diese Arbeit vergeben. Der Nationale Frauendienst aber, dem große Aufträge von außen her (von Heeresverwaltung, Waisen- und Krankenhäusern) zuströmten, der aber auch vom Vaterländischen Frauenverein aus mit Bestellungen bedacht wurde, hat bis zum 1. März schon 16 000 ℳ an Arbeitslohn ausgezahlt. Für eine Stadt von 23 000 Einwohnern eine ansehnliche Summe. Außerdem war seitens des Nationalen Frauendienstes eine Näh- und Flickstube gegen Entlohnung eingerichtet worden, die direkt Arbeitsaufträge erhielt, der aber auch die Rote-Kreuz-Sammelstelle alles überwies, was bei den großen Sammlungen für Ostpreußen, Elsaß, Galizien usw. und in der Reichswollwoche aus Stadt und Land an Ausbesserungsbedürftigem abfiel. Ein gut Teil dieser ausgebesserten Sachen blieb dann Eigentum des Nationalen Frauendienstes und wurde von ihm zu wohlfeilen Preisen verkauft an bedürftige Familien.

Für die aus Frankreich ausgewiesenen deutschen Flüchtlinge, die in Stadt und Kreis Unterkunft fanden, waren seitens des Vaterländischen Frauenvereins resp. der Rote-Kreuz-Sammelstelle zwei Kleiderverteilungsstellen eingerichtet worden, um die oft in erbärmlichstem Zustande Ausgewiesenen neu einzukleiden. Nach den durch den Krieg geschädigten deutsch-österreichischen Landesteilen gingen reiche, sich immer wiederholende Sendungen ab. Ein Nehmen und Weitergeben ohne Aufhören. Einmütiges Zusammenstehen, frohes Einanderhelfen. Das ist das Kennzeichen der Frauenkriegshilfe in Stadt und Kreis Kreuznach.

Schon im Dezember hat dann der Frauenbildungsverein (Nationaler Frauendienst) mit der Aufklärungsarbeit über die Volksernährung begonnen. Einem Vortrag mit Verteilung von Kriegskuchenkostproben an einem öffentlichen Abend folgten Besprechungen im Mitgliederkreise, Hausmädchen- und Köchinnen-Versammlungen, Kriegskochkurse für Arbeiterfrauen, die wegen der großen Zahl von Teilnehmenden zu dreien nebeneinander herliefen und noch immer wieder neu eingerichtet wurden. Bei dem zweitägigen, wiederum gemeinsam von Vaterländischen Frauenverein und Frauenbildungsverein eingerichteten Lehrgang über Kriegshilfe in der Heimat (siehe Märzheft der „Frau") behandelte u. a. Frau Fürth aus Frankfurt die Frage des Haushaltens zur Kriegszeit, Professor von Noorden sprach vom ärztlichen Standpunkt aus. Die Beratungsstelle für Hausfrauen, die viermal wöchentlich, u. a. an Markttagen, geöffnet ist, wurde von den Kongreßteilnehmern, unter denen das Land stark vertreten war, mit großem Interesse besichtigt, regte zur Nachahmung an. Aus den Referaten über Gemüsebau, Kleintierzucht, Molkereiwesen gingen praktische Maßnahmen hervor: Kurse über Gemüsebau, Erwerb von Brachland zu Bebauungszwecken, Bezug von Mager- und Buttermilch (bisher nur auf dem Lande, und zwar zum großen Teil zu Futterzwecken verwendet) für Zwecke der menschlichen Ernährung. Diese Arbeiten sind zum Teil noch im Gange.

Kennzeichnend war bei der Aufklärungsarbeit über Volksernährung in der Stadt Kreuznach das wirksame Zusammengehen, das Ineinandergreifen von Theorie

Digitized by Google

und Praxis. Worte rütteln auf, praktische Kurse vermitteln das zur Ausführung nötige Wissen. Das Einsammeln und Weitergeben von Küchenabfällen seitens der Roten-Kreuz-Sammelstelle, das nun aber die Stadt ganz übernommen hat, kam noch ergänzend hinzu. Auch auf dem Lande ist in glücklicher Weise Theorie und Praxis verbunden worden: Aufklärungsvorträge, von einer Bürgermeistersfrau (Ortsgruppenvorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins), von zwei vom Vaterländischen Frauenverein beauftragten Herren gehalten, werden durch praktische Kurse der Kreis-Wanderhaushaltungslehrerin ergänzt. Und wiederum greift auch auf diesem Gebiet die Arbeit des Vaterländischen Frauenvereins, der Rote-Kreuz-Sammelstelle, des Nationalen Frauendienstes so eng ineinander, daß sie für Unorientierte oft gar nicht entwirrbar ist.

In diesem Zusammengehen aber von Stadt und Land, von Rote-Kreuz-Verein, Vaterländischen und Nationalen Frauenvereinen liegt die besondere Stärke der Frauen-Kriegshilfe und Kriegsarbeit im Nahegau, liegt die Gewähr des Erfolgs und des Durchhaltens bis zu einem glücklichen Ende des Krieges!

* * *

Wie ein Gerippe, ohne Fleisch und Blut, ohne warmes pulsierendes Leben mutet manchen vielleicht das an, was ich von unserer Arbeit im Nahegau — eine Fülle von Erleben zusammendrängend, zusammenfassend — nur mit wenigen Strichen andeutend, sagen konnte. Aber ist das nicht bei allem großen, schönen, allem tiefen Geschehen das gleiche: das zarteste, feinste, das beglückendste Erleben läßt sich in Worten nicht schildern. Es mag sein, daß ferne Friedenszeiten wieder aufsteigen lassen vor dem geistigen Auge, was an Treue und Opferbereitschaft, an Geduld und Ausdauer, an stiller, keinen Lohn suchenden Arbeit in diesen Kriegszeiten geleistet wurde in Stadt und Land. Wetterharte Bauern und Bäuerinnen mit klugen, tiefen Augen und hartgearbeiteten Händen, Frauen, die den Vater ihrer Kinder hingaben, den Mann oder den Sohn, Frauen, die voll Angst und Sorge nach Vermißten fragen, Landwehr- und Landsturmmänner und verwundete, in die Heimat entlassene Krieger, Frauen im dunklen Schleier der Trauer, liebe Backfische oder noch jüngere Kinder mit leuchtenden Augen und gebeeifrigen Händen, sie alle tauchen vor mir auf, wenn ich die Arbeit der letzten Monate rückschauend überblicke. Und die Musik der ausziehenden Truppen, das Singen und Winken aus den an unserer Sammelstelle ganz nahe vorbeirollenden Zügen, der Klang der Glocken bei einer Siegesfeier und das ernste Schweigen bei einem der immer und immer wiederkehrenden Verwundetentransporte, alle diese Eindrücke schwingen in meiner Erinnerung mit. Eins aber ist zurzeit doch das stärkste Empfinden in mir: das Dankesgefühl, daß auch die Frauen, auch die Frauen im Nahegau, Arbeit leisten, daß sie mitkämpfen, mitopfern durften in dieser harten aber wunderbar schönen und starken Zeit.

Digitized by Google

Kriegswitwen und Beruf.

Von

Helene Simon.

Nachdruck verboten.

Was schulden wir den Hinterbliebenen unserer Krieger?

Die allgemeine Aufgabe läßt sich dahin zusammenfassen: Öffentliche Fürsorge, welche die Mündigen gesund und leistungsfähig erhält, die Unmündigen zu gesunden und leistungsfähigen Bürgern heranwachsen läßt.

Wie stets, so hier. Eng verwoben sind die Rechtsansprüche von Mutter und Kind. Nicht eigentlich neue Probleme entstehen. Allein der Krieg formt sie um nach Sinn, Art, Zahl. Formt sie zu nie geschauter Plastik. Ungeheueres Sterben stellt die Überlebenden vor eherne Gesetzestafeln. Kriegswitwentum und Waisentum ist Schicksal, das die Betroffenen unmittelbar zu Gläubigern von Staat und Volksgemeinschaft macht.

Grundsätzlich ist das anerkannt durch die Hinterbliebenenrente. Allein ihre Bemessung setzt Vermögen oder Erwerbstätigkeit voraus. Sie bedeutet deshalb für viele Frauen aller Stände und für die Witwen des Arbeiterstandes in der entscheidenden Mehrzahl der Fälle: Erwerbszwang.

Gliederung und Gestaltung des Frauenerwerbs zum Frommen von Mutter und Kind und Volksgemeinschaft, nie bisher gelöste Aufgaben sind nun schwieriger geworden, von tieferen Gefahren umlauert als je bisher.

Allein mir scheint, daß die schärfere und sinnfälligere Profilierung des Problems auch zu gespannterer Tatkraft anspornen muß.

Betrachten wir die allgemeine Sachlage, soweit sie feste Anhaltspunkte schon jetzt bietet. Über die Arbeitmarktgestaltung der nächsten oder übernächsten Zukunft läßt sich Festes nicht voraussagen. Man rechnet gemeinhin, daß nach Friedensschluß mit den zurückflutenden Kriegern ein Überangebot vollwertiger, mit den Verletzten und Hinterbliebenen ein solches minderwertiger Kräfte den Arbeitsmarkt bedrängen werde. Allein genau so gut ist als Folge des Kriegsaderlasses ein erheblicher Arbeitermangel denkbar, Mangel namentlich an gelernten Arbeitern. Eines aber ist sicher: Das Zahlenverhältnis zwischen Männer- und Frauenarbeit muß sich verschieben. Alles hängt davon ab, die gewandelte Zahl auch in gewandelte Art umzusetzen.

Seit der Jahrhundertwende sank der deutsche Frauenüberschuß. Der Weltkrieg zerbricht diese Entwicklung mit all ihren Ausstrahlungen für Frauenleben und Wirken bis in die feinsten Verästelungen der Märkte, des vielfarbigen Wechselspiels von Angebot und Nachfrage.

Digitized by Google

Jetzt schwillt der Frauenüberschuß! Nicht nur um die Kriegerwitwen. Sondern mit jedem Gefallenen, den Jünglingen und halbwüchsigen Kriegsfreiwilligen, mit jedem Heimkehrenden, den Verwundung, Krankheit, Schwächung hinrafft.

Erhöhter Frauenüberschuß! Das ist wachsender weiblicher Erwerbszwang noch jenseits der Kriegswitwen, wachsendes Angebot weiblicher Arbeitskräfte und Unkräfte.

Die Lage erschwert sich. Neben die Anwärterin für minderwertige und mindergewertete Tätigkeiten tritt der in seiner Erwerbsfähigkeit beeinträchtigte Kriegsverletzte auf den Plan.

Baut Dämme gegen die Flut ungelernter Gelegenheitsarbeit, gegen unterbietenden Heim- und Nebenerwerb, gegen die zahllosen parasitischen Übungen und Geschäftszweige, die in Verschuldung und Bettel stoßen. Sonst wird ein Kriegs-Elendproletariat, als trübes Erbe glorreicher Kämpfe hart rütteln an den Errungenschaften der Volkslebenshaltung und Tarifierung.

Sinnloser Wirrnis gilt es vorbeugen durch straffen Ausbau der Arbeitvermittlung, durch Arbeitbeschaffung unter kundiger Beratung und möglichst sinngemäßer Berufsgliederung nach Vorleben, Neigung, Veranlagung, nach Gesundheit, Alter und Geschlecht.

Namentlich für die Kriegerwitwen springt eine Zweiteilung der Berufsgliederung geradezu ins Gesicht. Eine Zweiteilung zwischen kinderlosen Witwen, Müttern von schulpflichtigen und älteren Kindern und Müttern von Säuglingen und noch nicht schulpflichtigen Kindern. Die letzten sind nach Möglichkeit dem Arbeitmarkt im herkömmlichen Sinn fernzuhalten. Wenn je, dann im Falle der Kriegerwitwen, der Mütter der Kriegerhalbwaisen, gewinnt der Gedanke der ökonomischen Wertung der Mutterschaft, der Entlohnung der mütterlichen Berufstätigkeit greifbare Gestalt.

Von Anbeginn sei in diesem Zusammenhang davor gewarnt, Frauen, die für andere Gebiete geeigneter sind als für den Mutterberuf, schematisch an ihn zu fesseln. In ihrem Interesse sowohl als im Interesse der Volkswirtschaft und der Jugendfürsorge möge man sie vielmehr von der Pflege und Erziehung der Kinder entlasten und sie der Kategorie der kinderlosen Mütter und der Mütter erwachsener Kinder einreihen. Soll doch dem Weib der Zugang zur Arbeit nirgend gesperrt oder verengt werden, weder in Landwirtschaft, Handel und Verkehr noch in den freien Berufen. Nötiger denn je ward vielmehr in allen staatlichen und wirtschaftlichen Beziehungen offene Bahn. Allein nicht zum ziellos wilden Rennen um den nächsten kargen Bissen Brot, sondern auf der Grundlage einer Berufsgliederung, zu der die Mittel für Vorbildung oder Anlernung bereitzustellen sind.

Für viele Kriegerwitwen wird es sich darum handeln, daß man ihnen den vor der Ehe geübten Erwerb wieder zugängig macht, anderen wird man, wo ihre kürzere oder längere Ausbildung die Beschaffung des Familienunterhalts in Aussicht stellt, dazu verhelfen müssen. Es wird die Aufgabe der Berufsberatung (vgl. die vorige Nummer dieser Zeitschrift) sein, durch Berücksichtigung der weiblichen Sonderart die geeignetsten Betätigungsgebiete auszuspähen und anzupflanzen. Als weibliches Sondergebiet wesentlich jenseits des männlichen Wettbewerbs empfiehlt sich das Haushaltstudium im Sinne volks- und privatwirtschaftlich gelernter Arbeit. Der Krieg warf grelles Licht auf die herrschende Unkenntnis ökonomischer Wirtschaft-

Digitized by Google

führung. Stipendien zum Studium von Theorie und Praxis der Ernährungskunde sollten für mittellose intelligente Kriegerwitwen mit guter Schulbildung ausgeworfen werden.

Die Konfektion hungert nach gelernter Frauenarbeit. — Bei angemessenen Bedingungen ließe sich ein Teil der Kriegerwitwen der Landwirtschaft zuführen.

Von zuständiger Seite ward geraten, ältere Kriegerwitwen durch erhöhte Unterstützung dem Arbeitmarkt fernzuhalten. In jedem Falle ist jedoch für Kriegsverletzte, sei es an der Seele, sei es an den Gliedern, in deren eigenem und der Umwelt Interesse nutzbringende Tätigkeit zu erwirken. Nur wo plötzlich vor Vereinsamung und Verarmung gestellte ältere Witwen sich dauernd untauglich erweisen, läßt sich die Abfertigung mit Geld vertreten. Irgendwelche nützliche Dienste können die meisten Menschen leisten, sofern es gelingt, sie richtig einzustellen.

Gebt Arbeit! Geeignete Arbeit! Dies sei Losungswort der Hinterbliebenenfürsorge für alle nicht durch die Mutterschaft gebundenen Frauen.

Als kategorischer Imperativ steht im Vordergrund der Frage: Kriegswitwe und Beruf, die Erhaltung des Mutterberufs. Zu verhüten, um jeden Preis zu verhüten, ist in erster Linie die Herausreißung der Mütter noch nicht schulpflichtiger Kinder aus der bis zur Einberufung des Ernährers geübten häuslichen Tätigkeit. Wie stolz waren gerade die Besten unter den Gefallenen auf ihr bescheidenes Heim. Wie ernst bemüht, der Gattin den Erwerbszwang fernzuhalten, sie für die Behütung und Erziehung der Kinder freizusetzen. Der Tod des Vaters verdoppelt, verdreifacht ihre Aufgabe und Verantwortung. Der mittellosen Frau eines Gemeinen im Heeres- oder freiwilligen Sanitätsdienst stehen für diese Aufgabe an Rente zu, bei einem Kinde 568 *M*, bei 2 Kindern 736, bei 3 Kindern 904 *M* (Witwenrente 400 *M*, Waisenrente 168 *M* auf das Kind). Für die Witwen der Unteroffiziere, Feldwebel und gleichgestellte Personen erhöht sich das Witwengeld auf 500 und 600 *M*. Gerade im gehobenen Arbeiterstand, wo der weibliche Miterwerb am wenigsten üblich, der Sinn für eine geordnete Häuslichkeit am ausgeprägtesten ist, sowie im Mittelstand, wird die Rente in der Mehrzahl der Fälle den Stand der Lebenshaltung und bei nur einem oder 2 Kindern den notdürftigen Unterhalt nicht decken.

Hier gebt Geld! Nicht als Unterstützung. Nein als Entlohnung. Gebt Geld zur Beseitigung jeden Berufszwangs jenseits des Mutterberufs. Bedeutet er doch wertvollste produktive Tätigkeit, will man Pflege und Erziehung von Menschen nicht geringer werten als Viehzucht. Die letzte freilich setzt sich in Ware um, bezahlt sich in Kürze. Bei der ersten: langfristige Kapitalanlage mit unbestimmtem Individualertrag. Das Gesamtergebnis kann jedoch nicht zu hoch veranschlagt werden.

An einem geschichtlichen Wendepunkt, da eine ins Ungemessene gesteigerte Sterbeziffer zusammenfällt mit der Abnahme der Geburtenziffer, hängt Unendliches ab auch von einer Wende in der Bewertung der Mutterschaft, des Mutterberufs.

Die kriegsgetrauten Mütter, die zum erstenmal vor neuen schweren Pflichten stehen, sind ebenfalls nach Möglichkeit dem Mutterberuf zuzuführen; die Zeit der Behütung des jungen Lebens mag (wie für Frauen mit nur einem oder zwei Kindern überhaupt) zum Teil der Vorbereitung für späteren andern Erwerb dienen.

Digitized by Google

Wo immer es sich nur um ein Kind handelt, ist zu prüfen, für welche öffentlichen Dienste die Mutter ungetrennt von ihrem Kind (etwa in Kinderheimen oder sonstigen Jugendfürsorgeeinrichtungen) herangezogen werden kann.

Auch den unehelichen Müttern, die nach dem geltenden Gesetz bisher ohne jeden Anspruch auf Hinterbliebenengeld mit ihrem Kind zurückbleiben, sollte der Mutterberuf offenstehen. Anzunehmen ist, daß man dem unehelichen Kinde, wie die Kriegsunterstützung, auch die Rente zusprechen wird. Sofern die Mutter nachweislich vom Kindesvater unterhalten oder unterstützt wurde, müßte sich folgerichtig auch für sie die Rente ergeben. In der Berufsfrage ist die uneheliche Mutter, soweit sie des Mutterberufs würdig und ihm gewachsen ist, der ehelichen Mutter möglichst gleichzustellen.

Die Entlohnung als Ergänzung der Hinterbliebenenrenten im Falle der Bedürftigkeit (nur dann, sonst gelte der Mutterberuf als vornehmstes Ehrenamt) muß nicht nur sonstigen Erwerbsgewinn begleichen, sondern, über einem Mindestentgelt, sich je nach Arbeitleistung und Individualbedarf (Zahl, Alter, Gesundheit, Ortsverhältnisse) staffeln. Die Kinder sind den Müttern als Zieh- oder Haltekinder von den Gemeinden unter deren Aufsicht und oberster Verantwortung zu überweisen, wobei jugendpflegerische an Stelle der armenpflegerischen Grundsätze treten. So läßt sich die Erhaltung der Kriegerwitwen in bisher geübter Tätigkeit mit der Erwerbsbeschaffung verbinden. Bei angemessener Entlohnung, unter Zubilligung individualisierender Erziehungsbeiträge, ist hier — bei den Kriegerfrauen — erstmalig das Verbot jeder anderen Erwerbsübung denkbar und durchführbar, sofern sie den Mutterberuf zu Lasten und zugunsten der Gemeinde ausüben. (Gegebenenfalls mit Staatszuschüssen.) Damit wäre erwirkt: eine neue Form der Berufsbeschaffung oder doch die sinngemäße Umformung der Pflegschaft zum Erwerbsberuf für bedürftige Kriegerwitwen.

Der Arbeitmarkt wäre entlastet vom Wettbewerb ungelernter Schleuderangebote verhärmter, übermüdeter Mütter, die armenpflegerische Auffassung zu ihm hindrängt. Eine Auffassung, die in manchen Gemeinden unzulässigerweise hineinspielte in die Bedürftigkeitsfrage bei der Kriegsunterstützung. Das ist Sünde gegen den heiligen Geist der Kriegshilfe. Und hier lauern Gefahren auch auf den heiligen Geist der Kriegshinterbliebenenfürsorge, die es zu bannen gilt. Zu bannen gilt ohne Aufschub.

Besonders berufenen Berufsmüttern kann man fremde Waisen oder Halbwaisen zu den eigenen Kindern in Pflege geben. Die allgemeine Anschauung neigt heute mehr der Familienpflege als der Anstaltpflege zu. Ich bin freilich der Meinung, daß jene durchschnittlich größere Bedenken birgt als die Anstalt. Blut ist ein ganz besonderer Saft. In der Familie, das ist die Kehrseite ihrer Vorzüge, bleibt der Pflegling leicht ein Fremdkörper. Heimat wird ihm die familienartig gruppierte Anstalt eher als der in sich geschlossene Familienverband.

Den Kriegshalbweisen aber muß das Vaterhaus, muß das Mutterhaus im Andenken an den gefallenen Landesverteidiger Heimstätte bleiben; nicht nur Speisestelle oder bloßes Nachtasyl bei einer abgespannten, erwerbsüberreizten Mutter. Dahin wird hoffentlich auch die „Allgemeine Deutsche Tagung" wirken, die, zum April einberufen vom Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, Vereinheitlichung und Ausbau der Kriegshinterbliebenenfürsorge anbahnen will.

Digitized by Google

Nur in den skizzierten Richtlinien vermag die weibliche Berufsarbeit überhaupt, der Mutterberuf insbesondere, zu gesunden. Solange die Frauen früh zermürbt und zerrieben werden zwischen Doppelaufgaben, können sie nach keiner Seite Qualitätsarbeit leisten.

Qualitätsarbeit! Darum handelt es sich auch beim Mutterberuf. Diese für ihn freizusetzen, sie zu stärken und zu heben durch geldliche Bewertung und stützende Beratung ist oberste Pflicht gegenüber den Witwen und Kindern, deren Gatten und Väter für uns gefallen, für uns verbluteten.

„Denn es gibt kein Wort für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken."

Es gibt nur die Tat.

Antigone.

Von

Thea Gerstein.

Nachdruck verboten.

Nur ganz Großes und ganz Einfaches besteht vor den Maßen, die diese Zeit aufgerichtet hat. Sie löscht die feinen Besonderheiten aus, durch die das Los bevorzugter Menschen sich aus dem der Masse abhebt, und stellt alle unter das gleiche Gesetz. Sie nimmt tausend und aber tausend persönliche Geschicke auf in das eine gemeinsame Volksschicksal. Sie erhöht Leben und Sterben des einfältigsten Mannes zur großen Geschichte und läßt die zarten, eigentümlichen und verschlungenen Regungen auserwählter Seelen unbeachtet und wesenlos beiseite. Die einfachen großen menschlichen Dinge: Kampf, Feindschaft, Kameradschaft und Abschied, Sehnsucht, Ruhm und Tod schenkt diese Zeit in ihrer schlichtesten, nacktesten Form. Alles gebunden an den Ablauf großer Geschichte, in der das Einzelschicksal nur noch Welle im Strom, Tropfen im stürzenden Fall ist.

Und so muß die Kunst sein, die allein heute zu uns zu sprechen vermag. Von großen Maßen. Ihre Kraft und Bedeutsamkeit muß darin bestehen, daß sie Urmenschliches, große immer wirkende Mächte, Erlebnisse von weiter Symbolik umfaßt und gestaltet; das Schicksal, dem sie glaubt und huldigt, muß so unermeßlich sein wie das, was wir jetzt erleben.

Wie vielen mag gerade jetzt die Antigone, die das Schauspielhaus in Berlin aufführt, zu einem neuen Erlebnis geworden sein.

* * *

Wir sehen heute anders als sonst. Das Leben ist größer geworden in Blüte und Vernichtung. Es schenkt mehr, und es fordert tausendfach. Es hat uns selbst stärker und zagender, ehrfürchtiger und mutiger zugleich gemacht, allem Mächtigen offen und in verborgenste Tiefen der Seele hinein gelöst zum Mitleben aller großen Menschenlose.

Digitized by Google

Und so fiel jedes Wort schwerer und heißer in unsere Seele — jedes der altbekannten Worte:

„Ismene, traute Schwester, vielgeliebtes Haupt,
Weißt du von einem Leide, das vom Vater her
Zeus nicht an uns vollendet, die wir leben noch?"

Haben wir ihn je so bis in die letzten Fasern hinein gefühlt, den Schauer jenes Fluches, nach dem im Hause des Labdakos immer wieder frisches Leid der Nachgeborenen seine Wogen über das Leid der Geschiedenen hinwälzt? Haben wir sie je so gesehen, die Oedipustochter, die aus den dunklen Verirrungen ihres Geschlechtes eine kindlich reine und königlich sichere Seele hinaustrug?

Wie ernst und stolz umschließt sie der Rahmen der königlichen Burg. „O thebische Burg, o heimisches Land, o Götter des Stamms!" Sie ist Königstochter, und ihre letzten Worte gelten nicht der Schwester oder dem Geliebten, sondern dem, was zu ihr selbst gehört, weil sie es in sich trägt als Pflicht und Berufung. Ihr königliches Bewußtsein ist ebenso stark und stolz wie das des wortereichen Kreon. Ihre Tat an dem Bruder ist nicht nur eine Tat zärtlicher Liebe, sondern tiefen Verantwortungsgefühls für die Gesetze, die das Leben der Gemeinschaft tragen, der sie angehört. Sie fühlt sich gebunden, Götterrecht zu ehren, und in frommer Treue die ungeschriebene ewige Ordnung zu hüten, auf die das Dasein der Menschen gegründet ist. Daß sie des Polyneikes Leichnam bestattet, ist Dienst an ihrer Stadt, an ihren Göttern, ist Ausdruck für das Bewußtsein, daß ihr so gut wie dem König die Sorge dafür anvertraut ist, daß das Heilige heilig bleibt.

So tritt sie dem Kreon gegenüber, nicht nur als das unwissende naive Weib, das die Sprache des Herzens gegen Mächte ausspielt, die sie nicht begreift, sondern als die Hüterin heiliger Sitte gegen den frevelhaften Machtspruch eines eitlen Menschen.

Wie großartig ist dieser Gegensatz aufgebaut: das eine einsame junge Weib gegen den König und den Kreis seiner Ratgeber, gegen den allgewaltigen Staat, dessen ehrfurchtgebietende Autorität mit allen Mitteln auseinandergesetzt wird.

Ehe die schuldige Antigone vor ihrem Richter erscheint, rollt der Chor das Bild der Weltbezwingung durch den Menschen auf (Vieles Gewaltige lebt, und Nichts ist gewaltiger als der Mensch). Das Größte, Festeste, das letzte Siegel auf alle anderen Künste des Menschen ist die Schöpfung der „staatordnenden Satzung", ist „der Heimat Gesetz, der Götter schwurheilig Recht". Der Frevel größter: gegen diesen Staat sich aufzulehnen. „Nimmermehr an meinen Herd Gelange, noch in meinen Rat Der Frevler". Wir fühlen tief das Ungeheure ihres Wagnisses. Hier der Staat, das Werk von Geschlechtern, die Krönung aller Kultur, der Inbegriff erhaltender Weisheit, erfüllt von ehrwürdiger Erfahrung, unverbrüchlich in seiner Macht und Autorität. Dieser Macht und ihren Repräsentanten will Antigone die eigene Überzeugung entgegenhalten: „Erfüllt dich nicht Scham, andern Sinns zu sein als das ganze Volk des Kadmos?"

Der Dichter kann dieses Staatsbewußtsein in Kreon nicht stark genug ausdrücken. Es gibt nur einen Maßstab: Ehre dem Freunde, Unehre dem Feinde des Staates. Dieser Maßstab leidet keine Verbiegung, er ist unbedingt. Und unbedingt ist auch die Autorität, die den Staat schützt.

Digitized by Google

„Der Übel größtes ist die Zügellosigkeit:
Sie rottet aus die Städte, wandelt Wohnungen
In Wüsteneien, bricht zu jäher Flucht hinaus
Im Lanzenkampfe: wo die Reih'n geordnet stehn,
Bewahrt Gehorsam tausend Leben vor Gefahr.
So müssen wir beschirmen, was gesetzlich ist."

Wir fühlen die ganze durchschlagende Wucht dieser Staatsweisheit, fühlen, was auf dem Spiel steht, wenn in die eherne Mauer der Selbstverteidigung der Macht eine Bresche geschlagen wird. Durch Furcht und Zittern muß die Ordnung aufrechterhalten werden, und wenn sie Opfer fordert. Was weiß die Frau, die dem Werk des Staates fern steht, von diesen Notwendigkeiten? Sie kann ihrer Überzeugung nicht die Vernunftgründe, die Gedankenreihen politischer Logik unterbauen, die der König und der Rat der Greise so selbstgewiß und ehrfurchtgebietend ausbreiten. Sie weiß nur eines:

„Nicht so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Daß dir der Götter ungeschrieb'nes ewiges
Gesetz sich beugen müßte, dir, dem Sterblichen.
Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit
Lebt dies, und niemand weiß, von wannen es erschien."

Nichts als eine persönliche Gewißheit des eigenen Gefühls stellt sie dem Riesenbau der Staatsweisheit entgegen. Ein ungeschriebenes Gesetz, des Herkunft und Sinn niemand weiß, das nicht durch Gründe gestützt, in Paragraphen gefaßt ist, das nicht vom Staat geschaffen ist, nicht erst mit ihm entstand und nicht mit ihm vergehen wird, ein Gesetz, das „lebt" — seine Stätte hat nicht in den Akten, sondern im frommen Gefühl des Menschen. Wie kann man einer so unfaßbaren Forderung des Gefühls recht geben wollen gegen den Bau praktischer Weisheit, den der Staat darstellt? Wie kann man mit dieser Forderung im Herzen einer königlichen Autorität trotzen wollen? Wie kann eine Frau ihrer selbst so sicher sein, die aus unselig verirrtem, schuldbeladenem Geschlecht kommt?

Antigone ist die größte, bezwingendste Verkörperung der menschlichen „Freiheit" in der Weltliteratur.

Aus dem Irrsal von Blutschande und düsterer Belastung geht sie hervor, ein reiner, starker, natürlicher Mensch. Dem imposanten Bau von menschlichen Autoritäten, die einander zu stützen ihren festen Bund geschlossen haben, König, Staat, Alter, Mannesbewußtsein, setzt sie die selbständige Überzeugung ihres Gefühls entgegen, ohne einen Augenblick zu schwanken. Dem Vertreter aller dieser Gewalten gegenüber bewahrt sie stolz das heiligere Recht ihrer Selbstbestimmung.

„Nie darf mir der fernhalten, was mein eigen ist."

Daß sie allein steht mit ihrem Gefühl, beirrt sie nicht; sie wagt es sogar zu sagen, daß nur Furcht den Rat der Greise davon zurückhält, ihr recht zu geben. Die — ganz männliche — Dialektik des Königs, der ihr den frommen Dienst an dem einen Bruder als Unrecht an dem anderen darstellen will, um sie zu verwirren, lehnt sie groß und einfach ab: Die Toten mißgönnen einander nicht die Weihe für den Hades, und sollte die Feindschaft auch dort nicht ruhn, nunwohl, „nicht mitzuhassen, nur zu lieben bin ich da".

Und was sie tut, tut sie nicht in der Starrheit, in der gepanzerten Rüstung eines geistigen Prinzips, mit dem sie ihr Menschliches umgürtet. Sie bleibt weich

Digitized by Google

und weiblich und liebevoll, und auch die große bittere Bestimmung, die sie erfüllt, vermag sie nicht dem eigenen Wesen zu entfremden. Die Dichtung setzt diese ihre weibliche Gefühlswelt auf der Höhe des Dramas noch einmal warm und voll in ihr Recht in dem Hymnus an Eros, den Allsieger, und schließt daran Antigones Totenklage:

„Hymenäen
Empfing ich nicht, kein bräutliches Lied
Feierte mich mit Fest-
klängen; Acheron führt als Braut mich heim.
Unbetrauert, freundlos, ohne Brautlied
Dahin werd' ich geführt; schon gebahnt ist der Pfad."

Sie bleibt sich selbst treu, unverzerrt in der einfachen Größe ihres weiblichen Seins, bis zu dem letzten Wunsch:

„Sind diese schuldig, möge dann kein größres Leid
Sie treffen, als sie wider Recht an mir getan."

Der Dichter hat in dem Gefüge der Gegensätze zwischen Staatsautorität und frommer Menschlichkeit, die er aufbaut, einen besonders unterstrichen: die Auflehnung der Frau gegen das Herrenbewußtsein des Mannes. Ismenes Entsetzen über Antigones Absicht greift gleich nach dem Argument:

„Wohl mußt du doch erwägen, daß wir Frauen sind
Und nicht geschaffen, Männern kühn im Kampf zu stehn,
Dann aber, daß wir, weil beherrscht von Stärkeren,
Hier folgen müssen und sogar in Härterem."

Und in Kreons Zorn ist der schärfste Stachel, daß es die Frau ist, die gegen ihn recht haben will. Es ist sein größter Trumpf, sich selbst, den Greisen, dem Hämon gegenüber.

„Ich wäre wahrlich nicht der Mann, sie wäre Mann,
Geläng ihr ungezüchtigt solch ein Übermut."
„Solang ich lebe, zwingt ein Weib mich nie"
„Und einem Weibe werde nie der Sieg vergönnt"
„Schmachvolle Denkart, die dem Weib sich unterwirft"
„Knecht eines Weibes, spar dein glatt Geschwätz"

Er sagt es wohl ein halb Dutzend mal, wo er am tiefsten verwundet ist. Daß sie ihm im Gefühl geistiger Ebenbürtigkeit gegenübertrat (ihr stolzes ruhiges Bewußtsein des unüberbrückbaren Gegensatzes: „wie von deinen Worten mir nicht eines zusagt — und gefalle mir es nie! — So wenig mögen meine dir gefällig sein!"), daß sie ihn ruhig und selbstsicher einen „Toren" genannt hat, daß sie ihm nicht nur trotzte, sondern seine Seele im tiefsten Grunde bezwang, das steigert seine Härte. Es gibt keine größere, tiefere Darstellung des „großen, zwischen den Geschlechtern anhängigen Prozesses". Hier erscheint er, vom nur Persönlichen gelöst, ins Metaphysische der beiderseitigen Bestimmung erhoben. Nicht als ein kleinlicher begehrlicher Machtkampf, sondern als der Gegensatz zweier Willen, die von der Natur zu anderer Bestimmung geschaffen wurden, und die einander widerstreben müssen, bis sie einander zu ergänzen gelernt haben. Im Persönlichen so gut wie im gemeinsamen Bau der großen Lebensordnungen.

Digitized by Google

Heimatchronik.[1]

Dienstag, 23. Februar.

In Berlin ist der erste Brotmarkentag vorbei. Man wundert sich, wie glatt die Sache geht und mit welcher Gebärde der Gewohnheit und Selbstverständlichkeit schon am selben Abend die Leute im Wirtshaus ihre Brotkarte aus der Westentasche ziehen.

In den Zeitungen steht wieder ein statistischer Nachweis über die Zunahme der Schweineschlachtungen in Deutschland gegenüber dem Vorjahr. Im vierten Quartal 1914 haben die Schlachtungen in Deutschland 5,7 Millionen Stück betragen gegen 5,07 Millionen im gleichen Quartal des Vorjahres. Eine Zunahme um 12 v. H. Da sich aber die Zahl der Schweine seit dem Vorjahr um fast 20 v. H. vermehrt hat, so bedeutet eine so geringe Zunahme der Schlachtung überhaupt kaum eine Verminderung der Fresser und kann auf Schonung der Futtermittel nur einen geringen Einfluß haben.

Im Landtag beginnt die zweite Lesung des Etats. Der Kommissionsbericht stellt die Einmütigkeit aller Parteien des Landtages in allen grundsätzlichen Fragen fest. Abweichungen der Meinungen hätten sich nur auf Zweckmäßigkeitsfragen bezogen. Man hätte gewünscht, daß statt der Einzelverfügungen ein sachverständig gegliedertes System von Höchstpreisen die Volksernährung sichergestellt hätte. Für die Brotrationierung wird Staffelung empfohlen, damit schwer arbeitende Männer mehr bekommen können als Säuglinge.

Wolfgang Heine hat sich nach Stuttgart, in die Höhle des Löwen, d. h. der Quertreiber in der Partei, begeben und dort die Anschauungen seiner Broschüre vertreten. Er hat besonders stark das Vertrauen zum Kaiser betont, der mehrfach bis an die Grenze des Möglichen Erhalter des europäischen Friedens gewesen sei. Daß in einer Zeit wie diese die alten Wichtigkeiten der Budgetbewilligung und Hofgängerei keine Rolle spielten, sei eine Forderung des geschichtlichen Augenmaßes.

Abends eine Besprechung über mitteleuropäische Zollbündnisfragen in einer staatswissenschaftlichen Gesellschaft. Beteiligung eines Österreichers. Starkes Hervortreten der vorhandenen Schwierigkeiten.

Mittwoch, 24. Februar.

Hansabund und Bund der Landwirte hatten eine gemeinsame Besprechung über die Gestaltung der Hinterbliebenenfürsorge. Sie empfehlen eine Zusatzrente, die das Einkommen der Witwe der Lebenshaltung des Mannes etwas mehr angleicht.

Die „Nordd. Allg. Ztg." muß darauf hinweisen, daß es nicht empfehlenswert ist, wenn deutsche Kaufleute ihren Sendungen an neutrale Geschäftsfreunde Schmähungen der feindlichen Nationen hinzufügen. Vermutlich handelt es sich um einen taktlosen Mißbrauch des Wortes „Gott strafe die Engländer", das wie eine Seuche auch verständige und geschmackvolle Leute ergriffen hat. Wir sollten uns doch hüten, die großen Leidenschaften, die untrennbar von einem Völkerringen wie dem gegenwärtigen sind, so zu trivialisieren.

Eine Diskussion über die Möglichkeit einer „deutschen Mode" im Anschluß an die Broschüre der Jaeckhschen Flugschriftensammlung. Gefahr der Überschätzung der guten

[1] Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe" Nr. 9 ff. 1915.

Digitized by Google

Gesinnung gegenüber den ästhetischen und wirtschaftlichen Seiten der Frage. 1870/71 entstand das „Ehrenkleid der deutschen Jungfrau", das Gretchenkostüm mit Puffärmeln — und räumte binnen kürzester Frist wieder Paris das Feld. So geht die Sache also nicht. Man darf nicht verkennen, daß wir in allen Lebensformen „europäisch" geworden sind und daß rein nationale Trachtenideale zu einem Volk mit Weltwirtschaft überhaupt nicht passen. Deutsche Art gegenüber romanischer kann sich in der Mode geltend machen durch stärkere Individualisierung der Grundformen gegenüber dem Typisieren, kraft dessen bei der Auffahrt der Eleganz im Bois de Boulogne alle Damen irgendwie zum Verwechseln gleich aussehen.

Donnerstag, 25. Februar.

Der preußische Landwirtschaftsminister hat seine Etatsrede im Landtag gehalten. Charakteristisch für seine Stellungnahme ist der Satz, daß er die Frage der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit von Groß- und Kleinbesitz nicht diskutieren, aber doch darauf hinweisen wolle, daß „die Anbaufläche, auf welcher die wenigsten Menschen ernährt werden müssen, den größten Überschuß an die Umgebung abgeben könne". Ein interessantes und merkenswertes Argument! Das sah man klar, daß von ernsthafter Steigerung der Schlachtungen gar nicht die Rede ist. Wenn die Futtermittel nicht da seien, so würde man lieber „mit allen möglichen Mitteln für die Vermehrung der Futtermittel eintreten, als den Stamm und die Grundlage unserer Viehzucht in Zukunft zu gefährden". — — Welches sind diese „möglichen Mittel"? Wenn nicht Verfütterung von menschlichen Nährwerten?? Die Kartoffelnot von Berlin könne nicht so schlimm sein, irgendein Geheimrat hat gerade noch zehn Zentner für 3,70 ℳ gekauft. —

Die zweite deutsche Kriegsanleihe ist zum Zeichnungspreis von 98,50 ℳ ausgegeben. Zeichnungsfrist bis zum 19. März. Die Wirtschaftskraft unseres Volkes ist bei der Hochkonjunktur in den meisten Industrien nicht kleiner als im Herbst. Die deutschen Sparkassenanlagen sind im Januar auf 390 Millionen gegen 271 Millionen des gleichen Monats im Vorjahr gestiegen. Der Siegeswille und die Opferfreudigkeit sind nicht geringer geworden. Also wird es ebenso gut gehen wie das erstemal.

Freitag, 26. Februar.

In Österreich sind nun annähernd die gleichen behördlichen Maßnahmen zur Volksernährung getroffen wie bei uns. Eine kaiserliche Verordnung sperrt alle am 24. Februar vorhandenen Vorräte an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais sowie an Mahlprodukten, mit Ausnahme von Kleie. Es dürfen täglich 300 Gramm Getreide oder 240 Gramm Mahlprodukte pro Kopf verbraucht werden. Weiter wird eine durch die Gemeinden vorzunehmende Aufnahme der Vorräte unter Mitwirkung von Behörden bestellter Vertrauensmänner angeordnet. Die Enteignungsvorschriften enthalten eine wesentliche Erweiterung. Für enteignete Produkte wird künftig nicht mehr der Höchstpreis, sondern ein um 10 v. H. geringerer Satz gezahlt. (Sehr klug!) Zur Durchführung der Aufnahme der vorhandenen Vorräte wird eine unter staatlicher Aufsicht und Einflußnahme stehende Getreide-Verkehrsanstalt ins Leben gerufen. Die politischen Bezirksbehörden oder die Gemeinden werden ermächtigt, die Abgabe von Brot und Mahlprodukten zu bestimmen, die Backstunden zu regeln und die Herstellung von Einheitsbrot anzuordnen. Ferner sind Bestimmungen über die Herstellung und den Verkauf von Brot und Backwaren erlassen worden; ebenso sind Anordnungen über den Ausdrusch und Mahlzwang vorgesehen. — —

Bei uns entstehen hier und da Verteilungsstörungen. Z. B. ist zeitweilig mehr Weizenmehl verfügbar, so daß die Mischungsvorschriften abgeändert werden müssen.

In Berlin sind durch Oberkommando die Kartoffelhöchstpreise im Kleinhandel aufgehoben, damit überhaupt noch ein Anreiz zur Marktversorgung bleibt.

Eine Erörterung über Krieg und Schule im Leipziger Lehrerverein (typisches Bild aus der Eisenbahn: die Frauen, die den Feldpostbrief aus der Tasche ziehen und ihn immer

Digitized by Google

noch einmal wieder, unzählige Male, von vorn lesen). Der Krieg mit all seinen Stoffen zur Jugendbelehrung bringt noch stärker die Notwendigkeit neuer Einstellung des Unterrichts, viel größerer Betonung des Volkswirtschaftlichen und Staatswissenschaftlichen zur Geltung. Unsere Schulkinder können beschreiben, wie eine Kuh verdaut, aber sie wissen nicht, womit Deutschland seine 21 Millionen Kühe ernährt. Sie kennen die Kuh als einzelnes Tier, aber nicht als wirtschaftliches Massengut.

Sonnabend, 27. Februar.

Die Zeichnung der Kriegsanleihe beginnt mit einer Fünfmillionenzeichnung der A. E. G.

Die Tatkraft, mit der allenthalben die Hausfrauenaufklärung in die Hand genommen wird, ist ganz prachtvoll. In den größeren Städten — ich sah es heute in Hannover — gibt es nun wohl kaum jemanden, der nicht ermahnt worden wäre. Auch die Zeitungen arbeiten jetzt gut mit. Der Wochenspeisezettel wird zum festen Bestand des Lesestoffes.

Auf dem Land entstehen größere Schwierigkeiten. Ergebnis eines landwirtschaftlichen Aufklärungsvortrages im Hannoverschen, daß die Bäuerin erklärt „Ich slacht mein Swien, wenn ich will, und nich, wenn die Regierung will."

In der Stadt macht man lehrreiche Erfahrungen über die Aufnahmefähigkeit für gelehrte Eiweißberechnungen. In einer unserer Berliner Hausfrauenversammlungen, in der ein Mann der Wissenschaft sprach, sagte eine Frau kopfschüttelnd: „Nee, det se uns immer det Eiweis empfehlen, wo't doch so teuer is."

Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat ihre 75. Hauptversammlung abgehalten. Ökonomierat Warmbold hat sehr viel entschiedener als der preußische Landwirtschaftsminister von der notwendigen Ausmerzung der Schweine gesprochen.

Die französische Académie des inscriptions et belles lettres hat Wilamowitz-Moellendorff, Harnack, Dörpfeld, de Groot und den Archäologen Robert von ihrer Liste gestrichen!

Die Etatsberatung des Handelsministeriums gibt Gelegenheit zu einmütiger Betonung der glänzenden Kriegsleistungen unserer Industrie.

Sonntag, 28. Februar.

Die sozialdemokratische Landtagsfraktion hat sich über die Frage, was in der Debatte über Zensur und Belagerungszustand von ihr sachlich zur Kriegslage und zu den kommenden Friedensproblemen gesagt werden sollte, nicht einigen können, und der als Fraktionsredner bestimmte Abgeordnete Ströbel wird infolgedessen überhaupt nicht sprechen.

8 Millionen Feldpostbriefe gehen täglich an den dafür bestimmten Sammelstellen in Deutschland ein und müssen dort auf 14 000 Truppenformationen verteilt werden.

Nach einer Mitteilung des Philologenblattes ist etwa der dritte Teil der gesamten höheren Lehrerschaft zum Kriegsdienst eingezogen — 7500 Mann.

Es ist wieder Winter geworden. Die vielen schönen Höfe des westfälischen Landes, durch das ich fahre, liegen beschneit unter dunkelgrauen Wolken, aus denen unversehens grell die Sonne bricht.

Gespräch mit einem unterrichteten Holländer. Er fand es merkwürdig, daß in Frankreich der Haß auf Deutschland so ins Maßlose gehe, während bei uns von einem Haß kaum etwas zu spüren sei. Er war voll Bewunderung für die Leistung des deutschen Volkes und meinte, niemand könne glauben, daß wir nicht mit den Ernährungsschwierigkeiten fertig würden.

Montag, 1. März.

Über den windigen Platz vor dem Kölner Dom rücken Truppen aus. Die Zimmermädchen aus den großen Hotels winken aus allen Fenstern, und die Infanteristen, alles ältere Männer, grüßen fröhlich hinauf. Merkwürdig, daß immer noch der Soldatenabschied als etwas Lustiges und Erhebendes gefühlt wird. Im Inneren des Doms kann man die andere Seite sehen. Während vom Hochaltar her das Gemurmel der Kleriker wie eine

Digitized by Google

steigende und fallende Welle durch das dämmerige Schiff flutet, kann man unter den Betern viele Soldaten unterscheiden: Offiziere, deren lederne Gamaschen noch einmal auf dem heimatlichen Betschemel ruhen, ehe sie draußen den Gaul umklammern, Soldaten, die Hand in Hand mit ihren Frauen in den bekannten Gängen und Kapellen herumgehen und alles noch einmal stumm betrachten. Vor der kleinen Madonna in dem Winkel rechts am Hochaltar, vor der Maiblumen und Kerzen blühen — um die Wette mit den goldenen Sternen auf ihrem weißen Mantel — knien lauter Soldaten. Durch die bunten Fenster fällt ein farbiger Lichtschleier um ihre grauen Röcke. — — —

Die Aufgaben der städtischen Verwaltungen durch die Volksernährungsfrage werden immer vielgestaltiger. Allenthalben ist die Bebauung von Baugelände mit Gemüse systematisch in Angriff genommen. Die Brotrationierung wird auch vom 1. März an wohl fast überall durchgeführt sein. Die Haferrationierung der Pferde stellt neue Anforderungen. Die Städte haben Zuckerfutter (Rohzucker mit Häcksel vermischt) angekauft und geben es an Fuhrbesitzer ab. Merkblätter für die Pferdeernährung — die Tiere müssen an die süße Kost erst allmählich gewöhnt werden — werden ausgegeben.

Auch Petroleumverkauf ist zum Teil durch die Städte selbst organisiert.

Wann wird die Herstellung von Trinkbranntwein einmal endgültig verboten werden? Die Spirituszentrale teilt mit, daß sie im März nur 40 v. H. der bisher ausgegebenen Mengen verteilen wird. Die in den Brennereien noch vorhandenen Kartoffelbestände sollen „nach Möglichkeit" für Speisezwecke aufbewahrt werden. Die Brennereien sollen statt dessen Rohzucker verarbeiten. Warum entschließt man sich nicht, mindestens den Trinkbranntwein einfach aufzugeben?

Dienstag, 2. März.

Manchmal steigt die Befürchtung in einem auf, daß die inneren Gegensätze nach dem Krieg nicht vermindert, sondern gesteigert wiederkehren könnten. Weil nämlich jeder im Krieg die Bestätigung *seiner* Ideale und Überzeugungen sieht, und meint, die künftige Einheit müsse darin bestehen, daß er recht bekommt. Typisch dafür die Aeußerung von Herrn von Zedlitz über die Wahlreform:

„Mag der Krieg auch den demokratischen Gedanken gestärkt haben, so hat er doch auch nicht minder starke Gegenwirkuugen ausgelöst. Die hohe Bedeutung einer starken Staatsgewalt wie der Autorität überhaupt, der große Wert der führenden Persönlichkeit ist allen, insbesondere auch denen, die im Felde stehen, mit unverkennbarer Deutlichkeit vor Augen gerückt. Jedermann ist es klar geworden, daß der Preußische Staat in seiner Eigenart das feste Rückgrat des Deutschen Reiches bildet. Wer aber einigermaßen Verständnis für die Entwicklung und die Natur des Preußischen Staates hat, wird darüber nicht im Zweifel sein, daß mit dessen Eigenart ein demokratisches Wahlrecht nach Art des Reichstagswahlrechts völlig unvereinbar ist, dieser vielmehr nur ein Wahlrecht gerecht wird, das nach dem wirklichen Gewicht der Stimme abgestuft ist. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist unser Wahlrecht verbesserungsfähig, ja verbesserungsbedürftig, und seine Reform ist eine der wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben nach Wiederherstellung des Friedens."

Das heißt, den stärksten historischen Nachweis des Krieges auf den Kopf stellen. Der Krieg hat gezeigt, daß auch das demokratisch denkende Volk angesichts der stärksten Stichprobe auf seinen politischen Willen nicht in Eigenbrödelei zerfällt, sondern zu einer einheitlichen Macht zusammenwächst. Nicht die „starke Staatsgewalt" im Sinne dieser Äußerungen hat diese Einheit erzwungen (das hieße wahrlich ihre innere Gewalt durchaus mißkennen), sondern sie ist das natürliche Ergebnis der Reife und Regierungsfähigkeit des Volkes.

Bei der Kommissionsberatung über den preußischen Eisenbahnetat — bei der den Leistungen der Bahn die verdiente höchste Anerkennung von allen Seiten ausgesprochen wurde —, teilte der Minister mit, daß 80 000 des Personals durch Militärdienst oder Dienst im okkupierten Gebiet fehlen. Das wird etwa der fünfte Teil sein. Es verkehren jetzt 110 Lazarettzüge bei uns.

Digitized by Google

Erfreuliche Bestimmung über Feststellung der häuslichen Mehlvorräte. Am 4. März ist Speisekammerinventur, in Charlottenburg soll sie auch auf Fleischdauerwaaren ausgedehnt werden. Für Unterschlagungen sind hohe Strafen angesetzt. Was wird da herauskommen!! Man denkt mit unbestreitbarer Schadenfreude an die Hamster!

Die einsichtige Majorität der Sozialdemokratie führt die Klärung der Parteihaltung mit großer Entschiedenheit durch. Heinemann unterzieht in den sozialistischen Monatsheften die Erklärung der preußischen Landtagsfraktion einer scharfen Kritik.

Mittwoch, 3. März.

Man fühlt die steigende Spannung der Mittelmeerentscheidungen allenthalben. Was mag die Zeitungsfrau, der man die Blätter aus der Hand reißt, sich unter der Dardanellenfrage vorstellen?

Bei der Beratung des Kultusetats im Landtag wurde erfreulich stark betont, daß die Schule sich noch mehr auf Gegenwartserfassung einstellen müßte.

Der Bund freikirchlicher Prediger hat eine Kundgebung erlassen, die mit Bedauern feststellt, daß die evangelische Allianz mit den Christen der feindlichen Länder, insbesondere mit England, ein jähes Ende gefunden habe. Englische Christen, auch aus den evangelischen Freikirchen, haben es sogar gewagt, das deutsche Volk und seine gerechte Sache zu verdächtigen und zu beschuldigen, sowie seinen friedliebenden und gottesfürchtigen Kaiser als den Friedensstörer Europas zu verleumden. In der Erklärung heißt es weiter:

Die deutschen Freikirchen stehen in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis zu dem englischen Freikirchentum. Erklärungen von dieser Seite berühren daher ihre Verantwortlichkeit in keiner Weise. Wenn der Bund der Freikirchlichen Prediger zu Berlin und Umgebung in dieser Stunde dennoch das Wort zu diesen Kundgebungen ergreift, so geschieht es aus Pflichtgefühl gegen die von ihm vertretenen nichtlandeskirchlichen Gemeinschaften und im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle der Kirche und Gottes.

Die Mitglieder der evangelischen Freikirchen dienen in diesem Kriege, wie alle anderen Patrioten, Kaiser und Reich und stehen in werktätiger Liebe zu ihrem teuren Vaterlande hinter niemand zurück. Ihre an Hand der Bibel und der Geschichte gewonnene Erkenntnis lehrt sie, daß blutige Völkerkriege eine Naturnotwendigkeit bis an das Ende dieser Weltzeit sind. Ebensosehr sind sie gewissenhaft davon überzeugt, daß weder Deutschlands Kaiser noch das deutsche Volk diesen blutigen Krieg wollten; daß alles, was menschenmöglich war, geschehen ist, um ihn noch in letzter Stunde abzuwenden. Es ist unwiderleglich nachgewiesen, wer die Kriegshetzer waren und auf wessen Schuldkonto dieser Weltkrieg zu setzen ist. Wir erkennen dankbar an, daß durch die weitausschauenden Maßnahmen unserer Regierung der uns nach drei Fronten aufgezwungene Krieg unser Volk nicht unvorbereitet fand, und hoffen zuversichtlich, daß es unserer Nation, die einmütig der kaiserlichen Führung folgt, mit Gottes Hilfe gelingen wird, den vollen Sieg zu erringen.

Donnerstag, 4. März.

Es kommt die Neuregelung der Brotversorgung, bei der vom 15. März ab jeder nur noch 200 Gramm verbrauchen darf. Dabei werden Möglichkeiten der Staffelung geschaffen werden in der Form, daß Arbeiter, die auf Brotnahrung durch ihre Arbeitseinteilung besonders angewiesen sind, mehr bekommen können.

Die Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Hänisch zum Kultusetat bedeutet nicht nur eine klare Ablehnung Liebknechts, sondern ist auch an sich ein schönes Stück geistiger Luftreinigung. „Die Erhaltung des Burgfriedens", so sagt er,

„heißt nicht die Aufgabe der politischen Ziele einer Partei. Wohl aber kann man, ohne sich etwas zu vergeben, zugeben, daß man in dieser ernsten Zeit zugelernt und in gewisser Beziehung umgelernt hat. Das gilt für jede Partei, und das gilt auch für die Regierung. Wer den Grundsatz verfolgt, daß er nichts zuzulernen brauche, und wer achtlos an allen neuen Erscheinungen vorbeigeht, der beweist damit durchaus nicht immer eine besondere Charakterstärke, sondern viel eher einen Mangel an Intellekt. Von unseren großen, allgemeinen Kulturzielen haben wir allerdings keines aufgegeben, und wir werden nach dem Kriege und nach der Erkämpfung eines gesicherten und ehrenvollen Friedens den

Digitized by Google

Boden bereitet haben, auf dem dann von neuem politische Kämpfe ausgefochten werden können." — — — „Ich glaube als Sozialdemokrat nicht, daß die Klassengegensätze jemals verschwinden werden; ich wünsche aber, daß nach dem Kriege die Klassenkämpfe in anderer Form ausgefochten werden mögen. Diese Wirkung muß ein Krieg haben, bei dem sich das Blut der Arbeiter mit dem der Junker gemischt hat."

Wenn das doch wahr würde!

Die Tageszeitungen sind voll von Erörterungen über die Gewinnung von Strohmehl als Futtermittel. Es muß das Stroh so fein gemahlen werden, daß die durch die Verdauungssäfte nicht auflösbaren Zellwände zerbrochen werden; dann ist es ausnutzbar. Und das scheint gelungen.

Ein kleinstädtisches Bahnhofsbild: die erzgebirgische Hausierfrau mit dem Riesentragekasten auf dem Rücken kommt durch den nassen Schnee in die Halle geschnauft. In der Halle sammeln die Sanitäter mit den Rote-Kreuz-Büchsen. Selbstverständlich, daß sie ihr verdrücktes lappiges Portemonnaie zieht und nach den mühsam erwanderten Groschen sucht.

Freitag, 5. März.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung eine Erörterung über die Kartoffelfrage mit berechtigter Kritik an den Äußerungen des Landwirtschaftsministers über die Wucherpreise des Handels. Der Wucher liegt nämlich wo anders. Der Leiter der städtischen Einkäufe sagte:

„Es wird von Wucherpreisen gesprochen. Mit solchen Ausdrücken sollte man vorsichtig sein, das bestätigt jeder, der einmal draußen Kartoffeln einkaufen wollte. Wenn die Höchstpreise nicht mit einer ganzen Reihe anderer drakonischer Maßnahmen verbunden werden, dann bleiben sie wirkungslos. (Lebhafte Zustimmung.) Jetzt bekommt man draußen fast nur noch „Saatkartoffeln" zum Preise von 5,50 ℳ. Bei diesem Einkaufspreis kann man den Kleinverkaufspreis von 6,50 bis 7 ℳ nicht als Wucherpreis bezeichnen, denn darin sind doch auch die Frachtkosten und die Unkosten und Gewinne des Zwischenhandels enthalten. Ehe die Minister solche Ausdrücke gegen den Handel gebrauchen, sollten sie doch dafür sorgen, daß die Unterlagen für ihre Berechnungen richtig sind, indem sie auf die Innehaltung der Höchstpreise dringen. Aber davon sehen wir gar nichts! (Sehr wahr.) Die Höchstpreise sind ein Schlag ins Wasser, wenn Mittel und Kraft zu ihrer Durchführung fehlen. Man soll auch gerecht sein in der Würdigung aller Umstände, die zu der Preissteigerung geführt haben."

Die Lehrerschaft der deutschen Volksschulen hat schon über zwei Millionen Mark für Kriegshilfe aufgebracht.

Die Hausfrauen sind erstaunlich schlau. Sie setzen nicht abgegessene Brotkarten in den letzten Wochentagen in Mehl um, um ja von dem ihnen Zustehenden nichts preiszugeben. Nun wird einmal zunächst an den letzten drei Wochentagen der Mehlverkauf überhaupt verboten, um ihnen dies Geschäft zu legen. Widerwärtig, daß solche Maßnahmen notwendig sind. Künftig wird Mehl und Brot getrennt und nicht in vertauschbaren Scheinen angewiesen werden müssen.

Aber schlimm ist etwas anderes: das Steigen der Preise für alle nicht durch höchstpreise normierten Lebensmittel. Es scheint, daß die Festsetzung von Höchstpreisen dazu führt, daß bei allen freien Nahrungsmitteln um so mehr gewuchert wird. Die Ernährungsfrage wird jetzt rein als Preis- und Teuerungsfrage für die Unbemittelten ein sehr schweres Problem.

Sonnabend, 6. März.

Lloyd George hat in einer Rede vor der streikenden Arbeiterschaft von dem „Kartoffelbrotgeist" in Deutschland gesprochen, den er noch mehr fürchte als die Strategie Hindenburgs. Das ist ein sehr ermutigendes Echo für unsere Arbeit hier. Es zeigt, wie gewichtig in der Beurteilung unserer deutschen Aussichten durch das Ausland die Entschlossenheit ist,

Digitized by Google

mit der wir dem Ernährungsproblem zu Leibe gehen. Sie wirkt natürlich zehnmal besser als alle Verschleierungen.

Eine englische Ingenieurzeitung bespricht die Widerstandskraft der deutschen Industrie und findet ihren Grund vor allem in der systematischen Durcharbeitung des einzelnen Produktionsprozesses unter dem Gesichtspunkt vollkommener Verwertung aller Nebenprodukte. Darin stehe sie unerreicht da. In England sei die Entwicklung der Industrie so unsystematisch und gedankenlos vor sich gegangen, daß heute ganze Produktionszweige durch den Ausfall bestimmter, an sich geringfügiger Halbfabrikate brachgelegt seien. Eine sehr interessante Würdigung der Unterschiede zwischen englischer und deutscher Technik ...

Abends Ernährungsrede in der Brüdergemeine in Niesky. Ein schönes Zusammensein, Soldaten aus dem Lazarett, die Oberklassen des Pädagogiums, denen die Kuchenfrage sehr nahe ging, Schwestern und Hausfrauen. Gemeinsamer vaterländischer Gesang, dessen festem Zusammenklang man die Gewohnheit des Gemeinschaftlichen anfühlte ... Dort ist der Landsturm schon in den ersten Mobilmachungstagen ausgerückt, und alles, große Landwirtschaften, Fleischerei, Bäckerei, ist allein in Frauenhänden.

Sonntag, 7. März.

Im „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" veröffentlicht August Winnig unter der Überschrift „Was wir erhoffen" ein Wort über den „Utopismus der Gewerkschaften", das sich an die orthodoxen Marxisten richtet. Winnig, der an leitender Stelle im Bauarbeiterverband steht, sagt u. a.:

Wer der Masse predigt: Agitiert, organisiert, opfert, haltet fest, kämpft! und ihr dann sagt: macht euch aber keine Hoffnungen, es wird immer schlechter; euer Elend, eure Rechtlosigkeit und eure Knechtung werden immer zunehmen, der sollte lieber zu der Sekte der Brüder vom Jüngsten Gericht gehen, aber nicht zur Arbeiterbewegung kommen.

Winnig erwartet nicht, daß der sogenannte Kriegssozialismus, „die Regelung des Verkehrs und Verbrauchs durch die öffentliche Gewalt, auch nachher bestehen bleibt". Nach Winnigs Ansicht erwartet auch kein Gewerkschaftler, „daß etwa die mit den Unternehmerorganisationen gebildeten Kriegs-Arbeitsgemeinschaften eine Interessenharmonie zwischen Arbeitern und Unternehmern schaffen könnten". — Aber er schreibt zum Schluß:

Wir erwarten keine Schlaraffia. Aber wir erwarten für die Arbeiterklasse den gleichen Raum und das gleiche Recht zur Arbeit am öffentlichen Wesen, das jeder andere Deutsche hat. Wir erwarten das Aufhören jener Achtungspolitik, die unseren Organisationen durch kleinliche Belästigungen das Leben schwer machte. Wir erwarten das Aufhören der ewigen Bedrohungen der gesetzlichen Grundlagen unserer Gewerkschaften. Wir erwarten die Anerkennung der unabhängigen Berufsvereine der Arbeiter als die gegebene Vertretung der Arbeiterklasse auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Und wir erwarten den tatbereiten Willen zum Ausbau und zur Vervollkommnung der sozialpolitischen Gesetzgebung. Das ist es, was die Arbeiterklasse von der Zukunft erwartet. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger!

Montag, 8. März.

Schneesturm und größere Kälte als fast noch je in diesem Winter.

Der Arbeitsmarktbericht für Januar, der gerade erscheint, zeigt einen dauernd günstigen Stand für die männlichen Arbeitskräfte. Nur das Baugewerbe liegt noch still. Im Holzgewerbe hat sich die Arbeitslosigkeit wesentlich durch Berufswechsel gehoben. Sehr viel ungünstiger ist die Lage der weiblichen Arbeitskräfte.

Während in Berlin auf 100 angebotene Stellen im Januar 1915 nur 107 Arbeiter kamen (gegen 218 im Januar 1914), entfielen von den Frauen 138 Arbeitsgesuche auf 100 Angebote (gegen 147 im Vorjahr).

Dienstag, 9. März.

Diese Polen- und Dänendebatte im Landtag war nicht sehr „zeitgemäß". Es ist selbverständlich, daß nicht während des Kriegs im Fluge innere Reformen ausgearbeitet

Digitized by Google

werden können, aber peinlich nahmen sich doch die alten Rechtsungleichheiten in dieser Zeit aus, und die Versicherungen der Parteien, daß man nachher in eine ehrliche Prüfung des gegenwärtigen Zustandes eintreten werde, können diesen Eindruck doch nicht ganz verwischen. Das nachträgliche Gutmachen hat immer etwas Fatales.

Das Palasttheater am Zoo spielt schon einen Einakter „Die Brotkarte". Übrigens zeigt sich die Brotkarte unter anderem als eine glänzende Waffe der Kriminalpolizei. Gesuchte Verbrecher melden sich und werden geständig, weil sie ja sonst kein Brot bekommen können.

Rumänien hat enorme Ausfuhrzölle auf Mais, Bohnen und Mineralöl gelegt; das Ausland wird trotzdem kaufen müssen, und der rumänische Staatssäckel wird stramm werden vom Golde der kriegführenden Mächte. Da die Zölle in Gold bezahlt werden müssen, bedeutet das beinahe die Ausschaltung des Privathandels. Vielleicht gar nicht so übel!

Mittwoch, 10. März.

Die dritte Reichstagstagung! Der große Tag des neuen Schatzsekretärs, dessen Rede wie von der Komandobrücke herunter wirkt, so sicher und mächtig, voll klaren Führerbewußtseins, und bei aller Sachlichkeit getragen von dem Schwung der ganzen gewaltigen Kraft, die in dem Arsenal der silbernen Kugeln und in dem stetigen Kurs der deutschen Kriegsfinanzwirtschaft steckt. Man empfand mit Herzklopfen die Wucht der geistigen und wirtschaftlichen Energien, die in dem Satz von den zehn Milliarden zusammengedrängt sind, der so ruhig und einfach durch den Raum klang.

Neben den Riesenmaßen der Tatsachen, die diese Rede vor uns hinstellte, wirkte die sozialdemokratische Erklärung sehr unglücklich. Wenn man sie für notwendig hielt, hätte sie besser sein sollen, gedrungener und großartiger. Was sind neben den Tatsachen, die eben noch da standen, ein paar zu Unrecht verbotene Zeitungen und Versammlungen! Die Beschwerden werden berechtigt und in der Kommission sehr am Platze sein, aber in eine Linie mit einer Zehnmilliardenforderung, ihrer Notwendigkeit und Möglichkeit gehören sie einfach nicht. Man denkt: Bebel hätte den Stil dieses Augenblicks besser gefunden.

Unter den Vorlagen, die dem Reichstag zugegangen sind, ist die wichtigste das Gesetz, das dem Reich bis zum Jahr 1922 ein Handelsmonopol für Stickstoff sichern soll. Der großen Erfindung der Herstellung von Stickstoff-Verbindungen aus der Luft mit Hilfe elektrischer Ströme, die jetzt mit großen Mitteln durchgeführt wird, soll ihre Rentabilität für die Zukunft gesichert werden. Die Begründung der Vorlage sagt, daß durch dies Verfahren die Landwirtschaft billiger mit künstlichen Düngemitteln versorgt werden kann als durch die bisherige Einfuhr. Es wird also der Staat künftig nur so viel im Ausland kaufen, wie zur Ergänzung des bei uns gewonnenen Salpeters notwendig ist. Das ist eine Sache von riesiger Tragweite: praktisch und grundsätzlich. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge." Welche Steigerung des Maßes der Leistungen und der organisatorischen Versuche erzwingt die Not! So als eine bloße Nebenwirkung des Krieges eine vollkommene Veränderung der Grundlagen unserer Landwirtschaft, und ein staatliches Handelsmonopol auf einen Einfuhrartikel von Millionen Jahreswert!

Donnerstag, 11. März.

Neben den großen Taten das Gewimmel der kleinen Menschlichkeiten: Eine jedenfalls sehr zutreffende Schilderung über die Fütterungsfrage erzählt:

„Nach den Erörterungen in der letzten Mitgliederversammlung einer Bezirks-Selbsthilfevereinigung (der Müllerei) ist in den Kreisen, die mit dem kleineren Grundbesitz in vielfacher Berührung stehen, der Eindruck verbreitet, daß trotz aller Verbote noch jetzt auf dem Lande vielfach Brotgetreide zur Fütterung geschrotet wird und erhebliche Vorräte bei den Erhebungen nicht angegeben worden sind. Die falschen Angaben erklärt man zum Teil aus der Schwierigkeit der Schätzung der Vorräte und aus einer darauf begründeten Vorsicht, um nicht Schwierigkeiten zu begegnen, wenn etwa bei der Ablieferung die Menge hinter

Digitized by Google

den Angaben zurückbleibt. Man erblickt aber die Beweggründe auch in der Absicht, die eigene Ernährung und die Viehfütterung zu sichern und einer Steuererhöhung zu entgehen. Die Nachprüfung der Angaben und die Überwachung des Schrotverbots hält man praktisch für ausgeschlossen, zumal die Behörden und Beamten bei oft verminderter Zahl durch die Anforderungen der Kriegszeit überlastet sind. Sobald z. B. ein Gendarm im Dorfe erscheint, verbreitet sich die Nachricht sofort in allen Gehöften, und er wird die Schrotmühlen nicht in Tätigkeit oder doch nur in erlaubter Tätigkeit finden, für die zulässiges Schrotmaterial bereitsteht. Wird das Schroten in den frühen Morgen oder in den Abend, angeblich auch in die Nacht verlegt, so ist eine Entdeckung unmöglich. Diese Selbsthilfevereinigung wandte sich daher an die zuständigen stellvertretenden Generalkommandos mit der Bitte, schleunigst das Erforderliche zu veranlassen, daß die privaten Schrotmühlen durch Plombieren nur dann benutzt werden können, wenn unter behördlicher Aufsicht die Plombe abgenommen und damit die Schrotmühle von vornherein bestimmte Tage und Stunden frei wird."

Stimmt sicher!

Heute bin ich in Wien, und weil es das erstemal ist, wohl um so stärker gefangen durch den heiteren Glanz, die Weite und Schönheit der Straßen und Plätze und des Stadtbildes, und noch tiefer bewegt von dem Wesen der alten feinen Kultur, das sich in dem allen ausprägt. Vor mir ragen die schönen Türme der Votivkirche, von den Tauben umflogen, in den klaren, abendlichen Himmel. Man zeigt mir allerlei Kriegseinrichtungen. Ein Nachmittagsheim für die Verwundeten. Ein elegantes Nachtkaffee hat man dazu eingerichtet. Purpur und Weiß und Gold zierlicher Balkons, die sich um den eleganten Raum schwingen. Drunten sitzen rauchumschleiert die Feldgrauen jeder Truppengattung und Nationalität bei der Jause und den freigebig gespendeten Zigaretten. Auch viele Deutsche. Sie werden noch in besonderer Weise als Gäste gefeiert, dürfen öfter kommen als die in regelmäßigem Turnus eingeladenen anderen. Gerade spielte die Musikkapelle die Wacht am Rhein, und alle sangen dröhnend den stämmigen Schlußvers. Und dann lösten sich, mit einer schalkhaften Anmut ohnegleichen, die Geigen aus dem derben hölzernen Rhythmus und glitten in ihr Fahrwasser: den Donauwalzer. Um nach ein paar geschmeidigen, unwiderstehlichen Takten süß und warmherzig überzugehen in das mit Jubel begrüßte Lied: O du mein Österreich. Das war so fein und charakteristisch — unvergeßlich. Ich sprach mit einem treuherzigen netten deutschen Landwehrmann aus der Magdeburger Gegend. In den Karpathen war es schlimm. Aber in Wien ist's schön. Zu Hause hat er einen Schusterladen, der ist geschlossen seit Anfang August. Aber es macht ihm keine Sorge. Er wird schon wieder vorwärtskommen nachher; die Miete bezahlt er weiter. Wie millionenmal steckt so ein einfaches vernünftiges Sichabfinden mit dem Unvermeidlichen in unserem Heer, wie riesengroß ist die Summe aller dieser kleinen Opfer, der ruhigen Preisgabe eines tapfer erarbeiteten Stückes Boden unter den Füßen.

Freitag, 12. März.

Die Kriegseinrichtungen der Wiener Frauen sind nach Organisation und Durchführung den unsrigen wie aus den Augen geschnitten. Sehr merkwürdig, wie die Vernunft der Sache die ganz gleichen Formen schafft. Nur hat die österreichische Residenzstadt den Frauen noch etwas mehr anvertraut als die unsere ihren weiblichen Mitbürgern. Die Frauenhilfskommissionen, die in den Bezirksämtern installiert sind, verfügen selbständig über alle Unterstützungen, die sie für notwendig halten. Zusammenarbeit der Parteien ist auch dort — unter schwierigeren Verhältnissen als bei uns — erreicht und wird ohne Störungen durchgeführt. Hervorragend ist die Einrichtung der Arbeitsstuben, durch die geradezu die Löhne in den Militärlieferungsindustrien hochgehalten sind. Ich sah eine große Arbeitsstube für Zelte, mit elektrischem Maschinenantrieb, eine ganze Fabrik, deren Einrichtung den wirtschaftlichen Talenten der Frauen ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Die „Rohö" (Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs) hat den Hauptanteil an der Kriegshilfe und leistet überdies ganz Außerordentliches jetzt in der Ernährungsfrage, die in Österreich

Digitized by Google

ja ähnlich liegt wie bei uns. Hübsch war ein Kriegskindergarten am Prater, wo Leopoldstädter Arbeiterkinder untergebracht sind. Die kleinen drei- bis fünfjährigen Menschlein begrüßten den „Reichsdeutschen" Besuch mit der Wacht am Rhein, von der sie drei Strophen ohne Besinnen und Absetzen hinausschmetterten, taktfest und glockenrein. Es war unbeschreiblich rührend und drollig, wie sie mit ernsthaft gefalteten Händen und blanken Augen krähten: „wir alle wollen Hüter sein". Dann folgte ein Lied „Deutschland, du treues Land, reichst uns die Bruderhand" — — oder so ähnlich. Man spürt überall, wie stark die Bundesgenossenschaft drüben schon im Volksgemüt wurzelt.

Die Rede Helfferichs hat hier einen sehr starken und zuversichtlichen Eindruck gemacht. Alles ist erfüllt von ihrer ruhigen Sicherheit.

Nett von England, daß es uns die amerikanische Baumwollenzufuhr absperrt! Nun kann Amerika sich in Baumwolle begraben, wie Rußland in Weizen!

Sonnabend, 13. März.

Merkwürdig leicht wird man in Wien mit der Mietefrage fertig. Ein einziges Wohnungsfürsorgeamt befaßt sich mit den Mieteschwierigkeiten und verbraucht zu ihrer Regelung nicht mehr als etwa 500 Kronen wöchentlich!

Im ganzen hat man den Eindruck: es ist alles einfacher und lockerer organisiert, aber sicher zweckmäßig und wirksam.

Ein anderes Bild: Die Weberstadt im sächsischen Industrielande mit ihrem vom Lehrerverein veranstalteten vaterländischen Abend. Es ist immer wieder seltsam eindrucksvoll, dieses Mitleben zu Hause, bei dem alle Quellen seelischer Widerstandskraft in Kunst und Weltanschauung aufgeschlossen werden, um zu trösten und ertragen zu helfen. Diese hundert eifrigen Kindergesichter und diese sicheren zuversichtlichen Kinderstimmen! Und ist es nicht ein starkes Zeugnis für die geistigen Kräfte unseres Landes, daß da oben in der kleinen Industriestadt die Weberkinder den Gralschor aus dem Parsival singen?

Die Brotkarte soll jetzt im ganzen Reich eingeführt werden. Das wird sicher in mancher Hinsicht eine bessere Organisation der Brotversorgung mit sich bringen. Vorbildlich scheint mir zu sein, daß in sächsischen Industriestädten die Krankenkassenmitglieder etwas mehr zugestanden bekommen als die anderen.

Der Kampf Wolfgang Heines gegen Liebknecht setzt sich in der Chemnitzer Volksstimme fort.

Sonntag, 14. März.

Die großen wirtschaftlichen Verbände vom Bund der Landwirte bis zum Hansabund haben eine gemeinsame Eingabe an den Reichstag wegen Freigabe der Erörterung von Friedensbedingungen eingereicht. Darauf äußert sich die Nordd. Allg. Ztg. in ziemlich schroffer Form ablehnend, indem sie befürchtet, daß diese Erörterung Interessenkämpfe heraufbeschwören und vor dem Siege die Einmütigkeit untergraben könnte. (Wer wollte leugnen, daß diese Gefahr besteht?)

In der Reichstagskommission werden die Volksernährungsfragen durchgesprochen. Im wesentlichen die gleichen Erörterungen wie schon vorher in Presse und Landtag. Entschieden wird die Notwendigkeit schleunigster Verminderung des Schweinebestandes von der Kommission anerkannt. Wird von hier aus endlich der notwendige Druck ausgeübt werden?

Montag, 15. März.

Heute hört der Autoverkehr in Berlin so gut wie auf. Das heißt, es wird noch etwa ein Drittel der bisher zugelassenen Wagen verkehren. Für Leute, die viel zu tun haben, viel schlimmer als die Brotkarte!!

Die Zentraleinkaufsgesellschaft hat eine Besprechung über das Gefrierfleisch mit einem Probeessen veranstaltet. In Preußen können etwa 750 000 Schweine, im übrigen Deutsch-

Digitized by Google

land 640 000 eingelegt werden, durch Ausnutzen der Brauereien usw. bis zu zwei Millionen. — Wenn man nur energisch damit anfinge!

Dienstag, 16. März.

Ob das Schwein unser Freund oder unser Feind ist, darüber hat auch die Budgetkommission des Reichstages noch keine Entscheidung getroffen. Dagegen sind Anträge auf Preisregelung für Brot, Mehl und Kartoffeln und auf weitere Einschränkung von Bier- und Schnapserzeugen angenommen.

Eine noch vollständigere Regelung des Arbeitsnachweises wird mit Rücksicht auf die Krisen gefordert, die zu erwarten sind, wenn beim Friedensschluß die Arbeitskräfte zurückfluten, die Heereslieferungen aufhören, und die industrielle Friedensarbeit noch nicht gleich wieder im Gleise sein kann. Der Staatssekretär erklärt aber eine solche Regelung für undurchführbar aus Mangel an Kräften.

Den Anträgen auf Ausdehnung der Wochenhilfe (Verordnung vom 3. Dezember 1914) über alle Frauen von Kriegsteilnehmern mit unter 2500 ℳ Arbeitseinkommen haben Kommission und Regierung zugestimmt. Die Kriegsunterstützung soll auch während der Sommermonate die gleiche Höhe behalten wie im Winter.

Über die beiden letzten Punkte freuen wir Frauen uns besonders.

Charakteristisch ist in der Sitzung des preußischen Herrenhauses die geschichtliche Auseinandersetzung des Präsidenten über die Vorbedingungen des Krieges vom Mittelalter an. Im Herrenhaus werden immer die gebildetsten Reden gehalten.

Abends eine Besprechung über „Schule und Völkerhaß". Das Schwierige dabei ist, daß politisch der Haß nun einmal in ethische Systeme nicht hineingeht. Es liegt jenseits von Gut und Böse, genau wie im Grunde auch die Vaterlandsliebe — — einfach eine seelische Tatsache. Wenn heute der Sieg mehr als je zuvor vom ganzen Volk erkämpft werden muß, mit den Opfern der Daheimgebliebenen so gut wie mit den Taten der Heere, dann muß eben auch das ganze Volk den Willen zur Vernichtuug des Feindes haben. Die Schule soll nicht Gefühle erzeugen wollen, die nicht von selbst da sind, aber sie soll, wo solche Gefühle stark und klar und elementar sind, sie auch nicht erziehlich aufweichen!

Die Zeichnung der Reichsanleihe scheint sehr gut zu werden. Die Zahl der Zeichnungsstellen ist von 9000 auf 40 000 vermehrt, das erleichtert die Zeichnung auf dem Land. Übrigens sind auch Zeichnungen aus dem neutralen Ausland erfolgt

Mittwoch, 17. März.

Ein interessanter Bericht über die Produktion des Kohlensyndikats im Februar.

Kohlen 3,5 Mill. To. gegen 4,9 Mill. im Vorjahr
Koks 1,2 Mill. To. gegen 1,5 Mill. im Vorjahr

Es ist aber doch erstaunlich, daß bei der Verringerung der Belegschaften noch so viel geschafft werden kann.

In der Reichstagskommission wird über das Lieferungswesen gesprochen. Es ist gewiß richtig, daß die Militärverwaltung dem ganzen Wucherwesen, das sich auf diesem Felde breitmachte, entschiedener zuleibe gegangen ist, als je sonst Behörden zu tun pflegten. Von der Riesenausdehnung der geschaffenen Lieferungszentralen bekommt man einen Begriff, wenn man hört, daß allein die Lederzentrale einen täglichen Umsatz von 1,4 bis 2 Millionen hat.

Welche gigantischen Summen von Arbeit liegen da!!

Ein Freund aus dem Felde ist auf einige Urlaubstage da. Er hat die Kämpfe in der Champagne mitgemacht. Wenn er erzählt, kommt einem der Krieg auf eine merkwürdige Art näher, das heißt, er verliert das Ungeheuerliche, Drohende und Bange und bekommt mit allem Grauen die große Einfachheit und Selbstverständlichkeit alles Tatsächlichen. Er wird nüchterner und schlichter, unpathetisch und — — beinahe möchte man sagen: natürlich. Aber das Wort trifft es nicht ganz.

Digitized by Google

Donnerstag, 18. März.

Die Budgetkommission beschäftigt sich mit den Kriegsinvaliden- und Hinterbliebenenfragen. Selbstverständlich herrscht Übereinstimmung darüber, daß die ganze Versorgung dieser Opfer des Krieges auf eine neue Grundlage gestellt werden muß. Ein bestimmter Plan ergab sich aus den Verhandlungen nicht. Wenn auch eine endgültige gesetzliche Regelung der Frage bis zum Frieden verschoben werden muß, so müßte doch die tatsächliche Inangriffnahme der Fürsorge jetzt schon ganz planmäßig und zentral erfolgen. Es scheint aber, als ob auch dazu noch keine rechte Grundlage da wäre.

In Hamburg hat die Oberschulbehörde einen Studienkursus zur Volksernährung veranstaltet, ähnlich dem Berliner. Sehr gut organisiert — auch mit Demonstrationen und Gelegenheit zu Diskussion und Fragestellung. In Hamburg selbst ist schon von den Frauen auf dem Gebiet in sehr großem Maßstabe gearbeitet. Überhaupt: der Eifer des Aufklärungsdienstes ist allenthalben außerordentlich. Ich traf eine Mitarbeiterin, die in den letzten Monaten in Deutschland herum 86 Vorträge in dieser Sache gehalten hat!

Unsere Wasserkante ist der eigentliche Sitz des Englandhasses. Man fühlt die Tiefe und Zähigkeit einer ganz großen Leidenschaft in diesen ruhigen Menschen. Und fühlt ihre innere Notwendigkeit!

Freitag, 19. März.

Beim hamburgischen Rednerkurs ist das Verhältnis der Geschlechter in der Zuhörerzahl umgekehrt wie in Berlin. Viel mehr Frauen! Aber auch gewiß 800 Teilnehmer.

Schwierigkeit scheint auch hier, daß die Meinungen der Gelehrten nicht in Übereinstimmung zu bringen sind. Zumal über das Schwein! Die Redner haben ihre Belehrung pro und contra empfangen. Ebenso über Butter und Schlagsahne.

Krieg und Religion — eine Episode: sie saß mir in der Bahn gegenüber. Eine schöne stattliche Erscheinung, mütterlich und zugleich herrschensgewohnt. Mit einem klaren Gesicht, blonden Scheiteln und gutgeschnittenem, energischem Mund. Und während ihre ruhigen Hände das Strickzeug handhabten, erzählte sie, daß sie Erweckungsversammlungen abhielte. Gegen die sittlichen Mißstände der Kriege könne nichts helfen, als daß man den Leuten ihre Sündhaftigkeit begreiflich mache und Sehnsucht nach der Gnade Gottes erwecke. Nicht weniger und nichts anderes als das Beste könne den Leuten helfen. Aber man müsse es freilich geschickt anfangen (von den Pfarrern hielt sie in bezug auf Volksverständlichkeit nicht viel). Zum Beispiel mit einem Kriegsthema locken. Etwa: Wer ist schuld an dem Kriege? Oder noch besser: Die 42 Zentimeter-Haubitzen. Dann kämen sie alle. Und dann erzählt man erst von den Geschützen. Da sollen Sie mal sehen, was das für eine Spannung gibt, weil sie doch alle wissen, es soll etwas Religiöses kommen. „Und dann sage ich" — und sie sah mich erwartungsvoll und siegesgewiß an —: „Die 42-Zentimeter-Haubitzen sollen einen Lauf von zehn Meter Länge haben — — aber noch viel länger ist der Arm der Gnade Gottes!" — — Ich dachte an das Vorspiel im „Faust": „Herr, diese dient dir auf besondere Weise!"

Im Reichstag gestern und heute Plenarsitzungen. Zweite Lesung des Etats. Eine sehr gute, kräftige und großzügige Rede Scheidemanns, mit einem vollen Bekenntnis zu dem „festen Entschluß, den Glauben der Gegner an die Besiegbarkeit des deutschen Volkes zu zerstören".

Sonnabend, 20. März.

Man sieht jetzt alles mit anderen, teilnehmenden Augen. Heute auf der Fahrt alle diese bestellten Felder, die warm und dunkel unter dem Himmel lagen, von dem ein Frühjahrsgewitter niederging. In regelmäßigen Reihen besetzt mit den kleinen weißen Bergen des künstlichen Düngers. Es sah schön und fruchtbar und hoffnungsvoll aus.

Digitized by Google

Der Reichstag hat noch einmal einen ganz großen Tag. Einmütige Annahme des Etats von allen Parteien. Mitteilung Helfferichs, daß die siebente Milliarde der Reichsanleihe schon überschritten sei.

Daneben bedeuteten die Heldentaten der Herren Ledebour und Liebknecht, so groß die Erregung war, die sie hervorriefen, im Grunde wenig. Um so weniger, als die Fraktion die Verantwortung dafür ausdrücklich ablehnte. Es war etwas mit vorauguſtlichem Augenmaß gesehen, wenn Graf Westarp angesichts dieser Ablehnung und der sozialdemokratischen Erklärung zum Etat noch eine ausdrückliche Mißbilligung der beiden entgleisten Genossen durch die Partei verlangte.

Sonntag, 21. März.

Gerade, als ich mich heute abend hingesetzt hatte, um diesen Bericht zu schreiben, ruft jemand aus der Stadt an: Es werden Extrablätter verteilt: Neun Milliarden Reichsanleihe sind gezeichnet!

Die „Vossische Zeitung" erinnert daran, daß heute vor 44 Jahren der erste Deutsche Reichstag eröffnet wurde. Seltsam berühren heute die absichtlich maßvollen Worte der Thronrede:

„Der Geist, der im deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seiner Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauch seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, die Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein... Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!"

Ich bekomme ein Protokoll von dem Rednerkurs zur Volksernährung in München. Es ist schön, zu sehen, wie systematisch und zweckbewußt allenthalben gearbeitet wird.

Die Zahl der Kochbücher steigt ins Unübersehbare!

Montag, 22. März.

Es ist der erste schöne Frühlingstag, und man denkt mit einer gewissen Erleichterung an den Osten!

Aus den Kreisen unserer Mitarbeiterinnen in der Volksaufklärung bekomme ich Briefe, daß die optimistischen Darlegungen über die Getreidevorräte bei der Reichstagssitzung schon ersichtlich den Leichtsinn gefördert haben. Man muß damit rechnen, daß der Mensch, zumal wenn ihm Unbequemes auferlegt ist, immer das Gute noch viel rosiger sieht, als es ihm gezeigt wird.

Im übrigen zeigt sich, daß man die knappe Brotration mit Kuchen auffüllt. Man wird um eine Regelung des Kuchenverbrauchs bestimmt nicht herumkommen. Wer kontrolliert, ob in dem Kuchen wirklich nur 10 % Weizenmehl sind? Und außerdem: die Kartoffeln müssen auch gespart werden.

Und wann wird man sich entschließen, die Esserei in den Wirtshäusern irgendwie unter Kontrolle zu nehmen?

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Volksernährung und landwirtschaftliche Hausfrauenvereine.

Eine Anregung von D. Herzberg.

Beim Kapitel der Volksernährung ist wohl keine Seite mehr unbeleuchtet geblieben, — die Eindringlichkeit, mit der über das Thema geschrieben, geredet und verhandelt worden ist, hat wohl auch die tauben Ohren hörend gemacht. Die Sparsamkeit, die wie ein heiliges Banner über dem Leben der deutschen Hausfrau schwebt und ihr als eine der höchsten Tugenden zugesprochen wird, ist mit neuen Farben aufgefrischt, und ein ins Heldenhafte verklärender Glanz spornt und dehnt diese Eigenschaft. Das Kochen, theoretisch und praktisch, in Versammlungen, unter 4 oder 8 Augen, in Küche und Kursen beeinflußt das Dichten und Trachten der Hausfrau mehr als je, und doch beherrscht dieses Treiben, das bis ins Kleine und Kleinste geht, ein ganz anderer Geist als in Friedenszeiten. Das eiserne Jahr ist das Jahr der Hausfrau. Ihr Tun und Lassen steht nicht mehr allein unter dem Gesichtspunkt der Familie, sondern auch des Volkes. Der erste zage Schritt der Nur-Hausfrau zu dem erhebenden Bewußtsein, Glied eines großen Ganzen zu sein, ist getan.

Aber wie hilft man diesen unsicheren Schritt zu einem festen machen, wer hilft ihr den angefangenen Weg vollenden?

Ist es nicht Pflicht der Frauenbewegung, diese Frauen, die sie aus tiefem Schlafe geweckt, nun auch an die Hand zu nehmen, und ihnen zuerst auf der Bahn, die sie gewohnt sind, Neuland zu zeigen — Neuland auf ihrem eigensten Gebiet, auf dem Gebiet der Hauswirtschaft?

Erhaltung und Zusammenhaltung dessen, was der Mann erarbeitete, war und ist die Aufgabe jeder Hausfrau. — Schaffung neuer wirtschaftlicher Werte, Beeinflussung des Absatzes und der Qualität liegen auf derselben Linie in der Richtung der Aufwärtsentwicklung.

Der leichteste Weg ist oft der, der an gegebenes sich anschließt. Denken wir an die Kriegsnot der Gegenwart, die uns fast ganz von der Lebensmitteleinfuhr abgeschnitten hat und uns allein auf Erzeugnisse unseres eignen Landes verweist, drängt sich wohl nicht jedem, der sie kennt, der Gedanke an die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine auf?

In ihnen verkörpert sich ein Teil der Hoffnungen, die der gegenwärtige Stand der Volksernährungsfrage in uns weckt, sie gewinnen Leben und Gestalt in dem zielbewußten Streben der Mitglieder, die Geflügelzucht, den Gemüse- und Obstbau, also diejenigen Gebiete, die der Frau auf dem Lande persönlich unterstehen und die augenblicklich von höchster wirtschaftlicher Bedeutung sind, in ihrer Produktion zu heben, den Absatz durch selbstgeschaffene und unterhaltene Verkaufsstellen in der Stadt zu beeinflussen. Sie umfassen Stadt- und Landfrauen, Konsumenten und Produzenten, die in regelmäßigen Versammlungen wirtschaftliche und volkswirtschaftliche Fragen erörtern, und stellen dadurch einen Zusammenschluß ganz eigner Art dar, der aber gerade deshalb auf neuem Grund neue Aussichten verheißt.

Er ist eine kerndeutsche Schöpfung ostpreußischen Geistes, entstanden aus dem Wunsche, die Frau auf dem Lande wirtschaftlich und geistig zu heben, die täglich sich verschärfenden sozialen Gegensätze zwischen Stadt und Land auszugleichen, die deutsche Volkskraft durch Eindämmung der verbreiteten Landflucht zu bewahren, die Selbständigkeit der Frau zu fördern.

Wie diese Vereine arbeiten, deren jetzt ungefähr 100 vorhanden sind, davon möchte ich absehen zu berichten. Aber ich möchte der Überzeugung doch Ausdruck geben, daß die Förderung dieser Vereine unser Vaterland unabhängiger machen wird von der Lebensmitteleinfuhr vom Ausland, daß sie einen großen Teil deutscher Frauen, die unter allzu großer Arbeitslast seufzen,

Digitized by Google

wirtschaftlich selbständiger und arbeitsfreudiger machen, und daß sie helfen werden, die Interessen der Hausfrauen volkswirtschaftlich weiterzubilden, und der Frauenbewegung manches überzeugungstreue Glied zu gewinnen.

Die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine sind meines Erachtens eine Schöpfung, die den Ideen der Frauenbewegung in jeder Weise gerecht wird, und die zu unterstützen wir in der gegenwärtigen Zeit der Sorge um ausreichende Ernährung wohl besondere Ursache hätten.

* **„Die Frauenfrage"**, das Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine, bringt in ihrer Nummer vom 15. März nachstehende Erklärung, der man nur auf das wärmste zustimmen kann:

Zu dem Plan eines internationalen Frauenkongresses.

In diesen Tagen ist an unsere Bundesvereine eine von vier einzelnen Frauen unterzeichnete Aufforderung zur Beteiligung an einem internationalen Frauenkongreß in Holland versandt worden, der über die Folgen des Krieges für die Frauen und über „verschiedene Fragen des künftigen Friedensschlusses" verhandeln soll. Wir würden es für überflüssig gehalten haben, unsrerseits über ein Unternehmen ein Wort zu verlieren, das derartig das Augenmaß für die gegenwärtigen Verhältnisse vermissen läßt und dessen deutsche Vertreterinnen ohne Auftrag von irgendeiner Organisation der deutschen Frauenbewegung, rein als Privatpersonen, gehandelt haben. Daß es für jede ernst zu nehmende Frauenorganisation in Deutschland vollständig ausgeschlossen ist, sich an diesem Kongreß zu beteiligen, ist selbstverständlich. Die für die Frauenbewegung in erster Linie verantwortlichen Frauen der anderen kriegführenden Nationen haben sich ebenso geäußert. Leider hat aber die Tagespresse in einigen Notizen und Aufsätzen die Bedeutung dieses Kongresses überschätzt, in der falschen Voraussetzung, daß die Aufforderung dazu „aus der organisierten Frauenbewegung" hervorgegangen sei. Der Bundesvorstand hat sich deshalb, um diese bedauerlichen Mißverständnisse zu zerstreuen, genötigt gesehen, die folgende Erklärung an die Tagespresse zu versenden:

„In der Presse ist hier und da Notiz genommen von einer Aufforderung zu einem internationalen Frauenkongreß in Holland, die von vier deutschen Frauen als Privatpersonen in Deutschland verbreitet ist. Der Kongreß solle über ‚die Folgen des Krieges für die Frauen' und über ‚verschiedene Fragen des Friedensschlusses' verhandeln. In solchen Notizen ist gelegentlich gesagt, daß die Aufforderung zu diesem Kongreß ‚aus der organisierten Frauenbewegung' stamme. Um Mißverständnisse zu verhüten, erklärt der Bund deutscher Frauenvereine als die Zusammenfassung der Organisationen der deutschen Frauenbewegung, daß er dem Plan dieses Kongresses vollständig fern steht. Wir würden es aufs tiefste bedauern, wenn durch das Vorgehen einzelner Personen, die keinerlei Auftrag von Frauenvereinen haben, der Anschein erweckt würde, als ob irgendein Verein der organisierten Frauenbewegung jetzt das Bedürfnis zu internationalen Unterhaltungen über die Wirkungen des Krieges verspürte. Wir sind vollständig davon durchdrungen, daß der Krieg die zahlreichen Beziehungen, die alle Kulturvölker miteinander verbinden, nicht dauernd zerstören kann, und die deutschen Frauen werden später gern daran arbeiten, diese Beziehungen in einem Sinne wieder anzuknüpfen, der ihrer nationalen Selbstachtung entspricht. Im Augenblick aber liegen für alle Frauen der kriegführenden Nationen Verpflichtungen und Interessen so ausschließlich im Rahmen ihres eigenen Vaterlandes, daß uns internationale Verhandlungen über die für den Kongreß vorgesehenen Fragen ebenso überflüssig wie undurchführbar erscheinen."

Der Vorstand
des Bundes deutscher Frauenvereine.
J. A.: Dr. Gertrud Bäumer, Vorsitzende.

Kriegsfürsorge.

* **Kriegskochkurse für Soldaten.** Der Letteverein, Berlin, hat seit Anfang Oktober v. Js. Kurse eingerichtet, in denen Soldaten Unterweisungen im kriegsmäßigen Kochen erhielten. Der Zweck des Unterrichts war der, für ihre im Felde weilenden Kameraden einfache Gerichte schnell und nahrhaft zu kochen sowie Krankennahrung — schleimige, leichte Suppen — zuzubereiten.

Die Erfolge, die der Letteverein mit diesen Kursen erzielt hat, sind so günstig gewesen, daß der Minister für Handel und Gewerbe im Einvernehmen mit dem Kriegsminister beschlossen hat, derartige Soldatenkochkurse an Haushaltungsschulen in Garnisonstädten einzurichten. Schule und Lehrkräfte arbeiten ohne pekuniäre Unterstützung; diese Kochkurse sind demnach eine Liebesarbeit im wahrsten Sinne des Wortes. Die Kosten für die Arbeit stellen sich durchschnittlich für jeden Teilnehmer auf 40 ℳ. Der Erlaß, der vom 23. Januar d. Js. datiert ist, ist zur Durchführung den Regierungspräsidenten überwiesen.

Digitized by Google

* **Einen Kriegsernährungskurs für Landfrauen** veranstalteten die Frauenvereine in Weimar. Der Kursus war aus der näheren und weiteren Umgebung sehr gut besucht und hat durch Anordnung und Inhalt der Vorträge und Demonstration seinen Zweck in ausgezeichneter Weise erfüllt.

Berufliches.

* **Der weibliche Arbeitsmarkt im Januar.** Der Arbeitsmarktbericht für den Januar, der für den Aufsatz des letzten Heftes der „Frau" noch nicht benutzt werden konnte, zeigt folgendes Bild (Bericht von 124 Arbeitsnachweisen). Auf 100 offene Stellen kamen arbeitsuchende Personen:

Männer 107 (gegen 109 im Dezember),
Frauen 138 (gegen 145 im Dezember).

Die Arbeitslosigkeit der Frauen geht also noch zurück, ist aber immer noch viel größer als die der Männer.

* **Die Zulassung der Frauen zur Prüfung für das höhere Lehramt** ist im Großherzogtum Hessen nunmehr endlich erfolgt.

* **Neue Berufskurse.** Trotz der Ungunst der Kriegszeit kann von der Leitung der Victoria-Fortbildungs- u. Fachschule in Berlin darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Nachfrage nach tüchtigen Handelslehrerinnen und Gewerbeschullehrerinnen nicht nachgelassen hat, daß vielmehr recht gute Stellen angeboten werden, für die der geeignete pädagogische Nachwuchs kaum vorhanden ist. Namentlich fehlt es augenblicklich an tüchtigen jungen Lehrerinnen für Wäscheanfertigung.

Aber auch im industriellen Leben ist zu hoffen, daß die durchgebildete weibliche Arbeitskraft wieder Arbeitsgelegenheit und auskömmlichen Erwerb finden wird. Ja, die technisch geschulte und gebildete Persönlichkeit wird sogar als höchst willkommene Arbeitskraft überall da gesucht werden, wo es sich um Hebung der inländischen Leistungen handelt. So wird die Wäsche-Industrie einen Zuwachs geschmacklich gebildeter Arbeitskräfte begrüßen. Ein neuer Wäschekonfektionskursus für Damen mit 16monatiger Dauer wird deshalb zum April von der Victoria-Fortbildungs- und Fachschule unter dem Beirat von Sachverständigen der Wäschekonfektionsbranche ins Leben gerufen. Als Schülerinnen können nur Damen mit großer Gewandtheit im Maschinennähen aufgenommen werden.

Einem anderen Kreise arbeitender Frauen will der Vorstand durch Einrichtung eines Kursus für Bureaubeamtinnen zu Hilfe kommen. Hier handelt es sich um die weiblichen Angestellten bei Rechtsanwälten, für die es an jeder Gelegenheit zu einer theoretischen Ausbildung fehlt. In einem Jahreskursus mit 4 Stunden wöchentlich (7 bis 9 Uhr abends) sollen sie eine juristische und eine bureautechnische Ausbildung erhalten, die sie auch für gehobene Stellungen befähigt. Die Berufsausbildung der Frauen und Mädchen kann in unserer Zeit nicht ernst genug genommen werden. Auskunft über alle Kurse im Bureau der Anstalt, Kurfürstenstraße 160, täglich 11 bis 12 Uhr.

* **Letteverein.** Der Betrieb der Gemeinnützigen Stellenvermittlung des Lettevereins, Berlin W., Viktoria Luiseplatz 6, hat, wie der Jahresbericht von 1914 zeigt, trotz der fünf Kriegsmonate keinen erheblichen Rückgang erfahren. In ihrer kaufmännischen Abteilung richtete sich ihr Hauptbestreben darauf, für einberufene männliche Angestellte weibliche Vertreterinnen zu empfehlen. Sogleich nach Kriegsausbruch setzte ihre Arbeit in dieser Richtung ein, und die Nachfrage nach Korrespondentinnen, Buchhalterinnen und Stenotypistinnen hat sich dauernd gehoben. Die Zahl der Aufträge für Lehranstalten und Pensionate minderte sich naturgemäß in der zweiten Jahreshälfte, ebenso die Vermittlung auswärtiger Stellungen. Dagegen waren Angebot und Nachfrage für Familienstellungen in Berlin und Umgegend kaum weniger rege, als sonst. Das Bureau macht es sich zur Aufgabe individuell zu verfahren und die Vermittlung den Wünschen der Auftraggeber und Bewerberinnen möglichst eingehend anzupassen. Es dürfte sich daher für beruflich geschulte Frauen empfehlen, sich bei etwaigem Stellungswechsel rechtzeitig an die Gemeinnützige Stellenvermittlung des Lette-Vereins zu wenden. Anmeldebogen, Statuten und ein Blatt mit Ratschlägen für Stellensuchende werden auf Wunsch gern zugesandt. Die Sprechstunden finden von 10 bis 6, Sonnabends von 10 bis 3, in den Monaten März, April, September und Oktober täglich von 10 bis 7 Uhr statt.

* **Eine Tagesfachschule für Strohhutnäherinnen** ist in Köln geschaffen worden. Die Leiterin der Kölner Berufsberatungsstelle, Fräulein von Mumm, hat es verstanden, Stadt und Staat zu gemeinsamer Errichtung dieser Tagesfachschule anzuregen, um für die deutsche Arbeiterin ein neues Arbeitsfeld zu erschließen. Die Strohhutfabriken arbeiteten bisher zumeist

Digitized by Google

mit ausländischen Hilfskräften, die mit Ausbruch des Krieges naturgemäß ausgeschaltet werden mußten. Die Tagesschule bemißt den Kursus auf acht Wochen und läßt zu jedem Kursus nicht mehr als 20 Schülerinnen zu. Der Januar brachte bereits die Einstellung der dort ausgebildeten ersten Schülerinnen in die Fabriken mit einem Tageseinkommen von 1 ℳ. Geübte Strohhutarbeiterinnen können es in der Akkordarbeit auf 70—100 ℳ Monatsverdienst bringen. Auch der Heimarbeit wird im Kölner Stadtbezirk die Strohhutfabrikation in Zukunft ihre Aufmerksamkeit zuwenden und sie zur Betätigung mit heranziehen.

* **Eine Hilfsaktion für die belgischen Spitzenklöpplerinnen** ist neuerdings unter Beteiligung der deutschen Verwaltung und der betreffenden amerikanischen Kommission eingeleitet worden. Denn die armen, hauptsächlich von der Spitzenindustrie lebenden Frauen aus Brügge, Mecheln, Gent usw. haben schwer unter den Kriegszeiten gelitten. Bei den belgischen Spitzen handelt es sich einerseits um die billigere Massenware, die gröberen handgeklöppelten Spitzen und andererseits um die künstlerischen, nur in langwieriger Nadelarbeit entstehenden „Points". Den Herstellerinnen der billigeren Massenware sucht man dadurch Absatz zu schaffen, daß das amerikanische Komitee vier große Bestellungen auf billige Taschentücher machte. Schwieriger war die Organisation für die kostbarere Spitze, die aber auch mit den großen Arbeitgebern der Spitzenmanufaktur in Gang gebracht wurde. Die Spitzen, die auf solche Weise in den Handel kommen, tragen eine besondere Bezeichnung, aus der die Käufer ersehen sollen, daß es sich da um eine Ware handelt, die zu diesem, aus der Kriegsnot erwachsenen, wohltätigen Zweck übernommen wurde.

Versammlungen und Vereine

Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins erläßt nachstehende Einladung zur XIV. Generalversammlung zu Pfingsten 1915 in Berlin.

> „Einstweilen aber mögen wir den Geist vorbereiten, in dem unser Volk die Bedingungen seines zukünftigen Lebens mitzuschaffen haben wird."

In dem Geist dieser Worte des deutschen Reichskanzlers rufen wir unsere Mitglieder zur XIV. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zusammen. Sie deuten uns unsere Pflicht, sie sollen der Stern sein, unter dem unsere Versammlung steht.

Eine Jubiläumsfeier haben wir vorbereiten wollen — eine ernste Arbeitssitzung ist daraus geworden. Heute ist nicht die Zeit, Jubiläen zu feiern, aber die Zeit, Jubiläen zu betätigen! Heute können und müssen wir, mehr als kaum je zuvor, zeigen, was die 25 Jahre, auf die unser Verein zurückblickt, aus der deutschen Lehrerin gemacht haben. In verklärtem Schimmer steht in unserer Erinnerung unser goldener Morgen in Friedrichroda. Heißer Mittag ist es geworden. In furchtbarem Kampfe stehen Deutschlands Männer an unseren Grenzen, übermächtigen Feinden zu wehren. In gesammelter Kraft bekämpfen die Daheimgebliebenen, bekämpfen vor allem die Frauen den fahlen Hunger, den man auf uns hetzt, und die heiße Not, die auf den Spuren des Krieges daherzieht. Und wohin wir blicken, stehen auch die Lehrerinnen mit in den ersten Reihen.

Schwerer aber als die Not dieser Monate, die helfende Hände von allen Seiten sich strecken sieht, ist für die Frauenwelt die, die noch kommen wird. Für unzählige Frauen wird es heißen, sich ohne Ernährer durchschlagen, ja selbst Ernährer sein für Unmündige, für Hilflose, für Alte und Kranke. Unzählige Frauen, denen es an allen Vorbedingungen dazu fehlt. Die Frage der Berufsberatung hatten wir schon als eine drängende empfunden, als wir sie zum Verbandsthema wählten: sie ist heute zur Kernfrage der Kriegsprobleme geworden, die die schwere Zeit den Frauen gebracht hat. Aber alles, was man als akademische Behandlung der Frage bezeichnen könnte, muß fortfallen; sie lautet heute nur noch: wie können wir die Berufsberatung der Frauen und Mädchen behandeln und organisieren mit Rücksicht auf die Kriegsfolgen? Diese Frage wird im Vordergrund unserer Verhandlungen stehen; sie wird eine sofortige Antwort verlangen, sie macht unsere Versammlung unaufschiebbar. Denn wer könnte diese Frage mit mehr Aussicht auf unmittelbare Beeinflussung ihrer Gestaltung

Digitized by Google

aufnehmen als die Schule, wer stände der weiblichen Jugend dabei zur Beratung näher als die Lehrerin!

Wenn die schwere Zeit, die über unser Vaterland hereingebrochen ist, eine Fülle brachliegender Frauenkraft geoffenbart hat, die nur des Weckrufs harrte, um sich zum Segen unseres Volkes zu betätigen, so hat sie andererseits die Grundmängel unserer Frauenbildung, auf die wir immer wieder hinweisen konnten, weil wir sie am eigenen Leibe erfuhren, auch für den Außenstehenden klar erwiesen: den Mangel an historischem Verständnis, an sozialpolitischem Urteil, an Bürgersinn. Die Zukunit wird dieser Erkenntnis in doppelter Weise Rechnung zu tragen haben: durch eine Umbildung der Lehrpläne und durch die Einstellung der Frau in Reih und Glied der bürgerlichen Wehrpflicht: durch das soziale Dienstjahr der Frau. Der Ruf danach ertönt heute nachdrücklich von allen Seiten. Die Gefahr, daß er in eine einseitige Richtung drängt, wenn nicht die Frauen selbst schon heute aus ihrer Kenntnis weiblichen Lebens und weiblicher Kraft heraus bestimmenden Einfluß üben, ist groß. Und hier ganz besonders gilt uns die Mahnung des Reichskanzlers, den Geist vorzubereiten, in dem wir die Bedingungen unseres zukünftigen Lebens mitzuschaffen haben werden. Diese beiden großen Fragen des Frauenlebens: die Richtung ihrer Bildung auf mitschaffendes Verständnis der Gegenwart und das soziale Dienstjahr werden weiter unseren Verhandlungen zugrunde liegen.

Damit werden die Gegenstände unserer Tagesordnung erschöpft sein. Wir haben jetzt weder Zeit noch Sinn für die Erörterung schultechnischer oder methodischer oder fachlicher Fragen. Unsere Sektionen werden daher auch keine öffentlichen Versammlungen abhalten, sondern sich mit uns ganz in der Beratung der durch die Zeit selbst aufgeworfenen Fragen zusammenfinden. Die beiden Sektionen für höhere und für Volksschulen werden je eine Rednerin für die Berufsberatungsfrage stellen.

Auch unsere Mitgliederversammlungen werden unter dem Zeichen der Zeit stehen. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß unsere Vereine auf Anträge zur Generalversammlung, soweit sie nicht in den Rahmen dieser Tagung gehören, verzichten werden. So wird neben der Erledigung der notwendigen geschäftlichen Angelegenheiten Raum für eine eingehende Erörterung der Fragen der Kriegsfürsorge für notleidende Kolleginnen sowie zur endgültigen Beschlußfassung über die Verwendung der Jubiläumsspende bleiben, die wir, dem Geist ihrer Bestimmung getreu, aber doch, der drängenden Not nachgebend, in etwas anderem als dem ursprünglichen Sinne der Jugendpflege zuwenden möchten. An die Stelle der üblichen Zusammenfassung der Tätigkeit unserer Zweigvereine soll eine solche ihrer Kriegsarbeit treten. Wir bitten unsere Vereine, einen eingehenden Bericht über diese Tätigkeit, auch wenn sie in Verbindung mit anderen Frauenvereinen oder mit Lehrervereinen geschah, an Fräulein Oberlehrerin Marta Banbau, Berlin-Halensee, Seesener Straße 54, einsenden zu wollen, und zwar spätestens bis zum 15. April. Fräulein Bandau hat freundlichst die Bearbeitung übernommen, da die häufig gestörte Postverbindung mit Tilsit die Übernahme durch Fräulein Poehlmann ausschloß, die wir überdies gern gerade in diesem Jahr entlastet sehen.

Alles Nähere über unsere eigene Tagesordnung und die Mitgliederversammlungen der Sektionen wird rechtzeitig in der „Lehrerin" bekanntgegeben. Ebenso eine Verschiebung oder Aufhebung der Tagung, falls unabweisbare äußere Gründe uns dazu zwingen sollten, eine Möglichkeit, mit der immerhin gerechnet werden muß.

Und nun richten wir an unsere Vereine die Bitte, unserer Generalversammlung, der bedeutsamsten einer, die uns je vereinigt hat, ihre tätige Teilnahme zuzuwenden. Keine festliche Veranstaltung, kein frohes, sorgloses Beisammensein kann diesmal locken: einzig und allein das Bewußtsein, daß die deutsche Lehrerinnenschaft verpflichtet ist, sich in diesem großen und schweren Jahr zur Durchführung ihrer Aufgaben in gemeinsamer Beratung zusammenzufinden, hat den Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zur Einberufung seiner Mitglieder veranlaßt. An Zahl wird die Beteiligung vielleicht gegen sonst zurückstehen: an Wucht und Bedeutung darf diese Tagung es nicht! Und die Zusammenarbeit all dieser Jahre hat uns die sichere Zuversicht gegeben, daß wir uns nicht täuschen, wenn wir die Hoffnung aussprechen, aus allen Teilen unseres Vaterlandes arbeitsbereite Kolleginnen zu Pfingsten in Berlin versammeln zu dürfen.

Berlin, im März 1915.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Helene Lange. Febronie Rommel.
Margarete Poehlmann. Dr. Gertrud Bäumer.
Elisabeth Schneider. Helene Sumper.
Thekla Gilbert.

Digitized by Google

Der Reichsverband Deutscher Schneiderinnen

veranstaltet eine Außerordentliche Tagung zur Erörterung der Frage:

Schaffung einer deutschen Mode

am 7. und 8. April 1915 in Berlin, Teltower Straße 1—4.

Tagesordnung.

Mittwoch, den 7. April, 9½ Uhr vormittags:

1. Geschichte und Ziele der deutschen Mode. Dr. Norbert Stern, München.
2. Volkswirtschaft und Mode. Referent noch unbestimmt.

Nachmittags 4 Uhr:

3. Die Aufgaben des Schneiderhandwerks bei Schaffung einer deutschen Mode. Frau Schneidermeister Sponholz, Bremen.
4. Die Mitarbeit der Künstler. Josepha Leitner, Berlin.

Donnerstag, den 8. April, 9½ Uhr vormittags:

5. Die Aufgaben des Staates und der Städte bei Schaffung einer deutschen Mode. Maria Lischnewska, Berlin.

Freie Aussprache.

Schlußwort der Vorsitzenden.

Der Reichsverband deutscher Schneiderinnen ladet zu dieser Tagung nicht nur seine Mitglieder, sondern alle Frauen und Männer ein, die bereit sind, an der Lösung der großen nationalen Aufgabe mitzuarbeiten. Der Vorstand.

Bücherschau

Neue Kriegsliteratur.

Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte: Band 1: Aus den Kämpfen um Lüttich. Von einem Sanitätssoldaten. Band 2: Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft. Von Franz Oppenheimer. Band 3: Der englische Charakter, heute wie gestern. Von Theodor Fontane. Band 4: Preußische Prägung. Von Lucia Dora Frost. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Jeder Band gebunden 1 *M*. Zur Klärung des Volksbewußtseins über die welthistorischen Vorgänge, deren Zeuge wir sind, will eine Reihe von Schriften im Verlage S. Fischer, Berlin, mitwirken, deren jede für sich zwar vollkommen selbständig ist, die aber eine Gemeinsamkeit des Gesamtwillens bekennen. Von den vier bis jetzt erschienenen Schriften fand die erste schon beim Erscheinen in der „Neuen Rundschau" große Teilnahme. Die zweite behandelt das große wirtschaftliche Problem, das den Krieg gebracht hat und das der Krieg uns bringt. Für die Schilderung des englischen Charakters, heute wie gestern, konnte man auf den „Sommer in London" von Theodor Fontane zurückgreifen, der schon vor 70 Jahren, trotz aller Bewunderung, die Schwäche Englands erkannte. Wir verweisen besonders auf die Kapitel „Das goldene Kalb" und „Die tönernen Füße".

In der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg" (Preis 50 *Pf*, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) erschien als 32. Heft: **„Freie Meere!"** Von G. von Schultze-Gaevernitz. Daß und warum die Freiheit der Meere heute in noch viel höherem Maße als zu den Zeiten Napoleons das letzte politische Ziel aller Nichtbriten ist, daß zu seiner Durchführung aber nur Deutschland allein bleibt, ist der Inhalt der Ausführungen. — 33. Heft: **„Die Ukraine der Lebensnerv Rußlands."** Von Dr. Eugen Lewicky. Der Verfasser weist nach, daß auch für Deutschland die Verdrängung Rußlands vom Schwarzen Meer und die Wiederherstellung des ukrainischen Zwischenstaates als die einzig radikale und vernünftige Lösung der osteuropäischen Frage erscheint. Eine gut orientierende ethnographische Karte des einheitlichen ukrainischen Gebiets ist beigegeben. — 34. Heft: **„Deutsche Siedlung im Osten."** Von Professor Dr. Raimund Fr. Kaindl. Der bekannte Verfasser der „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" versucht darin zum Ausdruck zu bringen, was sich nach fast dreißigjähriger Beschäftigung mit der Geschichte der Ostdeutschen und nach langjähriger werktätiger Schutzarbeit als seine Überzeugung herausgestaltet hat. Die warmherzigen, Wert und Bedeutung deutscher Vorpostenarbeit so eindringlich vor Augen führenden Ausführungen des Verfassers dürfen reger Anteilnahme sicher sein. — Das 35. Heft: **„Der Kampf um den Suezkanal"** von Dr. Richard Hennig behandelt mit gründlicher Sachkenntnis in sechs Abschnitten (1. Vorgeschichte des heutigen Kanals; 2. Englands Stellung zum Suezkanal; 3. Der Suezkanal im internationalen Kriegsrecht; 4. Die Aussichten des türkischen Angriffs auf den Suezkanal; 5. die wirtschaftlichen Folgen einer Sperrung des Suezkanals für England; 6. Die Zukunft des Suezkanals) die einschlägigen Fragen, um zum Schluß als Ziel aufzustellen, daß der Suezkanal ein internationales und unbedingt neutrales Gewässer werde, dessen Verwaltung und Beaufsichtigung niemals mehr einer einzigen Nation wie heute England anvertraut bleiben soll. Deutschlands Aufgabe ist es, im Verein mit der verbündeten Türkei für die Erreichung dieses Zieles zu kämpfen. — An das unmittelbarste Interesse wendet sich das 36. Heft: **„Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland"** von Dr. Gustav Stresemann. Das Ergebnis des gewaltigen Konkurrenzkampfes zwischen England und Deutschland, den der Verfasser uns vorführt, ist, daß alle Versuche Englands, die vor dem Kriege unternommen sind, um Deutschlands

Digitized by Google

wirtschaftliche Stellung auf dem Weltmarkt zu zerstören, abgeprallt sind an der Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft. Der Krieg muß das Ende der Monopolstellung Englands bringen. „England in Schach zu halten ist unsere politische Aufgabe, wenn wir der Welt die Freiheit des Wirtschaftskampfes wieder geben wollen, die unter Englands Monopolherrschaft heute leidet. Wir erstreben für uns keine Weltherrschaft, nicht die Unterdrückung anderer Völker, aber den freien Weg in die Meere, deutsche Stützpunkte für die deutsche Flotte genau so, wie englische für die englische Flotte bestehen, weitere Ausdehnung des Kolonialbesitzes und im übrigen den freien Wettbewerb mit allen Völkern der Erde." — In Heft 37 bespricht Karl Muthesius **„Das Bildungswesen im Neuen Deutschland".** Er geht dabei aus von dem Zusammenhang zwischen Bildung und Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, auf den Bismarck seinerzeit hinwies, und stellt Forderungen für die Zukunft auf, die sich in die eine der deutschen Schule für die deutsche Jugend zusammenfassen läßt. — 39. Heft: **„Der Kampf um die Dardanellen."** Von Staatsanwalt a. D. L. Trampe. Eine kundige, ganz besonders fesselnde Untersuchung darüber, wie nicht nur die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns an den Verbleib Konstantinopels in türkischen Händen, sondern auch die tatsächlichen Interessen Italiens, Griechenlands, Rumäniens und Bulgariens an den Ausgang des Kampfes um die Dardanellen geknüpft sind. Besonders klar tritt die große Gefahr für Italien hervor, wenn Rußland und Frankreich nach Bewältigung der Dardanellen Herren im Mittelmeer werden. — 41. und 42. Heft: **„Kriegsfinanzen."** Reichstagsrede am 10. März 1915. Von Dr. Karl Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamts. Den vielen Nachfragen nach dem Wortlaut der großen Etatsrede, mit der der neue Reichsschatzsekretär sich im Reichstag einführte, wird durch den vorliegenden, nach dem offiziellen Stenogramm gebotenen unverkürzten Abdruck Rechnung getragen.

„Gegen Frankreich und Albion." Von Anton Fendrich. Mit Titel und Kopfleisten nach Zeichnungen von Willy Planck und mit fünf Übersichtskarten und mehreren Kartenskizzen im Text. (Bücher der Zeit.) Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. (Preis geh. 1,80 *M*, geb. 2,80 *M*.) In knapper, überall fesselnder Darstellung gibt Fendrich die Geschichte des Großen Krieges von Anbeginn bis zum Unterseebootkrieg, packend, als ob er überall selbst zugegen gewesen wäre. Sein stärkster Haß gilt England und sein stärkstes Pathos: „Am 18. Februar brach der Sturm los. Ein Beben ging über den Erdball hin. Denn die Achse der Weltgeschichte verschob sich. Zum erstenmal seit Jahrhunderten sagte eine Macht der Insel die Fehde auf Tod und Leben an; der Insel, die nicht ackert und nicht pflügt und die andere Völker aushungern will; der Insel, ‚die keine Wälder hat und doch die Schiffe der ganzen Welt baut'. Über einem neuen Karthago hing wieder einmal der langverdiente Tag der Züchtigung. Mit einem Schlag bekam das Land ohne Nachbarn rings um seine Küste eine nahe Nachbarschaft der aufregendsten Art: unsichtbar und unerbittlich. Geschwader von deutschen Unterseebooten unternahmen den Pförtnerdienst zu Albions Toren. Jetzt hieß es: Hunger um Hunger! Aber anstatt des frommen Wunsches rachsüchtiger Philister auf sicherem Boden: ‚Gott strafe England!' lautete das demütige Gebet unserer Heldenmannen in den unsichtbaren Stahlkähnen: ‚Gott strafe uns, wenn wir Albion nicht beibringen, daß es wirklich eine Insel ist!'"

„Der Krieg und unsere Kinder." Anregungen für Eltern und Erzieher von Else Zurhellen-Pfleiderer. Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. (Preis 50 *Pf*.) Man hört so oft gedankenlose oder gleichgültige Antworten auf die Fragen, die Kinder über die Ursachen und Verwicklungen des Krieges stellen, daß man sich der Einsicht und Klarheit freuen darf, mit der hier eine Mutter und Kriegswitwe dem kindlichen Verständnis eine Orientierung über die erschütternden Gegenwartsfragen anzubahnen sucht.

„Feuerschein." Novellen aus dem Weltkrieg. Gesammelt von Karl Busse. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. Packend erzählte Geschichten von tapferen Männern, denen der Herausgeber nur die Fabel von wegen Mangel an Patriotismus geohrfeigten deutschen Frauen an die Seite zu stellen hat, was ja an der Front sehr erhebend wirken muß. — Mit ganz anderer Unbefangenheit schildert Fritz Müller in seinen „Erlebnissen und Geschichten vom Weltkrieg", die unter dem Titel **„Das Land ohne Rücken"** im gleichen Verlag erschienen sind. Das „Land ohne Rücken", das Land, das keinen Rücken haben darf, das nach allen Seiten hin nur sein Antlitz zeigen darf, ist Deutschland. Wie Männer und Frauen in tapferer Selbstverleugnung die ihnen gewiesene Aufgabe erfüllen, wie auch die Heimat in vollstem Maße ihre Pflicht tut, so sieht der Verfasser unser Vaterland in seiner großen Zeit.

„Kriegsküche und Kochkiste." Eine praktische Anleitung für deutsche Hausfrauen von Albertine Albrecht, Vorsitzende des Düsseldorfer Hausfrauen-Vereins. Nachdem unser Volk genügend über die Aushungerungsgefahr aufgeklärt ist, gilt es nunmehr, den Frauen des Volkes, auf die es in erster Linie ankommt, einige wenige aber praktisch in einer Kriegsküche erprobte Kochvorschriften in die Hand zu geben, nach denen sie leicht arbeiten können. Diesen Zweck erreicht das vorliegende Heftchen. Der Einzelpreis beträgt 10 *Pf*, 100 Stück kosten 9 *M*, 1000 sind für 80 *M* zu haben beim Verlag „Haushalt und Hausfrau", Düsseldorf, Bautierstr. 84. Verwaltungen und Frauenvereine werden guttun, dieses kleine Kochbuch unter den Frauen verteilen zu lassen.

„Vorträge über Volksernährung im Kriege," gehalten beim Lehrkursus des Bayerischen Landesausschusses zur Fürsorgetätigkeit für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer in München am 4. und 5. März 1915. München, Verlag von Carl Gerber. Der Bericht umfaßt in 7 Vor-

Digitized by Google

trägen einen vorzüglichen Ratgeber, der alles Wichtige wirksam bringt und das Überflüssige vermeidet. Wir verweisen besonders auf den ausgezeichneten, ebenso warmherzigen wie sachkundigen Vortrag von Helene Sumper über die Mitwirkung der Frau bei der richtigen Volksernährung.

Zur Frage der Kriegsernährung erschienen neuerdings:

Dr. **Else Kesten-Conrad** und **Clara Briese** geb. **Kesten**, „Kriegskochbuch für die deutsche Hausfrau", unter Zugrundelegung von „Minna Fischer-Des Arts, 130 Rezepte für den einfachsten Haushalt". Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1915. (Preis 1,20 *M*.)

A. Hink, „Es muß reichen!" Sparsame Volksernährung eine Bedingung unseres Sieges. Mit dem Anhang: Süddeutsche Hausmannskost (Kriegskost). G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag in Karlsruhe i. B. (Preis 30 *Pf*.)

Prof. Dr. **Martin Faßbender**, Mitglied des Deutschen Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses: „So sollt ihr leben in der Kriegszeit!" Ein Wort über zeitgemäße Volksernährung. Freiburg im Breisgau, 1915. Herdersche Verlagshandlung. Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St. Louis, Mo. (Preis 20 *Pf*.)

Dr. **W. Zimmermann**, Herausgeber der „Sozialen Praxis" und **Elise Hannemann**, Leiterin des Haushaltungsseminars des Lettevereins, Berlin: „Winke für den Kriegshaushalt", 150. bis 300. Tausend, Februar-Ausgabe. (Einzelverkaufspreis 5 *Pf*.) Zu beziehen durch den Reichsverlag, Berlin W. 35., Lützowstraße 89/90. Fernsprecher: Lützow 1262.

Dr phil **Franz Fest**, „Gemüse- und Obstbau im Haus- und Wirtschaftsgarten". Theod. Thomas Verlag. Leipzig. Geschäftsstelle der Deutschen Naturwissensch. Gesellschaft e. V. (Preis 20 *Pf*.)

„Fürst Bismarcks Frau." Ein Lebensbild von Sophie Charlotte von Sell. Trowitzsch & Sohn in Berlin SW. (Preis in Geschenkband 6 *M*, in Leder geb. 15 *M*.) Wir haben auf das schöne Buch schon früher hingewiesen. Es liegt jetzt in sechster Auflage vor und darf seinen vollgültigen Platz zur Feier von Bismarcks hundertstem Geburtstag beanspruchen.

Der

Deutsche Lehrerinnenkalender

Herausgegeben vom Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

bringt in seinem 29. Jahrgang eine eingehende Übersicht über den

Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein

seine Organisation und seine Einrichtungen.

Er wird gegen Einsendung von 55 *Pf* portofrei zugeschickt sowohl von W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34. 35, wie von der Geschäftsstelle des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreuther Straße 38, Gartenhaus. Von 6 Exemplaren ab tritt eine Ermäßigung auf 40 *Pf* ein; gegen Einsendung von 2,50 *M* erfolgt also die Zusendung von 6 Exemplaren portofrei.

Kleine Mitteilungen.

Das sozialpädagogische Seminar des Vereins Jugendheim, Charlottenburg, Goethestraße 22, beginnt seine neuen Kurse zur Ausbildung von Hortnerinnen, Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen am 8. April dieses Jahres. Der Hortnerinnenkursus dauert $1^1/_2$ Jahre und schließt mit einer staatlichen Prüfung ab. Zu gleicher Zeit beginnt ein neuer Kursus der allgemeinen Sprengelschen Frauenschule, die dem Jugendheim angegliedert ist.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.

Auskunft: Fräulein **Cl. Fernow**, Karlsruhe B., Redtenbacherstr. 16.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.

Handelslehrerinnen-Seminar.

Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Sommersemesters 8. April.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Anderson, Rosa. Wie können sich die Frauen in der Kriegszeit nützlich machen? Trier 1914. Verlagsbuchhandlung von Jacob Linz. Preis 0,40 ℳ

Durch Kampf zum Sieg! Deutsche Worte für den deutschen Krieger, gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Vogt. Hirschberg i. Schl. Verlag der Kuh'schen Buchhandlung.

Keller, Helen. Wie ich Sozialistin wurde. Autorisierte Übersetzung von Alfons Bücke. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. Preis 1 ℳ.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Arztfamilie, Mecklenburg, für vier Mädchen, 12, 10, 8 und 6 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 600 ℳ bei freier Station.

2. Zum 1. April sucht adlige Familie, Pommern, für drei Mädchen, 13, 12 und 9, einen Knaben, 11 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und perfektem Französisch. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

3. Zum 1. April sucht Gutsbesitzerfamilie, Neumark, für zwei Mädchen von 6 und 9 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Zum 1. April sucht freiherrliche Familie, Mecklenburg, für drei Mädchen von 12, 11 und 10 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und einer perfekten Fremdsprache. Musikkenntnisse erwünscht. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

5. Zum 1. April sucht Rittergutsbesitzerfamilie, Lausitz, für zwei 14jährige Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

6. Zum 1. April sucht Forstmeistersfamilie, Provinz Brandenburg, für zwei Mädchen, 14 und 8½ Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte, musikalische Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 700 ℳ und freie Station.

7. Zum 1. evtl. 15. April sucht adlige Familie, Pommern, für zwei Mädchen von 14 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musik- und Sprachkenntnissen. Gehalt 1000 ℳ bei freier Station.

8. Zum 1. evtl. 15. April sucht adlige Familie, Pommern, für ein 15½jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 800 ℳ.

9. Zu Ostern sucht Rittergutsbesitzerfamilie, Neumark, für zwei Mädchen, 9 und 11 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 600 ℳ.

10. Zu Ostern sucht Familie, Schleswig-Holstein, für drei Mädchen, 10 bis 12½ Jahre alt (zwei Unterrichtsstufen), eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 700 ℳ und freie Station.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Dr. Schloderers Privatunterricht, München

Preysingstr. 1, II u. III. Inh. **A. Däntl,** Fernruf 40 050

Gymnasialabsolutorium und sämtliche andere Prüfungen für Damen

Unterricht in ganz kleinen Kursen durch staatlich geprüfte Lehrer. Denkbar raschestes Erreichen des Ziels, da zweckm. konzentriertes Arbeiten. Getrennt von den Damenkursen: **Pension für Schüler höherer Lehranstalten. Vorbereitung schwacher Schüler auf alle Klassen und Prüfungen. — Ausgezeichnete Erfolge. Vorzügliche Empfehlungen. Prospekt durch die Direktion.**

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Busilk.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.

Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.

Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Digitized by Google

11. Zu Ostern sucht adlige Familie, Schlesien, für einen 9jährigen Knaben eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Lateinkenntnissen. Gehalt bei freier Station 800 ℳ.

12. Zu Ostern sucht gräfliche Familie in der Provinz Brandenburg für zwei Knaben, 11 und 7, ein Mädchen, 10 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und guten Lateinkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

13. Zu Ostern sucht Gutsbesitzerfamilie, Provinz Brandenburg, für zwei Mädchen von 13 und 10, einen Knaben von 7 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 700 ℳ bei freier Station.

14. Zu Ostern sucht Pastorenfamilie, Rheinland, für zwei Mädchen, 11 und 8 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 720 ℳ.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen. Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Buchhandlung W. MOESER

BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34. 35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe“** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann, M. d. R.**

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**

schreiben in jeder Nummer

die **Kriegs- und Heimatchronik,**

eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } Abschlussprüfg. staatl.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriahe m I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Müttera-ende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein **Erholungsheim** für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

BERLIN

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 8 — Mai 1915

Gedanken zur Deutschen Mode.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Immer, wenn über die Deutsche Mode gesprochen wird, fällt es einem auf, wie wenig klar die verschiedenen bei Entstehung und Ausführung in Betracht kommenden Mächte vorgestellt und in ihren besonderen Möglichkeiten und Interessen erfaßt werden. Die Erörterung ist noch viel zu allgemein und zu wenig systematisch. Sie greift hierhin und dahin, und geht sie mündlich vor sich, so redet man aneinander vorbei.

Die Sache wird aber überhaupt erst klar, wenn man sich diese Mächte im einzelnen ansieht.

Erstens: auf der Produktionsseite.

Sehen wir ab von den Industrien, die das Material zum Kleide erst schaffen, und berücksichtigen wir nur die Entstehung der Kleidung aus dem Stoff, so sind da vier Gruppen. Nämlich:

das Modehaus mit seinen höchsten Formen feiner Maßschneiderei;
die Konfektion, die Massenware herstellt;
die Schneiderin, die für eigene Kundschaft arbeitet;
die selbstschneidernde Hausfrau oder Haustochter.

Jede dieser vier Gruppen steht unter anderen Bedingungen und hat andere Interessen. Jeder entspricht eine gewisse Schicht auf der Seite der Kunden. Auch hier ist Klarheit gut.

Das Modehaus arbeitet für eine schmale Schicht der höchsten Einkommenstufe. Sie hat sich verbreitert und ihr muß die größere der Frauen zugerechnet werden, die sich dann und wann einmal, für besondere Gelegenheiten, ein Kleid im Modehaus bestellen, ohne daß ihnen ihre Mittel erlauben, seine ständigen Kunden zu sein.

Digitized by Google

Den Kleidungsbedarf der anderen Frauen decken Konfektion und Hausschneiderin gemeinsam. Und zwar in wachsendem Maße die Konfektion, in abnehmendem die Schneiderin. Die Zahl der Alleinbetriebe im Bekleidungsgewerbe ist seit 1882 von 436 000 auf 343 000 gesunken, fast um 100 000 bei gewaltig steigender Bevölkerungsziffer. Diese Ziffer (in der allerdings die männlichen Betriebe mitenthalten sind) erklärt sich (im wesentlichen!) daraus, daß die einzelne Schneiderin von der Konfektion abgelöst wird. Die Bluse behauptet seit zwanzig Jahren ihren Platz hauptsächlich als die für Konfektionsherstellung geeignete Kleidform, die der individuellen Körperform nicht zu genau angepaßt zu sein braucht, um doch zu sitzen. Überhaupt hat die Rücksicht auf die Herstellungsweise der Konfektion die Mode der letzten Jahrzehnte ohne Zweifel in stärkstem Maße beeinflußt. Man mußte Kleidformen haben, die, ohne nach Maß gearbeitet zu sein, nicht allzu schwer passen. Der Anteil der Konfektion einerseits, der einzelnen Schneiderin anderseits an der Bekleidung gestaltet sich wohl so, daß in der Großstadt das fertig gekaufte Kleid, in der Kleinstadt das von der Schneiderin angefertigte häufiger ist. Unter sozialen Gesichtspunkten gesehen, wird im ganzen vermutlich die Frau des Mittelstandes noch mehr bei der Schneiderin arbeiten lassen, während die Arbeiterin fertig von der Konfektion kauft.

Die Frau, die selbst schneidert — d. h. sich nicht nur gelegentlich eine Bluse, sondern wirklich Kleider macht, muß seltener werden in dem Maße, als die berufslose Haustochter seltener wird. Denn die häusliche Eigenschneiderei war mehr eine Sache erwachsener Töchter als der Mutter, die vielleicht noch für ihre kleinen Kinder selbst nähte, aber später doch nicht mehr die Zeit dazu fand. Auf alle Fälle handelte es sich aber wohl stets nur um Ergänzung des gekauften und bestellten Kleiderbesitzes durch ein paar selbstgefertigte Stücke, selten um das Ganze. Die soziale Schicht, in der die selbst schneidernde Frau am häufigsten ist, wird der Mittelstand sein bis in kleinbürgerliche Verhältnisse hinunter.

Man muß sich diese verschiedenen Stufen des Bekleidungsgewerbes und die Schichtung ihrer Kunden deutlich vorstellen, um die Modefrage klar zu sehen, und vor allem ihre volkswirtschaftlich-sozialen Grundlagen zu erfassen.

* * *

Das Modehaus beruht sozusagen auf dem Prinzip der finanziellen Schrankenlosigkeit. Es will und soll seine Leistungen möglichst weit ins Unerschwingliche entrücken, damit sie das Privilegium der Erlesenen bleiben. Das Geld spielt keine Rolle. Oder vielmehr: es spielt die umgekehrte Rolle; die Kleider sollen viel Geld kosten, denn sie sollen als Ausdruck wirtschaftlicher Macht und zur Betonung der letzten großen, sozialen Unterschiede dienen. Das Modehaus ist also im Geldspielraum höchstens nach unten hin beschränkt, nach oben hin kaum.

Darum ist es interessiert an raschem Modewechsel. Es ist sicher, daß seine Kunden jede Beschleunigung des Tempos mitmachen, ohne die Kosten des rascheren Wechsels durch verminderte Qualität ausgleichen zu müssen. Jede Steigerung der Veränderungsansprüche kann ihm nur lieb sein; die Damen, die dort kaufen, werden darum nicht billigere Kleider tragen.

Ganz anders ist es bei der Schneiderin, die als Handwerkerin für ihre Kunden arbeitet. Als kürzlich der Reichsverband der Schneiderinnen sich mit der

Digitized by Google

Frage der Deutschen Mode befaßte, traten auch die Handwerkerinnen für den schnellen Wechsel ein, weil sie meinten, daß darin für sie die Aussichten auf viel Arbeit und guten Verdienst lägen. Nur die Rücksicht auf die Mode, so meinen sie, veranlasse ihre Kundinnen, sich jährlich ein neues Kleid zu bestellen, sonst würden sie zwei Jahre das gleiche tragen.

Diese Argumentation, so einleuchtend sie scheint, wird doch nicht Stich halten. In den Schichten, um die es sich hier handelt, muß der raschere Modewechsel auf Kosten der Qualität gehen. Man kann bei begrenzten Mitteln nur in einem auf der Höhe bleiben: entweder im Wechsel oder in der Qualität. Will man *mehr* Kleider haben, so muß das einzelne billiger werden. Darum wird der raschere Modewechsel der Schneiderin — als Handwerkerin — letzten Endes *nicht* vorwärts helfen. Wenn die Frau des Beamten oder des Offiziers gezwungen ist, noch öfter etwas Neues zu tragen, so wird sie sich mehr an die Massenartikel der Konfektion halten, oder sie muß Schneiderinnen suchen, die billig arbeiten. Der Schneiderin ist besser geholfen, wenn wenige *gute* Arbeit verlangt und bezahlt wird, als wenn viele Bestellungen auf billige Sachen gemacht werden. Wo Qualität und Wechsel sich gegenseitig begrenzen — und das ist ohne Zweifel bei all den Frauen der Fall, die bei der Schneiderin arbeiten lassen — sollte Qualität *vor* Wechsel gehen.

In dieser Gefährdung der Qualität liegt die große Gefahr des raschen Wechsels sowohl vom Gediegenheits- wie vom Schönheitsstandpunkt. Gewiß, es ist im Wesen der modernen Lebensformen und des dementsprechenden Lebensgefühls begründet, daß wir den äußeren Menschen öfter wechseln, kurzlebige Stoffe tragen und auch den Stil rascher verändern. Es braucht kein moralischer Niedergang zu sein, daß wir den Begriff „des" seidenen Kleides nicht mehr kennen, das unsere Urgroßmutter in einem heiligen und geschonten Exemplar für die Höhepunkte ihres Lebens besaß; daß wir überhaupt auf die lebenslängliche Haltbarkeit der Stoffe nicht mehr so viel Gewicht legen, wie unsere sorgsamen Altvordern. Und doch gibt es auch heute noch einen Soliditätsbegriff, den zu übergehen Mangel an Kultur und Selbstachtung ist. Theoretisch läßt er sich nicht feststellen. Aber je feiner das Angemessenheitsempfinden, um so deutlicher lehnt es sich auf gegen minderwertiges Material, unordentliche Arbeit und alles, was unter den Begriff „Ramsch" fällt. Vom Schönheitsstandpunkt ist zu sagen, daß zweifellos der rasche Wechsel das Übertriebene, ordinär Aufdringliche stark fördert. Die Ursache wird wieder zur Wirkung. Der rasche Wechsel fördert die Extravaganz, und diese mehr auf das Reizbedürfnis als auf das Schönheitsempfinden eingestellten Formen überleben sich rasch. Das Auge wird ihrer überdrüssig und verlangt nach neuem.

Noch in anderer Beziehung ist der rasche Wechsel eine Beeinträchtigung ästhetischer Werte. Wenn die Frau mit beschränktem Kleiderbudget oft neue Kleider wegen des raschen Modewechsels haben muß, kann sie um so weniger einem anderen Anspruch genügen: der *Angemessenheit* der Kleidung an die Gelegenheit, da sie getragen wird. Wenn die Mode weniger oft das neue Kleid verlangte, könnte auch die weniger wohlhabende Frau gleichzeitig mehr verschiedene Kleider für verschiedene Zwecke haben und damit einer viel berechtigteren Schönheitsforderung entsprechen als der des Modewechsels. Bei beschränkten Mitteln führt die Sklaverei dem Modewechsel gegenüber zu den „Mädchen-für-alles-Kleidern", die zugleich für Theater und Sonntagsnachmittagsausflüge, für Eisenbahnfahrten und Besuche her-

Digitized by Google

halten müssen. Das ist, ästhetisch angesehen, ein viel unerfreulicherer Behelf als das Tragen eines „unmodernen" Kleides, und doch ist es das weit häufigere. Die Mehrzahl der Frauen fühlt sich viel unglücklicher, wenn sie hinter der Forderung der Mode, als wenn sie hinter der der Angemessenheit ihrer Kleidung zurückbleibt.

Die Erziehung des Stilgefühls, das diese Anpassung der Kleidung an Milieu und Gelegenheit empfindet, ist entschieden durch die Tatsache gefährdet, daß es das Modehaus und sein Kundenkreis ist, von denen allein die Mode für alle Schichten geschaffen wird. Eine Kultur der Kleidung ist nicht denkbar, solange die gesamte Frauenwelt nur irgendwie das Bild der „Mondäne" reproduzieren will, mit geringerem Material und nachlässiger Arbeit. Die Kleiderordnungen hatten ihren guten ästhetischen Sinn. Die weit überwiegende Zahl der Häßlichkeiten, die uns begegnen, geht auf das Konto der stillosen Nachahmung von Formen und Ausschmückungen, die auf kostbares Material berechnet sind und nun in ordinärem ausgeführt werden. Das Aussehen der Frauen ist durch nichts so gestempelt als durch diese Sklaverei vor dem Unerschwinglichen und dem mangelnden Mut zur Einfachheit und Selbstbescheidung.

Die Konfektion kommt dieser Schwäche in weitestem Maße entgegen, ja sie dient ihr auf die methodischste und erfindungsreichste Art. Ihre Technik ist geradezu darauf angelegt, auf erreichbar billigste Art den erreichbar höchsten Grad von Eleganz vorzutäuschen. Das 30-M-Kleid nach einem Modell, das entweder sehr gute Arbeit oder sehr kostbare Stoffe erfordert, ist für sie typisch. Aber in dieser ihrer ästhetisch bedenklichsten Richtung liegen zugleich ihre größten Erfolge.

In dem Zwang der „großen Mode" gehen auch die Möglichkeiten der selbst schneidernden Frau mehr und mehr unter. Die Kleider sind in Form und Schnitt nicht einfach genug, um von der fachlich ungeschulten Frau in zureichender Vollkommenheit hergestellt werden zu können. Wollte man, wie das manche Reformer der Frauenkleidung vorschlagen und wie es sicher die Kultur der Frauenkleidung in den Mittelschichten in mancher Hinsicht fördern würde, wieder in stärkerem Maße zur Selbstanfertigung der Kleidung kommen, so könnte das nur auf der Grundlage anderer, einfacherer Kleidformen geschehen, die sich nicht dilettantischer Herstellung in dem Maße versagen wie die Künstlichkeit der Modeformen. Nichts kläglicher als die von Liebhaberhand gefertigte „Taille" (ein gräßliches Wort!), deren kunstvoll anschließender Schnitt die Beherrschung von Schneidergeheimnissen fordert, die dem Laien, selbst dem geschickten, undurchdringlich sind. Andererseits hat die künstlerisch gebildete und geschickte Frau doch außerhalb der Mode, in der Freiheit, die ihr die verpönte Reformkleidbewegung schenkte, manches selbst entworfene und selbstgenähte Kleid getragen, das zweifellos viel stilvoller und schöner war, als die von Kräften dritten Ranges imitierten Leistungen der „großen Mode".

* * *

Aus dem allen ergibt sich folgende Grundtatsache für die Betrachtung aller Modefragen: Solange die Mode nur für die oberste Oberschicht gemacht wird und alle anderen darauf angewiesen sind, das nicht für ihre Mittel und Bedürfnisse Gedachte nachzuahmen, wird die Stillosigkeit eine chronische Krankheit der Frauenkleidung sein. Die Erscheinungen dieser Krankheit sind natürlich um so zahlreicher und schärfer, je ferner die „große Mode" nun noch dazu deutschem Wesen an sich

Digitized by Google

steht. Wenn es der großen Weltdame noch gelingt, sich mit allen kostbaren Künsten der Schönheitspflege nach Pariser Muster einigermaßen zu stilisieren, so muß dieser an sich unwürdige Versuch um so mehr mißglücken, je geringer der Aufwand und je hilfloser die Mittel sind, mit denen er ins Werk gesetzt wird. Die Schwierigkeit der Modefrage liegt also auf zwei ganz verschiedenen Gebieten: dem nationalen und dem sozialen. Und damit hängt es zusammen, daß das wirtschaftliche Interesse der Modeindustrie und das kulturelle der angemessenen Frauenkleidung einander scharf durchkreuzen.

Das deutsche Modehaus nimmt auch den Kampf gegen die französische Mode auf. Aber dieser Kampf will die sozialen Kalamitäten der Mode unangetastet lassen. Das deutsche Modehaus möchte — mit Recht! — neben Paris treten. Es möchte zunächst den Inlandmarkt unbestritten behaupten, dann aber auch an der Weltmode mitarbeiten, um dem Weltmarkt gegenüber ein eigenes Zentrum zu bilden. Es möchte die Einkäufer und Modezeichner des Auslandes auch anziehen können, und die vom Werkbund veranstaltete Modeschau zeigte, daß die Vorbedingungen dazu vorhanden sind. Aber eben deshalb wird die von hier ausgehende Initiative zur Deutschen Mode das in der Mode steckende soziale Problem nicht berühren. Das Modehaus wird seine Deutsche Mode für die oberen Zehntausend schaffen, wie die französische für diese Schichten geschaffen wird. Diese Deutsche Mode wird ebenso wie die französische auf die Luxusfrau zugeschnitten sein, und da unter diesen Begriff neben der legitimen Gesellschaftsdame auch die illegitime fällt, so wird wahrscheinlich auch in die deutsche „große Mode" ein Element hineinfließen, das wir gerade jetzt ihr nehmen möchten, das aber — alle Verhältnisse realistisch angesehen — unvertreibbar sein wird. Ein Element von verantwortungslosem Luxus, von offener und diskreterer Sexualität wird unvermeidlich der großen Mode dieser Herkunft anhaften. Das Mitschwingen dieses Elementes hat manche Frauen, die der Modeschau des Werkbundes zusahen, abgestoßen oder doch befremdet. Es ist in der großen Mode unvermeidbar, auch wenn es auf deutschem Boden nicht so stark hervorzutreten braucht und nicht so sehr hervortreten wird wie auf französischem. Auch die Modelle der Deutschen Modeschau waren „kokett". Aber — um die Interessen der großen Modeindustrie, der deutschen Weltmode zu fördern, kann dieser bedeutsame Zug der Mode-Konsumenten nicht außer acht gelassen werden.

Was also allen denen unter „Modereform" vorschwebt, die dieses Element zu vertreiben gedenken, wird durch die Schaffung eines Deutschen Weltmode-Zentrums an sich nicht erreicht. Viel stärker als das nationale ist das soziale Problem der Mode. Es ist aber ein ganz andersartiges, ein Problem, das unter der Herrschaft der französischen Mode etwas schwerer wiegt, aber mit ihrer Beseitigung an sich noch nicht gelöst ist.

Es könnte aber die Befreiung von der französischen Mode ein starker Anlaß sein, um auch in der Lösung des anderen Problems weiterzukommen. Ein Wort über die Wichtigkeit der beiden Fragen: die Frage, ob die oberen Zehntausend sich nach Paris oder nach Berlin kleiden, ist selbstverständlich bedeutungsvoll. Sie bestimmen die Art, wie die qualifiziertesten Kräfte arbeiten müssen. Ihre Kleidung bestimmt die deutsche Physiognomie dem Ausland gegenüber. Sie verfügen über die Möglichkeit reichsten und technisch verfeinertsten Ausdruckes für die Kultur der Kleidung.

Digitized by Google

Aber kulturell bedeutet die Kleidung der breiten Frauenschichten natürlich mehr. Man sagt nicht zu viel, wenn man in dieser Abhängigkeit der Minderbemittelten von der großen Mode den stärksten Krebsschaden der Frauenkultur sieht. Aber man muß hinzufügen, daß es ganz außerordentlich schwer ist, diesem Schaden beizukommen. Die Ansätze zu einer Reform in dieser Hinsicht stehen heute eher vor der Gefahr, ins Hintertreffen zu geraten als vor der Aussicht auf Erfüllung. Und doch muß an sie heute mit Entschiedenheit erinnert werden.

Vom Schneider-Fachstandpunkt aus werden die „Eigenkleider" mit Mitleid und Geringschätzung angesehen und die starken weltwirtschaftlichen Interessen, die im Augenblick die Bemühungen um die Deutsche Mode treiben, drängen diese Ansätze naturgemäß zurück. Vom kulturellen Standpunkt aber sind sie die wichtigeren.

Wie steht es denn mit diesen Ansätzen? Ganz abgesehen von allen Fehlschlägen und Mißgeschicken in der Ausführung ist doch eines festzustellen. Diese Kleidungsreform stammt aus Kreisen unserer höchsten geistigen Bildung. Aus solchen Kreisen, die Kultur und Besitz als zweierlei zu empfinden vermochten und gegenüber dem kapitalistischen Zwang, der alle äußere Kultur in eine Geldfrage verwandelt, das Bedürfnis und den Mut haben, die äußere Form ihres Lebens selbständig und frei zu gestalten: in Geselligkeit, Hausrat — und Kleidung. Wir erinnern uns an Häuslichkeiten geistigen Gepräges, in denen die Freiheit der Kultur von der Konvention (auch die Mode ist eine Konvention!) zu eigenem Stil geführt hat. Die Zahl dieser Häuslichkeiten ist klein. Aber man kann sagen: nur in dem Maße, als sie zunimmt, wachsen die Möglichkeiten einer Kultur der Frauenkleidung.

Es gibt zwei Wege, auf denen sich diese Lockerung des Modezwangs vollzogen hat und weiter vollziehen wird. Der eine geht von der Mode selbst aus. Der andere von ihrer grundsätzlichen Ablehnung. Die Mode selbst bietet, ohne daß man grundsätzlich aus ihrem Rahmen heraustritt, der klugen und innerlich unabhängigen Frau die Möglichkeit individueller Anwendung. Indem sie diese Möglichkeit in gesteigerter Form anwendet, kommt sie ohne grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Mode zu der Freiheit eines persönlichen Stils. Sie muß nur ihr höchstes Ziel nicht in die Verwirklichung des Begriffes „chic" setzen, der den letzten Vollkommenheitsgrad des modischen Ausdrucks, aber keineswegs der Schönheit und Kultur der Frauenkleidung bezeichnet. Vielmehr wird es die eigentlich entscheidende Frage sein, ob man in der Kleidung etwas über das Kennzeichen „chic" Hinausliegendes sucht. Wer an ihm haften bleibt, bleibt damit außerhalb der eigentlichen Kulturforderungen der Kleidung. „Chic" ist das Probierfräulein; aber die gebildete Frau stellt höhere Ansprüche an ihr Aussehen, als daß sie dem Modebild möglichst nahe komme. Und in diesem „Mehr" liegt die persönliche Kultur der Kleidung. Aber sie ist, wie gesagt, durchaus erreichbar, ohne grundsätzliche Befreiung von der Mode, als ein Hinauswachsen über sie, das weniger programmatisch und revolutionär als ein Überwinden von innen heraus ist. Man kann vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß auf diesem Wege die Erfolge gesicherter und die Entgleisungen weniger wahrscheinlich sind. Andererseits reicht er wohl nicht aus, um den Zwang der Mode gründlich zu brechen. Dazu brauchen wir die Bewegung, die unter den verschiedenen Namen der „Kleiderreform" oder der „künstlerischen Frauenkleidung" auch einen programmatischen Ausdruck gefunden hat. Sie versucht die Kleidung vorurteilslos und

Digitized by Google

ohne Befangenheit in der Modeüberlieferung nach gewissen Grunderfordernissen: gesund, dem Körper angemessen usw., zu messen. Wenn ich sage messen, so bezeichne ich damit die Grenze des Programmatischen in der Kleidgestaltung. Denn (trotz der Verteidigung, die Frau Wirminghaus in der letzten Nummer ihrer Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur" dieser Macht des „Programms" widmet), aus diesen bloßen Idealen läßt sich das Kleid nicht konstruieren. Die letzte Frage des Gelingens ist eine künstlerische, d. h. eine Frage des irrationalen Könnens. Und eine gesellschaftliche: nämlich die Frage, ob die neuen Ansprüche an die Kleidung in einer neuen Kultur des häuslichen und geselligen Lebens wirklich verwurzelt sind. Der neuen Kleidung kann die Zeitschrift, der Vortrag, ja selbst das Bild und der Schnitt nur Wegweiser sein, aber nicht Schöpfer und Lebenspender. Sie wird aus einem geistigen Milieu, nicht aus einem Programm entstehen. Und die letzte Frage ist, ob sie dieses Milieu findet.

Es ist, wie gesagt, gegenwärtig noch klein. Seine Verbreiterung ist eine große kulturelle Angelegenheit. In ihrer sozialen Bedeutung ausgedrückt, heißt sie: werden wir eine selbstbewußte, freie, von Snobismus unabhängige Mittelstandskultur bekommen, die alle guten Dinge: Schönheit, Geist, Persönlichkeit, verwirklicht und zur Geltung bringt ohne die Grundlage eines Einkommens von 20 000 *M.* aufwärts?

Wenn dies gelänge (wie es unsere Vorfahren in klassischer Zeit verstanden haben), wenn Beamte, die oft mit ungeheuren Anspannungen des Geldes und der Nerven den Stil des Kapitalismus mitzumachen beflissen sind, den Mut zu ihrem eigenen Stil wiedergewännen, wenn sie damit dem neuen Mittelstand der Privatangestellten ein gutes Vorbild der Selbstachtung gäben, so wären erst die Vorbedingungen einer sozialen Gesundung der Mode gegeben. Vielleicht aber wird diese Zeit in mancher Hinsicht dazu ein Anstoß.

Von Frauen und über Frauen.

Die Pariser Modeindustrie zieht geschickte Mädchen aus dem ganzen Lande an. Die deutsche Provinz ist schwerfälliger. In manchen Landschaften, wo die Beimischung fremden Blutes die Menschen für diese Arbeit geeignet macht, im Osten und im Westen, bleiben viele Kräfte, die nützlich sein könnten, in minderwertiger Arbeit sitzen, wie sie der Zufall bietet.

Es kommt alles darauf an, diese Zustände zu ändern. Die Führerinnen der Frauenbewegung haben da eine dankbare Aufgabe. Sie müssen aufklärend wirken, zeigen, wie wenig berechtigt das Vorurteil gegen wirkliche Handarbeit ist, wieviel dankbarer ein praktischer Beruf ist als die beliebten höheren, um wieviel sicherer eine Direktrice oder selbst eine geschickte Arbeiterin im Leben steht als das arme Wesen, das nach Privatstunden oder Malaufträgen jagen muß. Frauen der höheren Stände müssen das Vorurteil mit ihrem Beispiel durchbrechen. Die Wirkung auf die Provinz wird dann von selbst kommen.

Aus: **Deutsche Form** von Fritz Stahl.
Flugschrift des Deutschen Werkbundes. Verlag: Ernst Wasmuth, Berlin W. 8.

Digitized by Google

Carl und Marie von Clausewitz.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

I.

In den gegenwärtigen Kriegsläuften gab es oft Gelegenheit, die Zeit vor hundert Jahren zu beschwören. Und von allen Persönlichkeiten, die in ihr als führende Männer und als Geburtshelfer des künftigen Deutschlands hervortraten, wurde gewiß am häufigsten der Name Clausewitz genannt.

Zunächst wohl wegen seines strategischen Werkes „Vom Kriege". Überraschend wirken in ihm die heute noch geltenden Erkenntnisse. Clausewitz betonte schon damals die Notwendigkeit des Überwiegens der geistigen und moralischen Kräfte in der Führung; er begründete die Notwehrbedeutung von Preußens „Militarismus"; er empfahl für einen künftigen Feldzug mit Frankreich den schnellen Vorstoß über die belgische Grenze. Er betrachtete den Krieg nicht vom einseitigen Haudegen-Standpunkt, sondern als ein Mittel zum Zweck, als eine ultima ratio der Politik und ließ nie die volkswirtschaftlichen Erwägungen außer acht. Nachdrücklich wies er in seinen für die Scharnhorstschen und Gneisenauschen Heeresreformen entworfenen Plänen zur Aufstellung von Landwehr und Landsturm — sie waren die Einleitung zur Allgemeinen Wehrpflicht — darauf hin, daß durch die Einberufungen „die gewöhnlichen Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes" nicht in völlige Auflösung geraten dürften.

Diese so modernen Gedanken erregten uns neu das Interesse für diesen Mann und seinen Lebensgang. Und auch hier fand man recht Nachdenkliches. Ein Preußenschicksal, so erschien diese Existenz: karg, spröde, verkannt, ohne äußere Anerkennung, aber immer unbeirrt dem eigenen sicheren „kategorischen Imperativ" folgend, jener Pflicht, für die das Vaterland das Höchste und das eigene Behagen oder sogar der eigene Ehrgeiz Nebensache bleibt. Deutlich stellt sich das schon in seiner äußeren Laufbahn dar.

Als 1812 der König von Preußen dem Zwange Napoleons fügsam in den Bündnisdienst der Franzosen tritt, entsagte Clausewitz aus innerem Preußentum äußerlich seinem Vaterland. Kurz und ungnädig verabschiedet kämpfte er auf russischer Seite gegen Frankreich. Die Konvention von Tauroggen, die er vermittelte, brachte ihn zu seiner „unbeschreiblichen Beglückung" wieder Schulter an Schulter mit seinen Landsleuten. Sein König verhielt sich aber dem besten und in tiefster Seele treuen Mann gegenüber weiter unhold. Lange blieb ihm die Wiederkehr in die preußische Armee versagt, bei den Auszeichnungen wurde er (trotz seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Groß-Görschen am 2. Mai 1813) übergangen. Clausewitz wich und

Digitized by Google

wankte nicht. Er sagte nur: „Es ist mein Stolz, dem Vaterland zu dienen, und mein doppelter Stolz, auch unter demütigenden Bedingungen."

Erst 1814 erlangte er ein Patent als preußischer Oberst und gleichzeitig wurde endlich die sogenannte russisch-deutsche Legion zur deutschen Legion bestätigt und dem dritten Armeekorps am Niederrhein überwiesen, eine Erlösung für so viele gleich Clausewitz Vaterlandlos-Gewordene.

Später, 1818, ward er Direktor der Kriegsschule in Berlin. Er versah dies Amt mit Schweigsamkeit und weltabgewandter Zurückhaltung. Seine Muße gehörte seinem engsten Familienkreis, seiner Frau Marie vor allem, und seinen kriegswissenschaftlichen Arbeiten. Ein stilles Wirken im Schatten. Alle diese Schriften, deren Wirkung und Bedeutung die Maßgebenden noch heute anerkennen, kamen erst nach seinem Tode, von seiner Lebensgefährtin herausgegeben, in die Öffentlichkeit, und der Schlachtendenker voll Genie der Eingebung starb, ohne je ein Schlachtenlenker gewesen zu sein, in seinem einundfünfzigsten Jahre in dem bescheidenen Rang eines Generalmajors . . .

* * *

Der große Schweiger war ein reger und mitteilsamer Briefschreiber. Und am hingebendsten und bekenntnisvollsten sind die Braut- und Ehebriefe.[1])

Sie gewähren Einblick in die sonst sorgsam verwahrte innere Existenz einer Menschlichkeit, die vielfältiger, verwickelter und farbig funkelnder war, als die äußere schroff entschlossene Gradlinigkeit und Herbheit merken ließ.

Die Empfängerin dieser Briefe, die künftige Frau von Clausewitz, hieß als Mädchen Marie von Brühl.

Sie war eine Enkelin des sächsischen Brühl aus der üppigen Zeit Augusts des Starken.

Ihr Vater wurde von Friedrich Wilhelm II. als Erzieher des Kronprinzen nach Berlin berufen, obgleich das Katholische wie das Sächsische wenig zu der preußisch-friderizianischen Überlieferung zu stimmen schien.

Graf Brühl bewährte sich aber viel besser als mißtrauisch vaterländische Sorge gefürchtet hatte. In ihm war nichts vom höfisch-lebemännischen Kavalier des achtzehnten Jahrhunderts. Und seine Tochter Marie (1779 in Warschau von einer englischen Mutter geboren) entwickelte sich trotz der internationalen Mischungen in strengen, einfachen Charakterlinien; vom „galanten Sachsen", vom lebenstollen Polonien scheint nicht ein Tropfen in ihrem Blut gewesen zu sein.

Ihr Äußeres wirkte nicht so blendend wie das ihrer Schwester, der Frau Franziska von der Marwitz; doch ihre schönen blauen Augen verrieten ihr Inneres, das man mit einem Goethischen Wort „still und bewegt" nennen könnte: still in ihrer Freiheit von aufwühlender Leidenschaft, bewegt in dem starken, gleichmäßigen Strom ihres innig anteilsvollen Gemüts und in der erlebnisvollen Hingabe an künstlerische Eindrücke. Angeborene Vornehmheit und einfach zwangslose Natürlichkeit lag in ihrem Wesen.

Der alte Blücher war entzückt von ihrer hohen, schlanken Erscheinung in schwarzem Samt mit Perlen. Und Gneisenau charakterisierte sie 1810 in einem Brief

[1]) Zugänglich in dem Werk „Leben des Generals von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz," Berlin 1878.

Digitized by Google

an seine Frau: „Mit dem kultiviertesten Geist verbindet sie die größte Herzensgüte und die angenehmsten, feinsten Formen des Umgangs. Sie ist hier in Berlin eine von unseren Musterfrauen und wird dem Bilde wenig entsprechen, das man sich in Eurer Gegend gewöhnlich von den Berliner Frauen macht."

Der Eheschluß erfolgte erst nach sieben Prüfungsjahren. Mancherlei Schwierigkeiten hemmten: die soziale Ungleichheit zwischen dem unbemittelten Subalternoffizier und der Dame aus Reichsgrafenstand, danach die Kriegsgefangenschaft, in die Clausewitz als Adjutant des Prinzen August geriet.

Das seelische Klima der beiden jungen Menschen, die sich 1803 kennen lernten, ist jenes, das im Buch der Gabriele von Bülow schwingt. Während zur gleichen Zeit in der Welt der Romantik, der Welt Rahels, des Prinzen Louis Ferdinand titanidischer Überschwang, Extasen von Herz und Hirn herrschen, blüht hier ein sänftlicherer Gefühlsgarten voll bescheidener, lieblich — und nicht betäubend — duftender Blumen. Das Bekenntnis dieser Welt, die man als „christlichen Adel deutscher Nation" ansprechen kann, hört man aus den Worten Heinrichs von Bülow, des Gatten Gabrieles von Bülow: „Das Pikante, Forcierte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens." In ähnlichem Sinne liebte Clausewitz an seiner Marie die „zarte, leidenschaftslose, große Seele", die ihm in seinen oft schwankenden und quälenden Gemütszuständen Beschwichtigung bringt.

Die Brautbriefe geben einen Einblick in dieses Gefühlsreich voll Anmut und Würde, das von jener anderen Zone freigeistig romantischen Taumels weitfern im Schillerschen Abglanz leuchtet.

Clausewitz schrieb seine Briefe aus Frankreich, aus Nancy, Rheims, Soissons, wo er von 1806 bis 1807, mit seinem Prinzen, dem Bruder Louis Ferdinands, als Kriegsgefangener lebte, — übrigens mit allen Ehren, denn sie hatten sich bis zur letzten Patrone tapfer gewehrt und die schmähliche Prenzlauer Kapitulation verschmäht. Dieser Bräutigam faßt die Gemeinschaft mit dem Mädchen seiner Wahl vom höchsten und innerlichsten Standpunkt auf, sich aneinander zu entwickeln in immerstrebendem Bemühen. Das Vaterländische und die Todes- und Opferbereitschaft des preußischen Offiziers geben dabei den Grundton. Zu einer Soldatenbraut spricht ein Mann sein in der Verbannung gebundenes heroisches Sehnen aus. Ihren Besitz müsse er sich als Preis für Großes und Hohes, das er noch leisten wolle, erringen. Und der starke Gemeinschaftszug, der sie bindet, verkündet sich in dem Gruß, den Marie ihrem Ring für den Geliebten vor dem Auszug in den Kampf mitgab, er solle ihn am Tage des Ruhms und der Gefahren tragen.

Das Bild von Max und Thekla schwebt ihr vor. Doch wirkt im Idealischen dieser Preußen-Menschen immer durchdringend ein tüchtig erdhaftes Wesen, für das die Tat und nicht das Träumen und Seelensäuseln am Anfang steht. Und viel nacheiferungswerter denn die hinschwindende Thekla, steigt Marien als Wunschgestalt die Gertrud Stauffacherin auf: „ich bin dein treues Weib und meine Hälfte fordre ich deines Grams."

So spricht auch die junge Komtesse voll ernster, inniger Unbefangenheit zu dem Verlobten von ihrer Vorstellung, an seiner Seite zu sitzen als sein liebendes und geliebtes Weib und als eine glückliche Mutter.

Digitized by Google

Was Marien an Clausewitz so wert ist, die Mischung von zartem Gemüt und Verstand, die besitzt sie selbst. Sehr bemerkenswert erscheint in solcher Hinsicht ihre von Schwärmerei unbestochene, zu Ende gedachte Charakteristik Schills, die ein bezeichnendes Gegenstück zu Bettinens schwärmenden Phantasien über den hell-dunklen Helden darstellt. Auch Mariens Herz schlägt für die in seiner Gestalt verkörperte Befreiungsidee, sie dankt es ihm, daß er dem Volk Anfachung und Antrieb für den daniederliegenden Mut erweckt. Doch für sich selbst faßt sie Schill mit seiner berauschten Kühnheit, seinem kurzsichtigen Eigensinn, seinem der Sache schadenden planlosen Hin- und Herschwanken schärfer ins Auge und sagt: „Es ist ewig schade, daß dies herrliche Instrument nicht eine Hand gefunden hat, die es gehörig zu brauchen wußte." Und sehr aufmerksam achtet man weiter auch auf ihr Bekenntnis, daß sie die „Russenpassion ihrer Freundinnen nie geteilt habe". Damit rückt sie dem von ihr so verehrten Goethe nahe, der ja auch die damals notwendige Verbrüderung mit dem östlichen Nachbarn voll ahnungsvoller Abneigung ansah: „Es ist wahr, Franzosen seh ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kassuben, Samländer... selbst wenn wir all das Volk vor unseren Augen sehn, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt."

Es ist danach hübsch, daß in diesem Bild der geraden und reinen Züge kleine Menschlichkeiten nicht fehlen. Clausewitz scherzt über Maries „ordenssüchtiges Herz", das für den bewunderten Mann auch die äußeren Auszeichnungen begehrte, dabei aber, wenigstens von preußischer Seite, ziemlich unbefriedigt blieb. Sehr erinnert das an Johanna von Bismarck, die auch mehr an den Sternen und Kreuzen hing, als der mit ihnen so schwer — „ein Schlittengeschirr" nannte er es — behängte Kanzler.

Und auch das Weltkindliche lächelt aus der Stille und Gemessenheit auf. Marie tanzte gern. Und Clausewitz freut sich herzlich, vorurteilslos der lebendigen Regung und sagt dabei das gute und vernünftige Wort, das auch wir uns heute annehmen dürfen: „Sowenig diese Zeit im allgemeinen den Charakter der Freude und des Vergnügens an sich trägt, so wäre es doch lächerlich, Freude und Vergnügen überall, wo sie sich freiwillig einfinden, verbannen zu wollen. Eine solche allgemeine Buße ist nicht im Charakter unserer Zeit und Sitten, und deswegen würde es Überspannung sein, sie fordern zu wollen."

Die Gemeinschaft zwischen Carl und Marie von Clausewitz, die 1810 geschlossen, dann durch die Kriegsjahre noch mancherlei Trennungen ausgesetzt war, wurde von 1815 ab in Coblenz und später in Berlin zur festgegründeten Vereinigung. Sie brachte, wenn auch der sehnlich erhoffte Kindersegen fehlte, beiden reiche Erfüllung. Und das gültigste Denkmal und Wahrzeichen dafür ist, daß Marie als Witwe — jener anderen Marie, der Frau Marie von Bülow gleich — die kriegswissenschaftlichen Schriften ihres Gatten, die bei Lebzeiten verborgen und unerkannt blieben, der Öffentlichkeit, und damit einer anerkennungsvollen Nachwelt übergab.

Die sonst streng zurückhaltende Frau tritt hier, wo es sich um Pflicht und inneren Auftrag handelt, entschlossen aus ihrem umfriedeten Haus hervor. Sie beruft sich zur Berechtigung ihres, dem Fernerstehenden vielleicht befremdlichen, Amtes auf ihren Ehestand, „in dem sie alles miteinander teilten, nicht nur Freud und Leid, sondern auch jede Beschäftigung, jedes Interesse des täglichen Lebens". Und den

Digitized by Google

Stempel auf dieses Werk gab Clausewitz selbst, der im Vorgefühl frühen Todes oft zu seiner Frau sagte: „Du sollst es herausgeben."

Carl von Clausewitz starb 1831. Marie folgte ihm, nachdem sie sieben Bände hinausgeschickt hatte, im Januar 1836. Ihr Grabkreuz auf dem alten Militärkirchhof in Breslau, wo sie an der Seite des Lebensgefährten ruht, trägt am Sockel die Inschrift: Amara mors amorem non separat.

II.

Clausewitz selbst enthüllt sich in seinen Briefen rückhaltlos. Sie sind ihm Gelegenheiten zu unbestochener Selbstprüfung. Dieser Mann, der, von weitem gesehen, aufrecht und geschlossen erscheint, war denn doch nicht ein so einfaches Schulbuchexemplar eines „Führenden Geistes". Er litt an sich, er suchte oft unter Schmerzen und Kämpfen die innere Befestigung in seiner von äußerer Unruhe und Unklarheit gequälten Lebenslage. Hohe Forderungen stellte er an sich. In großer Wahrheitsliebe legte er dem geliebten und verehrten Mädchen Rechenschaft über die Krisen und Zweifelsanfechtungen seiner Seele ab. Einen Halt gibt ihm das in der aus den Fugen geratenen Zeit nach 1806, und oft findet er im Gedenken an sie den „ganzen entflohenen Wert des Lebens wieder". Entwicklungsstreben, ein Drang nach Aufstieg spricht aus diesen Bekenntnissen, nicht etwa unfruchtbare, schwächende Selbstbespiegelung. Freilich schmecken sie oft nach zersetzendem Gedankengift. Clausewitz enthüllt, vor allem aus der französischen Kriegsgefangenschaft, seine unbezwingliche Gemütsart, die ihn trotz „Vernunft und männlichem Mut" mit Hoffnungslosigkeit und Elend schlägt. Vergebens sucht er Beschwichtigung und Frieden; immer wieder merkt er den Bann des Dämons, den Marie in ihm ahnungsvoll erkannte, den Dämon jener „unglücklichen selbstverzehrenden Leidenschaftlichkeit". Jede Freude fällt ein „feindlicher Genius" an, schwer kämpft er gegen den „traurigen Instinkt, den die Natur in ihm wie einen bösen Gespielen seines Geistes aufwachsen ließ." Er gibt nicht nach, in diesem Krieg um sich selbst, in diesem Widerstand gegen die dumpfe Verzweiflung, im Ringen um sein bestes Teil und seine edelste Kraft, den Willen. Und da die Resignation ihm versagt ist, so wirbt er um eine „stets gespannte Kraft des Gemüts". Und bestimmend bleibt der große und zugleich demütig-ehrfurchtsvolle Gedanke, der auch uns in dieser Zeit stützen kann: daß „ein Menschenleben nur ein kleiner Punkt ist in dem Maßstabe, womit die Allmacht die Völker ordnet".

Bestimmend für Clausewitzens innere Richtung war das unerbittliche voraussetzungslose Zu-Ende-Denken jeder Frage. Bequemliche Übereinkunftsbegriffe, fingerfertige Schlagwortprägungen gab es für ihn nicht. Er war sich auch stets der Vielseitigkeit aller Dinge bewußt, er betrachtete sie prüfend wie eine Rundplastik. Jedem Urteil ging ein wirklich siebender und mahlender Denkprozeß vorher und das Urteil oder die Charakteristik war dann auch nie ein behendes bestechendes Wort, sondern immer ein innerlich gewachsenes Ergebnis.

Beispielhaft läßt sich das gut beobachten an einer Gegensatzfigur, dem Prinzen August, den er, wie schon berichtet, in die französische Kriegsgefangenschaft begleitete. Der Prinz August, Bruder des glänzenden Louis Ferdinand, war gleich diesem noch ganz ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. In beiden pulsierte, wenn sie auch gewiß überzeugte Vaterlandsfreunde waren, etwas von gallischem Kavalierblut.

Digitized by Google

Dem Herzog von Lauzun und seiner Rasse in ihrer Mischung von Tapferkeit und Koketterie sind sie verwandt. Louis Ferdinand, der natürlich die Revolution verabscheute und Napoleon, freilich mit einem Einschlag aufgestachelter ruhmdürstender Eifersucht, haßte, suchte gern den Umgang mit den vornehmen Emigranten, die in Haltung und Manieren einen Hauch der untergegangenen Grand-Seigneur-Welt immer noch ausstrahlten, und er wetteiferte mit ihnen in Schwung und Zauberei der Launen und Einfälle, in der abenteuerlichen Verwegenheit ritterlicher Künste. Louis Ferdinands dahinbrausender Schicksalsgalopp, der zwar mit Sturz und Untergang, aber doch in tragisch-jugendschöner Verklärung auf dem Schlachtfeld von Saalfeld endete, entzückt und reißt uns hin wie eine letzte Fanfare des Rittertums alter Zeiten. Sein Bruder — er hatte übrigens nach Achim von Arnims Schilderung das Aussehen eines französischen Generals „ancien regime" — scheint mehr gaskognisch gewesen zu sein. Er ging in Nancy und Soissons auf friedliche Eroberung aus, auf gesellschaftlichen Erfolg und erwarb auch durch spielend-gaukelnde Liebenswürdigkeit den Ruf: »galant, vaillant, beau, aimable . . .«

Clausewitz in seiner Sprödigkeit und Gewissenhaftigkeit litt unter diesem Ton, vor allem, wenn der Prinz bei den schöngeistigen Tees der Provinz gewandt und oberflächlich mit Namen und Titeln der französischen Literatur herumsprang, während er sich selbst, da ihm „Floskeln" unmöglich, zum Schweigen verurteilte. Er litt auch unter der Vergnügungshetze, unter dem unruhvollen, für jeden wahrhaften Eindruck unmöglichen Ausflug nach Paris. Er hielt sich zurück, soweit ihm dies vergönnt, und rettete seine aufgescheuchte Seele in das Jenseits der Mathematik, die ihn in ein „bewußtloses Dasein" einwiegt.....

* * *

Doch seine Wahrnehmungsfähigkeit, sein Weit- und Tiefblick für Menschen und Umwelt bleibt unbeeinträchtigt, ja verschärft sich. Und nicht nur „zerlegt er", wie er später einmal voll einer gewissen Bitterkeit meint, mit schneidendem Zweifel die Herzen der Menschen, sondern er betrachtet sie auch gelassen, fast wissenschaftlich als Naturprodukte, in ihren Abhängigkeiten und Bedingungen.

Die Frucht der Gefangenschaft sind eindringende unparteilich gefärbte Studien über französische und deutsche Stammeszüge im scharfen Licht vergleichenden Abwägens.

Als „Haupt-Ingrediens" des französischen Wesens stellt er fest: das „reizbare, lebhafte, aber unbeständige und deswegen nicht tiefe Gefühl", dazu die Eitelkeit, „sein eigenes Verdienst wie ein gesticktes Kleid an seinem Äußeren zu tragen". Interessant ist, wie sich diese Bemerkung mit einem Wort Stendhals deckt, der seine Landsleute, die „Lebhaft-Eitelen", les »Vain-vifs« nennt, die immer durch den Gedanken an die äußere Wirkung, an das »Qu'en dira-t-on«, geleitet werden.

Dann geht Clausewitz auf die französische Sprache ein, die in ihrem reichen Bestande an „gemachten Gedanken", an gefällig verbindlichen Formeln, den Eindruck der Wohlerzogenheit und der allen Schichten gemeinsamen Höflichkeit erweckt. Bei näherem Zusehen entdeckt man aber, daß es nicht eine Höflichkeit des Herzens ist, sondern nur eine schmiegsame Gebärde, mit der sich, ohne daß der verbindlich Lächelnde es selber merkt, die ärgste Taktlosigkeit paaren kann. Clausewitz belegt das in aller Ruhe mit schlagenden Beispielen. Folgerichtig entwickelt er aus der

Digitized by Google

eingeschränkten und dabei einheitlichen Vorstellungsrichtung der Franzosen, aus dieser Einförmigkeit der Individuen, ihre Veranlagung zum »Esprit de corps«, zum Nationalgeist, und dadurch weiter ihre Geeignetheit zum „politischen Instrument" jeder Regierung, die ihnen schmeichelt oder durch Effekte auf sie wirkt.

Diese Einförmigkeit und die dadurch begründete Lenksamkeit an einem Strang fehlt bei den Deutschen. Sie sind weniger Masse als Einzelne. Von den äußeren Merkmalen der Dinge, an denen der Franzose haftet, strebt der Deutsche auf den Kern, ja ins Abstrakte. Gefühl- und gemütstiefer wird er dabei, auch der Verstand bewährt sich eigener und beständiger: „aber", so heißt es dann, „wenn dieser Sinn das Individuum als Menschen erhebt, so schadet er sehr oft seiner Brauchbarkeit im praktischen, vorzüglich im politischen Leben".

Die Verschiedenheit selbständiger Denkwege führt zum Raisonnement, zur Kritik am Bestehenden und zersplittert den Nationalsinn. „Wir sind herzlich, treu und redlich, solange wir uns nicht selbst Gewalt antun, um des klügelnden Raisonnements wegen. Aber diese Gewalt tut der Deutsche seinem Herzen öfter an, als er sollte. Diesen ewigen Klügeleien verdankt er ein unseliges Mißtrauen. Keiner vertraut den Kräften des andern, und so auch keiner den Kräften der Nation..... Wir haben zu wenig heilsame Vorurteile; der echte Geist der Kritik, der in uns wohnt, sucht das Gute überall auf wie das Böse; er gibt also andern Nationen ihr Verdienst und deckt die Fehler der eignen auf."

Ein gewaltiges Geschehen, der eherne Hammerschlag und ein lohendes Schmiedefeuer — wie es jetzt wieder über uns kam — scheint also den Deutschen nötig, um sie läuternd zu einer unzerbrechlichen Form zusammenzuschweißen, und sie mit dem Glauben zu segnen, den ihnen Clausewitz wünscht: „Sich alles zuzutrauen, was die menschliche Natur großes vermag".

* * *

Und Clausewitz ist selbst solch ein Deutscher, ohne alle „heilsamen Vorurteile", mit unerbittlicher Kritik und mit höchsten Ansprüchen an sein Volk. Sein Patriotismus ist eine brennende Liebe, die in Vollkommenheitssehnsucht anklagt, eifert und zornig die Geißel schwingt.

Er schreckt nicht vor den härtesten Worten zurück und spricht es 1809 schonungslos aus, daß in dieser Zeit für das „arme, daniederliegende, deutsche Vaterland" viel schlimmer als die äußere Gewalt das „Gift unserer Erbärmlichkeit" ist, was unaufhörlich die gesunden Teile benagt und jede Genesung unmöglich macht. Bitter urteilt er über die, „die aus lauter Anhänglichkeit an den König sich nicht von ihrem Gehalt und aus einer gesicherten Anstellung losreißen können, die aus Patriotismus lieber auf Parade gehen als zur Schlacht, die den Namen Preußen unaufhörlich im Munde führen, damit der Name Deutscher sie nicht an schwerere, heiligere Pflichten mahnt".

Clausewitz durfte so sprechen, denn er hatte ja, wie wir aus seiner Lebensgeschichte erfahren, freiwillig die Vaterlandslosigkeit auf sich genommen, um nicht in erzwungener Bundesgenossenschaft für Frankreich fechten zu müssen.

Desto stärker bewährt sich dafür sein festgegründetes, inneres Preußentum, und dessen bedeutungsvollster Wahrspruch lautet: „Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Unglück sind viel schönere Eigenschaften der Seele als jede Art von Enthusiasmus, das sollten sich alle Männer wenigstens sagen."

* * *

Digitized by Google

In diesen männlichen, oft stahlhart geschriebenen Briefen tauchen gar nicht selten zierliche, wie mit der Rohrfeder gezogene Eindruckszeichnungen auf. Deutlich zeigt sich in ihnen die ausdrucksmächtige Schilderungskunst des geborenen Schriftstellers. Wohl sah sein Strategenblick — an Hindenburg läßt das denken — jede Landschaft auf Angriffs- und Verteidigungsmöglichkeiten an. Doch auch ein dichterisch empfängliches Auge tat sich jederzeit auf und fing sich reiche Beute.

Eine schlesische Landschaftsstimmung hält es fest: die Ebene von Frankenstein unter dunklen Wolken, in blauen Farben schwimmend, aus denen die einzelnen Türme und Gebäude wie Sterne hervorblitzten. Königsberger Brücken-Impressionen strichelt er huschig-bewegt. Besonders bemerkt man natürlich die Umrisse aus den heute wieder für uns so sehr betonten Gegenden. Das Rathaus von Löwen in seinem zierhaften Spitzenaufbau zeichnet Clausewitz nach, und belgische Edelhöfe, die zwischen Boskets von dunklen Tannen, mit runden Türmen und einem Wassergraben, das Aussehen einer kleinen Burg haben.

Klingend hallt die Stimmung der Rheimser Kathedrale von 1802 wieder; Clausewitz gibt einen Abglanz des „heiligen Scheins" der farbigen Fenster, die das „Drückend-Schwermütige der großen Massen in einen hehren Eindruck verwandeln".

Nicht nur lyrisch malt Clausewitz, sondern auch scharf charakterisierend. Sehr sinnfällig prägt er in einem Satz die polnische Wirtschaft aus: „Das ganze Leben der Polen ist, als wäre es mit zerrissenen Stricken und Lumpen zusammengebunden."

Französische Provinzgeselligkeit in Soissons mit der Schöngeistigkeit alter Damen — Prinz August ließ sich von ihnen bewundern — verspottet er: Soissons erscheint ihm mit seinen alten Mütterchen wie das „Spital von Frankreich".

Und dieser Soldat von ernsthafter Sachlichkeit hat in der Vielfältigkeit seiner Seele auch die Unbefangenheit, im Bezirk seines Berufs auf das Ästhetische zu achten.

Das Ziehen großer Truppenmassen fesselt ihn vorzüglich: „Wobei man nur nicht an unsere Revuen denken muß. Hier sind es nicht wie dort steife Truppenlinien, die sich dem Auge darbieten, sondern man unterscheidet in den geöffneten Reihen noch das Individuum in seiner Eigentümlichkeit, und es herrscht neben der ruhig fortschreitenden Bewegung viel Mannigfaltigkeit und Ausdruck des Lebens. Jeder leuchtet mit seiner Rüstung einzeln durch die grünen Zweige des jungen Waldes, und wenn schon der Mann dem Auge entschwunden ist, blitzt noch seine Waffe durch die Wolke von Staub, die sich hoch über dem Rand des Tals erhebt. Selbst die Mühseligkeit, die aus der Anstrengung spricht, wenn sich die Reihen mit ihrem Geschütz und Gepäck langsam den Berg hinaufziehen, gibt einen glücklichen Zug in dem Bild."

Diese militär-ästhetischen Eindrücke verführen dazu, Vergleichsstellen bei Goethe aufzuschlagen. Goethe hatte für solche Marschrhythmen einen empfänglich wachen Sinn. Im Epimenides dröhnt voll unwiderstehlicher Wucht der Schritt der Krieger: „Wir ziehen und ziehen und sagens nicht. Wohin, wohin, wir fragen nicht."

In der „Campagne in Frankreich" sieht man bildhaft „über Hügel und Tal des Königs Majestät sich bewegend wie der Kern eines Kometen von einem langen, schweifartigen Gefolge begleitet". Man könnte sogar glauben, daß dieser Eindruck mit seiner Kurvenmelodie an dem viel späteren Lied der Wanderjahre beteiligt sei:

Digitized by Google

Von den Bergen, zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt's sich wie Gesang....

In der „Belagerung von Mainz" wird der Auszug der Besatzung zu einer Symphonie des Gesichtssinns voll stimmungswechselnder Sätze.

Als Auftakt: „eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet"; sie trappelten heran „als habe der König Edwin seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet". Hierauf folgten regelmäßigere Truppen „ernst und verdrießlich..." „als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferde heraufritten. Sie waren ganz still gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange, hagere Männer von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß heranrückten".

Gegenwärtiger, voll seltsamen Vorahnens heutiger Erscheinungen, berührt aber der Umriß von Goethes Nachtritt am 16. Juni 1793 nach der Weißenauer Schanze: „Man sah nichts, man hörte nichts, aber unsere Pferde stutzten auf einmal, und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterscheidenden Zug gewahr. Österreichische grau gekleidete Soldaten mit grauen Faschinen zogen stillschweigend dahin, kaum, daß von Zeit zu Zeit der Klang aneinanderschlagender Schaufeln und Hacken irgendeine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und gespensterhafter läßt sich kaum eine Erscheinung denken, die sich, halb gesehn, immer wiederholte, ohne deutlicher gesehn zu werden."

Erinnert diese spukhafte Phantomspiegelung nicht an jene Schilderung des Amerikaners Davis vom Durchzug unserer Feldgrauen durch Brüssel (1914): „es war unheimlich und drohend wie der Nebel über See...", ein Nebel, „der mit den Steinen verschwamm, mit den alten Häusermauern verschmolz, hin und her wogte... und es floß wie ein Strom von Stahl, grau und geisterhaft..."

* * *

So wären wir in feldgrauer Gegenwart gelandet. Und in diese neue Zeit ragt auch Clausewitz bedeutungsvoll und -gemäß hinein. In seinen vom Napoleonischem Adlerglanz und Gloire-Rauch unverwirrten Preußentugenden, in seiner granitenen Härte der Pflicht, in seinem nur der Lebensgefährtin aufgetanen, in Vertrauen und Hingabe sich mitteilenden Gemüt führt er zu Moltke und Bismarck. Und die Ehebriefe dieser Drei sollten in einer deutschen Bücherei beieinander stehen.

Digitized by Google

Helene Adelmann †.

Ein Gedenkwort

von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Im zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift haben wir unter dem Titel: „Das deutsche ‚Daheim' in London und seine Begründerin" eine kurze Skizze des Lebenswerks von Helene Adelmann gebracht. Heute ist ihr Leben und ihr Lebenswerk abgeschlossen: am Karfreitag, den 2. April ist sie fern von der selbstgegründeten Heimat, der Zufluchtsstätte einer ganzen Generation deutscher Erzieherinnen, in Dresden gestorben. Auf dem geliebten deutschen Boden weilte sie als Flüchtige; mit ganzem Herzen bei jedem deutschen Sieg, mußte sie doch um das Schicksal der Schöpfung bangen, der seit 40 Jahren jeder Gedanke, jeder Atemzug gehört hatte.

Eine nach der anderen geht dahin von den Frauen, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts den Kampf um die Ausrüstung der deutschen Frau aufnahmen für die neuen Aufgaben, die die Zeit ihr stellte, ihn aufnahmen mit einer jungen, lebensvollen Begeisterung und der schönen Illusion, daß Vernunft und Wahrheit in heißem Ansturm über uralte Vorurteile siegen müßten. In diesem Kampf bin ich Helene Adelmann zuerst begegnet. Als im Jahre 1887 „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung" als Begleitschrift zu einer Petition an das Preußische Abgeordnetenhaus und das preußische Kultusministerium um bessere Bildungsgelegenheiten für die Frauen hinausging, als sie forderte, daß die Frau in die ihr gebührende erste Stelle bei der Mädchenbildung eingesetzt werde, als die Überzeugung so mancher Kollegin durch den Entrüstungssturm geknickt wurde, der durch die von Männern beherrschte deutsche Mädchenschule zog, da war sie es, die der ihr persönlich ganz unbekannten Verfasserin ihre volle Zustimmung aussprechen ließ. Und diese Übereinstimmung der Überzeugungen hat dem persönlichen Freundschaftsbund, den die erste Tagung der deutschen Lehrerinnen in Friedrichroda schloß, seinen nie versagenden Grund gegeben. Die Stimmung jener unvergeßlichen Frühlingstage der deutschen Lehrerinnenschaft hat über der Entwicklung der gemeinsamen Arbeit gelegen und sie zur edelsten Freude gemacht.

Helene Adelmann hatte zu jener Zeit ihr eigentliches Lebenswerk schon getan. Kaum mag ihr bei dem Kindheitsidyll in der Pfalz — ich möchte jede Mutter auf ihr Büchlein „Aus meiner Kinderzeit" (Berlin, L. Oehmigkes Verlag) hinweisen — der Gedanke aufgestiegen sein, daß sie einmal über dem Kanal einen stürmischen Kampf für die deutsche Frau durchfechten würde. 23jährig kam sie nach England, nachdem sie unter inneren und äußeren Kämpfen den Lehrerinnen-

Digitized by Google

beruf für sich durchgesetzt hatte. Die trüben Erfahrungen, die sie und andere durch das schändliche Treiben der Stellenvermittlungsagenten machen mußten, denen die schlechten, immer wieder neu zu besetzenden Stellen die besten Einnahmequellen bedeuteten, führten unter ihrer Leitung zur Begründung eines festen Bundes der deutschen Erzieherinnen zu gegenseitigem Schutz bei Stellenlosigkeit. So entstand am 15. November 1876 der Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England, der bald, nachdem er ein schönes Heim erworben hatte, die feste Burg für alle deutschen Lehrerinnen im Lande bildete.

Was hinter diesen wenigen Daten an Arbeit steckt, weiß jeder, der einmal ähnliche Unternehmungen ins Leben rief — das Mehr an Ringen und Sorgen im fremden Lande kam hinzu. Ich möchte auch an dieser Stelle die bezeichnenden Mitteilungen wiedergeben, die wir einer Mitarbeiterin aus jener Zeit verdanken, da sie wie nichts sonst geeignet sind, in jene längst versunkene Zeit hineinzuleuchten. „Die eigentliche Triebfeder in all diesem Wirken, die Feuerader, die dem ganzen Organismus Leben und Wärme verlieh, der Knotenpunkt, in dem sich seine weithin versponnenen Fäden vereinigten, war Fräulein Adelmann, die auch jetzt noch ihres Erzieherinnenberufs treulich wartete und nur ihre freie Zeit den Arbeiten für den Verein zu widmen imstande war. Und wie arbeitete sie in den ihr bleibenden freien Stunden des Tages! Das Haus ihrer Prinzipalin ist nur drei Minuten vom Daheim entfernt. Um fünf Uhr abends, wenn ihre Pflichten beendet sind, eilt sie hinüber ins Vereinsbureau — mit sicherer, bestimmter Hand rafft sie die Geschäftsfäden auf, die sie am vergangenen Abend niederlegen mußte, hört bis ins kleinste Detail die Ereignisse des Tages an und setzt sich dann an die eigene Arbeit, die Buchführung. Ihr klarer Kopf, ihr eminentes Konzentrationsvermögen helfen ihr, in kurzer Stunde dieselbe Arbeit zu bewältigen, zu der eine andere die doppelte und dreifache Zeit gebrauchen würde. Kein unordentlicher Hausbewohner, kein saumseliger oder untreuer Dienstbote ist vor ihr sicher — immer fällt das scharfe Auge gerade auf das, was sich gern verbergen möchte, aber immer geht von dem strahlenden Blick auch Liebe, Wohlwollen und Ermutigung für alle sie Umgebenden aus."

Im Jahre 1883 ist Helene Adelmann dann ganz ins Daheim übergesiedelt. Denn obwohl dieses in Magdalene Gaudian eine tüchtige, ihm ganz angehörende Kraft gewonnen hatte, nahmen die Geschäfte des Vereins jetzt so schnell zu, daß auch sie die Arbeit nicht mehr allein bewältigen konnte. So bauten denn die beiden Vorsteherinnen die Stätte aus, in die so manche junge Erzieherin im Laufe der Jahre zagend eintrat, ob ihr Wissen und Können die Probe bestehen würde, die der Verein verlangte, die Stätte, die ihr dann zur lieben, immer wieder aufgesuchten Heimat wurde, und die besonders um die Weihnachtszeit unter strahlendem Tannenbaum ein Klein-Deutschland im fremden Lande darstellte.

Bis an die Wende des Jahrhunderts gingen die Dinge nun ihren stetigen, gewohnten Gang. Für Helene Adelmann hatten sich die Geschäfte noch erweitert: sie stellte ihre Erfahrungen und ihre Arbeit auf dem Gebiet der Stellenvermittlung dem Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein zur Verfügung, um, wie sie meinte, „den Sternguckern für den Brotkorb zu sorgen". Alljährlich verband sie mit ihrer Heimatreise ein paar Arbeitssitzungen mit den Kolleginnen in der Stellenvermittlung; auf keiner Generalversammlung des deutschen Vereins, dem der Verein in England

Digitized by Google

gleich nach Friedrichroda beigetreten war, fehlte sie mit ihrem sonnigen, ansteckenden Optimismus, der ihr so viele Herzen gewann. Dann veränderte sich so manches im Vaterlande und drüben. In dem Alter, in dem man sonst zu ruhen pflegt nach getaner Arbeit, galt es noch einmal umzudenken und umzuschaffen. Die früher so unzureichenden Bildungsverhältnisse in England erfuhren eine allmähliche Wandlung. Schon seit Anfang der siebziger Jahre hatten sich die Türen der englischen Universitäten den Frauen geöffnet. Eine private Gesellschaft, bei der Max Müller, der Oxforder Professor, eine der treibenden Kräfte war, hatte **High schools** für Mädchen in immer steigender Zahl begründet, in denen diese dasselbe Wissen wie die Knaben erwerben konnten. Mehr und mehr ward es Sitte, die Mädchen diese Schulen besuchen zu lassen. Wo man Erzieherinnen suchte, verlangte man wenigstens die gleichen Kenntnisse, die die **High schools** übermittelten. Wo aber war die deutsche Erzieherin, die aus der Heimat die von der Mädchenbildung ausgeschlossenen Fächer Mathematik und Latein mitgebracht hätte? So sah man sich plötzlich vor Verhältnissen, die vielleicht für den Verein verhängnisvoll geworden wären, wenn nicht endlich die Wandlungen im vaterländischen Frauenbildungswesen, die so lange ersehnt und erwartet worden waren, ihre Verwirklichung wenigstens begonnen hätten.

Für die deutsche Lehrerin wurde ein kleiner Teil der Hoffnungen erfüllt, mit denen man 1890 an die Gründung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins gegangen war. In höherem Maße als bisher verwertete man ihre Arbeit an deutschen Schulen. Besonders wurde sie für fremde Sprachen gesucht. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, die für den Unterricht auf Mittel- und Oberstufe unerläßlichen Studien im fremden Lande selbst zu betreiben. Die Gelegenheit dazu war in England gerade für Lehrerinnen nicht in der erforderlichen Weise zu finden. Da richtete der deutsche Lehrerinnenverein in seinem Heim in London mit tüchtigen Lehrkräften unter der Leitung von Frl. **Maria Horn** seine Kurse ein, die nun in anderer Weise als früher ein Mittelpunkt für alle die wurden, die nicht ihre Lebensarbeit in England suchten, sondern hier nur die Vorbereitung für die Lebensarbeit daheim finden wollten. Bis der Krieg hereinbrach, hat die eifrige Schar der Kursistinnen das Londoner Heim bevölkert — wird eine neue Generation ihnen folgen?

Die sich diese bange Frage in den letzten Monaten oft gestellt hat, wird die Antwort nicht mehr vernehmen. Es wird Sache ihrer Freunde und Vereinsgenossinnen sein, zu versuchen, ob die alten Fäden sich aufs neue knüpfen lassen. Aber ob in der altvertrauten Form oder einer neuen, in irgendwelcher Weise muß und wird es gelingen, dem Gedächtnis von Helene Adelmann Zukunft zu sichern. Der Hebung und erhöhten Bildung der deutschen Lehrerin hat ihre ganze Arbeit gegolten: ihr auch in der Fremde die Schätzung zu erringen, die nur dem gediegenen Wissen und Können zuteil wird, und ihr wiederum für das Vaterland die Ausrüstung zu geben, die es ihr ermöglicht, eine wirkliche Vermittlerin fremden Lebens und fremder Sprache zu sein. Darin liegen Fingerzeige genug, um ihr Werk fortzusetzen und so „dem Augenblick Dauer zu verleihen".

Mit der „Frau", das sei hier noch dankbar erwähnt, hat sie ein besonders enges Band verknüpft. Sie hat zu ihren Mitbegründerinnen gehört. Sie war sich voll der Aufgabe bewußt, die sie zu lösen hatte, und hat mit eindringendem Verständnis die Wandlungen verfolgt, die ein Blatt wie das unsere in einem

Digitized by Google

Vierteljahrhundert durchzumachen hatte, wenn es bei dieser Lösung nicht versagen sollte. Unermüdlich hat sie für seine Verbreitung gewirkt; auch „Die Frau" war eines der Bänder, die den deutschen Verein in England fest mit dem Mutterlande verknüpften.

* * *

Das Geheimnis ihres Erfolgs lag bei Helene Adelmann klar auf der Hand: es bestand, wenn man auch ihrer seltenen Organisationsfähigkeit und Energie einen großen Anteil daran zusprechen muß, doch in erster Linie in ihrer völligen Selbstlosigkeit. Ich habe keinen Menschen gekannt, der so ganz in seinem Werk aufging. „Der Verein" war ihr Stichwort; was sie nie für sich selbst getan hätte, Bittgänge und Dankschreiben und die Erfüllung lästiger Formalitäten, alles wurde ihr leicht, wenn es sich um den Verein handelte, oder auch nur um ein einzelnes Mitglied, dem zu helfen die eigene, allzeit offene Hand nicht ausreichte. Kein Nebeninteresse, keine Liebhaberei lenkte sie jemals ab. Es kam ihr dabei zu Hilfe, daß sie eine unkomplizierte Natur war. Was sie tat und sagte, war einfach, von absoluter Echtheit und Zuverlässigkeit. Als wir einmal in ihrer Gegenwart im Jargon der ehemaligen Hegelschüler die einfachsten Gegenstände und Vorgänge metaphysisch umschrieben, meinte sie lachend: „Ich merke schon, ihr nennt das Kind Philippinchen, ich nenne es Binchen." Sie nannte das Kind immer Binchen. Kein Vereinsmitglied hat sich je über einen Mangel an Deutlichkeit bei einer Rücksprache mit ihr zu beklagen gehabt, keines aber auch über einen Mangel an Tatwillen und Tatkraft, wenn es galt, sie aus irgendwelcher Fährlichkeit zu lösen, auch wenn sie selbstverschuldet war.

Und diese Echtheit und Zuverlässigkeit hatte auch ihr Deutschtum. Pfälzerin von Geburt, ist sie ein Kind der schönen Pfalz geblieben mit unverfälschten Heimatlauten, trotzdem sie fast ein halbes Jahrhundert auf englischem Boden lebte. Wenn sie noch in den letzten Tagen, ehe der schnelle, sanfte Tod sie hinwegnahm, den sie sich immer gewünscht hatte, davon sprach, sie träume immer von London, so war es gerade der Gedanke an das deutsche Heim, daß sie dort errichtet und so wohnlich und freundlich gestaltet hatte, der Gedanke an die Zukunft der Deutschen drüben, der ihre Seele erfüllte. Mit besonderem Stolz und der ihr eigenen hausmütterlichen Würde hatte sie nacheinander zwei deutsche Kaiserinnen dort begrüßt und ihnen alle die Einrichtungen gezeigt, die sie für deutsche Landeskinder geschaffen, — Tausende dieser Landeskinder waren hindurchgeschritten durch die Häuser in Wyndham-Place — kein Wunder, daß die Gedanken und Träume der 73jährigen bis zum Ende ihres Lebens um diese Schwelle spielten.

Ein guter Mensch ist dahingegangen. Für ihre Freunde zu früh; für sie selbst war es recht so. Wiederanknüpfen, was so gewaltsam zerriß, wäre gleichbedeutend gewesen mit Enttäuschungen und Sorgen, die Jüngere leichter tragen. Dank und Liebe folgen ihr nach; sie gehörte zu den Menschen, die es uns leichter machen, den Gedanken an eine steigende Entwicklung zum Guten festzuhalten.

Digitized by Google

Wie ich es den Kindern sagte.[1]

Von

Margerit Paquin.

Nachdruck verboten.

Ich hätte nie gedacht, daß man fremde Kinder, bei denen man nur gerade des Nachmittags ist, so lieb gewinnen könnte. Ein gemeinsames Erlebnis kann genügen und einen so nah aneinander bringen, daß man sich nie mehr ganz fremd wird innerlich. So hatten auch wir unsere helle Stunde, an einem Nachmittag draußen im Wald.

Die Kinder hatten mich schon oft gefragt: Tante, kommst du heute mit zum Rodeln? Und immer hatte ich mich um die richtige Antwort gedrückt, wenn ich auch vor hatte, ihnen von unserem kleinwinzigen Kind zu erzählen. Alice, die Älteste, wußte es schon. Kurz vor Weihnachten waren wir einmal zusammen durch die hellen Straßen gegangen, und ich hatte sie raten lassen, was Max' und mein schönstes Weihnachtsgeschenk sei. Ich bekäme es aber erst zum Sommer fertig. Und nach langem vergeblichen Raten — Rauchservice und Schlummerrolle wollten durchaus nicht passen — fand sie es, als ich sagte: Es kann schreien, auch ohne daß man es auf den Bauch drückt. Da war die Freude groß. Nun sollten es aber auch die anderen Kinder wissen.

Ehe ich zu ihnen ging, erstand ich noch fünf Pfannkuchen, trotz Kriegszeit, denn bei den Kindern, wenigstens diesen, ist das Festliche sehr durch Materielles bedingt. Und festlich sollte der Nachmittag werden. Der Jubel, als ich frage, wer mit mir in den Wald gehen will! Sie ziehen sich ganz rasch an, schnell werden noch meine Arme für den Hin- und Rückweg verpachtet (der „Rote Kreuz-Arm" ist besonders beliebt), und dann ziehen wir los. In der Stadt hübsch manierlich, auch im Wald noch, solange viele Menschen da sind. Aber schon fangen die Spiele an. „Wieviel Schritte sind es bis zu dem Baum an der Ecke?" Jeder muß raten, ich zuletzt, weil sie doch sonst alle meine Zahl sagen, und dann marschieren wir auf das Ziel los; wer am richtigsten geschätzt hatte, wird Kaiser; und die Freude ist groß, wenn die Tante einmal Bettelmann geworden ist. Oder wir sehen uns Spuren im Schnee an, feine, zierliche Vogelspuren, Häschenspuren, und die plumpen Abdrücke von Menschenschuhen. Walter sagt, er will jetzt immer wie ein Hase gehen, im schönen frischen Schnee, das sähe dann auch schöner aus. Und wir üben alle, erst zwei Schritte, und dann einen Hopser mit beiden Füßen zugleich.

Tiefer im Wald drin ist es feierlich still und geheimnisvoll, und ich freue mich, wie all die Schönheit auch die Kinder zwingt, schön zu denken und zu reden. Sie erzählen mir ihre geheimsten Gedanken, Pläne, Hoffnungen und Erlebnisse, und

[1] Vgl. den Artikel im Januarheft dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

die Grete sogar ein Märchen, das sie sich selbst einmal ausgedacht hatte, von einer Schneeflockenkönigin. Wir kommen an dem Weg vorbei, den Max und ich „Schön-Frauenweg" getauft haben. Eine Birkenallee zwischen lauter Kiefern. Wir wollen erst im Frühling dort gehen, wenn ganz kleine Blätter an den Birken sind, und dann wollen wir sehen, ob uns dort nicht eine schöne Böcklin-Frau entgegen kommt, denn von ihr hat der Weg seinen Namen. Das bleibt aber unser beider Geheimnis.

Die Kinder sehen inzwischen begehrlich nach der geheimnisvollen Tüte. Also raten! und als sie es nicht gleich finden, dürfen sie ein bißchen von außen drücken — und die Begeisterung ist groß; denn daß die Tante, die immer predigt, wie sparsam und bescheiden man sein müßte, um mitzuarbeiten an dem großen Werk dieser Zeit —, daß dieselbe Tante jedem einen Pfannkuchen, noch dazu einen gefüllten, spendieren konnte, das schien ihnen denn doch unmöglich. Nur Evchen ist ein bißchen betrübt, weil sie keine Pfannkuchen mag. So bleibt einer übrig, und das ist gut; denn wie wir so ein bißchen weiter durch den Wald gehen, steht da bei einer eingebuddelten Batterie ein Posten. Zu dem stapfen wir hin, und ich frage, ob er Hunger hat. „Na und ob", meint er und lacht über so eine Frage. Und dann biete ich ihm den Pfannkuchen an. Aber er darf ihn nicht nehmen, weil er auf Wache ist, und erst in drei Stunden wird er abgelöst. So lege ich denn das Päckchen auf einen Kilometerstein dicht bei ihm; wir sagen noch, er soll es sich schmecken lassen, und dann gehen wir weiter und überlegen, ob er ihn sich gleich holt oder später. Umdrehen wollen wir uns nicht gleich, er könnte sonst verlegen werden, und als die Kinder es doch tun, ist es schon zu dunkel, und wir sind zu weit weg. Immerhin ist der Fall noch lange nicht erledigt, und als Alice und Grete sich schon lange in den Wald geschlichen haben, um uns später wieder zu überfallen, reden die beiden Kleinen noch erregt auf mich ein. Kurz darauf entwickelt sich eine Schneeballschlacht; denn wir werden wirklich überfallen, ohne es zu ahnen. Wir balgen uns, bis Evchen zu weinen anfängt, weil sie einen Schneeball ans Ohr bekam.

Nun nach Hause! Das ist der allgemeine Wunsch. Und auf dem Heimweg, damit sie nicht müde werden, fange ich an: Ratet mal, was für Besuch wir im Sommer bekommen.

„Deine Mutter?" Nein. „Dein Bruder?" Nein, auch nicht. Sie raten alle Bekannten durch, sogar „Tarraschen, das Hundchen" wird nicht vergessen.

Es ist ganz, ganz kleiner Besuch, Alice weiß es schon. Da schreit die Grete auf: „O ich weiß, o ich weiß!" flüstert Alice etwas ins Ohr, und die nickt. Nun müssen noch die beiden Kleinen raten. Evchen sagt schließlich ein bißchen unsicher: „Der Storch?"

Ach, was du nicht sagst! Was soll ich mit so einem Vogel?

„Nein, ich meine, bringt dir der Storch ein kleines Kind?"

Beinah richtig, ein kleines Kind bekommen wir, aber der Storch hat mir noch nichts gesagt. Denk doch, wie unpraktisch das wäre! Und nun malen wir uns das erst einmal recht aus. Wie das kleine Kind da im Winter frieren müßte; denn es hat doch noch gar nichts anzuziehen. Und wenn es regnet, dann würde es sicher weinen. Das gefällt den Kindern sehr, und sie helfen mir beim Ausmalen: Dann wird die Mutter Angst haben um ihr kleines Kind; vielleicht sind

Digitized by Google

sie eben umgezogen, dann weiß der Storch die neue Adresse noch nicht. Und ob er ihm nicht leicht einmal weh tut mit seinem spitzen Schnabel?

So unpraktisch kann doch der liebe Gott gar nicht sein! Ja, aber wie ist es denn wirklich?! Das Evchen macht vor Begierde auf die Fortsetzung lauter kleine Sprünge an meiner Hand.

Ja, wie ist es wirklich!?

Bringt denn der Storch auch dem Apfelbaum die Äpfel? — Nein, die wachsen doch dran.

Ja, nicht wahr? Wenn im Frühling die Blüten abgefallen sind, sitzen lauter winzig kleine Äpfelchen an den Zweigen. Und der Apfelbaum denkt: Ob das wohl im Herbst schöne rotbackige Äpfel sein werden? Und dann scheint die Sonne so schön warm im Sommer, und der Regen kommt, und die kleinen Äpfelchen wachsen und wachsen, und der Apfelbaum hat viel zu tun, um sie alle satt zu machen, denn sie wollen essen und trinken, und das muß er ihnen aus der Erde holen. Dann kommt der Herbst, und die Äpfel sind wirklich rund und rotbackig geworden. Da sagen sie: Nun wollen wir auch nicht mehr so zu Hause sitzen, nun wollen wir selber sehen, wie es auf der Welt aussieht. Und plums, fallen sie herunter, einer nach dem anderen. Und die Kinder rufen: Ei, die schönen Äpfel, und suchen sich gleich die schönsten aus.

Und so, ganz genau so ist es auch mit den kleinen Menschen. Die sind auch schon lang, ehe sie geboren werden, bei ihrer Mutter, wie die kleinen Äpfelchen beim Apfelbaum. Und die Mutter sagt auch: Ob das wohl einmal mein rundes, rotbackiges Kind wird? Und dann wächst das kleine Kind und wächst, und eines Tages ist es wirklich so groß geworden, wie ein richtiges, kleines Menschenkind. Dann sagt es auch: Nun will ich sehen, wie es auf der Welt aussieht, ich bin jetzt groß und stark genug, und dann wird es geboren.

Das ist doch viel schöner, als wenn der Storch es aus dem Teich holen müßte, nicht? Evchen ist begeistert, Walter nachdenklich, er läßt aber meine Hand keinen Augenblick los, und Alice streichelt von rückwärts leise meinen Mantel und sagt: So eine Tante! — — Und nun wissen sie auch, daß bei mir schon ein ganz kleines Kind ist, noch winzig, winzig klein. Aber es wird schon wachsen und vielleicht, im Sommer, dann ist es stark genug, daß der liebe Gott sagt: So, du Kleines, jetzt darfst du dir mal meinen Sonnenschein ansehen. Und sie verstehen, daß ich nun nicht mehr gut mit ihnen rodeln kann. Denn wenn wir (nach berühmten Mustern) in „den" Graben fahren, kann es sich doch sehr leicht weh tun, denn es ist doch so klein und zart, und dann denkt es: Ich glaube, meine Mutter hat mich gar nicht lieb; sie hütet mich ja so schlecht. Und wenn ich schlechte Laune haben will, denkt es auch: So was kann ich mir später auch erlauben.

Seht ihr, nun haben wir ein Geheimnis zusammen, ist das nicht fein? Begeisterte Zustimmung. — Und wenn sich die Leute wundern, warum wir so vergnügt sind, denken wir einfach: Etsch, wir wissen etwas, was ihr nicht wißt.

Darauf sind wir sehr vergnügt heimgegangen, haben noch ein Auto getroffen mitten im Wald und ganz geblendet von den Laternen im tiefen Schnee an der Seite gestanden, und die Kinder waren selig, als auf ihr Hurrageschrei ein paar männliche Stimmen wieder mit Hurra antworteten.

Digitized by Google

In der Stadt fragten sie alle Augenblicke: Nicht, Tante, die wundern sich auch, warum wir so vergnügt sind. Aber wir verraten es nicht. Und ich konnte nur bestätigen: Ja, die wundern sich auch.

Die Kinder werden nicht immer mit so reinen Gedanken an die Dinge denken, wie an jenem Nachmittag. Ich habe es sogar selber schon erfahren müssen. Dazu sind sie zuviel mit anderen Kindern zusammen, denen niemand sagte, wie „künstlich und fein" das Natürliche ist. Aber vielleicht erinnern sie sich später einmal, wenn das Wunder des Apfelbaums selber an ihnen wahr werden will, an einen Nachmittag im Wald, wo sie so froh über dem allen wurden, daß „jeder sich wunderte". Und vielleicht erwacht zugleich damit die Sehnsucht in ihnen, auch ihren Kindern solche Freude zu schaffen, und sie, nun von der Warte des Wissens aus, von neuem mit ihnen zu erleben.

Sein eigener Herr sein!

Von

Cyriel Buysse.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.

Nachdruck verboten.

An der Grenze zwischen Ost- und West-Flandern waren sie geboren und hatten sie stets gelebt — in einem einsamen Häuschen auf einer weiten Ebene, inmitten heller, fruchtbarer Auen, am fernen Horizont von hohen Pappeln begrenzt, hinter denen niedrige Hügelkämme in der Ferne wie dunstige Schatten mit der blauen Luft verschmolzen.

Das weiße Häuschen hatte hellgrüne Fensterläden und ein rotes Ziegeldach. In dem Vorgärtchen, das ein niedriger Staketenzaun von dem Sandweg trennte, wanden sich an der weißen Mauer rote Stockrosen empor, die frisch und stolz, wie strahlende Gesichter, in die herrliche Landschaft hinausschauten, und große gelbe Sonnenblumen, die müde ihre schweren Köpfe hängen ließen. Ein Riesen-Nußbaum spendete dem ganzen Anwesen in heißen Sommertagen herrlich kühlen Schatten. Hinter dem Haus lag der kleine Acker, einhalb Hektar groß, durchschnitten von einem graden, tiefen Pfad, der zu beiden Seiten wellenförmig geneigt war, wie ein offenes Buch.

Es war ihr Eigentum, und viele Jahre voll Glück und Frieden hatten sie hier zu dreien verlebt: die alte Mutter, die einzige Tochter und der jüngste Sohn. Der ältere war in einem fernen Dorf verheiratet.

Die Mutter versorgte den Haushalt. Romaine arbeitete im Sommer auf dem Feld und klöppelte im Winter schöne Spitzen. Xaver war Schmiedegeselle bei dem Dorfschmied.

Sie hingen an dem kleinen Eigentum mit großer, fast zärtlich inniger Liebe. Ihr nettes Häuschen, das dem einzig benachbarten anderen Haus gegenüberstand, die ganze freundliche Umgebung, der nadelspitze Kirchturm des Dorfes, die in der Sonne funkelnden roten Dächer unter den Bäumen — all das war ihnen so lieb und vertraut. Es war ihre Freude, wenn sie an stillen Sommerabenden arbeitsmüde vor der niederen Tür kauerten, dem Summen der Mücken und dem Zirpen der Grillen lauschten und sprachlos dem Wunderschauspiel der in goldener Wolkenpracht untergehenden Sonne zuschauten. Dann fühlten sie unbewußt voll Seligkeit

Digitized by Google

die Poesie der Dinge, die dünne, reine Luft glitt schmeichelnd über die blühenden Felder und brachte süße Düfte mit. Die letzten Abendschwalben setzten unter langen, leisen Rufen in stets sich wiederholenden Kreisen einander nach, hinauf in hohe Sphären. Die Rosen an der goldig leuchtenden Mauer strahlten wie frische Mädchenwangen. Die im Abendrot in feurigem Orange glühenden Sonnenblumen wandten ihre schweren Köpfe dem brennenden Westen zu, im Widerschein der reichen Herrlichkeit von Strahlen umkränzt, als wären sie selbst Sonnen, die warmen, guten, stets wachenden Sonnen des still glücklichen, gemütlichen Häuschens. All diese Pracht fühlten sie innig tief; sie empfanden sie als ihr Eigentum, eins mit dem Besitz ihres Hauses und Ackers, eins mit der freien Unabhängigkeit, die ihnen erlaubte, „ihr eigener Herr" zu sein. Und frommen Herzens dankten sie Gott für alles, was er ihnen vor so vielen anderen, weniger Bevorzugten geschenkt hatte.

So war es gewesen, solange die alte Mutter lebte. Doch nun war sie gestorben, und der älteste Sohn, der sonst so selten gekommen, war nun sofort da und verlangte sein Erbteil. Sie konnten es ihm nicht auszahlen und mußten Haus und Acker verkaufen. . . .

Xaver und Romaine saßen in dem totenstillen Häuschen, das ihnen nicht mehr gehörte, und sprachen über ihre Zukunft.

Draußen stürmte ein grauer, feuchter Novembertag. Die langen braunen Nußbaumblätter wirbelten wie schmutzige Lederlappen vor dem traurigen Haus hin und her oder fielen wie totgehetzte Vögel in den Schmutz des Weges hinab. Weithin über die kahlen Felder, über die sich an manchen Stellen noch das Rübenkraut wie eine feuchtgrüne Decke breitete, trieben in scheuer, gejagter Flucht krächzende graue und schwarze Rabenscharen.

Still saßen sie da und grübelten. Sie hatten Heimweh. Xaver starrte, das Pfeifchen im Munde, in das flackernde Herdfeuer. Romaine rückte so nahe wie möglich an das vielteilige Fenster, um den letzten Schimmer des stumpfgrauen Tageslichts zu benutzen, und bewegte langsam und mutlos die klappernden Holzklötzchen ihres blauen Klöppelkissens.

Sie mußten einen Entschluß fassen. Vor Weihnachten noch mußten sie das geliebte Häuschen verlassen und ein anderes Unterkommen gefunden haben. Wie schwer wurde es ihnen! Nichts, nichts gefiel ihnen; nirgends würden sie sich zu Hause fühlen, denn sie suchten etwas, das nicht zu finden war: ein Häuschen, genau wie dasjenige, das sie verlassen mußten. Überall schon waren sie suchend umhergeirrt, und immer wieder zog sie dieses quälende Heimweh, diese schmerzlich angespannten Wurzeln ihres innigen Wesens zurück zu ihrem Ursprung, zu dem zärtlich geliebten Fleckchen Erde, auf dem sie nicht bleiben durften.

Heute endlich glaubte Xaver etwas entdeckt zu haben. Es war allerdings etwas ganz anderes, als sie bisher gesucht hatten, und es würde auch eine völlige Umwälzung ihres ganzen Lebens bedeuten, wenn sie sich dazu entschließen könnten. Er hatte in einem weit entfernten, großen, schönen Dorf, tief in Ost-Flandern, ein hübsches, freundliches, fast neues Häuschen gesehen, in dem noch niemand gewohnt hatte. Von unten bis oben hatte er es besichtigt, war bei der Eigentümerin, einer bejahrten Dorfbewohnerin, gewesen und hatte den Mietspreis nicht zu hoch gefunden. Und plötzlich war ihm da ein Plan gekommen, ein völlig neuer Plan: Er wollte nicht mehr Schmiedegeselle sein wie bisher, wollte „sein eigener Herr" werden und im Stall hinter dem Haus eine kleine Schmiede errichten, nicht für grobe, schwere Arbeit, wie er sie bisher getan hatte, nein, für feinere, kleinere Sachen, für Schlosserarbeiten, für Reparaturen von Ofen, Lampen und Fahrrädern. Vor allem das letztere. Es gab noch keinen einzigen geschickten Fahrradarbeiter in diesem großen Dorf, in das doch gewiß zahlreiche Radfahrer kamen; hatte er doch sogar auf seinem Wege schon etliche getroffen, selbst Damen. Er bezweifelte nicht, daß er da sein Brot finden könne. Er verstand etwas davon, hatte bei seinem Meister schon vielfach solche Reparaturen gemacht, ja, er war sogar sicher,

Digitized by Google

daß er ein ganz neues Rad zusammenstellen könnte. Und im Geist sah er schon ein solches in dem kleinen Schaufenster seines neuen Häuschens stehen, sah die Dörfler es bewundernd betrachten, ins Haus treten und mehr als eins bei ihm bestellen. Inzwischen würde Romaine ihre schönen Spitzen machen, die dann auch sicher von den vermögenden Damen des reichen Dorfs gekauft werden würden. Das niederdrückende Heimweh verschwand allmählich vor der leisen Freude an dieser neuen Illusion, die auch in der Schwester zu erwecken er bemüht war. Und so oft er die zahlreichen Vorteile aufzählte, wiederholte er, was nach seiner Meinung den Ausschlag geben mußte: sie würden wieder, und zwar in noch größerem Umfang als bisher, frei und unabhängig sein, tun und lassen können, was sie wollten, das schöne Glück genießen, ihr eigener Herr zu sein.

Sie hörte zu und dachte nach, die Holzklötzchen ruhten untätig in ihren Fingern, die Augen waren auf die Arbeit geheftet. Das Bewußtsein, einen Entschluß fassen zu müssen, beängstigte sie. Sie fürchtete sich vor dem großen fernen Dorf, in dem kein Mensch sie kannte; und sie war traurig, weil sie noch viel mehr als er an diesem Fleckchen Erde hier hing. Aber sie liebte ihren Bruder und wollte ihn nicht gern betrüben und entmutigen, da die Verwirklichung dieser Idee ja sein inniger und hoffnungsvoller Wunsch zu sein schien.

„Was für Menschen sind es denn, die da im Dorf?" fragte sie endlich mit matter Stimme, um nur etwas zu sagen, und nahm ihre Arbeit wieder auf.

„O, brave, lustige Leute, weißt du," antwortete er überzeugt. „Da werden wir vergnügt sein."

Ein weiches Lächeln glitt um ihren Mund, sie zog die Brauen hoch und seufzte leicht. Ob dieses Dorf oder ein anderes, was konnte ihr daran liegen, da sie nun doch ihr geliebtes Häuschen lassen mußten? Es war ihr ja eigentlich ganz gleich, wohin sie nun gingen. Ein Glück für ihn, daß er weniger mutlos war, ja, daß er noch freudig hoffen konnte.

In der kleinen Küche war es allmählich völlig dunkel geworden, sie stand auf, schob ihr Klöppelkissen fort und zündete die Lampe an.

„Ach ja," seufzte sie, „so wollen wir's denn dort versuchen. Geht's nicht, so können wir noch immer etwas anderes beginnen."

*

Sie hatten das Haus in dem schönen großen Dorf gemietet. Es war das dritte in einer Reihe von vier ganz gleichmäßigen neuen roten Steinhäuschen mit weißen Streifen und roten Ziegeldächern. Sie standen am äußersten Ende des Dorfes und gewährten eine liebliche Aussicht auf einen großen Garten gegenüber und auf die weiten, wallenden Felder in der Ferne. Hinter ihnen lag das eigentliche Dorf mit seinen langen Straßen und vielfarbigen Häusern, mit dem großen, von herrlichen Linden beschatteten Marktplatz und der massiven Kirche mit dem spitzen grauen Turm. Eine Dampfbahn verband es mit der nächsten Stadt. Es wurde quer durchschnitten von einem Kanal, auf dessen dunklem Wasser ab und zu Schiffe vorüberglitten, die in der Ferne mit ihren Masten und Segeln zwischen den Dächern und Schornsteinen verschwanden.

Etwas über 3000 Franken war aus dem Nachlaß der Mutter auf sie beide gekommen. Damit richteten sie sich ein: ein paar neue Möbelstücke und das für die Ausstattung der Schmiede und des Schaufensters Notwendige. Am Weihnachtsabend kamen sie an, und Mitte Januar war alles fertig. An dem einzigen Vorderfenster prunkte ein funkelnagelneues Fahrrad, und auf einem Brett ringsherum allerlei Einzelteile: Achsen, Schrauben, Speichen, Pumpen, Räder, Laternen und Klingeln. Eine große, schöne kupferne Lampe stand in der einen Ecke und in der anderen hing ein grauer Gummireif. — Dahinter, nur undeutlich zu erkennen, saß Romaine den ganzen Tag bei ihrer Klöppelei, wie ein bewachender Friedensengel.

Über der grünen Tür stand auf dem Schild:

Xaver Verfaalie,
Schmied und Schlosser.
Fahrräder werden angefertigt und repariert.

Digitized by Google

Alles war in schönster Ordnung, die Käufer brauchten nur zu kommen.

Es war ein nasser Winter, nur ab und zu Schnee und Frost, dann wieder Tau und Regen, und kein Mensch kam, um ein Fahrrad zu kaufen oder reparieren zu lassen. Das hatten Xaver und Romaine auch wohl gar nicht erwartet, es war die Saison für Ofen und Lampen. Aber auch danach kam niemand.

Die schöne Kupferlampe war noch nicht einmal zur Besichtigung aus ihrer Ecke hervorgeholt worden. Doch auch das begriffen die Geschwister, und sie warteten. Es gab ja noch mehr Schmiede und Schlosser im Dorf, und bei denen kauften die Leute schon seit Jahren. Nur ab und zu kam jemand nach winzigen Kleinigkeiten. Xaver verdiente so gut wie nichts, sie mußten von dem Wenigen leben, was Romaine mit ihren Spitzen erwarb. Bei ununterbrochenem Arbeiten von 6 Uhr morgens bis 1/2 9 Uhr abends verdiente sie durchschnittlich 1 1/2 Franken täglich.

Von dem Dorf, dem Leben ihrer Nachbarn und der weiteren Umgebung merkten sie sehr wenig. Sie blieben am liebsten allein, fühlten sich noch nicht heimisch, verstanden und kannten die Menschen noch zu wenig. Links neben ihnen stand das Wirtshaus „Zum Dragoner" — der Wirt hatte seinerzeit bei den Dragonern gedient. Da trank Xaver Sonntags wohl mal ein Gläschen Bier zum Zeichen der guten Nachbarschaft. Aber er hielt sich nie lange dort auf, er war fremd und verlegen, hatte keine Fühlung mit den anderen Gästen, verstand ihren Dialekt nicht recht und wurde auch von ihnen nicht verstanden. Rechts neben ihnen wohnte eine Witwe mit ihrer Tochter. Plätterinnen, die den ganzen Tag von weißem Linnen wie von Dampfwolken umgeben und den Blicken anderer entzogen waren. Das letzte der vier Häuschen war fast immer geschlossen; dort wohnte ein Gerber, der tagelang mit seiner Frau und einem Hundekarren nach Kaninchenfellen aus war, meist erst spät abends halb betrunken nach Hause kam und dann mit seinen Hunden, die oft halbe Nächte lang kläfften und heulten, Spektakel machte.

Die Geschwister lebten in beständiger Erwartung. Wohl zehnmal täglich wiederholten sie sich's: „Wir müssen Geduld haben, wir müssen warten."

Wenn der an Arbeit gewöhnte Xaver nun untätig vor der Tür oder neben Romaines Klöppelkissen stand und über seinen erzwungenen Müssiggang klagte, tröstete sie ihn damit, daß es im Sommer schon besser werden würde. Aber er litt um so mehr darunter, als er sah, daß sie sich überarbeitete, bleich und mager wurde, daß sie's auf die Dauer nicht würde aushalten können, die ganze Sorge für ihren Unterhalt allein zu tragen. Und eines Morgens fragte er sie fest entschlossen und in vollem Ernst, ob sie ihn klöppeln lehren wolle, damit er ihr die schwere Arbeit ein wenig abnehmen könne. Sie lachte ihn aus, als er ihr mit verzweifelten Mienen diesen Vorschlag machte. Hahaha! Ein Mann, der Spitzen klöppelt! Und noch dazu ein Schmied! Aber er konnte nicht mitlachen. Er war so unglücklich und traurig, daß er plötzlich in ein wildes Schluchzen ausbrach. Da wurde sie totenbleich, ihre Lippen zitterten, seine Traurigkeit steckte sie unwiderstehlich an. Die Klötzchen entfielen ihren Händen, und auch sie brach in bittere, kummervolle Tränen aus. Mit überwältigender Macht kam es über sie, das alte Heimweh und die Sehnsucht, ein plötzliches Grauen vor der Einsamkeit, vor all dem Fremden und Ungewohnten, das an die Stelle des früheren stillen Glücks getreten war.

Und sie bekannten einander, was sie bis jetzt sorgsam verschwiegen gehalten hatten: daß sie sich an das Leben in diesem fremden Dorf nie würden gewöhnen, sich hier nie heimisch würden fühlen können, daß sie hier beide vor Kummer und Elend zugrunde gehen müßten. Es war eine wilde Krisis; das seit Monaten in den Tiefen ihrer Seele aufgespeicherte Weh machte sich Luft in einem erschütternden, unbezähmbaren Not- und Schmerzensschrei. Lange, lange schluchzten und klagten sie so, bis die Schwester als erste sich ermannte und sich ihrer kindischen Schwäche schämte. Noch ein paarmal trocken aufschluchzend und die letzten Tränen fortwischend, nahm sie mit starrem Mut ihre Arbeit wieder

Digitized by Google

auf. Sie mußten tapfer sein, tröstete sie ihn. Der strenge Winter war vorbei, der milde Frühling nahte. Alles würde wieder gut werden.

Der Frühling war da, mit Vogelgezwitscher und zartem Grün war er eingezogen, mit frischen Blüten an Sträuchern und Hecken, mit reiner, klarer Luft und weißen Wolkenschäfchen in der sonnigen blauen Unendlichkeit. Die Menschen lebten auf mit der Natur und verließen ihre engen Winterwohnungen, um das Glück der Freiheit draußen zu genießen.

Nun wird meine Arbeit beginnen, dachte Xaver. Romaine säuberte alles fein sorglich in dem kleinen Schaufenster, und das im Sonnenschein funkelnde Rad schien nur darauf zu warten, daß jemand kam und es holte, um in wild schnurrender Fahrt damit durch den herrlichen Frühlingstag zu eilen.

Aber niemand, niemand kam. Es stand da wie ein lebenslänglich Gefangener, und wohl zwanzig Fahrräder sausten täglich an ihm vorüber in gleichgültiger Hast, ohne daß der gefesselte Lockvogel einen einzigen der dahinfliegenden freien Vögel zu fangen vermochte. Nie schien etwas an diesen schnurrenden Rädern zu hapern, nie kam einer dieser freien wilden Vögel aus dem weiten sonnigen Raum, um das traurig gefesselte Schlachtopfer zu besuchen oder zu erlösen.

Ganze Tage stand Xaver auf der Schwelle seines Häuschens, wartete zwecklos und beobachtete das betrübende Schauspiel. Verzweiflung lag in seinen Mienen, ein starrer, banger Ausdruck in seinen Augen, und voll Schrecken fragte er sich, was schließlich daraus werden solle. Ihr Geld war fast bis auf den letzten Rest verzehrt. Bis spät in die Nacht hinein quälte sich Romaine mit ihren Spitzen und wagte kaum aufzublicken. Und der Zahlungstermin für die Miete nahte heran! O, er hätte die vorübersausenden Räder gewaltsam anhalten mögen. Wenn doch ein Rad platzen, eine Kette springen, plötzlich vor seiner Tür ein Unfall geschehen wollte! Und er träumte zuweilen von bösen, häßlichen Dingen, von in den Weg geworfenen Steinen oder Nägeln, die solch ein Rad zwingen, unwiderstehlich zwingen würden...

Sie schämten sich ihres Mißgeschickes wie einer Entehrung; am liebsten verbargen sie sich vor den Blicken ihrer Mitmenschen und blieben im Haus oder in dem kleinen Gärtchen neben der toten Schmiede. Und redeten sie je einmal mit einem dieser fremden Leute, so schien es ihnen, als spotte man ihres Unglücks und ihres ungewohnten Dialekts. Täglich flehte Xaver seine Schwester an, mit ihm diesen Ort zu verlassen und zurückzukehren in ihr Heimatsdorf, wo er wieder als Schmiedegeselle arbeiten wolle. Sein eigener Herr zu sein, das sei eine traurige, unmögliche Illusion, es ginge nicht, er könne und wolle nicht mehr, sie würden schließlich vor Armut Hungers sterben.

Sie, mutiger als er, widerstand noch, wollte bis zum letzten Augenblick aushalten. Daß sie nun für ihn arbeiten mußte, das tat nichts, meinte sie, er hatte ja so viele Jahre für sie und die Mutter gearbeitet und hätte es doch gern auch immer weiter getan; sie war ja gesund und stark, um ihretwillen brauche er sich keine Sorgen zu machen, bat sie, mit Tränen in den Augen, sie wollte ihm, solange noch die geringste Hoffnung bestand, die traurige Demütigung ersparen, daß er, der Meister, wieder Geselle werden müsse.

Das Unglück hatte ihre geschwisterliche Liebe zu einer sentimentalen Innigkeit vertieft, die weit fester noch als früher beider Leben verband. Er hatte seinerzeit in seinem Dorf einen lieben Schatz gehabt, und auch sie war einem ihr gewogenen jungen Menschen nicht abgeneigt gewesen. Doch darüber sprachen sie nun beide niemals, als hätten sie ein stilles Übereinkommen getroffen, diese Dinge nicht zu berühren. Sie waren nicht erstorben, sie schlummerten nur, weil das Gefühl der Zusammengehörigkeit im harten gemeinsamen Kampf ums Dasein stärker, schöner und erhabener geworden war als jene gewohnte natürliche Liebe. Sie fühlten sich eins miteinander. Für sich selbst würde jeder erst dann wieder leben können, wenn sie nicht mehr der gegenseitigen festen, treuen Stütze bedurften.

Als Xaver eines Morgens wie gewöhnlich vor der Tür stand, kam ein großes Auto aus der Richtung des Dorfes um die Ecke gefahren. Das schwere Ding kam nur

Digitized by Google

langsam vorwärts, ruck- und stoßweise, schnaubend und rasselnd, als sei etwas nicht in Ordnung; und die beiden Männer auf dem Bock, graugelb vom Staub, große schwarze Brillen vor den Augen, schauten aufmerksam nach rechts und links, augenscheinlich etwas suchend. Im Innern des Wagens saßen drei dicht verschleierte Damen, in graue Mäntel und Kappen gehüllt, wie vermummte große Puppen.

„Hier, Herr!" rief plötzlich einer der beiden Männer, auf Xavers Schild zeigend. Das Auto hielt still, und der Herr fragte Xaver, indem er sich zu ihm herunterbeugte und das Brausen des Motors überschrie:

„Sind Sie der Schmied?"

„Ja, gnädiger Herr," antwortete dieser errötend.

„A la bonne heure," rief der andere aufgeräumt, drehte schnell an einem Gewinde, und das Brausen hörte auf, während sich rings ein starker Benzingeruch verbreitete.

„An meiner Maschine ist etwas zerbrochen. Wollen sie dem Chauffeur helfen, sie zu reparieren?"

„Sehr gern, wenn ich es kann," sagte Xaver verlegen.

„Sie können doch Fahrräder reparieren, Sie sind doch Mechaniker, nicht wahr?"

„Nun ja, ein wenig."

„A la bonne heure," wiederholte der Herr und schwang sich aus dem Wagen.

Der Chauffeur war bereits ausgestiegen und lag nun platt auf dem Boden, um das Gefährt zu untersuchen. Der Herr half den Damen aus dem Wagen. Inzwischen war auch Romaine auf der Schwelle erschienen.

„Kommen Sie doch herein, meine Damen, und setzen Sie sich inzwischen," bat sie freundlich, während die Damen ihre Schleier lüfteten.

Sie waren alle drei jung, elegant, von großer Gestalt, mit frischen, rosigen Gesichtern und leuchtenden Augen. Ein köstlicher Duft strömte von ihnen aus, als sie ihre Mäntel öffneten, und in so blendendem Glanz strahlten die hundert blinkenden und klimpernden Kleinigkeiten an ihren Gürteln, daß Romaine unter dem Eindruck von so viel Pracht und Reichtum beklommen ins Haus zurücktrat, als sie ihr lächelnd dankten und es vorzogen, im Freien zu bleiben.

Inzwischen hatte sich Xaver neben den Chauffeur auf die Erde gelegt und lauschte den Erklärungen, die dieser ihm gab. Von allen Seiten tauchten nun neugierige Dorfbewohner auf, und bald war das Auto umringt von einer dichtgedrängten Schar Männer, Frauen und Kinder.

Xaver begriff nur halb, wo der Schaden saß, und wie er zu reparieren war. Es war ja nicht sein Fach, noch nie hatte er an einem Auto gearbeitet. Mit hochrotem Kopf befühlte er zitternd die bezeichneten Teile, sich bewußt, daß das hier eine Ehrensache war, daß er nun endlich eine herrliche Gelegenheit hatte, all diesen mehr oder weniger feindseligen Dörflern seine Geschicklichkeit zu beweisen. Der Chauffeur hatte einen Teil losgeschraubt und erklärte. Da schien er plötzlich zu begreifen, was hier zu tun war. Er nickte mehrmals mit dem Kopf, richtete sich rasch auf und eilte mit dem Mann in seine Werkstatt.

Die Damen wandelten auf und nieder, blieben dann vor dem kleinen Schaufenster stehen und gewahrten dahinter Romaine an ihrem Klöppelkissen.

„Ach, das ist ja eine Spitzenarbeiterin," riefen sie überrascht in französischer Sprache aus. „Sehen wir doch einmal zu!" Und sie gingen hinein.

Errötend sprang Romaine auf.

„Dürfen wir mal Ihre Spitzen sehen?" fragte freundlich eine von ihnen.

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein," und sorgfältig entfaltete sie ein schönes Stück Spitze.

„O, ist das schön, ist das prachtvoll gearbeitet!" flüsterten sie untereinander. „Würden Sie es verkaufen?"

Romaine zögerte einen Augenblick bei dem unerwarteten Anerbieten, dann bejahte sie. Als sie aber nach dem Preise fragten, zitterte sie vor Aufregung. Des schnell aufblitzenden Gedankens, daß sie von diesen reichen Leuten in ihrer Not mehr als den gewöhnlichen Preis fordern könnte, schämte sie sich im nächsten Augenblick. Sie fand es unredlich und verlangte nur ebensoviel, wie

Digitized by Google

ihr die Wiederverkäuferin zu geben pflegte. Erstaunt über den billigen Preis, kauften die Damen sofort das ganze Stück und fragten, ob sie noch mehr vorrätig habe. In einer Sekunde war auch der zweite Kauf abgeschlossen, und der eilig herbeigerufene Herr hatte trotz seiner Entrüstung und wider seinen Willen 125 Franken zu erlegen. Seinen Groll darüber entlud er in unfreundlichem Ton und Wesen gegen Romaine, die, ganz entsetzt, nur mühsam das Weinen unterdrückte.

Xaver und der Chauffeur mühten sich mittlerweile ab, den reparierten Teil wieder festzuschrauben. Die immer zahlreicher werdende Menge johlte um den Wagen herum und kam so nahe heran, daß der Schmied sie bitten mußte, aus dem Wege zu gehen. Sie lachten, ahmten spottend seinen westlichen Dialekt nach und flüsterten sich voller Schadenfreude zu, daß es ihm doch nicht gelingen werde, das Ding wieder in Ordnung zu bringen.

Nach vielem Stoßen, Schrauben, Drehen und einem letzten kräftigen Ruck richteten sich die beiden Männer endlich mit einem Seufzer der Erleichterung auf, feuerrot und schweißtriefend, mit rußig schwarzen Händen.

„Fertig?" fragte der Herr, der mißvergnügt zugeschaut hatte, plötzlich wieder munter. „Also vorwärts!" rief er, winkte den Damen und bezahlte Xaver, der nicht wußte, was er fordern sollte und es dem Herrn selbst überließ, 5 Franken, die dieser freudestrahlend empfing.

In der gaffenden Menge entstand ein dumpfes Murmeln. Sie spotteten nun nicht mehr, sondern blickten mit einer Art bewundernder Mißgunst auf den jungen Schmied. 5 Franken! Das war keine Kleinigkeit! Sollte dieser dumme Westfläme doch wohl etwas verstehen? Laut johlend liefen sie auseinander, als das schwere Gefährt nun zu brausen und zu dröhnen begann. Stolz sah Xaver zu, wie es durch seine Hilfe wieder aufzuleben schien. Immer lauter dröhnte und schnurrte der Motor, er puffte und knallte ab und zu im Innern, als feuere er Revolverschüsse ab gegen das schreiende Volk; doch plötzlich verwandelten sich diese Töne in ein leiseres Brausen, und mit einer Art Sprung wippte der Wagen fort und fuhr nun ruhig und gleichmäßig der Dorfstraße zu.

Er war etwa 50 Meter gefahren, begleitet von einer Schar jubelnder Kinder, als plötzlich wieder ein kurzer, harter Knall erfolgte und der Wagen wieder still stand. Xaver stieß einen dumpfen Schrei aus. Er sah den Herrn mit einer wütenden Gebärde aufstehen, den Chauffeur sich wieder auf die Erde kauern, das Volk mit wildem Johlen hinzuströmen. Entsetzt eilte er selbst hin, und wie eine Ohrfeige trafen ihn die Worte des wütenden Herrn:

„Sie Dummkopf! Was haben Sie nun gemacht? Sie verstehen ja nichts!"

„Was . . . was ist denn geschehen, gnädiger Herr," stotterte er leichenblaß und stand mit erschrockenen Blicken inmitten des spottenden Haufens.

„Es ist wieder entzwei! Es war gar nicht erst gemacht! Sie sind ein Tölpel!" tobte der Herr, bebend vor Zorn, mit flammenden Augen.

Vergebens suchten die Damen ihn zu beruhigen. Xaver sprach kein Wort mehr. Hilflos, verzweifelt starrte er den Herrn an, dann begann er wie ein Kind zu zittern und hätte sich vor Scham am liebsten in die Erde verkrochen. Ein Nebel legte sich ihm vor die Augen, es sauste ihm in den Ohren, er sah und hörte nichts mehr, hatte aber noch Bewußtsein und Kraft genug, um das Fünffrankenstück zu nehmen, es vorn auf den Wagen zu legen und dann gesenkten Kopfes quer durch die höhnende, schreiende Menge nach seinem ärmlichen Häuschen zurückzukehren. Wie ein Wahnsinniger warf er die Tür hinter sich ins Schloß.

„Es geht nicht!" schrie er der entsetzt herbeieilenden Schwester zu. „Ich versteh's nicht! Sie lachen mich aus!" Und er begann wieder zu schluchzen wie ein Kind.

Nun vermochte auch sie nicht mehr, ihm Mut einzuflößen, auch sie war verzweifelt und unglücklich. Unter Tränen erzählte sie ihm von den verkauften Spitzen und von der Wut des Herrn, obwohl sie doch nicht einen Cent zuviel genommen hatte. Am liebsten hätte auch sie das Geld zurückgegeben. Dieser flüchtige Hoffnungsschimmer, den die reichen

Digitized by Google

Leute in ihr armes Haus gebracht hatten, war nur die trügerischste all ihrer Illusionen, der schlimmste Hohn gewesen. Nun war es aus mit ihrem Leben hier in diesem ungastlichen, feindseligen Dorf, sie wollten und konnten hier nicht länger bleiben, sie mußten weg, für immer und so rasch wie möglich, und müßten sie auch fortan betteln gehen ...

So saßen sie und jammerten, wie Missetäter im dunkelsten Winkel des Zimmers versteckt.

Da hörten sie draußen plötzlich wieder ein dumpfes Lärmen, herannahendes Schreien, Lachen und Toben, und ängstlich liefen sie ans Fenster.

„Ach Herr Gott, was ist nun wieder, Xaver?" fragte sie und kauerte sich zitternd zusammen.

Er streckte den Hals, um hinauszusehen, zog sich aber gleich wieder entsetzt zurück.

„Es ist wieder da!" ächzte er.

Und so war es in der Tat. Zu beiden Seiten der Straße in dichtem Schwarm das johlende Volk mit roten, lachenden Gesichtern und spöttisch funkelnden Augen, und in der Mitte das Auto, von einem großen braunen Pferd langsam gezogen. Der Bauer, der es lenkte, schüttelte sich vor Lachen, der Chauffeur saß gleichmütig auf dem Bock, der Herr ging mit wütendem Gesicht nebenher, und die Damen saßen lachend und scherzend darin, ab und zu die gar zu zudringliche Menge mit hochmütig ernsten Blicken aus ihren schönen Augen strafend. Ein wildes Hohngelächter erhob sich mitleidlos, als der komische Zug Xavers Häuschen passierte, und plötzlich begann eine Bande von Spaßvögeln vor der Tür toll umherzuspringen und zu tanzen und mit hohen, schrillen Stimmen dem Schmied ein Vivat auszubringen:

„Hoch soll er leben! Hoch soll er leben! Dreimal hoch!"

Wie ein toller Karnevalsspuk zog es vorbei, während die Geschwister wieder im dunkelsten Winkel ihres Häuschens zitternd Hand in Hand standen, als wollten sie einander gegen einen möglichen Anschlag auf ihr Leben verteidigen und beschützen.

Sie gingen fort. Es war unwiderruflich beschlossen ...

Mit den 125 Franken für Romaines Spitzen hatte Xaver die Miete für das ganze Jahr bezahlt, und nun verkauften sie ihren Hausrat, ihre Möbel, die Ausstattung der Schmiede und des Fensters, alles, alles. Sie hatten die unglückliche Illusion aufgegeben, ihr eigener Herr zu sein. Aber sie mochten nicht als Bettler in ihr Heimatsdorf zurückkehren, in dem sie einst in ansehnlichem Wohlstand gelebt hatten; und so hatten sie beide Stellungen angenommen: er als Schmiedegeselle in Brügge, sie als Dienstmädchen in Gent. Vergeblich hatten sie sich bemüht, wenigstens in derselben Stadt einen Dienst zu finden; auch das wollte nicht gelingen. Und da die Not sie zwang, hatten sie den harten Entschluß gefaßt, sich zu trennen.

Alles hatte seinen Käufer gefunden, bis auf das schöne Rad, das niemand haben wollte, dem niemand recht traute. Xaver hatte erst den Einkaufspreis verlangt, dann nur zwei Drittel, ja, nur die Hälfte, doch alles war fruchtlos. Je weniger er forderte, desto mehr waren die Dorfbewohner davon überzeugt, daß es nichts taugte. Endlich beschloß er, es zu behalten. Und wie ein bitterer Hohn stand das funkelnd neue Ding nun da, neben ihren armseligen Koffern, in dem schrecklich leeren Haus an dem Tage, da sie einander für wer weiß wie lange Zeit verlassen sollten. Zitternd und mit rotgeweinten Augen suchte er sich mit aller Kraft zu beherrschen und reichte ihr die Hand.

„Na, Schwester, denn gute Reise, und schreib mir, wenn du mal ausgehen darfst, dann komm ich."

Sie aber hatte sich doch nicht länger in der Gewalt und weinte heftig.

„Ja ... Xaver ... das will ... ich tun ... ich versprech's ... dir ..." schluchzte sie, krampfhaft seine Hand drückend, „und Gott behüt' dich, Xaver."

„Gott behüt' dich ... Gott behüt' dich," schluchzte nun auch er.

Vor der Tür stand ein Hundewagen, der Romaine und die Koffer zur Station bringen sollte. Mit gesenktem Kopf, das Taschentuch vor die Augen gepreßt, rot vor Scham flüchtete sie vor den Blicken der neugierigen Nachbarn in den kleinen Wagen, der unter

Digitized by Google

wildem Gebell der Hunde fortrasselte. Einen Augenblick stand er wie betäubt, das Blut brauste ihm in den Ohren, sein Blick verschleierte sich, es war ihm plötzlich, als sei rings um ihn der Tod. Dann führte er still sein Rad hinaus, schloß wie im Traum die Haustür, zog den Schlüssel ab, den er noch der Eigentümerin abzuliefern hatte, und ohne einen Blick auf die gaffenden Leute sprang er leicht wie ein Schlafwandler in den Sattel und fuhr davon.

Nach 14 langen Tagen des Wartens bekam er endlich ihren ersten Brief:

Lieber Bruder!

Ich ergreife die Feder um Dir meine Gesundheit mitzuteilen und hoffe von Dir dasselbe wäre es nicht so würde es mich sehr traurig machen. Mein gnädiger Herr ist ein Hoher bei den Soldaten und er redet immer französisch aber die gnädige Frau ist vom Dorf und sie redet flämisch. Es sind drei Kinder und ich hab natürlich viel zu arbeiten da ich nur allein bin. Letzten Sonntag hat mir die Gnädige gesagt daß ich von 5 bis ½8 ausgehen kann aber ich kenn hier doch niemand und ich hab zur Gnädigen gesagt daß ich in der Zeit lieber Spitzen machen will um noch was zu verdienen. Aber die Gnädige sagte zu mir, was denkst Du heut ist Sonntag Du darfst nicht arbeiten. Es war auch wahr ich hatt es ganz vergessen und da hab ich mich hingesetzt und im Gesangbuch gelesen. Aber wie ich da saß und las dacht ich in meinem Innern das ist doch wohl komisch die Gnädige sagt daß ich Sonntag nicht arbeiten darf und sie läßt mich doch selbst ganze Sonntage arbeiten. Nun lieber Bruder das ist nicht um über meine Herrschaft zu klagen. Sie ist ganz gut zu mir und gibt mir nicht zu viel Last. Das schlimmste sind die Kinder die sehr unartig sind und immer über mich lachen weil ich nicht gentisch sprech wie sie. Aber sie sind doch nur Kinder und ich mach mir nichts draus wenn sie mich nur nicht zu sehr quälen bei meiner Arbeit. Nun lieber Bruder teil ich Dir mit daß meine Herrschaft Sonntag zur Stadt geht zum Mittagessen und daß ich ausgehen kann von 1 bis 8. Ich hoff nun lieber Bruder daß Du auch kommen wirst und daß wir zusammen den ganzen Nachmittag spazieren gehen werden und daß Du mir dann auch alles erzählen wirst wie es Dir in Deinem Dienst geht worauf ich so neugierig bin. Damit schließ ich meinen Brief aber nicht mit dem Herzen sondern nur mit der Feder und verbleibe

Deine liebe Schwester
Romaine Verfaalie.

Um 1 Uhr klingelte er an der Haustür. Mit einem Ruck wurde sie aufgerissen, und sie stand vor ihm, so abgemagert und bleich, daß er sie erst kaum erkannte, etwas Fremdes, Verängstigtes im Ausdruck der Augen, etwas von einem scheuen, geschlagenen Tier, das einen Schlupfwinkel sucht.

„Wie geht's dir, Romaine," fragte er besorgt, sich vor der Antwort fast fürchtend.

Doch sie beeilte sich, ihn zu beruhigen. In ihrem Ton und ihrer Haltung lag jedoch eine nervöse Erregung, die ihr sonst völlig fremd war.

„O, gut, gut, weißt du. Und wie geht's dir? Komm rein. Bist du zufrieden in deinem Dienst?"

Er hatte nicht Zeit zu antworten; sie führte ihn durch den Korridor und über eine schmale, stockfinstere Wendeltreppe hinunter nach der dunklen Kellerküche, wo sie ihm einen Holzstuhl neben dem weiß gescheuerten Tisch anwies und ihn fragte, ob er etwas essen oder trinken wolle. Schnell holte sie einen Krug Bier und zwei Gläser, die sie schäumend vollschenkte. Sie tranken sich zu, setzten sich dicht nebeneinander, sahen sich in die Augen und begannen zu erzählen.

„Du bist so mager geworden. Bekommst du vielleicht nicht genug zu essen?" fragte er sie zärtlich besorgt.

„Ach gewiß, gewiß, mehr wie genug," antwortete sie schnell, „aber ich hab' nicht viel Hunger, weißt du, das macht die andere Luft ... Und du? du bist gar nicht verändert, du siehst gut aus, weißt du!" rief sie, ihn freudig überrascht ansehend.

„Na ja, ich hab's auch ganz gut getroffen."

Sie schwiegen und taten einen kurzen Zug aus ihren Gläsern. Über ihren Köpfen, in der Höhe der Straße befanden sich zwei kleine lange Fenster mit Eisengittern, und da sah

Digitized by Google

man die Füße der Vorübergehenden mit ihren harten Hacken das Pflaster treten.

„Ach, das ist die Straße?“ sagte er aufblickend, und ein beklemmendes Gefühl ergriff ihn plötzlich. Doch er ließ es sie nicht merken, sah sich in der Küche um nach den blinkenden Töpfen und Pfannen, dem großen schwarzen Herd mit dem funkelnden Kupferrand und den vielen Porzellantellern und -töpfen hinter den Scheiben des großen Schrankes.

„'ne schöne Küche,“ sagte er.

„Und so bequem! Sieh mal hier, im Hinterhaus alles bei der Hand.“

Sie führte ihn in ein kleines Hintergebäude, das mit allerlei Hausrat vollgepfropft war und durch ein Fensterchen auf einen erbärmlichen kleinen Garten hinaussah: ein quadratförmiges Eckchen dunkelgrauer nasser Erde zwischen hohen Mauern, kümmerlich bewachsen mit schmutzigem Gras und einem jämmerlichen, längst abgestorbenen Blumenrand, der wohl nie einen Sonnenstrahl gesehen hatte. Am äußersten Ende, dicht an der Mauer, stand ein besonderer kleiner Bau mit einer grauen Tür und einem Fensterchen mit zerbrochenen Scheiben. „Das Waschhaus,“ erklärte sie, seinem Blick folgend.

Ein grenzenloses Heimweh überkam ihn plötzlich. O, dieser entsetzlich dunkle, kellerhafte Hof, dieses elende Fetzchen Garten für sie, die gewöhnt war an die hohe, sonnige Luft und die grüne Ebene, wo Mutters Häuschen mit den schönen Blumen gestanden hat. Er hätte fliehen, allein sein mögen in der weiten Welt, ganz allein, um sein Weh frei hinausschluchzen zu können, ohne daß sie es merkte. Seine Lippen zitterten, und krampfhaft zuckte sein Gesicht. Doch er mußte sich beherrschen, er wollte und durfte es ihr nicht zeigen. Und scheinbar ruhig folgte er ihr nun hinauf, um das ganze Haus zu sehen. Sie führte ihn durch das schöne weiß marmorne Vestibül in den prächtigen Salon mit der strahlenden Gaskrone und den roten Gardinen und Polstermöbeln, den weichen Teppichen und dem leuchtend goldenen Spiegel. Alles war rot und gold, wohin er sah, die Augen schmerzten ihn davon, und es beengte ihn, benahm ihm den Atem. Voll bangen Schreckens sah er an der Wand zwei große Porträts in Goldrahmen: ein dicker blonder Offizier mit dichtem Knebelbart in großer Uniform, den Helm mit Federbusch in der Hand — und eine magere dekolletierte Dame mit schwarzem Haar und schwarzen Augen in gelbseidener Balltoilette.

„Das ist meine Herrschaft,“ sagte Romaine.

„Sind sie ähnlich?“ fragte er.

„Ja, sehr,“ antwortete sie überzeugt, „bloß der Gnädige ist noch dicker und roter im Gesicht, und sie, die Gnädige, ist noch schwärzer und magerer, als sie da steht.“

Xaver schritt vorsichtig zurück, um nichts umzuwerfen. Das Gesicht der Dame gefiel ihm nicht, es war hart und schroff. Und traurig dachte er, daß sie es Romaine wohl nicht leicht machen werde. Sie führte ihn auch durch alle die anderen prunkvoll eingerichteten Zimmer. Endlich stieß sie unter der Bodentreppe eine niedrige kleine Tür auf und sagte mit verschämtem, verlegenem Blick, als ob sie sich entschuldigen müsse:

„Und hier schlaf ich.“

„Ach Herrje!“ rief er erschrocken.

Es war eine ganz kleine Bodenkammer, in der nur eine niedrige schmale Bettstelle mit einer grauen Decke, ein Stuhl, ein Waschständer und ein brauner, zusammengesunkener Schrank standen.

„Es ist nicht viel, aber man kann doch drin schlafen,“ sagte sie leise.

„Ja, und wenn man müde ist, schläft man überall,“ ergänzte er traurig, mit dumpf zitternder Stimme. Und er drehte sich um und ging die Treppe hinab, den Kopf gesenkt, schwer und schlaff. Er hatte ein Grauen vor diesem Hause, darin würde er ersticken. Nur hinaus in die freie, frische Luft!

Rasch machte sie sich fertig. Er hatte sich ein Pfeifchen gestopft, und wie Brautleute an ihrem Sonntag nebeneinandergehend, verließen sie die stille, enge Straße, kreuzten einen breiten Boulevard mit hohen, weißen Häusern, kamen an den Kanal und folgten nun den schattigen Ufern unter hohen, schönen Bäumen.

Auf dem schmutzigen, stehenden Wasser lagen hier und da verankerte Schiffe in stiller Sonntagsruhe, Ruderboote glitten auf und ab, von sehnigen Ruderern in weißen

Digitized by Google

Wamsen mit bloßen Armen getrieben. An beiden Ufern wimmelte es von Wagen, Autos, Fahrrädern, Fußgängern.

„Und nun erzähl' mir auch mal von dir," bat sie nach einem Weilchen munter.

Er lächelte. Er habe nicht viel zu erzählen. Sein Leben ginge so gleichmäßig hin: von morgens um 5 bis abends um 8 Uhr arbeiten, dazwischen essen, trinken, ein wenig ausruhen, nach dem Abendbrot mit den anderen beiden Gesellen unter den hohen Bäumen sein Pfeifchen rauchen und um $^1/_2$ 10 spätestens zu Bett gehen — das war sein Tageslauf.

„Unter den Bäumen?" fragte sie verwundert, „sind da welche?"

„Gewiß," sagte er und erzählte, wie hübsch die Schmiede gelegen war, vor der Stadt, an einem mit Bäumen bepflanzten breiten Weg. Und von dem Fenster seiner Bodenkammer aus habe er eine prächtige Aussicht über Wälder und Felder, ähnlich wie von Mutters Häuschen aus, so daß er zuweilen träume, er sei noch zu Hause und sähe all die wohlbekannten Stätten der Kindheit.

Er schwieg plötzlich und sah sie von der Seite an; er fühlte, daß er ihr weh getan hatte. Ihre Wangen waren rot geworden, und ihre Augen glänzten feucht. Rasch lenkte er ab. Er verdiene gut und hoffe, in etlichen Jahren genug gespart zu haben, um es noch einmal mit ihr zusammen wagen zu können, sich irgendwo zum eigenen Herrn zu machen . . .

Die lebhafte Stadt lag nun hinter ihnen, auch der letzte Teil mit seinen mächtigen Fabriken mit den Riesenschornsteinen und den armseligen, schmutzigen Arbeiterhäuschen, vor deren Türen nachlässig gekleidete Frauen und unsaubere Kinder schrien und tobten. Sie gingen an dem schnurgeraden Kanal entlang, hinaus in das freie, offene Land. Zu beiden Seiten erhoben sich herrliche Besitzungen, imposante Parkanlagen, die die funkelnden Häuser und Schlösser halb verbargen. Auf den Weiden rings lagen grasende Kühe, die sich in ihren bunten Farben auf dem sonnig frischen Grün ausnahmen wie riesenhaft große Blumen auf einem weiten, üppigen Feld.

„O Herr Gott, wie schön ist es hier," rief sie entzückt, mit leuchtenden Augen. Und sie glaubte, all die Farben und Düfte ihrer glücklichen Kindheit wiederzuerkennen und atmete in tiefen Zügen die reine, frische Luft. In einem großen Wirtshaus kehrten sie schließlich ein. Bei einem Glas Bier und einem Butterbrot sprachen sie über ihre Zukunft. Um sie her lachte, scherzte und jubelte die Menge in heiterem Glück, und manches Liebespaar saß da in harmlosem Spiel und strahlender Lebensfreude. Mit gleichsam befremdeten Augen sah Xaver auf sie, und einen Augenblick dämmerte in seinem Geist wie ein Schatten der Gedanke an jenes Mädchen auf, das er einst lieb gehabt hatte. Doch er schüttelte den Kopf, seufzte und sah seine Schwester an. Ihr liebes Gesicht war bleich geworden. Ob sie vielleicht auch an den dachte, der sie damals gern zu haben schien? . . .

Der Abend sank herein. Sie standen auf und kehrten nach der Stadt zurück. Eine tiefe Stille erfüllte ihre Seelen; ein lähmendes Gefühl, etwas Trauriges, Niederdrückendes ließ ihre Schritte zögern. Leichte Nebel schwebten wie dünne Rauchwolken über den Wiesen. Von unvergleichlicher Herrlichkeit war die Dämmerung in ihrem beständigen Wechsel von wunderbaren, heilig stillen, goldglänzenden Tönen. Es war ein unergründliches, sanftes Verwandeln und Verschmelzen, ein Sichverflüchtigen von feurigem Orange in metallenes Purpurrot, von Gelb in Grün, von Grün in Blau, von Blau in warmes Grau und von warmem Grau in totes Schiefergrau — und ringsherum und darüber hin die Atmosphäre eines langsam erlöschenden Feuers, das in seiner letzten Glut alles noch einmal mit goldener Wärme überströmt. Etwas Unwirkliches, Phantastisches lag darin, die dunkeln Laubmassen der Parkanlagen standen da wie hohe, steile Felsen, die nebligen Wiesen glichen Schneefeldern oder Meeresflächen, die vereinzelten Bauernhäuser am Wege lagen in ihrer Einsamkeit märchenhaft still und geheimnisvoll, und das schwachfunkelnde Lichtchen, das hinter dem einen oder anderen Fenster bereits glomm, glich einem in der weiten, dunkeln Verlassenheit der einbrechenden Nacht voll

Digitized by Google

zweifelnd sehnsüchtiger Hoffnung schmachtenden Seelchen.

Als sie wieder in das Sonntagsgewühl der hell erleuchteten Stadt kamen, hatte Xaver gerade noch Zeit, seinen Zug zu erreichen, und Romaine mußte nach Hause eilen, um das Abendbrot für ihre Herrschaft zu besorgen. Mit einem langen Händedruck und einem innigen Blick voll Liebe und Treue verabschiedeten sie sich. Sie wollte ihm schreiben, wenn sie wieder ihren Sonntag hatte, und dann wollte er wiederkommen, um mit ihr hinauszugehen ins freie Feld.

Er hatte in seiner Herberge zu Abend gegessen und saß nun mit seinem Pfeifchen gegen die Mauer gelehnt in der stillen Nacht. Er dachte nach über sich und Romaine, über ihre Gegenwart und ihre Zukunft. Er tat es nun mit Ruhe und Ergebung in sein Los. Für eine Reihe von Jahren war sein Leben bestimmt, ohne eine zu erwartende Veränderung, ohne ein Steigen oder Sinken lag es vor ihm. Er seufzte und dachte an seine Schwester. Was tat, was sann und fühlte sie jetzt wohl in ihrer Einsamkeit da unten in der entsetzlichen unterirdischen Küche dieses schrecklichen engen Stadthauses? Er schüttelte den Kopf und seufzte ...

Sie saß in der Küche und wartete auf die Befehle ihrer Herrschaft. Über ihrem Kopf im Eßsaal tönten verworrene Laute. Ab und zu klopfte ein mahnender Fuß auf den Boden. Dann eilte sie hinauf, nahm neue Befehle entgegen und ging wieder hinunter.

Vor ihr auf dem Tisch stand ihr Abendbrot. Doch sie saß mit gefalteten Händen, sie mochte nicht essen. Sie sann und träumte. Endlich erhob sie sich mechanisch und begann das abgeräumte Geschirr abzuwaschen. Aber nochmals holten harte Fußtritte sie von der Arbeit, und die rauhe Stimme der Gnädigen rief ihr an der Treppe zu, daß sie schlafen ginge, und daß Romaine nicht vergessen solle, das Gas auszudrehen.

Als sie mit ihrer Arbeit fertig war und im Begriff stand, die Lampe zu löschen, blieb sie unvermittelt stehen und sah sich ziellos um, als habe sie etwas vergessen. Da wußte sie es plötzlich und lachte leise vor sich hin. Aus der tiefsten Ecke des Küchenschrankes holte sie ein kleines Heiligenbild hervor, stellte es auf den dämmerig beleuchteten Tisch, kniete auf dem harten Steinboden nieder und betete mit gesenkten Augen und gefalteten Händen.

Sie betete für ihn, ihren Bruder, zur Mutter Gottes, daß sie es ihm gewähren möge, wieder „sein eigener Herr" zu werden ....!

Erlebnisse einer Krankenschwester in Russisch-Polen.

Aus Briefen.

Nachdruck verboten.

II. R. W. bei K., 29. 1. 15.

Kein Blei mehr! Feder und Tinte! Sehet und staunet! Ihr werdet sicher daraus den richtigen Schluß ziehen, daß ich mich augenblicklich in guten, zivilisierten Verhältnissen befinde. Ja, es geht uns gut hier, trotzdem wir in Unterständen wohnen. Ich wünschte nur, Ihr könntet mich einmal besuchen! Kommt ihr über das Feld gegangen, so seht Ihr eine Sanddüne vor Euch mit drei holzverschlagenen Löchern an der Erde. Der Gedanke an menschliche Wohnungen käme einem nicht, stiege nicht seitlich eine graue Rauchwolke empor, die mancherlei vermuten ließe. In den ersten Tagen war einem das Tropfen des Harzes, der herunterfallende Sand, der ungedielte Fußboden etwas reichlich unbequem, aber jetzt

[1]) Vgl. das Märzheft.

Digitized by Google

ist es geradezu gemütlich geworden. Wir empfingen einen Posten Decken als Liebesgaben und haben, da wir sie sonst nicht mehr gebrauchten, damit Wände und Decken behangen; Bänke, Tische, Wandbretter, alles aus Fichtenstämmen zurechtgeschnitten und angenagelt; selbst eine winzig kleine Hängelampe haben wir, zu der wir — allerdings nur hin und wieder — Petroleum vom Proviantamt empfangen. Sonst steht eben eine Kerze auf dem Tisch, das genügt schließlich auch; an das Dämmerlicht ist man ja nachgerade gewöhnt. In unserm „Kasino" haben wir vier Wandbretter; auf einem steht alles Geschirr, das wir zum Teil geschenkt erhielten, zum Teil requiriert haben, auf dem zweiten Eßwaren: Zucker, Butter usw., auf dem dritten Konservenbüchsen und Getränke, auf dem vierten Zigarren, Briefschaften und Zeitungen. Augenblicklich sitze ich am Tisch und schreibe, gegenüber Schwester E., rechts von mir der kleine Doktor, links von mir ein Leutnant B., der augenblicklich, einer kleinen Fußwunde wegen, zur Erholung bei uns lebt. Er schläft auf einem Strohsack in der hintersten Ecke dieses Festsalons, ist aber, wie wir auch, zufrieden damit. Auf einem „Gobelin" ist die Karte vom Kriegsschauplatz, auf einem andern Hindenburgs Bild aus der Jugend angemacht, daneben die neuesten Nachrichten vom Hauptquartier, die wir jetzt jeden Abend vom Stabe durch unsern Befehlsempfänger erhalten. In einer Ecke, wo der Ofen steht, haben wir sogar ein kleines Fensterchen, das aber natürlich nicht aufzumachen geht. Darunter haben wir ein Eckbrett, auf dem ein Ausbläser mit einem großen Strauß Kätzchen steht, die uns ein Hauptmann neulich mal bei einem Morgenritt brachte. Habt Ihr jetzt ein ungefähres Bild, wie es bei uns im „Eß- und Wohnzimmer" aussieht? Tritt man aus der natürlich sehr niedrigen Tür heraus, steht gleich links, in den Sand eingebaut, ein hundehüttenähnliches Etwas: ein einstiger Bienenstock, der uns als Eisschrank und Speisekammer dient. Drei Schritte weiter kommt man zu der zweiten Villa, die, fast genau so gebaut wie das Eßzimmer, unser Schlafzimmer vorstellt. Ein Drittel des Zimmers nimmt unser Strohlager ein, auf dem wir so eben beide Platz haben. Ein Tisch und ein Stuhl sind das Mobiliar, und in der Ecke auf einem kleinen Eckbrett steht die Waschschüssel, daneben ein kleiner eiserner Ofen, der leider die schlechte Angewohnheit hat, zu rauchen und auszugehen, sobald man nicht mit aller Lungenkraft hineinbläst. Einen Blasebalg könnte man bei ihm gut brauchen. Ich lerne den Wert und die Notwendigkeit dieser vorsündflutlichen Dinger erst hier kennen und schätzen. An dem letzten Stückchen Wand, das uns zwischen Lagerstätte und Tür bleibt, hängen tagsüber unsere Pelze, darunter stehen unsre Koffer. Trotz der Beschränktheit des Raumes haben wir heute beide gebadet! und zwar höchst kriegsmäßig — hört und lacht — in einem „Schweinetrog". Wir sahen diesen Trog schon die ganze Zeit auf dem Felde liegen und haben hin und her überlegt, wie es zu machen sei. Unser Bursche mußte das Ding scheuern und abkratzen, da der Schmutz angefroren war, dann wurde es unter vielen Schwierigkeiten und Hallo in unsre Bude gebracht und nun mußte unser Öfchen brennen, daß es in allen Fugen krachte, um genügend warm Wasser zu fabrizieren. Es gelang, wir haben herrlich gebadet und fühlen uns jetzt wie neugeboren. Morgen ist nun große Wäsche, wenn wir es irgend einrichten können. Schwierig und ungewiß ist solch Unternehmen immer bei uns, da wir recht viel zu tun haben und eigentlich den ganzen Tag unterwegs sind. Wir haben jetzt durchschnittlich 40 Patienten, und da die Häuser und Unterstände sehr weit auseinanderliegen, ist das Arbeiten recht umständlich und zeitraubend. Früh um 6 Uhr stehen wir immer auf, schneiden Schnitten für die Patienten, schmecken die Suppe ab, die der Koch uns zur Kontrolle schicken muß, und besorgen den Frühstückstisch für uns vier. Punkt 7 Uhr erscheinen der Stabsarzt und Doktor S. und nun wird sehr gemütlich gefrühstückt. Dann kommt der Wachtmeister, um sich vom Stabsarzt Befehle für den Tag zu holen, eine Bauernfrau kommt und bringt Milch, auch hin und wieder sogar Eier, was wir ihr natürlich gut bezahlen; dann schreibe ich noch für unsern Burschen einen Zettel, was er am Vormittag zu besorgen hat, solange wir fort sind, und dann geht es Punkt 8 zur großen Visite. Dann wird verbunden, werden Verordnungen

Digitized by Google

gemacht usw. und Mittag kommt schnell heran. — Punkt 5 Uhr nachmittags ist Visite. Bis zum Abendbrot haben wir dann stets reichlich zu tun, ja, wir müssen uns sogar sehr beeilen, wenn wir um 8 Uhr fertig sein wollen. Dann wird gegessen. Um $^1/_2$10 kommt der Befehlsempfänger und bringt meist etwas Post mit, die durch den Stab jetzt alle zwei Tage von L. abgeholt wird. Das ist immer ein spannender Augenblick, der mit Enttäuschung oder großer Freude endet. Dann geht es schlafen, wenn nicht irgendwelche Aufnahmen von Kranken oder Verwundeten erfolgen. Nachts sind wir hier noch nicht oft gestört worden, trotzdem kann man sich nicht ausziehen, da es auf dem Strohlager zu kalt ist und man nicht zurzeit bei Alarm fertig würde. Mir ist es überhaupt unklar, wie wir augenblicklich in einer halben Stunde marschbereit sein sollen bei den großen Vorräten; sicher nur unter Zurücklassung der Hälfte derselben. Das Wichtigste halten wir deshalb schon immer gepackt. Das regelmäßige Leben bekommt uns allen körperlich ausgezeichnet, und trotzdem sehnen wir alle mehr Bewegung herbei. Es erscheint einem so leicht, über die Bzura zu kommen, und doch müssen große Schwierigkeiten vorliegen. So wird nun jeden Tag etwas geschossen. Wir werden überall zugelassen, weil sie uns nun schon alle kennen, und wir haben mit größtem Interesse hinter den Geschützen gestanden und das Heranfliegen der Schrapnelle beobachtet. Ich habe mir die Detonation noch schlimmer vorgestellt.

Am 26. haben wir ein paar schöne Stunden verlebt. Ein Herr von der M., Hauptmann beim ..ten Landwehr-Infanterie-Regiment hatte uns zum Feldgottesdienst einladen lassen, mittags um $^1/_2$2. Wir, das heißt der Stabsarzt und wir beiden Schwestern gingen durch den entzückend beschneiten Wald bei herrlichem Sonnenschein nach einer Lichtung, wo eine Kanzel errichtet und die Kompanie schon angetreten war. Der Divisionspfarrer der ..ten Division und mehrere Herren der Infanterie und Artillerie begrüßten uns, und dann hörten wir unter freiem Himmel, im winterlichen Walde, während unsere Schrapnelle schräg über unsere Köpfe zu den Russen herüberflogen, eine wunderschöne Kaisers-Geburtstags-Predigt. Nach dem Gottesdienst lud uns Herr v. d. M. in seinen Unterstand zum Kaffee ein, was wir natürlich dankend annahmen. Der winzig kleine Raum war festlich hergerichtet und selbstgebackener Kuchen stand sogar auf der Tafel; Krausgebackenes, das ein Bäcker der Kompanie bereitet hatte. Es war sehr nett, besonders als sich noch herausstellte, daß der Divisionspfarrer aus Br. stammte und ebenfalls ein Major N., der sogar ein Dutzfreund meines Sanitätsrats in B. ist. Nach dem Kaffee gingen wir zusammen in den Schützengraben eines Hauptmanns B., der vor einem sogenannten Kosakenberge lag. Wir konnten durch das Fernrohr die Russen in ihren Stellungen sehen und beobachten.

30. 1. 15.

Inzwischen ist der genannte Kosakenberg genommen und von uns besetzt. Gott sei Dank hatten wir wenig Verluste. Augenblicklich aber wird tüchtig geschossen, die Schrapnelle singen und sausen in der klaren Winterluft, und das Knattern der Maschinengewehre kündigt das baldige Eintreffen Verwundeter an. Vorher will ich aber doch versuchen, ob ich Euch noch schnell ein wenig erzählen kann, und zwar von Kaisers Geburtstag. Vom Proviantamt hatten wir für die Leute ein kleines Faß Bier bekommen, augenblicklich das Seltenste und Köstlichste für eine Männerzunge, unser Wachtmeister hatte auf irgendwelche Art Würstchen dazu besorgt, die mit trocken Brot zusammen herrlich schmecken. Die Feier selbst fand in einem neuerbauten, etwas größeren Unterstand statt, der, als Cholera-Baracke gedacht, noch leer stand. Wir hatten alles mit Tannen und Lichtern geschmückt, und es so nett, wie eben möglich, hergestellt. Leider hatten wir gerade recht viel zu tun, sonst hätten wir wohl noch besseres schaffen können. Um 6 Uhr trat alles an, die Herren mit den besseren Röcken und den angelegten Eisernen Kreuzen, wir mit weißen Leinenkragen und einem reinen Taschentuch.

Der Stabsarzt hielt eine kurze, ganz ausgezeichnete Rede, dann wurde gesungen und gegessen. Da kamen auch diesmal wieder, gerade als es fröhlich war,

Digitized by Google

Verwundete, was natürlich die Stimmung veränderte. Wir hatten bis ½9 zu tun und gingen dann in unsern Unterstand, um das geplante Festessen in gekürzter Form und großer Eile zu bereiten. Ein paar der Herren waren noch dageblieben, und so tranken wir nochmals auf das Wohl unseres Kaisers und unseres lieben Deutschlands und sprachen natürlich fast ausschließlich vom Krieg und dem ersehnten Frieden. — Vor Kaisers Geburtstag hatten wir noch ein paar sorgenvolle Tage mit Schwester E., die an einer heftigen Halsentzündung erkrankt war, so daß sie drei Tage fest liegen mußte. Im geheimen sorgten wir alle, es könnte Typhus oder Scharlach werden, da beides, wenn auch nicht oft, hier vorgekommen ist. Gott sei Dank ist es nichts geworden, sie ist wieder ganz frisch und munter. Mir persönlich geht es ganz überraschend gut; die viele frische Luft bekommt mir so ausgezeichnet, daß ich nicht einmal den sonst bei mir üblichen Schnupfen und Husten habe — trotz des Strohlagers, trotz der Unterstände und der augenblicklich recht kühlen Temperatur. Wir haben ja aber auch genügend Bewegung, einen gesegneten Appetit und durch unsere Tätigkeit und den Verkehr mit allerlei Menschen fortlaufende Anregung.

31. 1. 15.

Heute war, trotzdem es Sonntag ist, so viel zu tun, daß ich gar nicht zum Schreiben gekommen bin, darum will ich jetzt in später Stunde noch schnell Schluß machen. Unsere Artillerie hat den ganzen Tag tüchtig geschossen, ob sie Erfolge gehabt, wissen wir noch nicht. Man munkelt von einer großen Bewegung, von einem Coup Hindenburgs in den nächsten Tagen. Hoffentlich ist es keine Täuschung, wir möchten gar zu gern über die Bzura. — Hier ist heute wieder mal das herrlichste Winterwetter, die reine Märchenlandschaft, frisch gefallener Schnee, 2° Kälte, Windstille, Mondschein und augenblicklich keine Schießerei. Wir wollen noch ein Stück spazieren gehen, bevor wir schlafen, das Schöne mit dem Notwendigen verbindend, da wir heute weder Petroleum noch Licht zur Verfügung haben. Eine halbe Kerze muß bis morgen früh für uns alle reichen.

2. 2. 15.

Der Brief kommt nicht zu Ende, und dabei haben wir heute die traurige Nachricht erhalten, daß schon wieder Postsperre ist. Aber Exzellenz v. W. fährt morgen auf Urlaub und will unsre Briefe mitnehmen.

Augenblicklich wird wieder geschossen, merkwürdig, daß wir verhältnismäßig wenig Verwundete haben. Eben komme ich von draußen, wo wir einen spannenden Augenblick verlebt haben. Ich mußte einem Patienten, der dreistündlich Kampfer bekommt, noch eine Einspritzung machen und hörte auf dem Rückwege noch etwas dem Gewehr- und Geschützfeuer zu, als ich auf einmal auf dem Hügel vor mir ein Lichtsignal aufsteigen sah. Unser Bursche, der grade hinzukam, benachrichtigte den Stabsarzt, und er sowohl wie der bei uns weilende Leutnant R. kamen herbei. Wieder erschien das Signal auf dem Berg, und da nun auch die Herren Verrat durch irgendeinen Polen witterten, holten sie schnell ihre Pistolen, wir beide noch zwei von unsern Leuten, und nun gingen wir vorsichtig von zwei Seiten den Berg hinauf, um den Kerl, wenn möglich, zu erwischen. Wir haben lange gesucht, manche Spur, die im Schnee ja gut erkennbar war, verfolgt, aber leider nichts gefunden. Schließlich stießen wir auf dem Berg wieder zusammen und mußten unverrichteter Sache umkehren. Wir dachten schon, es wäre eine ganz harmlose Sache gewesen, da begegnete uns bei der Rückkehr ein Telephonist, der das Telephon absuchte, da es eben irgendwo durchschnitten sein mußte. Also doch!! Hätten wir den Kerl doch erwischt! Wer weiß, ob deshalb die Schießerei heut abend nicht so lebhaft ist. Na, nichtsdestoweniger werde ich jetzt schlafen gehen, denn ich bin hundemüde und habe gelernt die Augenblicke der Ruhe auszunutzen.

B.-W. bei K., 21. 2. 15.

..... Es ist mir nicht mehr gegenwärtig, bis wann ich Euch berichtet habe, jedenfalls wohl noch nichts vom Februar. Gerade an Deinem Geburtstag — oder

Digitized by Google

vielmehr vom 4. bis 9. — hatten wir hier heiße Gefechte, die dem Detachement v. W. viele Verluste und uns ungeheure Arbeit brachten. Es handelte sich wieder um den berühmten Kosakenberg, von dem ich Euch schon schrieb. Wir hatten 400 Verwundete, dazu 55 verwundete Russen, und Tag und Nacht zu tun. Es war recht anstrengend, weil wir nebenher doch auch noch unsre vielen Kranken hatten, trotzdem wir täglich nach den Feldlazaretten abtransportierten. Operiert haben wir auch, sogar eine schwere „Laparotomie", d. h. Bauchoperation, gemacht, die in diesen ärmlichen, schmutzigen Räumen natürlich doppelt verantwortungsvoll ist. Es war ein schwerer Bauchschuß mit Vorfall des Eingeweides. Es wurde dem Patienten ein 30 cm langes Stück Darm herausgenommen (Darm-Resektion) und versucht, trotz sehr schlechten Pulses ihn mit Kampfer und Kochsalzspritzen und -einläufen dem Leben zu erhalten. Tag und Nacht haben wir uns um ihn gesorgt und geängstigt, und nun sind es heut 17 Tage her, er lebt, hat kein Fieber mehr und ißt und trinkt ohne Beschwerden! Ich kann nicht sagen, wie glücklich wir sind, es gibt doch keinen schöneren Beruf als den des Arztes und der Krankenpflege! Durch diese Operation ist unsre ganze kleine Krankenhauskolonie „im Unterstand" so bekannt geworden, daß wir viel Besuch von andern Ärzten und vielen Leuten, die es einmal gesehen haben möchten, erhalten und die dann unser Werk besichtigten. Vier Wochen haben wir uns des Selbsterschaffenen freuen können, da kam die böse Artillerie, zwischen deren Stellungen wir bis dahin so schön gehaust, und baute ihre Geschütze direkt neben unsere Unterstände auf, und diese selbst sollten von den Offizieren und Mannschaften bezogen werden. Wir jammerten sehr und haben uns mit Händen und Füßen gesträubt, aber was half's, die Artillerie mußte die Stellung aus taktischen Gründen haben, und wir sind als Sanitätskompanie den Herren vom Stabe sowieso immer zu weit vorn. Es war ein schwieriger Umzug, da wir noch viele Schwerkranke hatten. Nach vielem Überlegen wurden die einigermaßen Transportfähigen in das nächste Feldlazarett geschafft, und ich bekam den ehrenvollen Auftrag, mit den acht schwersten Verwundeten (Lungen- und Bauchschüsse) zurückzubleiben und sie zu pflegen, bis sie transportfähig würden. Ich war sehr glücklich über dies mir geschenkte Vertrauen. Als Hilfe und Nachtwache durfte ich mir einen Sanitäter wählen und nahm einen freiwilligen Krankenpfleger, einen stud. med. Nachts schläft er bei den Kranken (ich direkt daneben im Verbandszimmer) und ruft mich nur, wenn etwas Besonderes ist, oder er allein nicht fertig wird. Ich habe direkt befohlen, daß er mich jederzeit ruft, denn ich trage ja die Verantwortung. Aber es ist schön, und ich bin wieder mal restlos glücklich in der Ausübung meiner Tätigkeit. Vormittags, und wenn möglich auch nachmittags, kommt Herr Stabsarzt zur Visite hergeritten von N., 10 Kilometer westlich von uns. Die Verpflegung hat, da es für uns unmöglich war, liebenswürdigerweise unser Verdränger, der Batteriechef der Artillerie, übernommen, der uns auch sonst in jeder Weise, wie die Herren alle, ritterlich und helfend zur Seite steht. — Geheimrat Dr. K., den großen Berliner Chirurgen, der jetzt während des Krieges beratender Chirurg des ... Corps ist, habe ich auch kennengelernt und des öfteren gesprochen. Er interessierte sich sehr für den Operierten, sowie für die sieben andern und hat mich, seit ich hier allein hause, schon zweimal aufgesucht, bringt stets Zeitungen und Schokolade mit und fragt und kontrolliert alles Mögliche. Auch für unser Bleiben hier in der Front hat er sich rührenderweise sehr verwandt. Möchte es doch helfen, es widerspricht ja angeblich den Bestimmungen, aber nachdem wir uns so eingearbeitet, nach den vielen Erlebnissen hier draußen, würde es uns bitter schwer sein, fort zu müssen. Vorläufig also freuen wir uns jetzt doppelt unseres Daseins hier, ich ganz besonders meines selbständigen Wirkens zwischen den Kanonen. Da ich den Brief voraussichtlich erst abschicken kann, wenn ich zu meiner Kolonne stoße, kann ich auch — ohne daß Ihr anfangt Euch zu sorgen — weiter berichten, daß wir vorgestern einen tüchtigen Angriff der Russen auszuhalten hatten, den unsere tapferen Feldgrauen aber, Gott sei Dank! siegreich zurückgeschlagen haben mit kaum nennens-

Digitized by Google

werten Verlusten. Es wurde tüchtig geschossen, die Granaten und Schrapnells schlugen in den Sumpf und die Wiesen bei unserm Häuschen ein, und wir hatten uns schon Tragbahren zurechtgestellt, um gegebenenfalls unsere Patienten schnell herausbringen zu können. Aber nach zwei Stunden etwa flaute die Sache schon ab und nur die Infanteriekugeln kamen noch vereinzelt in unsere Nähe. Fff-f-t, dss-s-s-t, ein ganz komischer Ton, man senkt den Kopf unwillkürlich, trotzdem man genau weiß, daß die Kugeln längst an einem vorbei sind, wenn man sie hört. Und groß und schön ist dies doch! Ich glaube, ich wäre als Junge ein ganz guter Soldat geworden. Sobald es anfängt zu schießen, bin ich wie elektrisiert und selbst die Überzeugung, daß der Zufall in der nächsten Minute auch mal mich selbst oder die Behausung treffen könnte, läßt keine Spur von Ängstlichkeit in mir aufkommen. Wir selbst sind ja auch direkt noch gar nicht beschossen worden, nur zu kurz oder zu weit fliegende Geschosse haben uns erreicht; so wurde neulich eine Fichte an einem halbfertigen Unterstand, den wir noch für unsere Patienten bauen lassen wollten, von einer Granate glatt gefällt und einer unserer Leute durch einen Granatsplitter leicht verletzt. Auf der Wiese meiner augenblicklichen Behausung fand ich am nächsten Morgen einen Zünder von einem 16-Zentimeter-Geschoß der Russen, den „schwarzen Männern", wie unsere Artilleristen die schweren Geschosse der Russen nennen. Ein Prachtding, aber sehr schwer. Wenn irgend möglich, will ich es mir aber doch mitnehmen, als kleine Erinnerung an meinen hiesigen Aufenthalt.

Die Ansichten über die allgemeine, besonders aber die hiesige Kriegslage sind ungemein günstige, die herrlichen Siege in Ostpreußen lassen das Beste hoffen! Das Wetter ist herrlich, mein Krankenzimmer steht voller „Kätzchen", die mir am Sonntag gebracht wurden.

K. N.-W., 6. 3. 15.

..... Für viele liebe Pakete und Paketchen hab ich wieder zu danken! Ihr verwöhnt mich zu sehr, und wenn es auch recht angenehm ist, all die schönen Sachen zu erhalten, kommt es mir doch allmählich zu verschwenderisch vor, da ich doch immer wieder aus Zeitungen und Briefen höre, wie in der Heimat gespart wird. Manchmal, wenn wir all die schönen von zu Haus geschickten Sachen verzehren, wird dieser Gedanke in uns wach und es kommt einem fast unrecht vor, so gut zu leben, während zu Hause vielleicht gedarbt wird. — Seit Sonnabend, dem 27. 2., bin ich wieder hier bei meiner Kolonne. Der Abschied von meinem kleinen selbständigen Lazarett ist mir ordentlich schwer gefallen, wenn ich auch andrerseits gern in den mir lieben, gewohnten Kreis zurückkehrte. Es war eine köstliche Fuhre, die ich noch heut bedaure nicht photographiert zu haben. Zwei Bauernwagen, auf denen alles Mobiliar, Ofen, Betten, Tische, Stühle, Strohsäcke, Eimer, Kochtöpfe — kurz alles, was ich bisher gebraucht hatte, aufgestapelt war. Hinten drauf, auf einem Strohkissen, angelehnt an die emporstrebenden drei Beine eines invaliden Tisches ich, in meinem Pelz, genannt „Smierduck", eingehüllt. Alles, was uns begegnete (der Student ging nebenher), lachte herzlich und ich lachte mit. Gegen 5 Uhr kamen wir in N. an. Wie lange unsres Bleibens hier sein wird, wer weiß es? Trotzdem sich sogar Exzellenz v. B. für uns bemüht haben soll, ist unser künftiges Schicksal noch ganz ungewiß. — Im übrigen haben wir uns hier sehr verbessert, haben sogar einen richtigen Operationstisch und einen Feldsterilisator. Verwundete gab es wenig, Kranke haben wir augenblicklich 35. Der Abschied von den Schwerkranken in R.-W. ist mir schwergefallen, trotzdem ich sie ruhigen Herzens abgeben konnte. — Hier haben wir am Vormittag bis $^1/_2$2 immer tüchtig zu tun, und der Nachmittag vergeht mit Sterilisieren, Instrumenteputzen und den kleinen Extrasachen bei den Patienten, die aber nicht anstrengen. Hin und wieder kommt auch Besuch, vielfach Ärzte, die sich etwas Medizinisches borgen oder schenken lassen wollten und dabei gern mit einer Tasse Kaffee bedacht werden. Geschossen wird nicht besonders viel, wohl nur, um den Feind zu beunruhigen. Die frühlingsmäßige Temperatur ist einer leichten Kälteperiode gewichen, immerhin schwankt sie vorläufig

Digitized by Google

noch zwischen 3 und 5°, also minimal, aber die Einwohner hier meinen, die kältesten Tage kämen jetzt erst.

9. 3. 15.

Wieder sind mehrere Tage vergangen und ich muß zum Schluß eilen, der Brief muß fort. Heut sind 8° Kälte und die Fenster fest zugefroren. Nun wird die Kälte wohl kommen, aber ich will es gern aushalten, wenn ich nur hierbleiben darf! —

N., 28. 3. 15.

Gern hätte ich Eure lieben Briefe eher beantwortet, aber ich wollte zugleich meinen Abreisetermin nennen und wußte doch nichts Gewisses. Und nun kann ich heute zu unserer größten Freude mitteilen, daß wir bleiben dürfen. Voll Trauer hatten wir schon dem 1. April, dem möglichen Tag unseres Scheidens, als etwas Unabänderlichem entgegengesehn, da kam gestern abend ein kurzes, dienstliches Schreiben, daß wir vorläufig bleiben dürften! Wir mußten es ein paarmal lesen, ehe wir unser Glück begriffen, dann aber freuten wir uns wie die Kinder und alles nahm teil an unserer Freude. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir, wenn der hiesige Stellungskrieg sich in einen Bewegungskampf umwandelt, doch zurückgezogen werden. Wie es auch sei, wir freuen uns, daß wir vorläufig noch bleiben dürfen. Die Kriegserfahrungen haben uns doch auch wirklich gezeigt, wie sehr hier draußen die weibliche Hand oft fehlt, wo man tausend Sachen macht, die ein Sanitäter vielleicht niemals tun würde, weil er sie für überflüssig und unnötig hält, Kleinigkeiten, die aber den Patienten viele Freude und manche Erleichterung bereiten. Und beim Verbinden und Operieren kann man doch gerade hier vorn als ausgebildete Schwester unendlich viel Gutes stiften und Unheil verhüten. Ehe ich kam, hat Herr Stabsarzt bei Operationen alles allein machen müssen, wie lästig das für einen Arzt ist, kann man sich denken, und die niemals ungefährliche Narkose wird dadurch für den Patienten nur unnötig verlängert — doch verzeiht, ich bin da so hineingeraten, ohne daß ich es wollte, nur das eine möchte ich als meine Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß ich nach meinen jetzigen Erfahrungen immer und überall für die Notwendigkeit von Schwestern bei Sanitätskompanien und in Feldlazaretten eintreten werde! — Dem friedlichen Bericht meines letzten Briefes kann ich heut einen noch friedlicheren beifügen. Es ist ganz still hier, hin und wieder ein Scheinangriff von unserer oder der Russen Seite, Gott sei Dank ohne nennenswerte Verluste. Die Verwundeten, die wir haben, sind fast ausnahmslos Patrouillenreiter. Kranke gibt es auch noch täglich, trotzdem der Gesundheitszustand im ganzen bei den Truppen ein vorzüglicher sein soll. Durchschnittlich hatten wir jetzt 40 bis 50 Patienten, fast täglich kleine Operationen, im übrigen aber nicht besonders viel zu tun. Die freie Zeit benutzen wir, um mit Hilfe der vielen Leute, die wir jetzt haben, unsere kleine Kolonie zu verschönen. Alle Handwerker haben sich ihre kleinen Werkstätten eingerichtet, die Wege werden ausgebessert, eine Liegehalle und ein Sonnenbad ist für die Patienten fertiggestellt und die Felder in unserm Umkreis werden bestellt, zum Teil mit Hilfe der Polen, um einer möglichen Hungersnot im Herbst vorzubeugen. Vor unserem Quartier, einem recht netten Bauernhaus (das Dörfchen hat teilweise deutsche Bewohner), haben wir uns eine sehr hübsche Laube aus Birkenholz zimmern lassen, und uns aus dem Wald, der wenige Schritte vom Hause anfängt, Moos, Tannen und Leberblümchen geholt, die wir anfangen, auszupflanzen. Ich denke, es wird sehr nett werden. Einige Tage waren so sommerlich warm, daß man wirklich dachte, der Winter wäre vorüber, die Lerchen trillerten auf den Feldern vor unserem Fenster, daß es eine Lust war, ihnen zuzuhören, und ein Storch ist auch schon gesehen worden. Gott sei Dank für alle, die im Felde sind; bei Wärme, Licht und Sonnenschein ist doch alles viel leichter. Nur die heißen Monate werden schlimm werden, denn die Sümpfe und die schlechten Brunnen zeitigen sicher Malaria- und Typhusgefahr. Hoffentlich ist bis dahin der Krieg zu Ende, wir denken und sprechen natürlich auch von nichts anderem, einige

Digitized by Google

erwarten den Frieden bald, andere erst nächstes Jahr! Aber trübe Gedanken gibt es jetzt nicht: „Hiddekk“[1]) das ist jetzt und immer die Hauptsache! Nach den neuesten Nachrichten, die wir jetzt regelmäßig mit nur dreitägiger Verspätung aus L., wo seit Wochen eine ausgezeichnete deutsche Zeitung herausgegeben wird, erhalten, scheint es dem edlen Mr. Gray ja auch schon etwas ungemütlich geworden zu sein, und Italien?! — — Gott sei Dank, daß man ein Deutscher ist! —

Heimatchronik.[2])

Dienstag, 23. März.

Über die Aufwendungen der Stadt Berlin für die Kriegswohlfahrtspflege sind die folgenden Zahlen herausgegeben: Die Zahl der unterstützten Kriegerfamilien beträgt jetzt 92 557. Für diese sind an gesetzlichen Unterstützungen und städtischen Zuschüssen bis jetzt aufgewandt über 17 Millionen Mark (ohne Mietunterstützungen). Für die Arbeitslosen sind, trotz des Rückgangs der Arbeitslosigkeit, 2½ Millionen an Unterstützungen gezahlt. An Mietunterstützungen im Januar und Februar 1,3 Millionen Mark, vorzugsweise an Kriegerfamilien. Die Ausgaben für die Kriegerfamilien werden mit der allmählichen Einberufung des Landsturms ohne Zweifel noch sehr steigen. Die durch uns (Nationaler Frauendienst) verausgabten Mittel für Speisungen kommen noch hinzu (etwa 300 000 Mark).

Es ist eine Verfügung zur Schweineenteignung erlassen, die den Landwirt über seine Besorgnisse wegen zu scharfen Vorgehens beruhigen soll. (Zu solchen Besorgnissen liegt allerdings auch an sich, weiß Gott, kein Grund vor!) Enteignungsverträge können abgelehnt werden, soweit es sich um Zuchttiere handelt, soweit die Schweine zur Deckung des Fleischbedarfs im Haushalt des Besitzers notwendig sind und soweit der Besitzer nachweist, daß er durchfüttern kann, ohne menschliche Nahrungsmittel zu benutzen. (Wieviel Gelegenheit zur Umgehung gibt diese Möglichkeit!)

Mittwoch, 24. März.

Im Königlichen Schauspielhaus wird die „Antigone“ gespielt. Es gibt kaum etwas, das so gut in die Zeit paßt. Das Theater ist auch noch voll, trotzdem das Stück schon viele Male gegeben ist. Man kann nicht sagen, daß die Aufführung besonders gut war; zumal die Antigone war nicht jung und weiblich genug. Aber die Dichtung mit ihren großen ewigen Gegensätzen des staatlichen Machtgedankens und des menschlich-frommen Gefühls — des politischen Rechtes und des menschlichen — hat heute etwas seltsam Erschütterndes. Es gibt ja überhaupt wenig Dichtung, die man heute ertragen kann: alles nur subjektive, im eigentlichen Sinne moderne, was auf dem großen Wichtignehmen des einzelnen und seiner seelischen Faserungen beruht, erscheint uns unbescheiden und selbstgefällig. Man fühlt erst jetzt, wie sehr im antiken Drama das Persönliche und das Gattungsmäßige noch ineinander ruhen. Und weil wir jetzt beides zugleich sind, so geht uns diese alte Kunst so nahe. — — —

Etwas ganz anderes: Zu dem Gedanken der Futtermittelenteignung wird mit Recht das Bedenken erhoben, daß damit die ausländische Einfuhr, die immerhin noch stattfand, aufhören müßte, weil die Händler nicht zu ungeheuren Preisen und mit unabsehbaren

[1]) „Hiddekk“ = Schützengrabengruß: Hauptsache ist, daß die Engländer Keile kriegen!

[2]) Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe“ Nr. 13 ff. 1915.

Digitized by Google

Schwierigkeiten kaufen können, wenn sie riskieren, zu irgendwelchen Normalpreisen enteignet zu werden. Man sollte, wie beim Getreide, die ausländischen Futtermittel von der Beschlagnahme frei lassen.

In Berlin wird das Kuchenbacken zu Ostern verboten. Sogar in den Haushalten. Wir kommen zu Regelungen wie zur Zeit des aufgeklärten Despotismus. Aber das schadet gar nichts. Schade ist nur, daß die freiwillige Vernunft nicht weit genug reicht.

Donnerstag, 25. März.

Die Erörterungen über die Budgetbewilligung durch die Sozialdemokraten ziehen sich weiter. Man erfährt, daß der Parteiausschuß als oberste Parteiinstanz nächst dem Parteitag schon vor längerer Zeit die Budgetfrage beraten und mit starker Mehrheit das Recht in Anspruch genommen habe, den Nürnberger Parteibeschluß, der eine Ausnahme von der Pflicht zur Budgetverweigerung gestattet, jetzt anzuwenden. Dieser Beschluß gestattet die Bewilligung dann, wenn ohne sie ein ungünstigeres Budget angenommen werden würde. Dieser Fall liegt natürlich, streng genommen, jetzt nicht vor. Aber daß die Folgen der Verweigerung viel schlimmer gewesen wären als ein ungünstiges Budget, ist um so klarer.

Der Versuch, eine britische Farbwerke-Gesellschaft auf die Beine zu bringen, scheint zu scheitern. Es hat eben doch wahrscheinlich in England niemand genug Vertrauen zum englischen Chemiker!

Freitag, 26. März.

Eine interessante Mitteilung: Die Sparkassenmitglieder der Hamburger Konsumgenossenschaft „Produktion" haben 760 000 Mark für die Kriegsanleihe gezeichnet. Nur Arbeitergroschen. Wichtig als Beweis des Vertrauens, und als Beweis, wie sehr der Krieg ein Volkskrieg ist.

In der Fortsetzung der Debatte über die Budgetbewilligung macht die Mannheimer „Volksstimme" darauf aufmerksam, wie unlogisch die Stellung der Mitglieder gewesen wäre, die 10 Milliarden Kriegskredite bewilligen wollten, aber den übrigen Etat für Kriegsfürsorge, Sozialpolitik usw. ablehnten. Man weiß nicht, ob man bewundern oder belächeln soll, wie stramm die formale Paragraphendisziplin in der Partei ist.

In den Vorstand der hamburgischen Bürgerschaft ist zum erstenmal ein Sozialdemokrat gewählt, nachdem die Sozialdemokratie zum erstenmal das Budget bewilligt hat.

Das Berliner Polizeipräsidium droht, einen Feldzug gegen die Fremdwörter auf den Firmenschildern zu eröffnen. Auch hier kann man sagen: schade, wenn wirklich Zwangsmaßregeln nötig sind, um mit diesen vorauguſtlichen Geschmacklosigkeiten aufzuräumen. Im Grunde ist dies doch keine Sache der Polizei!

Sonnabend, 27. März.

Die Modeschau des Deutschen Werkbundes im Abgeordnetenhaus. Daß die Wandelhalle einmal der Schauplatz für die Probierfräulein sein würde, hätte sie sich wohl nicht träumen lassen. Im Grunde aber wurde sie nicht dadurch entgöttert, denn es ist eine ernsthafte wirtschaftliche und künstlerische Frage, um die es sich handelt. Der Zuschauerkreis, zusammengesetzt aus Leuten vom Fach und aus einem Frauenparlament unter dem Protektorat der Kronprinzessin. Mit dem Ergebnis können wir sehr zufrieden sein. „Los von Paris" sind wir zwar noch nicht, man könnte sich sehr gut eine noch entschiedenere Befreiung denken, und die Tatsache, daß die größte Zustimmung einem Kleide gezollt wurde, das viel mehr auf der Linie der deutschen Bemühungen um künstlerische Frauenkleidung lag als auf der der französischen Tradition, zeigte, daß das Publikum diese noch entschiedenere Lösung wünscht und daß sie möglich ist. Aber dafür stand Reichtum, Weltläufigkeit, Eleganz

Digitized by Google

der Erfindung und Ausführung auf so überzeugend hoher Stufe, daß der bisher zagend gefaßte Gedanke der deutschen Weltmode nun auf festen Füßen stehen kann.

Man hat den Frauen aber angemerkt, daß es ihnen nicht ganz leicht war, sich in dieser Zeit zu so einer Modeschau zu stimmen. Das Interesse hatte entschieden etwas Theoretisches und Pflichtgemäßes. Das macht ihnen aber nur Ehre.

Heute tritt die Bundesratsverordnung in Kraft, nach der die Landesbehörden den Branntweinausschank einschränken oder ganz verbieten dürfen. Hoffentlich tun sie's!

Ein langes Inserat in einer süddeutschen Hauptstadt fordert zur Spende von alten Sachen für die neue Zivileinkleidung von entlassenen dienstuntauglichen Verwundeten auf. Da fängt also schon die Art und Weise der Invalidenfürsorge an, die wir nicht wollen — diese bettelhafte, kümmerliche Art, die dem heruntergekommenen Landstreicher gegenüber angebracht sein mag, aber doch nicht dem Kämpfer für das Vaterland! Wenn nur erst einmal diese Invalidenfürsorge allgemein und im großen angefaßt würde!

Sonntag, 28. März.

Die wachsende Teuerung der Lebensmittel wird allmählich zu einer schwierigen Versorgungsfrage. Wieder und wieder tauchen die Fragen auf, ob nicht doch jetzt die Zentralspeisungen vermehrt werden müssen, um Unterernährung gewisser Schichten auf die wirksamste und ökonomischste Weise zu verhüten. Richtig ist, daß bei der Steigerung der Einnahmen in weiten Kreisen die Teuerung gut ertragen werden kann. In anderen aber ist das nicht der Fall. Man wird mindestens in noch größerem Umfange als bisher zur Lebensmittelabgabe durch die Städte kommen müssen. Besonders in den Kleinstädten, von denen viele mit am schlechtesten versorgt sind.

Wenn man dagegen abends in ein Berliner Weinrestaurant schaut, erstaunt man über Fülle und Eßlust! Zufällig las ich im „Matin" eine lange Serie von Nachrichten über unsere Hungersnöte. Die sollten einmal in so ein Restaurant sehen!

Montag, 29. März.

Eine Statistik der Kriegsliteratur verzeichnet 2887 Titel!! Die größten Gruppen sind nicht etwa die der militärischen, sondern die der „schönen Literatur" (weit an der Spitze!), der Wirtschaftsfragen und die „erbauliche"! Sehr bezeichnend für Deutschland!

Der Ständige Ausschuß des Deutschen Landwirtschaftsrats hat am 17. d. M. über die Kriegsmaßnahmen beraten und u. a. folgenden Beschluß gefaßt: Die massenhafte Abschlachtung von Schweinen mit einem Lebendgewicht von weniger als 70 Kilogramm ist unwirtschaftlich und führt zu einer schweren Schädigung der Schweinezucht. Der Übernahmepreis bei der Enteignung ist angesichts der hohen Futtermittelpreise nach § 2 Abs. 3 der Verordnung vom 25. Januar über die Sicherstellung von Fleischvorräten unter Berücksichtigung des Marktpreises festzusetzen. Für die Gewinnung großstädtischer Fleischvorräte verdient zurzeit die Konservenbereitung und das Gefrierverfahren den Vorzug vor der Aufstapelung sogenannter Dauerwaren, deren Herstellung und Haltbarkeit nach dem Eintreten wärmerer Witterung mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Die private Einfuhr von Futtermitteln aus dem Auslande ist mit allen Mitteln zu fördern.

Aus allem hört man immer wieder heraus, daß mit der Abschlachtung keinen Schritt weitergegangen wird, als es der Landwirtschaft vorteilhaft erscheint!

Dienstag, 30. März.

Was nützen die Getreidehöchstpreise der Bevölkerung, wenn nicht für entsprechende Mehlpreise gesorgt wird! Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen hat in einer Eingabe an die Reichsregierung gefordert, daß sie der Spannung zwischen Mehl- und Getreidepreisen ihre Aufmerksamkeit schenkt. Er beleuchtet die Sachlage durch folgende interessante Zahlenaufstellung:

Digitized by Google

		Weizen			Roggen		
		Getreide	Mehl	Spannung	Getr.	Mehl	Spannung
1914	Jan./März	189	245	56	154	202	48
1915	Januar	262	419	156	222	352	130
	Februar	265	425—435	165	225	420—440	205
	März	268	437—465	183	228	435—465	222

Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Steigerung des Gewinns der Mühlen in keinem Verhältnis mehr steht zu den gesteigerten Produktionskosten. Die Kriegsgetreidegesellschaft verteidigt sich übrigens in einer längeren Darstellung ihrer Arbeit gegen die Vorwürfe, die gerade hinsichtlich der Mehlpreise gegen sie erhoben sind, und stellt eine Herabsetzung in Aussicht.

Ich blättere in früheren Heften dieser Chronik. Hat sich etwas gegen damals verändert in dem äußeren und seelischen Bild unseres Lebens? Doch. Die Trauerkleider auf den Straßen werden häufiger. Zahlloser Mütter Bangen ist ein Ende gesetzt durch die schmerzliche Entscheidung. Man sieht zunehmend mehr Frauen als Stellvertreter der Männer. In der Straßenbahn findet man sie jetzt schon als Schaffner bei den Triebwagen, während sie bis jetzt nur vereinzelt in den Anhängern dienten. Sie gehen frisch und gewandt an die ungewohnte Sache. Wo sie an den Haltestellen gemeinsam auf die Ablösung warten, kann man sehen, wie sich schon so eine besondere Art Kollegialität bei ihnen herausgebildet hat.

Ist in der Stimmung etwas verändert? Gewiß — die Zeit an sich, die Dauer, verwandelt. Aber dieser Wandel ist nichts weniger als ein Erlahmen des Willens. Im Gegenteil. Viele Entschlüsse und Aufschwünge der ersten Wochen hat die Zeit nun befestigt und in bleibende Entschlossenheit und Opferbereitschaft verwandelt, in eine Richtung des Willens, an Stelle einer bloßen Getragenheit durch das Gefühl.

Das bedeutet bei einem Teil Befestigung der Feindschaftsgefühle. Bei anderen wird die Sehnsucht stärker nach Wiederherstellung der menschlichen Gemeinschaft, die alle Kulturvölker einigt. Sie empfinden die Vergiftung der Luft über Europa je länger je mehr schmerzlich. (Organ dieser Stimmungen ist die Zeitschrift „Die weißen Blätter".) Aber selbst wenn das Bewußtsein dieser tausendfach verwundeten Menschlichkeit — verwundet durch Haß und Entstellung — uns alle oft quält, so hat das nichts zu tun mit der festen Überzeugung, daß bis zum ehrenvollen Frieden weiter durchgehalten werden muß.

Die Auseinandersetzung in der Sozialdemokratie geht weiter. Heine teilt mit, daß die „Daily Mail" Liebknecht als „zweiten König von Potsdam" gefeiert habe (Du lieber Himmel!) und als „Symbol des Deutschland, mit dem wir uns versöhnen werden". Interessanter als diese Seite des Kampfes ist eine Broschüre grundsätzlicher Art von Cunow — eine Abrechnung mit dem Marxismus auf Grund der Kriegserfahrungen, die nichts schlagender bewiesen haben als die Widerstandskraft der „kapitalistischen Gesellschaft".

Im hessischen Landtag stimmten die Sozialdemokraten für das Budget.

Mittwoch, 31. März.

Die Fabriken für Militärbedarf, insbesondere Munition, werden nur einen Osterfeiertag feiern!

Die Eisenbahnverwaltungen geben Anweisungen zur Vereinfachung der Speisekarte in den Bahnhofswirtschaften. Diese Forderung macht eine Regelung der übrigen Gastwirtschaften noch dringender. Warum sollen die Bahnhofswirtschaften in ihrem Besuch darunter leiden, daß sie sich kriegsgemäßer einrichten als die anderen Restaurants?

Das Publikum achtet eifrig auf Innehaltung des Kuchenbackverbotes zu Ostern. In einer Mehlhandlung kaufte eine Frau Hefe. Heftiger Protest aller anwesenden Käuferinnen — trotz ihrer Beteuerungen, sie wolle ja nicht backen. Man sah, daß die Leute schon ganz zu gegenseitiger Polizei geworden sind, was sehr gut ist. Berlin beschwert sich, daß Hamburg noch Kuchen essen darf!

Digitized by Google

Donnerstag, 1. April.

Der Bismarcktag. Die Fahnen wehen in der hellen, wenn auch noch nicht sehr kräftigen Frühjahrssonne, und die Zeitungen spenden ihre großen Aufschriften nicht den Gegenwartsereignissen, sondern den Gedenkfeiern. „Der Bismarcktag." Es ist eine seltsam sinnvolle Fügung, daß die Geschichte diesen Gedenktag den beschaulichen Phrasen und den spekulierenden Betrachtungen entrückt hat. Wie anders breit hätte die Gedächtnisliteratur ausgeladen, wenn der Gedenktag als dankbarer Gegenstand in stille Zeit gefallen wäre. So wird alles, was gesagt wird, Rede und Aufsatz, vor der Kritik des eisernen Tages von selbst knapp und wuchtig, gegenständlich und wahrhaftig. Und die Menschen verstehen die Tat der Reichsgründung besser, weil ihnen die Worte „Blut und Eisen" heute etwas anderes sind als Schlagworte der patriotischen Literatur. Das Berliner Straßenleben zeigt das übliche Bild der Tage, an denen alles nach dem Brandenburger Tor strömt. Der Westen ausgestorben. Wachsende Fülle nach dem Stadtinnern am Brandenburger Tor und in dem Teil des Tiergartens um den Reichstag herum. Nur wenige von den vielen Festlichgestimmten konnten an der Feier am Bismarckdenkmal teilnehmen, aber weit über die knospenden Bäume des Tiergartens hin trug der Frühlingswind die hellen, jubelnden Stimmen der Schulkinderchöre von der Freitreppe des Reichstagsgebäudes.

Der Bundesrat hat neue Bestimmungen zur Volksernährung herausgegeben. Futtermittelbeschlagnahme mit Freilassung der aus dem Auslande eingeführten. Abgabe durch eine Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte nur an die Kommunen zur weiteren Verteilung an die Viehhalter. Von den Gemeinden wird wahrlich in dieser Zeit eine Kraftprobe verlangt!

Dem Mißbrauch, daß alle Speisekartoffeln zu Saatkartoffeln erklärt werden, um höhere Preise zu erzielen, und dem Wucher mit Saatkartoffeln wird gesteuert durch eine Verordnung, nach der Saatkartoffeln vom 25. April ab unter die Höchstpreise für Speisekartoffeln fallen; bis dahin gelten als Saatkartoffeln nur die aus Saatgutwirtschaften stammenden.

Schließlich: wir bekommen wieder Weizenbrot zu essen, unter der Bedingung, daß das Mehl auf 93 Proz. ausgemahlen ist. Statt Kartoffelzusatz sind andere Stoffe zulässig (Mais-, Erbsen-, Bohnenmehl usw.).

Freitag, 2. April.

Karfreitag. Mehr als die religiösen Betrachtungen in den Zeitungen packt eine kleine beiläufige Notiz: ein deutscher Pfarrer aus Santiago hat bei Kriegsausbruch keinen anderen Weg gefunden, sich nach Deutschland durchzuschlagen, als indem er über die vereisten Cordilleren wanderte. Es gelang ihm, unentdeckt hierher zu kommen. Er wurde hier in die Truppe eingestellt und ist bei einem Sturmangriff am 11. März gefallen. Wie viele Hunderte von deutschen Männern haben sich so durch tausend Fährnisse hindurchgekämpft — zum Tode für ihr Vaterland! Es sich so viel kosten lassen, nur um hier zu sterben! Nach rein menschlichem Maß liegt etwas Sinnloses darin, und doch fühlen wir genau, daß dieser Tod hundertmal mehr wiegt als ein in bescheidener Nützlichkeit verbrachtes Leben. Wieviel Kraft wird von diesen heldenhaften Opfern auf alle künftige Jugend ausgehen — mehr, als jemals die kleine Leistung eines kleinen Lebens Kraft hätte spenden können!

Zur Sicherstellung der nächsten Ernte hat der Bundesrat den Verwaltungsbehörden das Recht gegeben, landwirtschaftliche Gelände, die von ihren Eigentümern nicht bestellt werden, den Kommunalverbänden zur Nutzung zu übergeben.

Sonnabend, 3. April.

Der Arbeitsmarkt zeigt wachsenden Arbeitermangel und immer stärkere Beschäftigung von Frauen in männlichen Berufen. Was man anfangs in höherem Maße erwartete, als

Digitized by Google

es eintrat: das Einrücken eines weiblichen Ersatzheeres auf dem Arbeitsmarkt, vollzieht sich jetzt. Hätte man früher mit dem Anlernen begonnen, so wäre es jetzt leichter, die leer werdenden Posten zu besetzen!

Die Nachricht von dem Tode eines Mitarbeiters, Professors Wernicke aus Braunschweig, berührt ganz besonders schmerzlich. Anfang des Krieges fiel sein einziger Sohn. Jetzt nimmt der Tod einen kraftvollen Vertreter des neuen Deutschland und seines Geistes aus seiner Arbeit, einen Mann, der neben seiner Professur der Mechanik an der technischen Hochschule in Braunschweig und der Leitung einer Oberrealschule dort ein Kantforscher und in der Welt des deutschen Humanismus innerlichst zu Hause war. Er suchte die Synthese, die zu finden unsere besonders geistesgeschichtliche Gegenwartsaufgabe ist: zwischen Technik und humanistischer Kultur, zwischen dem alten und dem neuen geistigen Deutschland.

Ostern, 4. und 5. April.

Wenn man am Ostervorabend durch unsere Straßen geht, erinnert beinahe nichts an den Krieg. Ausgenommen die große Zahl der Soldaten, die auf den Bürgersteigen und in den Läden sich mit den anderen drängen. Es herrscht die übliche, vorfestliche Geschäftigkeit. Der einzige Unterschied gegen sonst ist die Verarmung der Kuchenläden.

Die Ostertage sind trübe, kühl und doch schon so frühlingsmäßig. Kirchen gedrängt, wie jetzt immer. Aber man sieht es immer wieder, wie fast unmöglich es heute ist, noch stark und groß in Worten zu sein. Die Maße unserer Reden sind auf die breite Beschaulichkeit des Friedens eingerichtet. Jetzt kommt einem jedes Wort, das Altgewohntes sagt, so überflüssig vor.

Am zweiten Ostertag die Beerdigung der Vorsitzenden unseres deutschen Lehrerinnenvereins in England. Auch ein kleiner Stein in dem großen Mosaik des Krieges. Denn es war letzten Endes der Zusammenbruch eines Lebenswerkes, der hier die Lebensenergie gebrochen hat.

Dienstag, 6. April.

Gestern abend eine Bahnfahrt mit Deutschen, die aus Rußland zurückkamen. Sie waren, über Rumänien, acht Tage unterwegs. Der Direktor einer großen deutschen Fabrik war unter ihnen, der als Mitglied des Deutschen Flottenvereins seit Kriegsausbruch in Gefängnissen im Innern Rußlands gesessen hatte. In höchstem Maße unfreundlich war die Behandlung gewesen, die sie bei der Durchreise durch Rumänien erfahren hatten. Überhaupt — wenn man sich vorstellte, was diese Menschen durchlebt hatten, vorher und bei dieser achttägigen Rückfahrt, teils in primitivsten, ungeheizten Wagen, so mußte man einmal wieder staunen über die heitere Widerstandskraft, die in dieser Zeit aufgeboten wird. Die nahe Erfüllung der Sehnsucht nach Baden und Schlafen mochte das ihrige dazu tun. Es ist etwas Wundervolles, immer wieder zu erleben, wie selbstverständlich alle diese besten Eigenschaften geworden sind: unbedingte Vaterlandstreue, Ausdauer, Opferbereitschaft, die kein Markten und Rechten verkleinert, und ruhige Einsicht in das Unvermeidliche.

Das „Bochumer Volksblatt" stellt fest, daß in Württemberg die sozialdemokratische Parteispaltung vollzogen sei. Man spricht darüber, ob Klara Zetkin als treibende Kraft der Württemberger Opposition noch weiter die offizielle Stellung in der Partei haben könne, die sie als Herausgeberin der „Gleichheit" einnimmt. Die „Chemnitzer Volksstimme" befürchtet, daß diejenigen Kreise, die gegen die Parteientscheidung vom 4. August waren, ihre Sonderagitation allenthalben aufnehmen werden, wenn sie beim Parteitag in der Minderheit bleiben. Die „Schwäbische Tagwacht" erwartet das nur von einem kleinen Teil dieser Gruppe, für deren Wirken in der Partei dann allerdings kein Raum sei.

Digitized by Google

Mittwoch, 7. April.

Die Gastwirte wehren sich gegen Kürzung der Speisekarte. Sie behaupten, daß sich das Berliner Publikum ohne Widerstand mit dieser Einschränkung nicht zufrieden geben werde. Die Ostertage hätten wieder den Beweis für die Größe der Ansprüche gebracht. In der Tat kann einem die Esserei in den Berliner großen Restaurants den Glauben an den „Idealismus" als deutscher Nationaltugend gründlich erschüttern. Je mehr aber die Begnadeten der Militärlieferungen geneigt sind, ihr Geld in Essen anzulegen, um so notwendiger ist eine Zwangseinschränkung.

Das Oberpräsidium von Ostpreußen hat 30 Millionen Mark Bestellungsprämien aus Staatsmitteln bereitgestellt. Jeder, der in dem Gebiet, das bis Februar von Russen besetzt war, einen Morgen bestellt hat, bekommt eine Staatsbelohnung von 25 ℳ. Die Pferdebeschaffung ist das schwerste Problem. Sonst waren in diesen Gebieten über 100 000 Pferde, die jetzt irgendwie ersetzt werden müssen. Man wird Pferde aus Pommern zur Verfügung stellen, auch Militärpferde werden durch die Etappeninspektionen möglichst für Feldbestellung freigemacht.

Am 15. April findet auf Beschluß des Bundesrats noch einmal eine Schweinezählung statt. Wenn nur darauf irgendeine entschiedene Maßnahme zur Kartoffelfrage rasch genug folgen würde!

Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen hat sich noch einmal an den Bundesrat gewandt um schleunige Maßnahmen zur Sicherung der Kartoffelvorräte, Beschlagnahme, planmäßige Abschlachtung der Schweine, Regelung der Milch-, Quark- und Käseversorgung der Großstädte.

Der Berliner Abeitsmarkt zeigt immer noch steigende Ziffern.

In gewerblichen und Finanzkreisen erörtert man lebhaft die Frage, wieweit durch eine starke deutsche Metallbörse der Börsenmetallhandel von englischer Vormundschaft gelöst werden kann.

Donnerstag, 8. April.

Der Reichsverband der deutschen Schneiderinnen hat zwei Tage über die „deutsche Mode" verhandelt. Es sind die selbständigen Handwerkerinnen, die hier das Wort nehmen, während in der Werkbundausstellung mehr das Modehaus vertreten war. Daher in vielem ganz andere Ausgangspunkte der Betrachtung. Auffallend ist in diesen theoretischen Auseinandersetzungen eine gewisse Unklarheit über die Verschiedenheit des Problems, je nachdem man es vom Standpunkt der verschiedenen Produktionsfaktoren ansieht: Modehaus, Hausschneiderei, Konfektion. Die lebhafteste Erörterung rief die Frage hervor, ob der rasche Wechsel der Mode wünschenswert sei oder nicht. Daß das Modehaus ihn wünscht, ist klar. Auch daß es ihn unbeschadet der Arbeitsqualität wünschen kann. Denn da es für Kreise arbeitet, bei denen Geld keine Rolle spielt, kann es auch an schnell veraltende Dinge kostbares Material und kostbare Arbeit wenden. Für alle Kreise mit beschränkten Mitteln ist rascher Wechsel ohne Qualitätsverschlechterung nicht denkbar. Und wenn die Schneiderin im eignen Interesse meint, dem Wechsel das Wort reden zu müssen, dürfte sie sich täuschen. Je rascherer Wechsel, um so sicherer wird der Sieg der schnell und routiniert arbeitenden Massenkonfektion über die Hausschneiderei sein, um so mehr muß sie sehen, durch billige Schnellarbeit die Konkurrenz der Konfektion aushalten zu können.

Freitag, 9. April.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung ist ein Antrag auf Schaffung eines öffentlichen Arbeitsnachweises für kaufmännische Angestellte von sozialdemokratischer Seite eingebracht. Sowohl aus Unternehmer- wie aber auch aus Angestelltenkreisen werden gegen diesen Plan Bedenken geltend gemacht, die sich u. a. an die Frage heften, ob und wie alle

Digitized by Google

Momente rein persönlicher Eignung bei dem notwendigen Schematismus einer solchen Vermittlung genügend berücksichtigt werden können.

Eine Anzahl von Journalisten aus neutralen Ländern besuchen gegenwärtig größere deutsche Städte, in denen ihnen die für das gegenwärtige wirtschaftliche und öffentliche Leben Deutschlands charakteristischen Dinge gezeigt werden. Hoffentlich sehen die Herren richtig! Die gelesenste Neuyorker Zeitschrift, die Saturday Evening Post, brachte neulich einen Aufsatz von einer Amerikanerin (bezeichnend für sie, daß sie sich dazu photographieren ließ mit französischer Munition in der Hand!) über die Frauen der kriegführenden Nationen, der zeigte, daß die Dame, wenn sie in Deutschland gewesen ist, durch allgemeine Unkenntnis über deutsche Verhältnisse jedenfalls verhindert war, die Arbeit der deutschen Frauen überhaupt zu entdecken.

Gestern ist der elsässische Landtag zusammengetreten. Seine Tagung wird sicher vom ganzen Reich mit wärmster Anteilnahme begleitet. Man wünschte, daß es eine Möglichkeit gäbe, alles, was bei uns an mitfühlendem Verständnis für das Grenzland und seine Schwierigkeiten vorhanden ist, in ein herzliches Wort zusammenzufassen und hinüberzusenden.

Die Zentrumsfraktion hat den Priester Wetterlé ausgeschlossen und hat Schritte getan, um klarzustellen, ob Wetterlé rechtmäßig überhaupt noch zum Landtag gehört.

Sonnabend, 10. April.

Die Ausgabe von Land zum Gemüsebau in Parzellen von Sechstelmorgen ist in Berlin von verschiedenen Organisationen — Laubenkolonisten in Verbindung mit Rotem Kreuz und Vaterländischen Frauenvereinen — in die Hand genommen. Bis jetzt sind 4200 Parzellen ausgegeben, also 700 Morgen.

Die Mitteilungen des deutschen Städtetages berichten über die verschiedenen Brotrationensysteme in Deutschland. Sozial interessant sind insbesondere die Ausgleichsversuche, durch welche aus ersparten Brotmengen Haushalte mit besonders großem Bedürfnis versorgt werden können — also z. B. Arbeiterhaushalte mit zahlreichen außerhäuslich arbeitenden Mitgliedern. In Berlin hat man diesen Ausgleich für unmöglich erklärt — er ist aber, wie Beispiele zeigen (Wiesbaden, Weimar) — durchaus durchführbar.

In München ist von vornherein eine ganz sorgfältige Abstufung nach Berufsarten und Arbeitsweisen vorgenommen. Auch das ist also möglich.

Die Kriegsstimmung ist voll von der Trauer um Weddigen. Manche wollen es noch immer nicht glauben, und meinen, daß U 29 irgendwo und wann zu aller Überraschung wieder auftauchen wird.

Sonntag, 11. April.

Wie unbedingt und stark der Patriotismus der Kinder ist! Ich sah ein kleines Mädchen, dem ein Sommerhut gekauft wurde. Ihr ganzer kindlicher Evasinn hatte sich an einen weißen Strohhut geklammert, der ihr dann auch, nach allerhand praktischen und Geldbedenken der Mutter zugestanden wurde. Als das Ladenfräulein dem Kinde den Hut aufsetzte, war sie so unbesonnen, zu bemerken: „Es ist ja auch das feine englische Stroh." Da war sie aber hereingefallen. Das kleine Mädchen zog mit festen Händen den Hut wieder herunter und legte ihn auf den Ladentisch. Dazu sprach sie nur das eine herzhafte und deutliche Wort: „Nääx!" Und alle Begütigungen der Verkäuferin, daß man das Stroh nur englisches „nannte", daß es aber deutsches sei, prallten machtlos an ihr ab.

Wenn alle deutschen Frauen den französischen Modellen gegenüber soviel Widerstandskraft hätten wie diese kleine Zehnjährige, dann brauchte man um die deutsche Mode nicht bange zu sein.

Montag, 12. April.

Der Verein Berliner Molkereibesitzer teilt mit, daß bei der Neueinteilung der Küchenabfälle in Berlin in diesem Monat 50 000—60 000 Zentner Schweinefutter gewonnen sind.

Digitized by Google

Wenn das auch für Berlin noch nicht viel ist, so gibt es doch einen Begriff von den Futtermittelmöglichkeiten in den Abfällen der Großstadt.

Herr von Gamp tritt in einem Artikel des „Tag" gleichfalls für schleunige und energische Regierungsmaßnahmen zur Sicherung der Kartoffelvorräte ein. Eben kommt die Nachricht von der Gründung einer Reichszentrale für Kartoffelversorgung.

Dienstag, 13. April.

Die Budgetkommission des Reichstags hat — wie es scheint: zustimmend — über die Zusatzrenten an Kriegerhinterbliebenen entsprechend dem Zivileinkommen der Gefallenen beraten. Ob diese Form der Zusätze richtig ist? Man muß bedenken, daß die Witwen in den höheren Einkommensklassen auch — im ganzen genommen — mehr Aussichten auf Hilfe in ihrem Familienkreise haben. Die Zusätze können doch auch nicht annähernd so weit gehen, daß sie an sich der Witwe wirklich eine ähnliche Lebenshaltung wie die des gefallenen Mannes ermöglichen. Das individuell außerordentlich abgestufte Versorgungsbedürfnis wird durch diese Rente sicher auch nicht lückenlos befriedigt.

In Schöneberg ist Molkenbuhr einstimmig zum Stadtrat gewählt. Der zweite Fall eines sozialdemokratischen Stadtrats in Großberlin.

Der Sozialist Hervé macht den Internationalismus irgendeines geheimnisvollen deutschen Genossen, der in der „Berner Tagwacht" einen Friedensaufruf erläßt, (auf der Grundlage: Keine Annexionen!) sehr entschieden zuschanden, indem er seinerseits die „Befreiung" schlesischer Polen und schleswigscher Dänen neben den Elsaß-Lothringern aus deutscher Herrschaft und noch allerhand andere Befreiungen fordert. Das klärt die Situation für alle Schwärmer.

In Brüssel haben unsere deutschen Kriegschirurgen einen großen wissenschaftlichen Kongreß gehalten über ihre Kriegserfahrungen. Es ist immer wieder etwas Merkwürdiges: Diese gewohnten Formen der Friedensarbeit mitten in der gewaltigen Veränderung aller Dinge. Die Ruhe, die darin liegt, daß man sich zu einem wissenschaftlichen Kongreß versammelt, hat etwas Imponierendes.

Allenthalben rücken jetzt die weiblichen Kräfte ein; z. B. in den Kanzleien der Gerichte, die bisher ausschließlich männliche Kräfte verwendet haben.

Mittwoch, 14. April.

Wir haben eine Gesamtvorstandssitzung unsres Bundes Deutscher Frauenvereine im wesentlichen zur Verhandlung von Kriegsfürsorgefragen. Es ist das Größte und Stärkendste, was wir Daheimgebliebenen jetzt haben: diese Gemeinsamkeit der Arbeit und der Gedanken, die sie tragen und treiben. Zu sehen, wie jeder an seinem Platz ganz von selbst, auch ohne Verständigung, so durchaus von dem gleichen Willen und der gleichen Gesinnung zu den gleichen praktischen Leistungen getrieben wird, das ist eigentlich, wenn man es ganz ermißt, eine so große und kostbare Offenbarung unsichtbar lebendiger Gemeinschaftskraft, daß man ihrer immer wieder von neuem in tiefster Seele froh werden kann.

Der Hauptpunkt unserer Verhandlungen ist auch die Hinterbliebenenfürsorge. In der Budgetkommission hat die Regierung heute erklärt, daß sie eine gesetzliche Neuregelung der Hinterbliebenenfürsorge im Augenblick nicht vornehmen könne. Sie sei bereit, über die sozialen Gesichtspunkte der künftigen gesetzlichen Neuregelung zu beraten. Es wird für die endgültige Lösung der Frage nicht ungünstig sein, daß man erst noch einige Erfahrungen sammelt.

Die Sozialdemokraten der zweiten Kammer in Elsaß-Lothringen haben erklärt, dem Budget nicht zustimmen zu können.

Ein interessanter Aufsatz der Zeitschrift „Nord und Süd" über die Industrie der Werkzeugmaschinen im Kriege. England hat sich zur Munitionsherstellung 3000 Metallarbeiter aus Amerika kommen lassen, um die englischen Arbeiter in amerikanischen Methoden

Digitized by Google

der Massenherstellung anzuleiten. Wir können, infolge anderer maschineller Einrichtungen, Arbeiterinnen verwenden.

Donnerstag, 15. April.

Die Sozialdemokratie hat die Maifeier für dieses Jahr aufgegeben.

Eine Konferenz sämtlicher deutschen Landesversicherungsanstalten hat sich dafür erklärt, daß Versicherungsanstalten Mitträger der Invalidenfürsorge, und zwar nicht nur der ärztlichen (Heilverfahren), sondern auch der wirtschaftlichen (Berufsberatung, Arbeitsvermittlung usw.) sein wollen. Wenn nur aus all dem guten Willen endlich wirklich eine Zentralisation und einheitliche Inangriffnahme der Fürsorge hervorginge.

Die Unterbringung der Schulentlassenen, um die man sich vorher so große Sorgen gemacht hatte, daß schon der Vorschlag einer Verlängerung der Schulzeit auftauchte, scheint sich leichter zu gestalten als erwartet wurde. In Berlin wenigstens haben sich nach den Mitteilungen aller Stellen, die sich damit beschäftigen, Schwierigkeiten nicht ergeben. Anders scheint es in Hamburg zu liegen, was sich aus den stärkeren Erwerbsbeschränkungen der Ausfuhr- und Handelsstadt erklärt.

Die Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft sagen über die Frage der Schweineschlachtungen:

„Der Fragen und Zweifel auf diesem Gebiete sind freilich noch viele, aber es ist wohl sicher, daß bei einem Bestande von 18 bis 19 Millionen Tieren, die zwar nicht vollreif sind, an einer weitgehenden Einschlachtung, trotz Waldweide und sonstigem Austrieb — das Rindvieh soll auch durch — nicht vorbeizukommen ist. Man muß aber dringend wünschen, daß die öffentliche Erörterung dieser Aufgaben von dem Ernst, der Sachkenntnis und der gegenseitigen Achtung getragen ist, die ein so einschneidendes Vorgehen erfordert; rein statistische Berechnungen stehen gegenwärtig etwas gering im Kurs, nachdem alle Prophezeihungen über den Verlauf des kommenden Weltkrieges in wirtschaftlicher, finanzieller, verkehrstechnischer und und volkspsychologischer Beziehung so gänzlich Schiffbruch erlitten haben."

Wenn der erste Satz dieser Außerungen in seinem Gewicht volle Anerkennung findet, wird der zweite sicher auch im nichtagrarischen Lager gern beachtet werden.

In derselben Nummer der Mitteilungen ist ein philosophischer Aufsatz über den „Geist der deutschen Landwirtschaft", bei dem man lächelnd die philosophische Natur des Deutschen feststellt, der auch den Ackerbau metaphysisch nimmt.

Bei der Berliner Müllabfuhr werden jetzt Frauen eingestellt. Allmählich bekommt jetzt jedes Wirtschaftsgebiet ein ganz anderes Aussehen.

Freitag, 16. April.

Im Plenarsaal des Reichstags beginnt heute der vom Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit einberufene Kongreß zur Hinterbliebenenfürsorge. Der Kongreß ist bis zur Besetzung des letzten Tribünenplatzes besucht, zu drei Viertel von Frauen, was natürlich ist bei dieser Frage. Diese starke Teilnahme war ein guter Ausdruck des einmütigen Willens aller, das Los der Hinterbliebenen nicht nur durch seine wirtschaftliche Grundlage, sondern auch durch jede Art sozialer Fürsorge so leicht und gut wie möglich zu gestalten. Der Ton der Verhandlungen ist ganz sachlich — eher trocken —, aber das ist Arbeitsernst und sozialpolitischer Fachernst.

Die reichsländischen Kammern sind geschlossen. Der Präsident der zweiten Kammer, Ricklin, bringt zum Schluß den besonderen Ernst, der über dieser Tagung lag, zum Ausdruck:

„Unser Volk hat die Tragik des Grenzlandes bis zur Neige auskosten müssen, und nichts ist ihm in diesem Kriege erspart geblieben von den jammervollen, aber natürlichen Folgen nationaler Halbheit. Der Krieg hat auch hier läuternd gewirkt und wird es weiter tun. Unsere Pflicht ist es, diesen Prozeß zu beschleunigen und bis zur Beendigung durchführen zu helfen. Unsere heldenmütigen Landeskinder, die in Ost und West für das deutsche Vaterland streiten, werden es als ihren herrlichsten Ehrentitel betrachten, daß sie

Digitized by Google

dem Deutschen Reiche einen dauernden Frieden haben erkämpfen und Elsaß-Lothringen endgültig dem Deutschen Reiche und dem deutschen Gedanken haben erobern helfen. Wir wünschen einen Frieden, der ein unvermindertes und ein ungedemütigtes Deutschland garantiert, einen Frieden, der die Niederwerfung aller unserer Gegner zur Voraussetzung hat; ein solcher Friede wird kommen."

Ein sehr ernstes Quousque tandem von Dr. Kuczynski in der Vossischen Zeitung über die Unzulänglichkeit der Dienstag veröffentlichten Maßnahmen zur Kartoffelversorgung. Die Enteignung darf bei dem Landwirt nicht auf die „zur Fortführung der Wirtschaft erforderlichen" Kartoffelbestände ausgedehnt werden. Das heißt wieder: Verschonung des Schweinefutters. Hoffentlich gelingt es den Konsumentenvertretern in der Reichsstelle, die wahren Interessen der Volksernährung gegen alle wirtschaftliche Kurzsichtigkeit zu verteidigen.

Geh. Rat Körte aus Berlin tritt in einem Vortrag mit Entschiedenheit für die weibliche Pflege auch in den Feldlazaretten ein. Die männliche sei mit ihr nicht zu vergleichen. Ob in diesem Krieg noch dieser sehnlichste Wunsch der Frauen erfüllt wird?

Keine Behörde arbeitet ihren Angestellten gegenüber so rührig und energisch für die Kriegsernährung wie die Eisenbahnverwaltung. Ihre Erlasse tragen in ihrer Promptheit und Bestimmtheit ganz den Stempel der organisatorischen Kraft gerade dieser Verwaltung.

Sonnabend, 17. April.

Manchmal muß man fürchten, daß unter dem Burgfrieden der Zündstoff künftiger innerer Kämpfe unvermindert aufbewahrt wird. Der Ton, in dem heute bei der Hinterbliebenenberatung der Vertreter der ostpreußischen Landwirtschaftskammer über das Koalitionsrecht der Landarbeiter sprach, war weit davon entfernt, an das Kaiserwort „keine Parteien" zu erinnern.

In der Universität beginnt das neue Semester mit spärlichen Anschlägen und noch spärlicherem männlichen Zudrang. Erst dies Semester wird das eigentliche Kriegssemester der Universität sein.

In einer Zeitschrift der französischen Schweiz lese ich ein halb anerkennendes, halb abwehrendes Urteil über die Stellung der deutschen Frauenbewegung zum Kriege. „Trotz ihrer internationalen Verbindungen und ebenso wie der Sozialismus, hat die deutsche Frauenbewegung, durch den Sturm des Nationalgefühls hingerissen, sich in die Ereignisse gestürzt, ohne rückwärts zu sehen, hat im voraus alle Opfer, alle Lasten und auch mehr als eine Untreue gegen die Menschheitsziele auf sich genommen, die sie bis dahin verteidigt hatte. Sie kennt nur noch ein Volk, ein Land und eine Form der Kultur. Sie sieht hinweg oder gibt sich den Anschein, hinwegzusehen über die viel größeren Schrecknisse und Leiden, die der Krieg über andere Nationen gebracht hat."

Das ist richtig und falsch. Aber die Ehre dieser absoluten Hingabe an die nationalen Ziele teilen wir mit den französischen Frauen, die genau wie wir — trotz des unzerstörbaren Bewußtseins der internationalen Kulturzusammenhänge — heute nur ein Volk und ein Land kennen.

Sonntag, 18. April.

Heute ist der erste richtige Frühlingssonntag. In der Masse der Ausflügler sieht man doch die männlichen Lücken. Die Trams sind unbeschreiblich überfüllt, und die ganz neu eingestellten Schaffnerinnen haben heiße Backen und verwirrte Haare unter der ungewohnten Dienstmütze. Trotzdem ist es erstaunlich, wie sie sich durchschlagen. Eine, die besonders keck in voller Fahrt auf der Zugangsstufe zum Vorderperron balancierend, kassierte, fragte ein Mitreisender: „Na, Sie fahren wohl schon lange?" „Den zweiten Tag," sagte sie kurz und dienstlich.

Der Verein der Spezialgeschäfte in Berlin berät über Geschäftsschluß in den Mittagsstunden wegen Personalschwierigkeiten. Das würde gar nichts schaden.

Digitized by Google

Montag, 19. April.

Mit dem „Strohmehl" ist es nichts. Versuche von Zuntz mit der Fütterung haben ergeben, daß im Verhältnis zur Schwierigkeit der Herstellung der Fütterungserfolg zu gering ist, als daß die Benutzung rationell wäre.

Nach landwirtschaftlichen Mitteilungen scheint die Frühjahrsbestellung ohne unüberwindliche Schwierigkeiten lückenlos vor sich zu gehen. Die Benutzung von Kriegsgefangenen ist durch die Generalkommandos einheitlich geregelt, scheint aber nicht einmal sehr große Ausdehnung zu gewinnen. Von der Möglichkeit der Enteignung zur Bestellung durch die Gemeinde scheint nur in den Bezirken Gebrauch gemacht werden zu müssen, die vom Feind besetzt waren.

Zur Frauenbewegung

Die Frauen und der Krieg.

* **Amerikanische Phantasien über die deutschen Frauen.** In der „Saturday Evening Post", der gelesensten Wochenzeitschrift von New York, ist ein Aufsatz einer Amerikanerin, die Europa bereist hat und über die Frauen der kriegführenden Nationen ihr Urteil abgibt. Man fragt sich, wenn man diesen vollkommenen Unsinn liest, ob die Verfasserin wirklich in Deutschland gewesen und bei wem sie eigentlich gewesen ist. Sie schreibt — und meint uns damit wohlwollend zu behandeln: „Man muß den deutschen Frauen die höchste Bewunderung zollen. In gewisser Weise sind sie nicht weniger die Opfer von des Kaisers Armee als die Frauen Belgiens. Sie erschienen mir von allen Frauen Europas als die größten, als ich in Deutschland war, und die am meisten Mitleid erregenden in ihrer Knechtschaft unter den Männern. Sie waren weitaus die gedankenvollsten, die fähigsten — und die hilflosesten. Sie hatten etwas von der Schwermut der Sybille in bezug auf ihre Lage. Sie waren nicht hoffnungsvoll, sie waren nur geduldig. Sie hatten den Verstand von Gelehrten und Philosophen, den seherischen Geist von Dichtern, und sie schienen dumpf durch das Leben ihrer Nation hindurchzugehen; als stumme Sklaven der Zustände. Nur gewisse Berufe waren ihnen offen. Sie konnten Dienstboten, Landarbeiterinnen, Fabrikarbeiterinnen, Ladenmädchen, Lehrerinnen, Schauspielerinnen, Ärztinnen werden, Ehefrauen — oder Prostituierte. Man fing gerade eine kleine Schule in Potsdam an, um den Mädchen von verarmten vornehmen Familien Stenographie und Schreibmaschine beizubringen, nur in der Hoffnung, daß diese Frauen in irgendwelchen bescheidenen Schreiberposten in den Regierungsbureaus beschäftigt werden könnten. Ich erinnere mich, daß ich damals dachte, daß nur eine schreckliche nationale Katastrophe imstande wäre, diese unglücklichen Frauen aus ihrer Lage zu befreien."

Diese Beschreibung wird durch zwei ebenso abenteuerliche Erzählungen ergänzt. Die eine, daß die Frauen die ganze Milchversorgung von Berlin organisiert hätten, und die andere, daß unsere Soldaten so schlecht versorgt wären, daß sie in Frankreich vor allem über die Obstkonserven der Französinnen herfielen, weil sie so etwas zu Hause nicht bekämen. — Es ist aber charakteristisch, daß eine führende Zeitschrift ihren Lesern einen derartigen Unsinn über die deutschen Frauen auftischen kann, ohne befürchten zu müssen, damit ausgelacht zu werden.

* **Frauen in männlicher Arbeit.** Die Einstellung der Frauen in männliche Posten, die im Anfang des Krieges längst nicht in dem Maße eintrat als man erwartet hätte, geht jetzt außerordentlich rasch und ziemlich wahllos vor sich. Wenn wir hören, daß bei der Berliner Müllabfuhr Frauen beschäftigt werden, so wird uns das kaum als eine wünschenswerte Erweiterung des weiblichen Erwerbsgebietes erscheinen. — Die Zahl der Schaffnerinnen in den Straßenbahnen nimmt jetzt in einer Weise zu, daß die Anhängewagen fast sämtlich, aber auch schon viele Triebwagen mit Frauen besetzt sind. Bei der Stadt- und Vorortbahn in Hamburg sind Frauen als Türschließer auf den Perrons angestellt. — In die Gerichtskanzleien, die einzigen Ämter, die bisher keine Frauen an den Schreibmaschinen beschäftigte, ist jetzt die Schreiberin eingezogen. — Viel stärker noch ist die Verwendung der Frauen in der Industrie. In einer eingehenden Darstellung der deutschen Werkzeugmaschinenindustrie

Digitized by Google

während des Krieges und der englischen wurde erwähnt, daß England sich 3000 amerikanische Metallarbeiter verschreiben mußte, damit sie die englischen Arbeiter in den Methoden der Massenherstellung gewisser Munitionsgegenstände anwiesen. Es wurde hinzugefügt, daß wir in der gleichen Arbeit dank entwickelterer Maschinen Frauen beschäftigen. — Mehrfach sind auch Frauen zur Vertretung von Oberlehrern an höhere Knabenschulen berufen. So unterrichtet am Königlichen Gymnasium in Marienburg eine Lehrerin in den Fremdsprachen.

* **Weibliche Pflege in Feldlazaretten.** Der Wunsch, daß auch in Feldlazaretten die weibliche Verwundetenpflege ihren Platz finden möchte, ist schon oft ausgesprochen, ohne daß es gelungen wäre, die Bedenken der Militärverwaltung zu zerstreuen. Kürzlich hat Herr Geheimrat Körte-Berlin, einer unserer hervorragendsten Chirurgen, in einem Vortrag sich entschieden für die Verwendung von Pflegerinnen in den Feldlazaretten ausgesprochen. Die männliche Pflege sei der weiblichen in keiner Weise zu vergleichen.

* **Aus der Arbeit im Volksernährungsdienst.** Die Volksaufklärung in den Ernährungsfragen wird zum sehr großen, vielleicht zum überwiegenden Teil immer noch von weiblichen Rednerinnen ausgeübt. Besonders wertvoll ist die systematische Bereisung der Landbezirke. Viele unserer Mitarbeiterinnen haben dabei auch quantitativ ganz Außerordentliches geleistet. Frau Friederike Bröll gibt über ihre Arbeit in den Taunuskreisen in der Nähe Frankfurts folgendes anschauliche Bild:

„Seit längerer Zeit arbeite ich mit Unterstützung des Landrates des Kreises; die Bürgermeister sind angewiesen, für den nötigen Raum und ausgiebige Bekanntmachung zu sorgen, so daß ich mich nur wegen Tag und Stunde der Versammlung mit ihnen zu verständigen habe. Der Sonntag-Nachmittag und -Abend eignet sich gewöhnlich am besten dafür, ich habe daher öfters an einem Tag in zwei benachbarten Gemeinden gesprochen, nachmittags in der einen, abends in der andern. Sehr wichtig ist die Art und Weise, wie man die Einwohner zum Besuch der Versammlungen bringt. Auch hier hat uns die Erfahrung den Weg gezeigt. Ich begann meine Aufklärungsarbeit in der Kreisstadt, die städtische und Landbevölkerung hat. Die Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins hatte Geistliche der drei Konfessionen, Rektoren, Lehrer, Lehrerinnen, Schwestern und Vereinsvorstände eingeladen, ich berichtete über den Kursus in Berlin, dann wurden die für die Stadt geeigneten Maßnahmen besprochen. Ein Vortrag wurde angesetzt, in Ermangelung eines geeigneten großen Saales wurde die neue evangelische Erlöserkirche gewählt und der nächste Sonntag- (21. Februar) Abend dafür bestimmt. Gemeinschaftlich mit dem Ausschuß für Kriegshilfe luden die drei Konfessionen ihre Gemeindemitglieder ein, Fräulein Gadesmann-Frankfurt a. M. sprach, die Kirche war überfüllt und der Erfolg war ein glänzender. Eine Beratungsstelle wurde eröffnet, die ausgezeichnet arbeitet. Durch diesen Erfolg ermutigt, ist in mehreren vorwiegend evangelischen Gemeinden die Kirche als Vortragslokal gewählt worden, überall mit vollem Erfolg.

In jedem Ort muß man natürlich den besonderen Verhältnissen Rechnung tragen; wo die Leute nicht gern zu Vorträgen kommen, ist ein patriotischer Abend veranstaltet worden, in anderen Dörfern versammelte man die Kinder der oberen Klassen und ließ sie schöne Chorlieder singen, weil dann die Eltern eher kommen, um ihre Kinder singen zu hören. Die Kinder hören dann gleich den Vortrag mit an, man konnte ihnen bei der Gelegenheit den Verzicht auf die gefärbten Ostereier ans Herz legen, sie ermuntern, auch ihrerseits dem Vaterland zum Sieg zu verhelfen, indem sie sich im kommenden Frühling und Sommer überall nützlich machen: beim Suchen der wildwachsenden Pflanzen, die wir zum Genusse verwenden können, wie Löwenzahn, Brennesseln, beim Vertilgen des Unkrauts, der Raupen und sonstiger Schädlinge. Die Kinder sind empfänglich, sie bringen gern Opfer, es schadet nichts, wenn sie mit anhören, wie wir jetzt mit Lebensmitteln sparen müssen.

Als den wichtigsten Teil unserer Aufklärungsarbeit betrachte ich, wie schon gesagt, die Errichtung von Beratungsstellen, auch im kleinsten Dorf. Da gilt es vor allem, die geeigneten Persönlichkeiten herauszufinden. In evangelischen Gemeinden ist die Pfarrfrau zu gewinnen, auch die Frau des Lehrers wird helfen, aber man muß auch Frauen aus dem Dorf heranziehen. In katholischen Gemeinden ist es schwerer, aber um so mehr muß man alles versuchen. Da ist die Lehrerin, die jetzt öfters den abwesenden Lehrer vertritt, beim Vortrag selbst sucht man sich ferner diejenigen Frauen heraus, die interessiert zuhören und geeignet erscheinen. Man fordert sie auf, sich der Sache anzunehmen, zeigt Mittel und Wege, sich zunächst selbst zu belehren durch Besichtigung der Beratungsstelle einer kleineren oder größeren Stadt, durch den Versuch mit der Kochkiste usw.; so wirbt man nach dem Vortrag, bis man einige Frauen gefunden hat. Sind die Verhältnisse danach, so muß die Gemeinde die Mittel beschaffen für die Fahrt in die Stadt, für den Versuch mit der Kochkiste, für die Lebensmittel, die für das Probekochen gebraucht werden. Für die Beratung muß ein Raum zur Verfügung stehen, wo es möglich ist, das Pfarrhaus oder eine leere Wohnung mit einem Herd; wo sich gar nichts anderes findet, gibt wohl hie und da auch die Gastwirtsfrau Herd und Gaststube für die Beratung und das Probekochen her. Man muß nur den guten Willen wecken und an den Opfermut der Frauen appellieren, dann bleibt der Erfolg nicht aus. Wenn man nach dem Vortrag noch Zeit findet, an den verschiedenen Tischen persönlich mit den Frauen zu sprechen, sie zu der Arbeit zu ermutigen, so ist das äußerst wertvoll, man gewinnt vor allem ihr Vertrauen."

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Kongreß für die Hinterbliebenen-Fürsorge.

Einberufen vom Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit.

Der außerordentlich zahlreiche Besuch des Kongresses, der am 16. und 17. April den Reichstagssaal bis auf den letzten Platz füllte, bewies zweierlei: die Einmütigkeit aller Organisationen in dem Wunsch, die Fürsorge für die Hinterbliebenen so wirksam wie nur möglich zu gestalten und das Bedürfnis nach einer Zentralisation, durch die Zersplitterung der Arbeit und Verzettelung der Mittel verhütet wird. Daß die Frauen die starke Mehrheit des Kongresses bildeten, ist nur selbstverständlich. Der Nachdruck der Verhandlungen lag auf zwei Fragen: 1. auf dem Problem, wie weit mit einer Erwerbstätigkeit der Kriegerwitwe gerechnet werden müsse und könne und in welcher Richtung diese Erwerbstätigkeit zu suchen sei, und 2. auf den Organisationsfragen. Das letzte ist ein weiter Begriff und umfaßt in sich Organisation der Waisenfürsorge, der Berufsberatung, der sozialen Fürsorge für die Witwe. Es war ja überhaupt ein Kennzeichen für die ganze Lage des Problems, daß man sich in Referat und Diskussion nicht auf das eigentliche Thema beschränken, sondern eine Menge grundsätzlicher Fragen der Fürsorge, der Berufs- und Wirtschaftspolitik des Frauenlebens in die Debatte hineinziehen mußte. Es sprach sich darin die Tatsache aus, die bewußt von den Referenten und Diskussionsrednern nur zum Teil erfaßt war: daß alle Fragen der Versorgung der Kriegerwitwen nur Unterfragen großer sozialer Probleme sind, mit denen wir nach dem Kriege in gesteigertem Umfang zu tun haben werden. Von diesen Problemen traten zwei stark hervor: die Berufstätigkeit der Frau und die bevorstehende Arbeiternot auf dem Lande.

Um von diesem letzten zuerst zu reden, so führte der Vertreter der ostpreußischen Landwirtschaftskammer aus, daß eine starke Landflucht der hinterbliebenen Kriegerfamilien zu fürchten sei. Die Frau, deren Rentenbezug für ländliche Begriffe hoch ist, glaubt damit in der Stadt bequemer leben zu können, und mit ihren Kindern wird der Landwirtschaft in verhängnisvoller Weise der Nachwuchs entzogen. Wenn es schon an sich ein großes Problem ist, wie die Landwirtschaft die Gefallenen, Invaliden und die voraussichtlich nicht mehr zur Verfügung gestellten ausländischen Arbeitskräfte ersetzen soll, so muß selbstverständlich die Aussicht auf die Landflucht der Kriegerfamilien die größten Bedenken hervorrufen. Ob der Vorschlag, Zusatzrenten für diejenigen zu gewähren, die auf dem Lande bleiben, durchführbar ist, erscheint zweifelhaft, vor allem deshalb, weil mit dieser Rente die Frau vom Arbeitszwang noch stärker befreit ist. Es wäre also denkbar, daß diese Maßnahme für die Landwirtschaft doch nicht den Erfolg hätte, der erzielt werden soll. Aber wie auch diese Frage entschieden werden mag, es liegt auf der Hand, daß alle Bemühungen zur Steuerung der Landflucht mit größerer Energie als bisher aufgenommen werden müssen. Dabei spielt die Wohnungsfrage eine ganz besondere Rolle. Denn da die Besitzer zum Teil neue männliche Arbeitskräfte gewinnen müssen, so können sie die hinterbliebenen Familien nur dann auf dem Lande behalten, wenn neue Wohnungsgelegenheiten geschaffen werden. Hier liegt die Bedeutung des Siedlungsgedankens, der weniger auf dem Kongreß als in der Presse in Verbindung mit der Fürsorge für die Kriegerwitwen erörtert worden ist. So aussichtslos es erscheint, Stadtfrauen auf dem Lande anzusiedeln und gar von ihnen noch eine besondere Produktivität landwirtschaftlicher Arbeit zu erwarten, so notwendig ist es, dafür zu sorgen, daß die hinterbliebenen Familien auf dem Lande in angemessener Form leben können.

Die Frage der Versorgung der Kriegerwitwen auf dem Lande mündete aber von selbst in die Frage ein, die den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete: die weibliche Berufstätigkeit in ihrer Verbindung mit mütterlichen Erziehungsaufgaben. Frau Dr. Levy-Rathenau hob in der Behandlung des Themas über die Berufsberatung der Kriegerwitwen mit größerer Bestimmtheit als die meisten anderen Referenten die Tatsache hervor, daß die Kriegerwitwen, selbst bei Annahme höchster Schätzungen, innerhalb des gesamten Frauenberufsproblems durch ihre Zahl wenig ins Gewicht fallen würden. Schon dadurch ergibt es sich von selbst, daß alle berufliche Fürsorge für die Kriegerwitwen übernommen werden muß durch die Instanzen, die sich mit diesen Fragen auch sonst beschäftigen. Diese Notwendigkeit sichert den Frauenvereinen und den von ihnen begründeten Berufsberatungsstellen einen Hauptanteil an dieser Seite der Hinterbliebenenfürsorge; nur müßte die Beratungstätigkeit, wie das ja auch von Frau Dr. Levy-

Digitized by Google

Rathenau schon in dieser Zeitschrift ausgeführt wurde, in jeder Hinsicht auf eine bessere Grundlage gestellt werden: finanziell durch Unterstützungen der Kommunen und sachlich durch die Begründung eines Reichsinstitutes, das die wissenschaftliche Beobachtung des Arbeitsmarktes, die Feststellung entstehender Bedürfnisse, die Vermittlung von Erfahrungen usw. zu seiner Aufgabe machte. Es ist dringend zu wünschen, daß diese vom Bund Deutscher Frauenvereine schon des öfteren erhobene Forderung ihrer Verwirklichung durch das akute Problem der Invaliden- und Hinterbliebenenberatung näherrückt. Mit der Berufsfrage taucht natürlich das alte Problem: Beruf und Mutterschaft in neuer Gestalt auf. Die Debatte, die sich an den Vortrag von Paula Müller anschloß, war die ausgedehnteste des ganzen Kongresses. An neuen Momenten trat hier im wesentlichen nur der Vorschlag zutage, den Helene Simon in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift behandelt hat und auch auf dem Kongreß vertrat: die Gemeinde möge durch besondere Zuschüsse die Mutter sozusagen zur kommunalen Pflegerin ihrer eigenen Kinder bestellen. Es wird sich vielleicht in dieser Zeitschrift noch Gelegenheit finden, diesen theoretisch sehr weittragenden Vorschlag eingehender zu besprechen. Wie überhaupt diese Frage der Erwerbstätigkeit der Kriegerwitwe nach ihren verschiedenen Richtungen, z. B. auch der von Fräulein Dransfeld und Schulrat Wychgram besprochenen Anstellung von Frauen im Staats- und Gemeindedienst noch eingehenderer Erwägung bedürfen wird.

Sehr erfreulich war es, daß im einzelnen die Forderungen sämtlicher Rednerinnen, von dem sehr eingehenden und wohlbegründeten Referat der Vertreterin der Gewerkschaften, Fräulein Gertrud Hanna, über die Fürsorge für die Arbeiterfrau, bis zu dem Vortrag der Vorsitzenden des Katholischen Frauenbundes in allen wesentlichen Punkten übereinstimmten. Diese Tatsache gibt eine gute Grundlage für die weitere Behandlung der praktischen Fürsorge. Für sie faßte der Kongreß zum Schluß die folgende Resolution:

1. Den Kriegerwitwen und -Waisen ist neben der gesetzlichen Rente eine soziale Fürsorge zu leisten.

2. Diese Fürsorge ist unter tunlichster Zusammenarbeit der bestehenden Organisationen durch eine vom Staat geleitete Stelle auf das ganze Deutsche Reich auszudehnen.

3. Als örtliche Vertretung dieser Fürsorge ist ein Organ der Gemeindeverwaltung geeignet, deren Aufgabe es ist, die Zersplitterung zu vermeiden.

Die Versammlung beauftragte den Arbeitsausschuß, der die Tagung vorbereitet hatte, mit der Einleitung der weiteren organisatorischen Arbeiten und gab ihm das Recht, sich durch Vertreter und Vertreterinnen der beteiligten Organisationen zu ergänzen.

Halbjahresbericht der Frauenkriegshilfe in Offenbach a. M.

Es liegt nun ein halbes Jahr Frauenkriegshilfe hinter uns, eine Zeit angespannter, schwerer Arbeit — schwer nicht nur durch die Dringlichkeit und Fülle, sondern auch durch die Neuheit der Aufgaben und die Forderung einer raschen Anpassung an diese sturmbewegten Zeiten, die dauernd neue Aufgaben bringen. Dieser Entwicklung hat sich die Frauenarbeit aufmerksam angepaßt.

Die beiden großen Hilfsorganisationen, die nebeneinander arbeiten, das Rote Kreuz und die Stadtverwaltung, riefen sofort die Frauen zur Hilfe auf und haben sie auf allen Gebieten eingefügt. Das Rote Kreuz hat die Verpflegung und Versorgung der Krieger, die Stadtverwaltung hat die Familienfürsorge übernommen.

Das Rote Kreuz hat am Güterbahnhof eine große Suppen- und Kaffeeküche eingerichtet, in der die Verpflegung großer Truppen- und Verwundeten-Transporte sich glatt vollzog. In einem der großen Reservelazarette übernahm das Rote Kreuz den Küchenbetrieb unter der Leitung von Damen, die dazu in unserm Stadtkrankenhaus ausgebildet waren. In der Nähstube arbeiten dauernd freiwillige Helferinnen neben einigen beruflich angestellten Näherinnen Lazarettwäsche, sowie aus Stoffresten Schlafdecken für die Truppen im Felde. Schon in Friedenszeiten hatte der „Alice-Frauenverein für Krankenpflege" etwa 30 Kriegshelferinnen ausgebildet, die seit Beginn des Krieges in den Lazaretten und im Außendienst tätig sind. Ihnen zur Seite stehen neue, während des Krieges in sechswöchentlichen Kursen ausgebildete Helferinnen.

Die weitaus größte Zahl der Frauen arbeiten im Dienste der städtischen Kriegsfürsorge für die bedürftigen Familien. Von Anfang an hat die Stadtverwaltung die Frauen neben den Männern gleichberechtigt zu den ehrenamtlichen Leistungen zugezogen, auch an leitende Stellen. Die Zusammenarbeit der Frauen aller Parteien ist eine einmütige; in allen Ausschüssen arbeiten bürgerliche und sozialdemokratische Frauen Hand in Hand. Die Kriegsfürsorge arbeitet in drei Hauptausschüssen: 1. dem Finanzausschuß (Verwaltung, Austeilung und Neubeschaffung der Geldmittel); 2. dem Verpflegungsausschuß (Ankauf und Ausgabe der Lebensmittel, Einrichtung von Volksküchen); in beiden Ausschüssen arbeiten 5 Männer und 2 Frauen; 3. dem Anweisungsausschuß, der aus 24 Männern und 6 Frauen besteht; ihm obliegt die Feststellung der Bedürftigkeit und die Bestimmung über das Maß der Hilfeleistung. Zu diesem Zweck ist die Stadt in 14 Bezirke eingeteilt, von denen 9 von Männern und 5 von Frauen geleitet werden; ihnen zur Seite stehen eine Anzahl von Vertrauensleuten, die die Prüfungsbesuche in den Familien und die Bureauarbeiten ausführen; etwa 140 Frauen arbeiten hier dauernd seit Beginn des Krieges. Die Kriegsfürsorge erstreckt sich auf die Familien der Kriegsteilnehmer sowie auf die durch den Krieg Arbeitslosen. Am Anfang war die Arbeitslosigkeit der Männer wie Frauen eine erschreckend große, da die meisten

Digitized by Google

Fabriken aus Mangel an Aufträgen schließen mußten. Der Andrang im städtischen Arbeitsnachweis war anfangs ein stürmischer. Da die Bemühungen der Helferinnen, freie Stellen ausfindig zu machen, sich bald als aussichtslos erwiesen, suchten sie wenigstens gegen die Entlassung der Hausangestellten und Putzfrauen anzukämpfen.

Neben der städtischen hat sich eine rege private Frauentätigkeit gebildet, auf Anregungen einzelner Hausfrauen aus den Forderungen des Tages heraus. Diese Frauenausschüsse sind von den Behörden unterstützt und gefördert worden. Schon am 16. August begann der Ausschuß für Obst- und Gemüseverwertung seine Arbeit im Schlachthof und zwei Volksschulen. Es arbeiteten täglich etwa 30 bis 40 Damen, auch Schülerinnen der Frauenschule; eine bezahlte Kraft war für die gröbsten Arbeiten eingestellt. Am 24. Oktober wurde die Arbeit beschlossen. Riesige Mengen von Obst wurden unentgeltlich von Privaten, von Gärtnern und Gemeinden des Kreises gestiftet, ebenso zahllose Gläser und irdene Gefäße. Alles was sonst zum Einkochen fehlte, Zucker usw., wurde mit einer gesammelten Summe von 1332 ℳ eingekauft. Dazu hat der Obst- und Gartenbauverband 200 ℳ und die Stadt 500 ℳ beigesteuert. Die gesammelten Vorräte bestehen aus vielen Zentnern gedörrter Äpfel, Zwetschen und Bohnen, zwei großen Fässern Sauerkraut, sieben Fässern Bohnen; 1894 Flaschen Säften, 2221 Gläsern Dunstobst, 173 Töpfen Mus, 121 Gläsern Gemüse, 13 Gläsern Tomaten. Abgeliefert wurden wöchentlich an alle Lazarette Säfte, Kompott und Gemüse; die Vorräte reichen noch auf einige Monate. Die Nähschule erhielt wöchentlich Fruchtmus. Als nun die Obsternte zu Ende war, wurde Wolle gekauft, und es wird nun an 2 Nachmittagen in der Woche für unsere Krieger fleißig gestrickt. Schöne Sendungen sind nach Ostpreußen und an die Marine abgegangen.

Einige schon bestehende Wohlfahrtseinrichtungen pädagogischer Art haben sich der arbeitslosen Mädchen angenommen, da sie als Ergänzung zur materiellen Unterstützung einer moralischen Fürsorge bedürfen. Um der Verwahrlosung der beschäftigungslosen Fabrikarbeiterinnen vorzubeugen und um ihre freie Zeit durch Belehrung praktisch und erzieherisch auszunutzen, haben sich Haushaltungsschule, Jugendpflege und kaufmännische Fortbildungsschule den Bedürfnissen der Kriegszeit angepaßt.

Die seit 20 Jahren bestehende Haushaltungsschule, die sonst nach Fabrikschluß abends etwa 40 jungen Arbeiterinnen Unterricht im Kochen, Nähen und Bügeln bot, eröffnete nun unentgeltlich einen Vormittagskursus mit freiem Mittagessen und einen Nachmittagskursus mit freiem Abendessen; die Stadt lieferte die Speisevorräte, und die Haushaltungslehrerinnen sowie mehrere Helferinnen überwachten die Beschäftigung der Mädchen. Anfangs war der Andrang ein großer; später mit der Eröffnung der Fabriken, als die Mädchen Arbeit fanden, traten allmählich die meisten aus. Die Zahl sank von 150 im September auf 20 im Dezember. Die Schule wird künftig ihre Abendkurse wieder aufnehmen. Ihre schöne Aufgabe, den Mädchen über die trostlose Zeit der Arbeitslosigkeit hinwegzuhelfen, ist vorläufig vollendet.

Ähnlich ist die Wirksamkeit der Nähstube der Jugendpflege des evangelischen Frauenvereins. Auch sie richtete für die arbeitslosen Mädchen statt ihrer früheren Nähabende ein Nachmittagsheim von 3 bis 9 Uhr ein. Rasch stieg die Zahl der Teilnehmerinnen von 20 auf 60 Mädchen. Sie nähten und flickten für sich selbst oder für die Soldaten unter Leitung einer Jugendpflegerin, einer Handarbeitslehrerin, einer Schneiderin und mehrerer freiwilliger Helferinnen. Zum freien Abendessen wurde von der Stadt Milch, Brot und Gries, von der Obstverwertung Marmelade und von den Helferinnen Kakao, Tee, Kaffee, Zucker gespendet. Von 8 bis 9 Uhr fanden gesellige Veranstaltungen statt, Singen, Vorlesen, Vorträge, wobei der Strickstrumpf sein Recht bekam. Bis Weihnachten hatten fast alle Mädchen feste Arbeit gefunden, und so werden wieder die früheren Nähabende und Sonntagnachmittage eingeführt.

Die kaufmännische Fortbildungsschule richtete unentgeltliche Kriegshilfekurse für die durch den Krieg arbeitslos gewordene Jugend ein. Auf eine Annonce meldeten sich 140 Mädchen und 10 junge Männer von 15 bis 25 Jahren. Die Teilnehmer, in 3 Abteilungen, erhielten je 2 Stunden täglich, und zwar nach dem Wochenplan 4 Stunden Deutsch, 4 Stunden Rechnen, 3 Stunden Schönschreiben und Maschinenschreiben, 1 Stunde einfache Buchführung. Die Teilnehmer entstammen meist Arbeiterkreisen und haben Volksschulen, einige Mittelschulen besucht. Sie haben sich äußerst eifrig und strebsam gezeigt. Die Kurse waren als Fortbildungsschule gedacht, und es wird die Hoffnung daran geknüpft, daß sich endlich die lange erwünschte obligatorische Mädchenfortbildungsschule nach den Erfolgen dieser Kurse durchsetzen wird.

Eine vierte Zentrale der Arbeitslosenfürsorge ging nach Anregung aus Frauen- und Gewerkschaftskreisen vom städtischen Arbeitsnachweis aus, wurde jedoch ganz unter die ehrenamtliche Leitung und Mithilfe von Frauen gestellt. Im Hinblick darauf, daß die Schaffung von Arbeitsgelegenheit die beste Arbeitslosenfürsorge darstellt, wurde am 2. November eine Werkstätte für Frauenheimarbeit, genannt „Kriegsfürsorge, Abteilung Frauenarbeit", eröffnet. Die Stadt stellte ein Kapital von 10 000 ℳ zinslos zur Verfügung. Nähmaschinen wurden leihweise gegeben. In der Werkstätte wurden nur Probearbeiten unter Aufsicht einer Schneiderin und einiger Damen angefertigt; die Arbeit war durchweg Heimarbeit, die fertigen Zuschnitte und Zutaten wurden ausgegeben. Die Löhne sind sehr gute. Die Aufträge stammten meist vom Roten Kreuz und bezogen sich auf Soldatenwäsche, Wollunterzeug, Socken, Kopfhüllen, Pulswärmer. Ferner wurde auf Vorrat Frauen- und Kinderwäsche angefertigt. Von Januar ab wurden die Näharbeiten eingestellt, mangels Aufträgen; auch flaute der anfangs sehr starke Andrang später ab, da der Arbeitsmarkt sich erheblich hob. Anfangs über 800, wurden zuletzt nur etwa 60 Frauen beschäftigt. An Löhnen wurden in 3 Monaten

Digitized by Google

etwa 5000 ℳ ausgezahlt. Große Aufträge zu erhalten, war eine schwere Aufgabe dieser Zentrale, auch die Kämpfe mit den Arbeitsuchenden waren oft unerquicklich; die Kriegsfürsorge hat viel Faulheit und Ausnutzung gefördert. Jedoch viele Frauen zeigten sich dankbar für diese Arbeitsgelegenheit.

Eine schöne Hilfe leisten den Soldatenfrauen ein kleiner Kreis von 15 Frauen und Mädchen, die als Posthilfe in den Feldpaketwochen tagüber den Absenderinnen zur Verfügung stehen und ihnen die gebrachten Sachen sachgemäß postfertig verpacken; besonders sorgfältig werden Flaschen und Eßwaren verpackt. Alles Packmaterial wird von den Helferinnen unentgeltlich gespendet. In einer Woche wurden 350 Stücke verpackt.

Eine große schwierige Aufgabe stellten sich die Frauen mit der Weihnachtssammlung, einer allgemeinen Hausammlung alles Entbehrlichen, um es an die Bedürftigen in der Stadt zu verteilen. Die Leitung und Ausführung lag in den Händen der Frauen, die jedoch von der Stadt in jeder Weise unterstützt wurden. An 3 Tagen gingen Schülerinnen und Schüler mit Körben von Haus zu Haus und holten mit großer Freude die meist bereitliegenden Gaben, um sie an ihre Bezirksstellen abzuliefern, von wo alles in eine Zentralstelle übergeführt wurde. Hier wurde alles sortiert, desinfiziert und alle Kleider und Wäschestücke in eine zu diesem Zweck eingerichtete Nähstube gebracht, um aufgefrischt und ausgebessert zu werden; vielfach wurde Kinderkleidung aus schadhaften Sachen hergestellt. Eine besondere Freude war es, die zahlreichen schönen Spielsachen und Bücher den Kindern zu Weihnachten zu verteilen. Die Austeilung der Sachen erfolgte in der Zentralstelle nach Anweisung der Bezirke der städtischen Kriegsfürsorge. Das Ergebnis war ein über Erwarten großes. Es wurden verausgabt ungefähr: an Kinderkleidung über 3500, an Kinderwäsche 1400, an Kleidung für Erwachsene 7- bis 800, an Wäsche für Erwachsene über 400; Bettwäsche 120; Spielzeug 1200, Bücher 600 Stück. Solchen Haussammlungen liegt ein volkswirtschaftlich glücklicher Gedanke zugrunde. Eine Unmenge brachliegender Werte werden ans Licht gezogen, unzählige Haushaltungen von lästigem Ballast befreit, um daraus eine Summe wertvoller Gaben für Tausende von Bedürftigen zu schaffen.

Noch war diese Arbeit nicht beendet, als uns die städtische Behörde zu einer zweiten ähnlichen Leistung aufrief. Es war im ganzen Reich auf Wunsch der Kaiserin eine Reichswollwoche angeordnet, eine Sammlung von Wollkleidungsstücken, Vorhängen, Decken, um sie, verarbeitet, unseren Truppen ins Feld zu schicken. Das Ergebnis war, wie im ganzen Reich, ein überraschend großes. Viele fleißige Frauenhände waren dann bei der Bearbeitung der Wollsachen beschäftigt.

Die Kriegshilfe weiterer Frauenkreise zeigt sich in den Leistungen der verschiedenen Frauenvereine, die durch Nähen und Stricken für die Soldaten, durch Verwundetenfürsorge, durch Geldsammeln für einen Lazarettzug u. a. eine Summe rastloser vaterländischer Dienstleistungen entwickeln. Dazu kommt der Fleiß unzähliger in stiller Verborgenheit für unsere Truppen arbeitender Frauen.

Mit dem zweiten Vierteljahr des Krieges hat sich die wirtschaftliche Lage in Offenbach bedeutend gehoben, vor allem durch die großen Militäraufträge für Bekleidung und Ausrüstung unserer Truppen und für Munition. Die große Anpassungsfähigkeit unserer deutschen Industrie hat sich nirgends glänzender erwiesen als in Offenbach. Maschinenfabriken stellen jetzt Granaten her, feine Portefeuillegeschäfte grobe Sattlerwaren, Koppeln, Patronentaschen. So hat die Arbeitslosigkeit fast aufgehört, ja die Lage vieler ist jetzt besser als in ruhigen Zeiten. Im September wurden etwa 5100 Familien unterstützt, im Januar 2500. Im August zählte der städtische Arbeitsnachweis 3500 Arbeitsuchende, im Januar 1050, davon wurden fast 700, also fast 70 % eingestellt. Jetzt sind mehr offene Stellen als Arbeitsuchende, eine Erscheinung, wie sie so günstig seit Jahren nicht beobachtet worden ist. Jedoch muß man sich auf einen Rückschlag nach so fieberhafter Tätigkeit gefaßt machen.

Mit dem neuen Jahr ist die Offenbacher Frauenarbeit in ein neues Stadium getreten. Es wurde hier anfangs von der Gründung eines „Nationalen Frauendienstes", wie in anderen Städten, abgesehen, weil hier die Frauen sogleich mit den Behörden neben den Männern arbeiteten. Im Laufe der Zeit aber hat sich ein gewisser Mangel an einheitlichem Vorgehen geltend gemacht, und so entstand der Wunsch, einen Zusammenschluß aller in der Stadt im Kriegsdienst stehenden Frauen nach allen Richtungen hin herbeizuführen. Dieses geschah am 15. Januar. Es bildete sich die Offenbacher Frauenkriegshilfe, als eine Zentrale für alle Frauen. Die bisherigen Arbeitsgebiete sollen selbständig weitergeführt werden. Jedoch eine Reihe neuer großer Aufgaben sind sofort in Angriff genommen. Es bildete sich eine Kommission für Kriegsberatung, der 3 Frauen und 3 Männer angehören; es werden von diesen Sachverständigen (ein Richter, ein Berufsvormund, ein Kaufmann) die Kriegerfrauen unentgeltlich in allen juristischen und geschäftlichen Fragen beraten. Welch einem dringenden Bedürfnis diese Beratungsstelle entgegenkommt, zeigt die Tatsache, daß in der ersten Stunde 18 Ratsuchende im Bureau erschienen. — Eine zweite Kommission bildete sich für Volksernährung im Kriege. Hiermit ergreifen die Frauen in Zusammenarbeit mit der Stadt die brennendste volkswirtschaftliche Aufgabe, zu der jetzt das Vaterland alle Frauen aufruft, die Aufgabe, durch zweckmäßige, sparsame Haushaltung dazu beizutragen, daß das deutsche Volk mit seinen eigenen Lebensmittelvorräten ohne Zufuhr vom Auslande bis zur nächsten Ernte auskammt. Da gilt es vor allem, die breiten Massen der unwissenden Hausfrauen aufzuklären und sie zu ihrer Vaterlandspflicht aufzurütteln. Die erste Tat dazu war eine öffentliche Hausfrauenversammlung, in der das Problem von drei Rednern vom volkswirtschaftlichen, hygienischen und Hausfrauenstandpunkt beleuchtet wurde. Der Erfolg war ein großer, die Säle überfüllt, Hunderte mußten umkehren.

Digitized by Google

Nun gehen wir an die mühsame, wichtige Kleinarbeit der Aufklärung im einzelnen, durch wiederholte Vorträge, Besuche in den Häusern, Verteilung von Kriegskochbüchern und Flugblättern, Kriegskochkursen, Kochkistenpropaganda. — Unterkommissionen haben die Frage der Verwertung der Küchenabfälle, Vermehrung von Kleinvieh (Kaninchen), Bebauung brachliegenden Baugeländes mit Gemüse u. a. in Angriff genommen, in enger Fühlung mit der Stadt.

Die Offenbacher Frauenkriegshilfe wirbt um immer neue Mitglieder und will inmitten unseres großen Heeres der Kriegshelferinnen im Innern unseres Vaterlandes unermüdlich auf ihrem Posten ausharren bis zum heißersehnten glorreichen Frieden.

Bücherschau

„Ein Volk in Waffen." Von Sven Hedin. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1915. (Preis in feldgrauem Leinenband 10 *M*.) Die große Ausgabe des Sven Hedin ist erschienen. Man möchte ihm ein paar Spalten widmen, wenn nicht die Fülle der Neuerscheinungen vom großen Kriege auch dem Besten gegenüber Kürze geböte, und wenn nicht gerade bei diesem Buch die Aufforderung doch immer nur lauten müßte: kauft, lest selbst und freut euch immer wieder des schönen Besitzes. Wenn noch etwas gefehlt hätte, uns selbst die Gerechtigkeit unserer Sache klar zu machen, dies Buch eines Neutralen, der die Welt nach allen Richtungen durchreist hat und unbeirrten Blicks abzuschätzen versteht, was groß und echt ist, würde die Lücke füllen. Die kleine Feldpostausgabe, aus der wir im Märzheft eine Probe brachten, hat im Schützengraben wie im Daheim gezündet. Mit noch intimerem Reiz fesselt uns das große Buch sowohl durch die zahlreichen, vom Verfasser selbst besorgten Aufnahmen, mit Zeichenstift und Kamera, als auch die eingehenden Einzeldarstellungen. Für den Feldpostversand sind ungebundene Exemplare vorgesehen (à 8 *M*) in dreiteiliger Ausgabe; jeder dieser Teile steckt zur bequemen Versendung als Feldpostbrief in einem mit entsprechendem Aufdruck versehenen Umschlag.

„Erinnerungen an Bismarck." Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten mit einem Anhange von Dokumenten und Briefen. In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und K. A. v. Müller. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Geh. 8 *M*, in Halbleder gebunden 10,50 *M*.) Der wertvolle Band bringt nach einem Vorwort von Erich Marcks, dem Schöpfer der großen Bismarckbiographie, als ersten Teil Erinnerungen von Mitarbeitern, von Haus- und Familienfreunden: R. Krauel, L. Raschdau, A. v. Brauer, G. Michaelles, Ferdinand Freiherrn v. Stumm, Fürst Henckel v. Donnersmarck, Freiherrn v. Maltzahn-Gültz. Sodann „Beiträge aus dem persönlichen Kreis": Jugenderinnerungen Reinhold v. Thadden-Trieglaffs, Erinnerungen der Gräfin Christa Eickstedt, einer treuen Freundin des Bismarckschen Hauses; vom Hof- und Domprediger Dryander und Professor Schweninger. Eine Abhandlung A. v. Brauers über „Bismarcks Schreibweise" und eine zweite von dem Mitherausgeber K. A. v. Müller, die unter Verwendung zeitgenössischer Aufzeichnungen historisch wichtige „Beiträge zur äußeren Politik Bismarcks in den achtziger Jahren" enthält, bilden den Übergang zum zweiten Teil: „Dokumente und Briefe." Hier finden wir als besonders wertvolle Gabe zwei meisterhafte Gesandtschaftsberichte von Bismarck selbst aus seiner Pariser Zeit, zwei von ihm verfaßte Zeitungsartikel zur bulgarischen Frage; ferner Worte Bismarcks aus der Zeit 1880 bis 1884, nach Aufzeichnungen seines damaligen Hamburger Arztes Dr. Cohen, und aus der Zeit 1894 bis 1898, aufgezeichnet von Gräfin Eickstedt. Billette und Briefe Bismarcks an Personen seines Frankfurter Bekanntenkreises schließen sich an, und endlich noch einige Briefe der Fürstin an eine jüngere Freundin. Das ist eine Übersicht über das dargebotene Material. Von dem eigentlichen Reiz des Buches gibt diese Aufzählung natürlich keine Ahnung. Wir sehen hinein in das amtliche Wirken des gewaltigen Mannes wie in seine feinsten und intimsten persönlichen Beziehungen, wir sehen in die größten weltgeschichtlichen Augenblicke seines Lebens hinein und in die Tragik seiner letzten Jahre. Eine Fülle von Persönlichkeiten seiner Umgebung werden vor uns lebendig, so daß das Buch eine überaus wertvolle, ja wohl die wertvollste Ergänzung zu Bismarcks eigenen „Gedanken und Erinnerungen" bildet.

„Johanna von Bismarck." Ein Lebensbild in Briefen (1844 bis 1894). Herausgegeben von Professor Dr. Eduard Heyck. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Geh. 4,50 *M*, in vornehmem Leinenband 6 *M*.) Die bisher noch ungedruckten, aus dem nächsten Freundeskreise der Fürstin stammenden Briefe sind in ihrer einfachen Natürlichkeit und Unbekümmertheit des Ausdrucks — „hingerappelt" nennt die Fürstin selbst ihre Briefe oft — ein unentbehrlicher Beitrag für die Kenntnis ihres intimsten Lebens. Sie haben nichts „Weltgeschichtliches", desto mehr Menschliches. Alles dreht sich um die Familie: den Gatten, die Kinder und den Puttkamerschen Kreis, den sie mit immer sich gleichbleibender Wärme festhielt. Die Wahl, die hier natürlich getroffen werden mußte, scheint verständnisvoll gewaltet zu haben. Alles Menschlich-Gemütliche tritt uns lebendig entgegen; auch den „Kommissionen", die sie so gern erteilte, wird ihr Recht. Man versteht daraus die Stelle aus Bismarcks Briefen an seine Frau: „Wenn Du

Digitized by Google

mir nicht mit dem nächsten Brief eine Kommission schickst, so liebst Du mich nicht. Räsonnieren und bedauert werden will ich deshalb aber doch, wenn ich sie besorgt habe." Es gibt wenig Bücher heute zum behaglich sich Einlesen: dieses gehört zu den wenigen.

„Der unsterbliche Acker." Ein Kriegsroman von Thea von Harbou. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. (Preis 3,50 *M.*) Als „eine Ballade vom deutschen Volke" bezeichnet die Verfasserin, deren Novellenband „der Krieg und die Frauen" inzwischen das 35. Tausend erreicht hat, dieses neue Buch. Es ist doch etwas mehr als das. An den Gliedern einer schleswig-holsteinischen Familie, die der Krieg mit seinem Feuermal zeichnet, werden ein paar der ersten Kriegsepisoden in Belgien, auf der Nordsee und an der Westfront mit so packender, grausiger Klarheit lebendig, daß sie die Anfänge des großen Völkerdramas vielen näherbringen werden als exakte geschichtliche Aufzeichnungen. Was der Verfasserin gelang — doppelt seltsam für eine Frau —, ist die, sozusagen technische Vergegenständlichung der Gesamtstimmung des deutschen Volks in den ersten Kriegsmonaten. Insofern ist ihre eigene Kennzeichnung richtig. Und wenn man das Buch aus der Hand legt, so versteht und unterstreicht man die Sätze des Vorworts: „Ein Heer kann besiegt werden — ein Volk niemals. Und wer die Tage, die ersten hundert Tage des großen Krieges im Deutschen Reiche miterlebt hat, der weiß: Das Volk ist's, das in den Krieg zieht, und das Volk ist's, das den Sieg heimbringen wird."

„Kaiser Wilhelm II. als Deutscher." Eine Volksstudie von Dr. Hans Zimmer. Concordia Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. in Berlin SW. 11. (Preis 1 *M.*) Ein Versuch, die Gesamtpersönlichkeit Kaiser Wilhelms II. unter dem Gesichtspunkt des deutschen Volkstums zu betrachten und zu beurteilen. Besonders zeitgemäß dürfte die Hervorhebung der Grundsätze sein, die vom Kaiser schon im Jahre 1890 für die Schulreform aufgestellt wurden, wonach, wie heute wieder, die Forderung aufgestellt wird, das Deutsche zur Basis des gesamten Unterrichts zu machen.

Von den „Politischen Flugschriften", herausgegeben von Ernst Jäckh (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. Preis pro Heft 50 *Pf.*) erschienen neuerdings: 38. Heft: **„Von Waterloo bis Antwerpen"**, von Professor Dr. C. F. Lehmann-Haupt, das einige Ergänzungen zu den früheren Englandheften gibt, im ganzen aber innerlich und äußerlich weniger bietet als diese. — 40. Heft: **„Bismarcks Glaube"** von Hans von Soden. Eine gute Zusammenstellung der einfachen, großzügigen Glaubensgrundlagen, auf denen Bismarcks Weltanschauung fußte. — 43. Heft: **„Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege."** Von Professor Carl von Noorden in Frankfurt a. M. Ein sehr zeitgemäßer Beitrag zur Frage des Durchhaltens. — 44. Heft: **„Österreich-Ungarn und der Krieg."** Von Prof. Dr. Otto Hötzsch. Der Verfasser spricht zum Schluß einer eingehenden Untersuchung über die Probleme der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Überzeugung aus, daß das Zusammenwirken Deutschlands und Österreich-Ungarns eine Zukunft hat, und gibt gute Gründe für diese Überzeugung an.

„Kriegsgeographische Zeitbilder." Land und Leute der Kriegsschauplätze, herausgegeben von den Privatdozenten Dr. Hans Spethmann und Dr. Erwin Scheu. Verlag von Veit & Comp. Leipzig, Marienstraße 18.

Heft 1. Die wirtschaftlichen Grundlagen der kriegführenden Mächte. Von Prof. Dr. A. Oppel-Bremen.

Heft 2. Kohlennot und Kohlenvorräte im Weltkriege. Von Geheimem Bergrat Prof. Dr. Frech-Breslau.

Heft 3. Der Kanal mit seinen Küsten- und Flottenstützpunkten. Von Privatdozent Dr. H. Spethmann-Berlin.

Heft 4. Antwerpen. Geographische Lage und wirtschaftliche Bedeutung. Von Dr. Hans Praesent-Greifswald.

(Preis für jedes Heft von zirka drei Druckbogen 80 *Pf.*)

Wir machen auf die Sammlung aufmerksam, die in anregender und anschaulicher Form ein klares Bild der Kriegsschauplätze entwerfen will. Zahlreiche Abbildungen und Skizzen unterstützen die Darstellung. Besonders werden Heft 3 und 4 mit ihrem reichen Illustrationsmaterial gerade jetzt interessieren.

Weitere Veröffentlichungen zur Kriegsliteratur:

„Der Tag des Deutschen." Kriegsgedichte von Rudolf Presber. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt (geb. 2 *M.*)

„Du glühst mir im Herzen, Vaterland." Lieder des Hasses und der Liebe von H. Zander. Verlag von Hubert Hecker, Saarbrücken 1915. (Preis 0,50 *M.*)

„Balfers Ernst ist gefallen. Ein Trostwort an die Angehörigen unserer Kriegsgefallenen." Verlag Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin SW. 11, Dessauer Straße 7. (Preis 20 *Pf.*, in Partien billiger.)

„Ein Frauenwettstreit im Völkerkrieg." Eine symbolische Urmelodie. Von Paul Liebe. Zu beziehen durch Heiligensetzer & Pinzennöller, Buchdruckerei in Augsburg. (Preis 60 *Pf.*)

„Deutsche Treue." Kriegslieder einer deutschen Frau. Von Ilse Franke. Hesse & Becker Verlag, Leipzig. (Preis 80 *Pf.*)

Prof. Dr. **F. Wohltmann,** Kaiserl. Geh. Regierungsrat, Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität zu Halle a. S.: „Unsere Volksernährung und die deutsche Hausfrau". Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen. SW. 11, Hedemannstraße 10 u. 11. 1915. (Preis 25 *Pf.* 100 Stück je 20 *Pf.*, 500 Stück je 15 *Pf.*, 1000 Stück je 10 *Pf.*)

Digitized by Google

Zur Ernährungsfrage.

„Des Vaterlandes Kochtopf." Allerlei Rezepte für Küche und Herz in kriegerischen Tagen von Ida Boy-Ed. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. (Preis 20 ₰) Mit einer humoristischen Vorrede leitet die bekannte Verfasserin ihr Büchlein ein, in dem sie für eine Familie von drei Köpfen und einem Monatsbudget von 120 bis 130 ℳ für ihre Küchenwirtschaft gute, einfache und abwechslungsreiche Küchenzettel für vier Wochen aufstellt.

„Eierspeisen," 1004 Rezepte, zusammengestellt unter Benutzung der besten internationalen Quellen von M. Richter, Küchenmeister. Verlag Heinrich Killinger, Leipzig und Nordhausen. (Preis in Ganzleinen gebunden 3 ℳ.) Das Buch bringt eine umfassende Sammlung der erprobten und bewährten Rezepte zur Herstellung schmackhafter und bekömmlicher Eierspeisen für die vornehme und einfache Küche.

Kleine Mitteilungen.

Bismarck, gezeichnet von Karl Bauer (Stiftungsverlag in Potsdam). In feinstem Schwarzdruck mit Chinaton auf starkem Karton 48×64 cm groß (Bild 30×39,5 cm) mit dem Namenszug Bismarcks zu dem billigen Preise von 2 ℳ (Rolle 0,20 ℳ, Porto 0,20 ℳ). Auf Wunsch wird auch ein passender Eichenrahmen dazu mit oder ohne Fürstenkrone billigst geliefert; gegebenenfalls kann der Rahmen auch in nur zugeschnittenen Leisten zum Zusammensetzen bezogen werden. —

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Aus Natur und Geisteswelt, Busse, B. Das Drama III. von der Romantik zur Gegenwart. Bg. B. G. Teubner, Leipzig. 1,25 ℳ

Braunshausen, Einführung in die experimentelle Psychologie. Bg. wie oben. 484. Bd.

Geißler, E. Rhetorik, Erster Teil: Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Bg. wie oben.

Geißler, E. Rhetorik, Zweiter Teil: Anweisungen zur Kunst der Rede. Bg. wie oben.

Heusermann, Schillers Dramen. Bg. wie oben. 493. Bd.

Prüfer, J. Friedrich Fröbel. Bg. wie oben.

Speitkamp, Physik in Küche und Haus. Bg. wie oben. 478. Bd.

Zart, Farben und Farbstoffe. Bg. wie oben. 483. Bd.

Bauer, Joseph. Damenbühne. Kriegesnot, Patriotisches Festspiel in einem Akt. Bg. Volksbühne, München. Heft 25. 0,80 ℳ

Im Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1914. **Eberhardt, Paul,** Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Heft 1. Das religiöse Erlebnis. Heft 2. Worin liegt der Wert des Christentums als Religion? Heft 3. Die Religion und der Krieg. Preis je 0,50 ℳ.

Fischmann, Frau Elisabeth! Der Haushaltungsunterricht auf dem Lande. Ausgabe A. u. B. A für die Hand der Lehrerin. Pr. 1,40 ℳ. Ausgabe B für Schülerinnen. Pr. 0,80 ℳ.

Fürst-Flatau. Leitfaden der weiblichen Gesundheitspflege. 3. Auflage. Bg. Kurt Kabitzsch. 2,50 ℳ.

Kriegstagung

des

Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

zu Pfingsten in Berlin

im großen Sitzungssaal des Hauses der Abgeordneten.

Vorträge

in den allgemeinen Versammlungen

(nur für Mitglieder und auf besondere Einladung zugänglich.)

Montag, den 24. Mai

nachmittags 4 Uhr:

Gertrud Bäumer: Die Lehren des Weltkrieges für die deutsche Pädagogik.

Dienstag, den 25. Mai

vormittags 10 Uhr:

Helene Lange: Die Dienstpflicht der Frau.

nachmittags 4 Uhr:

Die Berufsberatung der Frauen und Mädchen mit Rücksicht auf die Kriegsfolgen.

Rednerinnen: **Josephine Levy-Rathenau, Franziska Ohneforge, Johanna Gottschalk.**

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.

Auskunft: Fräulein Cl. Fernow, Karlsruhe B., Redtenbacherstr. 16.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.

Handelslehrerinnen-Seminar.

Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Sommersemesters 8. April.

Digitized by Google

Gruß, Pauline. Einführung in die soziale Hilfe, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre zum Gebrauch für Frauenschulen, Kindergärtnerinnen- und Jugendleiterinnen-Seminare unter Mitwirkung von K. von der Aa. (Volkswirtschaftslehre.) 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht 1914. Pr. 2,40 M.

Helm, Willy. Warum wir siegen müssen! Vortrag. Mit einem offenen Brief an Großbritannien. Berlin SW. 11, Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1915.

Hue de Grais, Graf. Gegenstand u. Methode d. staatsbürgerlichen Unterrichts auf der Grundlage des Staatsgedankens. Berlin. Verlag von Julius Springer, 1914.

Kundi, Adolf und **Ida von Mannsft.** Haushaltungskunde für Bürgerschule und einjährige Lehrkurse für Lyzeen und Fortbildungsschulen und für die Praxis. Vg. Franz Deuticke, Wien. 3 M.

Manskopf, Bertha. Leitfaden für den Hauswirtschaftlichen Unterricht. Für die Hand der Schülerinnen zusammengestellt. Pr. 0,60 M.

Meyer, Gertrud. Tanzspiele und Volkstänze. Neue Folge. Vg. B. G. Teubner, Leipzig. 1,20 M.

Im Verlag von R. Herrosé in Wittenberg sind erschienen: **Nierenberger, Leopold.** Frauenberuf und Ehe. Schauspiel in drei Akten. Akademische Verlags- und Versandbuchhandlung Emil Haim & Co., Wien.

Oberdorffer, Dr. med. H. J. Gesundung und Verjüngung der Frau. Vg. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B.

Schwab-Felisch, Dr. Hildegard. Der Begriff der Warenqualität in der Sozialökonomik, Heft 31. Vg. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe i. B. 2 M.

Thiele, Arthur. Der fidele Postkartenzeichner. Vg. Herm. Beyer, Leipzig. 1 M.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Familie, Posen, für ein Mädchen, 10, einen Knaben, 12 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Latein bis Quarta Bedingung. Gehalt bei freier Station 800 M.

2. Sofort sucht adlige Familie, Mecklenburg, für zwei Mädchen, 13 und 9, einen Knaben, 6 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 900 M und freie Station.

3. Sofort sucht Familie, Berlin, für ein 11jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit perfektem Französisch. Gehalt bei freier Station 960 M.

4. Sofort sucht Gutsbesitzersfamilie, Ostpreußen, für ein Mädchen, 11 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 700 M und freie Station.

5. Sofort sucht Oberamtmannsfamilie, Ostpreußen, für zwei Mädchen, 14½ und 9 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 720 M und freie Station.

6. Sofort sucht Rittergutsbesitzerfamilie, Ostpreußen, für ein Mädchen, 13 Jahre alt, eine evangelische, für

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Tannus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.

Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Der

Deutsche Lehrerinnenkalender

Herausgegeben vom Vorstand

des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

bringt in seinem 29. Jahrgang eine eingehende Übersicht über den

Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein

seine Organisation und seine Einrichtungen

Er wird gegen Einsendung von 0,55 M portofrei zugeschickt sowohl von W. Moeser, Buchhandlung S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, wie von der Geschäftsstelle des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W. 62, Bayreuther Straße 38, Gartenhaus. Von 6 Exemplaren ab tritt eine Ermäßigung auf 0,40 M ein; gegen Einsendung von 2,50 M erfolgt also die Zusendung von 6 Exemplaren portofrei.

Digitized by Google

höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Erfahrung. Gehalt bei freier Station 900 ℳ.

7. Sofort sucht adlige Familie, Pommern, für zwei Mädchen, 14 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Sprach- und Musikkenntnissen. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

8. Sofort sucht Landratsfamilie, Rheinprovinz, für zwei Mädchen, 12½ und 11, einen Knaben, 7 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 1060 ℳ bei freier Station.

9. Sofort sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Neumark, für zwei Mädchen, 13 und 10 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und guten Musikkenntnissen. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

10. Zum 1. Mai sucht adlige Familie, Schlesien, für ein 10jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse erwünscht. Gehalt bei freier Station 800 ℳ.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen. Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Stets vorrätig

die Einbanddecke

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Buchhandlung W. MOESER

BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe“** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann, M. d. R.**

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**

schreiben in jeder Nummer

die **Kriegs- und Heimatchronik,**

eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Hortnerinnen,**
3. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw.,

} staatl. Abschlußprfg.

4. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugnis),
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: B. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: B. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Deutsche Bücherhalle Berlin

Die Frau

Herausgeberin: Helene Lange.

Verlag: W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 9 — Juni 1915

Die Kriegstagung der Lehrerinnen.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Kriegstagung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, zu der in den Pfingsttagen in Berlin eine unerwartet große Zahl von etwa tausend Mitgliedern versammelt waren, kennzeichnet nach ihrem Geist und ihrem Inhalt am besten die Eröffnungsansprache seiner Vorsitzenden, Helene Lange:

„Eine Jubelfeier zu begehen, hatten wir uns angeschickt; eine Kriegstagung ist daraus geworden. Aber auch nicht einmal ein Schatten von Wehmut streift unsere Stimmung, so vollständig ist unser Denken der eigenen Vergangenheit, dem versunkenen Vierteljahrhundert geistigen Strebens und Kämpfens abgewandt, so ausschließlich ist es erfüllt von dem gemeinsamen großen Erleben der Gegenwart, von der ungeheuren Kraftprobe, auf die unser Volk gestellt ist und die es bestehen wird. In dieser Gewißheit erschüttert uns nichts, auch das Schauspiel des unerhörten Treubruchs nicht, das diese letzten Tage uns boten, wo der Instinkt des Apennins gierige welsche Hände bis hin zu dem urdeutschen Bozen sich strecken ließ, mit seinem hochragenden, vogelumflatterten Walther von der Vogelweide, dessen deutsche Innigkeit dem Welschen nichts zu sagen hat. Aber wir wissen, daß diese Tage uns Deutschen, die wir Bundestreue kennen, neue schwere Opfer auferlegen, wir wissen, daß das Wort „Durchhalten" immer eiserneren Klang gewinnt, daß es immer größere Anforderungen in sich schließt.

„Durchhalten!" Unsere Kollegen tun es seit langen Monaten im Felde, und wenn auch die Augen mit Trauer über die langen Reihen derer hingleiten, die in den großen — nicht nur Todeslisten, sondern Unsterblichkeitslisten, aufgezeichnet sind, so darf es uns doch mit Stolz erfüllen, daß die deutsche Lehrerschaft ihren

Digitized by Google

vollen, großen Anteil an dem Riesenkampf hat, aus dem das neue Deutschland erstehen wird. „Durchhalten!" Das Wort gilt aber auch für uns. Und die Frauen dürfen sich sagen, daß weit über alles Erwarten hinaus sich Frauenwille und Frauenkraft heute bewähren.

Für uns Lehrerinnen aber hat das Wort noch seine besondere Färbung. Wenn wir einerseits in Reih und Glied mit den anderen deutschen Frauen überall die Aufgaben mit angegriffen haben, die so knapp und schlagkräftig in das eine Wort „Nationaler Frauendienst" gepreßt sind, so ergeht doch an uns noch eine Forderung darüber hinaus: wir in erster Linie unter den Frauen sollen das Wort des Reichskanzlers erfüllen helfen, in dessen Sinne wir Sie hierher gerufen haben: „Einstweilen aber mögen wir den Geist vorbereiten, in dem unser Volk die Bedingungen seines zukünftigen Lebens mitzuschaffen haben wird".

Im ersten Augenblick haben nicht alle das gleich verstanden. Der Gedanke an eine Vereinstagung lag vielen so fern. Aus ganz begreiflichem Empfinden heraus. Aber doch eben nur aus einem Empfinden. Man will heute nicht zusammenkommen, um Reden zu hören. Man will tun. Aber es darf nicht vergessen werden, daß es heute kein vereinzeltes Tun geben darf, daß unsere Stärke im organisierten Tun liegt. Und ein großer Verband wie der unsere, der sich über ganz Deutschland erstreckt, der alle deutschen Lande, alle Schulgattungen, alle Gattungen von Lehrerinnen umfaßt, schuldet dem Vaterlande eine Pflicht, deren Erfüllung nur durch gemeinsame Beratung gesichert werden kann. Eine solche Beratung erfordert freilich Reden. Aber wir dürfen hoffen, ja wir wissen, daß sie nur die Einleitung zu Taten sein werden.

Was am unmittelbarsten zur Erörterung drängt, das ist die Notwendigkeit der Berufsberatung der Tausende von Frauen und Mädchen, die heute schon infolge des Krieges ihr Dasein auf eigene Kraft stellen müssen, — Vorläufer der Tausende und aber Tausende, die nachfolgen werden. Ihnen zu helfen nutzt der vereinzelte gute Wille wenig; gerade hier ist organisiertes Handeln Vorbedingung des Erfolgs. Von allen Seiten soll diese dringendste unserer Aufgaben beleuchtet werden, um unseren Mitgliedern, um den Delegierten unserer Vereine die Möglichkeit zu geben, sie in fruchtbarer Weise auch in ihrer engeren Heimat in Angriff zu nehmen. — Wenn wir als zweites Thema „Die Dienstpflicht der Frau" auf die Tagesordnung unserer Kriegssitzung gebracht haben, so gilt es dabei ein Doppeltes: einmal der Übereilung zu wehren, die von heute auf morgen eines der allerschwierigsten Probleme lösen möchte, die uns Frauen diese große Zeit gestellt hat, andrerseits das Problem selbst zu klären und seine künftige Lösung vorzubereiten. — Und wenn wir dazu noch „Die Lehren des Weltkrieges für die deutsche Pädagogik" darlegen lassen wollen, so bildet dieses scheinbar noch entlegene Thema den Wurzelstock für alles andere. Denn „Durchhalten" hat ja nicht nur wirtschaftliche Bedeutung; es heißt auch — und vor allem — den Geist hindurchretten durch das finstere Tal, in dem wir heute wandern, den Geist, der unermüdlich weiter plant und schafft, der für die große geistige Mobilmachung nach dem Kriege schon die neuen Waffen schmiedet, die die Zeit erheischt. Daß dazu auch die Frauen etwas beizutragen haben, das soll uns die nächste Stunde zeigen.

Und daß dieser Geist, der nie verneint, auch in unseren Vereinen lebendig ist, daß das Vertrauen auf die Dauer deutscher Erde und deutschen Geistes uner-

Digitized by Google

schütterlich feststeht, das hat sich gezeigt, als buchstäblich von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt ihre Vertreterinnen unserem Ruf hierher gefolgt sind. Gefolgt, trotzdem, oder gerade weil wir nur Arbeit ihnen boten, keine Festfeier, keine Erholung. Die jungen aber unter unseren Mitgliedern, die mögen, wenn sie dermaleinst in Frieden und Freude das halbhundertjährige Bestehen unseres Vereins feiern, dem dann strebenden und — hoffentlich nicht mehr um die Erfüllung seiner eigensten Aufgaben kämpfenden neuen Geschlecht der Lehrerinnen davon erzählen, unter wie ernsten und doch wie großen Eindrücken wir heute zusammenstanden, und wie nur das eine unsere Gedanken erfüllt hat:

Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn.

Und mit diesen Worten, die für uns prophetische Bedeutung haben sollen, lassen Sie mich die erste allgemeine Versammlung der Kriegstagung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins eröffnen."

Und so war die Stimmung der Versammlung: Die Verbindung all der großen Gefühle, die diese Zeit aus dem tiefsten Grunde unserer Seele löst, mit der bewußten Inangriffnahme zahlloser kleiner nüchtern-nützlicher, praktischer Aufgaben, die Verschmelzung einer bewegten Stimmung mit dem Bewußtsein, daß diese Zeit, wie keine andere, Treue in der Erfüllung ihrer tatsächlichen Forderungen, Dienst im wörtlichsten Sinne verlangt — dieses Ineinander von Begeisterung und Tatsachensinn gab der Tagung ihren Stempel.

Die Entwicklung der Berufsberatung ist ein Stück Frauenbewegung, an dem sich gewissenhafte, zielbewußte Arbeit in besonders guten Ergebnissen gezeigt hat. Ohne daß hier im männlichen Berufsleben Vorbilder gegeben waren, ist aus einer Auskunftsstelle des Bundes deutscher Frauenvereine ein ganzer Zweig praktischer Wohlfahrtspflege mit zahlreichen lokalen Berufsberatungsstellen, einer ganzen Literatur von Untersuchungen über berufliche Verhältnisse, mit strengen Anforderungen für die Ausbildung der Leiterinnen, und überhaupt einem festen Unterbau systematischer Regelung und sozialpolitischer Einsicht geworden — ein Werk, das seine rasche Entwicklung der starken Initiative und den organisatorischen Fähigkeiten von Frau Josephine Levy-Rathenau, der Leiterin des Frauenberufsamtes des Bundes deutscher Frauenvereine, verdankt.

Nachdem die Berufsberatung in dieser Weise zu einer gefestigten Organisation gekommen ist, wird die Frage spruchreif, wie sie mit der Schule Hand in Hand arbeiten kann. Praktisch ist selbstverständlich diese Verbindung schon allenthalben hergestellt, teilweise, z. B. in Berlin, schon systematisch geworden durch Fragebogen, die von abgehenden Schülerinnen unter Leitung der Lehrerin ausgefüllt und der Beratungsstelle übergeben werden. Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein hatte schon vor dem Kriege die Mitarbeit der Schule bei der Berufsberatung zum Gegenstand seiner nächsten Generalversammlung bestimmt. Durch den Krieg wird diese Aufgabe natürlich immer dringlicher. Eines der größten sozialen Probleme der nächsten Zeit wird die Versorgung der Tausende von Mädchen sein, die nicht zur Ehe kommen können, weil die Männer ihrer Generation durch den Kriegstod dahingerafft sind. Es ist selbstverständlich Pflicht der Schule, um dieses soziale Problem in vollem Umfang zu wissen, und Eltern und Schülerinnen seinen vollen

Digitized by Google

Ernst zum Bewußtsein zu bringen. Wie weit diese Vorarbeit der Schule schon im einzelnen praktisch durchdacht ist, zeigte besonders der Vortrag von Fräulein Ohnesorge, die als Vertreterin der Volksschule zu dem Thema sprach. Allerdings bestehen hier noch zwei Probleme. Wenn die Schule der richtigen Berufswahl vorarbeiten soll, so muß die Lehrerschaft in jenen psychologischen Beobachtungsmethoden geschult sein, die ein richtiges Begabungsbild zu gewinnen ermöglichen. Diese Schulung ist aber bei der Neuheit der ganzen Methoden zur Feststellung von Begabungstypen tatsächlich nur erst in geringem Umfange vorhanden. In Wahrheit gehört ja auch ein Doppeltes dazu: nicht nur die Beherrschung der psychologischen Methoden, sondern auch das Verständnis für die Voraussetzungen, die bestimmte Berufe hinsichtlich der Fähigkeiten der Kinder stellen. Die „Wirtschaftspsychologie" ist aber ein neues Gebiet mit zum Teil noch sehr unsicheren Ergebnissen.

Die zweite Schwierigkeit liegt darin, daß es zunächst undenkbar ist, überall Beratungsstellen unter sachkundiger Leitung zu schaffen. Wo keine Beratungsstelle da ist, wird die Schule sich bemühen müssen, die Lücke auszufüllen. In solchen Fällen — die immer als Provisorium zu betrachten sind — muß die Schule versuchen, sich sachkundig zu machen. Es müßte dann, bei gewissen Entlastungen vom Unterricht, eine Lehrerin bestimmt werden, auf Grund von Ausbildungskursen, die ihr die Grundlage der notwendigen Kenntnisse geben, die Berufsfragen dauernd zu verfolgen, um die Beratung übernehmen zu können. Das wäre ein Notbehelf. Ziel müßte Fachberatung durch eine „hauptamtliche" Kraft sein. Wo in kleineren Städten die Möglichkeit dazu nicht besteht, wäre denkbar, daß eine Berufsberatungsstelle mehreren Städten diente, dadurch, daß die Beraterin Sprechstunden an verschiedenen Orten abhielte.

Die Besprechung, die sich an die drei Vorträge von Frau Levy-Rathenau, Fräulein Johanna Gottschalk und Fräulein Ohnesorge schloß, zeigte, daß die Lehrerinnen allgemein davon überzeugt sind, daß die Berufsberatung eine Fachaufgabe ist, die eingehende besondere Kenntnisse erfordert und nicht im Nebenamt geleistet werden kann. Andrerseits eröffnet sich für die allgemeine vorbereitende Mitarbeit der Schule ein sehr großes und methodisch noch vielfach erst zu durchdenkendes Feld. Die Besprechung wird der Klarheit über die hier liegenden Aufgaben sehr gedient und der Praxis manchen kräftigen Anstoß gegeben haben.

Die weibliche Dienstpflicht ist scheinbar viel mehr Zukunftsplanerei und Programmatik. Im Rahmen unserer Kriegstagung aber führte auch dieses Thema streng auf den Boden der Wirklichkeit — der gegenwärtigen Wirklichkeit. Es haben sich so viele Projektenliebhaber beiderlei Geschlechts auf den Gedanken geworfen, daß er in Gefahr ist, zu Tode phantasiert zu werden. Damit aber wäre einer der wertvollsten Anstöße „vertan", den diese Zeit der Entwicklung der Frauen gegeben hat. Tausende haben an sich und anderen das Glück der Pflichterfüllung für den Staat zugleich mit dem Schmerz darüber erlebt, nicht besser gerüstet gewesen zu sein. An Tausenden ist der Mangel jener inneren Disziplin, die das Eintreten in die große Sachlichkeit aller öffentlichen Leistungen erfordert, offenbar geworden, ihnen selbst durch die Schwierigkeiten, die gerade die Gewissenhaften zu überwinden hatten, aber auch nach außen hin, durch mannigfaches Versagen bei bestem Willen.

Bei dem Vortrag von Helene Lange erinnerte man sich unwillkürlich an die Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Gotha vor drei Jahren,

Digitized by Google

in der sie über dasselbe Thema sprach, um in der Erörterung auf mannigfache Einwände gegen die Sache selbst zu stoßen. Man wandte ein, daß die Mutterschaft an sich eine genügende Leistung für den Staat sei und ein Mehr an unmittelbarem öffentlichen Dienst nicht verlangt werden könne. Oder, man sah eine Gefahr darin, soziale Arbeit anderen als den innerlich berufensten Kräften anzuvertrauen.

Diese Einwände gegen die Dienstpflicht hat die Zeit beseitigt oder doch wohl sehr zurückgeschoben. Sie hat die immer bestehende, aber nie so stark empfundene Tatsache in den Vordergrund gestellt, daß die soziale Arbeit viel zu viele Kräfte verlangt, als daß die Mütter von ihr dispensiert oder nur die Genies der Menschenliebe an sie herangelassen werden könnten. Das Problem der Dienstpflicht ist ernsthaft, nahe, zu einer Tagesfrage geworden. Aber auch heute noch gilt es zu unterscheiden zwischen einem Idealplan und den Wegen zu seiner praktischen Verwirklichung.

In der vorzeitigen allgemeinen laienhaften Erörterung der Dienstpflichtfrage ist ein Mißverständnis eher verstärkt als entwirrt: die Verwechslung zwischen Dienstpflicht und Dienstjahr, der Leistung und der Ausbildung dazu. Meist wird beides zusammengeworfen und als Dienstjahr und Dienstpflicht an ein Jahr gedacht, das man pflichtmäßig irgendeiner sozialen Arbeit widmet, um dann, entsprechend dem französischen Sprichwort: man heiratet, um mit der Liebe abzuschließen, seine Schuldigkeit gegenüber der Gesamtheit ein für allemal erledigt zu haben. Das würde bedeuten, daß wir mit den Mängeln, unter denen jetzt die Kriegshilfe gelitten hat, mangelnde Schulung unvorbereiteter Kräfte, fortan das öffentliche Leben in Permanenz belasten wollen.

Jeder Aufbau eines Systems der weiblichen Dienstpflicht muß von der scharfen Gliederung von Dienstleistung und Ausbildung dazu ausgehen.

In den Leitsätzen von Helene Lange war diese Gliederung auf eine genaue Formel gebracht. Ich stelle diese Sätze hierher:

Um den Inhalt des weiblichen „Dienstjahrs", d. h. der Ausbildungszeit für den Dienst, zu bestimmen, muß man sich zuvor darüber klar sein, worin die weibliche „Dienstpflicht", d. h. die Leistung der Frauen für den Staat, bestehen soll.

Die männliche Dienstpflicht bekommt ihre wesentliche Bestimmung erst im Krieg; die weibliche Dienstpflicht hat ihre wesentliche Bestimmung in den dauernden Friedensaufgaben. Die Leistung der Frauen ist im Kriege keine grundsätzlich andere als im Frieden. Sie besteht in Krankenpflege und aller Art organisierter Wohlfahrtsarbeit. Daraus ergibt sich, daß die Frau nicht im besonderen für den Krieg ausgebildet zu werden braucht. Der Friede erfordert ihre Dienstleistung dauernd für alle Aufgaben der sozialen Hilfsarbeit. Durch die Einführung einer weiblichen Dienstpflicht mit vorhergehender Ausbildung würden für die gesamte ehrenamtliche Wohlfahrtspflege Kräfte gewonnen, die sie erst ihren Aufgaben wirklich gewachsen machen würden.

Die weibliche Dienstpflicht besteht in der Übernahme von Ehrenämtern in der Wohlfahrtspflege, Vormundschaft, Armenpflege, Waisenpflege, Jugendfürsorge usw. Diese bürgerliche Pflicht sollte in derselben Weise wie den Männern allen Frauen auferlegt werden. Befreiung von dieser Pflicht kann nur aus den auch für die Männer gültigen besonderen Gründen erfolgen. Dazu käme dann noch eine Ausnahmebestimmung für Frauen mit kleinen Kindern oder in sonstigen häuslichen Verhältnissen, die ihnen keine Zeit für ehrenamtliche Tätigkeit übrig lassen; ebenso für erwerbstätige Hausfrauen.

Für die Ausbildung werden folgende Grundsätze aufgestellt.

Die allgemeine Bildungsgrundlage für alle Formen weiblicher Dienstpflicht ist die Beherrschung der einfachen Hauswirtschaft. Sie muß daher als Grundlage weiterer Ausbildung vorausgesetzt werden, oder den Inhalt der weiblichen Dienst- d. h. Ausbildungszeit bilden.

Digitized by Google

a) Für die aus der Volksschule entlassenen Mädchen wäre grundsätzlich zu wünschen: eine einjährige, unentgeltliche Anstaltsausbildung zwischen dem 17. und 20. Lebensjahre. Sie müßte gewähren: gründliche Erlernung der Hauswirtschaft unter starker Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Verantwortung der Hausfrau; Gesundheitspflege, Kinderpflege, Bürgerkunde.

Nur in dieser Ausgestaltung könnte das Dienstjahr seinen Zweck voll erfüllen.

b) Aus privatwirtschaftlichen und staatswirtschaftlichen Gründen ist eine allgemeine Einführung dieser Dienstzeit zur Zeit nicht erreichbar. Anfänge dazu können in folgender Form gemacht werden.

1. Allgemeine Verlängerung der Schulpflicht der Mädchen um ein halbes Jahr, das ausschließlich der hauswirtschaftlichen Praxis bestimmt sein soll.
2. Einrichtung fakultativer Anstalten, nach Art der dänischen Volkshochschulen, die erwachsenen Mädchen mit Volksschulbildung Gelegenheit geben, unentgeltlich ein Dienstjahr in der unter a angegebenen Form durchzumachen.
3. Vermehrung und Ausbau der landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen.

Die aus den höheren Schulen entlassenen Mädchen müssen — wie die Einjährigen — die Kosten ihrer Ausbildung selbst tragen. Sie müssen vor Eintritt in die Dienstzeit eine hauswirtschaftliche Bildung nachweisen, die sie zu Hause oder in einer Hauswirtschaftsschule erworben haben. Die Dienstzeit — zwischen dem 17. und 20. Jahre — ist durch die Ausbildung für die soziale Hilfsarbeit ausgefüllt. Diese kann sich, auf einer gewissen allgemeinen Grundlage, sachlich differenzieren (Kleinkinderfürsorge, Armenpflege, Krankenpflege usw.).

Der obligatorischen Einführung der weiblichen Dienstzeit kann für diese Schichten vorgearbeitet werden durch Ausbau der Frauenschule.

In der Besprechung des Vortrages zeigte sich sehr große Übereinstimmung mit diesen Richtlinien, deren wesentlicher Inhalt auch in einer Resolution ausdrücklich angenommen wurde. Zwei Punkte wurden noch besonders hervorgehoben: die Bedeutung der obligatorischen Fortbildungsschule, die auch im Zusammenhang mit der Berufsberatung — wie schon oft — noch einmal dringlich gemacht wurde; und der Wert, den innerhalb der Ausbildungszeit eine Berührung der Mädchen aus den verschiedenen Schichten haben würde. Daran ist in gleichem Umfang wie bei der männlichen Ausbildung überhaupt nicht zu denken (denn es handelt sich ja nicht so ausschließlich um körperliche Leistungen, bei denen Bildungsunterschiede nicht in dem Maße in Frage kommen), aber in allen praktischen Fächern wäre sie doch möglich, wenn überhaupt erst an die allgemeine Durchführung einer Dienstzeit zwischen dem 17. und 20. Jahr für die volksschulentlassenen Mädchen zu denken sein wird.

Durch beide Themen kamen tatsächliche Einzelforderungen auf zwei großen Gebieten zur Geltung. Den Rahmen deutscher Bildungsarbeit, in den diese Einzelgebiete sich einfügen, versuchte ich zu umschreiben in dem Vortrag zu dem Thema: „Die Lehren des Kriegs für die deutsche Pädagogik". Er brauchte nur Gedanken, Pläne, Bildungsideale aufzunehmen, die im Kreise des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins schon lange lebendig, schon oft besprochen sind. Ist doch die Entwicklung des Lehrerinnenstandes durch diese 25 Jahre nicht von engen Sonderinteressen ausgegangen und konnte sie deshalb in ihnen nicht ausmünden. Von dem Wunsch beflügelt, den Anteil der Frau an der Bildungsarbeit der Schule nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ zu steigern, mußte die Gründung des Vereins eine Steigerung der Lebendigkeit und Kraft des pädagogischen Geistes der Lehrerinnen zur Folge haben, die sich heute in der vollen inneren Anteilnahme an den großen Programmen der deutschen Bildungsbewegung eindrucksvoll bewährt.

Digitized by Google

Töchter des Volkes.

Von

Dr. Marie Bernays.

Nachdruck verboten.

Auch auf sozialem Gebiet ist der Krieg ein Neuschöpfer, ein Vater aller Dinge. Die Einordnung aller unter denselben Zweck, die Forderung der Hingabe aller an dasselbe Ziel stärkt auch bei den Daheimgebliebenen den Mut zur sozialen Arbeit. Weil diese ihrem tiefsten Gehalt nach Ausprägung der Überzeugung ist, daß weder ein einzelner noch eine ganze Volksschicht Mittel für die Zwecke ihrer Volksgenossen sein dürfe, sondern jeder dem ganzen zu dienen habe, darum klingt ihr Ethos wie ein leiser Begleitgesang dennoch harmonisch zusammen mit den stolzen Tönen unserer Kampflieder; weil soziale Arbeit in ihrer besten und fortgeschrittensten Form Übernahme von Aufgaben, die dem einzelnen zu schwer sind, durch die Öffentlichkeit ist, darum fügt sie sich besonders leicht in eine Zeit ein, die Sozialisierungsmaßnahmen in einem in Friedenszeiten bisher undenkbaren Umfang erfolgreich eingeführt hat.

Zu den Neugründungen auf sozialem Gebiet, die dem Kriege und der durch ihn erweckten Not ihr Entstehen verdanken, gehören auch die Tagesheime für arbeitslose Mädchen, die in verschiedenen größeren Städten Deutschlands eröffnet worden sind. Ihnen allen war zu Anfang ein Gedanke gemeinsam: Linderung der in den ersten Monaten des Krieges erschreckend hohen weiblichen Arbeitslosigkeit und ihrer schlimmen Folgen. Die ersten Tagesheime waren im wesentlichen Wohltätigkeitseinrichtungen, die den im kalten Winter ohne Nahrung und nur zu oft auch ohne Behausung in der Großstadt alleinstehenden Mädchen Unterkunft und Essen boten und sie dadurch indirekt vor den Gefahren der Straße schützten. Als der weibliche Arbeitsmarkt zu Beginn des Jahres 1915 eine erhebliche Besserung erfuhr und es in steigendem Maße möglich wurde, die arbeitslosen Mädchen wieder einer Tätigkeit zuzuführen, wurde selbstverständlich die Arbeitsvermittlung — wenn auch meistens auf indirektem Wege mit Hilfe der städtischen Arbeitsämter und ähnlicher Organisationen — ein Hauptbestandteil in dem Aufgabenkreis der Tagesheime. Aus wirtschaftlichen sowohl wie aus pädagogischen Gründen mußte man bestrebt sein, arbeitsscheue und arbeitswillige Mädchen voneinander zu trennen. Ein Tagesheim in einer mitteldeutschen Großstadt erfüllt geradezu den Zweck, die Arbeitswilligkeit der Empfängerinnen von Arbeitslosenunterstützung zu prüfen.

Zu den charitativen und den wirtschaftlichen Aufgaben der Tagesheime traten aber noch weitere hinzu, die den Charakter dieser Einrichtungen entscheidend beeinflußten. Während von Anfang an den Besucherinnen der Tagesheime gelegentliche geistige und künstlerische Anregungen geboten wurden, führte Dr. Rosa Kempf in Frankfurt zum ersten Male abgeschlossene Unterrichtskurse aus den

Digitized by Google

Gebieten der Volkswirtschaftslehre, der Bürgerkunde, der Literatur ein, deren Besuch für die Mädchen und Frauen obligatorisch war. In dem Gefühl, daß die trübe Zeit der Arbeitslosigkeit nur dann nicht ein verlorener Lebensabschnitt sei, wenn sie der geistigen und, so weit als möglich, beruflichen Fortbildung gewidmet würde, nahmen die Tagesheime ein Stück Volksbildungsarbeit in ihr Programm auf; getreu dem alten Worte, das jeder soziale Arbeiter sich ins Herz schreiben sollte: „Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein".

Je mehr nun mit der fortschreitenden Besserung des Arbeitsmarktes die geschulten Mädchen und Frauen im leistungsfähigsten Alter von der Industrie aufgenommen wurden und an ihre Stelle die zu Ostern aus den Volksschulen entlassenen Kinder traten, desto eindeutiger konnte der Charakter der Tagesheime als einer Einrichtung der Jugendpflege hervortreten. Das meines Wissens jüngste in der Reihe der Tagesheime, von dem ich hier berichten möchte, gehört seinen wesentlichsten Grundzügen nach völlig in das Bereich der Jugendpflege.[1]) Doch hat es sämtliche andere Aufgaben, die charitativen sowohl wie die wirtschaftlichen, in seinen Pflichtenkreis aufgenommen und ist in der Art seiner Organisation nur aus der von mir hier kurz skizzierten geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte der Tagesheime zu verstehen. Alle Schwierigkeiten, die sich unseren Bemühungen entgegenstellen, entspringen aus dem Versuch, die verschiedenen Aufgaben des Heimes gegeneinander abzuwägen und zu einer inneren Einheit zusammenzufassen.

Daß unsere Tätigkeit keine äußerlich einheitliche sein kann, zeigt schon dem flüchtigen Besucher des Heims der erste Blick, den er über die Schar der Mädchen schweifen läßt. Drei recht verschiedene Altersgruppen lassen sich deutlich unterscheiden. Während aus den oben dargelegten wirtschaftlichen Gründen die 20- bis 30jährigen Mädchen und Frauen fast gänzlich fehlen, findet sich ständig eine kleine Gruppe älterer, 35- bis 45jähriger verheirateter und unverheirateter Frauen, die mit geringen Ausnahmen direkt infolge des Krieges oft gut bezahlte langjährige Stellungen, häufig im Ausland, verloren haben. Diesen gegenüber kann es sich nur darum handeln, ihnen über die schwere Zeit der Mittellosigkeit hinwegzuhelfen, ihnen so rasch als möglich Arbeit zu verschaffen und sie in ein paar friedlichen Tagen ein wenig die überstandene Not vergessen zu machen.

War es bei diesen Frauen der harte Zwang, der unmittelbar treffende Schicksalsschlag des Krieges, der ihre äußere Existenz vernichtete, so haben wir in der zweiten größeren Gruppe, den etwa 17- bis 20jährigen Mädchen, vorwiegend solche vor uns, die wegen irgendwelcher intellektuellen, beruflichen, moralischen Unzulänglichkeiten bei Beginn oder während des Krieges ihre Stellung verloren — die schlechtesten Arbeitskräfte wirft ja bekanntermaßen stets schon der erste Ruck des Arbeitsmarktes ab —, und die nun äußerlich und innerlich große Schwierigkeiten haben, sich wieder ins Erwerbsleben zurückzufinden. Seelisch und beruflich ein wenig „verbummelt", ein wenig leichtsinnig, ohne schlecht zu sein, nicht im eigentlichen Sinne arbeitsscheu, aber mißtrauisch und mutlos dem eigenen Beruf gegenüber, von dem unklaren Gefühl getrieben, daß sie ohne stützende Hand nicht stark

[1]) Es handelt sich um das vom Nationalen Frauendienst Mannheim eingerichtete Kriegstagesheim für arbeitslose Mädchen.

Digitized by Google

genug sind, den Versuchungen des Lebens zu widerstehen und doch von dem redlichen — wenn auch manchmal ohnmächtigen Willen — zu diesem Widerstand beseelt, schließen sich gerade diese Mädchen besonders eng an das Heim an. Meist sind es Mädchen aus einer etwas gehobenen Schicht, Verkäuferinnen, Stenotypistinnen, Kontoristinnen ohne genügende Berufskenntnisse, die intelligent genug sind, um die Schwierigkeiten des Vorwärtskommens einzusehen, und temperamentvoll genug, um sich gegen ein aussichtsloses Arbeitsleben aufzulehnen.

Diesen jungen Menschen kann nur dann nachhaltig geholfen werden, wenn es gelingt, ihnen wieder etwas äußere und innere Disziplin beizubringen, Freude an der Arbeit und besonders Interesse und Zutrauen zu ihrem eigentlichen Beruf in ihnen zu wecken. Die erstere Absicht kann durch einen längeren Aufenthalt im Heim mit seinem geordneten Tagesplan, die zweite am besten durch einen speziellen Unterricht in Berufskunde (also für angehende Kontoristinnen etwa in Buchhaltung) erreicht werden. Innerlich gleichgültig gegen ihr Berufsleben, man möchte sagen: seelisch müde, sind solche Mädchen leicht bereit, den früher ausgeübten Beruf zu verlassen und in eine ungelernte Tätigkeit überzugehen. Namentlich das verhängnisvolle „zu Kindern gehen" lockt manche kleine Verkäuferin oder Stenotypistin. Wenn aber nicht ausgesprochene Ungeeignetheit für die einmal erwählte Laufbahn vorliegt (z. B. mangelnde Fertigkeit im Rechnen bei der Verkäuferin), oder die ökonomische Lage der Eltern gar zu gebieterisch den Verdienst der Tochter fordert, sollte von einem solchen Berufswechsel, der nicht aus Überlegung, sondern aus Stimmungen entspringt, aufs entschiedenste abgeraten werden. Nichts gereicht dem weiblichen Berufsleben zu größerem Schaden als das wahllose, bei den Knaben fast unbekannte Hin- und Herschlendern von Beruf zu Beruf. Auch für die durch Charakter und Temperament vor den Gefahren des Erwerbslebens besser geschützten Mädchen ist der häufige Berufswechsel moralisch und wirtschaftlich schädlich, für die gefährdeten Mädchen führt er fast mit Sicherheit zum völligen Verderb; er nimmt ihnen den gewissen Halt, den die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Berufsschicht gewährt; sie stehen noch fremder und zusammenhangsloser im Wirtschaftsleben als vorher. Die große Verantwortung des Heims diesen Mädchen gegenüber entspringt aus der Überzeugung, daß die erste Berufsstellung, die sie nach Verlassen des Heims annehmen, aller Voraussicht nach über ihr ferneres Leben entscheidet. Gelingt es, ihnen eine Stelle zu verschaffen, die sie freudig annehmen und gerne ausfüllen, so ist begründete Hoffnung vorhanden, daß ihr Lebensweg sie weiter aufwärts führen wird; ein wirklicher oder eingebildeter Mißerfolg bei dem ersten Schritt aus dem Heim ins Erwerbsleben ist, wie uns einige traurige Erfahrungen gezeigt haben, fast immer der Anfang eines hoffnungslosen Endes. — Bei der dritten und zurzeit zahlreichsten Gruppe von Mädchen, den schulentlassenen 14- und 15jährigen Kindern, handelt es sich darum, eine Lücke auszufüllen, deren Vorhandensein von Familie und Öffentlichkeit wohl manchmal anerkannt, zu deren Beseitigung aber keine einschneidenden Maßregeln getroffen worden sind. Trotz der häufigen Hinweise auf die Gefahren, die gerade das erste Jahr nach der Schulentlassung mit sich bringt, trotz der größeren Bedeutung, die langsam — sehr langsam — auch in breiteren Kreisen der Berufswahl der Mädchen zugeschrieben wird, ist außer den Berufsberatungsstellen noch keine Organisation geschaffen worden, die den Mädchen beim Übergang aus der Schule in den Beruf zur Seite steht, die sich zwischen die

Digitized by Google

Schulentlassung und das Reifwerden für den Beruf einschiebt. Daß der Schulzwang für die Mädchen des Volkes viel zu früh ein Ende hat, daß sie als Kinder in ein regelloses Erwerbsleben hinausgehen und ihre Arbeit fast immer jedes erziehlichen Wertes entbehrt, gehört zu den Wahrheiten, „die man immer wieder wiederholen muß, damit die Masse sie begreift".

Freilich ist unser Heim sehr weit davon entfernt, eine solche Übergangseinrichtung zwischen Schule und Beruf im eigentlichen Sinne darzustellen. Bei dem täglichen Einblick in die Regellosigkeit des weiblichen Erwerbslebens, bei der Einsicht in die unendliche Verschwendung von Zeit und Kraft, die aus dieser Regellosigkeit entspringt, und die letzten Endes die wirtschaftliche und moralische Kraft Deutschlands vermindert, steigt vor unserm geistigen Auge das Idealbild einer Organisation auf, die die Mädchen des Volkes etwa 6 bis 12 Wochen nach der Schulentlassung aufnähme, durch Unterweisung in den notwendigsten Lebens- und Berufskenntnissen ihre moralischen und intellektuellen Fähigkeiten einer Prüfung unterzöge und, durch genaue Personenkenntnis geleitet, ihnen Stellungen verschaffte, die ihren Anlagen möglichst entsprächen. Zwischen die altgewohnten Lebenskreise des Hauses und der Schule und das völlige Neuland des Berufslebens würde, wenn auch nur für kurze Zeit, eine Einrichtung treten, die mit beiden in gewisser Verbindung steht und so das Mädchen langsam von der äußeren und inneren Gebundenheit des Kindes zur Selbständigkeit hinüberführt. Gewiß, ein solches Heim für schulentlassene Mädchen gehört heute — und nach dem Kriege vielleicht noch mehr als heute — ins Reich der Utopie. Sehen wir in ihm aber die „regulative Idee", der sich die Jugendpflege an schulentlassenen Mädchen soweit als möglich annähern solle, so gewinnen wir damit Richtlinien für unsere Arbeit auf diesem Gebiet in den Schranken des bisher Möglichen.

Der steigenden Bedeutung, die mitten in den Verheerungen des Krieges jedes jugendliche Leben für Staat und Nation hat, steht eine erhöhte Gefährdung gerade der Jugendlichen in diesem Jahre gegenüber. Die Rätselhaftigkeit der Welt, beängstigend und verführerisch zugleich, die jeder junge Mensch beim Übergang aus der Schule ins Leben empfindet, macht sich in den ungewöhnlichen Lebensverhältnissen, die der Krieg bringt, doppelt fühlbar. In einer Zeit, die das Schlagwort von der Umwertung aller Werte zum seelisch erschütternden Erlebnis für die Erwachsenen und Gebildeten macht, muß dem unreifen Kinde die Grenze zwischen Recht und Unrecht noch leichter sich verschieben als unter normalen Daseinsbedingungen. Zu diesen inneren Schwierigkeiten der Lebensbeherrschung treten die äußeren auf dem Arbeitsmarkt. Wohl ist die Arbeitslosigkeit im deutschen Volke, dank der großartigen Anpassungsfähigkeit unserer Industrie, von Monat zu Monat gesunken und die Altersgliederung der bei uns aufgenommenen Mädchen beweist, daß es für gesunde, geschulte und im leistungsfähigen Alter stehende Arbeitskräfte nicht schwer ist, eine Tätigkeit zu finden. Dagegen begegnet die Einstellung der jüngsten Kräfte besonderen Schwierigkeiten. Ladengeschäft und Haushalt sparen in einer Zeit steigender Ausgaben an nichts so leicht, als an diesen kleinen Arbeiterinnen, deren Dienstleistungen nur geringen ökonomischen Wert haben und leicht ersetzbar sind. Selbst die industriellen Betriebe nehmen die Kinder — der Schutzgesetze und ihrer geringen Leistungsfähigkeit wegen — nur ungern auf; ganz abgesehen davon, daß die Eltern in den meisten Fällen den Eintritt des Mädchens

Digitized by Google

in eine Fabrik nicht wünschen. Für die Eltern selbst, vor denen überhaupt stets das Berufsleben der Tochter, der mangelnden Eindeutigkeit des Zieles wegen, viel unklarer daliegt als das des Sohnes, ist es heute noch viel schwerer als sonst, einen richtigen Überblick zu gewinnen. Steht gar der Vater im Felde, so ist die Mutter oft besonders froh, die schwere Verantwortung für das Schicksal der Tochter ein wenig von sich abzuschieben und dem Manne schreiben zu können, „daß ‚unser großes Mädel' nun vorerst bei den Damen gut versorgt ist und von dort aus eine schöne Stelle finden wird". So mag unser Heim auch manchmal dazu beitragen, einem der tapferen Kämpfer für Deutschlands Ehre die Sorge um seine Lieben daheim ein wenig zu erleichtern.

Seitdem in unserm Heim an bestimmten Tagen eine Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung eröffnet wurde, die selbstverständlich dem Publikum offensteht, uns aber oft Gelegenheit gibt, arbeitsuchende Mädchen in das Heim aufzunehmen, können wir von schönen Beispielen einer durch die Abwesenheit des Mannes nur verstärkten mütterlichen Sorgfalt für den Lebenslauf der Tochter berichten. Freilich fehlt auch das Gegenteil nicht. Wie die Mütter besitzender Kreise nur gar zu gern die Tochter während der schwierigsten Erziehungsjahre einem Pensionat übergeben, wünscht auch manche Arbeiterfrau das schulentlassene Mädchen „nur von daheim fortzuhaben, einerlei, ob sie bald was verdient". „Nur daheim herumstehen soll sie nicht." Die „Pflichtenlosigkeit der schulentlassenen Haustochter" ist also anscheinend auch in mancher Arbeiterfamilie zum Problem geworden, das gerne durch den Eintritt des Mädchens in das Tagesheim, wo sie nähen und sonst noch allerlei lernt, gelöst wird.

* * *

Aus der Kombination der Zwecke, für die das Tagesheim gegründet wurde, und der Ursachen, die die Mädchen zum Eintritt und zum Verbleiben darin veranlassen, ergibt sich für uns eine dreifache Aufgabe unseren Mädchen gegenüber: intellektuelle Förderung, wo die Schule zu früh aufhörte, moralische Erziehung, wo das Elternhaus ganz oder teilweise versagt, und Berufsberatung und -vermittlung, um den Übergang ins Erwerbsleben zu erleichtern. Es leuchtet von vornherein ein, daß für die erste der von uns charakterisierten Gruppen, für die ältesten Mädchen, nur die letzte Aufgabe in Betracht kommen kann. Für die beiden andern Gruppen bleibt es das eigentliche Problem, das wirtschaftliche Moment — die Berufsvermittlung — und die im engeren Sinne jugendpflegerische Tätigkeit — die geistige und moralische Erziehung und Förderung — richtig gegeneinander abzugrenzen. Weder darf — vom Standpunkt der Mädchen aus gesehen — eine Gleichgültigkeit gegen die Berufsarbeit, ein verantwortungsloses, bequemes Sichgehenlassen in ihnen erweckt werden, noch dürfen sie das Gefühl haben, auch im Heim nur als Arbeitskräfte, als Rädchen des wirtschaftlichen Getriebes, nur „als Hände und nicht als Seelen" zu gelten; denn aus einer solchen Grundstimmung kann niemals soziale Arbeit, geschweige denn jugendpflegerische Tätigkeit aufwachsen. Vom Standpunkte derer aus gesehen, die das Heim mit ihren Mitteln und ihrer Arbeitskraft im Gang erhalten, ist es durchaus nicht wünschenswert, daß eine Überlastung des Heims durch solche Mädchen stattfinde, die fähig und geeignet sind, ins Erwerbsleben hinauszugehen, zumal da für solche Mädchen ein längerer Aufenthalt im Heim oft nicht förderlich ist; andererseits aber würde der Aufwand

Digitized by Google

von Zeit, Kraft und Geld, den das Heim in seiner jetzigen Form beansprucht, übertrieben und zwecklos sein, wenn er in nichts anderem resultierte, als in der Speisung einer bestimmten Anzahl von Mädchen (die durch Volksküchenmarken billiger zu bewirken wäre) und ihrer Unterbringung in Stellungen, von denen wir nichts anderes wissen, als daß die Mädchen sie verlassen werden, wenn sie ihnen nicht passen, um von neuem den Gefahren der Arbeitslosigkeit anheimzufallen. Eine wirkliche Lösung dieser Schwierigkeit wäre nur dann gegeben, wenn es gelänge, die schulentlassenen Mädchen sämtlich in Lehrstellen im Haushalt, Geschäft oder Kontor unterzubringen, über deren erzieherischen Wert wir wenigstens einigermaßen unterrichtet sind; da aber dies aus den verschiedensten Gründen, unter denen die bekannte Ausnützung der Mädchen durch die Familie nicht der geringste ist, nicht möglich ist, bleibt nur übrig, durch individualisierendes Vorgehen bei der Stellenvermittlung die Schäden im weiblichen Erwerbsleben soweit als möglich auszugleichen.

Folge der Berufsberatung und Stellenvermittlung innerhalb des Heims ist selbstverständlich ein sehr rascher Wechsel der Besucherinnen, und dieser ist es, der den seelischen Kraftaufwand nötig macht, ohne den das Heim seinen eigentlichen Zweck: jugendpflegerisch zu wirken, verfehlen würde. In den ersten 12 Wochen seit Eröffnung des Heims sind rund 240 Mädchen dort aufgenommen worden, was einen auch den wirklichen Verhältnissen ziemlich genau entsprechenden Durchschnitt von 20 Neueintritten pro Woche oder 3 bis 4 pro Tag bedeutet. Da die Zahl der im Heim anwesenden Mädchen, von kleinen Schwankungen nach oben und unten abgesehen, annähernd die gleiche blieb — 30 bis 35 — so entsprach die Zahl der Austritte etwa der der Eintritte, natürlich innerhalb einer oder zwei Wochen genauer als innerhalb des einzelnen Tages. Nur einmal im Laufe der ganzen Zeit haben von einem Tag zum andern keine Neueintritte oder Austritte stattgefunden. Dazu kommt, daß die Dauer des Aufenthalts der einzelnen Mädchen im Heim außerordentlich verschieden ist; jede Durchschnittsberechnung würde ein vollkommen falsches Bild ergeben, da — etwas schematisch ausgedrückt — die Mädchen der ersten der von mir geschilderten Gruppen meist nur sehr kurz, die der zweiten — mit unserm Einverständnis — oft sehr lange im Heim bleiben. Dieses kann und soll keine Schule, keine Erziehungsanstalt in dem Sinne sein, daß es seine Zöglinge so lange festhält, bis sie ein bestimmtes Ziel erreicht haben, und es soll und muß viel mehr sein als ein bloßer Aufbewahrungsort während der Zeit der Stellenlosigkeit. Diesem Grundgedanken hat sich alle Tätigkeit innerhalb des Heims so weit als möglich anzupassen.

Vielleicht mag es im ersten Augenblick wundernehmen, daß es nach einigen Anfangsversuchen nicht allzu schwer war, die intellektuelle Förderung der Mädchen — den Unterricht, der ein bis zwei Stunden täglich in Anspruch nimmt — mit den oben dargelegten Grundsätzen in Einklang zu bringen. Handelt es sich doch im wesentlichen darum, ein in sich abgeschlossenes Teilgebiet aus einem der Lehrgegenstände zum Mittelpunkt jeder Unterrichtsstunde zu machen; so etwa in der Gesundheitslehre den wirksamen Schutz vor Erkältung, oder die Bedeutung der Reinlichkeit für die Gesundheit; in der Bürgerkunde die verschiedenen Formen des Wahlrechts, in der Berufskunde die hauptsächlichsten Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung, in der Morallehre die sittliche Verpflichtung zur Selbst-

Digitized by Google

beherrschung usf. Wird nun in den folgenden Stunden an das zuvor behandelte Thema angeknüpft, also etwa nach dem Wahlrecht der Reichstag, seine Zusammensetzung und seine Aufgaben, nach der Arbeiterschutzgesetzgebung die Arbeiterversicherung besprochen, so erhalten die länger als ein oder zwei Tage im Heim anwesenden Mädchen — und diese sind natürlich die große Mehrzahl — ein abgerundetes Bild, während jede Einzelstunde immerhin Anregung und Belehrung über ein kleines Teilgebiet vermittelt.

Als wir in den Vorbesprechungen zur Gründung des Heims mit unserem „Lehrplan" hervortraten, wurde dieser von manchen recht skeptisch aufgenommen. Man zweifelte daran, daß es gelingen würde, die Mädchen für die Unterrichtsgegenstände zu interessieren; man glaubte, daß es schwer sein würde, sie zum Besuch der Stunden zu veranlassen, ja, man war sogar der Meinung, daß diese Fortsetzung der Schule abschreckend wirken und den Besuch des Heims beeinträchtigen könnte. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diejenigen im Recht waren, die auch in den Töchtern des Volkes etwas von dem „geistigen Hunger" vermuteten, der dem Aufwärtsstreben der deutschen Arbeiterschaft seine kulturelle Bedeutung verleiht. Kein Fall von Abneigung gegen den Unterricht, sogar nur selten eine Unaufmerksamkeit sind bei uns vorgekommen. Dagegen haben die Mädchen ab und dann ihr Anrecht auf eine volle Unterrichtsstunde geltend gemacht, wenn man aus irgendeinem Grunde früher schließen wollte, und es kommt sogar vor, daß ein oder das andere Mädchen, die ihren nahegelegenen Arbeitsplatz um 6 Uhr verläßt, noch in das Heim heraufkommt, um an dem Unterricht von 6 bis 7 Uhr teilzunehmen. Diese Tatsachen würden uns nicht verwundern, wenn wir die Grenzlinien zwischen den einzelnen Volksklassen, namentlich bei jugendlichen Menschen, weniger stark betonten und uns erinnerten, daß auch die meisten von uns in der Zeit zwischen dem 14. und 17. Lebensjahr für jede geistige Anregung besonders empfänglich waren. Freilich muß die Auswahl des Stoffes dem Alter und dem Lebenskreis der Zuhörerinnen angepaßt sein. Bei dem Suchen nach den für die Mädchen geeignetsten und anziehendsten Unterrichtsgegenständen wiederholte sich uns die Erfahrung aller derer, die in irgendeiner Form in der Volksbildungsarbeit tätig waren: das alltäglich Reale einerseits, das unwirklich Pathetische andererseits fesseln sie am meisten. Vor allem das erstere Interesse — für die Tatsachen des wirtschaftlichen und politischen Lebens — unterscheidet die Mädchen des vierten Standes von denen der gebildeten Stände, ein Vergleich, der mir um so näher lag, als ich in den letzten Monaten in einer Frauenschule Volkswirtschaftslehre unterrichtete. War es recht schwer, bei den schulentlassenen „höheren Töchtern" Verständnis für die wirtschaftlichen Zusammenhänge, namentlich sobald sie in das Gebiet der Privatwirtschaftslehre hinübergreifen, zu wecken, und waren ihre politischen Begriffe so gut wie gänzlich unentwickelt, so folgten die Töchter des Volkes gerne den Ausführungen über die Bedeutung der Banken und Börsen in unserm Wirtschaftsleben, über die verschiedenen Unternehmungsformen und ähnliches mehr. Die größere Lebensnähe, die sie vor den Mädchen der besitzenden Klassen voraus haben, erleichtert ihnen das Verständnis. Auf meine Fragen, was ein Wertpapier, was eine Aktie, was eine Bilanz sei, habe ich im Mädchenheim viel befriedigendere Antworten bekommen als in der Frauenschule. Erstaunlich groß war das politische Interesse bei manchen der jungen Arbeiterinnen; sie konnten

Digitized by Google

zum Teil die politischen Parteien am Schnürchen aufzählen, hatten eine klare Vorstellung der verschiedenen Parteiprogramme und, namentlich soweit es kleine Sozialdemokratinnen waren, ganz ausgesprochene Ansichten darüber. Die Wirkung der sozialdemokratischen Propaganda in der großen Industriestadt läßt sich deutlich erkennen; doch beeinträchtigt sie in den jugendlichen Herzen keineswegs ein sehr lebendiges Gefühl der Verehrung für den „alten" und den jetzigen Kaiser.

Nichts erleichtert uns unsere Aufgabe: Arbeitsfreude und Berufsfreude in den Mädchen zu wecken, so sehr, als ihr Interesse am Alltäglichen. Die Bedeutung der einzelnen Berufe und der einzelnen Berufsleistungen innerhalb derselben mit ihnen zu besprechen, ist eine erfreuliche Aufgabe. Die ins Erwerbsleben hinausgehenden jungen Mädchen davon zu überzeugen, daß jede treu getane Arbeit ihren Wert für den Arbeiter und für die Gesamtheit hat und sie ein wenig verstehen zu lehren, wie ihre kleine Einzelarbeit doch ein Glied in dem großen Organismus ist und ihn hemmen oder fördern kann, ist in unsern heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine dringende Notwendigkeit, aus der immer gebieterischer die Forderung nach gewerblicher Fortbildung entspringt. Daß auch die Töchter des Volkes wirtschaftlichen, technischen und politischen Ausführungen zugänglich sind, zeigt unsere Erfahrung von neuem. Hoffen wir, daß die Organisatoren des viel besprochenen weiblichen Dienstjahres die einfache Tatsache nicht vergessen, daß heute für die große Mehrzahl der Mädchen die Berufsarbeit dringende Notwendigkeit ist, daß heute Freude an der Arbeit nur aus einem Verstehen und Wissen aufwachsen kann und daß es den Menschen nun einmal nicht gegeben ist, menschenwürdig zu leben, wenn sie der inneren Verknüpfung mit ihrer Arbeit und damit der Arbeitsfreude entbehren. —

Sehr viel schwerer als die Erfolge und Mißerfolge bei der intellektuellen Förderung — und an letzteren hat es vor allem bei der Auswahl des Lesestoffes nicht gefehlt — läßt sich das Erreichbare und das Unerreichte bei der moralischen Erziehung der Mädchen einschätzen, denn es handelt sich hier um unerfaßbare Imponderabilien. Selbstverständlich ist, daß bei dem Versuch seelischer Beeinflussung der rasche Wechsel des Personenbestandes ein besonders großes Hindernis ist; und doch mag, wie mir eine feinsinnige und in sozialen Dingen erfahrene Besucherin des Heims einmal sagte, „die Erinnerung an einige freundliche Tage, in denen gebildete Menschen sich ihrer annahmen, ohne das geringste von ihr zu wollen, für manches Mädchen später ein größerer Schutz vor Versuchungen sein, als wir ahnen". Leicht ist es, eine gewisse äußere Dressur, der auch die Neueintretenden sich als etwas Selbstverständlichem fügen, einzuführen; ein freundlicher Morgen- und Abendgruß, ein Bitte und Danke, ein nettes Benehmen bei Tisch läßt sich mit geringer Mühe erreichen und entbehrt auch als Erziehung zu Selbstbeherrschung und Rücksicht des moralischen Wertes nicht, ebensowenig wie der geordnete Tagesplan, die ziemlich straffe Disziplin des Heims selbst. Wie weit es uns aber darüber hinaus gelingt, zu den Seelen der Mädchen vorzudringen und in sie etwas von dem zu pflanzen, was uns das Wichtigste und Wertvollste im Leben scheint, läßt sich nicht sagen. Am notwendigsten ist eine solche Beeinflussung — wie oben gesagt — bei den 17- bis 20jährigen Mädchen, am leichtesten bei den jüngsten. Mit den Erstgenannten haben wir unsere größten Freuden — wenn sie nach einiger Zeit

Digitized by Google

sich wieder mit Lust ins Berufsleben zurückfanden — und unsere traurigsten Enttäuschungen erlebt.

Wenn es auch manchmal einer gewissen Energie bedarf, um häßlichen Klatsch unter den Mädchen zum Schweigen zu bringen und auch kleine Unredlichkeiten sich leider immer wiederholen, so ist es doch im ganzen leicht, die Disziplin im Heim aufrechtzuerhalten. Schwer, ja fast unmöglich aber, ist der Kampf gegen die Versuchungen, die auf der Straße an die Mädchen herantreten und in dem uns die Eltern häufig als Mitkämpfer anrufen. Die ständige sittliche Gefährdung, der das heranwachsende Mädchen des Volkes ausgesetzt ist,[1]) ist eine der Tatsachen, an denen wir immer noch viel zu achtlos vorbeigehen und die zu ändern eine der großen Kulturaufgaben der Zukunft sein muß. Die meist brutalen Mißhandlungen, mit denen die Eltern das „Herumtreiben" der Tochter vergelten, bleiben im Grunde wirkungslos, das Reden nützt natürlich erst recht nichts; die einzige Rettung liegt vielleicht in einer mit Freude und Verständnis unter strenger und doch gütiger Aufsicht ausgeführten Berufsarbeit. Wie weit aber die meisten Mädchen von dem Erreichen eines solchen Postens entfernt sind, bedarf keiner Erörterung. Die bessere Regelung der Berufsverhältnisse der jugendlichen Arbeiterinnen ist ein wichtiges Teilgebiet der Sittlichkeitsfrage. Jede praktische und theoretische Beschäftigung mit den Fragen der Jugendpflege muß immer wieder zu der Fundamentaltatsache zurückkehren, daß wir die große Masse der deutschen Mädchen — die künftigen Mütter der Nation — unvorbereitet und unreif in ein Erwerbsleben hinausschicken, vor dessen Gefahren sie durch ihre Berufsstellungen viel schlechter geschützt sind als die Knaben, für die die Handwerkslehre in alten oder neuen Formen in viel größerem Umfang weiterbesteht. Die maßlose Selbstsucht der Eltern den Töchtern gegenüber, an der merkwürdigerweise oft auch die Damen achtlos vorbeigehen, die das „Recht des Kindes" in ihrer Gesellschaftsschicht betonen, ist nicht zum geringsten schuld am Untergang manches Mädchens. Ihr entgegenzuwirken durch Aufklärung und Belehrung hat sich die deutsche Frauenbewegung seit lange zur Aufgabe gemacht. Ihre Stellung zur Frauenerwerbsarbeit wird oft verkannt und mißdeutet; sie entspringt aus der Überzeugung, daß auch für die Frau jede treu ausgefüllte Berufsarbeit, sei es in Fabrik, Laden oder Kontor, sittlichen Wert haben müsse. Wir wissen, daß die weibliche Berufsarbeit unlösbarer Bestandteil unseres heutigen Wirtschaftslebens ist; wir haben aber eingesehen, daß nur sorgfältige Berufsschulung auf dem einmal erwählten Arbeitsgebiet auch für die Frau das alte Wort zur Wahrheit machen kann: „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen".

Jetzt im Weltkriege ist Deutschlands Jugend Deutschlands größter Schatz. Deutsche Mädchen in dieser trüben und wirren Zeit an Leib und Seele gesund zu erhalten, ihnen ein paar freundliche Stunden zu bieten und sie geistig und moralisch ein wenig besser ausgerüstet in den wirtschaftlichen Kampf zu schicken, in dem Deutschland seine Töchter in den nächsten Jahrzehnten nötiger brauchen wird als vor dem Kriege, diesen Zwecken will unser Heim dienen. Es ist ein bescheidener

[1]) Freilich ist auch hier ein großer Unterschied zwischen dem Fabrikmädchen, die ohne Scheu von ihrem Bräutigam und ihrem Kinde spricht, und der kleinen Kontoristin, die sich mit „Herren" auf der Straße herumtreibt. Ob diese Unterschiede freilich mit den Schlagworten von „alter und neuer Moral" richtig bezeichnet sind, möchte ich bezweifeln.

Digitized by Google

und in vieler Hinsicht unzulänglicher Versuch, mitzuarbeiten an der großen Aufgabe der geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Hebung der Töchter des Volkes. Diese Aufgabe ist heute wichtiger und wertvoller als je zuvor; sie fordert ganze Liebe und ganze Kraft, denn besonders für die Arbeit an der heranwachsenden Generation gelten die Worte:

„Wohl hört man ihn durch Tal und Schluchten fahren,
Wer aber weiß, von wannen kommt der Wind?
So drängen sich der Menschheit dunkle Scharen,
Die selber sich ein tief Geheimnis sind,
Das aber endlich sich soll offenbaren
Den Lebensklugen, die nicht taub und blind,
Indes zur Übung, Stärkung unserm Streben
Ward dieser harte Ackergrund gegeben."

Briefe aus Asien.

Von

Marie von Bunsen.

Nachdruck verboten.

I.

„Vondel", Rote Meer 19. 9. 13.

Liebe Familie! Übermorgen ist vermutlich, hoffentlich, der letzte Tag im Roten Meer. 33° Celsius im Schatten. Wenn man auf dem Deckstuhl im Zug liegt, ist das ganz angenehm, weniger jedoch in der Kajüte oder in den übrigen Räumen. Die Luft ist grenzenlos feucht, im günstigsten Fall klebt, im ungünstigen trieft man. Schon bald nach Marseille gab ich es auf, mit Puder oder Puderpapier mir ein anständigeres Äußeres zu geben. Schlicht und recht wischt man sich: Kismet.

Es war ein Ruck nötig, um London und das Britisch Museum zu verlassen, auch um von Paris abzureisen. Dort war ich täglich in der idealen Bibliothèque d'Archéologie et d'Art vom großen Doucet. Ich wies mich aus, saß dann inmitten der großen orientalischen Abteilung, durfte die Bücher, soviel ich wollte, aus den Regalen nehmen. Von Zeit zu Zeit kam der feingebildete Oberbibliothekar und frug, ob ich auch alles vorfände, sonst solle ich Bücher aufschreiben, er werde dann nach Kräften sie anschaffen. Kann man sich etwas Schöneres vorstellen! Die Stiftung hat Millionen gekostet, der jährliche Zuschuß beträgt etwa eine drittel Million; Herr von Studnitz, den ich in London traf, hatte mir von der Sache erzählt.

Außerdem sah ich mir einige Theaterstücke an, auch den Thé Tango im Jardin de Paris, Champs Elysées. Etwa ein halbes Dutzend Paare tanzten. Es war recht verschieden, je nachdem; aber auch bei den temperamentlosesten nicht so recht was für die Höhere Tochter.

Digitized by Google

Auf dem Weg nach Marseille reiste ich mit angenehmen Menschen — möge es eine gute Vorbedeutung sein. Der eine, ein braver englischer katholischer Bischof von Neu Zeeland, der andere ein geistreicher sozialistischer Professor von Lyon. Mit diesem sprach ich von Dijon bis Lyon unausgesetzt über Gartenstädte, Bebel und dergleichen mehr.

Auf der „Atlantique", dem China-Postdampfer des Messageries Maritimes, verlebte ich dann ganz erfreuliche acht Tage. Einen sympathischen französischen Diplomaten, M. Tripier, der jetzt als Geschäftsträger nach Bangkok soll (von Singapore nach Bangkok fahren wir wieder zusammen), kannte ich von Berlin her, und natürlich hatten wir eine Menge gemeinsamer Beziehungen. Es interessierte mich, das Leben an Bord dieser französischen Schiffe kennen zu lernen. Ich bekam eine nette Kajüte für mich allein, die Räume waren ganz behaglich, nur etwas schmuddelige Gänge. (So tötete ich doch täglich ein oder zwei Insekten.) Geradezu hervorragend gut die Verpflegung, nicht so überreichlich wie auf dem Norddeutschen Lloyd, aber eine Ia-Küche. Man bestellt sich, was man will, alles wird frisch für einen bereitet, es war ein wirklicher Genuß — so »Pommes frites«, die sich wie Seifenblasen blähten und fast davonflogen.

Gleich zu Anfang fiel mir die Langsamkeit auf. Am zweiten Tag mußten wir wegen eines Maschinendefektes in Ajaccio landen. Dabei soll so etwas in einem fort bei der Messageries vorkommen. Wir hatten auf dieser kurzen Strecke $3\frac{1}{2}$ Tage Verspätung, das bedeutete $3\frac{1}{2}$ Tage weniger Kairo und war bitter. Doch interessierte mich das Bonaparte-Haus so außerordentlich, daß ich den Maschinendefekt nicht beklage.

Es waren hohe französische Kolonialbeamte, Marineoffiziere, Industrielle usw. usw. an Bord. Sehr überraschte mich der solide Anstrich der Gesellschaft, um so mehr nach der grauenhaften Schilderung von Saigon in Claude Farrères Les Civilisés. Die Damen waren alle sehr nett angezogen, machten jedoch abends nur ausnahmsweise Toilette (die Herren zum größeren Teil). Es gab roten Tischwein à discretion, den man mit sehr viel Wasser verdünnte, nicht einer bestellte sich einen besseren Wein, einige Schlemmer leisteten sich einen Vichy. Karten wurden wenig gespielt, der Flirt hielt sich in den mäßigsten Grenzen, die Mütter bekümmerten sich musterhaft um ihre Kinder.

Am meisten Interesse erregte eine blutjunge, sehr hübsche, sehr elegante Engländerin, die mit zwei Hunden, einer Jungfer und vielen großen Koffern zum Vergnügen in der Welt herumreiste. Natürlich wurde sie von der jüngeren Herrenwelt wie süßer Brei von Fliegen umringt. Sie wirkte soweit ganz einwandfrei, aber — zweite Sorte. Die einzige andere Ausländerin, außer mir, war eine ziemlich törichte, viertelgebildete amerikanische Journalistin, die nach Syrien reist, um den Modepropheten, Abdul Bahai, zu interviewen. Sie und eine kleine Korsin (mit den Bonapartes verschwägert und leidenschaftlich kaiserlich) saßen mit mir bei Tisch zusammen, und die Korsin war außer sich über den falschen Propheten. »Mais il n'y a que le bon Dieu et notre Seigneur et la Sainte Vierge, et ce que vous faites est très mal et je prierai pour vous!« Natürlich bekam ich die Flugblätter der Bahai-Jünger, die es anscheinend in England und vor allem in Amerika massenhaft gibt. Platterer Unsinn läßt sich nicht denken. Keine patriotischen Vorurteile mehr ... eine Sprache ... Monogamie obligatorisch, das Zölibat verboten ... Koedukation zwangsweise durchgeführt usw. usw.

Digitized by Google

In Kairo hatte ich nun schließlich nicht mal zwei ganze Tage, aber es war mir eine überaus lohnende Vergleichung der besten ägyptischen und arabischen Kunst. Es war überhaupt fabelhaft schön. Abends fuhr ich nach den Pyramiden, erlebte den Vollmondsaufgang, die warme und doch fahle Helligkeit mit den dunkeln Schatten einiger Beduinen und schwarz verschleierten Türkenfrauen auf Eseln und Kamelen. Kein einziger Fremder weit und breit. Dann den nächsten Vormittag im Ägyptischen Museum widmete ich mich den Sälen des Alten Reichs und der göttlichen Kuh Hathor. Ich wage übrigens zu vermuten, daß man sich in naher Zukunft lebhaft mit der Skulptur der Sumerer und Akkader beschäftigen wird. Im Louvre ist seit kurzem ein Relief von angeblich 3800 v. Chr., das verblüffend wirkt.

Nachmittags wanderte ich durch die alte arabische Stadt, sah mir einige der ältesten Moscheen an und kam auf die vornehme Loggienhalle des einstigen Kadi an einem abgelegenen kleinen Platz. Dann in der Dämmerung schlug ich einen Pfad zwischen den Hügeln und den allerletzten Häusern ein. So kam ich unvermutet — Bädeker sagt nichts darüber — an die alte Stadtmauer mit ihren Bastionen und Zinnen und vermauerten Toren. Die Sonne ging unter; auf den flachen Dächern standen Männer in gelben und grünen Gewändern und warfen sich betend nieder. Am Ende der Mauer — es war ein langer aber wundervoller Weg — war ein Begräbnis im Gang, heulten und schrien die Klageweiber. Dann an der Zitadelle entlang, und in der Dunkelheit stieg ich zum großen alten Tor herauf, saß in der sehr milden, aber doch etwas abgekühlten Nachtluft und ruhte mich auf den alten abgebröckelten Steinsitzen aus. Der eine eisenbeschlagene gewaltige Torflügel stand auf, innen im Torhaus war es tiefschwarz, nur von einem kleinen Öllämpchen erhellt, dahinter kam der Gang, in dem der große Mohammed Ali, wahrscheinlich sehr vernünftigerweise, 480 Mameluken niedermetzeln ließ. Ab und zu huschte ein hellgekleideter Knabe vorüber, und als ich endlich aufstand, erschien der Vollmond über dem alten Festungstor. Dann nur noch einige frühe Morgenstunden im Arabischen Museum und im Zug nach Suez. Es war schon gehörig heiß, ab und zu fuhren wir durch einen Wüstenstrich, und eine sengende Glut fegte dann durch die Fenster. Im Sternenschein brachte mich dann eine Dampfbarkasse nach dem „Vondel".

Hier habe ich nun Überraschungen erlebt! Jetzt verstehe ich, warum Baron Gewers so erstaunt war und meinte, ob es mir wohl gefallen würde! Und in überständigem Optimismus behauptete ich damals, ganz gewiß!

Allerdings ist es musterhaft sauber, auch recht praktisch gebaut, so nette Schränke und Schubfächer habe ich noch nie in einer Kajüte vorgefunden. Die holländischen Zahlmeister, Oberstewards usw. sind auch sehr manierlich und nett, und das erste Frühstück mit all den guten holländischen Pumpernickel und Käse und Pfefferkuchen usw. ist gut. Sonst wüßte ich allerdings nicht, was ich loben könnte. Geradezu miserabel ist die Küche, wäre sie nur bürgerlich, aber sie ist spießig und schlecht. Heute gab es „abdeckerhafte" Schweinekotelettes in schwarzer Butter schwimmend. Mir wurde flau. Auf dem folgenden Weingelee hätte man Schlittschuh laufen können. Dabei finden die andern alles „uitsteekend und heel lecker".

Dann die Unhöflichkeit der Mitreisenden!! Bei der ersten Mahlzeit redete ich meine Nachbarn — wie dies doch in Mitteleuropa üblich — an. Sie betrachteten mich verstört, stotterten eine Antwort. Aus. Kein weiteres Wort, weder an diesem noch am ganzen folgenden Tag. Am dritten ging ich auf den Kapitän zu (der

Digitized by Google

mir immer schräg gegenüber gesessen hatte!), zeigte ihm die Stelle im Brief der holländischen Gesandtschaft, in dem sie sagten, die Nederland Gesellschaft hätte mich dem Kapitän der Vondel besonders anempfohlen, sagte, dies wäre ihm wohl nicht ausgerichtet worden. — O doch. — Ich trug meine Frage wegen Landungsformalitäten vor. — Der Purser würde mir Bescheid geben. Schluß. Ein Holzhauer wäre höflicher gewesen. Nun demonstrierte ich, indem ich seither zu den Mahlzeiten ein Buch mitnehme und darin, ohne aufzusehen, lese.

Mit ein paar Menschen habe ich mich unterhalten, so mit dem Schiffsarzt, der mir viel Interessantes erzählte. Als ich ihn heute morgen im Schreibzimmer begrüßte, nickte er freundlich, die Mütze auf dem Kopf behaltend, die Hände in den Hosentaschen. Dabei würden wahrscheinlich alle oder fast alle, wenn man ihnen in Deutschland oder Italien begegnete, ganz umgänglich und angenehm sein. So habe ich sie auf Reisen ja bisher immer gefunden.

Sie sind namenlos träge; so wie ich die einzige Dame bin, welche so sittenlos ist, seidene Strümpfe zu tragen und Zigaretten zu rauchen, so bin ich der einzige, buchstäblich der einzige Mensch, der sich regelmäßig Bewegung macht. (Auch auf der Messageries ging alles, alt und jung, mehrmals am Tage einige Zeit auf und ab). Außerdem „müllere" ich noch, zwischen Fenster und Ventilator stehend, morgens und abends und dann unter der sanften Brause des Bades. Letzteres ist besonders sympathisch. Dann habe ich ja massenhaft Beschäftigung mit. In Paris fand ich eine griechische Grammatik für Schwachbegabte, die mir außerordentlich zusagt. Allerdings wird mir trotz aller Vereinfachung die dritte Deklination im Roten Meer sauer. Wenn mir der Kopf raucht, laufe ich zwischendurch etwas auf und ab oder sticke an dem Deckelbezug für die Lothars. Dann habe ich einen Bergson-Band mit und treibe Malaiisch. Ich habe mir einen Deckliegestuhl in London erstanden und komme mir sehr plutokratisch vor — er ist herrlich.

Seit zwei Tagen (heute der einundzwanzigste) ist es schon weniger heiß — 28° Celsius — eigentlich eine sehr angenehme Luft, und mir geht es sehr gut.

Sabang, 30. 9. 13.

Heute bin ich im Land, wo der Pfeffer wächst — es ist aber sehr hübsch. Eine kleine Insel an der Nordwestspitze von Sumatra, bergig und üppig bewaldet. Wunderschön ist die Einfahrt in die große natürliche Bucht, rings umher mit Palmen und Tropenwald bedeckte Kuppen. Die erste Aufregung war die, ob der Gatte einer sympathischen jungen Frau, die ihm in sogenannter „Handschuh-Ehe" (Prokuration) in Holland vermählt worden war, zur Stelle sein würde. Glücklicherweise klappte alles, und sie lagen sich rot, heiß und beschämt in den Armen.

Ich ging gleich durch den ordentlichen, aber etwas farblosen Ort nach einem Bergsee. Eine duftende Treibhausluft, etwa 27° Celsius, oft ein von weißen Wolken bedeckter Himmel, ein angenehmes Lüftchen. Große rote Blumen, etwas hydrangeenhaft, blühten am Weg, Moos, Farren. Dicht von Lianen durchwachsener Urwald. Ein dunkelbrauner Eingeborener kletterte an schwindelhoher Palme herauf, schnitt Kokosnüsse ab, die, laut aufschlagend, herunterfielen. Der See lag mitten in den Waldbergen, durchsichtig grün. Die übrige Schiffsgesellschaft (die meistens sich Autos gemietet hatte) ließ sich hieran genügen und setzte sich in ein Kaffeehaus, ich entdeckte jedoch einen aufsteigenden Weg und kam nun, an Pfefferplantagen vorbei,

Digitized by Google

auf die Hochebene, von wo aus ich den See zu Füßen und in der Ferne das tiefblaue Meer sehen konnte. Hier und da noch höher aufsteigend schwer bewaldete Kuppen. Alles natürlich vulkanisch, eine fattbraune Erde, weißlicher Tuffstein.

Es war dort oben ganz entzückend. Grüne Wiesen mit Waldstrecken und einzelnen tiefdunkeln großen Bäumen, überall schlanke Palmen und die verschiedensten Blumen und blühende Sträucher.

Ein paar Eingeborene mit gebatikten Sarongs kamen vorbei, ich besah sie mir mit Interesse, denn möglicherweise gehörten diese Frauen zu den Menenkabon, bei denen Land und Kinder den Müttern gehören. Die Männer geben Gastrollen, führen ein Junggesellenleben, und was sie erarbeiten, hinterlassen sie den Kindern ihrer Schwestern. »Pater semper incertus est«, sagen sie sich. Oder es könnten auch Bataks sei, bei denen ein starker Unsterblichkeitsglaube herrschte, so daß sie, wenn ihre Zeit um war, sich von ihren jungen Angehörigen aufessen ließen, um so ewig jung und kräftig weiterzuleben. Ein deutscher, sehr beleibter Kollege des hiesigen Stabsarztes (Schiffsarzt und mein besonderer Freund) war in den neunziger Jahren im Innern auf Station. Der Häuptling schickte dem Regimentskommandeur drei prächtige Schweine und bat ihn, dafür den fremden dicken Arzt gütigst einzutauschen.

Ich kam an einigen kleinen Ansiedlungen, Palmblätterhütten vorbei, eine weiße Büffelherde weidete auf dem hohen grünen Gras zwischen den rotblühenden Büschen.

In Colombo haben wir vor drei Tagen einen Vormittag verlebt; ich besuchte den jungen Konsul Freudenberg, mit dem ich vor nicht ganz zwei Jahren auf der „Gneisenau" gefahren war, besorgte mir Dampferbilletts in der Agentur und verlebte dann eine aufregende Stunde bei H. H. de Silva, dem Juwelier. Ich habe mir einen Opalschmuck bestellt, der mir den Nachmittagsschlummer stört!! Ich glaube, er wird außerordentlich hübsch.

Die Geselligkeit an Bord hat nun den Höhepunkt erreicht. Sportspiele mit Preisen, ein Kostümball, gestern Abschiedsdiner (da mehrere hier in Sumatra aussteigen) mit Champagner, erleuchtetem Fruchteis und gerührten Reden. Ich unterhalte mich gelegentlich mit einigen Damen (eine aus Batavia ist wirklich sehr nett). Neulich hatten wir mehrere Tage über Nord-Ost-Monsun, und viele waren seekrank. Dann ließ ich mir ihre inneren Zustände und Erlebnisse berichten. Auch spreche ich mit einigen wenigen Herren, habe im übrigen reichlich Zeit und reichliche Beschäftigung.

Die Journalisten-Überbrettl-Troubadoure Mynheer Pisuisse und Mynheer Blokzyl, die Lieder singend die ganze Welt durchziehen, sind an Bord und haben öfters — sehr gut — gesungen. Im Januar geben sie in Berlin ein Konzert. Sonst interessieren am meisten die sogenannten Kokus-Insel-Prinzessinnen. Die eine heiratete als junge Eingeborene den „König" der Kokus-Inseln, südlich von Java, einen Nachkommen eines (ich glaube Ende des XVIII. Jahrhunderts) gestrandeten englischen Matrosen, der von den Inseln Besitz ergriff, sie unter englische Oberhoheit brachte, und dessen Nachkommen Eingeborene geheiratet haben und enorme Reichtümer durch Kopra erwerben.[1]) Der alte „König" war schon 72 Jahre alt, starb taktvollerweise bald, und nun reist sie mit einer schauderhaft gewöhnlichen Schwägerin

[1]) An diesen Kokusinseln hat sich der letzte Akt des „Emden"-Dramas abgespielt.

Digitized by Google

aus Molakka, mit einem holländischen Reisemarschall und 37 Koffern in Europa umher. Die Versicherung für ihren Schmuck, ihr Bargeld war so hoch, daß die Nederland-Gesellschaft sie nicht übernehmen wollte. Sie soll intelligent sein, spricht leider nur malaiisch. Die Schwägerin, die ich für eine „Mrs. Warren" aus Südamerika gehalten hatte, spricht mit gellender Stimme entsetzlichstes Yankee-Englisch und fletscht entgegenkommend gegen jedermann die Zähne. Sie will ein Buch über ihre Reiseeindrücke in Europa schreiben! — Auf englischen Dampfern läßt man angeblich Farbige nicht Erster Klasse fahren, hier ist man christlicher und kaufmännischer gesonnen. Überhaupt sind reichlich ein Drittel der Erste-Klasse-Passagiere Mischrasse; wenn sie aber eine gute Erziehung erhalten haben, macht man keinen Unterschied, und einige milchkaffeefarbene junge Mädchen sind die gefeiertsten an Bord. Einige kleine Würmer eines hohen Offiziers sehen allerdings aus, als sollten sie eigentlich nur mit dem bewußten Silberschmuckstück bekleidet herumlaufen.

Der Kapitän ist schließlich ganz umgänglich geworden — das war wohl nur so seine Art. Der Zahlmeister liest (übersetzt) George Meredith, die Matrosen putzen und scheuern werktäglich mit wahrer Liebe und Hingebung, gehen Sonntags sehr nett, schneeweiß und blau angezogen, eine Pfeife schmauchend, umher und machen etwas Konversation: »You always busy Missus« oder »very nice weather Missus«. Der ganze Zuschnitt des Dampfers ist seemännisch und ordentlich, doch würde ich, abgesehen von der schaurigen Küche, keinem Ausländer zu einem niederländischen Schiff raten. Während ich nicht nur auf den großen Linien: Norddeutscher Lloyd, Messageries, P. & O., sondern auch auf kleinen spanischen, japanischen, norwegischen oder griechischen Dampfern die Passagiere ganz gleich umgänglich gefunden habe, herrscht hier eben eine ganz besondere, unfreundlich wirkende Steifheit. Immerhin glaube ich ein paar Pfund abgenommen zu haben, einige lang vermißte Knochenandeutungen habe ich, gerührt, wiedergesehen. Um das auf der Messageries zu erreichen, wäre ein Heldengeist nötig gewesen.

In Singapur werde ich diesen weitschweifig gewordenen Brief einstecken, bis Batavia wird vermutlich nichts Unterhaltendes vorkommen. Herzlichst Eure

Marie Bunsen.

II.

Borobudur-Tempel, Sultanat Djokjakarta,
Java, 16. 10. 1913.

Liebe Familie. Im Schatten eines Kanarienbaumes unmittelbar vor dem Tempel sitzend, schreibe ich in schöner, frischer Sommerluft über den ersten Teil meiner Java-Erlebnisse. Um den Borobudur zu sehen, kam ich schließlich hierher, eine Steigerung ist gewiß nicht möglich, er ist ja weit, weit schöner als seine Bilder, wirkt überaus eindringlich in dieser einsamen Palmenebene, gleich am Abhang des Gebirges.

Es liegt doch recht viel zwischen Singapur, von dem aus ich meinen letzten Brief abschickte, und dem Gebiet des Sultans von Djokjakarta. Bald nach Singapur kam der Äquator; er war so wenig verspürbar, daß ich die Stunde gerade in meiner Kajüte, nähend und ausbessernd, zubrachte. Batavia (d. h. Weltevreden) war aber gehörig heiß. Auch sonst waren die Eindrücke dort recht ungünstig. Das Hotel des Indes, das „allererste des Landes", war greulich. Man war unhöflich,

Digitized by Google

es war horrend teuer, die Küche so schlecht wie auf dem „Vondel", und ich wurde gleich in der ersten Stunde, auf meiner Veranda auf die gar nicht ankommenden Koffer wartend, von Moskitos verzehrt. Allerdings war das Zimmer, mit Baderaum und vollständig eingerichteter Loggia, hervorragend praktisch und behaglich.

Am andern Morgen war ich mehrere Stunden im interessanten Museum, besah mir die alten Skulpturen der Hinduzeit, die Goldarbeiten der einheimischen Reiche, Kroninsignien und dergleichen. Freundlichst wurde ich sofort vom Generalkonsul Lettenbauer zu Tisch gebeten. Er und sie waren sehr liebenswürdig, bewohnen eines der vornehmen klassizistischen Gebäude aus der englischen Zeit und erzählten mir manches über Land und Leute. Den nächsten Morgen mußte ich Geschäftliches erledigen, sah mir Alt-Batavia mit seinen holländischen Kanälen und Patrizierhäusern an. Der Norddeutsche Lloyd hat sein Kontor in einem der schönsten Häuser; geschnitztes Treppengeländer, bemalte Decken und flotte Stuckaturen. Aber freudig fuhr ich aus dem Hotel des Indes heraus und nach Buitenzorg.

Dort war alles sympathisch; ein anspruchsloser aber guter, altmodischer, klassizistisch gebauter Gasthof, mit einer geradezu unerhörten Aussicht. Ein Fluß, der zwischen Palmen fließt, in dem immer braune Menschen baden, Frauen waschen, das bunteste Leben sich abspielt. Dann Palmenhaine und grüne Felder und Palmenwälder bis zu dem gerade vor einem steil aufragenden, bis oben bewaldeten Vulkan Salak. Edel in den Linien, dabei im weichsten üppigsten Dunst und Duft. Ich ließ mich (dies ist eigentlich Regel) immer um sechs Uhr wecken, und während ich zum Bad ging, stieg die Sonne hinter dem veilchenblauen Berg auf, lagen alle Palmen im blassen Nebel.

Zwei Vormittage verbrachte ich im Botanischen Garten. Er ist so berühmt, daß es ihn nicht kränken wird, wenn ich mir wenig daraus machte. Wie alle anderen Botanischen Gärten, ist er als Anlage schlechtes neunzehntes Jahrhundert, und wie alle andern gibt man sich nicht die Mühe, die herrlichen, bezaubernden, einheimischen Blumen und blühenden Bäume, die einen doch besonders interessieren, mit Namen zu bezeichnen. Nur nach stundenlangem Suchen gelang es mir, eine gewisse Anzahl zu ermitteln. Dafür fehlt aber gewiß keine der hundert und dreißig Palmensorten irgendeiner entlegenen Celebes-Insel. Einige Punkte waren wunderhübsch, so der Nymphäen-Teich unter uralten Warangin (dem indischen heiligen Banyan-Baum). Immerhin schien mir der Paradenya-Garten in Ceylon als Anlage entschieden schöner.

Ich gab meinen Brief beim Generalgouverneur ab (der Generalkonsul hatte mich außerdem telegraphisch angemeldet). Er war gerade auf mehrere Tage in Batavia. Sein Erster Gouvernementssekretär Moresco besuchte mich, versprach mir die nötigen Einführungen für die Sultanate, und ich hatte ein sehr angenehmes Gespräch mit ihm. Sein Spezialfach ist ausländische Kolonialpolitik, das ist ja ein anregendes Gebiet, und er wußte überall gut Bescheid, war im höchsten Grade zuvorkommend. Natürlich ärgerte ich mich, unverrichteter Sache meine besten Kleider und Hüte wieder nach Batavia zu schicken, hätte auch gern den Zuschnitt des Palais gesehen. Anderswo wäre die Generalgouverneuse, bei den Empfehlungen, auf den Gedanken gekommen, mich zum Tee zu bitten; aber jetzt, wo ich doch schon einige Erfahrungen gesammelt habe, denke ich nicht an solche Möglichkeiten bei Holländern in Indien. Mynheer Moresco ist ein weißer Rabe. — Was mich tröstete, war, daß der Vorgänger des letzten Generalgouverneurs den goldenen Staatsschirm und das

Digitized by Google

Knien der Diener abgeschafft hat. »Ce que le monde devient concierge, c'est à pleurer.« Dies wird keineswegs gebilligt; wenn er sich lächerlich vorkam, war das seine Sache; der Bevölkerung war diese Symbolik verständlich und sympathisch.

Was mich in Buitenzorg neben der unsäglich schönen Aussicht vom Gasthof aus begeisterte, war der Hirschpark, der sich auf der anderen Seite des Palais erstreckt. In keinem Buch wird er auch nur erwähnt, niemand hat mir je davon gesprochen. Ein von Bergen eingerahmter Park, mit gewaltigen Tropenbäumen, mit unheimlichen Luftwurzeln, Orchideen, Schmarotzern, Lianen, mit großen Früchten und gelegentlich Bäume von großen herrlichen Blumen bis oben bedeckt. Hunderte und Hunderte von Rehen grasten rudelweise unter den Riesenbäumen; es war erstaunlich stimmungsvoll und exotisch.

Nun weiter nach Soekabumi, einer beliebten Sommerfrische, von pensionierten Offizieren bevorzugt. Genau so war es auch, man kam gar nicht aus den „freundlichen Häuschen" heraus. Vor Morgengrauen fuhr ich weiter durch wunderschöne Gegend, üppig bewaldet und bepflanzt, mit Flüssen und Bergen, wie das überall hierzulande ist. Bald nach 7 Uhr kam ich in Tjandjur an. Hier hatte ich am Hotel ein Pferd für mein Gepäck nach dem hochgelegenen Dorf Sindanglaya bestellt, wollte zu Fuß herauf, da ich irgendwo gelesen hatte, ein guter Fußgänger „würde es wohl in vier Stunden machen können". Statt des Pferdes wartete der Mandur (Portier) mit einem Auto, behauptete, anders ließe es sich gar nicht machen, zu Fuß sei glatt unmöglich (all dies auf malaiisch war etwas schwierig). Glücklicherweise setzte ich durch, was ich wollte, nicht was das Hotel wollte; ich redete einen Herrn an, der etwas Deutsch sprach, nahm mir durch dessen Vermittlung ein Wägelchen für das Gepäck und zog mit diesem hinter mir davon. So hatte ich einen ganz wundervollen Vormittag. Es ist die große alte Landstraße, die, quer durch das ganze Java führend, vor hundert Jahren von Marschall Daendels angelegt wurde. Durch Zwangsarbeit: leistete ein Dorf nicht die Strecke, wurde der Häuptling gehängt. Hundertweise ist letzteres geschehen, aber für das Land ist diese gewaltige Leistung ein Segen gewesen. Sie ist fast überall mit Bäumen bestanden, hier auf eine weite Strecke mit dem wundervollen Spathodiabaum mit seinen großen orangeroten Tulpen. Die Orangeblüten fielen auf die Landstraße herunter, und immer war ein strömendes Leben der kommenden und gehenden Landleute. Alle farbig gekleidet, und überall fliegende Händler, kleine Buden, Hökerer mit Körben oder Matten mit Früchten usw., davor hockende Leute.

Und Blumen! Es war schon fabelhaft. Zu den Tropenblumen, der zitronengelben Allamanda, dem Flammenbaum, der Ixora, die schönsten in Sizilien und Südspanien wachsenden Gartenblumen; Datura und Plumbago, die rosarote Hibiskus bildete die übliche Hecke in den Dörfern. Dann Granaten und Orangen, große blaue Winden, gelbe Kassiabäume, eine nicht aufzuzählende Menge von Herrlichkeiten. All diese vor den kleinen bescheidenen, aber netten, aus Matten und Bambus erbauten Hütten, mit ihren Veranden und Dächern aus Palmblättern oder rotbraunen Ziegeln. Immer gibt es kleine Rasthäuser am Weg, nette halboffene Schulen und Amtswohnungen in einheimischer Bauart.

Warm war es, nach einer Stunde rieselte ich, aber dann kommt immer kühlender Luftzug, und nach dieser ersten Hitze empfindet man sie nicht zu sehr.

Digitized by Google

In einer der Erfrischungshütten der Eingeborenen am Wege unter großen Bäumen ließ ich mir Tee geben; es erinnerte mich an so manche Rast in Japan. Die Frau goß mir zuerst aus einem Bambusrohr Wasser über meine Hände (ich trage sie nackt und bloß, sie sind schon kaffeebraun), und der heiße Tee sowie Bananen waren überaus erfrischend.

Jetzt ist mir der Typ, die Kleidung der Eingeborenen schon ganz geläufig. Ohne den geringsten Zweifel, davon bin ich wenigstens überzeugt, sind sie den Japanern enger verwandt, als gewöhnlich angenommen wird. Mongolen aus Asien, plus polynesische Inselbevölkerung. In Japan der belanglose Ainoeinschlag, die hochwichtige Chinesenkultur, ein günstiges Klima. Hier in Java die Hinduüberlieferung, die von recht kulturlosen Muselmännern vernichtet wurde, ein erschlaffendes Klima. Sie sind eher etwas weniger häßlich als die Japaner und die Frauen besser gebaut, aber die besondere zierliche Grazie der „Musmes" geht ihnen doch ab. Die Tracht ist nicht übel, der Sarong fest über die Hüften geschlungen, hier in Mitteljava ein Brusttuch unter den Armen über die Brust, darüber die lose Jacke, in Westjava leider oft eine europäische Untertaille unter einer halbdurchsichtigen Jacke, gut jedoch die Wirkung, wenn eine rote oder gelbe leichte aber undurchsichtige Jacke nur über dem Körper, auf der Brust mit einem Schmuckstück gehalten, getragen wird. Die Männer haben gleichfalls den Sarong, gleichfalls eine Jacke, leider oft europäisch geschnitten, und ein buntes Tuch um den Kopf.

Der Weg stieg; ich kam in die Waldberge, Farren und Palmen und Urwalddickicht; jenseits der Ebene erhoben sich die Berge. Genau nach vier Stunden (unten behauptete man, mindestens fünf Stunden) kam ich im Gasthof Sindinglaya an. Zwei Herren, die im selben Zug angekommen waren und das Hotelauto genommen hatten, verschnauften sich auf den Verandastühlen mit Spirituosen nach ihrer Anstrengung. — Herrlich war die Luft — es liegt 1200 m hoch, wenn ich mich nicht irre, Rigihöhe, und an den Sonnenaufgang dort erinnerte der hier, den ich jeden Morgen, den ersten Tee um 6 Uhr trinkend, von der Veranda genoß.

Den nächsten Tag wanderte ich den Weg bis zur Paßhöhe herauf und ging von dort, von einem Eingeborenen, den ich auftrieb, geführt, nach einem tiefen Kratersee mitten im Urwald. Es hatte etwas Phantastisches; dunkelgraue Affen mit langen Schwänzen schwangen sich von Ast zu Ast.

Dann übernachtete ich in einer Provinzstadt Bandung. Ich hatte es mir langweilig gedacht, es war aber sehr charakteristisch und anregend. Die Bubenstraßen der Eingeborenen, die Ladenstraßen der Chinesen, die hier ja allen Handel an sich reißen, die Europäerhäuser mit netten Gärten und weißen Galerien, in denen die weißgekleideten Menschen sitzen, davor weiße Vasen mit Blumen. Der Alun-Alun-Platz, der nirgends fehlt, mit großen Bäumen und der Wohnung des Regenten (des einheimischen Vertreters der holländischen Regierung). Die Gebäude ziemlich gleichgültig, aber neben der Veranda schöne alte Instrumente. In einer Beschreibung von Java hatte ich vom Musikfest mit Tänzerinnen hier beim Regenten von Bandung gelesen. Zuletzt hatten alle, auch der Regent, mitgetanzt. Dann, nicht weit davon, der Palast vom „älteren Bruder", wie der holländische Vertreter der Regierung, der Resident, sein unmittelbarer Vorgesetzter, heißt. Ich machte auch unterhaltende Einkäufe; die Art Sachen, von denen man sich sagt: das sind sehr geeignete Mitbringsel, und die man nachher selber behält.

Digitized by Google

Dann nach Garoet; in einer großen üppigen Ebene, von einem Kranz von vierzehn Vulkanbergen umgeben. Eine wunderschöne Gegend, und ein Ausflug nach dem Weißen See oben in den Tropenurwaldbergen war unvergeßlich. Erst zu Wagen anderthalb Stunden, dann wurde mir der „Kudo", das Pferd, geholt. Es kam angesaust, ein entzückendes Tier, die kleine schneidige Javarasse, mit geblähten Nüstern, fliegender Mähne, die Verkörperung von Feuer und Rasse. Aber ich im Herrensattel darauf? Nun und nimmer! Ich machte den Eingeborenen durch Gesten klar, wie ich vom Sattel herunterfliegen würde, und sie brachten ein anderes. Es war weniger schön, aber wir kamen gut miteinander weiter. Vor allem, weil ich mir fast alles von ihm bieten ließ. Wenn es wieder in Schritt verfiel, dachte ich an mein Gewicht und gab ihm recht. Nur auf dem Rückweg trabte ich einige Kilometer schlank durch — kurze aber gute Gangart. — Drei Stunden dauerte der Aufstieg, ich kam an merkwürdig vorgeschichtlichen Dörfern, unter Palmen, Bambus und Bananen liegend, vorbei, an die in Borneo oder Sumatra erinnernd. Dann begann der Urwald. Es war unerhört schön, alle erdenklichen Baumfarren und Palmen und Schlingpflanzen und lila Winden und die rosa Vinca. Auf einmal roch ich Schwefel, und dann lag eine helle Wasserfläche vor dem Einschnitt des Waldes. „Nephrit"-See würden die Chinesen ihn nennen, milchig, und milchiges, aber tiefes Grün in den Spiegelungen der Bäume. Felsenabstürze, dunkle Massen von großen Lorbeerbäumen, helle Blöcke am hellgrauen Sandufer und weiße Dunstmassen, welche über die Waldberge hinzogen. Viele Farren, ein lila Oleanderbaum und ein Strauch mit goldgelben Früchten. Das Wasser hatte Quellen und rauschte, der Grund ist Schwefel und Alaun, daher der milchweiße und milchgrüne Ton. Es war eine märchenhafte Stimmung.

Am anderen Tage machte ich eine längere Fußwanderung in die Ebene, photographierte und sah der Reisernte zu. Hier, aber nur hier, ist ein gewisses Touristengetriebe. Die Händler sprechen etwas Englisch. Es müssen hauptsächlich Fremde aus den Straits und aus Amerika kommen. Das letztere, weil einem zugemutet wird, Eier zum Frühstück in ein Glas zu zerschlagen! Das erste, weil man durchaus wollte, »bring this Manila hat and cigarcase to Mister in Singapur«.

Abends hörte ich plötzlich die nahende Musik des Gamelan-Orchesters (abgestimmter Bambus, sehr ansprechend) und laute Freudenrufe. Da kamen drei Pferde, hell beleuchtet, über ihnen wurden Staatsschirme gehalten. Es waren drei Pferde des (einheimischen) Regenten, die im Wettrennen gesiegt hatten und die nun dem freudig erregten Volke gezeigt wurden! Es war dem hohen Herrn (sie sind meistenteils aus vornehmem alten Geschlecht) zu gönnen. Er war vor kurzem um ein Amtsauto eingekommen und man hatte es ihm in Buitenzorg verweigert.

Nach Tisch war Mondschein und ich wanderte darauf los, kam bald aus dem Holländerviertel in die Chinesen- und Einheimischenstadt, wo die Lampen aufhörten, aber der Mond alles erhellte. In der Veranda eines Chinesenhotels saß eine große Gesellschaft heiterer Chinesen, europäisch weiß angezogen. Und rings umher standen und hockten Hunderte und Hunderte und Hunderte von Javanesen, hörten auf die Gamelanmusik, freuten sich am Feuerwerk und sahen unverwandt auf diese ihre eigentlichen Frohnherren und Unterdrücker. Wucherer fast durch die Bank. Dabei

Digitized by Google

haben sie die gesamte einheimische Presse in ihrer Hand. Diese ergingen sich vergnügt, nachher wurde eine Hazardbank aufgelegt. Es war ein ganz eigenartiges Bild.

Und nun der Borobudur in der Einsamkeit, von hohen, oft von Wolken bedeckten Bergen umgeben, in Palmenhainen, dieser Riesentempel. Noch gut erhalten, noch mit über 1000 Reliefs, mit 400 Buddhastatuen in Nischen, in durchbrochenen Kuppeln in der Versenkung und Betrachtung thronend. Es ist vollständig einzigartig. Daß es zwischen dem VIII. und X. Jahrhundert n. Chr. von den Hindukünstlern der damaligen Hindueroberer erbaut und geschmückt wurde, weiß man — sonst nichts. In Indien ist nichts ähnliches erhalten; es gilt für die beste Verkörperung der Hindukunst, ebenso wie die besten Griechentempel in Sizilien uns erhalten sind. Noch über 1000 Reliefs schmücken die Prozessionsstraßen und 400 Buddhastatuen. Es ist eine Welt. Herrliche Alleen führen herauf, unmittelbar vor dem Tempel, wo ich jetzt schreibe, liegt unter Palmen und Kanarienbäumen ein sehr netter kleiner Gasthof; meine Fenster gehen gleich auf den Tempel. Im Vollmond ging ich, nachdem alles schon schlief, auf den Terrassen auf und ab. Schon am frühesten Morgen sangen die Vögel und antworteten einander, die Palmen haben ein merkwürdig metallisches, klirrendes Rauschen. Früh morgens sah ich plötzlich einen bisher in Wolken verdeckten, steil und gewaltig hoch aufragenden Vulkan, und die Sonne ging hinter dem Tempel auf.

Herzlichsten Gruß

Eure Marie Bunsen.

III.

Tosari (6000 Fuß hoch). Oktober.

Liebe Familie. Im Sultanat Djokjakarta wie hier oben im Kratergebirge ist es mir sehr gut gegangen; dies ist der Abschluß, aber ich werde vollauf befriedigt nächstens Java verlassen.

Schließlich, es dauerte lange, der Assistent-Resident (der Resident war eben versetzt), den ich um 5 Uhr nachmittags in Nachtjacke, geblümten weiten Hosen und bloßen Füßen, ein kaffeebrauner Mischling, in seinem Amtszimmer vorfand, war recht umständlich, aber schließlich sah ich doch viel Interessantes vom Djokja-Hof. Der Kronprinz und dessen einziger legitimer Sohn sind vor einigen Monaten „plötzlich" gestorben, so war Hoftrauer, aber der Tag der Thronbesteigung wurde doch nach alter malerischer Sitte gefeiert, und den erlebte ich gerade. Ich zog sehr zeitig nach dem Alun-Alun (Platz, der in keiner Stadt, in keinem Dorf fehlt). Von allen Seiten strömten kleine Gruppen hinzu. Alle Beamten von weit und breit kommen zur Huldigung, sie tragen bei solchen Gelegenheiten eine steife schwarze oder weiße fezartige Kopfbedeckung, schwarze oder rote Jacken, den Sarong gebauscht, schwarzseidene goldeingefaßte Hosen und bloße Füße. Hinter jedem wird der hohe Staatsschirm in verschiedenen Farben, je nach Rang und Würden, vom Diener getragen, andere Diener tragen Lanzen, andere die Betelnußgeräte, die Matte. Dann lagerten sie sich im Schatten der Bäume, gruppenweise; hier rotjackige, hier blaujackige usw. immer mit dem Hintergrund der Schirme und Lanzen, immer vom Gefolge umgeben. In der Mitte des Riesenplatzes saß ein großer Haufen unter dem Schatten von zwei heiligen, umfriedigten Waringinbäumen. Hier saßen früher Leute

Digitized by Google

mit Anliegen an den Sultan; sie kleideten sich in die weiße Sterbetracht, mit den weißen Totenblumen im Haar, und warteten, bis der Sultan mal heraustrat und sein Blick auf sie fiel. War er gnädig, versprach er, ihre Sache zu untersuchen, war er ungnädig, ließ er sie an Ort und Stelle mit dem Krisdolch erstechen. Hier kniete ich auf den Sand vor einer Reihe hoher Beamten, bat sie in möglichst gutem Malaiisch um Entschuldigung und knipste. Sie lächelten wohlwollend.

Dann kam eine große Schar, etwa hundert, in roten Jacken und dunkelblauen Sarongs gekleideter Männer mit rotem Kopfaufsatz und bloßen Beinen über den Platz. Dies war nicht die Leibwache, diese ist etwas grotesk, halb europäisch angezogen und kam später, sondern zwei Mann aus jedem Dorf, die per Eisenbahn oder auch bis 60 Kilometer zu Fuß herbefohlen werden, um die Ehrengeschenke zu tragen.

Von der Moschee kam ein Zug Hadshis, Geistliche und Männer, die in Mekka gewesen sind, deshalb großes Ansehen genießen. Sie trugen arabische Kaftane in verschiedenen Farben und gelbgestickte Turbane. Sie setzten sich in einem Riesenpendoppo (offene Halle, die in Dorf und Stadt überall zu finden ist), wo in dichten Gruppen Hunderte von Beamten bereits rauchend auf ihren Matten saßen. Dies war vor dem Eingang zum Kratonpalast. Ich saß auf den Stufen eines benachbarten Pendoppos, konnte alle gut betrachten. Wundervoll waren die Silbergeräte, welche das Gefolge trug; hervorragend schön, oft an siamesische Arbeit erinnernd. Auch die Krise waren alt und gut, oft feine Silber- und Goldarbeit, wie auch die Enden ihrer bunten, brokatenen Schärpengürtel.

Dann kam die holländische Ehreneskorte angeritten, die Wagen und Autos der Honoratioren in europäischen Militär- und Beamtenuniformen. Der Assistent-Resident (heute in Goldstickerei strahlend) ging zuerst mit dem ältesten Sohn des Sultans. (Die Stelle des Thronfolgers ist aber noch vakant, drei sind schon „plötzlich" gestorben, keiner der Prinzen will recht heran). Als alle diese die Treppen nach dem Krater heraufgegangen waren, stand die gesamte übrige Prinzen- und Beamtenschar auf. Die Prinzen, in hellblauer Kopfbedeckung, lang wallenden, an einer Seite gerafften Batik-Sarongs über Batik-Hosen, kamen zuerst, an ihrer Spitze der älteste Bruder des Sultans, ein sehr würdiger, stattlicher Mann. Dann folgten die andern und verschwanden im Kraton.

Nach einiger Zeit wurden von den rotgekleideten Dorfleuten die Ehrengaben vorbeigetragen; neben den Bambusbahren und großen Körben ging immer ein Hofbeamter in der Palasttracht — entblößter Oberkörper und gebauschter Batik-Sarong. Fabelhaft gut machten sich diese Züge, wie sie die Stufen herunterschritten. Als die Feier aus war und die Honoratioren fortfuhren, strömte alles über den Platz. Ein sehr großes Tier, es war der Raden Adipatti-Vizier, bestieg bei den heiligen, umzäunten Bäumen sein Auto, und die Beamtenschar kniete vor ihm nieder.

Am nächsten Tag holte mich der Sekretär des Residenten in weißer Ziviluniform ab und fuhr mit mir zum Prinzen Paku Alu. (In Djokja wie in Solo besteht noch außer dem Sultan je ein unabhängiger Prinz, heißt hier Paku Alu, dort in Solo Manhu Negoro.) Ich hatte mich in Seide gekleidet, mein dazu passender Pariser Toque hatte rührenderweise sein Dasein im flachen Kabinenkoffereinsatz gut ertragen. Dann, da es sich um Orientalen handelte, behängte ich mich

Digitized by Google

mit Schmuck. Es war wie bei den einheimischen Regenten. Große einheimische niedrige Häuser mit offenen Vorhallen und europäischen Möbeln, viele Nebengebäude, viele offenen Pendoppos. Der Prinz und seine Familie waren aufgereiht; er, in holländischer weißer Tropenuniform, ist noch jung und recht aufgeweckt. Neben ihm stand sein kleines Söhnchen in rosa Jacke und Sarong, dann kamen die vier Frauen, alle in geblümten Kabayajacken, vorn mit Schmuckstücken geschlossen, große Juwelenohrringe und Armbänder, Batik-Sarongs, goldgestickte Pantoffelchen. Die erste Gattin hatte schwarze gefeilte Zähne; sie hatte schöne Augen, aber keine hatte regelmäßige Züge. Es waren freundliche, etwas verschüchterte kleine Damen, die holländisch sprachen. Er, der Prinz, konnte sogar Deutsch!

In liebenswürdigster Weise waren Kunstschätze auf langen Tischen aufgereiht. Alte Batikproben, von denen die Prinzessinnen alle wußten, welche von den Sultansfamilien, welche vom Adel, welche vom Volk getragen werden dürften. Dann die Lanzen; wundervollste Arbeit, erlesenes Holz, tauschierter und eingelegter Schmuck, oft Vogelmotive. Vor den Stufen hockten reihenweise Diener, alle in landesüblicher Tracht, Batik-Sarongs, Jacken, die vorn lang, hinten kurz sind, weil der Kris hinten im Gürtel steckt, das Batiktuch um den Kopf. Rief der Prinz einen, so kam er angekrochen, machte mit den Händen den Sembah-Gruß und kroch gebückt davon, um noch Prachtkrise zu holen. —

Dann besah ich die Wayang-Puppen zum Schattenspiel. Dies war eine mir ungeahnte, vollendete Kunst, spitzenartig aus dem Leder geschnitten, eine große Mannigfaltigkeit, ein prachtvolles Gefühl für Charakteristik und Stil. Im Museum von Batavia habe ich nichts annähernd Wertvolles gesehen. Im sonderbaren Kontrast zu all diesen Herrlichkeiten war die Unordnung von sichtbaren Nebenräumen, die proletarierhaften europäischen Kinderwägelchen und Sachen, die herumstanden!

Aus einer schönen messingbeschlagenen Truhe wurde nun ein in getriebenes Gold gebundenes schweres Buch aus den seidenen Decken herausgenommen. Es war ein „islamitisches Buch", das die Großmutter des Paku Alu illuminiert hatte. Genau in der Tradition der besten abendländischen und morgenländischen Manuskripte, aber mit einer eigenartigen einheimischen guten Ornamentik.

Unterdessen brachten kriechende Sembah-grüßende Diener kühle Getränke. Ich setzte mich zu den Damen, zeigte ihnen und den zwei Herren Ansichtskarten von den Berliner und Potsdamer Schlössern und Paraden. Die Kaiserin zu Pferd auf dem Paradefeld und dergl. Sie gefielen ihnen und sie behielten sie gern. Die ganze Zeit über hatte an der einen Seite der großen offenen Halle das einheimische Gamelang-Orchester gespielt. Nun ging ich mit dem Prinzen dorthin und ließ mir alles erklären. Es war natürlich seine eigene Hauskapelle, die Musiker und Musikerinnen hatten die Kunst erblich erlernt. Es ist eine sehr sympathische reine Klangwirkung, alle spielten auswendig, jeder konnte die Melodie beginnen und anführen, die übrigen fielen ein, gaben die Begleitung. Manchmal sangen sie, hoch und schrill, und zwei blinde Jünglinge schlugen auf ihren Schenkeln den Takt. Einige der Instrumente waren genau in den Reliefs des Borobur zu sehen, wie der Paku Ala ja auch von den damaligen Hindufürsten abstammen soll.

Am nächsten Morgen erschien ein würdiger Unteroffizier und führte mich im Kratonpalast umher. Keine Tausend und Eine Nacht-persische Pracht, eher an die Japans erinnernd, mit einer eigenen, merkwürdigen Note. Da war der Pendoppo,

Digitized by Google

unter dem auf der schwarzen Steinplatte der Sultan früher saß, während an jener Wand, nicht 15 Schritt von ihm, gleich 20 Verbrecher auf einmal mit dem Kris durchbohrt wurden. Dann kam ein Zug von Dienern vorbei, jeder trug einen kostbaren Kampfhahn. Der Sultan hat hundert, jeder hat seinen Diener, zu dieser Zeit werden sie im Kratonbezirk spazieren geführt. Hier hockten in einem Schuppen häßliche alte Frauen. Sie versehen hier den Dienst im Harem, den anderswo Eunuchen verrichten. Das Amt ist erblich, jede hatte einen kleinen Kris. Sie nehmen Briefe, etwa vom Residenten, in den Harem, wo der Sultan lebt, knien nieder, bis sein Blick auf sie fällt, geben dann den Brief. Einige (sehr unansehnliche) Kinder spielten umher, jedes von einem halben Dutzend erwachsener und unerwachsener Diener und Dienerinnen umgeben. Sie hatten ein goldenes Armband, waren die Kinder des Sultans und des verstorbenen Kronprinzen. Das jüngste des Sultans war anderthalb Jahr. Da der hohe Herr 74 Jahr alt ist, lächelte ich. Die Ordonnanz, die eine Perle war, diese Verhältnisse hier seit über 20 Jahren kennt und Deutsch-holländisch sprach — meinte, es würde schon stimmen, dafür sorgten diese Frauen mit dem Kris.

Hof folgte auf Hof, dann kamen die eigentlichen Wohnhäuser des Sultans, die Empfangshalle für Fremde, mit schönen Blumen in chinesischen Töpfen, vielen Bildern und Photographien, und der Prunkpendoppo, der wie noch ein anderer reich, schön und geschmackvoll im indo-chinesischen Stil geschnitzt war. Hier finden die Feste statt, zur einen Seite tanzen die vornehmen jungen Tänzerinnen, die nachher meistens Prinzen heiraten, in kostbarstem Schmuck ihre uralten Tänze, zur anderen Seite, abwechselnd mit ihnen, Männer ihre ebenso alten Schwerttänze.

Es war schon eine merkwürdig exotische Atmosphäre.

Außerdem besuchte ich mehrere in der Umgegend liegende Hindutempelminen. Auch einige, die sonst nicht so besucht werden, nahm einen Zug, stieg aus und wanderte umher. Selbst in der Nachmittagshitze — es war gar nicht unerträglich und fabelhaft anziehend. Über der grünen Ebene, über den Palmen- und Bambushainen tauchte dann plötzlich ein Riesenvulkan auf, und im Vordergrund, von Palmen umgeben, lag die hohe graue Masse eines Hindutempels.

Nun hier herauf in die Berge. Früher war die erste Strecke per Wagen, dann ritt man, heute geht es mit dem Postauto. (Im allgemeinen beschränke ich mich ja darauf, in den Autos meiner Verwandten und Bekannten zu fahren. Das ist vornehmer und bedeutend wohlfeiler.)

Es war eine schöne Fahrt, einmal kamen wir durch eine Urwaldstrecke, und unter den großen Bäumen zwischen den Baumfarren wuchsen und wucherten Daturabüsche mit ihren großen Kelchen. In den Wipfeln kletterten graue langhaarige Affen. Diese Daturabüsche, auch Fuchsien und Kapuzinerkresse wachsen auf den Abhängen, bilden Hecken, geben eine ganz eigene Stimmung. 6000 Fuß klomm das Auto, dann waren wir oben in der Sommerfrische mit kleinen blumenumgebenen banalen Häuschen. Es ist eine sonderbare Landschaft; die Berge sind von den Bewohnern dieser Gebirgsdörfer sehr beträchtlich abgeholzt und mit Gemüse bepflanzt, sind infolgedessen etwas nüchtern. Aber in einem fort kommen Nebelwolken, fangen sich in den Bäumen, geben eine phantastische Wirkung, und geradezu bezaubernd ist der Sonnenaufgang, den ich von meiner Veranda aus, mit dem Vorder-

Digitized by Google

grund von Rosenbüschen und einem rotblühenden Tropenbaum genieße. Von dieser Veranda aus schreibe ich Euch jetzt.

Zu den Mahlzeiten sitze ich neben einem sehr netten jungen Deutschen, einem Verwandten von dem Schutztruppen-Volkmann, der in der Elberfeld Chemischen Fabrik (Aspirin usw.) reist und mir manches über hiesige Verhältnisse erzählt.[1]) Mit ihm ritt ich nach dem Bromo, nicht dem höchsten, aber dem heiligsten, interessantesten Vulkan Javas. Um halb Fünf wurde ich geweckt, die Sterne standen über den violettdunklen Bergen, alles war schwer betaut. Es ging bergauf, bergab, um Sieben waren wir auf der Paßhöhe, sahen auf den gewaltigen Umkreis des einstmals vielleicht größten Kraters der Welt, des Tengger, der zusammengesunken ist, aus dessen Boden jetzt einzelne Kegel, darunter der Bromo, aufsteigen. Der Kraterboden war mit einem Wolkenmeer bedeckt, die Kegel ragten empor, aus dem Bromo stieg eine gewaltige Rauchmasse, und in der Ferne erhob sich der höchste Vulkan der Insel, der Smeroe. Er war überaus merkwürdig und fremd. Dann herunter, die Pferde führend. Unten angekommen, waren die Wolken verschwunden, und wir trabten und galoppierten über diese große, weite Strecke, das Sandmeer genannt, eher eine Kratersteppe. Dann die Ausläufer des kahlen Bromo herauf, die letzte noch beträchtliche Höhe auf 200 Stufen zu Fuß. Dann brodelte vor uns, im Riesentrichter, im Höllenschlund, die große Rauchwolke herauf. Alle Bergbewohner sind Heiden, beten den Bromo an. Einmal im Jahre ist großes Opferfest, dann ziehen sie hier herauf, werfen Reis und Früchte und andere Gaben herunter. In früherer Zeit wurde in jedem Jahre eine Jungfrau heruntergestoßen. Gewiß seit Tausenden von Jahren. Dies ist das Fegefeuer, sind die Seelen erlöst, kommen sie zu Gott Vater und leben mit ihm auf dem hohen Smeroevulkan. Um Zwölf waren wir zurück, es war denkbarst geglückt; als die Sonne hoch am Himmel stand, kamen gelegentliche Nebelwolken, kühlten die Luft.

„Rumphius." Zwischen Java und Singapore. 1. 11. 1913.

Tosari brachte noch einen zweiten größeren Ausflug, der womöglich noch schöner war. Um $2^1/_2$ wurde ich geweckt (kaum wagte ich es, diese Stunde meinem Zimmerjungen mitzuteilen, aber anscheinend machte es ihm nichts). Bei Sternenschein und Wetterleuchten in der ganzen Runde ritten wir (der junge Volkmann und ich) fort. Glücklicherweise sind diese javanischen Pferde sehr sicher, denn meistens ging es rechts oder links von dem durch eine Laterne sehr schwach erleuchteten Pfad senkrecht in den schwarzen Abgrund hinunter. Dann das Morgengrauen im Diodar-Zedernwald mit weißen Daturablüten, und der Sonnenaufgang, als wir oben (8000 Fuß hoch) auf der mit alten Lentiskenbäumen bewachsenen Kuppe standen und in den Bromokrater auf das Sandmeer unter uns herabsahen. — Rings umher ferne große blaue Vulkane — eine himmlische Luft.

Dann in Surabaya (wo gerade mal Pest und Cholera herrscht, wir Europäer aber fröhlich am Bahnhof Eiswasser zu uns nahmen) an Bord dieses recht guten holländischen Dampfers. Gestern holte ich dann in Batavia meine Post beim liebenswürdigen Generalkonsul Lettenbauer ab, auch mein großes Gepäck, und vier Wochen, nachdem ich am Sonnabend nachmittag in Pandjong Prick angekommen war, dampfte ich am Sonnabend nachmittag wieder ab.

[1]) Bald darauf ist er am Fieber gestorben.

Digitized by Google

Mit recht verschiedenen Gefühlen. Java ist ganz gewiß eines der schönsten Länder der Welt — ob es Ceylon übertrifft, ist eine ebenso nutzlose Erörterung, als ob Toledo oder Siena vorzuziehen sei. Gewiß werde ich niemals im Leben wieder so günstiges Reisewetter haben. Kein einziges Mal hat es vormittags geregnet, dagegen etwa jeden andern Tag nachmittags, abends oder nachts. (Dabei zieht das Gewölk dann sehr allmählich heran, so daß man sich darauf einrichten kann.) Es ist die heißeste Zeit im Jahre gewesen, allerdings war ich ja meistens in höhergelegenen, kühleren Gegenden, aber immerhin durchfuhr ich an den heißesten Tagen die berüchtigtsten Strecken, und so gut sind die Eisenbahnwagen gebaut, so luftig die Wartezimmer, daß ich weit weniger unter der Hitze litt, als an heißen Sommertagen auf irgendeiner europäischen Reise. Dann bezweifle ich, daß mir gleich praktisch eingerichtete Hotels in den kommenden Tropenländern beschieden werden. Wenigstens behaupten die hiesigen Engländer, daß sie hierin in den britischen Kolonien im Rückstand wären. Dagegen ist es ausgeschlossen, daß ich jemals unter einer so unliebenswürdigen Menschheit leben werde. Ich habe geradezu Erstaunliches erlebt, und die Deutschen, Engländer, Amerikaner sagen genau das gleiche — unzugänglich, wenig höflich, im höchsten Grade ungastfrei. Dies letztere ist bei Germanen in den Tropen besonders überraschend, aber es ist eben eine ganz andere Rasse als die Niederländer in Holland. Bekanntlich lassen sie sich im Anzug außerordentlich gehen, tragen manchmal bis in die späten Nachmittagsstunden, ab und zu den ganzen Tag über, Schlafkostüme und bloße Füße, Pyjamas, und die Damen den Sarong und eine weiße Nachtjacke. Dies mißfällt allen anderen Europäern immer ungemein, nur stört es augenblicklich bei Damen weniger, da, von rückwärts gesehen, der glatt gebundene Sarong mit der losen Jacke darüber genau den modernen Damenumriß gibt. Sauber ist es ja; ich zog mich nachmittags nur aus, wenn ich es wirklich heiß gehabt hatte, badete erst abends vor Tisch zum zweiten Mal. Das war stramm, aber nicht so sauber, als wenn ich wie alle andern das Luftbad gehabt hätte. Doch glaube ich, demoralisiert man hier durch diese Schlafrockexistenz; die Damen gewöhnen sich daran, auf den so angenehmen luftigen Veranden den ganzen Tag zu verbringen. — Die meisten gehen pfannkuchenartig auseinander und gerade die blonden, blauäugigen haben etwas Starres, Gezogenes im Gesicht. — Ich habe keinen Wunsch, sie oft wiederzusehen. Unter sich mögen sie ja auch anders sein. — Auch wird mir in der Zukunft wohl der tägliche Kampf mit dem Tee erspart bleiben. Die starke Brühe, die man bekommt, hat oft ein bis zwei Stunden lang gestanden; daran stößt sich kein Holländer, und wenn man heißes Wasser verlangt, sind die Diener so überrascht, als wolle man Tinte hinzugießen. Dagegen ist der Kaffee hervorragend gut, und wenn die Küche auch spießbürgerlich ist, und die abenteuerlichste Reihenfolge vorkommt, so wird die in Britisch Indien schwerlich besser ausfallen. — Es wird ganz interessant sein, die schroffe Abschließung der Engländer mit der gänzlich vorurteilslosen Anerkennung der Mischlinge seitens der Holländer zu vergleichen. Auf Schritt und Tritt, in der ersten Klasse, den besten Hotels, in Offiziersuniform, in den höchsten Zivilstellen sieht man diese fahlbraunen Mischlinge. Niemand mag sie, und doch werden sie von Jahr zu Jahr an Zahl und Einfluß zunehmen. Dabei geschehen diese Ehen meistens (dies ist mir von bester Seite bestätigt worden) nur, weil der Holländer sonst befürchtet, von der verlassenen „Haushälterin" vergiftet zu werden. Sie bereiten, wenn sie merken, daß der Herr

Digitized by Google

ihrer überdrüssig ist, ein langsames Gift, das die Lunge vernichtet, von den Fasern der Kokosnußpalme. Kein europäischer Arzt kann den Kranken retten, wenn dieser letztere aber die Betreffende heiratet, gibt sie ihm ein Gegengift, und er ist bald geheilt. Natürlich klingt dies hintertreppenromanhaft — hierzulande muß man mit solchen wüstphantastischen Tatsachen rechnen. Vor vierzehn Tagen fielen eine Woche lang zwischen 7 und 9 Uhr abends Backsteine aus der Luft auf das Dach der Bahnhofsvorsteherwohnung in Surabaya. Immer auf dieselbe Stelle, in gewissen Absätzen. Auf ein Kilometer rings umher wurden Militärposten aufgestellt, Geheimpolizisten wurden von überall her beordert. Ein Ingenieur, der hier an Bord ist, hat gesehen, wie die Steine „aus der Luft" herunterfielen. Von weit und breit kamen die Menschen geströmt, alle Zeitungen berichteten darüber. Man hat nichts herausgefunden, hat gar keine Erklärung; der Bahnhofsvorsteher ist ausgezogen. — Dieser selbe, sehr ruhige, nüchterne Ingenieur, der das Fliegen erlernt, war dabei, als ein Hadschi (Mekkapilger) seinem Aviatikerlehrer verbot, über das Grab eines Hadschi zu fliegen — es würde sonst ein Unglück geschehen. Der Aviatiker lachte, wollte sofort über den kleinen Grabhügel fliegen — und stürzte an dieser Stelle. — Neulich litt eine Dame im Hotel, in dem der Ingenieur wohnte, an wahnsinnigen Kopfschmerzen. Kein Arzt konnte ihr helfen, sie schrie schließlich ununterbrochen. Der javanische Diener bat sie, einen gewissen Hadschi zu holen, schließlich gab sie es zu. Er verlangte 25 Gulden, als er diese erhalten hatte, strich er ihr ein paarmal über Gesicht und Kopf. Sie verfiel sofort in einen tiefen Schlaf und wachte ohne Schmerzen auf.

Sie haben unheimliche Kenntnisse, aber es ist — das sagen Holländer und Fremde — keine unsympathische Rasse. Daß sie nicht faul sind, sah ich in Tosari. Wir kamen um $3^1/_2$ Uhr, in tiefer Nacht, durch ein Dorf. Der Wächter in seinem Wächterhaus öffnete das Bambustor, hockte über einem Feuer. In vielen Hütten brannte Licht, wurde Reis gestampft und ein Trupp schickte sich eben an, auf die Felder zu gehen. — Aber ich muß doch mal schließen. Wir fahren auf spiegelklarem Meer durch bewaldete hügelige Inseln — eine herrliche Luft.

Alles Herzliche —

Euere Marie Bunsen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Verhältnis der Kriegswohlfahrtspflege zur Friedenswohlfahrtspflege.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Von jeher ist die Not die Schwester des Krieges gewesen. Hunger, Pestilenz, Invalidität, Verwitwung schritten immer in seinem Gefolge. Alle Einsicht und alle Vorsicht kann das auch heut nicht verhindern. In neuer Gestalt, mit neuen Aufgaben tritt deshalb die Wohlfahrtspflege seit Kriegsausbruch an uns heran.

Dabei erschien zunächst, in den ersten Kriegsmonaten, alles bedeutungslos und unwichtig, was vorher an sozialer Arbeit geleistet worden war. Man fragte sich angesichts der neuen, dringenden Bedürfnisse unwillkürlich, ob die sozialen Bestrebungen der letzten Friedensjahre sich nicht überspannt hatten, ob nicht vieles übertrieben worden, ob man nicht zu einem Bevormundungs- und Hilfssystem gelangt war, das das eigene Streben weiter Schichten unterband oder lähmte — oder ob unser Denken nur durch den Krieg ganz anders eingestellt war? Jedenfalls wandte das Interesse sich von all den mannigfachen Bestrebungen der Volksbildung, der Jugendpflege, der Wohnungsreform ab. Wie es draußen im Feld ums Ganze geht, um das Wichtigste, um den Bestand und die Größe von Reich und Nation, so sammelte sich im Innern aller Hilfswille darauf, die wesentlichsten, die primitivsten, die Existenzbedürfnisse zu befriedigen. Die Hungrigen zu speisen, die Frierenden (Krieger!) zu kleiden, die Verwundeten zu pflegen! Das waren die Forderungen des Tages. Darum drehte sich zunächst alle Wohlfahrtsarbeit. Volksküchen und Speiseanstalten wurden in großer Zahl gegründet; Lazarette eingerichtet, und jede sonst ruhende Frauenhand nahm Stricknadel oder Nähzeug zur Hand. Auch der Nationale Frauendienst hat in den ersten Kriegswochen vorwiegend an der Lösung ähnlicher Aufgaben gewirkt.

Dabei ist es bewundernswert, in welchem Maße und in welcher Weise diesen Bedürfnissen genügt wurde. In wenigen Tagen wurden beispielsweise in Berlin großzügige Organisationen geschaffen. Eine ausreichende Zahl von Menschen wurde gefunden, die diesen Organisationen vorstehen konnten und mitarbeiteten. In den gleichen wenigen Tagen wurde Fühlung mit den Behörden gesucht und herbeigeführt, wurden alle erfahrenen Kräfte, alle bestehenden Wohlfahrtsorganisationen in den Dienst der Kriegsfürsorge eingespannt. Auch hier das Bild der wundervollen Einheit, die sich in unserem ganzen Vaterlande zeigte.

Aber neben dieser zupackenden, das Bedürfnis erkennenden Entschlossenheit griff auch eine gewisse Panik in der sozialen Fürsorge um sich. Wie manche Menschen beim Kriegsausbruch von der Angst gepackt wurden, verhungern zu müssen, so hatten auch die Leiter einiger Wohlfahrtsvereine das Gefühl, daß ihre alten Aufgaben an Wert verloren hätten, und sie wandten sich zum Teil plan- und sinnlos den neuen Kriegsaufgaben zu. Umgestaltungen von Vereinen wurden vorgenommen, die teilweise berechtigt, teilweise ganz unangebracht waren. Daneben fanden mancherlei wilde Neugründungen, ohne jede Rücksicht auf bereits Bestehendes, statt. Das Ergebnis davon war, daß einerseits viele Häuser, die für Lazarettzwecke eingerichtet

Digitized by Google

waren, leer standen, auf der anderen Seite verwahrloste Jugendliche nicht untergebracht werden konnten, weil Rettungshäuser und Asyle ihre Bestimmung aufgaben, in einem Augenblick, in dem die Gefahr der Verwahrlosung eher wuchs als zurückging! In der Zeitschrift für das Armenwesen wurde denn auch mit Recht ausgeführt, daß das Schließen von Erziehungshäusern in Deutschland bei Beginn des Krieges viel schädlicher sei, als das Öffnen der Strafanstalten in Belgien. Denn die freigelassenen Verbrecher können zwar im Augenblick Schaden anrichten, später aber wieder eingesperrt werden, während bei den verwahrlosten Kindern, deren Erziehung unterbrochen wird, das ganze Leben gefährdet wird.

Nicht immer aber war das Umwandeln von Fürsorgevereinen Schuld der Leiter, sondern vielfach auch Schuld des Publikums, das nicht weiter Geld für Leistungen geben wollte, die keine Kriegsaufgaben lösten. Von Sachkennern ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß die beträchtlichen Summen, die in den ersten Monaten für die Kriegswohlfahrtspflege zur Verfügung gestellt wurden, großenteils den in Friedenszeiten unterstützten Vereinen entzogen worden sind. Es war eben nicht möglich, sofort abzuwägen, welche Aufgaben wichtiger waren, ob die Aufrechterhaltung der alten Vereine oder die Schaffung von neuen. Und das gefühlsmäßige Interesse galt in erster Linie den Soldaten. Man gab für Liebesgaben, für die Armee des Kronprinzen, für die Truppenteile, in denen die eigenen Angehörigen stehen, oder versorgte Soldaten überhaupt. Es ist ganz charakteristisch für die psychologische Einstellung jener Zeit, daß so große Scharen von Mädchen und Frauen sich zur Verwundetenpflege drängten, daß es als besonderer Vorzug galt, „anzukommen". Daneben wandte sich das Interesse den Angehörigen von Kriegern zu, ferner den Flüchtlingen, und zwar taten die meisten viel lieber etwas für die ostpreußischen Flüchtlinge als für deutsche Flüchtlinge aus Belgien. Die Ostpreußen, die im eigenen Lande gewesen und darum gelitten hatten, schienen jedermann näher zu stehen. Schließlich berücksichtigte das Interesse die durch den Krieg arbeitslos gewordenen Personen. Und alle, die schon seit längerer Zeit der Fürsorge und Hilfe bedurften, die Armen von Friedenszeiten her, kamen erst in letzter Linie.

Diese Einstellung des Interesses, so begreiflich sie war, ist sehr hart für die letztgenannte Schicht. Denn ihre Bedürfnisse erfordern infolge der Teuerung einen größeren Aufwand als in Friedenszeiten, während ihre Einnahmen geringer geworden, fast alle freiwilligen Gaben ihnen entzogen sind. Man kann sich nicht damit trösten, daß ein jeder sich in Kriegszeiten einschränken muß. Denn von denen, die nichts zu opfern haben, kann man eben keine Opfer verlangen. Eine Herabdrückung der Lebenshaltung bedeutet für diese Kreise schlechthin eine Gefährdung von Leben und Gesundheit. Wenn daher die Frage beantwortet werden soll, wie Kriegs- und Friedensarbeit in der Wohlfahrtspflege in das rechte Verhältnis gebracht werden können, ob während des Krieges die Friedensarbeit absorbiert werden oder weiterbestehen soll, so wird man zunächst allen alten Vereinen zur Pflicht machen, soweit wie möglich jener Schicht von Bedürftigen im selben Umfang wie bisher zu helfen.

Weit schwieriger zu entscheiden ist die Frage, ob auch die soziale Arbeit aus Friedenszeiten, soweit sie nicht Armenpflege war, während des Krieges fortgeführt werden soll, ob sie nicht zugunsten dringenderer Aufgaben eingestellt werden kann. Solange man an eine kurze Dauer des Krieges glaubte, haben viele sich wohl gesagt, „wir können die Jugendpflege, die Volksbildungsarbeit, die Ferienkolonien zurückstellen". Aber je länger der Krieg währt, desto bedenklicher wird jede Unterbrechung der Arbeit, desto mehr gefährdet sie ihren Bestand, ihre Zukunft. Es handelt sich schlechthin darum, ob alles, was in Jahrzehnten mühselig aufgebaut ist, verlorengehen soll. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß die ganze Arbeit nicht nur weitergeführt, sondern daß sie in alter Kraft und Ausdehnung weitergeführt werden muß.

Das gilt sicherlich von allen Bestrebungen, die der Erhaltung des Lebens dienen. Die Kinderpflege im weitesten Sinne, Krippen und Kindergärten, die Wöchnerinnenfürsorge, die Kranken- und Rekonvaleszentenpflege, die Fürsorge für

Digitized by Google

Lungenkranke sind wichtiger und notwendiger geworden als je vorher. Niemals wußten wir so gewiß wie heut, daß von der Volkszahl nicht nur der Wohlstand, sondern auch der Bestand der Nation abhängt.

Weniger zwingend scheinen im Augenblick die Aufgaben zur Erhöhung des Lebens der Massen zu sein. Aber auch ihnen gegenüber wird man nur sehr zögernd eine erhebliche Einschränkung gutheißen können. Gerade die Versuche der Volksbelehrung und Bildung, die in den letzten Monaten vorgenommen wurden, die „Deutschen Reden in schwerer Zeit", haben gezeigt, wie sehr die Seele und der Geist der Masse hungert, mehr noch als sonst; wie nützlich und notwendig es ist, ihr Bildungsbedürfnis nicht dem Klatsch, dem Schundroman, dem Kino preiszugeben. Und auch die Soldaten schreiben immer wieder aus dem Felde, daß sie mehr nach geistigen als nach materiellen Liebesgaben Verlangen tragen.

Aber weiter: Nicht nur die Bestrebungen für die geistige und seelische Bereicherung des Volkes, auch die Bestrebungen zur wirtschaftlichen Ertüchtigung müssen fortgeführt werden (Berufsberatungsstellen, Fachschulen usw.). Denn nötiger als je wird die zweckmäßige Verwertung jeder Kraft, die Heranbildung von Qualitätsarbeitern in einer Zeit, die so viele leistungsfähige Menschen fortrafft. Der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Kriege, auf den wir hoffen und vertrauen, wird schließlich auch davon abhängen, ob die Daheimgebliebenen sich vorbereiten, um brauchbare und wertvolle Arbeit leisten, um die Lücken füllen zu können, die der Krieg gerissen.

Schließlich aber muß noch ein letzter Grund dafür genannt werden, daß die Wohlfahrtspflege des Friedens auch im Kriege fortgeführt werden sollte. Von dem Interesse und der Unterstützung, die wir jetzt dieser Arbeit geben, wird es abhängen, ob Deutschland weiter das Land der sozialen Reform bleiben will und kann, ob unserem Volke die einmal errungene Kulturstufe erhalten bleibt, oder ob es auf eine primitivere Stufe des gesellschaftlichen Lebens zurücksinken muß. Was jetzt an sozialen Bestrebungen zugrunde geht, kann in Jahrzehnten nicht wieder aufgebaut werden. Wie wir im Frieden für den Krieg gerüstet haben, so muß im Krieg für den Frieden gerüstet werden.

Aber wenn nun auch die alten Aufgaben fortgeführt werden müssen, so entsteht die Frage, ob die neuen Aufgaben von den alten Organisationen mit übernommen werden sollen. Das ist sicherlich angebracht in all den Fällen, in denen bestehende Vereine oder Anstalten dafür geeignet sind, schon weil sie über einschlägige Erfahrungen, brauchbare Einrichtungen, geschulte Persönlichkeiten verfügen. Man hat sich daher vielfach ihrer bedient, so z. B. bei der Arbeitslosenunterstützung, für deren Auszahlung die Gewerkschaften und Arbeitsnachweise nutzbar gemacht werden. Aber nicht immer ist derartiges möglich gewesen. Verwaltungstechnische Schwierigkeiten haben dem oft im Wege gestanden. So haben beispielsweise monatelang die guteingerichteten städtischen Krankenhäuser in Berlin leergestanden, nachdem sie für Verwundetentransporte freigemacht worden waren, während Brauereien und Vergnügungslokale, die zu Militärlazaretten umgewandelt worden waren, sofort belegt wurden, obgleich sie sicherlich nicht annähernd so gute Verpflegungsmöglichkeiten boten. Dergleichen kann nicht immer vermieden werden.

Aber wo nun alte Organisationen den neuen Aufgaben nutzbar gemacht wurden, muß geprüft werden, ob sie nach den gleichen Grundsätzen und mit den gleichen Methoden arbeiten dürfen, die sie gewohnt sind. Es ist das eine Frage von außerordentlicher Wichtigkeit. Oft hat man für die alten Methoden angeführt, daß es einen Niedergang der gesamten Armenpflege bedeute, wenn plötzlich all das, was lange Zeit als richtig anerkannt wurde, vernachlässigt oder über Bord geworfen wird. Auf der anderen Seite ist dagegen eingewendet worden, daß man mit der etwas langsameren und gründlicheren Arbeit der Friedenszeit nichts anfangen kann, wenn es sich darum handelt, außerordentliche Massenbedürfnisse zu befriedigen und wenn man täglich neue Gesetze und Verordnungen ausführen muß.

Digitized by Google

Aus beiden Ansichten heraus muß ein Mittelweg gefunden werden. Die Friedenswohlfahrtspflege muß sich dem Krieg und seinen Notwendigkeiten anpassen. Sie muß weniger bureaukratisch verfahren, und auch für die Entscheidungen der leitenden Organe ihrer Vereine werden demokratische Methoden zugunsten schneller Bereitheit zurücktreten müssen. Aber umgekehrt muß die Kriegswohlfahrtspflege sich die Methoden der Friedenswohlfahrtspflege soviel wie möglich zu eigen machen. Um ein konkretes Beispiel anzuführen, handelt es sich darum, ob sie individualisieren kann und soll. Es ist das sicherlich bei dem Ansturm, der in den ersten Wochen nach Kriegsausbruch stattfand, gar nicht möglich gewesen. Aber es muß das doch ein Ziel bleiben, das dauernd angestrebt wird, wenn Bettel und Müßiggang nicht befördert, die Bedürftigsten wirklich gefunden werden sollen. Gibt es doch weite Schichten, die die Zeitlage ausbeuten, die sich darauf verlassen, daß die Kriegswohlfahrtspflege sie versorgen muß. Während auf der einen Seite für bestimmte Dienstleistungen (Aufwartungen, Zeitungstragen u. dgl.) kaum Frauen zu haben sind, weil viele, die es sonst gewohnt sind, jetzt keine Arbeit annehmen wollen, wird die bittere Not anderer nur erkannt, wenn man ihr aufmerksam nachgeht.

Im Grunde liegt deshalb die vornehmste Aufgabe beispielsweise der Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes darin, zu individualisieren, das zu tun, was der Staat und die Gemeinde nicht tun können. Diese können nur gleichmäßige Normen für die Unterstützungsansprüche schaffen. Vor ihnen steht der Gelegenheitsarbeiter, der nur 18 *M* wöchentlich verdiente, mit den gleichen Ansprüchen da wie der hochgelernte Arbeiter, der es auf 50 *M* gebracht hat. Sie geben der Kriegerfrau die gleiche Unterstützung, ob der im Felde stehende Mann ein Bildhauer oder Schriftsteller oder ob er ein ungelernter Arbeiter war. Die Frau des Kriegers oder die Witwe muß sich an die gleiche Stelle wenden, muß die gleichen Eingaben machen, mag sie nun die Tochter oder die Frau eines Gelehrten oder die eines Handwerkers sein. Und je höher der einzelne im Beruf stand, desto tiefer ist die Not, in die plötzlich seine Familie sinkt. An die Fürsorgestelle für Angehörige der freien Berufe, die der Nationale Frauendienst in Berlin geschaffen hat, haben sich neben zahlreichen andern hochstehenden Existenzen, neben Musikern, Schriftstellern, Gelehrten, Malern, auch mehrfach deutsche Flüchtlinge aus dem feindlichen Ausland gewendet, Männer, die in Paris oder Brüssel ein Einkommen von 20- bis 50000 Fr. hatten, und die zunächst hier ohne Ausweispapiere, ohne Geld, ohne ein Unterkommen oder ohne Betten und Möbel und Hausgerät dastanden. All diesen muß durch individualisierende Fürsorge geholfen werden, und zwar vielfach mit anderen Mitteln geholfen werden, als die Wohlfahrtspflege es im allgemeinen gewohnt ist. So erscheint es ganz unangebracht, solche Bittsteller immer mit gutem Rat überhäufen zu wollen. Vielfach ist in solchen Fällen Unterstützung mit einer größeren Geldsumme angebracht, ohne daß die gebende Institution die Verwendung dieser Summe zu überwachen braucht. Bei andern durch den Krieg in Not geratenen Personen ist es um so notwendiger, einen gewissen Druck auf sie auszuüben, damit sie eventuell bereit sind, auch eine Arbeit zu ergreifen, die außerhalb ihres bisherigen Berufes liegt. Es ist hier insbesondere an Artisten, an Pensionsbesitzerinnen oder Zimmervermieterinnen, aber auch an Künstler der untersten Stufen zu denken. Diese Kreise soll man nicht versorgen, indem man sie ernährt, sondern indem man versucht, ihre Kräfte in neuer Weise wirtschaftlich zu verwerten. Es wird dabei nicht immer mit Arbeitsvermittlung allein gemacht sein; vielmehr wird in manchen Fällen die Fürsorge dahin zielen müssen, eine neue Ausbildungsgelegenheit zu gewähren. Das dürfte unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten ein besserer Weg sein, als wenn man der Bevölkerung rät, in die Theater, Kinos und Cafés zu gehen, damit auf diese Weise Leute erhalten werden, deren Existenz niemals eine sichere war, und die auch nach Friedensschluß eine sehr unsichere bleiben würde. Nicht nur der Volkswirtschaft, sondern dem betreffenden Hilfsbedürftigen ist damit am besten gedient. Die Arbeitsbeschaffung nimmt gerade in der Kriegswohlfahrtspflege einen besonders wichtigen Platz ein. Einmal gegenüber denen, die sich zu leicht auf Geldhilfe ver-

Digitized by Google

lassen und nicht arbeiten wollen, dann aber gegenüber den höherstehenden Bevölkerungsschichten, die sich viel um Arbeit bemühen, eine Unterstützung durch Geld aber nicht annehmen, sondern aus einem übertriebenen Ehrgefühl heraus lieber hungern würden.

Eine aussichtsreiche Aufgabe, die noch viel zu wenig gepflegt wird, ist die Beratung von Frauen, die das Geschäft des Mannes weiterführen möchten. Durch Hilfe von Sachverständigen wäre sicherlich dabei eine große soziale Aufgabe zu lösen. Diese Frage gewinnt besondere Bedeutung für die Versorgung der Witwen der im Felde Gefallenen.

Der Gedanke der Individualisierung muß auch auf andere Gebiete als die eigentlich armenpflegerische und fürsorgerische Tätigkeit angewendet werden. So muß die Frage, ob Volksküchen in großem Umfang gegründet oder ob statt dessen Unterstützungen in Naturalien oder in Geld gegeben werden sollen, auch in diesem Sinne beantwortet werden. Man soll nicht ohne zwingenden Anlaß Familien aus der gewohnten Form des Lebens herausreißen, in die sie sich doch später wieder hineingewöhnen sollen. Die Gewährung von Mahlzeiten in Speiseanstalten wird deshalb nur da angebracht sein, wo Personen aus irgendeinem Grunde nicht imstande sind, in der eigenen Häuslichkeit ihre Mahlzeiten einzunehmen. Mit Recht sagt Klumker, daß selbst die Gewährung von Naturalien statt Geld eine leise Verführung zu unwirtschaftlichem Verbrauch mit sich bringt. „Familien, die mit Geld wirtschaften können, soll man dabei lassen; die es nicht gut können, erziehe man dazu. Denn diese Kunst ist in unserer Wirtschaftsordnung, in der diese Leute doch leben, die unentbehrlichste Grundlage selbständigen Haushaltens." Ähnliches gilt für die Unterbringung von Kindern in Horten usw., die nur da erfolgen soll, wo man den Müttern lohnende Arbeit nachweisen kann.

Liegt es bei diesen Kriegsaufgaben auf der Hand, daß sie sich mit Friedensaufgaben berühren, und daß die bestehenden Vereine und Anstalten zu ihrer Befriedigung mit herangezogen werden können, so trifft das auch bis zu einem gewissen Grade für die neuen Aufgaben zu, die der Krieg der sozialen Arbeit stellt: die Fürsorge für die Kriegsinvaliden und für die Hinterbliebenen der gefallenen Krieger. Es braucht auf die besonderen Probleme dieser Arbeitszweige hier nicht eingegangen zu werden, da sie bereits ausführlich in diesen Blättern erörtert worden sind.

Wenn daher zusammenfassend gesagt werden kann, daß die Kriegsarbeit dieselben Methoden und Grundsätze anwenden soll wie die Friedensarbeit, so müssen trotzdem die bewährten sozialen Arbeiter sich den neuen Verhältnissen anpassen, sich völlig neu für diese Aufgaben einstellen. Sie müssen sich von manchen Gewohnheiten freimachen, die sie in jahrzehntelanger Arbeit erworben haben; denn in der Kriegsfürsorge haben wir es allgemein mit einer ganz anders gearteten Klasse von Bedürftigen zu tun. Sie sind viel weniger durch eigene Anlage zu wirtschaftlicher Schwäche oder durch eigenes Verschulden in Not geraten. Diese ist ihnen vielmehr durch äußere Verhältnisse aufgezwungen. Auch die Tatsache, daß viele mittelstandsähnliche Existenzen früher gut gelebt und nicht genug gespart haben, um über den Krieg durchhalten zu können, ist ein Vorwurf, der jüngeren Leuten gegenüber keine ausreichende Berechtigung hat. Es ist das kein Kriterium für ihre wirtschaftliche Unzulänglichkeit; denn auf die Erschwerung der Erwerbsverhältnisse durch den Krieg konnte eben niemand eingestellt sein. Für die wirtschaftlich Entwurzelten ist es unendlich schwer, sich von der Welle tragen zu lassen, die weite Kreise des Volkes moralisch in die Höhe hebt; den Schwung der Zeit mitzuempfinden, wenn für sie alles bedroht, wenn ihnen die Existenz genommen ist, die sie sich mühselig erarbeitet hatten; wenn sie völlig unfähig vor neuen Schicksalsfragen stehen. Denen, die ein solches Geschick mit Würde tragen, können wir anderen nur mit Bewunderung begegnen. Stärker noch als sonst und zwingender haben die Helfenden deshalb die Pflicht, jedes Gefühl der Distanz zu den Hilfsbedürftigen zu überwinden und ihnen als Gleiche gegenüberzustehen. Mehr noch

Digitized by Google

als sonst müssen wir mit ihnen mitfühlen und mitleiden, müssen wir für sie als Freunde mitempfinden.

Eines wird für alle Helfenden diese Aufgabe leichter machen, daß nämlich ihre eigene Empfindungsfähigkeit mehr als in andern Zeiten aufgerührt ist. Einem jeden kostet der Krieg Opfer, einem jeden hat er viel genommen, alle hat er in Sorgen und Bangen, die meisten hat er in Trauer versetzt. Viele wird das fähiger machen, andere Leidende zu verstehen und ihnen beizustehen.

Und damit ist ein letztes Bedürfnis schließlich berührt, das in dieser Zeit besondere Beachtung erzwingt. So kultiviert auch die Methoden sein mögen, mit denen die Kriegsfürsorge sich ausstattet, so hat sie doch in erster Linie mit den elementaren, mit den primitiven menschlichen Bedürfnissen zu tun und diese zu befriedigen: die Hungrigen zu speisen, die Frierenden zu kleiden, die Kranken zu pflegen. Aber je länger der Krieg fortschreitet, desto mehr kommt noch ein andres hinzu. Die Kriegsfürsorge hat auch die Trauernden zu trösten. Mehr als zu jeder anderen Zeit haben wir in der sozialen Arbeit Seelsorge zu treiben. Wir haben aufzurichten, wo Verzweiflung und Angst vorhanden, wir haben beizustehen, wo Tod und Trauer eingezogen ist. Wir haben die Witwe in ein neues Leben, das sie sich gestalten muß, zu geleiten.

Das sind schwere Aufgaben für die Helfenden. Aber sie sind auch schön. Denn sie erweitern die Möglichkeiten der Hilfe über das Materielle hinaus, das doch meist unzureichend, immer unbefriedigend, oft für den Helfenden beschämend bleibt.

Es muß im Anschluß an diese Erörterungen noch ein Wort über die Erfahrungen gesagt werden, die in bezug auf die helfenden Kräfte in der Kriegswohlfahrtspflege gemacht worden sind. Dabei war zu Ausbruch des Krieges als erfreuliche Tatsache bemerkbar, daß Scharen von Helferinnen den neuen Aufgaben zuströmten; so große Scharen, daß man sie warnen und zurückhalten mußte, Arbeiten zu übernehmen, die ihrer Natur nach bezahlte Leistungen bleiben mußten. Immerhin bedeutete dieser Ansturm von neuen hilfsbereiten Kräften doch für alle, die in sozialer Arbeit standen, die Erfüllung von jahrelang gehegten Hoffnungen und Wünschen. Der Appell, der in Friedenszeiten nicht gehört wurde, vielleicht nicht die richtige Überzeugungskraft in sich trug, fand nun bereite Herzen, Köpfe und Hände.

Ein anderes drängte sich daneben schon bei den Erfahrungen der ersten Kriegswochen auf: daß nämlich die Friedensarbeit der Kriegsarbeit die Offiziere stellte, daß die Leiterinnen und verantwortlichen Mitarbeiterinnen fast alle aus der organisierten Frauenbewegung entnommen werden mußten. Gerade die Kriegswohlfahrtspflege hat in überzeugender Weise den Wert, die Unentbehrlichkeit der sozialen Schulung bewiesen, hat jedem Mitarbeiter vor Augen geführt, daß auch auf diesem Gebiet Dilettanten nur schwer nutzbar zu machen sind. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß nicht auch für diese wie für jede andere pflegende, fürsorgende Arbeit Talente geboren werden. Gerade die schnell organisierte Kriegsarbeit hat solchen Gelegenheit gegeben, ihre Anlagen zu erproben und zu bewähren. Aber das sind Vereinzelte. Die Masse der neuen Mitarbeiter war nur mit Erfolg in die Arbeit einzureihen, wo es gelang, sie erfahrenen und leitenden Persönlichkeiten zur Seite zu stellen.

Doch auch für die erfahrenen sozialen Arbeiterinnen ist die Einordnung in die Kriegsarbeit nicht immer leicht gewesen. Die Anforderungen, die dabei an ihre Zeit und Kraft, an ihre physische und psychische Leistungsfähigkeit gestellt werden, sind außerordentlich groß. In Berlin beispielsweise mußten die Mitarbeiter für den Norden und Osten der Stadt aus entfernten Gegenden herangezogen werden, was schon allein einen erheblichen Kraftverlust — gesteigert durch die schwierigen Verkehrsverhältnisse — bedeutet. Die Arbeit, die viele täglich vom frühesten Morgen bis zum späten Abend in Anspruch nimmt, ohne jede Unterbrechung, ohne Ferien, und auf eine ungewisse Zeit hinaus, verlangt ein so großes Maß von Ausdauer, Gewissenhaftigkeit, Geduld und Pflichtgefühl, so daß es schon allein als eine Belastungsprobe für den Charakter aller derer angesehen werden kann, die dabei durchhalten. Dabei

Digitized by Google

ist doch auch die Art der Arbeit in gewisser Weise schwieriger und unbefriedigender als die Tätigkeit in Friedenszeiten. Denn erstens muß der einzelne sich viel bedingungsloser einordnen, wo er gebraucht wird, und viele erfahrene Arbeiterinnen müssen Leistungen übernehmen, die ihre Fähigkeiten auch nicht annähernd ausnutzen, müssen primitivere Arbeit als sonst tun. An Stelle von Reformarbeit tritt die Fürsorge, an Stelle organisatorischer Aufgaben die praktische Kleinarbeit. Dazu kommt, daß durch die Massenhaftigkeit der Bedürfnisse, die an die Helfenden herantreten, die Arbeit häufig mechanischer, eintöniger wird, daß gerade dadurch noch leichter und öfter Enttäuschungen eintreten als bei einer Fürsorgearbeit, die dem Bedürftigen tiefer nachgehen kann. So empfinden denn nur allzu oft die Helfenden den Sinn der Worte:

„Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim kehr ich mit bescheidenem Verlangen."

Es ist der Schreiberin dieser Zeilen vor kurzem durch einen jungen Nationalökonomen die Frage vorgelegt worden, ob es denn nicht richtiger wäre, die ganze Hilfsarbeit jetzt einzuschränken, die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes etwa zu schließen, um nicht so viele gute Kräfte zu „verschwenden". Auf diese Frage, die vielleicht in Stunden der Entmutigung auch manche Helferin sich selbst stellt, kann es nur eine Antwort geben: alle unsre Intelligenz, all unser Können ist so gut wie wertlos, wenn wir nur daran denken, welche Arbeit wir leisten möchten, welche Arbeit wir für die Nutzbarmachung unserer Kräfte brauchen, anstatt daran, welche Arbeit uns braucht, und was unsre Arbeit in uns und von uns braucht und verlangt. Wo liegt die größte Ehre und das größte Verdienst bei der Arbeit? Was würde man von einem Soldaten denken, der im Felde einen ehrenhaften aber schwierigen Posten erhält, und einwenden würde, daß er lieber erst in seinen Schießübungen fortfahren und es zu größerer Fertigkeit bringen möchte, oder auch von einem Pionier, der auf einen verlorenen Posten geschickt wird, auf dem er keine Ehre, keine Auszeichnung gewinnen kann, und der diesen Posten ablehnen möchte. Es ist klar, was das auf die Frauen dieser Tage angewendet, bedeutet. Gewiß möchte eine jede lieber hinaus zu den Verwundeten, sie pflegen, darin den Krieg wirklich und aus der Nähe miterleben. Aber das ist bei vielen doch eigentlich ein selbstischer Grund. Denn auch ohne das — in der Heimat, bei der Fürsorgearbeit — erleben wir den Krieg. Wir erleben ihn, wenn auch nicht an der Front, so auf dem Wachtposten, der doch auch nötig und unentbehrlich ist.

Wenn unsere Brüder im Felde das alte Prophetenwort „Herr, hier bin ich, sende mich!" im tiefsten Sinne begreifen lernen, wenn es für viele unter ihnen wieder zum Inbegriff aller Religion geworden ist, so soll es auch zu denen hinklingen, deren Pflichten in der Heimat liegen. Auch sie müssen bereit sein, bedingungslos dahin zu gehen, wo sie und ihr Leben gebraucht werden.

Digitized by Google

Eine deutsche Frau in Tsingtau.

Nachdruck verboten.

Tsingtau, 3. Dezember 1914.

Wenn Ihr nur das Telegramm bekommen habt, das bald nach dem Fall der Festung Euch melden sollte, daß wir beide gesund sind. Es ist ein Wunder, daß uns nichts passiert ist, und noch ein größeres, daß in der Stadt nicht eine Zivilperson umgekommen ist, trotzdem die Japaner vom 31. Oktober ab ein Höllenfeuer auf die ganze innere Stadt loßließen. Sie haben gesagt, daß, wenn wir uns jetzt nicht ergeben hätten, sie die innere Stadt einfach mit Granaten zugedeckt hätten. Ein Volltreffer ging in G.s Druckerei, oben ins Dach, er war gerade herausgegangen. Die eine Wand des Gebäudes wurde herausgerissen. In einem Hause ist der ganze Anbau für die Treppen weggerissen, die obersten Stufen hängen in der Luft. Ganz dicke Granitplatten sind auf der Straße hochgeworfen, nachdem das Geschoß schon vorher ein halbes Haus in Trümmer legte. Von den Schiffen wurde mit 30,5-cm-Geschossen gefeuert; einige davon gingen direkt ins Hotel „Prinz Heinrich", das als Festungshilfslazarett eingerichtet war. Das war am Morgen der Übergabe. Die Stunden da unten im Keller während dieser letzten heftigen Beschießung waren furchtbar. Wir hatten uns schon an den Zustand gewöhnt. Die ganzen letzten Tage wohnte und schlief ich schon in unserm Keller und ging dann oft in heftigem Feuer ins Rote Kreuz zurück. Die Stücke flogen mir dabei um die Ohren; ich nahm oft welche auf, die noch heiß waren. Wie oft bin ich auch ganz draußen gewesen und habe Kaffee hinausgebracht. Ich hatte immer das Gefühl, daß es keinen Zweck hat, sich irgendwie in acht zu nehmen. Wenn uns etwas hätte passieren sollen, dann hätte eben auch der bombensicherste Unterstand nichts genützt. Aber eben der Eindruck der letzten Stunden war so schrecklich. Die ganze Nacht hindurch hielt die ununterbrochene Beschießung an. Wir hielten uns alle im Keller des Roten Kreuzes auf. Matratzen waren ausgebreitet, damit man etwas ruhen sollte, denn man war fast am Ende seiner Kraft durch die anstrengende Pflege und die seelische Erregung, die nun schon Monate dauerte. In den Gängen lagen die Verwundeten, in einem besonders tiefen Verließ die Schwerkranken. Dann war dort alles zusammengedrängt, was sonst noch im Hause war oder aus den Nachbarhäusern zu uns geflüchtet kam. Kleine Kinder schrien, die Leute lagen zusammengedrängt auf den Stühlen und Bänken, und dazu draußen das ohrenbetäubende Getöse. Die Geschosse flogen mit Zischen und Heulen über uns hinweg, um immer in nächster Nähe zu krepieren. Türen und Fenster klirrten ununterbrochen. Dazu kam noch ein Flieger und warf Bomben, und in der Stadt wurde Alarm geblasen. Etwa um 5 Uhr wurde es für eine halbe Stunde still. Wir liefen sogleich nach draußen, da wir glaubten, nun sei Ruhe. Es war schon hell. Die See lag in wunderbarer Beleuchtung da. Man

Digitized by Google

dachte unwillkürlich, wie schon so oft, nun aber mit Trauer und Wehmut: „Wie schön ist doch unser Tsingtau!“ — denn es konnte nun doch nicht mehr gehalten werden.

Wir hörten das Infanteriefeuer schon ganz nahe. In der Arkona-See dampften feindliche Schiffe. Riesige Feuergarben stiegen auf Hudchonhuck- und Tsingtaubatterie auf. Die Geschütze wurden gesprengt, sie sollten nicht in Feindeshand fallen. Die Signalstation brannte; dort, wo noch vor wenigen Tagen unsere braven Leute hochgeklettert waren im heftigen Feuer, um an Stelle der von den Japanern heruntergeschossenen Reichsflagge eine andere zu hissen, lag nun ein Trümmerhaufen. Wir fühlten alle, daß nun das Ende da sei. Gesprochen wurde nicht viel, aber da war wohl niemand, der nicht feuchte Augen hatte. Wir dachten auch an die braven Jungen draußen, die noch ins Gras beißen mußten.

Gedrückt gingen wir zu unsern Kranken zurück, um sie zu besorgen. Da setzte noch einmal eine mörderische Beschießung ein. Zunächst ging das elektrische Licht aus und um uns war rabenschwarze Nacht. Von den Stallaternen, die schon vorsichtshalber aufgehängt waren, waren natürlich, wie das ja meistens so ist, die dort angebundenen Streichhölzer verschwunden. Aber bald brannten zum Glück all die trüben Flämmchen doch noch. Und Schlag auf Schlag kam es nun auf uns herab. Bei jedem neuen Heulen, das näher und näher kam, dachte man wohl, jetzt müßte der Bau über uns zusammenbrechen. Aber immer noch ging es dicht daneben. Vier Volltreffer hatte das Rote Kreuz bekommen. Einer ging ins Kesselhaus. Daß der Kessel nicht explodiert ist, ist wie ein Wunder zu betrachten.

Um 6^{25} Uhr wurde dann die weiße Fahne auf dem Signalberg hochgezogen, und sofort hörte das Artilleriefeuer auf. Man hörte schon ganz nahe die Banzairufe (Hurrarufe) der Japaner. Sie waren auch sofort drin und ich sah noch viele unserer Leute, die an den Ecken ihre Gewehre zerschlugen, damit man sie ihnen nicht heil abnehmen konnte.

Es war mir ein ganz merkwürdiges Gefühl, daß man auf die Straße treten konnte, ohne das ununterbrochene Dröhnen um sich zu haben; es war, als ob eine Maschine plötzlich stillstand. Unsere Batterien hatten ja seit Wochen unausgesetzt Feuer gespien. Wenn wir auf irgendeinen hohen Punkt gingen, auf den Berg, auf dem das Observatorium steht, und uns die Schlacht ansahen, dann hörte und sah man kaum noch, wie die schweren Geschosse ununterbrochen über uns hinpfiffen. Am 30. Oktober noch sahen wir von dort aus, wie sie vom Lande aus auf unsern „Tiger“ feuerten, der im Hafen lag. Ganze 100 Schuß haben sie abgegeben und schließlich nur den Schornstein abgefegt. Die Besatzung war längst herunter, da das Schiff versenkt werden sollte. All die Schiffe liegen nun hier in der Bucht auf dem Grunde; der Feind hat keins wegnehmen können. Auch der „Iltis“, der hier draußen so berühmt geworden war, ist ihnen entgangen. Ich glaube, er war es, der sich beim Sprengen kerzengerade mit der Spitze nach oben aufrichtete, als wollte er sich aufbäumen, um dann zu versinken.

Die Japaner und Engländer schossen herzlich schlecht. Am 31. Oktober nahmen sie mit 30,5-cm-Geschossen die Iltisbatterie unter Feuer, gaben 213 Schuß ab, d. h. über eine Million Mark in die Luft gepufft, und richteten keinen Schaden an. Wir beantworteten die Einschläge. Es war jedesmal, als wenn sich ein Krater öffnete und Felsstücke, Sand, Rauch und Feuer gen Himmel spie. Das

Digitized by Google

Getöse war dementsprechend, zumal wenn von uns aus auch gefeuert wurde. Ich bin auch einmal dabei gewesen, als eine unserer Batterien schoß. Sie lag ziemlich weit draußen, bei Taitungschen. Die Österreicher hatten dort ihre Geschütze von der „Kaiserin Elisabeth", die sehr weittragend waren, mit denen sie den Stab aus Litsun vertrieben und selbst Tunlitsun beschossen, aufgestellt. Ich hatte ihnen gerade Essen herausgebracht, als Feuerbefehl kam. Der Luftdruck bei dieser Schießerei war doch so, daß ich selbst fast mit hochflog.

Diese Batterie hat dann gleich am 31. Oktober schwere Verluste erlitten, wie überhaupt Bruder Österreich, der treu an unserer Seite focht, viel tapferes Blut verloren hat. Es ist ja hier so unendlich viel geleistet worden. Wie haben die Leute an den Befestigungen gearbeitet, was ist da draußen nicht noch alles entstanden! Man sah hier kaum einen Mann, der nicht Uniform trug. Am meisten habe ich die kleinen 15 bis 16 jährigen Jungen bewundert, die bis zum letzten Augenblick Autoführer waren und Munition, Dynamit usw. bis in die ersten Reihen fuhren. Eine einzige Schrapnellkugel, ein Sprengstück einer Granate hätte ja genügt, um das ganze Gefährt in die Luft gehen zu lassen.

Aus dem ganzen Osten sind die Deutschen hierher geströmt, um uns zu helfen. Oft haben sie sich mit den größten Schwierigkeiten, z. B. von Kanton ab als Chinesen verkleidet, bis hierher durchgeschmuggelt. Unsere Feinde haben uns auch deshalb für viel stärker gehalten und waren doch beschämt, als sie mit so ungeheurer Übermacht einzogen und hier ein so kleines Häuflein Menschen vorfanden, die Deutschlands Ehre hier verteidigen wollten, und Deutschlands Ehre auch gerettet haben. Wir waren doch einer mehr als zehnfachen Übermacht auf die Dauer nicht gewachsen. Die Japaner sind mit 50 000 Mann hier gelandet, von denen 40 000 vor Tsingtau gestanden haben; die anderen waren in Schantung verteilt. Dazu kamen die Engländer, die sich aber meist im Hintergrunde hielten und Fersengeld gaben, sobald sie unserer Feuerlinie nahe kamen, und die Inder, die jedoch nur gezwungen und sehr ungern mit England gegen uns fochten. Das Verhältnis der beiden Verbündeten war auch ein sehr schlechtes. Auch bei unseren braven Truppen zeigte sich die Abneigung gegen John Bull viel deutlicher als gegen Japan, das nur von seinen Bundesgenossen gegen uns in den Krieg getrieben war. Kam ein Zug Engländer vorbei, so kehrten unsere Truppen ihnen immer wie auf Kommando die Kehrseite zu.

Als Besiegte haben wir uns hier draußen auf dem Stückchen deutscher Erde, das uns im fernen Osten eine Heimat war, nicht einen Augenblick gefühlt, am wenigsten den Engländern gegenüber, die jetzt den Mund in gewohnter Weise voll nehmen, und sich immer an erster Stelle als diejenigen nennen, denen der Fall von Tsingtau zu danken ist. In englischen Zeitungen steht zu lesen, daß außer den deutschen Gefangenen, die nach Japan gebracht seien, noch 4000 Mann nach Kanada verschifft worden seien. Dabei haben nur 3800 Mann die Festung so fabelhaft lange gehalten. Von diesen waren noch viele krank; es gingen die ab, die beim Roten Kreuz, bei der Feuerwehr, bei den Wachen der innern Stadt waren, so daß in der Front rund 3200 Mann einschließlich derjenigen sich befanden, die die Batterie bedienten. Und unsere Front ist 6 km lang. Die Leute haben Unglaubliches geleistet. Z. B. waren in einem Infanteriewerk Nr. 5, 220 Mann beschäftigt, von denen jede Nacht 145 Mann auf Posten ziehen mußten und das

Digitized by Google

von Mitte August an. Da kann man sich ungefähr ausrechnen, wie oft Schlaf möglich war. Dazu kamen dann die vielen Erdarbeiten, die am Tage gemacht werden mußten, und die Wolkenbrüche im September, nach denen vieles wieder einstürzte und die Kasematten, in denen die Leute geschichtet über- und nebeneinander lagen, fußhoch voll Wasser liefen. Und dann zum Schluß der Mangel an Nahrungsmitteln! Die Japaner waren ja schon so nahe heran, daß sie jeden einzelnen Mann, der sich auf der Straße zeigte, mit Schrapnells beschossen, so daß es fast unmöglich wurde, Essen für die Leute herauszuschaffen.

Und wie viele waren unter diesen Leuten, die nie vorher das Schwert geführt hatten! Aber das Bewußtsein, daß wir Deutsche sind, hielt uns aufrecht, und die Siegesnachrichten, die von Hause durchkamen, listig in den Zopf eines Chinesen eingeflochten oder auf sonst eine andere heimliche Art durchgeschmuggelt, denn Telegramme oder Zeitungen gab es überhaupt nicht mehr, fachten die Begeisterung immer wieder an und stärkte die, die schon am Ende ihrer Kraft waren.

Eitel Jubel herrschte überall, in den Werken, den Batterien, bei den Verwundeten und in den Lazaretten, als unser Kaiser uns durch sein Telegramm zeigte, daß er und ganz Deutschland trotz der schweren Zeiten daheim an uns dachte. Es waren nicht nur die Truppen, die dieses Gedenken hochriß, auch wir Frauen, die wir uns zur freiwilligen Krankenpflege gestellt hatten, fühlten die Ermattung nicht mehr. Wir fühlten uns alle mit als Soldaten, wenn wir auch oft glaubten, nicht mehr weiter zu können. Von früh um 6 Uhr bis spät abends auf den Beinen, die schrecklichen Verwundungen mitansehen — — und zu alledem waren von den meisten von uns die Männer draußen im Felde. Wir wußten genau, wo sie lagen, und Schreck und Angst malte sich auf allen Gesichtern, wenn ein neues Gefecht im Gange war und neue Verwundete hereinkamen. Einmal konnte es doch der eigne Mann sein, der da hereingetragen wurde, oder man mußte hören, daß er im Felde geblieben sei! Dazu keine Nacht Ruhe. Sowie man sich abends todmüde im Keller oder sonst irgendwo auf seine Matratze warf, ging das Pfeifen und Dröhnen der Geschosse los.

Das waren trübe Stunden. Und doch verflogen sie, und trotz des Ernstes der Lage brach immer wieder ein gesunder Humor durch, der alle erfrischte. Mußte man nicht lachen, wenn man das Bein eines Kranken gut betten wollte und fand zwischen den Sandsäcken, die es stützen, und der Eisblase einen Flaschenhals hervorlugen? Das Tsingtauer Bier mußte doch die richtige Temperatur haben! Zum Glück hat von all den Frauen, die da pflegten, keine einzige ihren Mann verloren. Es ist wunderbar, wie alle gerettet wurden. Nicht nur draußen im Felde, auch hier in der Stadt sind förmlich Wunder geschehen; man mußte an eine gnädige Hand glauben, die über uns schwebte.

Als aber dann am 7. früh die weiße Fahne gehißt wurde, da brach eine große Mutlosigkeit über uns herein. Nun war alle die Arbeit und das große Ringen umsonst gewesen! Als dann die Verwundeten hereingebracht wurden, brach mancher in seinem Bett in wildes Schluchzen aus, nicht nur weil er mit seinen Nerven nach diesen schweren Monaten am Ende war und weil die Wunde schmerzte, sondern wohl in erster Linie, weil das Stückchen Deutschland hier draußen im fernen Osten nun verloren war. Ein kleiner Österreicher, der eben aus der Narkose erwachte, plapperte immer vor sich hin: „Tsingtau muß wieder deutsch werden, Tsingtau muß wieder deutsch werden!“

Digitized by Google

Draußen aber bei den Werken, da mögen die Japaner und Engländer sich gewundert haben. Als die Festung übergeben war, stellte sich der Feldwebel Runge, der schon damals mit in Tientsin gewesen war, vor seine Leute und stimmte ein Lied an. Zögernd fielen die ersten ein, andere folgten, bis von der ganzen Linie ein brausendes Dankgebet gen Himmel schallte: „Ich bete an die Macht der Liebe".

Heimatchronik.[1]

Dienstag, 20. April.

Stärker als je irgendwelche Berichte oder Bilder bringt eine Ausstellung von Dettmanschen Kriegsskizzen die furchtbare Gegenwart des Krieges. Das Nebeneinander unserer ahnungslosen Sicherheit mit den unvorstellbar grausamen Dingen da draußen — von dem immer ein beschämendes und drückendes Gefühl mit uns geht — kann man nicht erschütternder erleben, als wenn man von dem heiteren Pariser Platz, dessen unbekümmertes Alltagstreiben eine strahlende Frühlingssonne segnet, in diesen Saal voll Tod und Grausamkeit und Zerstörung kommt. Zu wissen, daß diese Bilder Wirklichkeit waren, während wir in unseren Wohnungen geruhsam aßen und tranken und schliefen! Wahrscheinlich sind diese Skizzen künstlerisch stark, aber darüber wird sich niemand, der sie sieht, Rechenschaft geben können, so gewaltig spricht der Stoff — diese furchtbare Symphonie der Vernichtung von Leben, Arbeit, Besitz und Liebe. Aus jedem Bild schreit es heraus: diese harte, unerbittliche Mißachtung menschlicher Mühe. Jede Einzelheit predigt es — bis zu der zerspaltenen Telegraphenstange, die dem Beschauer entgegenstürzt, umwirrt von dem sinnlosen Geflecht zerrissener Drähte — jeden von ihnen hat einmal eine sorgsame Hand planvoll befestigt. Transporte durch tiefen Schlamm, ohnmächtiges Zerren zu Tode gequälter Pferde, verzweifeltes Stemmen blasser Menschen an den Radspeichen! Und diese grausigen Formen des Todes bei Menschen und Tieren! Mitten in all diesem eine Skizze: „Kriegsfreiwillige". Fromme, reine Knabengesichter voll heiliger Entschlossenheit!

Der Parteivorstand der Sozialdemokratie hat folgende Kundgebung veröffentlicht:

„Die Vertreter der Sozialdemokratie Deutschlands, Österreichs und Ungarns haben am 12. und 13. April (in Wien) eine Aussprache gehabt, bei der sich volle Übereinstimmung in ihrer Auffassung ergab:

Trotz der langen Dauer des Krieges sind die Völker in allen Ländern unbeugsam entschlossen, mit aller Kraft ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu verteidigen. Aber der Krieg — unerhört in Ausdehnung, Heftigkeit und Dauer — hat über die Menschheit überall entsetzliches Elend gebracht, Millionen von Leben vernichtet, unermeßliche durch die Arbeit von Generationen aufgehäufte Kulturgüter zerstört. In verhängnisvoller Weise hat sich die Voraussage unserer bewährtesten Kenner der Wirtschaft und Geschichte auf allen internationalen sozialistischen Kongressen nunmehr bewahrheitet, daß das fortgesetzte Wettrüsten zu einer Weltkatastrophe führen werde. Am meisten leidet überall naturgemäß das Proletariat, insbesondere auch unter den wirtschaftlichen Folgen des Krieges. So muß in gleicher Weise in allen Ländern, nicht nur in den kriegführenden, sondern auch in den neutralen, die Sehnsucht nach Beendigung des Krieges und nach dem Frieden anwachsen.

[1] Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe" Nr. 17 ff. 1915.

Digitized by Google

Insbesondere wird beim Herannahen des Maitages der Gedanke an die Solidarität aller Völker lebendiger als je die Herzen der klassenbewußten Arbeiter aller Länder erfüllen.

Die sozialdemokratischen Parteien, die von jeher und ihrem Wesen nach für die Verbrüderung der Völker wirken, sind die berufenen Verkünder der Friedenssehnsucht. Diese entspringt dem Willen und der Kraft der Selbstbehauptung, nicht etwa dem Gefühl der Schwäche. Daraus aber folgt mit Notwendigkeit, daß nur ein Frieden möglich ist, der kein Volk demütigt, daß nur ein solcher Frieden das dauernde Zusammenarbeiten aller Kulturvölker gewährleisten wird.

Die bei der Zusammenkunft vertretenen Parteien stehen auf dem Boden der Beschlüsse der internationalen Sozialistenkongresse, insbesondere des Kopenhagener Kongresses von 1910, und halten in diesem Sinne beim Friedensschluß folgende Sicherungen für notwendig:

Den Ausbau der internationalen Schiedsgerichte zu obligatorischen Einrichtungen zum Zwecke der Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten.

Die Unterwerfung aller Staatsverträge und Vereinbarungen unter die demokratische Kontrolle der Volksvertretungen.

Die internationale vertragsmäßige Einschränkung der Rüstungen mit dem Ziele der allgemeinen Abrüstung.

Die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes aller Völker.

Weiter erklären die Vertreter der sozialdemokratischen Parteien Deutschlands, Österreichs und Ungarns: Die Tatsache, daß die sozialdemokratischen Parteien der kriegführenden Länder ihr Land und Volk verteidigen, darf kein Hindernis dafür sein, die internationalen Beziehungen aller sozialistischen Parteien zueinander aufrechtzuerhalten, sowie die Tätigkeit ihrer internationalen Einrichtungen fortzuführen."

Dazu wäre — alle wissenschaftliche Genugtuung des richtigen Propheten und alle schiedsgerichtlichen Zukunftsforderungen dahingestellt — ein großes „aktuelles" Fragezeichen zu machen: Was heißt „demütigen"??

England beschäftigt sich mit neuen Farbstoffprojekten — seine Chemiker beklagen sich, daß sie dabei nicht gefragt werden und sagen neue Fehlschläge voraus.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat hat für den März folgende Absatzziffern gehabt:

	März 1915	März 1914
Kohlen	3 844 606	5 088 658
Koks	1 357 888	1 438 487
Briketts	113 513	13 217

Von der Kraft und Gesundheit unseres Wirtschaftslebens zeugt die Tatsache, daß auch der Kunstmarkt, nach Mitteilungen der Zeitschrift „Der Künstler" sich wieder hebt. Natürlich. Die Tantiemen von den Militärlieferungen können jetzt weder in Autos noch in Weltreisen angelegt werden. So wird man sich malen lassen und antike Möbel kaufen.

Mittwoch, 21. April.

Durch die Begründung der Zeitschrift „Die Internationale" durch Rosa Luxemburg und Franz Mehring erscheint die Linke der Sozialdemokratie noch einmal wieder gezweiteilt. Der „Vorwärts" spendet der neuen Zeitschrift die zweifelhafte Rechtfertigung, daß sie zwar objektiv parteischädigend wirke, daß aber ihre Herausgeber den Vorwurf bewußter Parteischädigung nicht verdienten.

Gestern abend haben wir einen „Auslandbund deutscher Frauen" gegründet, mehr für die Zukunft als für die Gegenwart. Er soll dafür arbeiten, den Zusammenhang zwischen Heimat und Auslanddeutschen durch die Sicherung persönlicher gesellschaftlicher Beziehungen fester zu gestalten.

Der vielgenannte Urheber des Taylorsystems — jener Wissenschaft von der ökonomischen Verwertung der menschlichen Arbeitskraft — ist gestorben. Seine Gedanken haben aber

Digitized by Google

schon Nachfolge genug, um fortzuleben. Ob zu Segen oder zu Fluch, zu Ausbeutung oder zu Schonung des Menschen, das ist vielleicht heute noch eine offene Frage.

Donnerstag, 22. April.

Berlin spricht heute nur von seinem Straßenbahnunglück — ein ins Wasser gestürzter Wagen, dessen Insassen zum Teil den Tod fanden. Merkwürdig, wie viel stärker der Eindruck des Todes wird, nur weil man weiß: es war an der oder der Straßenecke!

Ein Brief erinnert an einen schönen reichen Abend des vorigen Jahres. Wir saßen an einem Kaminfeuer bis spät in die Nacht hinein, sprachen von alten und jungen Gedanken und schauten in der Stille und Breite des Friedens in den Strom unseres geistigen Lebens. Von Stefan George und dem „Logos" und Bergson ging die Rede. Und heute liegt der eine von denen, die dabei waren, bei Tannenberg, und der andere fiel bei einem Sturmangriff in Frankreich. Und uns übrigen liegen die Gedanken und ihre Wichtigkeit ungreifbar fern hinter aller Arbeit und Anspannung. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß diese Welt einmal wieder lebendig aufersteht.

Freitag, 23. April.

Die vereinigten Staaten haben das Waffenausfuhrverbot wieder abgelehnt. Wenn zu dem überflüssigen Friedens-Frauenkongreß im Haag, der demnächst stattfinden soll, das „Friedensschiff" mit den 300 Amerikanerinnen, von dem man spricht, in Neuyork ausläuft, so wird vielleicht eine Flottille von amerikanischen Munitionsschiffen ihm das entsprechende Geleit geben. — — —

In die Schuldeputation von Berlin ist ein Sozialdemokrat gewählt. Die Bestätigung versteht sich von selbst.

An den preußischen Volksschullehrerseminaren haben nur 86 statt 180 Entlassungsprüfungen stattfinden können. 94 hatten keine Schüler dafür, da alle als Freiwillige im Feld waren. Ein Zeugnis für das Menschenmaterial der Seminare, das man in der Geschichte des Lehrerstandes aufbewahren wird.

Sonnabend, 24. April.

In Dänemark ist eine demokratische Verfassungsreform mit dem Frauenstimmrecht beschlossen. Zu anderer Zeit hätte man die Mitfreude stärker fühlen können. Heute liegt einem so weit, was doch in Zukunft wieder wichtig werden wird.

Von den Kriegseindrücken im Innern ist doch der eindringlichste immer wieder der ältere Landwehrmann, der aus seiner Familie heraus muß. Heute sah ich so ein paar oberhessische Bauern, die wohl Urlaub zur Frühjahrsbestellung gehabt hatten, und nun wieder in der alten abgenützten Montur auf den Zug warteten, der sie nach Westen bringen sollte. Ein Häuflein betrübter Kinder und eine ernste Frau, ein paar ungeschickt zusammengebündelte Pakete, strömender Frühlingsregen, die Kameraden in den rauchgefüllten Wagen, und dieser bärtige Mann mit dem verlegenen Gesicht, dessen ganze Erscheinung durch die ruhige schaffende Arbeit gestempelt ist — dessen Wesen Kampf und Zerstörung so fern ist. —

Der Bundesrat hat die Erweiterung der Wochenhilfe beschlossen.

Die Wintersätze der Kriegsunterstützung werden in Berlin auch während des Sommers weiter gezahlt.

Sonntag, 25. April.

Hier im Kurort ist es voll Soldaten. Spazierengehend, sich sonnend, rudernd, im Fahrstuhl oder an Stöcken. Beurlaubte Restaurateure, die einmal nach ihrem Betrieb sehen und voll Frische und Gelassenheit den Gästen erzählen, wie gut sie sich alles eingerichtet haben und wie leicht es geht. Man erstaunt immer wieder über das Mehr an Leistung, das eine solche Zeit so mühelos aus allen Leuten herauszwingt. Die Heiterkeit und Frische der militärischen Rekonvaleszenten hat auch etwas Tröstliches und Beruhigendes. Man sieht so greifbar die körperliche und seelische Kraft zur Überwindung.

Digitized by Google

Montag, 26. April.

Die Angriffe von Sir William Ramsay, dem englischen Chemiker, auf die „deutschen Methoden im Handelsverkehr" geben in ihrer blinden Maßlosigkeit einen erschreckenden Eindruck davon, wohin diese ungezügelten Orgien des Hasses einen wissenschaftlich disziplinierten Menschen führen können. Wie werden nach dem Kriege diese Gesinnungen auf das im Frieden erträgliche Maß zurückgeführt werden können, wenn die geistig hochstehenden Menschen sich jetzt so gehen lassen?

Und mitten in all dieser Weltfeindschaft zieht der schönste deutsche Frühling ein. Auf der Kurterrasse lassen sich die genesenden Feldgrauen zur Orchestermusik von der Sonne bescheinen und vertilgen ungezählte Stücke Obstkuchen mit Schlagsahne. Daß auf alle grausigen Schicksale diese friedlichen Bilder folgen können, hat etwas Tröstliches.

Die „Kriegszeitschrift der Hamburg-Amerika-Linie" berichtet ausführlich über die ausgedehnte Kriegsfürsorge der Gesellschaft. Sie gewährt den Familien der einberufenen Arbeiter und Seeleute Familienunterstützung; den Beamten bezw. ihren Familien wird das Gehalt in einer Höhe weitergezahlt, die den Familien ihr gutes Auskommen sichert. Bis Ende März zahlte die H. A. L. an reinen Kriegsunterstützungen 350 000 ℳ, außerdem monatlich 20 000 ℳ aus ihren Hilfskassen. Durch umfassende Fürsorgeeinrichtungen, Arbeitbeschaffung usw. werden diese Aufwendungen ergänzt. Daß dies ein Unternehmen leistet, das mehr als alle anderen durch den Krieg lahmgelegt ist, ist ein stolzes Zeugnis wirtschaftlicher Kraft.

Dienstag, 27. April.

Die Kartoffelversorgung wird nun durch die Reichsstelle in der Weise in Angriff genommen, daß durch Vermittlung der Reichsstelle die Kommunalverbände die Versorgung der minderbemittelten Bevölkerung — mit einem Einkommen unter 2400 ℳ — übernehmen. Man sollte bei Festsetzung der Einkommensgrenze aber die Kinderzahl berücksichtigen. Der Junggeselle mit 2300 ℳ steht doch anders als die vierköpfige Familie mit 2500 ℳ. Richtig wäre Einkommen dividiert durch Kopfzahl der Familie: alle Familien, in denen auf den Kopf nicht mehr als ein bestimmter Einkommensanteil (etwa 500 ℳ) kommt, sollten in die Kartoffelversorgung einbezogen werden können. Das ist gar nicht so sehr viel umständlicher und viel gerechter. — Der Verband deutscher Arbeitsnachweise verlangt die Begründung einer Reichszentrale für Kriegsverletzte. Sehr mit Recht. Man wartet immer noch auf diese Zentralisation. Bis jetzt ist nur bundesstaatlich und provinziell organisiert, mustergültig erscheint der kürzlich veröffentlichte bayerische Plan.

Über die Kreditnot des gewerblichen Mittelstandes wird Mitte Mai eine Besprechung im Reichsamt des Innern stattfinden. Es scheint, als ob die bisherigen Darlehnskassen, wahrscheinlich wegen der Art der Warenbeleihung, ihren Zweck nicht erfüllen.

Eine schwedische Zeitung hat an Gelehrte des Auslandes eine jener Umfragen gerichtet, über deren Wert man verschiedener Meinung sein kann: wie denkt man sich die Wiederaufnahme der intellektuellen Zusammenarbeit? Die Antworten sind immerhin charakteristisch. Sir Ramsay sagt, was von ihm zu erwarten war, man solle künftig Deutsche und Österreicher von internationalen Kongressen ausschließen; Romain Rolland bleibt seinem Glauben an eine europäische Kultur, die auf Austausch beruht, treu; ebenso meint Hans Delbrück, daß die Staaten keine Mauer um sich bauen können. Sabatier erwartet nur von der Zeit eine Ausfüllung der tiefen Kluft, die jetzt gerissen ist. Wahrscheinlich wird die Zeit die Ansichten, ihren Trägern selbst unbewußt, so sehr wandeln, daß es überhaupt besser wäre, sich jetzt nicht schwarz auf weiß zu dieser oder jener Haltung zu bestimmen.

Mittwoch, 28. April.

Heute beginnen die Verhandlungen des Internationalen Frauenkongresses im Haag, der für den Frieden demonstrieren soll. Tatsächlich ist es ein Kongreß der Neutralen — wie begreiflich! Der Bund deutscher Frauenvereine hat selbstverständlich in entschiedenster

Digitized by Google

Form abgelehnt, den Kongreß zu beschicken. Ebenso wie die österreichischen und ungarischen Nationalbünde der Frauen. Alles, was dort beschlossen werden soll, kann, sofern es überhaupt eine Bedeutung für die gegenwärtige Lage hat, für nationalpolitisch klare Menschen nicht Gegenstand gleicher Meinung sein. Nur die Neutralen können sich auf der Forderung sofortigen Friedens um jeden Preis einigen. Und sollen die Frauen der kriegführenden Nationen den Männern, die ihre nationale Pflicht tun, in den Rücken fallen mit pathetischen Erklärungen über den „Wahnsinn", in dem sie befangen sind? Nur eine unbegreifliche Gefühlsverwirrung kann eine solche innere Loslösung der Frauen von der Aufgabe ihres Vaterlandes vollziehen! Der französische Nationalbund der Frauen spricht in seiner Ablehnung des Kongresses die vollkommene Zugehörigkeit der Frauen zu ihrem Staat genau so entschieden aus, wie wir es getan haben. „Mit schmerzlichem Erstaunen" sagt er, „haben wir in dem Programm die Resolution über den Waffenstillstand gefunden. Wie könnten wir daran denken, solange unsere Provinzen dem Joch der Feinde unterworfen sind!" Die Erklärung der Französinnen ist selbstverständlich eine einzige Anklage gegen Deutschland; und doch empfinden wir die nationale Würde darin mit einem Gefühl von Sympathie und Achtung. Von England haben nur etwa zwanzig Frauen Auslandspässe bekommen (es ist interessant, daß die englische Regierung sie über hundert anderen versagte); aber nur zwei konnten sie benutzen, da der Verkehr mit Holland unterbunden war. Österreicherinnen sind ebenso wie Deutsche nur einzelne da, die als Einzelpersonen und nicht als Vertreter der organisierten Frauenbewegung erscheinen. Das Publikum scheinen wesentlich holländische Frauen zu bilden. Möge die Sache gnädig vorübergehen!

Die Menschen eines Kurortes sind in ihrer Zusammenwürfelung aus allen Landesteilen noch mehr „Deutsche", als das Publikum einer einzelnen Stadt; und wenn Nachrichten wie die von den Erfolgen an der Westfront und bei den Dardanellen kommen, ist die Gemeinsamkeit der Stimmung im Lesesaal oder auf der Terrasse fast noch stärker als zu Hause. Und doch ist zugleich der Gegensatz dieser sanften mitteldeutschen Landschaft mit ihren Feldern und blühenden Obstbäumen und ihrem heiteren und beschaulichen Kurtreiben zu den Vorstellungen von Tod und Qualen draußen so peinvoll. Wenn nicht die vielen Soldaten wären, die sich so sichtbarlich erholen und alles mit Behagen genießen, so käme man noch schwerer über diesen Gegensatz hinweg!

Donnerstag, 29. April.

Die deutschen Farbstoffe fangen auch in Amerika an, allenthalben zu fehlen! Es wird gesagt, daß Textilfabriken mit insgesamt etwa 300 000 Arbeitern in ein paar Wochen am Ende sein würden.

Der Arbeitsmarkt zeigt noch immer ansteigende Beschäftigungskurve, am stärksten für die Frauen. Jetzt steigt auch der Beschäftigungsgrad im Baugewerbe wieder, während manche Militärlieferungsarbeiten mit dem Ende des Winters natürlich nachlassen.

Die belgischen Gefangenen in Soltau sollen sich eine Universität im Lager begründet haben, der nur die medizinische Fakultät aus Mangel an Dozenten fehlt. Jedenfalls ein Beweis ihrer geistigen Energie. Auch hier wird alles erträglicher mit dem kommenden Sommer.

Freitag, 30. April.

Ein Gespräch darüber, warum wir im Ausland so unbeliebt sind, bekam eine drastische Illustration, die nicht die wesentliche, aber eine Seite dieser Tatsache beleuchtet. An dem Aussichtspunkt, an dem wir saßen, erschien jener Spießbürger, den wir kennen. Er betrachtete zunächst die Schilder, die an den Bäumen Brauselimonade und Maibowle ankündigten, zog einen Bleistift aus der Tasche, stieg mit großem Aufwand von patriotischen Reden auf verschiedene Stühle und verkratzte die Fremdwörter auf den Schildern. Dann übte er seine Kehle an einigen geläufigen Gassenhauern, entriß dem Postboten, der gerade den Berg herauf kam, die für die Gastwirtschaft bestimmten Abendzeitungen (nicht ohne seine musikalische Bildung

Digitized by Google

durch die Anrede: „Kommen Sie mal her, Sie Postillon von Longjumeau“ auszubreiten) zog sich mit ihnen an einen Tisch zurück und hielt dort seiner ihn ehrfürchtig umringenden Weiblichkeit politische Vorträge, deren Wiedergabe die Zensur nicht gestatten würde. Frage für das zukünftige Deutschland: wie erziehen wir diese Leute?

Ein Gegengewicht war der Oberkellner, ein verbrannter Landsturmmann, der in Rußland bei Hindenburg gewesen war und während eines Erholungsurlaubs an seiner alten Stelle aushalf. Aber er war so versunken in das Glück des Wiedersehens mit seiner Heimat, daß er meist an der Brüstung der Terrasse stand und über die blühenden Obstgärten in das stille Land hinaussah — mit einem Ausdruck von Liebe und Besitzergreifen, der einem ganz tief ins Herz ging. Und trotzdem die Selbstverständlichkeit, mit der der neue Abschied angesehen wurde!

Sonnabend, 1. Mai.

Von 80 000 Postbeamten, die im Feld stehen, haben fast 4000 das Eiserne Kreuz. Etwa 3000 sind gefallen. — In verschiedenen Städten kommt man jetzt dazu — was wir in Berlin leider noch nicht erreichen konnten — Zulagen zu den Brotrationen gewisser Schichten auf Grund der Ersparnisse der anderen einzuführen. Einige Städte waren darin mit gutem Beispiel vorangegangen. Es muß unbedingt überall der Versuch dazu gemacht werden, um die tatsächlichen Ungerechtigkeiten schematischer Verteilung zu beheben.

In Berlin werden jetzt Zugochsen über die Straßen trotten. Man will sie verständigerweise bei den Erdarbeiten zum Abfahren verwenden. Da bekommen die Berliner Kinder doch einmal einen Ochsen zu sehen!

Ein hübsches Schild in einem Berliner Vorortgelände: „Kriegskartoffelacker des Kaiser-Friedrich-Realgymnasiums.“

Die sozialdemokratische Parteikorrespondenz veröffentlicht nachträglich einen genauen Bericht über die Abstimmungsziffern bei den verschiedenen entscheidenden Parteibeschlüssen. Danach ist die Zustimmung zum Etat mit 69 gegen 30 Stimmen, die Zustimmung zu 10 Milliarden Kriegskrediten mit 77 gegen 23 Stimmen, die Verurteilung des Disziplinarbruchs Liebknechts mit 67 gegen 17 Stimmen beschlossen.

Sonntag, 2. Mai.

Die Sommerkurorte scheinen sich allgemein auf den üblichen Verkehr einzurichten. Auch in der Schweiz scheint man mit einem Sommerfremdenverkehr in gewissen Grenzen zu rechnen. Wer wird hingehen?

In England fehlt es an optischen Instrumenten für die Marine. Die Gläser kommen aus Deutschland!

Scheidemann hat in einer kraftvollen Antwort an Vandervelde (und zugleich an gewisse deutsche Parteikreise!) gesagt: „Sollte der Kampf bis zum äußersten bitteren Ende ausgefochten werden, dann müssen wir deutschen Sozialdemokraten mit aller Kraft dahin wirken, daß nicht unser Volk es ist, dem zum Schluß der Fuß auf den Nacken gesetzt wird.“

Von der Stadtverordnetenversammlung einer thüringischen Stadt wird erzählt, sie sei durch den Krieg beschlußunfähig geworden, da die Majorität der Mitglieder eingezogen ist. Was nun?

Montag, 3. Mai.

Die große Spannung wegen des Sieges in Galizien erfüllt unseren ganzen Ort bis in den schmalsten Wiesenpfad und den versteckteften Waldweg. Schon bei Tisch liegt etwas in der Luft. Die Kellner wissen etwas von einem Hauptmann, dem es seine „Frau Gemahlin“ aus Berlin telegraphiert hätte. Als ob die Frau Gemahlin im Generalstab säße! Die Spaziergänger, die unter dem weißen Schimmer der blühenden Obstbäume dahinwandeln, ziehen ein ganzes Kielwasser von Gerüchten hinter sich her. Wie viele Gefangene? Wieviel Munition? Wie viele Kilometer Front? Einer greift phantastische Ziffern vom anderen auf — und der amtliche Tagesbericht ist noch immer nicht da. Bis

Digitized by Google

er kommt, bis die kleine Lokalzeitung das Extrablatt fertig hat, das dauert viel zu lange für so viele gespannte Gehirne, in denen die Wünsche nur allzu bereit sind, zu Tatsachen zu werden. Niemand mag weit fortgehen, um nicht etwas zu versäumen. Und was nun schließlich erscheint, läßt noch viel zuviel Spielraum für Vermutungen, um die Spannung wirklich zu lösen. Dafür aber ist der ganze kleine Ort wie eine Festwiese mit seinen bunten Fahnen, die sich wie bunte Schärpen um das strahlende Maigrün der Bäume schlingen.

Und dieser Eindruck: Das Schwarz-Weiß-Rot, das durch grünes Laub schimmert, ruft lebendig wie nie das Bild des Auguſt; der Kreislauf des Jahres ist bald geschlossen. So lange schon!

Dienstag, 4. Mai.

Die Pädagogischen Blätter (Herausgeber Karl Muthesius) bringen eine sehr wertvolle Zusammenstellung über die Beteiligung der deutschen Lehrerseminare am Kriegsdienst. Die Zusammenstellung beruht auf dem Stand um die Jahreswende. Die Ziffern haben sich also seitdem wohl noch erhöht. Außerdem konnten die Seminare von Ostpreußen und Elsaß-Lothringen zum Teil nicht einbezogen werden, da sie geschlossen sind. Von den Lehrern stehen im Heer:

in Preußen	757	von etwa	1800	= 42 v. H.
in Bayern	110	„ „	360	= 31 v. H.
in Sachsen	104	„ „	520	= 20 v. H.

Von den Schülern stehen im Heer:

in Preußen	11 700	von etwa	39 000	= 30 v. H.
in Bayern	700	„ „	3 900	= 18 v. H.

Die Zahl der Kriegsfreiwilligen unter den Schülern im Verhältnis zur Gesamtzahl der Kriegsteilnehmer beträgt:

in Preußen	10 331	von	11 701	= 88,4 v. H.
im übrigen Reich	2 385	„	3 151	= 75,7 v. H.
im Reich	12 716	„	14 852	= 85,6 v. H.

Welch ein glänzendes Zeugnis für Wehrfähigkeit und Wehrbereitschaft der Jugend, aus der unser Volksschullehrerstand hervorgeht!

Mittwoch, 5. Mai.

Leute aus dem neutralen Ausland, die sich nur mit Zittern und Zagen und durch unerbittliche Gesundheitsnotwendigkeiten getrieben entschlossen haben, unseren deutschen Kurort aufzusuchen, sind sprachlos vor Erstaunen über die beruhigenden Zustände, die sie hier finden. Sie müssen irgendwelche dunklen Vorstellungen von allgemeiner Auflösung, Hungersnot und unabsehbaren Unbequemlichkeiten für Reisende mitgebracht haben und finden ein Badeleben, das sich von dem der Friedenszeit nur durch den feldgrauen Einschlag im Publikum und eine etwas geringere Besetzung des Kurorchesters unterscheidet.

Eine sehr zutreffende Kritik der Regierungsmaßnahmen in der ganzen Frage der Schweineschlachtungen geht der „Vossischen Zeitung" zu: Darin heißt es: „Das Ergebnis der staatlichen Regelung ist das folgende: Ein Teil der Städte kauft am Markt Schweine ein und schraubt die Preise in die Höhe. Eine starke Nachfrage der Konservenfabriken nach Schweinen besteht außerdem. Auf der anderen Seite treibt die Regierung die Landwirte zum Verkauf der Schweine an, ohne die Tiere selbst aufkaufen zu lassen. Die konsumierende Bevölkerung hat die Preissteigerung zu tragen, ohne daß die Landwirtschaft hiervon einen wesentlichen Vorteil hat." Man könnte noch hinzufügen: und das Ziel, um deswillen die ganze Regelung erfolgt ist, die Schonung der Lebensmittel, ist gleichfalls ziemlich verfehlt. Ein Glück, daß dieses Kapitel wirklich das dunkelste der ganzen inneren Mobilmachung ist und bleibt!

Eine gute Organisation der Kriegsfürsorge ist die Einrichtung, die durch den Namen „Kriegshilfsverein des Kreises Teltow für ländliche Ortschaften des Kreises Gerdauen"

Digitized by Google

gekennzeichnet ist. Eine Stadt oder ein Kreis sucht sich einen einzelnen ostpreußischen Ort oder Kreis zu besonderer Fürsorge, gewissermaßen als sein Patenkind aus, um beim Wiederaufbau beizustehen.

Donnerstag, 6. Mai.

Bei der Erörterung der Frage „Italien", der man allenthalben um sich herum zuhören kann, ist die geringe Bildung des Durchschnittsmenschen in den Mittelmeerfragen immer wieder auffallend. Die geschichtlich politische Bildung der meisten Deutschen reicht wirklich nur „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt."

Vor einem Jahr genossen wir in Rom die anmutvolle Gastfreundschaft der Italiener in unvergeßlich schönen, glänzenden Tagen!

In Berlin ist die Zahl der unterstützten Kriegerfamilien auf 115 000 im April gewachsen gegen etwa 63 000 im August. Fast aufs Doppelte!

Bei der Tagung der kirchlichen Konferenz der Kurmark hat Professor Deißmann über den Krieg und die sittliche Erneuerung des Volkslebens gesprochen. Er bezeichnet als die Schicksalsfrage für die deutsche Seele, ob das Aufgebot religiöser und sittlicher Kräfte sich im Krieg verzehren oder noch lebendig in den Frieden hinüberwirken werde. Als Mächte, von denen solche aufbauende Fortwirkung zu erwarten sei, sieht er an: die Vereinfachung der Lebenshaltung und den neuen Ernst nationalen Pflichtbewußtseins, den sozialen und religiösen „Gottesfrieden"; die heroischere Lebensauffassung, die Vertiefung durch die gebrachten Opfer und die damit verbundene Stärkung der Gewißheit eines unsterblichen Lebens.

Eins ist wohl sicher: daß noch mehr innere Kraft, noch mehr reiner Wille zur Überwindung der Kriegsfolgen als zur Kriegsleistung gehören wird. Es nützt nicht viel zu fragen, ob wir sie haben werden. Wir müssen sie einfach haben wollen.

Freitag, 7. Mai.

Die Einführung des Sozialdemokraten Sassenbach als Stadtrat in die Berliner Stadtverordnetenversammlung war ein Ereignis von besonderer Feierlichkeit und Zeitstimmung. Dem gab Oberbürgermeister Wermuth in einer kräftigen und warmen Begrüßung Ausdruck. „Kehrt nach ruhmreichen Kämpfen der Friede wieder bei uns ein, so wird sich erweisen, daß durch die Kriegsnot unsere Zusammengehörigkeit gefestigt ist." Sicher haben viele Bürger Berlins, die von dieser Einführung lasen, dabei ein warmes Gefühl des großen inneren Gewinnes gehabt, den uns diese Zeit gebracht hat, und den wir zu erhalten wünschen um jeden Preis.

Maßnahmen zur Fürsorge für die Kriegsbeschädigten durch eine Magistratsvorlage in Berlin werden in Aussicht gestellt. Man ist immer begieriger zu sehen, wie sich aus den vielen Einzelanfängen die deutsche Kriegsbeschädigtenversorgung einmal herausbilden wird!

Gerade hier, wo man die vielen Invaliden an ihren Stöcken oder von Kameraden gefahren im Rollstuhl sieht, wird einem die Aufgabe so eindringlich. Bis jetzt scheinen sie alle guten Mutes. Gerade eben fährt unten einer vorbei und winkt den Leuten, die ihn mitleidig ansehen, einen lustigen Maigruß mit einem Fliederbüschel zu.

Sonnabend, 8. Mai.

Man kann sehen, wie sich Kunst und Dichtung allmählich aus dem Bann des Krieges wieder löst. Undenkbar, daß in den ersten Monaten irgend etwas gedruckt, ausgestellt oder aufgeführt wurde, was nicht stofflich mit dem Krieg zu tun hatte. Jetzt liest man von Uraufführungen unkriegerischer Stücke, bekommt neu erschienene Bücher in die Hand, die fern dem Kriege entstanden sind.

In einem Feldpostbrief kommen Apfelblüten. Eine Granate zersplittert den blühenden Baum und wirft sie dem Absender in den Graben. Dieser Frühling der „Mutter" Erde,

Digitized by Google

unbekümmert um Leidenschaften und Tod, die über sie hingehen — das ist wohl einer der tiefsten und erschütterndsten Gegensätze, deren man inne werden kann! Alle Zeitungen aus allen deutschen Ländern sind voll von Berichten über die besondere Fülle und Blütenherrlichkeit des Kriegsfrühlings.

Sonntag, 9. Mai.

Das Deutsche Philologenblatt teilt mit, daß bis jetzt 920 Angehörige des höheren Lehrerstandes gefallen sind. Das Eiserne Kreuz zweiter Klasse haben 1734, erster Klasse 22.

Leute, die in Amerika Verwandte besitzen, bekommen jetzt von diesen besorgten Seelen Liebesgaben von ein paar Pfund Mehl oder Reis, weil man anscheinend dort an ein großes Hungersterben in Deutschland glauben gelernt hat. Man sollte eine Kinoaufnahme von dem Kucheneſſen auf unserer Kurterrasse an diesem Sonntagnachmittag machen und sie nach drüben verkaufen!

Die Stimmung in Frankreich kommt einem ganz nahe aus einem Aufsatz André Lichtenbergers in der Guerre Sociale: „Gestern noch waren wir des Sieges gewiß, unser Vertrauen war überschwenglich. Und heute, um ein geringes später, ist dieses Vertrauen fast erschüttert. Was ist geschehen? Ein Trauerfall mehr, eine schlechte Nachricht im amtlichen Bericht, eine Enttäuschung, weniger vielleicht noch als das, irgendwelches persönliche Elend, einfach eine Rückkehr des Winters in den beginnenden Frühling. Auf uns lastet plötzlich die Angst der neun Monate. Sie ist schwer: mit Kummer ermessen wir, was der Feind noch an Kräften hat; alle unsere eigenen Verluste, all das Blut, alle die Tränen erdrücken uns, und die Versuchung naht: Wenn ein ehrenvoller Friede, von dem man sich hier und da ins Ohr sagt, dem Hinschlachten der Menschen ein Ende setzte?" Natürlich gipfelt Lichtenbergers Aufsatz in der Ablehnung dieser Stimmung. Aber man fühlt aus dieser Darstellung eines guten Schriftstellers den großen tragischen Kampf der französischen Seele mit der Depression.

Montag, 10. Mai.

Merkwürdig, daß der Untergang der „Lusitania" und der Tod der Passagiere die ganze Welt so unvergleichlich viel stärker erregt als das unübersehbare Leiden und Sterben der Bevölkerung in allen vom Krieg überzogenen Gebieten. Die Franzosen müßten eigentlich über das Aufheben, das ihre Bundesgenossen von diesen ohne Schmerz und Qualen zugrunde gegangenen Amerikanern und Engländern machen, schmerzlich lächeln, wenn sie an die Einwohner ihres vom Krieg überzogenen Gebietes, an ihre Angst, ihre zerstörten Heimstätten denken. Man sieht an der ungeheuren Wirkung des Ereignisses in England, wie wenig das englische Volk noch den Krieg als eine Tatsache genommen hat, die sie einigermaßen mitbetrifft. In der übrigen Welt ist es die noch fehlende Gewöhnung der Phantasie an die neuen Formen des Unterseebootkampfes, durch die ein Ereignis, das in all seiner Entsetzlichkeit doch eben durchaus in der grausamen Konsequenz des Seekrieges liegt, wie etwas außer allem Rahmen Ungeheuerliches wirkt. Die Engländer haben es diesmal mit der Stimmungsmache leicht, und sie werden es gründlich besorgen, schon um die Empörung zu hindern, sich gegen die richtige Stelle zu wenden: gegen die unverantwortliche renommistische Leichtfertigkeit, mit der sie Bürger neutraler Staaten und vertrauensvolle Landsleute einluden, einen Munitionstransport auf einem Kriegsfahrzeug zu beschützen.

Man fragt sich nur, wann die politische Klarheit aus dieser Schlammwoge von blinder Entrüstung wieder auftauchen wird!

Die Invaliden in den Parkwegen unterhalten sich über ihre Zukunft. Man ist immer wieder erstaunt über die einfache Ergebung in die Tatsachen, die dabei zutage tritt. Keinen streift der Schatten einer anklägerischen Stimmung, es ist ein Schicksal, das getragen werden muß. Einer sagt aus seinem Rollstuhl heraus: „Laßt mich man erst zu Hause sein; ich werd' mich schon durchschlagen."

Digitized by Google

Dienstag, 11. Mai.

Auf einer weiten Wanderung merkt man die Leere der Dörfer. Die Frauen und Kinder sind alle draußen auf dem Feld. Es ist die große Zeit der halbwüchsigen Jungen. Mit den Großvätern führen sie draußen den Pflug, während Mütter und Schwestern die Kartoffeln legen. Über die sonnenweißen Dorfstraßen aber huschen nur die Schatten der Schwalben, und der Spitz sonnt sich schläfrig in der Haustür. Draußen vor den letzten Häusern ist Musterung des Landsturms. Eines der kleinen Bilder, in denen sich soviel von der Bedeutung des Krieges zusammenfaßt: diese sonnengebräunten, von der Arbeit gezeichneten Männer, um die her sich in dieser unbeschreiblichen strahlenden Maiherrlichkeit die grünenden Felder der Heimat ausbreiten, die blühende Schöpfung ihres Fleißes, das Pfand und Erbe, zu dessen Schutz diese harten ruhigen Hände den Pflug loslassen müssen.

Es ist überhaupt, als habe es nie einen solchen Frühling bei uns gegeben. Die Leute hier herum sagen einem, daß der Klee so stünde wie seit zwanzig Jahren nicht: die Kriegshilfe des „großen Alliierten".

Karl Lamprecht ist gestorben. Damit geht einer der Vertreter deutscher Wissenschaft dahin, der über sein Gelehrtentum hinaus Tausenden von Deutschen nahestand als ein Führer deutscher Bildung und ein Träger unserer Geistesentwicklung in allgemeinerem als nur wissenschaftlichem Sinn. Wenn man sich über die Vorstellungen Rechenschaft zu geben versucht, die bei der Nachricht von seinem Tode zum Bilde seiner geistigen Persönlichkeit zusammenfließen, so steht Lamprecht gerade jetzt da als Typus des deutschen Universalismus, der den Erscheinungen des Völkerlebens mit freier und feinfühliger Hingabe, mit weiterem Verständnis nachgegangen ist, als es die führenden Geister der Nationen zu tun vermochten, die an sich stärker in eigener Betrachtungsweise gefangen sind. Wenn uns Deutschen heute vorgeworfen wird, daß wir in der Welt nur uns und unsere Interessen kennen, so können wir uns auf solche Geister wie Lamprecht berufen, deren Fähigkeit universalistischen und zugleich vertieften seelischen Umfassens von keinem Historiker eines anderen Landes erreicht wird.

Der Haushaltsausschuß (deutsch für Budgetkommission!) des Reichstags ist zusammengetreten, um die bei Wiedereröffnung zu besprechenden Angelegenheiten vorzubringen. Zuerst das Hinterbliebenengesetz. Es scheint, als ob die Anträge auf Zusatzrenten entsprechend dem Arbeitseinkommen des Mannes Aussicht auf Erfüllung haben.

Mittwoch, 12. Mai.

Zu den unvergeßlichen Frühlingseindrücken dieses Kriegsjahres gehört es, wie der Alpdruck der Sorge um das Durchkommen von einem abfällt. Es ist ein wenig rein Stimmungsmäßiges dabei: man kann sich so schwer Hungersnöte vorstellen, wenn auf den Feldern alles so sichtbarlich der neuen Ernte entgegenwächst. Aber diese Stimmung bekommt nun doch von Tag zu Tag Bestätigungen, die es gestatten, ihr nachzugeben. Mindestens die Brotversorgung ist sicher. An die Kartoffelversorgung wagt man noch nicht recht zu glauben. Schon, daß man jetzt beginnt, über die ganze wirtschaftliche Organisation des neuen Erntejahres nachzudenken, gibt ein Gefühl davon, daß die Probleme dieses Jahres erledigt sind. Das aber bedeutet doch wohl, daß wir über den Berg sind. Denn wenn nun an Stelle der Fülle einander ablösender Notgesetze, die schließlich auch ihren Zweck erreicht zu haben scheinen, eine ruhige systematische Regelung von Grund aus erfolgt, so ist das „Durchhalten" um so sicherer. Zudem stehen die Saaten bis jetzt glänzend.

In den Verhandlungen über die Verbesserung des Hinterbliebenengesetzes stimmen die verbündeten Regierungen grundsätzlich der Berücksichtigung des Arbeitseinkommens bei der Zusatzrentenbemessung zu. Eine Festsetzung der Beträge ist nicht möglich, ehe wir wissen, in welcher finanziellen Lage wir in den Frieden hineingehen.

Die Universität Berlin will den Gefallenen, die die Doktorprüfung bestanden, aber noch nicht promoviert hatten, ein Doktordiplom „memoriae sacrandae causa" ausstellen, das

Digitized by Google

zu dem üblichen Text den Zusatz bekommt „pro patria mortuus gloriam meruit omni laude potiorem“.

Die Leistung der deutschen Hochöfen steigt nach einem Bericht des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller von Monat zu Monat gleichmäßig. Sie ist von 587 000 To. im August auf 939 000 im April gestiegen (gegen 1 534 000 im April 1914).

Donnerstag, 13. Mai.

In Berlin ist der Steuerausfall bei der Veranlagung zur Einkommensteuer für 1915 unerwartet gering. Er beträgt bei den Steuerpflichtigen unter 3000 ℳ etwa 1 Million (statt 11 367 000 10 365 000), bei den Steuerpflichtigen über 3000 ℳ etwa 3 Millionen (etwa 20 Millionen statt etwa 23 Millionen).

Charakteristisch ist jetzt das Hervorquellen der Kartoffeln aus ihren Spekulationsgewahrsamen. Die Reichsstelle für Kartoffelversorgung wird von Landwirten und Kommissionären bestürmt, ihnen die Vorräte nun von heute auf morgen abzunehmen, nachdem man den ganzen Winter in den Städten vergeblich darauf gewartet hatte. Diese Sache muß nun bestimmt im nächsten Jahr von Anfang an besser geregelt werden.

Ein wunderschöner Himmelfahrtstag, an dem die Landmädchen in den neuen Frühlingskleidern zu unserem Kurort hereinkommen und die Soldaten einmal etwas zu sehen bekommen. Aber ein „Himmelfahrtsgeschäft“ sei doch nicht gewesen, meint der Wirt der großen Gartenwirtschaft. Um große weite Ausflüge zu unternehmen, fehlt den Familien das väterliche Geleit.

Freitag, 14. Mai.

Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände hat in ihrer Generalversammlung ihre Bereitschaft zur Mitwirkung bei der Kriegsbeschädigtenfürsorge erklärt und insbesondere versprochen, dahin zu wirken, daß die Invaliden möglichst wiedereingestellt werden.

Eine Bahnfahrt den Rhein herunter, dessen Tal zwischen Mainz und Koblenz wie der Garten des Paradieses prangt. Es ist, als hätten wir nicht weniger, sondern mehr Hände zur Pflege der Erde im Lande als sonst, so hat jedes kleinste Viereckchen Boden seinen Samen und seine Bearbeitung bekommen. Die Mutter Germania, die vom Niederwald über das blühende Land schaut, kann wahrlich stolz auf ihre Kinder sein: auf diese große ruhige Kraftfülle, die draußen den Feinden standhält und von der drinnen Feld und Garten und Weinberg millionenfach Zeugnis ablegen. Der Zug ist voll von Soldaten. Für wie viele wird dieses Bild der letzte strahlende Eindruck der Heimat sein?

Sonnabend, 15. Mai.

Der Deutsche Landwirtschaftsrat hat in einer Tagung einen ausführlichen wirtschaftlichen Kriegsplan beraten. Er übernimmt die wesentlichen Grundlagen der bisherigen Regelung: Höchstpreise, Getreidebeschlagnahme, Brotkarte und Verteilungsregelung durch die Kommunen, will aber an den Zentralen ausschließlichen Einfluß der landwirtschaftlichen Kreise und deshalb Auflösung der Kriegsgetreidegesellschaft und Rückführung der Ernährungsfürsorge aus dem Ministerium des Innern an das Landwirtschaftsministerium. Ob die Städte damit einverstanden sein können?

Abends ein Wagnerkonzert im Kursaal. Ganze Reihen von Soldaten aller Waffengattungen sitzen als Gäste aus dem großen Lazarett zum Zuhören bereit. Sie sind in übermütigster Schuljungenstimmung. Als eine Schwester durch den Saal geht, stößt einer den anderen an: „Du, da ist unsere Erna.“ — Der flüstert zurück: „Hat sie uns gesehen?“ Es war ein seltsamer Eindruck, mit all den blonden jungen Köpfen vor sich der Trauermusik aus dem Siegfried zuzuhören.

Der „Vorwärts“ bringt einen sehr guten Bericht über die Kriegssuggestion in Italien: wie ein Wille, dessen Herkunft und Begründung sich niemand klarmacht, ein ganzes Volk ergreift und mit dem dumpfen Glauben an eine unentrinnbare Notwendigkeit erfüllt!

Digitized by Google

Sonntag, 16. Mai.

Die große Spannung der Ereignisse in Italien teilt sich hier allen mit. Es war lange keine Zeit, in der man so mit allen Gedanken draußen, so ganz Erwartung war.

Die Verhandlungen des Haushaltungsausschusses im Reichstag über die wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen bestätigen die Überzeugung vom Durchhalten. Über die Kartoffelversorgung freilich wird man sich durch das gegenwärtige Überangebot nicht zu übertriebenen Vorstellungen verleiten lassen dürfen. Es scheint aber doch, als ob der „Kartoffelbrotgeist" gesiegt habe, wenn er sich auch noch keineswegs auf seine Lorbeeren legen darf. Schade, daß es keine Möglichkeit gibt, die Summe von Kleinarbeit darzustellen, die an diesem Sieg mitgearbeitet hat. Mir erzählte in diesen Tagen eine unserer Mitarbeiterinnen in der Ernährungsfrage von 35 Dörfern und kleinen Städten eines Kreises, in denen sie die Hausfrauen mobil gemacht hat — überall die ersten Versammlungen von „Weibern", die man dortzulande gesehen hatte. Die Männer meist in einem anderen Raum beim Bier abwartend, was aus der ungewöhnlichen Sache werden würde, bis sie dann hinzugebeten wurden und mit ihren Seideln in der Hand den Hintergrund einnahmen.

Montag, 17. Mai.

Einen sehr charakteristischen Nachweis über die Streiks im Kriegsjahr enthält Band 279 der Statistik des Deutschen Reiches. Seit Kriegsausbruch hat es nur 24 Streiks gegeben mit 1126 Streikenden in 25 Betrieben. Aussperrungen fanden überhaupt nicht statt. In den letzten fünf Jahren haben durchschnittlich jährlich 226 000 Arbeiter gestreikt und 101 400 wurden ausgesperrt.

Es wäre interessant, die gleichen Ziffern für England zu haben.

Die Gemeinden beginnen jetzt allgemein mit der Abgabe ihrer Fleischdauerwaren. Sehr niedrig können auch sie die Preise nicht stellen. Behörden wirtschaften an sich teuer. Trotzdem scheint es, als ob diese Verkäufe etwas preisregulierend wirken. Freilich hat der Einkauf der Gemeinden vorher die Preise in die Höhe getrieben. Es ist ein ganz interessanter Zirkel — bei dem allerdings für die Verbraucher nicht so sehr viel gewonnen ist.

In einem Gefangenenlager hat man eine Kaninchenzüchterei angelegt, wo belgische Züchter Rassetiere ziehen, die billig abgegeben werden. Man freut sich über all solche Einrichtungen mehr noch in dem Gedanken an die tötende Eintönigkeit dieses Lagerdaseins, als mit Rücksicht auf unsere Volksernährung, für die diese Einzelmaßnahmen nichts Beträchtliches bedeuten.

Dienstag, 18. Mai.

Im Haushaltsausschuß des Reichstages spricht man über die Kartoffeln. Im Augenblick ist Überangebot. Wenn die Kartoffeln wirklich reichen sollten, so ist das mit monatelangem Mangel während des Winters freilich teuer genug erkauft. Ein nationalliberaler Antrag für die nächste Ernte wird angenommen, der lautet: Zum Zweck einer wohlfeilen Kartoffelversorgung der weniger bemittelten Bevölkerungskreise ist eine ausreichende Menge Kartoffeln sicherzustellen. Soweit hierzu eine Beschlagnahme notwendig ist, sind vorzugsweise Betriebe mit über 10 Hektar Kartoffelland heranzuziehen.

Sollte der Krieg dauern — und wer wagt jetzt noch zu hoffen, daß wir seinem Ende nahe sind! — so wird das nächste Jahr ein Musterjahr der Kriegswirtschaftsregelung werden!

Jedenfalls ist jetzt die Wirkung, daß die beruhigenden Nachrichten alle mühsam erreichte „Kriegssparsamkeit" über den Haufen werfen. Und das ist geradezu eine Gefahr! Denn es ist doch kein Gedanke daran, daß wir wieder leben könnten wie im Frieden. Dazu sind aber alle Menschen natürlich sofort bereit.

Sehr allgemein geklagt, besonders aus bäuerlichen Kreisen, wird über die starke Zunahme des Wildschadens aus Mangel an Jägern. Es wäre wirklich dankbar und sehr wünschenswert, daß energischere Maßnahmen ergriffen werden, statt daß jetzt Fasanen, Kaninchen und Rehe unsere Ernte ruinieren.

Digitized by Google

Mittwoch, 19. Mai.

Die Bemühungen, für die Posten eingezogener Männer Frauen zu gewinnen, nehmen so zu, daß teilweise schon Schwierigkeiten entstehen, genug weibliche Kräfte zu finden. Der Zentralarbeitsnachweis in Berlin teilt mit, daß er schon zahlreiche Vermittlungen von weiblichen Arbeitskräften an Stellen ausgeführt hat, die sonst von Männern ausgefüllt sind, so in der Leder- und Metallindustrie, in der chemischen Industrie usw. Er richtet jetzt eine eigene Abteilung für „Kriegsvertretungen" dieser Art ein.

Das ganze gebildete Deutschland nimmt in Gedanken Abschied von Italien. Es gibt wohl kein Volk, dem das Land, „wo die Zitronen blühn", so sehr zweite geistige Heimat ist. Das kann nicht verlorengehen — aber die lebendige Berührung mit dieser ganzen Welt wird uns nun für lange hinaus verschlossen sein. Wie viele Monde werden über das Rund des Kolosseums hingehen, bis wieder ein deutscher Fuß es betreten kann! Wie oft werden über den Mauern von Fiesole die Rosen aufblühen, ehe deutsche Frühlingswanderer sie wieder sehen können!

Und doch ist stärker als dieses Gefühl heute der Stolz auf die ruhige Würde, mit der gestern unsere Regierung und Volksvertretung den Orgien aufgestachelter Volksleidenschaft jenseits der Alpen gegenüberstanden und die Standhaftigkeit aller, die nach zehn Monaten des Krieges sagen: Wenn es sein muß — dann durch!

Donnerstag, 20. Mai.

Der Mangel einer zentralen Initiative in der Kriegsbeschädigtenfürsorge zeigt sich allenthalben. Ein Beispiel: Der Berliner Magistrat hat eine eigene Vorlage für diese Fürsorge entworfen, die keine Fühlung nimmt mit der schon geschaffenen Organisation der Provinz Brandenburg. Daraufhin haben jetzt die Arbeiter- und Angestelltenverbände um bessere Zentralisation ersucht. Sie wünschen selbstverständlich in den Verwaltungsausschuß Vertreter der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkreise.

Merkwürdig ist übrigens, daß niemals daran gedacht wird, daß ein Teil der Kriegsbeschädigtenfürsorge Familienfürsorge sein muß, bei deren Ausübung die Frauen nicht so ganz entbehrlich sein dürften, wie man jetzt zu denken scheint.

Die Gastwirteorganisationen wehren sich gegen die Alkoholbeschränkungen! Sie argumentieren: Ein Alkoholverbot bedeute für den Gastwirt einen erheblichen Einnahmeverlust, also Eigentumsentziehung, die nach Artikel 9 der Preußischen Verfassung nur zulässig ist, wenn sie aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt erfolgt, und es muß dann eine Vermögensentschädigung erfolgen. Der Artikel 9 der Preußischen Verfassung könne nicht ohne weiteres durch Reichsgesetz oder Bundesratsverordnung beseitigt werden. Der Staatssekretär Dr. Delbrück habe in seiner Reichtagsrede vom 9. März auch wirtschaftliche Gründe nicht geltend gemacht, sondern offen ausgesprochen, daß man mit den Alkoholverboten nur den Temperenzlern entgegenkommen wolle. Dagegen müßten die Gastwirte schärfsten Protest erheben usw.

Was nicht alles „verfassungsmäßige Rechte" sein sollen!!

Dem Straßenleben des Abends spürt man die große Spannung: Italien! an. Es ist ein erster Sommerabend, voll Schwüle und Blütenduft, bis in die Straßen hinein, und die Menschen stehen in erregter Erwartung wie in den Augusttagen zusammen. Wieder Truppenzüge mit allen Blumen des Frühsommers geschmückt: nach Süden? Nach Westen? — wer weiß es!!

Wie lebendig kommen alle die Bilder vom letzten Jahre wieder!

Freitag, 21. Mai.

Vielleicht ist das bezeichnendste für das Wesen der italienischen Kriegsbegeisterung der fast offizielle Einfluß, den ein Mann wie d'Annunzio darauf gehabt hat — diese seltsame Mischung von ausgesprochenster Dekadenz und Tribunenehrgeiz. Man erinnert sich wieder

Digitized by Google

an jenen Aufruf „an einsame Geister", dessen Phrasenhaftigkeit vor längeren Jahren Richard Dehmel in einer Replik so treffend kennzeichnete: der Dichter, der in seinesgleichen den „Willen zur Tat" aufrufen will für eine politisch-soziale Wirksamkeit, die, aller schillernden Redeblumen entkleidet, überhaupt keinen Inhalt mehr aufweist. Schon damals sagte Dehmel dem Poeten, der sich von seinen Bauern in die Kammer wählen ließ, mit dem Programm, „dem lateinischen Geist zum Heile der anderen Völker die Vorherrschaft zurückzugewinnen", daß dieses Ziel in unerreichbarer Ferne schwebe, solange die Mehrzahl dieses Volkes noch „in häßlichster Ohnmacht um ein notdürftiges Dasein ringe". — Dasselbe, was jetzt die Sozialisten gegen die Verschwendung von Staatsmitteln in einem unnötigen Kriege einwenden: daß er Aufschub bedeute für alles, was in Italien einen wirklichen Volksaufstieg fördern kann.

Die große Berliner Kunstausstellung wird trotz Krieg, und ganz unkriegsmäßig eröffnet. Ob die Menschen den Weg dahin finden werden?

Im Ortsverbande Groß-Berlin des Hansabundes war ein Vortrag des Syndikus der Altesten der Berliner Kaufmannschaft über die „Neuorientierung unserer Politik". Symptomatisch dafür — wie übrigens auch eine Folge von Aufsätzen in der „Frankfurter Zeitung" —, daß die Frage der „mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft" immer mehr erörtert wird. Aber auch innerpolitische Zukunftsbilder fangen stärker an, uns zu beschäftigen. Professor Abt betonte, daß Voraussetzung für eine künftige starke Politik nach außen freiheitlicher Ausbau im Innern sei, und daß nur ein geeinter starker Liberalismus zum Träger der neuen Entwicklung werden könne, die von diesem Weltkrieg ausgehen würde.

Sonnabend, 22. Mai.

Wir haben heute einen deutschen Verband der Hausfrauenvereine gegründet, um der Kriegserfahrung Dauer zu geben. Hätten wir vorher eine starke Hausfrauenorganisation gehabt, so wäre sehr vieles in der Mitarbeit bei der Volksernährung bedeutend leichter gewesen.

Welch ein unbeschreiblich sonniges und blühendes Pfingsten könnten wir haben! Aber über den festlichen Vorbereitungen des Feierabends liegt die kriegerische Spannung. Man sieht nicht so sehr viel Maien in den Straßen.

Verse eines seltsam schönen Pfingstgedichtes von René Schickele fliegen einem durch den Sinn wie ein verwehter Hauch von fernen Paradiesen:

„Die Engel unserer Mütter
sind auf die Straße gestiegen,
das Raufherz der Väter
stiller schlägt.
Feurige Zungen fliegen
oder sind wie Kränze
auf Stirnen gelegt."

Heute pocht in dem Treiben auf den Straßen das Kriegsherz.

Ein kleines Straßenerlebnis: ein Soldat mit einem Holzbein wird im Rollstuhl gefahren. Ein anderer, anscheinend ganz unverletzter, geht an dem Rollstuhl vorüber. In dem Augenblick streift er den Ärmel seiner Uniform in die Höhe, damit der schwerer betroffene Kamerad seine verstümmelte Hand sehen konnte. Ein Gruß von Schicksal zu Schicksal.

Pfingsten, 23. und 24. Mai.

Wir haben die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Eine Kriegstagung, zu der in feierlich-zuversichtlicher Stimmung viele Hunderte in dem Plenarsaal des Abgeordnetenhauses zusammen sind. Es bezeichnete den Eindruck der Verhandlungen, und vor allem des Kriegsberichtes über die Arbeit der Lehrerinnen, daß die Vorsitzende Helene Lange sagte, es sei doch nur ein kleiner Ausschnitt der ganzen inneren

Digitized by Google

Mobilmachung unseres Volkes, der sich uns hier zeige. Wenn er schon eine solche Summe von Kraft zu selbstverständlicher Pflichterfüllung aufweise, so sei er nur ein Beispiel für die gleichmäßige innere Bereitschaft unseres Volkes zum äußeren und seelischen Durchhalten. Charakteristisch ist aus dem Bericht unserer Auslandsvereine, daß in Frankreich im letzten Jahr — vor Kriegsausbruch — die deutschen Erzieherinnen in steigendem Maße durch englische ersetzt sind, während in England mehr Vermittlungen von Deutschen abgeschlossen wurden als früher.

Am zweiten Feiertag stehen die Anschläge von der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Österreich und Italien an allen Mauern. Unsere Berliner lesen sie nun mit Ruhe. Das Treiben der Ausflügler an den Nachmittagen ist entschieden ganz unvermindert durch die Kriegsstimmung.

Versammlungen und Vereine

Verein Frauenbildung – Frauenstudium.

Am 14. und 15. Mai fand in Wiesbaden eine Beiratssitzung des Vereins statt, zu der nicht nur die Abteilungsvorsitzenden, sondern auch die Gesamtvorstände der einzelnen Abteilungen eingeladen waren. Der sehr starke Besuch der Sitzung bewies von neuem, wie fest das Band der gemeinsamen Ziele und Ideale die Frauen auch in diesen schweren und sorgenvollen Zeiten zusammenhält. Es war selbstverständlich, daß die Kriegsarbeit des Vereins in ihren verschiedenen Formen Mittelpunkt der Verhandlungen war. Der Jahresbericht, mit dem die Vorsitzende des Vereins, Frau Julie Bassermann, die Sitzung eröffnete, brachte genaue Angaben über Ausdehnung, Ziele und Erfolge dieser Arbeit. 13 Abteilungen sind Glieder des Nationalen Frauendienstes, 10 Abteilungen sind in den Ausschüssen für Kriegsfürsorge vertreten; die übrigen arbeiten mit dem Roten Kreuz oder dem Vaterländischen Frauenverein zusammen. Die hauptsächlichsten Arbeitsgebiete des Vereins sind die Arbeitsbeschaffung und -vermittlung, die Jugendpflege während des Krieges und die Regelung der Ernährungsfragen. Nach verschiedenen geschäftlichen Mitteilungen brachte der erste Tag Referate von Frau Reben-Wiesbaden und Frau Bensheimer-Mannheim über die Gesamtvorstandssitzung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Berlin. Die in diesen Berichten behandelten Probleme der Fürsorge für Kriegswitwen und Kriegerwaisen, der Organisation der Berufsberatung standen in engem Zusammenhang mit den Referaten des zweiten Tages, an dem Frau Dr. Altmann-Gottheiner über die Tagung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit berichtete und Fräulein Gottschalk-Bonn über die Berufsberatung für Mädchen gebildeter Stände sprach. Die Diskussion erstreckte sich daher vorwiegend auf die Fragen der Hinterbliebenenfürsorge und der Ausgestaltung und genügenden Finanzierung der Berufsberatung. Über die Berufsaussichten der Frauen, vor allem der Akademikerinnen, nach dem Kriege waren die Meinungen geteilt. Es wurde beschlossen, für die vom Frauenberufsamt des Bundes Deutscher Frauenvereine auszuarbeitenden Normallehrpläne für Fortbildungsschulen Propaganda zu machen und die Zulassung von Frauen zu geeigneten Fachschulen zu erstreben.

Am Abend des ersten Verhandlungstages sprach Fräulein Schlodtmann-Dresden über den „Gedanken des weiblichen Dienstjahrs". Sie begründete die Sehnsucht der Frauen, dem Vaterlande zu dienen, ihr Ich in der Allgemeinheit aufgehen zu sehen, aus der Ethik und Metaphysik der großen deutschen Denker. Freilich soll das „Dienstjahr der Frauen" vorwiegend ein Friedensdienst sein, zur Bekämpfung der inneren Feinde, Not und Elend, zur Heranbildung disziplinierter geschulter Hausfrauen, Berufsarbeiterinnen und Staatsbürgerinnen. Die Rednerin vermied es, positive Vorschläge zur Ausgestaltung dieses weiblichen Dienstjahrs zu machen, und die Diskussion, die dem mit sehr großem Beifall aufgenommenen Vortrag folgte, zeigte deutlich, auf welch unsicherer Grundlage bisher alle Einzelpläne ruhen. Fest steht nur das eine: daß der „Wille zur Allgemeinheit", die „Sehnsucht nach Erlösung aus der Isolierung des traditionellen Frauenschicksals" durch die Erlebnisse des Krieges in den Frauen neue Macht gewonnen hat.

Dr. Marie Bernays, Schriftführerin.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Berufliches.

* **Eine Abteilung für Kriegsvertretungen** ist am Zentralarbeitsnachweis in Berlin geschaffen. Sie soll Frauen in Männerstellungen jeder Art — im wesentlichen natürlich in der Industrie — vermitteln. Es entsteht, wie der Zentralarbeitsnachweis mitteilt, gegenwärtig ein Bedürfnis nach solchen Vertretungen, das kaum befriedigt werden kann.

* **Weibliche Angestellte im Versicherungsgewerbe.** Von der wachsenden Einstellung von Frauen in die Betriebe des Versicherungswesens gibt die folgende Erklärung des Verbandes der Deutschen Versicherungsbeamten einen Eindruck.

„Naturgemäß haben die Kriegsverhältnisse eine Zunahme weiblicher Erwerbstätigkeit in den Kriegsmonaten gebracht. Einmal weil so viele männliche Arbeitskräfte und weiter so viele Familienernährer fehlen. Auch in den Betrieben des Versicherungsgewerbes ist ein erhebliches Steigen der weiblichen Arbeitskraft, die schon in normalen Zeiten nach einer Erhebung des Verbandes der Deutschen Versicherungsbeamten in den Direktionsbetrieben 22% und in den Generalagenturen 25% der Angestellten ausmachte, erfolgt. Bei der leider in verschiedenen ertragreichen Versicherungsunternehmungen beobachteten Tendenz, die Arbeitskraft des Mannes, der seine Gehaltsforderung auf Familienunterhalt einstellen muß, durch die Arbeitskraft der weiblichen Angestellten, die ihre Gehaltsforderung allein auf ihren eigenen Unterhalt berechnet, aus „Ersparnis"-Rücksichten zu ersetzen, wird die Versuchung naheliegen, den weitgehenden Ersatz männlicher Arbeitskräfte durch weibliche, wie ihn die Kriegsverhältnisse hervorbrachten, beizubehalten und gar noch zu versuchen, auf dem Wege dieser „Ersparnis" fortzufahren. Eine solche Entwicklung wäre sozial verderblich und national verurteilenswert. Es wird daher hoffentlich die Erwartung berechtigt sein, daß im Versicherungswesen nach wie vor der männlichen Arbeitskraft eine Arbeitsmöglichkeit erhalten bleibt, die die Familienbildung ermöglicht. Gerade nach dem Kriege wird es das nationale und soziale Interesse unseres Volkes fordern, das ungehemmte Wachstum deutscher Volkskraft durch die Möglichkeit der Familienbildung zu fördern. Hier wird das Versicherungsgewerbe schon in Anpassung an den gemeinwirtschaftlichen Zweck, den das Versicherungsgewerbe hat, aus kleinlichen privatwirtschaftlichen Gewinngesichtspunkten wohl kaum zurückstehen wollen, und nach Beendigung des Krieges männlichen Angestellten, auch solchen, die Kriegsinvalide wurden, die Arbeitsgelegenheit und das zur Familiengründung auskömmliche Gehalt nicht vorenthalten. Auch darin werden wohl die Leiter der Versicherungsunternehmungen mit der Auslassung der deutschen Heeresverwaltung im Deutschen Reichsanzeiger vom 24. Oktober übereinstimmen, daß Beamtenpensionäre oder weibliche Familienangehörige, deren Lebensunterhalt ohne eigene Arbeit gesichert ist, nicht beschäftigt werden sollen, solange arbeitsfähige geeignete männliche, fachgebildete Stellenlose in der deutschen Volkswirtschaft vorhanden sind."

Es ist selbstverständlich, daß mit allen Mitteln einer dauernden Gehaltsherabsetzung durch die Einstellung weiblicher Kräfte entgegengearbeitet werden muß. Wenn die Versicherungsanstalten nach dem Krieg auf solchen Posten, die sie mit Männern nicht wieder besetzen können, Frauen einstellen, so müssen es Frauen mit gleicher Leistung und gleichem Gehalt sein.

* **Äußerungen über den weiblichen Standesbeamten.** Zur Einsetzung einer Frau als Standesbeamter bemerkt, wie die Voss. Ztg. mitteilt, das Zentralblatt für Personenstandsgesetzgebung „Der Standesbeamte" folgendes:

„Da Frauen studieren, Juristen, Ärzte, Professoren usw. werden können, warum nicht auch Standesbeamte?

Zu diesem Bedürfnisse, weibliche Stellvertreter zu schaffen, tritt nun jetzt infolge des Krieges noch, daß es Ehrenpflicht der Gemeinden ist, für ihre vielen Kriegswitwen zu sorgen und ihnen geeignete Berufsmöglichkeiten zu eröffnen. Die für unsere Invaliden vorbehaltenen Berufe können für die Witwen selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Zu diesen vorbehaltenen Berufen gehören die Stellungen der Standesämter nicht. Sie sind gerade für Kriegswitwen aus den gebildeten Ständen um so mehr passend, als eine jahrelange Vorbereitung nicht erforderlich ist, sondern eine Ausbildungszeit von fünf bis sechs Monaten völlig genügt.

Digitized by Google

Bedenkt man, daß jedes kleine Städtchen sein Standesamt hat, daß in den großen Städten auf je 80 000 bis 90 000 Seelen ein Standesamt kommt, daß bestimmungsgemäß jedes Standesamt einen Standesbeamten und wenigstens einen Stellvertreter haben muß, und daß viele Standesämter drei, auch vier Stellvertreter aufweisen, so ergibt sich zur Genüge, welch großer Anzahl Frauen bzw. Kriegswitwen durch Wahl zu Stellvertretern geeignete Berufsmöglichkeiten geschaffen werden könnten."

* **Strohhutnäherinnen.** Zu der Notiz der Aprilnummer über die Cölner Tagesfachschule bekommen wir eine Zuschrift, die sagt, daß geübte Strohhutnäherinnen es in der Akkordarbeit auf 70—100 *M* Wochenverdienst bringen können. Die in diesem Winter in der Fachschule ausgebildeten Frauen und Mädchen haben es schon heute zum Teil auf 30—40 *M* wöchentlich gebracht und werden es nach längerer Einarbeitung zweifellos bald auf 60—80 *M* bringen. Vereinzelt kommen auch Fälle vor mit einem Wochenverdienst von 100 *M*. Zu beachten ist hierbei nur, daß es sich um Saisonarbeit handelt und daher einige Monate Verdienst, wenigstens hier in Cöln, ausfallen; trotzdem bleibt die Strohhutnäherei eine verhältnismäßig gut bezahlte Arbeit. Nach gründlicher Einarbeitung in der Fabrik wird den Näherinnen Arbeit mit nach Hause gegeben, was besonders die verheirateten Frauen vorziehen.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Das Frauenstimmrecht in Dänemark.** Die Verfassungsänderung, die mit 106 gegen eine Stimme von der dänischen Volksvertretung angenommen ist, gibt den Frauen die volle politische Gleichberechtigung. Es müssen, ehe die Verfassungsänderung als endgültig gilt, noch einmal Neuwahlen stattfinden, nach denen eine nochmalige Abstimmung den früheren Beschluß bestätigt. Diese Bestätigung ist aber nicht mehr zweifelhaft. Man hofft, daß bis zum 5. Juni, dem Jahrestage der politischen Befreiung der Männer, das Frauenstimmrecht Gesetz ist.

Verschiedenes.

* **Der Haager Frauenkongreß** ist unter Beteiligung von etwa 1700 Holländerinnen, 200 bis 300 sonstigen Neutralen, einigen (2?) Engländerinnen und Belgierinnen, 28 deutschen und einigen österreichischen Frauen programmäßig verlaufen. Die Resolutionen, zu denen schon die Einladung die Zustimmung der Teilnehmer im voraus verlangte, sind in diesem Kreise ohne Schwierigkeiten angenommen. Der Bund deutscher Frauenvereine hat seine Ablehnung noch einmal in einer Erklärung der Vorsitzenden begründet, die am Tage der Eröffnung des Kongresses in den deutschen Tageszeitungen erschienen ist. Die französischen Frauen haben den Besuch mit zum Teil den gleichen Argumenten abgelehnt, in einer Erklärung, die aber außerdem noch Angriffe auf Deutschland enthielt. Diese Erklärung ist (nach dem Rotterdamsche Courant) auf dem Kongreß nicht verlesen worden, weil sie „verlegt" war. (!!)

Das Urteil in Deutschland über den Kongreß ist so ziemlich einstimmig. Berichte sind nur in geringer Zahl und kleinstem Umfang in deutschen Zeitungen erschienen.

Die ganze Sache ist in höchstem Maße bedauerlich. Um so mehr, weil als Vertreterinnen der neutralen Länder Frauen wie Jane Addams beteiligt waren, die bei stärkerem Einfluß auf die ersten Anfänge des ganzen Plans doch vielleicht etwas Besseres daraus hätten machen können: z. B. eine Besprechung der Neutralen mit mehr praktischem und weniger frauenrechtlerisch-rhetorischem Inhalt, in einem engeren Kreise verantwortlicher Menschen.

* **Ein Auslandbund deutscher Frauen** wurde kürzlich in Berlin gegründet. Etwa 150 Frauen wohnten der Gründungssitzung bei, die von Gräfin Schwerin-Löwitz geleitet wurde. Frau Mudra aus Philadelphia sprach auf Grund ihrer in Japan und Amerika gesammelten Erfahrungen über die Notwendigkeit des Bundes und über seine Ziele, die in erster Linie in der Herstellung persönlicher gesellschaftlicher Beziehungen zwischen Auslands- und Inlandsdeutschen bestehen sollen. Die große Zahl der Auslandsdeutschen, die oft erst nach jahrelanger Abwesenheit zu kurzem Aufenthalt nach Deutschland zurückkehrten, sollen nicht mehr wie uns fernstehende Ausländer nur auf ihre Hotels und ihren Bädeker angewiesen sein, sondern es soll ihnen, soweit sie Bundesmitglieder sind, Gelegenheit geboten werden, auch in die Familien der hiesigen Bundesmitglieder eingeführt zu werden. Die Inlandsdeutschen aber hätten dadurch den Vorteil, aus bester Quelle über das Ausland zuverlässige Nachrichten zu erhalten. In den Vorstand wurden gewählt: Gräfin Radolin-Königsmarck, Frau Solf-Dotti, Gräfin Schwerin-Löwitz. Dem Beirat gehören u. a. an: Fräulein Dr. Gertrud Bäumer, Frau Hedwig Heyl, Fräulein Dr. von Harnack, Fräulein Dr. Alice Salomon. Als Jahresbeitrag wurden 10 *M* festgesetzt.

Digitized by Google

Bücherschau

In der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg", Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart (Preis für das Heft 50 ₰) ist wieder eine Reihe vorzüglich orientierender Hefte erschienen. Das 45. Heft behandelt das Problem: **„Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn"** (Prof. Dr. W. Gerloff); Heft 46: **„Der deutsche Volksgeist im Kriege"** (Otto von Gierke); Heft 47: **„Mit Schwert und Pflug"** von Prof. Dr. Kurt von Rümker erörtert das Zusammenwirken unserer militärischen und unserer wirtschaftlichen Leistung; Heft 48 bringt **„Deutschland und Ägypten"** von Erich Meyer, Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Alexandrien. 49. Heft: **„Wie steht es mit Polen?"** von Wilhelm von Massow, untersucht, von der Tatsache ausgehend, daß die Polen auch heute noch ein wirkliches, lebendiges Volk sind, ihre Beziehungen zu Rußland und Deutschland, wie sie sich im Laufe der Zeit herausgestellt haben. 50. Heft: **„Die Zukunft der deutschen Form."** Von Hermann Muthesius. „Es gilt mehr als die Welt zu beherrschen, mehr als sie zu unterrichten, sie mit Waren und Gütern zu überschwemmen, es gilt, ihr das Gesicht zu geben. Erst das Volk, das diese Tat vollbringt, steht wahrhaft an der Spitze der Welt; und Deutschland muß dieses Volk werden." Mit diesen Schlußsätzen seiner Erörterungen weist der Verfasser uns eine Stellung in der Welt an, die es in langem Ringen zu erobern gelten wird.

Als wertvolle Ergänzung zu diesen Heften erscheint ferner soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt: **„Die Kampfplätze in West und Ost."** Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten. Nach amtlichem Material bearbeitet von Dr. Ernst Seeger. (Geheftet 1 ℳ.) Es befriedigt das Bedürfnis nach einer Übersicht, die es dem einzelnen ermöglicht, sich schnell über die bisherigen Erfolge unserer Waffen, über die Lage eines Schlachtortes oder über den Verlauf einzelner Kampfestaten zu unterrichten. Der Führer umfaßt die Zeit vom 1. August 1914 bis 1. Mai 1915. An der Hand amtlichen Materials stellt der Verfasser in alphabetischer Reihenfolge, getrennt nach einem westlichen und einem östlichen Kriegsschauplatz, alle die Örtlichkeiten zusammen, die als Schauplatz kriegerischer Begebenheiten bisher bekannt geworden sind.

Das im Aprilheft unserer Zeitschrift erwähnte Bändchen **„Gemüse- und Obstbau"** von Dr. Franz Fest, Verlag von Theod. Thomas in Leipzig, kostet geheftet 60 ₰, gebunden 85 ₰.

Wenn in dieser Zeit, die mehr zum Handeln als zum Lesen auffordert, auf die Broschüre von Ernst Joel, **„Die Jugend vor der sozialen Frage"** (Verlag der Kantbuchhandlung, Charlottenburg 1914. Preis 50 ₰) hingewiesen wird, so geschieht es deshalb, weil aus ihr dasselbe Bedürfnis nach dem Unbedingten spricht, das uns jetzt in ganz besonderem Maße erfüllt. Der Verfasser macht es der Jugend, die sich zur sozialen Arbeit hingezogen fühlt, nicht leicht. Man ist beinahe versucht, seiner schroffen Ablehnung aller Unentschiedenheit und alles Entgegenkommens vorzuhalten, daß der Funke, der auch im Schwankenden und halb Gewonnenen glimmt, einer sorgfältigen Pflege bedarf, wenn eine wirkliche Durchdringung des gesamten Lebens mit den Idealen der Fernstenliebe gelingen soll. Jedoch gerade dies rigorose Prinzip fesselt. Als oberste und unerläßliche Forderung zur Mitarbeit wird verlangt, daß das Leben unter einer Idee stehe. Wir sollen der Kultur dienen, und „Kultur ist alles von einem überlegenen Willen Geformte und Gestaltete, wobei die Welt der Stoff ist, aus dem der Wille seiner Tätigkeit Form und Gestalt gibt." — Wie gewinnen wir nun diese Einstellung? Durch williges Miterleben des öffentlichen Lebens, bewußtes Erkennen der Not unseres Volkes, durch tatkräftige, auch im kleinsten unverbrüchlich treue Arbeit und durch intellektuelle Schulung. Man merkt dem Aufsatz an, daß ihm eine Rede im akademischen Kreise zugrunde liegt, daß sie sich vorzugsweise an die männliche Jugend richtet. Das bedeutet in meinen Augen einen uneingeschränkten Vorzug. Allzu leicht ist man noch immer geneigt, den Frauen die dornigen Wege des Intellekts zu ersparen, sei es aus Furcht vor einer Verfälschung der weiblichen Natur, sei es in resignierter Erkenntnis der Unzulänglichkeiten der Vorbildung. Freilich muß alles, auch die reine Verstandesarbeit, dem sittlichen Willen, dem „Blick auf letzte Zielpunkte" untergeordnet werden. Das Heft regt zum Weitersuchen und zum Nachdenken lebhaft an und wirkt als Ansporn zur Pflichterfüllung in dieser Zeit, die sozial durchdrungener Menschen mehr als je bedarf. D. v. B.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Im Verlag von Eugen Diederichs in Jena 1915 erschienen weitere **Tat-Bücher für die Feldpost:** Heft 6. Sieg oder Tod. Neue Kriegsgedichte. Heft 7. Germanisches Heldentum. Altgermanische Lebenszeugnisse. Heft 8. Der deutsche Mensch. Bekenntnisse und Forderungen unserer Klassiker. Heft 9. Deutsche Politik. Gedanken von Heinrich von Treitschke. Jedes Heft Pr. 0,60 ℳ Tat-Flugschriften. 1. **Misch, Georg.** Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei.

Matthias, Prof. E. Turnlehrer an der Seminarabteilung der höheren Töchterschule der Stadt Zürich: Die Notwendigkeit der körperlichen Erstarkung des weiblichen Geschlechtes. Mit 6 Abbildungen. Zürich. Verlag Art. Institut Orell Füßli. Pr. 1 Fr. (0,80 ℳ.)

Neuner, Ludwig. Leitfaden (Katechismus) für eine deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Ein Entwurf. 1914. Selbstverlag Ludwig Neuner, München. Pr. 0,60 ℳ.

Schütze, Elise: Handbuch für die Damenschneiderei. Pr. geb. 3 ℳ, br. 2,50 ℳ.

Stehelin, F. Reichsland. Eines Alt-Elsässers Mahnwort. Naunhofs Leipzig 1914. Verlag der deutschen Briefzeitungsgesellschaft m. b. H. (Hugo Rösch.)

Thomas, K. Nahrung und Ernährung. Zur Erläuterung von M. Rubners Nahrungsmitteltafel. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. 1,50 ℳ.

Vaterländische Flugschriften des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. 1. **Müller, Maria.** Oberlehrerin an der Kgl. Augusta-Viktoriaschule in Trier. Die allgemeine vaterländische Erziehungsaufgabe der Lehrerin in großer Zeit. Paderborn 1915. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Pr. 0,50 ℳ.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Familie, Posen, für einen Knaben 12, ein Mädchen 10 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musik- und Lateinkenntnissen. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

2. Sofort sucht adlige Familie, Westpreußen, für ein 13jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Sofort sucht adlige Familie, Mecklenburg, für die Dauer der Kriegszeit für zwei Knaben, 11 und 6 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Lateinkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Sofort sucht Familie, Ostpreußen, für ein Mädchen von 11 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt 700 ℳ und freie Station.

5. Sofort sucht adlige Familie, Schlesien, für ein 10jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musik sehr erwünscht. Gehalt 800 ℳ bei freier Station.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit.

Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse.
Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurs.
Prospekte durch die Direktion: **Große Friedbergerstr. 28II.**

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Sommersemesters 8. April.

Braunfels a. d. Lahn
zwischen Taunus und Westerwald
Familien-Pension
von
Frau Schneider-Rex
Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.
Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.
Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.
Kriegsteilnehmer erhalten Ermäßigung.
Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung.

Digitized by Google

6. Sofort sucht Familie im Harz für ein Mädchen 10, einen Knaben 7 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit perfektem Französisch und Musikkenntnissen. Gehalt 960 ℳ und freie Station.

7. Sofort sucht Familie, Berlin, für ein Mädchen von 12 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Sofort sucht Gutsbesitzersfamilie, Ostpreußen, für ein Mädchen 10, einen Knaben 8 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Etwas Erfahrung ist erwünscht. Gehalt bei freier Station 800 ℳ.

9. Zum 1. August evtl. früher sucht Familie, Posen, für einen Knaben 9, ein Mädchen 7 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Latein (Quinta) Bedingung. Gehalt bei freier Station 900 ℳ.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen. Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Stets vorrätig

die Einbanddecke

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Buchhandlung W. MOESER

BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe“** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann, M.d.R.**

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**

schreiben in jeder Nummer

die **Kriegs- und Heimatchronik,**

eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Hortnerinnen,**
3. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw.,

(staatl. Abschlußprüfg.)

4. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugnis),
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Lesehalle

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 10 Juli 1915

Die Dienstpflicht der Frau.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Als vor nunmehr drei Jahren der Bund Deutscher Frauenvereine das Thema des weiblichen Dienstjahrs auf die Tagesordnung seiner Generalversammlung gesetzt hatte, handelte es sich für alle Beteiligten mehr um eine programmatische als um eine unmittelbar praktische Angelegenheit. Wir arbeiteten an der Vervollständigung des Bildes, das wir uns von der Eingliederung der Frau in das Gemeinschaftsleben gemacht hatten, und fragten uns, ob nicht eine festere Bestimmung der öffentlichen Pflichten der Frauen dazu gehöre und eine obligatorische Ausbildung für diese Pflichten. Wir suchten einen nächsten Schritt in der Entwicklung des Bürgertums der Frau — suchten ihn, zwar auf dem Erreichten fußend, zwar durch die Vergangenheit gedrängt und kommende Notwendigkeiten erschließend, aber doch immer mit dem Bewußtsein, daß wir uns im wesentlichen auf Kommendes rüsteten, daß wir Vorarbeit leisteten für eine Zeit, da das Durchdrungensein der Frauen von einer staatsbürgerlichen Verpflichtung stärker, die allgemeine Einsicht in die Notwendigkeit, dieser Verpflichtung einen festen Rahmen zu geben, verbreiteter sein würde.

Heute stehen wir vollständig anders zu der Frage. Der Krieg hat uns, wie niemals zuvor ein Gedanke oder ein Ereignis, die Grundlagen unserer Volkskraft enthüllt, hat uns gezeigt, daß alle Stärke des modernen Staates in der „Organisation", d. h. in dem festen Gefüge der Gemeinschaftsleistungen liegt, in der Fähigkeit zu gesammeltem Tun, und in dem Willen und der Gewohnheit des einzelnen, sich einzugliedern und als ein Teil des Ganzen zu handeln.

Was vor hundert Jahren den führenden Staatsmännern als Offenbarung der Volksleistung von 1813 aufging: die Fähigkeit des Volkes zur Verantwortung für

Digitized by Google

sein eigenes Schicksal, das haben wir in größerer, gewaltigerer Form heute erlebt: wir können, ja wir sollen und müssen uns noch vertrauensvoller stützen auf die Mitarbeit aller für das Ganze, auf eine Mitarbeit, die nicht nur unbewußt und zufällig dem Ganzen zugute kommt, indem sie den eigenen nächsten Interessen dient, sondern die sich ihrer Verantwortung und Bedeutung für die Gesamtheit bewußt ist, und die das Ganze, den Staat, fördern *will*.

Die Folge dieser Einsicht für die Frage, die uns heute beschäftigt, ist, daß man heute zugänglicher als je für die Betrachtungsweise ist, die auch das Frauenleben mit dem Inhalt seiner Leistungen in Beziehung zu diesem Ganzen setzt, es in seiner unmittelbaren Bedeutung für den Staat erfassen will.

Und die Frauen selbst? Sie erlebten den Ruf der Zeit an ihre Kraft, ihre Mitarbeit teils wie eine lang ersehnte Berufung, teils wie eine neue, hinreißende Forderung. Ihnen gab diese Zeit beides: plötzliche Erhellung des Weges, den sie in Zukunft zu gehen hatten, und Erkenntnis über das Maß ihrer Vorbereitung für das, was von ihnen verlangt wurde. Der Wunsch, dem Staat zu helfen, ein letztes, bescheidenstes Stück nationaler Kraft zu sein, wuchs in einer einzigen Stunde in Millionen deutscher Frauen empor; er hat Millionen durch nun fast ein Jahr bei ihrer Arbeit für den Staat festgehalten. An uns, die wir in dem Aufflammen dieses Bedürfnisses und dieser Leistung die Erfüllung eines Jahrzehnte hindurch verkündeten Glaubens sehen, ist es nun, dafür zu sorgen, daß dieser Frauenwille, der ein so wesentlicher Teil unserer inneren Verteidigung ist, eine dauernde, zuverlässige Kraft werde in dem Aufbau jenes neuen Deutschland, dem der Heldenmut unserer Heere draußen und dem unsere Arbeit im Innern im letzten Sinne gilt. Und darum reden wir heute von der Dienstpflicht der Frau als einer Aufgabe, die wir *jetzt* anfassen, die uns von einer akademisch fernen zu einer praktisch nahen geworden ist.

Indem wir ihr aber nun ins Auge sehen, müssen wir uns zugleich klar sein, daß es sich um eine Aufgabe handelt, die nicht im Sturm des aufflammenden Gefühls zu lösen ist. Ein Eingriff in das Frauenleben — so einschneidend und vielbedeutend, ein neuer Zweig im staatlichen Bildungswesen, so ausgedehnt, kostspielig und neuartig, daß die sorgsame Arbeit vieler Sachverständiger dazu gehören wird, um diese neue Forderung in ihrer geistigen und praktischen Bedeutung zu durchdringen. Mit Aufrufen „an Deutschlands Jungfrauen", wie sie naive Gemüter übereifrig in die Welt schicken wollten, ist die Sache nicht gemacht, und selbst ernsthafte Aufsätze und Broschüren können nicht mehr als erste Grundlagen andeuten, Ziele bestimmen, Richtlinien geben, während für die praktische Gestaltung auch nur erster Anfänge eine genaue, sorgsame Einzelarbeit einsetzen muß. Auch meine Ausführungen heute sollen nur Einleitung zu solcher Arbeit sein, Grundlage einer ersten allgemeinen Verständigung über die Frage in unserem eigenen Kreis, und der Versuch einer Klärung des Problems selbst.

Zu dieser Klärung ist zunächst eines notwendig: daß wir uns verständigen über den Begriff des „Dienst*jahrs*". Jetzt wird dieses Wort in den verschiedenen Äußerungen zur Sache in doppeltem Sinne gebraucht: als Ausdruck für die *Ausbildungszeit* für eine Dienstpflicht und als Inbegriff dieser *Dienstpflicht* selbst, in dem Sinne etwa, als ob mit dem einen Jahr, das die Frauen dem sozialen Dienst in irgendeiner Form widmen, die Sache abgetan ist. Wir müssen aber

Digitized by Google

als Voraussetzung aller weiteren Erörterungen klar unterscheiden, worin die Dienstpflicht und worin das Dienstjahr, d. h. die Ausbildung für diese Pflicht bestehen soll.

Daß diese beiden Dinge verwechselt werden, liegt in der Analogie zur männlichen Dienstzeit. Da die männliche Dienstpflicht im eigentlichen Sinne des Worts nur im Kriegsfall eintritt, für Generationen von Männern sich also der „Dienst" in der Ausbildungszeit erschöpft, gewöhnt man sich, bei der männlichen Dienstpflicht nur an diese Ausbildungszeit zu denken und zu vergessen, daß der Mann in dieser Zeit dem Staat eigentlich noch nicht „dient" — im Gegenteil, ihm viel Arbeit und Kosten verursacht —, sondern nur für einen möglicherweise notwendigen künftigen Dienst vorbereitet wird.

Unsere erste Frage ist also die nach einer weiblichen Dienstpflicht. Worin soll sie bestehen? Es gibt — zumal in den Äußerungen zur Sache aus der Zeit vor dem Kriege — Auffassungen, die von einer besonderen Dienstpflicht der Frauen absehen wollen. Die weibliche Dienstpflicht besteht, so heißt es hier wohl, in der Mutterschaftsleistung, und von einem Dienstjahr ist dann nur die Rede im Sinne einer obligatorischen Ausbildung für diese hauswirtschaftlich mütterliche Aufgabe. Wer nur das will, sollte lieber den Ausdruck Dienstpflicht und Dienstjahr für seine Pläne nicht gebrauchen. Denn tatsächlich führt er irre, indem er doch den Gedanken an eine Leistung erweckt, die, wie der Heeresdienst des Mannes, noch neben Familien- und Berufsleistung unmittelbar dem Staate zugute kommt.

Wahrscheinlich aber werden nach dem Kriege manche, die von einer besonderen Dienstpflicht der Frau nichts wissen wollten und vom Dienstjahr nur im Sinne einer obligatorischen hauswirtschaftlichen Ausbildung aller Mädchen sprachen, anderer Meinung geworden sein. Jedenfalls reden wir hier von einer Dienstpflicht im eigentlichen Sinne; einer Übernahme gewisser Pflichten über Familien- und Berufsleistung hinaus — eines eigentlichen Dienstes an Aufgaben, die unmittelbar von der Gesamtheit, von Staat und Gemeinde, gestellt und ihnen geleistet werden.

Wenn wir so die Analogie einer weiblichen Dienstpflicht zur Heeresleistung des Mannes betonen, so müssen wir uns doch zugleich von einem Mißverständnis frei machen, zu dem diese Analogie führen kann. Die männliche Dienstpflicht tritt in Kraft im Kriege. Das heißt die Dienstpflicht, von der wir gewohnt sind, diesen Namen zu gebrauchen. Im Grunde aber, genau genommen, gibt es eine doppelte männliche Dienstpflicht: nämlich eine für den Krieg und eine für den Frieden. Die Heerespflicht und die Staatsbürgerpflicht zur Übernahme solcher Aufgaben, die von den Bürgern ehrenamtlich kraft ihrer Zugehörigkeit zur staatlichen oder kommunalen Gemeinschaft geleistet werden müssen. Es ist kein Zufall, daß beides: die allgemeine Wehrpflicht und die Selbstverwaltung der Gemeinden, die militärische und die Zivildienstpflicht, gleichzeitig geschaffen wurden. Sie beide gehören zu dem modernen Begriff des Bürgers, zum Begriff auch des modernen Staates: die Selbstverteidigung des Volkes nach außen, wie ein gewisses Maß der Selbstverwaltung des Volkes nach innen.

Diese beiden Formen des öffentlichen Dienstes sind beim Manne nach Wesen und Art verschieden. Die eine, der Heeresdienst, hat ihre ausgebildete Form der Vorbereitung und Ausbildung. Die andere, der Zivildienst in bürgerlichen Ehrenämtern, in Armen- und Wohlfahrtspflege, hat sie bis jetzt nicht. Und zwar deshalb

Digitized by Google

nicht, weil man für diese Ämter bisher nur eine Auswahl von Männern nötig hatte, die sich in der Ausübung ihrer ehrenamtlichen Pflicht auf allgemeine Lebenserfahrung und persönliche Qualitäten stützen konnten. Ob diese Faktoren genügen, um alle Ehrenbeamte, deren Gemeinde und Staat zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedürfen, wirklich ganz und gar auf die Höhe ihrer Leistung zu führen, mag dahingestellt sein. In den Fachkreisen ist die Frage nach zweckmäßiger Vorbildung von Armenpflegern tatsächlich ja schon viel erörtert. Jedenfalls haben die Frauen von dem Augenblick an, in dem sie ihrerseits an solche Ämter dachten, gewußt, daß ein wirkliches Gewachsensein gegenüber den höchsten Anforderungen dieser Ämter, ein auf der Höhe ihrer ideellen Verpflichtung Stehen, nur denkbar ist bei einer gewissen Schulung.

Und damit kommen wir auf das Besondere der weiblichen Dienstpflicht. Gehen wir vom Kriege und seinen Erfahrungen aus, so zeigt sich: der Krieg hat die Frauen — von dem Gebiet der Verwundetenpflege zunächst abgesehen — im ganzen nur in erweitertem und verstärktem Maße zu sozialen Friedensaufgaben gerufen. Woran wir auch denken mögen von den besonderen Anforderungen, die der Krieg an die Frauen gestellt hat: sie bedeuten nur Friedensarbeit in gesteigerter und etwas gewandelter Form. Angefangen von der Hausfrau, die ihre Haushaltsführung als einen volkswirtschaftlichen Auftrag, ein Amt in der großen Gesamtleistung der Volksernährung betrachten lernen mußte, bis hin zu jeder einzelnen Teilaufgabe der Kriegsfürsorge, hat der Krieg nur in eindringlicherer Weise gefordert, was der Frieden auch fordert. Denn wäre es nicht auch in ruhiger Zeit wertvoll, wenn die Hausfrau ihre Arbeit im Licht ihrer großen volkswirtschaftlichen Verantwortung zu erfassen vermöchte? Ist nicht auch zur Friedenszeit das Feld der sozialen Hilfe unübersehbar groß — bereit und imstande, Tausenden von Kräften Arbeit zu geben? Läßt sich nicht alles, was hier geleistet wird, noch unabsehbar viel besser und vollkommener, sorgfältiger und wirkungsvoller denken, wenn mehr und bessere Kräfte da sind als jetzt?

Diese Frage stellen, heißt die Antwort auf Sinn und Bedeutung der weiblichen Dienstpflicht geben. Die beiden staatsbürgerlichen Dienstpflichten des Mannes, die militärische und die bürgerliche, verschmelzen in ihr in eines. Die weibliche Dienstpflicht liegt im Krieg wie im Frieden in der Arbeit an der Erhaltung und Pflege unserer Volkskraft.

Und so entspricht das, was sich in den Anfängen einer praktischen äußeren Arbeitsteilung der Geschlechter gerade im Kriege so deutlich zeigt, auch einer tieferen Bestimmung. Wenn in der modernen Gesellschaft die gemeinschaftliche planmäßige und organisierte Pflege der Volkskraft einen immer größeren Raum gewinnt, so ist das im Grunde nur die soziale Gestaltung dessen, was von Urzeiten an in wechselnden Formen Frauenaufgabe gewesen ist. Ich kann diese tiefere soziologische Begründung der weiblichen Dienstpflicht hier nicht ausführen,[1]) weil es zu weit abführen würde und ich diesmal die praktische Gestaltung der Aufgabe im Auge habe. Nur andeuten muß ich, um die volle Bedeutung dessen zu kennzeichnen, was wir mit einer weiblichen Dienstpflicht eigentlich wollen, daß es sich tatsächlich darum handelt, den

[1]) Sie findet sich in dem Heftchen „Das weibliche Dienstjahr" (Verlag W. Moeser, Berlin S 14).

Digitized by Google

weiblichen Anteil an den Aufgaben des modernen Staates bewußt und planmäßig, mit allen Mitteln der Bildung und Stärkung der Kräfte aufzubauen.

Wenn die weibliche Dienstpflicht so erfaßt wird, so rechtfertigt sich auch erst die Forderung einer obligatorischen Ausbildung dafür. Man könnte sich ja mit der Form zufrieden geben, in der bisher die Beteiligung des Mannes an ehrenamtlichen Zivilaufgaben verlaufen ist. Wenn auch natürlich zuzugeben ist, daß die ungeschulte Frau für diese Posten weniger Kenntnis von Verwaltung und öffentlichem Leben mitbringt, so läßt sich doch auf diesen Mangel allein nicht die Forderung einer systematischen Ausbildung begründen, die vom Manne nicht verlangt wird. Die Forderung eines weiblichen Dienstjahrs fällt vielmehr zusammen mit der Forderung, daß die Frauen in den Stand gesetzt werden sollen, dieses ganze Gebiet der Volkspflege im weitesten Sinne des Wortes intensiver, gründlicher und sorgfältiger anzufassen, als es bisher überhaupt angefaßt werden konnte.

Es ist also zunächst notwendig, die Beteiligung an ehrenamtlichen Aufgaben in Armenpflege, Waisenpflege, Jugendfürsorge jeder Art, Vormundschaft, Volksbildungsbestrebungen usw., usw. zur Frauenpflicht in dem Sinne zu erklären, daß nicht nur einzelne als Ausnahmen (wie bisher) diese Pflichten übernehmen, sondern für alle Frauen die Berufung dazu im Rahmen ihrer selbstverständlichen bürgerlichen Pflichten liegt. Praktisch bedeutet das die Aufhebung des Rechtes der Ablehnung solcher Ämter, das den Frauen noch uneingeschränkt zusteht, während es bei den Männern an bestimmte Bedingungen des Alters, der Größe der eigenen Familie usw. gebunden ist. Solche Ausnahmen müßten natürlich auch für die Frauen gelten, aber eben als Ausnahmen von der Regel, daß auch die Frau Ehrenämter annehmen muß, während es heute gerade umgekehrt ist, daß in der Regel die Frauen gar nicht daran denken, Pflichten in der Gemeinde zu übernehmen, und die es tun, Ausnahmen sind. Selbstverständlich kann auch in Zukunft die Bürgerpflicht der Frau nicht auf Kosten ihrer Familienaufgabe gehen. Frauen, deren volle Kraft in der Familie, als Mutter kleiner Kinder oder durch sonstige Gebundenheit, vor allem auch durch Erwerbsarbeit neben dem Familienberuf, gebraucht wird, müssen das Recht haben, von der bürgerlichen Dienstpflicht zeitweise befreit zu werden. Dieses Recht kann auch deshalb ruhig zugestanden werden, weil die Rekrutierung für diese Zivilaufgaben keineswegs so viele Menschen erfordert wie die für die Landesverteidigung. Mag man die Beteiligung der Frauen an ehrenamtlicher sozialer Arbeit noch so ausgedehnt denken, so wird sie doch immer nur einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz aller Frauen beanspruchen. Deshalb kann man ruhig weitgehende Rücksicht auf tatsächliche Familienpflichten nehmen und doch sicher sein, genug geeignete Kräfte zur Verfügung zu haben.

Aber, so könnte man nun fragen, wenn die Zahl der im ehrenamtlichen öffentlichen Dienst überhaupt vorhandenen Posten selbst bei großer weiterer Zerteilung der Arbeitskreise immer noch so klein bleibt, daß gar nicht daran zu denken ist, jemals auch nur die Mehrheit der Frauen für diese Tätigkeiten zu berufen, ist es dann richtig, eine allgemeine obligatorische Ausbildung dazu für alle einzuführen? Ist es nicht ein viel zu starker Aufwand an Verwaltung, Geld und Arbeit, ein Eingreifen in den bisherigen Lebenslauf der Frauen weit über Bedürfnis und Notwendigkeit hinaus?

Digitized by Google

Der Gegensatz zwischen den vielen Generationen von Männern, die militärisch ausgebildet werden, und den wenigen Generationen, die den Heeresdienst im Kriege erleben, ist nicht weniger groß. Trotzdem betrachten wir die militärische Ausbildung des Mannes nicht als verlorene Zeit, weil wir sie als eine vorzügliche Schule der körperlichen Ausbildung, der Willensbildung, der staatsbürgerlichen Erziehung ansehen. Diesen allgemeinen Bildungswert soll aber das weibliche Dienstjahr — man kann ruhig sagen: in noch gesteigertem Maße haben. Man kann sagen: in gesteigertem Maße, weil das, was der Inhalt dieses weiblichen Dienstjahrs ist, den tatsächlichen Aufgaben der Frauen in Familie und Gesellschaft näher steht, als der Inhalt der militärischen Ausbildung der praktischen Friedensarbeit des Mannes. Auch die Frauen, die später nicht zur Ableistung einer bürgerlichen Dienstpflicht kommen, haben die Möglichkeit, dem Staat die geistigen Früchte dieser Dienstzeit darzubringen: durch die Art, wie sie in Familie und Beruf ihre Arbeit auffassen und leisten.

Damit kommen wir zum Inhalt des Dienstjahrs, d. h. der obligatorischen staatsbürgerlichen Ausbildung aller Mädchen. Ich sage gleich: „staatsbürgerliche" Ausbildung, um die Richtung des weiblichen Dienstjahrs zu bezeichnen. Eine Ausbildung soll es sein, die alle einzelnen Stoffe dem einen Zweck unterordnet: in dem jungen Mädchen das Bewußtsein der Verantwortung gegenüber dem Volk, dem Staat zu erziehen, dessen Teil sie ist. Sie soll in dieser Zeit ihr künftiges Leben, in seinen einfachen täglichen Aufgaben, als Dienst in einem großen Organismus gemeinsamer Kulturarbeit ansehen lernen. Das Dienstjahr soll der Mädchenbildung abschließend den Stempel der „Nationalerziehung" im Fichteschen Sinne aufdrücken. Nicht die einzelnen Stoffe, die in diesem Ausbildungsjahr aufgenommen werden, sind das Wesentliche, sondern der Zweck, dem sie dienen, der Gesichtspunkt, unter dem sie behandelt werden sollen. Das Bürgerbewußtsein, d. h. das Bewußtsein der Verantwortlichkeit des ganzen Lebens vor dem Staat, soll hier entscheidend gefestigt werden.

Es ist nun nicht möglich, hier im einzelnen die Fächer aufzubauen und ihre Behandlungsweise darzulegen, die sich aus diesem Grundprinzip des Dienstjahrs ergeben. Nur das Wesentliche darüber muß gesagt werden.

Das Wesentliche des Wesentlichen ist aber dies: daß die Wurzel aller staatsbürgerlichen Tugend die Beherrschung der nächsten, der alltäglichen Pflichten ist, das Ernstnehmen der praktischen Leistung, die im Arbeitsleben des Ganzen von dem Einzelnen verlangt wird. Und so unbedingt wie wir von der Frau das Ernstnehmen der Berufsleistung verlangen, so unbedingt stellen wir als Grundlage aller weiteren Leistungen für den Staat die Forderung der Beherrschung der Hauswirtschaft. Auf die Dienstpflicht in der sozialen Arbeit hin angesehen ist sie notwendig, weil es keine — schlechthin keine — soziale Arbeit gibt, die ohne Verständnis für die Hauswirtschaft geleistet werden kann. Viel wichtiger aber noch ist diese Forderung, angesehen auf den zusammenfassenden Sinn des Dienstjahrs: die Pflicht zur Tüchtigkeit ist das erste Gebot in jedem staatsbürgerlichen Katechismus. Und die Frau, die ihren täglichen Aufgaben unfähig und nachlässig gegenübersteht, die sich hier mit Unzulänglichem begnügen lernt, wird das Wesen staatsbürgerlicher Pflicht nicht erfassen, und wenn sie in noch so vielen Vereinen arbeitet und noch so viel bürgerkundliche Kenntnisse besitzt. Darum muß die Beherrschung der Haus-

Digitized by Google

wirtschaft als allgemeine Grundlage aller anderen Ausbildung, die das Dienstjahr geben kann, vorhanden sein. Und wo sie, den Verhältnissen entsprechend, nicht vorhanden sein kann, muß das Dienstjahr selbst sie erst vermitteln. Praktisch bedeutet das, daß für die Schülerinnen der Volksschule wegen des bekannten und hier nicht näher zu erörternden Versagens der Familie auf dem Gebiet hauswirtschaftlicher Bildung, die Hauswirtschaft einen wesentlichen Teil der Ausbildung ausmachen wird. Bei den Schülerinnen höherer Schulen kann die Familie die hauswirtschaftliche Bildung normalerweise geben. Und im übrigen kann hier die hauswirtschaftliche Schule eintreten. Es wird also hier genügen, wenn eine praktische hauswirtschaftliche Bildung vor Eintritt in das Dienstjahr nachgewiesen werden muß.

Was aber, ob die praktische hauswirtschaftliche Ausbildung in das Dienstjahr hineinverlegt wird oder nicht, auf alle Fälle im Dienstjahr geleistet werden muß, ist die Erweckung des Verständnisses für das, was der Einzelhaushalt als Wirtschaftszelle im Volksorganismus bedeutet. Und hier ist vielleicht am besten der besondere staatsbürgerliche Sinn des Dienstjahrs deutlich zu machen. Man hat jetzt so viel von dem Versagen der Hausfrauen gegenüber den Aufgaben der Kriegsernährung gesprochen, und der Ruf nach hauswirtschaftlicher Bildung ist lauter denn je erschallt. Was uns aber jetzt tatsächlich gefehlt hat, ist gar nicht die Kochkunst der Hausfrau in jenem Sinne, der durch das Sprichwort „durch den Magen in das Herz" bezeichnet wird — im Gegenteil, man kann vielleicht sogar sagen, daß wir von dieser im Dienst der kulinarischen Genußsucht geübten Hausfraulichkeit eher zu viel gehabt haben. Was aber gefehlt hat, ist die volkswirtschaftliche Auffassung der Haushaltsführung. Die Hausfrauen, die trotz aller Aufklärung vom Kuchenbacken nicht ablassen konnten, gehörten ganz gewiß zu jenem Typus der guten Hausfrauen, deren Lob an wohlbesetzten häuslichen Mittagstischen immer wieder mit satter Rührung verkündet wird, mit deren Nennung sich die duftende Vorstellung von delikaten Lieblingsgerichten angenehm verbindet. Aber diese „gute Hausfrau" der Leibgerichte ist nicht die gute Hausfrau im Sinne der Volkswirtschaft. Das weibliche Dienstjahr soll tun, was bisher keine hauswirtschaftliche Bildung geleistet hat: den Frauen die Bedeutung ihrer Arbeit für Volksgesundheit und Wirtschaftsleben so eindringlich wie nur möglich machen — eine Bedeutung, die ganz die gleiche ist, ob sich das hausfrauliche Leben in der Dreizimmerwohnung mit dem Eintopfgericht auf dem Mittagstisch oder im großen Rahmen abspielt.

Noch eine zweite für jede Gestaltung des Dienstjahrs gültige und praktische Forderung tritt neben die der hauswirtschaftlichen Bildung: das ist die körperliche Schulung. Auch in dieser Frage kann es nicht meine Aufgabe sein, auf einzelnes einzugehen. Nur Grundsätzliches kann ich andeuten. Bis jetzt haben wir das Bild einer starken Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung durch falsche Lebensweise, Arbeitsüberlastung, Unkenntnis in den breiten Volksschichten besonders der Großstädte und einer vielfach falsch gerichteten Überschätzung rein sportlicher Ausbildung in den höheren Ständen. Die körperliche Ausbildung als die nationale Pflicht der künftigen Mutter, die dafür zu sorgen hat, daß sie ihrer Bestimmung körperlich gewachsen ist — das ist der Gesichtspunkt, unter den im Dienstjahr die körperliche Ausbildung gestellt werden soll — theoretisch und praktisch. Das Dienstjahr hat nicht die Aufgabe, Rekordgewinnerinnen in Tennis oder Hochtouren zu schulen, sondern die Kraft und Gesundheit zu fördern, die nötig ist zur Arbeit und zur

Digitized by Google

Mutterschaft, und diese Kraft unter die Verantwortung der Einsicht zu stellen, daß sie nicht uns gehört, sondern dem Volke, dem wir durch sie dienen wollen, zu dessen Blüte und Leistung wir sie darbringen.

* * *

Ich komme nun zu dem organisatorischen Aufbau des Dienstjahres.

Dazu eine Vorbemerkung.

Bei den bisher veröffentlichten Plänen ist vielfach absichtlich die Beziehung zur praktischen Wirklichkeit außer acht gelassen. Es baut sich dann nämlich besser, wenigstens solange es einem nur darauf ankommt, ein schönes Zukunftsbild im Gehirn zu tragen oder zu Papier zu bringen. Wer mit der Praxis der Erziehung zu tun hat, hat für solche Zukunftsbauten ohne Gegenwartsfundament wenig Sinn. Wir müssen das Mögliche, das Vorbereitete ins Auge fassen, denn wir wollen nicht die Zahl der Kriegsbroschüren um eine vermehren, die in späteren Jahren nur als Dokumente für den kühnen Gedankenflug der Zeit aus den Bibliotheken ausgegraben werden; wir wollen anfangen, etwas zur Zeit Notwendiges zu verwirklichen. Und darum müssen wir die Wirklichkeit als den Boden ansehen, auf dem wir bauen.

Wie sieht er aus?

Der Krieg muß auf alle Fälle mit einer Riesenbelastung aller staatlichen und kommunalen Finanzen enden. Jahre hinaus werden wir an den unmittelbaren Kriegslasten so zu tragen haben, daß alle anderen Ausgaben dadurch ihre unausdehnbaren Grenzen gesetzt bekommen. Andererseits: mehr als je werden die Töchter unseres Volkes darauf angewiesen sein, ihr Brot zu verdienen. Mehr noch als sonst wird die Unterbrechung der Berufsausbildung oder Erwerbstätigkeit als ein Eingriff empfunden werden, der die Eltern des Mädchens schwer belastet. Mit diesen Tatsachen muß gerechnet werden. Man kann sich nicht mit der billigen Wendung über sie hinwegsetzen: was das weibliche Dienstjahr kostet, bringt es durch die Werte, die es schafft, zehnfach wieder ein. Das ist die Rechnungsweise des Idealisten, und sie hat ihre Berechtigung. Aber der Finanzminister oder Stadtkämmerer muß schließlich fragen, ob das Anlagekapital jetzt aufgebracht werden kann. Wer das nicht hat, muß im realen bürgerlichen Leben auch auf Unternehmungen verzichten, die goldene Berge versprechen.

Aber noch in anderer Beziehung müssen wir uns an die Wirklichkeit halten. Als ein Gedanke, der seine Kraft aus dieser Kriegszeit gewonnen hat, aus der großen Vereinheitlichung unseres Volkes im Bekenntnis der Tat zu unserem Vaterlande, ist der Plan des Dienstjahrs getränkt durch den Willen, Unterschiede der Klasse und Bildung aufgehen zu lassen in der Gemeinsamkeit der nationalen Pflichten. Wir möchten den Frauen, den Töchtern unseres Volkes jene wertvolle Frucht der männlichen Dienstleistung: die kameradschaftliche Berührung der Angehörigen aller Klassen auch zugute kommen lassen. Wir möchten den Grundgedanken des Dienstjahrs, den einer allgemeinen nationalen Pflicht, auch darin zum Ausdruck kommen sehen, daß dieses Dienstjahr die Mädchen aller Stände zusammenführt zu gemeinsamer Ausbildung.

Hier aber stellt die Wirklichkeit dem Ideal ihre großen Hemmungen in den Weg. Verglichen mit der männlichen Heeresausbildung liegt die Schwierigkeit bei

Digitized by Google

der weiblichen zunächst darin, daß sie weniger als die Heeresausbildung eine rein körperliche ist. Sie muß der Natur ihres Zweckes nach mehr geistige, theoretische Stoffe in sich umfassen, und es werden daher die Unterschiede der Vorbildung für sie stärker ins Gewicht fallen. Und wir müssen auf diesen günstigeren Voraussetzungen der allgemeinen Bildung zum Teil fußen, um Kräfte für die sozialen Aufgaben zu gewinnen, die nun einmal die Grundlage einer fortgeschrittenen Allgemeinbildung unbedingt erfordern. Es liegt also im Interesse der Bestimmung des Dienstjahrs, die Möglichkeiten der Differenzierung in dem Ausbildungsstoff zu schaffen. Das Dienstjahr hat an den Mädchen der verschiedenen Schichten neben einigen allgemeinen und gleichen eben doch auch verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Tatsächlich besteht ja dieser Unterschied — weil er unvermeidbar ist — in gewisser Weise auch in der männlichen Heeresausbildung.

Wir mögen es bedauern, daß sich dieses Dienstjahr nicht für alle Mädchen gleich und gemeinsam gestalten läßt. So wie die Dinge liegen, ist es aber unmöglich. Das eine Dienstjahr kann nicht Unterschiede der Bildung überbrücken, die durch unser ganzes Schulsystem geschaffen sind. Man sollte, statt dieses Unmögliche jetzt gewaltsam zu versuchen, an ganz anderen Stellen einsetzen, mit einer Umgestaltung unseres Bildungswesens, durch welche jedem fähigen Kinde der Zugang zu höherer Bildung frei gemacht wird. Aber das auszuführen ist hier nicht der Ort. Es soll nur angedeutet werden, daß andere Reformen in unserem Schulwesen hinzugedacht werden müssen, die das zu leisten haben, was das Dienstjahr allein nicht leisten kann.

Wir müssen uns an die Wirklichkeit halten. Aber allerdings: wir sollen auch diese Wirklichkeit in dem, was sie bieten kann, messen an dem, was wir sachlich für wünschenswert halten, wenn das Dienstjahr seine Bestimmung erfüllen soll, und wohin wir deshalb den Weg suchen und bahnen wollen. Ich will aus diesem Grunde zunächst auch ohne Rücksicht auf die gegenwärtige Verwirklichung den Idealplan skizzieren, um dann zu der Frage zurückzukommen, was sich davon sofort durchsetzen läßt.

* * *

Für die aus der Volksschule entlassenen Mädchen müßte das Dienstjahr an den Schluß der normalen Fortbildungsschule gelegt werden — zugleich soviel Spielraum gebend, daß eine vielleicht noch länger dauernde handwerkliche oder sonstige Berufsausbildung nicht unterbrochen zu werden braucht. Wir setzen also die Zeit zwischen dem 17. und 20. Jahre an. Innerhalb dieser Zeit kann das Mädchen wählen. Das ist auch das Alter, das für die ganze Bestimmung des Dienstjahrs am aufnahmefähigsten ist. Das Dienstjahr müßte in Anstalten abgeleistet werden. Das liegt in jeder Weise in seinem Zweck begründet. Es soll die stärksten und wirksamsten Grundlagen für die Schulung des Gemeinschaftsgeistes geben. Die kann nur die Anstalt bieten. Es soll aber auch mit seiner Erziehung das ganze äußere Leben des Mädchens ergreifen. Auch das ist nur möglich in einer Lebens- d. h. Wohngemeinschaft. Außerdem ist es selbstverständlich, daß wesentliche Inhalte der Ausbildung, also vor allem die hauswirtschaftliche Seite, den gemeinsamen Haushalt als praktisches Wirkensfeld nötig machen. Eine gute Haushaltungsschule erfordert an sich fast unumgänglich das Internat. Nehmen wir noch hinzu, daß dieses Jahr selbstverständlich unentgeltlich sein muß, so werden

Digitized by Google

die ungeheuren Anforderungen deutlich, die eine vollkommene Durchführung des weiblichen Dienstjahrs an den Staat stellen würde. Aber lassen wir uns durch diese Vorstellung zunächst einmal nicht beirren, sondern führen wir unseren Plan weiter aus. Die Anstalten müßten auf dem Lande oder doch an der Grenze der Städte im Freien liegen. Für die Mädchen des Landes müßte die Ableistung des Dienstjahres in zwei Winterhalbjahren möglich sein.

Inhalt der Ausbildung wäre also in erster Linie Hauswirtschaft, aber — wie schon vorhin angedeutet — mit starker Hervorhebung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Einzelhaushalts. Das soll nicht in gelehrten Hinweisen geschehen, aber die Mädchen sollen die Begriffe Volksgesundheit, Volksernährung, Volkswirtschaft fassen lernen. Es soll sich ihnen gewissermaßen hinter ihrem hauswirtschaftlichen Tun eine soziale Pflichtenlehre aufbauen, die das Wort „Hausmutter" in der ganzen Fülle seines Wertes für Gesellschaft und Staat umfaßt. Was wir in diesen Monaten der Kriegsnot den Hausfrauen deutlich zu machen suchten, die Stellung des Einzelhaushalts im Volkshaushalt — das soll durch das Dienstjahr ein Stück selbstverständlicher Einsicht werden. Und diese Verbindungsfäden von der einzelnen Familie zur Gesellschaft sollen auch für alle anderen Gebiete: Gesundheitspflege, Kindererziehung usw. gezogen werden. Alle sittlichen und religiösen Kräfte, die man bisher zur Stütze für die Pflichterfüllung der Mutter aufgerufen hat, sollen eine Verstärkung erhalten aus einem klaren, gegenwärtigen Bewußtsein der Verbundenheit, der Solidarität aller. Dieses Bewußtsein, in breiten Volksschichten heute schon vielleicht der stärkste sittliche Faktor, hat der Krieg aus den Fesseln der bloßen Klassengemeinschaft befreit. Es wird leicht sein, daran anzuknüpfen und den Sinn dafür zu entwickeln, wie sehr in unseren modernen Verhältnissen der eine an den anderen gebunden ist, wie sehr unsere Gesellschaft auf dem freiwilligen, selbstverständlichen Verantwortungsgefühl aller Mitglieder beruht. Theoretisch soll dann dieses an allen praktischen Einzelstoffen entwickelte Bürgerbewußtsein seinen Unterbau bekommen durch die Bürgerkunde, die das Verständnis für die wichtigsten gesetzlichen Grundlagen unseres Staats- und Gemeinschaftslebens im Anschluß an das, was schon die Fortbildungsschule in dieser Hinsicht gelehrt hat, befestigt und vertieft.

Durch eine solche Bildung werden die Voraussetzungen geschaffen, unter denen tüchtige Frauen dann später wohl imstande sein werden, auch eine bürgerliche Dienstpflicht zu leisten. Denn es ist selbstverständlich, daß zur ehrenamtlichen Mitarbeit im Gemeindedienst auch die Frauen der breiten Volksschichten heranzuziehen sind, wie sie ja auch hier und da tatsächlich schon mitarbeiten. Darauf werde ich zum Schluß noch kurz eingehen.

Jetzt fragen wir uns: wie können wir ein solches Dienstjahr für alle Mädchen erreichen? Wir sind uns vollkommen klar darüber, daß die Voraussetzungen dafür jetzt noch nicht gegeben sind — ja daß nach dem Kriege die Bedingungen ungünstiger liegen als vorher. Ungünstiger wegen der Höhe, zu der an sich die wirtschaftlichen Lasten angewachsen sind, und ungünstiger auch deshalb, weil bei dem Kriegstode so vieler junger Männer die Eheaussichten der Mädchen ganz bedeutend eingeschränkt sind und die Erwerbsnotwendigkeit für sie verstärkt ist. Sowohl Familie wie Staat sind nach dem Kriege weniger als zuvor imstande, die Opfer zu bringen, die das Dienstjahr von beiden verlangt. Es kommt hinzu, daß selbstverständlich

Digitized by Google

für eine unmittelbare allgemeine Einführung des Dienstjahres auch noch andere Voraussetzungen fehlen, vor allem mit Bezug auf die pädagogischen Kräfte, die solche Anstalten in dem Geiste der neuen Sozialpädagogik, auf dem sie begründet sind, zu leiten imstande wären. Es heißt also Wege suchen, auf denen man von gegenwärtigen Ansätzen und Anfängen zum Dienstjahr kommen kann. Da ist das nächste, was sich bietet, die volle Durchführung der weiblichen Fortbildungsschule. Gewiß, sie kann, da die Fortbildungsschule beruflich gestaltet werden soll und muß, nur sehr indirekt unserem Ziel dienen. Aber sie kann doch — an den Beruf anknüpfend — in gleicher Weise den Geist staatsbürgerlicher Verantwortlichkeit wecken und stärken. Und sie wird in dieser Hinsicht um so mehr leisten können, wenn zuvor die Forderung erfüllt ist, die uns sachlich dem Dienstjahr noch näher bringt: die Verlängerung der Schulpflicht der Mädchen um ein hauswirtschaftliches Halbjahr.

Damit ist die Forderung ausgesprochen, die heute schon gestellt werden kann und von den Frauen mit einheitlich gerichtetem Willen und zäher Ausdauer vertreten werden müßte.

Gewiß, dieses Halbjahr fällt in ein Alter, das weder körperlich noch geistig dem Vollgewinn eines Dienstjahrs, wie wir es uns denken, gewachsen ist. Aber wir haben ja auch den hauswirtschaftlichen Unterricht in die Volksschule selbst verlegt, weil es — alle Hemmungen zugestanden — doch immer noch mehr als nichts war. Und so wäre dies immer noch das Bessere. Was wir uns als Inhalt des Dienstjahrs denken, wäre dann verteilt: statt eines Dienstjahrs zwischen dem 17. und 20. Jahr hätten wir ein Stück hauswirtschaftlicher Bildung im 15., und zwischen dem 15. und 17. Jahr eine Fortsetzung der hauswirtschaftlichen Bildung in der Fortbildungsschule für alle nicht berufstätigen und für die hauswirtschaftlich berufstätigen Mädchen, und für sie ebenso wie für die kaufmännisch und gewerblich tätigen Mädchen eine staatsbürgerliche Allgemeinbildung, die entweder an die Hauswirtschaft oder an den Beruf angeknüpft wird.

Das ist natürlich — verglichen mit dem Zukünftigen — so wenig, daß viele darin kaum den richtigen Anfang zu dem, was wir wünschen, erkennen werden. Aber wir sind uns klar, daß es im Augenblick undenkbar ist, für alle mehr als das durchzuführen, ja, daß das schon sehr schwer zu erreichen sein wird.

Darum sollte man aber das, was allgemein noch nicht erreichbar ist, als Einzeleinrichtung — gewissermaßen als Muster — zu schaffen versuchen. Wir haben solche Muster: das sind die dänischen Volkshochschulen (die ja auch in Schleswig-Holstein schon Nachahmung gefunden haben). Ausgesprochen demokratischen Ursprungs, mit dem ausdrücklichen Zweck, den Geist des Volkstums, den Gemeinschaftssinn, die Verantwortlichkeit des einzelnen gegenüber der Gesamtheit auf die einfachste praktische Art zu stärken, geben sie ihren Schülerinnen etwa das, was das Dienstjahr ihnen geben soll. Wenn wir solche Anstalten schüfen, so würden sich gewiß Schülerinnen dafür finden. Wenn man den Mädchen des Volks Gelegenheit geben würde, zwischen dem 17. und 20. Jahr noch ein unentgeltliches Jahr körperlicher und geistiger Ausbildung einzulegen, es würden sich genug finden, die diese Einrichtung benützten. Gewiß, es würden nicht die sein, die eine solche Bildung am nötigsten brauchten. Sie würden durch wirtschaftlichen Zwang oder auch durch mangelndes Verständnis für den Wert eines solchen Jahres zurück-

Digitized by Google

gehalten werden. Dafür aber könnte man mit tüchtigstem Schülerinnenmaterial und mit Frauen an der Spitze, die von der Idee des Dienstjahrs ganz durchdrungen sind, den Gedanken einmal durchführen — als Vorarbeit für die Verallgemeinerung in der Zukunft. Nach der Richtung der Volkshochschulen ließen sich auch die landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen ausbauen, die — freilich erst vereinzelt — schon heute für die Töchter von Kleinbauern vorhanden sind (z. B. in Württemberg).

* * *

Für die aus den höheren Schulen entlassenen Mädchen ist die Frage des Dienstjahrs viel leichter lösbar. Vor allem als Kostenfrage. Sie müßten, wie die Einjährigen, die Kosten ihrer Ausbildung selbst tragen. (Freiplätze für unbemittelte begabte Mädchen wären aber vorzusehen.) Über die Grundlage hauswirtschaftlicher Bildung ist schon gesprochen. Sie muß vorausgesetzt werden, damit für die Inhalte, die das Dienstjahr hier haben soll, Zeit genug bleibt. Als Alter müßte gleichfalls das 17. bis 20. Jahr angenommen werden, wobei die beiden letzten Jahre dieses Spielraums den beiden ersten vorzuziehen wären. Internat ist wünschenswert, wäre aber hier nicht Bedingung zur Erfüllung der erziehlichen Aufgabe des Dienstjahrs.

Als Inhalt ist von dem Lehrgang der sozialen Frauenschule so viel zu nehmen, wie sich unter den gegebenen Vorbedingungen in einem Jahr behandeln läßt. Die sozialen Frauenschulen sind Berufsschulen und müssen dementsprechend ihre Ziele höher stecken als das Dienstjahr, das allgemeine Voraussetzungen bürgerlicher Pflichterfüllung schaffen soll. Ich möchte aber nicht einfach sagen, man soll die Pensen des Unterkursus der sozialen Frauenschule nehmen. Man muß aus dem gesamten Stoff eine geeignete Auswahl treffen. Erreicht werden muß ein Doppeltes: Klarheit und Festigkeit des Bürgerbewußtseins und die Grundlage für praktische Mitarbeit, eine Grundlage allgemeiner Vertrautheit mit dem Wesen organisierter öffentlicher und privater Wohlfahrtspflege, auf der sich vielleicht noch etwas spezifische Übung in irgendeinem besonderen Zweige erreichen läßt.

Man wende nun nicht ein, daß soziale Arbeit etwas sei, zu dem überhaupt nicht unterschiedslos jeder berufen sei — ein Vorrecht der wenigen Menschen, denen ein wahrhaft karitatives Herz, die brennende Menschenliebe und die feine Fühlung für Not in jeder Form gegeben ist, die sicher ist, dem Bedürftigen wohlzutun. Gewiß, diese Menschen sind die wertvollsten Kräfte; sie schaffen den Geist und das Leben der sozialen Arbeit. Aber das große Gebiet aller modernen gesellschaftlichen Leistungen im Kampf gegen Armut, Krankheit, Verwahrlosung und andere Mißstände kann auch Menschen anderer Begabungen brauchen. Es handelt sich dabei gar nicht um nur jene spezifische seelische Pflege, die wir unwillkürlich in den Mittelpunkt des Begriffs Karitas oder soziale Arbeit setzen. Es handelt sich auch um Verwaltungsarbeiten höherer und niederer Art, um eine Menge rein sachlicher Leistungen, zu denen nicht unbedingt ein Höchstmaß sozialer Begabung notwendig ist. Und überdies: jene soziale Anlage, die imstande ist, die Hilfstätigkeit mit persönlicher Wärme zu durchdringen, sie ist zweifellos in höherem Maße natürliche Gabe der Frau als des Mannes, in dessen Händen heute noch weitaus der größte Teil öffentlicher sozialpflegerischer Arbeit liegt. Und überschauen wir diese männliche

Digitized by Google

Riesenarmee kommunaler Ehrenbeamter, so wird es uns ohne weiteres klar, daß diese Arbeit viel zu groß ist, als daß man sie allein mit sozialen Genies bestreiten könnte. Was wir brauchen, ist ein Heer pflichtbewußter Frauen, denen es Gewissenssache ist, an irgendeiner Stelle des großen Gesellschaftskampfes gegen die inneren Feinde ihren Posten zu haben, ein Stück Kraft und Zeit einzusetzen, und die dafür die nötige Vertrautheit mit dem Wesen organisierter Arbeit mitbringen. Wer diese Kriegszeit erlebt hat, weiß es noch besser als vorher: es fehlt den Frauen nicht an Herzenswärme, Menschenliebe und Hilfsbereitschaft, es fehlt an dem Maß von Methode, Schulung, Organisationsfähigkeit, das alle diese schönen Schätze des Gemüts erst in brauchbare gesellschaftliche Kräfte verwandeln kann. Schaffen wir diese Schulung, so wird noch viel Liebe und Hingabefähigkeit, die sich jetzt in der Familie erschöpft, ihren Weg in die öffentliche Wohlfahrtspflege finden. Und das ist es, was wir suchen: wir wollen die so reich vorhandene Kraft persönlicher Hingabe und Aufopferung in einer neuen Weise gesellschaftlich verwertbar machen.

Über die Ausbildung im einzelnen zu sprechen, würde hier zu weit führen. Ein besonderes Wort aber wäre an dieser Stelle über die Krankenpflege zu sagen. Der Krieg hat die Bedenken bestätigt, die vorher gegen die Dienstpflichtpläne des Herrn Geheimrat Witzel geltend gemacht wurden, bestätigt, daß die Verwundetenpflege am besten in den Händen von Berufspflegerinnen aufgehoben ist. Er hat aber andrerseits gezeigt, daß neben ihnen ein Bedürfnis nach freiwilligen Helferinnen zur Unterstützung der Fachkräfte besteht. Für diese Helferinnen ist eine bessere Vorbildung als der sechswöchentliche Kriegskursus wünschenswert. Man könnte sich ihre Ausbildung so denken, daß sie an der allgemeinen staatsbürgerlichen Ausbildung der sozialen Frauenschule teilnehmen, aber etwa ein halbes Jahr praktisch krankenpflegerisch geschult und später öfter zu Wiederholungskursen einberufen werden.

Eine obligatorische Einführung des Dienstjahrs wäre für die aus den höheren Schulen entlassenen Mädchen sicher leichter als für die anderen. Bei der starken Stimmung, die hier jetzt für eine Pflichtleistung der Frauen vorhanden ist, die der männlichen Heeresleistung entspricht, würde man vielleicht auf gar keine starken Widerstände mehr stoßen. Aber es ist natürlich trotzdem nicht daran zu denken, ein Dienstjahr nur für bestimmte Schichten einzuführen, und deshalb müssen wir auch hier mit der obligatorischen Einführung warten, bis sie allgemein erfolgen kann. Dies Warten ist aber auch noch aus anderen Gründen unerläßlich. Vor allem, um dem sozialen Dienstjahr seine ruhige Gestaltung durch die Frauen selbst zu sichern.

Wir könnten — bei allgemeiner Einführung einer weiblichen Dienstpflicht — in nächster Zeit leider nicht damit rechnen, daß man den Frauen dabei freie Hand lassen würde, das Dienstjahr nach ihren eigensten Gedanken zu gestalten. Das aber wäre erste unerläßliche Bedingung. Es handelt sich darum, weibliche Kraft in einer neuen Welt heimisch zu machen, die eigenste Leistung der Frau in Haus und Familie an Volkswirtschaft und Staatsleben geistig und praktisch anzuknüpfen, aus der spezifischen Frauenbestimmung heraus ein Staatsbürgertum weiblicher Prägung zu entwickeln. Diese Aufgabe kann nur von Frauen gelöst werden. Das Dienstjahr der Zukunft muß, und zwar sowohl die Aufgaben staatlicher Verwaltung, die es mit sich bringt, wie die Leitung der einzelnen Anstalten, in weiblicher Hand liegen. Darum aber können wir keine schnelle allgemeine Einführung von oben

Digitized by Google

herab wünschen, ehe der Plan in der praktischen Erprobung durch solche Frauen, die imstande sind, ihm Gestalt zu geben, reif geworden ist zur Verbreiterung. Der Weg zum weiblichen Dienstjahr für die Mädchen der höheren Schulen ist die Ausgestaltung der Frauenschule zur sozialen Schule unter weiblicher Leitung — ebenso wie natürlich auch die Weiterentwicklung all der Anfänge, die in den wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande und ähnlichen Anstalten vorliegen. Die Erörterung der Frage der Frauendienstpflicht ist daher aus doppeltem Grunde so wichtig; einmal, um alle diese Anfänge in der rechten Richtung weiter entwickeln zu können, und zweitens, um eine verfrühte Einführung einer obligatorischen Dienstpflicht auf falscher Grundlage zu verhindern. Die Geschichte unseres ganzen Mädchenschulwesens lehrt, wie verhängnisvoll eine solche falsche Grundlage werden kann und wie schwer es ist, davon wieder loszukommen.

Es bleiben noch viele Einzelfragen zu beantworten, auf die einzugehen hier nicht möglich ist. Schließlich würde natürlich die Gestaltung jedes einzelnen Faches, seine Verbindung mit anderen, das Ineinandergreifen von Praxis und Theorie, die Anknüpfung von Spezialausbildungen an die allgemeine Grundlage, je eine besondere Abhandlung erfordern. Darauf einzugehen, ist also unmöglich. Aber eins muß noch gesagt werden: wenn es notwendig ist, in bezug auf den inneren Ausbau *jetzt* der Entwicklung möglichst freien Spielraum zu lassen, so wird man auch für die Zukunft dem sozialen Dienstjahr eine möglichst mannigfaltige Gestaltung wünschen müssen. Zum Beispiel wird in den spezifischen Zweigen sozialer Arbeit, die aufgenommen werden, die einzelne Anstalt abhängig sein von den Bedingungen des Ortes, wo sie sich befindet. Vielleicht hat der Ort eine besonders ausgedehnte und gut organisierte Säuglingsfürsorge, vielleicht eine Blindenanstalt, vielleicht Arbeiterinnenheime, je nachdem wird der Bildungsplan gestaltet werden müssen. Auf *Landpflege* wird selbstverständlich auch genügende Rücksicht zu nehmen sein.

Und ebensowenig kann man schematisch verfahren in der Verwendung der im Dienstjahr geschulten Frauenkraft, in der Gestaltung der *Dienstpflicht*. In der sozialen Arbeit gilt vielleicht mehr noch wie bei anderen, daß, wer sich in einen Zweig ordentlich eingearbeitet hat, auch in einem anderen rasch brauchbar wird. Man wird sich deshalb darüber keine Skrupel machen können, ob es möglich sein wird, die Frauen — sagen wir bildlich: bei der Waffengattung nachher zu beschäftigen, für die sie ausgebildet sind. Die Frau, die im Dienstjahr etwa insbesondere bei der Tuberkulosefürsorge oder Säuglingspflege gearbeitet hat, wird auch als Armenpflegerin oder ehrenamtliche Wohnungsfürsorgerin verwendbar sein.

Unter ähnlichen Gesichtspunkten wird man ein anderes praktisches Problem betrachten, das sich vielleicht schon manche gestellt hat. Wir bekommen zwei Arten von dienstpflichtigen Frauen: solche mit einer spezifischen sozialen Ausbildung, und solche, die ein mehr hauswirtschaftlich gestaltetes Dienstjahr durchgemacht haben. Könnte man nicht sagen, daß, wenn wir eine Ausbildung für die ehrenamtliche soziale Arbeit verlangen, wir *alle* ablehnen müßten, die diese Ausbildung *nicht* haben? Ich bin nicht der Meinung, daß wir diese Konsequenz ziehen müssen. Was die eine Gruppe von Frauen an theoretischer Ausbildung mitbringt, das hat die andere an praktischer Urteilsfähigkeit voraus. Beides ist für die Aufgaben notwendig, um die es sich handelt, und gerade die Verbindung von größerer Erfahrung und größerer *formaler* sozialer Bildung sichert dem Gesamtwerk weiblicher

Digitized by Google

Hilfsarbeit alle die Elemente, die es braucht, um wirksam zu sein. Allen in der Dienstpflicht stehenden Frauen müßte außerdem durch Fortbildungskurse — nach Art der militärischen Einberufung zu den Übungen — Gelegenheit zur Ergänzung und Auffrischung ihrer sozialen Bildung gegeben werden.

* * *

— — — Es ist noch nicht der Zeitpunkt für die Einführung des Dienstjahrs. Und darum habe ich auch kein fertiges System geboten. Ich glaube überhaupt nicht an fertige Systeme. Ich glaube an ein organisches Wachsen und Werden. Und für dieses Wachsen und Werden müssen wir die Vorbedingungen schaffen. Und darum ist für eines heute der Zeitpunkt gekommen: für die Beseitigung aller Schranken, die immer noch hier und da der bürgerlichen Dienstleistung der Frau in der Gemeinde entgegenstehen. Wir haben noch Städte, die noch keine Frauen zur öffentlichen Armenpflege zulassen. Wir haben andere, in denen sie nicht Mitglieder der Kommissionen werden können. Wir haben noch ungezählte Überreste einer Zeit, die von dem Bürgertum der Frau nichts wußte. Mit diesen Resten muß aufgeräumt werden. Nachdem die Frauen die große Stichprobe ihrer Bereitschaft in der Kriegsfürsorge abgelegt haben, ist auch der letzte Schein eines Grundes, ihnen diese Arbeitsgebiete vorzuenthalten, verblaßt. Und andrerseits: diese Bereitschaft mag als Gewähr dafür genommen werden, daß schon jetzt die Zeit ist, den Frauen die Dienstpflicht in der Form aufzuerlegen, daß sie Ehrenämter in Vormundschaft, Armenpflege usw. annehmen müssen, unter den Bedingungen, die vorhin schon gekennzeichnet wurden. Es ist nicht zu befürchten, daß dadurch ungeeignete Frauen zu solchen Posten kommen. Das zu verhindern, ist Sache derer, die die Frauen aussuchen und vorschlagen. Praktisch werden vielleicht durch die Erklärung einer solchen Pflicht gar nicht mehr Frauen zu solchen Ämtern gelangen als ohne sie. Aber es wäre mit einer solchen Einbeziehung der Frauen in den Kreis der bürgerlichen Selbstverwaltung das Siegel auf eine Entwicklung gedrückt, die heute auch die Frauen, die noch ganz ihrem Hause gehörten, im tiefsten berührt hat: die Entwicklung eines weiblichen Bürgersinns, der sich seinem Lande, seinem Staat, seiner Gemeinde verantwortlich verbunden fühlt. Was den Frauen jetzt jede Stunde dieser durch Arbeit und schmerzliche Opfer erfüllten Zeit predigt: über dem Einzelleben steht fordernd und beglückend, segnend und Opfer heischend das Vaterland, und unser Schicksal ist ein Teil seiner Geschicke — das möchten, das müssen wir festhalten als eine Kraft, die diese Zeit voll Blut und Tränen geweckt hat, damit sie uns später den Friedensbau des neuen Deutschland errichten helfe.

Digitized by Google

Das waffenfähige Jung-Indien und sein Meister.

Von

Luise von Brandt.

Nachdruck verboten.

Als vor einiger Zeit Lord Haldane in London eine etwas phrasenhafte, aber sehr geschickte, klug auf die Eigenart der Zuhörenden berechnete Ansprache an eine größere Anzahl indischer kriegsfreiwilliger Studenten hielt, stand plötzlich, wie eine Erscheinung, eine weltberühmte Frau Englands und zugleich Indiens, in meiner Erinnerung auf, denn Lord Haldanes Redewendungen, wie: „die moralischen Bande, die England mit Indien verbinden", ferner „die indischen Soldaten fechten für Freiheit und Humanität" usw. waren die gleichen, welche auch die Frau, an die ich hierbei so lebhaft erinnert wurde, gebraucht haben wird, als sie in Benares Abschied nahm von ihren zu den Fahnen eilenden Studenten. Ich meine Annie Besant, die einst auch in Deutschland in theosophischen Kreisen hochbewertete Okkultistin, die sich nun schon seit Jahren ein eigenes, in manchem von der deutschen Theosophie abweichendes Religionssystem geschaffen hat, eine im gewissen Sinne noch erweiterte und doch auch wiederum begrenztere theosophische Lehre, eine indisch-moderne.

Es sind zwanzig Jahre, oder vielleicht mehr noch, daß Annie Besant sich in Indien niedergelassen und dort immer festeren Boden gewonnen hat. Es ist ihr schließlich gelungen, eine nun nicht mehr ganz kleine Gemeinde eben erblühter Hindujugend um sich zu sammeln, sie in einer Art Universität (Hindu-College) geistig, auf religiöser Grundlage, ausbilden zu lassen und für jene moderne Jugend geradezu eine Art Gottheit zu bilden, so daß sie schlechtweg „der Meister der Hindu" genannt wird. Man stelle sich vor, was eine solche Benennung in einem Lande besagt, in dem die Frau noch in den Augen des ganzen Volkes auf so niedriger Stufe steht, gar nichts weiter bedeutet, als das Spielzeug des Inders, dem Gatten noch gar keine Ehrfurcht einflößt, ihm noch gar nicht die Seelengefährtin wird. Und Annie Besant ist dazu eine Europäerin, eine von jenen „fremden weißen Frauen", die dem Hindu in religiösem Sinne für so unrein gelten, daß sie vor ihnen beispielsweise das tägliche Brot mit einem Tuche verhüllen, damit ihr sündiger Blick es nicht treffe und ungenießbar mache. Mitten in einem durch traurigsten Aberglauben und durch religiösen Fanatismus noch so schwer geknechteten Volke hat Annie Besants Klugheit und Energie es verstanden, die jungen Männer für sich und damit für ihre Ziele zu gewinnen, jenen Teil der modernen Jugend Indiens, die voll Sehnsucht nach geistiger Vervollkommnung ist und aus deren Kreisen Männer wie Rabin Dranath Tagore hervorzugehen vermögen. Indien stellt in geistiger Beziehung ein Land so enormer Gegensätze dar wie vielleicht kein anderes: Man

Digitized by Google

begegnet größtem Stumpfsinn neben hoher Geistesfähigkeit und bewußt-mystischer Veranlagung. Und gerade auf dieser hat der „Meister" indischer Jugend, Annie Besant, den Grund zur Verbreitung und Aufnahme ihrer theosophischen Lehre gelegt. Wie sie mir sagte, wie sie wohl allen sagt, verbreitete sie in Indien die Theosophie und richtete die Hindu-College ein, um die aufblühende Generation „wahrhaft glücklich, d. h. innerlich und äußerlich frei zu machen".

Das klingt sehr schön und edel, aber es ist doch seltsam: in jener Versicherung Annie Besants liegt ganz das gleiche, das man bei allen Führern englischer Weltpolitik, auch wiederum während des Krieges, beobachten kann: ein geschicktes Verschleiern des wirklichen Zieles, des praktischen Versuches, Englands Machtstellung noch zu erweitern, andere Völker ihm untertan zu machen. So ist auch das, was der »Master of the Hindu« im College tut, für jeden aufmerksamen Beobachter unverkennbar politische Arbeit und dient dem Wachstum Großbritanniens. Annie Besants Bestrebungen werden denn auch von der englischen Regierung, besonders seit der Thronbesteigung König Georgs, in jeder Beziehung gefördert und unterstützt. Einen Teil des Jahres verbringt sie in England und hält sich dann viel bei Hofe auf. Sie erwirkt dadurch mancherlei an äußeren Vorteilen für die ihr untertane aufblühende neue Generation, was jene dankbar anerkennt.

Einer der größten Erfolge Annie Besants besteht auch darin, daß sie bereits eine Anzahl Frauen und junge Mädchen aus den vornehmsten und reichsten Hindufamilien ihrer moralischen und geistigen Kerkerhaft zu entreißen vermochte, um sie mit Hilfe der männlichen Jugend zu ihren Mitarbeiterinnen heranzuziehen. Auch diese gute Tat hat ihren leicht erkennbaren politischen Hintergrund.

Als ich vor drei Jahren Anni Besant zum erstenmal sah, kam ich von Agra, von der weltfremden Schönheit des Taj-Mahal, von den Wunderpalästen längst verstorbener mohammedanischer Könige und Königinnen. Das ewige Lied der Liebe hatte zu mir tausendfältig aus blütenweißem Stein, aus Jahrhunderte altem Marmor gesprochen, aus sagenhaften Gräbern. Ich war noch halb verträumt und eigentlich noch gar nicht recht aufnahmefähig dafür, was mir Benares durch sein religiöses Volksleben an Abstoßendem und dennoch Unvergeßlichem bieten sollte, als mein Eisenbahnzug schon hielt und ich angelangt war. Ich schaute aus dem Fenster und gewahrte eine Anzahl junger Inder, die sich mit lebhaftem, langanhaltendem Händeklatschen einem Abteil Erster Klasse näherten. Es waren schöne Menschen, mit durchweg vergeistigten, edlen Gesichtszügen und einem in diesem Augenblicke strahlenden Ausdruck. Sie öffneten die Tür des Waggons und halfen einer alten Dame in indischer, weißseidener Kleidung heraus, nahmen sie in ihre Mitte, indem sie einen Kreis um sie bildeten, eine Art Ehrenwache, schlangen bunte Kränze um den Hals der alten Frau und streuten Rosenblätter vor ihren Schritten aus. So geleiteten sie Annie Besant in das auf sie wartende Auto. Eine ungeheure indische Menschenmasse folgte diesem phantastischen, aber in seiner Art schönen Aufzuge.

Am nächsten Tage besuchte ich den „Meister der Hindus". Sie hielt gerade College und ich mußte geraume Zeit warten. Während dessen unterhielt mich ein indischer Student (ich weiß noch, daß er Krischna Lal hieß). Lebhaft plaudernd, zeigte er mir die ganze Hochschule und sagte unter anderm, die bramanische Theosophie von Mrs. Besant sei fraglos die Zukunftsreligion Indiens, denn Indien

Digitized by Google

strebe aus seiner Enge hinaus nach Freiheit des Geistes, und die einzige religiöse Lehre, die jene Freiheit verliehe, wäre eben die des „Meisters der Hindu". Annie Besant selbst stünde zweifelsohne auf einer weit höheren Stufe, als alle andern Menschen auf der Welt.

Die Herrin der indischen Jugend empfing mich sehr freundlich, ja, sie schenkte mir am Schlusse unserer Unterhaltung ihr Bild mit eigenhändiger Namensunterschrift, wobei sie bemerkte, daß sie ihre Photographie sehr selten vergebe. Ihre Persönlichkeit ist zu bedeutend, um eindruckslos zu bleiben. So hatte sie auch auf mich Eindruck gemacht, aber ich konnte mich trotzdem während der interessanten Unterhaltung eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, obgleich ich dagegen anzukämpfen versuchte. Aus so manchem, was Annie Besant über die deutsche Nation sagte, war zu erkennen, daß sie nichts weniger als Sympathie für Deutschland hege. Und ich bin gewiß, daß sie jetzt während des Krieges zu unsern größten Gegnern gehört und Indiens Jugend mit allen Mitteln gegen das deutsche Volk aufzuhetzen sucht.

Als ich am nächsten Tage, ihrer Einladung folgend, an ihrem Geburtstage, bei ihr eintraf, fand ich im großen Hofe vor dem Palaste des College eine Art Gottesdienst vor, dessen Mittelpunkt Annie Besant bildete. Nicht insofern zwar, daß sie den Gott dieses Kultus vorstellte, wohl aber, weil sie die Ursache der religiösen Versammlung war, denn ihr zu Ehren wurden von je einem Angehörigen aller im College vertretenen Religionsbekenntnisse Gebete aus heiligen Büchern vorgelesen. Diese vorlesenden Priester umstanden Annie Besant in einem Halbkreise. Sie aber verharrte zuhörend in ihrer indischen weißseidnen Tracht, mit bloßen Füßen, die auf indischen Sandalen ruhten. (Die Gewohnheit, auch in der äußeren Gewandung eins mit dem Volke zu sein, an dem sie als Prophet arbeitet, hatte Annie Besant mit dem russischen Volksmeister Leo Tolstoi gemeinsam; bei beiden sah ihre volkstümliche Kleidung etwas nach Mache aus und wirkte störend.)

Die Annie Besant umgebenden Priester traten der Reihe nach vor sie hin und lasen herunter, was sie ihr an Heiligtum zu bringen hatten. Jedesmal, wenn einer geendet hatte, legte er dem »Master of the Hindu« entweder eine Blumenkette um den Hals oder überschüttete sie mit Blumenblättern, wobei er eine tiefe Verbeugung machte. Annie Besant aber dankte mit dem Dankesgruße, der Ehrfurchtsbezeugung der Hindu, indem sie ihre beiden Hände wie zum Gebet aneinander legte und sie dann zu ihrem Antlitz erhob.

Nach Beendigung dieser Zeremonie wurde Tee gereicht und dann begaben sich alle Anwesenden in die geräumige Aula, in der sich bald eine Gesellschaft von malerischer Buntheit der Kleidung einfand, darunter ein paar Maharadschas in all der Pracht und Kostbarkeit ihrer Festtracht. Die Aula wurde bis auf den allerletzten Platz gefüllt. Ein paar Professoren — merkwürdigerweise alle Amerikaner, keine Engländer — hielten gewandte und tiefgründige theosophische Ansprachen. Doch die interessanteste war unzweifelhaft die von Annie Besant. Ich habe sie mir damals fast wörtlich aufgeschrieben, weil sie mir so sehr bezeichnend für das ganze Wirken dieses „Meisters von Jung-Indien" erschien. Sie sagte — nach einer kurzen theosophischen Einleitung — folgendes: Als sie vor langen, langen Jahren nach Indien gekommen war, da schliefen die Söhne Indiens. Jetzt aber schläft Indien nicht mehr. Durch seine jungen Söhne ist es zum Leben erwacht.

Digitized by Google

Und als sie das Hindu-College begründete, wurden ihr von allen Seiten Ratschläge erteilt, wie sie mit den Besuchern dieser Hochschule umgehen solle. Die einen sagten, sie möge den jungen Hindus die Freiheit verleihen, öffentlich mitzusprechen vom ersten Tage der Versammlungen an, um ihnen Selbstbewußtsein zu geben. Die anderen rieten, die indische Jugend solle überhaupt nicht reden, sie solle nun beginnen, Taten zu tun, und es solle dahin gewirkt werden, daß die englische Regierung das Versprechen gäbe, den jungen Indern, die das College nach vollbrachtem Studium verlassen, Stellen freizuhalten, wie die Engländer sie einnehmen. Sie aber habe keinen der Ratschläge befolgt, sondern sei ihren eigenen Weg gegangen. Sie wußte, daß der indischen Jugend vor allem eines not täte: das Leben vorerst verstehen zu lernen, es richtig zu verstehen, d. h. der Jugend mußte erst eingeprägt werden, daß, wer befehlen soll, zu allererst gehorchen lernen muß. Die indische Jugend mußte Pflichtgefühl lernen ihrem mächtigen Vaterlande, Großbritannien, gegenüber. Sie mußte vorerst erkennen, daß sie aus Söhnen Englands bestünde, einer Nation, deren Zukunft es sei, die alleinige Weltmacht in Europa zu werden! Auf eine solche Nation, zu der Jung-Indien gehört, könne es sehr stolz sein, und um einer so großen Nation würdig zu werden, muß es vor allem den Dienst für England lernen. Wenn die Jugend das erst gelernt haben wird, darf sie anfangen, Reden zu halten und mag in die Welt hinausgehn und weiter lehren, was sie hier im College gehört hat. Dann wird sie auch Anspruch auf höhere Staatsstellungen haben dürfen. Um diese bekleiden zu können, dazu gehört aber ein ganzes Wissen alles Notwendigen. Ließe man die indische Jugend mit halbem Wissen hinausgehn, dann würde sie nur Unheil anrichten, statt für ihr Vaterland Gutes zu stiften.

Das beste Beispiel korrekter Erziehung, sagte die Rednerin, gibt der englische König selbst der indischen Jugend, in der strengen Auffassung von Pflicht für den Thronfolger, den Prinzen von Wales. So hat er z. B. Befehl erteilt, daß sein Sohn während seines Studiums keineswegs als königlicher Prinz behandelt werde, sondern daß seine Vorgesetzten von ihm strengste Pflichterfüllung fordern.

Damit die Jugend Indiens wirklich eine Nation dereinst werden könne, die Großbritanniens würdig wäre, müßten auch die Frauen zum Bewußtsein ihrer selbst kommen. Indiens Söhne könnten nicht wahrhaft groß werden, solange Indiens Frauen keine Bildung erhalten und später als Mütter ihren Kindern nichts Geistiges und gar keine Lebenserfahrung mit auf den Lebensweg zu geben haben. Die männliche Jugend Indiens muß nun begreifen, daß Wissen für die indischen Frauen eine Notwendigkeit ist, sie muß ihnen daher brüderlich helfen, Inhalt und Ernst des Lebens zu erfassen. Das aber werde ihr nicht gelingen, wenn sie ihre Schwestern nicht ins College mit zur Arbeit bringt, um Seite an Seite mit ihnen tätig zu sein, und sie nicht veranlaßt, sich in den bereits so erfolgreichen Mädchenschulen auszubilden.

Nach einigen freundlichen Dankesworten für ein größeres Geldgeschenk, eine Sammlung der Studenten, die Annie Besant zu wohltätigen Zwecken überreicht wurde, schloß sie ihre Ansprache mit folgenden Sätzen: „Ich bin alt geworden, meine jungen Freunde. Nicht geistig, denn der Geist in mir schaut immer weiter und freier, aber körperlich. In einigen Jahren wird mein Körper zerfallen sein. Mag er! Ich gehe nicht auf ewig von Euch fort. Ich komme dereinst in einem

Digitized by Google

andern Körper wieder. Ich werde wiederkommen und dann bei Euch, den erwachten Söhnen Indiens, sein, wie heute!"

Vielleicht wird man aus diesen Endworten allein, die ich genau nach meiner Niederschrift hier wiedergebe, die starke, suggestive Wirkung verstehn, die Annie Besant, der die Gabe des Wortes in hohem Maße verliehen ist, auf die werdenden Männer des geistigen Indien hat, auf junge Menschen, die dem Leben mit kindlicher Naivität gegenüberstehen und vorläufig kritiklos gläubig neue Ausblicke, neue, ihrer Eigenart entsprechende Lehren entgegennehmen, die sie aus der vertrockneten Öde ihrer Tradition retten.

Für den jetzigen Krieg kommt zwar Annie Besants politischer Einfluß nicht gar zu sehr in Betracht. Ihre Arbeit ist Aussaat für die Zukunft, für künftige Generationen. Gegenwärtig ist das an und für sich nicht unbedeutende Häuflein ihrer Gemeinde im Verhältnis zu ganz Britisch-Indien doch noch zu klein, um das Volk in heißen Flammen für England zu begeistern oder es im Falle eines ernsten Aufstandes zu bändigen.

Die Bedeutung der sozialpolitischen Maßnahmen der Kriegszeit.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Niemals vorher ist das einzelne Menschenleben von größerer Bedeutung für den Staat gewesen, niemals ist es höher eingeschätzt worden als in dieser Zeit, in der doch das Einzelschicksal im Schicksal der Nation restlos aufzugehen scheint, von ihm verschlungen wird. Dieser gleichzeitigen Auslöschung des Werts des einzelnen Menschenlebens und seiner Erhöhung ist es zuzuschreiben, daß der Krieg in wenigen Monaten eine solche Fülle sozialpolitischer Maßnahmen gebracht hat, wie sie sonst in Jahren und Jahrzehnten nicht zu verzeichnen war. Alle diese Maßnahmen, die der einen Aufgabe dienen, das Leben zu schützen und zu erhalten, werden durch die Tatsache erklärt, daß jedes Leben an Wert gewinnt, wenn so viele dahingehen; aber auch dadurch, daß in einer solchen Zeit jedes Individuum so viel mehr als sonst gefährdet ist.

Zu allen Zeiten hat ein enger Zusammenhang zwischen Sozialpolitik und Krieg bestanden. Auch die große sozialpolitische Gesetzgebung Deutschlands, mit der es anderen Ländern die Bahn gewiesen hat, ist ein direktes Ergebnis des Krieges von 1870 gewesen. Bei der Einführung der Arbeiterversicherung — im Jahre 1882 — hat Bismarck es im Reichstag ausgesprochen, daß „der Staat sich nicht nur der Arbeiter dann erinnern sollte, wenn Rekruten zu stellen, Steuern zu zahlen sind. In Zukunft wolle der Staat sie auch schützen und stützen, damit sie mit ihren schwachen Kräften nicht auf der großen Heerstraße des Lebens überrannt und niedergerissen werden". So hat der Krieg damals den Anlaß für die Reformen gegeben, die den inneren Frieden herbeiführen und sichern sollten.

Werden auch die sozialpolitischen Gesetze dieser Monate wieder ein Stück neuer sozialer Geschichte in Deutschland einleiten? Wenn auch

Digitized by Google

ihre Bedeutung für die Zukunft noch nicht übersehen werden kann, so soll doch versucht werden, die einzelnen Gesetze in ihrer Wirkung für die Gegenwart zu deuten und einige Streiflichter auf mögliche Konsequenzen für die Zukunft zu werfen.

Dabei muß ein allgemeines Wort vorangestellt werden. Wenn irgendein Fremder, der in dem letzten Jahr keine Zeitung gesehen und von dem neuen Geschehen und Tun keine Ahnung hat, plötzlich mit seiner Kenntnis der Zustände des vorigen Jahres in dieses Land hineinkäme, in das Land der Versorgung der Kriegerfrauen, der Arbeitslosenfürsorge, der behördlichen Lohnnormierungen, der abgeteilten Brotrationen, der Mietseinigungsämter und der Ausfuhrverbote, in diese Welt mit der Allgewalt des Oberkommandos, dann würde er an allen alten Theorien irre werden. Er würde fragen: Wo sind wir denn hier? Sind wir in dem sozialistischen Zukunftsstaat gelandet, oder sind wir in den alten merkantilen Staat zurückversetzt, in den des absoluten Königtums? Das eine würde ihm jedenfalls ganz klar sein, daß wir nicht in einer Wirtschaftsordnung leben, die auf der freien Konkurrenz beruht, sie als wesentliches Prinzip anerkennt. Er würde vielleicht glauben, daß er sich im sozialistischen Staat befindet, weil Brotrationen abgeteilt werden, weil die obersten Behörden und Gewalthaber mit den Gewerkschaften einträchtig verhandeln. Aber er würde sich ebenfalls in der Zeit des absoluten Königtums denken können, wenn er die unumschränkte Gewalt der Behörden beobachtet, in der der Parlamentarismus in weitem Maße ausgeschaltet ist.

Die Konsequenzen, die diese ganz neue, zwiespältig scheinende Entwicklung für die Zukunft haben kann, sind zur Zeit noch nicht zu übersehen. Ihre Wertung durch die verschiedenen Parteien beweist nur, daß diese sozialpolitischen Maßnahmen in kein politisches Parteiprogramm restlos einzuordnen sind. Die Sozialisten geben Äußerungen der Zufriedenheit und des Einverständnisses, weil wir augenblicklich das größte staatskommunistische Experiment erleben, das die Welt gesehen hat; weil wir für den Augenblick in einer neuen Eigentumsordnung stehen; weil eine Reihe von Forderungen erfüllt sind, um die die Sozialisten seit Jahrzehnten gerungen haben, und die noch vor kurzem als undurchführbar galten. Sie sind zufrieden, weil das Prinzip von den unantastbaren Rechten des einzelnen aufgegeben worden ist. Auf der anderen Seite herrscht in konservativen Kreisen eine starke Befriedigung darüber, daß die öffentliche Diskussion über den Erlaß von Gesetzen ausgeschaltet ist; weil der Staatsgedanke in den Kriegsgesetzen einen Triumph von unbeschreiblicher Größe feiert. Scheinen diese doch zu beweisen, daß nur möglichst selbständige, mit großen Machtmitteln ausgerüstete, von der Autorität eines starken Königtums geschützte Beamte die Kraft zur Ausführung derartig einschneidender Maßnahmen aufbringen können. So wird man sagen können, daß im großen ganzen alle Kreise der Bevölkerung die Gesetze der Kriegszeit als gelungen betrachten.

Es soll hier nicht die Frage erörtert werden, ob solche Äußerungen der Zufriedenheit auch erfolgt wären, wenn diese Maßnahmen in Friedenszeiten erlassen worden wären. Wahrscheinlich hätte jede der Parteien dann die Momente, die ihren sonstigen Theorien widersprechen, viel stärker empfunden als in dieser Zeit, in der jeder sich gern den Notwendigkeiten beugt. Aber nicht die Staatstheorie ist für diese Betrachtung das Wesentliche, die im Augenblick die Politik beherrscht; um so weniger, als gar keine einheitliche vorhanden ist. Die Gesetze, von denen hier gesprochen werden soll, entstammen gar nicht einer Theorie, einem Prinzip oder einer Weltanschauung. Sie sind vielmehr Politik schlechthin, eine von theoretischen Schulmeinungen unbeirrte Politik. Sie sind Maßnahmen, die im Augenblick nötig schienen, und um derentwillen man Prinzipien vergaß. Ob dadurch auch in Zukunft der Glaube an die Heiligkeit solcher Prinzipien erschüttert sein wird, braucht hier nicht erörtert zu werden.

* * *

Von diesen einzelnen Maßnahmen, von ihrer praktischen Bedeutung für den Augenblick, ihrem möglichen Wert für die Zukunft soll hier gesprochen werden.

Digitized by Google

Wenn man diese Maßnahmen übersichtlich darstellen will, kann man verschiedene Methoden verfolgen. Man kann sie chronologisch gruppieren, oder sie zusammenfassen unter dem Gesichtspunkt, ob sie von Reich, Staat, Gemeinde, Zivil- oder Militärverwaltung getroffen wurden. Oder sie können nach der Materie, nach ihrem Inhalt zusammengefaßt werden. Wendet man diese Methode an, so sind vier verschiedene Gruppen von Maßnahmen zu betrachten: einmal die Bestimmungen, die sich auf das Unterstützungswesen beziehen; zweitens solche, die sich mit der Arbeiterfrage beschäftigen; drittens die auf die Rechtslage und den Rechtsschutz der Bevölkerung bezüglichen Verordnungen und viertens die die Versorgung der Bevölkerung mit notwendigen Bedarfsartikeln betreffenden Gesetze.

In der ersten Gruppe, die sich auf das Unterstützungswesen bezieht, ist zunächst die Novelle vom 4. August zum Gesetz über die Unterstützung von Familien der in Dienst eingetretenen Mannschaften zu nennen, die ergänzt worden ist durch eine Bestimmung vom 30. Januar 1915 über Unterstützung der Angehörigen der Mannschaften, die ihrer aktiven Dienstpflicht genügen. Der Unterschied gegenüber dem früheren Gesetz (vom 28. Februar 1888) besteht darin, daß in diesem Krieg die Kriegerfrau im Sommer 9 *M* statt wie früher festgesetzt 6 *M* vom Staat erhält, im Winter 12 *M* statt früher 9 *M*; für jedes Kind 6 *M* statt 4,50 *M*. Eine weitere wichtige Änderung ist, daß der gleiche Unterstützungsanspruch jetzt auch dem unehelichen Kind zuerkannt wird. Es entspricht die Steigerung der Unterstützung der Steigerung der Lebenshaltung. Die dabei entstehenden Härten sollen ausgeglichen werden durch Zusätze der Gemeinden. In Berlin und anderen großen Gemeinden wird ein Zuschlag von 100 % gewährt, wodurch allerdings Ungerechtigkeiten noch keineswegs beseitigt werden.

Ferner ist in dieser Gruppe die Arbeitslosenunterstützung anzuführen, die nicht von Reichs wegen angeordnet, zu der aber die Städte angeregt worden sind, und die in großem Umfang eingeführt worden ist. So hat die Stadt Berlin am 14. September in Gemeinschaft mit den Gewerkschaften und der Landesversicherungsanstalt eine Arbeitslosenfürsorge organisiert. Es braucht auf den Inhalt des Gesetzes nicht im einzelnen eingegangen zu werden. Es sei nur erwähnt, daß die Arbeitslosenunterstützung 5 *M* wöchentlich für Verheiratete, 4 *M* für Alleinstehende beträgt; größere Summen erhalten Personen, die Mitglieder der Gewerkschaften sind, oder von der Landesversicherungsanstalt die Unterstützung erhalten. Diese Berliner Arbeitslosenfürsorge ist vom Oberbürgermeister der Stadt in einer groß angelegten Ansprache vor den Stadtverordneten begründet worden, die charakteristisch für die Bedeutung der Maßregel ist. Es heißt darin: „Im Kriege gilt die Tat. Sie finden in der Vorlage keine wortreiche Begründung dessen, was geplant ist. Dafür ist der Plan selbst um so bedeutungsvoller. Daß die Stadt in der jetzigen Kriegszeit in besonderem Maße die Verpflichtung hat, für ihre Arbeitslosen zu sorgen, darüber werden wir uns nicht streiten. Die Vorlage schlägt Ihnen vor, dieser Verpflichtung ohne Säumen und mit Nachdruck gerecht zu werden." Sie geht weiter darauf ein, daß neben den Arbeitern kleine Gewerbetreibende und Angehörige der freien Berufe berücksichtigt werden sollen. Es ist damit eine Maßnahme kurzerhand von der Stadtverwaltung beschlossen worden, die von Sozialpolitikern aller Richtungen seit Jahrzehnten als Schlußstein des Gebäudes der Sozialversicherung gefordert wurde, die aber immer wieder als unausführbar oder mindestens als nicht spruchreif von der Regierung abgelehnt wurde. Nun ist ihre Ausführbarkeit plötzlich erwiesen, wenn auch nicht durch einheitliche Bestimmungen für das Reich, so doch für viele Kommunen. Aber vielleicht wird gerade das Erproben vieler Methoden ergeben, wie die Einrichtung in der Zukunft am besten zu gestalten ist.

Die Fürsorge, wie sie eingeführt ist, ruht nicht im engsten Wortsinn auf dem Prinzip der Versicherung. Den Charakter der Versicherung trägt die Maßnahme nur bei denen, die ihre Unterstützungen durch die Gewerkschaften und die Landesversicherungsanstalt erhalten. Dieses Zusammenarbeiten der Stadt mit den beiden andern Körperschaften ist von besonderer Wichtigkeit. Einmal beweist die Mitarbeit

Digitized by Google

der Landesversicherungsanstalt von neuem, welche ungeahnten Möglichkeiten der Fürsorge in unserer Versicherungsgesetzgebung ruhen, wie dieser Träger der sozialpolitischen Versicherung für eine andere sozialpolitische Aufgabe nutzbar gemacht werden kann. Von noch größerer Bedeutung ist aber das Zusammengehen mit den Gewerkschaften. Denn daß die Stadt sich der Gewerkschaften bedient, ist mehr als ein Vertrauensbeweis. Daß die Stadt die gewerkschaftlichen Unterstützungen ergänzt, so daß die Gewerkschaftler sich besser stehen als die nichtorganisierten Arbeiter, ist eine offizielle Anerkennung der Gewerkschaften, ist geradezu eine behördliche Aufforderung an die Arbeiter, sich in Zukunft den Gewerkschaften anzuschließen. Jedenfalls wird man nach diesen Versuchen in Zukunft nicht mehr sagen können, daß eine Arbeitslosenversicherung unausführbar ist. Mehr noch, es entsteht die Frage, ob man überhaupt mit dieser Fürsorge wird aufhören können? Man kann sich schlechthin nicht vorstellen, daß man sie etwa aufgibt, wenn die Soldaten aus dem Felde zurückkehren und die Arbeitslosigkeit einen großen Umfang annehmen muß!

Aber wenn auch die Ausführbarkeit dieser Maßregel erwiesen worden ist und wenn es schwer halten wird, der Bevölkerung zu nehmen, was man ihr gegeben hat, so sind keineswegs durch diese Regelung die Anhänger einer solchen Fürsorge ganz allgemein geworden. Es sind vielmehr manche Anhänger der Arbeitslosenversicherung skeptischer geworden, und über ihren Nutzen besteht keine einheitliche Auffassung. Eines scheint jedenfalls festzustehen, daß eine strenge Kontrolle darüber nötig ist, die durch Arbeiterorganisationen, die an der Ersparnis interessiert sind, getragen werden muß.

Ein weiteres Gesetz, das sich auf das Unterstützungswesen bezieht, ist die Bundesratsverordnung vom 3. Dezember 1914, wonach aus Reichsmitteln außerordentliche Unterstützungen an Wöchnerinnen zu zahlen sind, deren Männer Kriegsdienste, Sanitäts- oder ähnliche Dienste leisten, soweit die Männer zum Kreis der gegen Krankheit versicherten Personen gehören. Am 23. April 1915 wurde die Bestimmung dann dahin ergänzt, daß über die Versicherten hinaus alle minderbemittelten Wöchnerinnen unterstützungsberechtigt sind. (Als minderbemittelt gelten die Frauen, die Kriegsunterstützung bekommen oder deren Gesamteinkommen mit dem des Ehemanns im letzten Steuerjahr 2500 ℳ nicht überstieg oder deren Gesamteinkommen jetzt 1500 ℳ höchstens beträgt.) Die Frauen erhalten Hilfe durch Hebamme oder Arzt, Wochengeld im Betrage von 1 ℳ pro Tag für 8 Wochen und Stillgeld im Betrage von 50 ₰ pro Tag, solange sie das Kind stillen, bis zu 12 Wochen. Die Wochenhilfe wird auch für das uneheliche Kind gewährt, für das Kriegsunterstützung gezahlt wird. Die Motive für diese Bestimmung liegen auf der Hand. Das eine liegt darin, daß in der Zeit, in der die Männer verhindert sind, für ihre Frauen zur Zeit der Niederkunft zu sorgen, der Staat diese Verpflichtung übernehmen muß. Das zweite Motiv ist, den Bevölkerungszuwachs zu schützen, vor Gefährdung durch unzureichende Pflege zu bewahren. In weiten Kreisen wird die Hoffnung bestehen, daß, was in Notzeiten erlassen worden ist, auch für Friedenszeiten beibehalten wird.

Eine letzte Bestimmung, die in diesem Zusammenhang angeführt werden muß, ist die über die Anwartschaft auf die Krankenversicherung vom 4. August. Es handelt sich darum, daß die Soldaten ohne Frist wieder in ihre Krankenkassen eintreten können, und ferner darum, die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen durch Beschränkung auf die Regelleistungen zu sichern. Auch hier liegt die Bedeutung der Verordnung darin, daß die Sozialversicherung vor Erschütterungen durch den Krieg bewahrt bleiben soll.

Im ganzen kann man über all diese Unterstützungsmaßnahmen sagen: schnell sind große Bedürfnisse erledigt worden, und der Krieg wird für den Frieden ein Lehrmeister sein, indem er gezeigt hat, wie leicht eine soziale Regelung ist, wenn auf allen Seiten Verständnis und guter Wille vorhanden ist.

* * *

Digitized by Google

Weit vielgestaltiger und in gewisser Weise umstürzender ist die zweite Gruppe von Maßnahmen, die sich auf die Arbeiterfrage beziehen. Gab doch der Krieg besonderen Anlaß, auf dem Gebiet der Arbeiterfrage Vorschriften zu erlassen, weil er das Problem von zwei Seiten aufrollte. Gilt es einmal, das wirtschaftliche Leben aufrechtzuhalten, wenn die meisten arbeitsfähigen Männer im Felde stehen, so muß ferner für Tausende von Arbeitslosen gesorgt werden, die ihren Unterhalt verlieren, weil zahlreiche Fabriken und Werkstätten sich schließen. Die Not an Arbeitern wurde zuerst ins Auge gefaßt. Lag sie doch ganz klar und dringend zutage. Verschiedene Maßnahmen sollten ihr steuern: Am 4. August wurde ein Gesetz angenommen über die Zulässigkeit der Aufhebung der Arbeitsbeschränkungen der Reichsgewerbeordnung (§§ 105, 120, 137). Diese Durchlöcherung der Arbeiterschutzbestimmungen hätte eine Gefahr in sich geschlossen, wenn nicht die Behörden angewiesen worden wären, solche Ausnahmen nur von Fall zu Fall zu bewilligen, und sie auf das notwendige Maß zu beschränken. Aber auch ohne das wird man sagen müssen: Leben geht vor Gesundheit. Es gibt Momente, in denen man die Gesundheit nicht schützen kann, in denen die Lebenserhaltung vorangeht, und die angeführte Bestimmung war notwendig, um das Leben der Nation zu sichern.

Dem gleichen Zweck diente es, daß am 5. August die sämtlichen Arbeitsnachweise in einer amtlichen Reichszentrale zusammengefaßt wurden. Auf diese Weise sollte sowohl dem Mangel an Arbeitern abgeholfen, als auch die Arbeitslosigkeit bekämpft werden. Dem letzteren diente auch eine Denkschrift über die Einschränkung der Arbeitslosigkeit, die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nach einer Besprechung aller Reichsämter und Ministerien veröffentlicht wurde. Es wurde darin empfohlen: die vorhandene Arbeit räumlich und zeitlich zu verteilen, keine unentgeltlichen Arbeitskräfte zu beschäftigen, keine Einschränkung der Betriebe vorzunehmen, Überarbeit zu vermeiden, möglichst wenig Ausnahmen von Schutzgesetzen zu bewilligen, die Arbeitszeit zu verkürzen. Ferner sollte vermehrte Arbeitsgelegenheit durch öffentliche Körperschaften geschafft werden, durch Meliorationen, durch Fortsetzung von Bauten, Aufbrauch der bewilligten Kredite.

Noch weitergehende Programme haben die Militärbehörden veröffentlicht. Es heißt darin, daß wegen Ergiebigkeit der Arbeit und schneller Leistung keine Rücksicht auf Arbeitszeit und etwa notwendige Überstunden genommen werden soll, wo geschulte Arbeiter fehlen. Aber dieser starken Anspannung der Kräfte stand eine bedingungslose Einstellung fachlich brauchbarer Arbeiter ohne Rücksicht auf ihre politische Organisation gegenüber. Der Arbeitslosigkeit soll dagegen durch achtstündige Schichten oder durch Feierschichten entgegengewirkt werden. Dabei soll aus einer Familie zunächst immer nur eine Person beschäftigt und Arbeiter mit großer Familienzahl sollen bevorzugt werden. Die Heeresverwaltung hat aber auch hingewirkt auf die Innehaltung eines angemessenen Lohnes in öffentlichen und privaten Betrieben, die Militärlieferungen hatten. Die Militärverwaltung hat dadurch anerkannt, daß der Arbeiter einen Rechtsanspruch auf eine angemessene Entlohnung hat, und daß der Unternehmergewinn im richtigen Verhältnis zum Lohn stehen soll. Sie hat die Leistungen der Gewerkschaften offiziell anerkannt und sie zur Regelung der Arbeitsvermittlung, zur Organisation der Arbeitslosenunterstützung herangezogen, während noch vor kurzem Unternehmerorganisationen es geradezu abgelehnt haben, mit Gewerkschaften über solche Fragen zu verhandeln. Was nach dieser Richtung geschehen ist, gehört mit zu dem Interessantesten, was die Kriegszeit in der Sozialpolitik gebracht hat. Es sind das Vorgänge, die die Arbeiterschaft und die Heeresverwaltung einander nähergebracht haben.

Von den Versuchen der Heeresverwaltung, ein richtiges Verhältnis von Lohn und Unternehmergewinn bei den Lieferungen durchzusetzen und so der Ausbeutung entgegenzutreten, sollen einige Beispiele erwähnt werden. Zunächst wurden auch kleine Betriebe bei den Aufträgen der Militärverwaltung berücksichtigt. Erhebliche Bestellungen wurden unmittelbar bei der Organisation des Schneiderhandwerks bestellt, andere an Handwerkskammern, Genossenschaften, gemeinnützige

Digitized by Google

Körperschaften gegeben. In vielen Lieferungsbedingungen wurde festgelegt, daß 75 % des Anfertigungspreises als Lohn gezahlt werden muß. Zwischenmeister durften nicht beschäftigt werden. Das Bekleidungsamt des IV. Armeekorps in Magdeburg teilte einer Firma folgendes mit, nachdem es durch die Handwerkskammer erfuhr, daß das betreffende Konfektionshaus für Hosen 2 ℳ bis 2,25 ℳ zahlte und 3,50 ℳ dafür erhielt: „Der Gewinn ist rechnerisch groß und in einer Zeit der Not als verwerflich und empörend zu bezeichnen. Sollte Ihre Firma sich dieser schmutzigen Handlungsweise schuldig gemacht haben, so sieht das Amt sich genötigt, die weitere Vergebung von Arbeit an Sie einzustellen. Angemessen sei ein Unternehmergewinn von 10 % und falls in den Räumen des Unternehmers gearbeitet wird, von 15 %." Ähnlich schrieb die Leitung der Artilleriewerkstatt in Spandau an einen Korbmacher: „Es ist in Erfahrung gebracht, daß Sie an Ihre Arbeiter zu niedrige Löhne zahlen. Sie haben sich an den vom deutschen Holzarbeiterverband aufgestellten Tarif zu halten. Sollten neue Beschwerden gegen Sie auftreten, werden Ihnen Aufträge nicht mehr erteilt werden." Erwähnenswert ist auch, daß ein Hauptmann vom Bekleidungsamt des Gardekorps in einer Protestversammlung der Berliner Militärschneider auftrat und sich an einem gemischten Lohnregelungsausschuß vor dem Berliner Gewerbegericht beteiligte. Auch sonst ist auf Innehaltung und Einführung von Tarifen hingewirkt worden. Es ist das eine Anerkennung des Prinzips, daß nicht der einzelne Arbeitgeber und Arbeiter Löhne miteinander vereinbaren, sondern daß die beiderseitigen Organisationen bestimmen sollen, was auf dem Gebiet des Arbeitsvertrages Recht sein soll.

Dieses Eingehen auf ihre Forderungen und Grundsätze wird auch von den Arbeitern dankbar anerkannt. So sagt das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften: „Wenn wir bisher gewohnt waren, den Krieg lediglich unter dem Gesichtswinkel der gesellschaftszerstörenden Kräfte zu betrachten, so hat er doch auch Situationen geschaffen, die in hohem Maße gesellschaftsfördernd wirken." Die Militärverwaltung und die Arbeiterschaft haben sich im Organisationsgedanken gewissermaßen gefunden. Die Arbeiter einerseits begreifen, daß die militärische Erziehungsarbeit und Disziplin auch ihren beruflichen Bestrebungen zugute gekommen ist, und die Heeresleitung hat sich überzeugt, daß es von Wert ist, mit den Arbeitermassen über Lohnfragen, Sicherstellung der Heereslieferungen auf dem Wege über die Organisation mit den Führern verhandeln zu können. Das kann für die Zukunft nicht ganz ohne Einfluß bleiben. Ein neues Verhältnis zwischen dem Volk und der Heeresverwaltung hat sich gebildet. Mancherlei Mißtrauen ist geschwunden. Unumwunden erkennen sozialdemokratische Zeitungen die militärische Sozialpolitik an, und die Maßnahmen der Heeresverwaltung auf sozialwirtschaftlichem Gebiet erhalten dadurch über den sachlichen Wert hinaus weitgreifende politisch-soziale Bedeutung.

Von fast gleicher Wichtigkeit als die Annäherung von Militärverwaltung und Arbeiterschaft ist schließlich die Tatsache, daß auch Arbeitgeber und Arbeiter die Gemeinsamkeit ihrer Interessen während des Krieges vielfach erkannt haben. In einer großen Zahl von Gewerben sind Arbeitsgemeinschaften geschaffen worden, d. h. gemeinschaftliche Körperschaften von Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen, von den beiden Gruppen, die ursprünglich entstanden waren, um sich zu bekämpfen. Sie haben sich zusammengefunden (im Bau-, Holz-, Maler-, Steinsetzer-, Tapezierergewerbe und anderen), um gemeinsame Schädigungen fernzuhalten, die Arbeitslosigkeit zu lindern, Tarifverträge zu wahren.

Zwei Ergebnisse scheinen aus dieser ganzen Entwicklung der Arbeiterfrage feststellbar: Einmal, daß vieles, was als utopisch galt, eine ganze Reihe gewerkschaftlicher Forderungen, in einer Zeit der Not durch den Befehl der Heeresverwaltung durchgesetzt worden ist. Ferner läßt sich aus dem Krieg mit hinüber in die Zeit des Friedens die Erfahrung retten, daß die Kraft des Gedankens eines sozialwirtschaftlichen Zusammenwirkens der Arbeitgeber und Arbeiter anerkannt worden ist. Der soziale Gegensatz ist durch die gemeinsame Kriegsnot zeitweilig

Digitized by Google

überbrückt worden. Statt die Organisationswaffen gegeneinander zu gebrauchen, sind sie vereint gebraucht worden zur Abwehr der Arbeitsnot, der Lohn- und Preisdrückerei, zum raschen Aufbau von Schutzdämmen und neuen Fundamenten für das durch den Krieg erschütterte Gewerbe. Man darf an diese Vorkommnisse keine übertriebenen Erwartungen für die Zukunft knüpfen. Wie die politischen Parteien nicht verschwinden können, so werden auch die gewerkschaftlichen Kämpfe nicht aufhören. Aber man kann hoffen, daß in Zukunft mehr Geneigtheit der Arbeitgeber vorhanden sein wird, mit den Arbeitern zu verhandeln. Lohnkämpfe können nicht ausbleiben; denn sie sind keine Privatvergnügungen berufsmäßiger Hetzer, sondern eine wirtschaftlich begründete Erscheinung, die nur in dem Maße eingeschränkt werden kann, als bessere und vernünftigere Wege des Austrags der Gegensätze gefunden werden.

Haben die Betrachtungen über die Unterstützungsmaßregeln gezeigt, daß notwendige Aufgaben schnell und im ganzen geschickt gelöst werden konnten, und läßt das die Hoffnung für die Zukunft zu, daß auch später die soziale Fürsorge in beschleunigterem Tempo und in weitgehendem Maße fortgeführt werden wird, so berechtigt auch die Darstellung der Gruppe der Arbeiterfürsorge zu einer günstigen Prognose. Wir haben heute, was uns Jahrzehnte gefehlt hat: eine Regierung, die zugleich volkstümlich und stark ist. Annäherungen in der Richtung des inneren Friedens sind vorhanden. Ob diese Keime zu einem starken Baum werden können, darüber soll am Schluß dieser Ausführungen noch etwas gesagt werden.

* * *

Ein so einheitlich erfreuliches Ergebnis haben dagegen die Verordnungen nicht gehabt, die in einer dritten Gruppe zusammengefaßt werden sollen, die sich auf die Rechtslage und den Rechtsschutz der Bevölkerung beziehen. Es liegt das vielleicht weniger an den Mängeln der Gesetzgebung als an der Schwierigkeit der Materie. Es handelt sich um die Frage, wie die Rechtssicherheit, die Erfüllung von Verpflichtungen, der Gang von Rechtsstreitigkeiten aufrechterhalten werden kann, wenn die daran Beteiligten im Felde stehen. Durch das „Gesetz zum Schutz der infolge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen" vom 4. August ist diesem Problem Rechnung getragen. Die Unterbrechung des gerichtlichen Verfahrens, die dadurch ermöglicht wird, führt praktisch gesprochen dazu, daß die Leute, die im Felde stehen, nicht zur Zahlung ihrer Miete oder Räumung der Wohnung verurteilt werden können. Ein weiteres Kriegsgesetz vom 7. August ermächtigt die Gerichte, Schuldnern eine Zahlungsfrist von längstens 3 Monaten zu bewilligen. Es folgten weitere Gesetze und Verordnungen vom 18. August, wonach der Richter nicht nur eine Zahlungsfrist bewilligen, sondern anordnen kann, daß die Rechtsfolgen wegen Nichtbezahlung als nicht eingetreten gelten. Diese Bestimmung gilt für alle, auch für die nicht im Felde stehenden Personen. Der preußische Justizminister hat weiterhin die Verfügung erlassen, daß die Gerichtsvollzieher Räumungsurteile gegen Ehefrauen von Kriegern abzulehnen haben. An manchen Orten ist es vorgekommen, daß das Oberkommando die Kündigung von Wohnungen oder das Umziehen verboten hat. Alle diese Bestimmungen haben sich in ihrer Wirkung als mehr oder weniger zwiespältig erwiesen und große Härten mit sich gebracht. Denn sie berücksichtigen ausschließlich die Schuldner, von denen manche durchaus böswillig handelten. So ist es vorgekommen, daß Angestellte in Geschäften ihr Gehalt nicht bekommen konnten, weil der Prinzipal im Felde steht und sich auf diese Bestimmungen stützte. Es ist deshalb am 14. Januar 1915 eine Bundesratsverordnung erlassen worden, wonach das Prozeßgericht einem Kriegsteilnehmer, der ohne Vertreter ist, auf Antrag des Gegners einen Vertreter bestellen kann, der die Rechte und Verpflichtungen des Kriegsteilnehmers im Rechtsstreit wahrzunehmen hat. Das ist allerdings nur zulässig, wenn es für Verhütung offenbarer Unbilligkeiten erforderlich ist. Ferner kann das Prozeßgericht einen Antrag

Digitized by Google

auf Aussetzung bei einem Rechtsstreit über vermögensrechtliche Ansprüche ablehnen, wenn die Aussetzung unbillig ist. Weiterhin wird aber der Wert der oben genannten Maßregeln auch für den Schuldner dadurch beeinträchtigt, daß durch Stundung von Zahlungsverpflichtungen (Mieten!) die Notlage über den Krieg hinaus erhalten wird und ins Ungemessene anwachsen kann, daß die Existenz vieler Familien dadurch auf Jahre hinaus erschüttert wird. Diese Tatsache ist durch Gewährung von städtischen Mietsbeihilfen, Errichtung von Mietsdarlehnskassen in einigem Umfange abgeschwächt worden. Allerdings sind die kommunalen Einrichtungen zur Regelung der Mietsfrage stark beeinflußt von den Interessen der Hausbesitzer, und letzten Endes von den Hypothekenbanken, denen schließlich die Mietsunterstützungen zugute kommen. Man kann daher wohl sagen, daß gerade auf dem Gebiet der Miets- und Hypothekenverpflichtungen eine grundsätzliche und befriedigende Regelung nicht gefunden worden ist.

* * *

Von einem ganz einheitlichen Geist getragen sind dagegen schließlich die Bestimmungen betreffend Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln. Hier feiert der Staatssozialismus seine höchsten Triumphe. Für die Maßregeln, die auf diesem Gebiet erlassen sind, war allein maßgebend, was für die Gesamtheit gut und notwendig ist. Niemand ist danach berechtigt, zu fordern, daß seine Individualrechte Beachtung finden gegenüber dem Wohl des Staates, von dem er seine Rechte doch nur ableitet. Wenn man als Programm des Staatssozialismus eine Organisation der Volkswirtschaft bezeichnet, die ihren Ausgangspunkt von den Bedürfnissen der Gesamtheit nimmt, so ist er für große wichtige Zweige des Wirtschaftslebens vollkommen durchgeführt. Die Regierung hat sich nicht leicht entschlossen, diesen Weg zu beschreiten, und nur zögernd und schrittweise ist sie vorwärtsgegangen. Das mag daran liegen, daß es sich schließlich für sie um ein völlig umstürzendes Prinzip handelte, um Abkehr von allen bisher geltenden Gepflogenheiten. Aber daneben haben sicherlich auch die unbeschreiblichen Verwaltungsschwierigkeiten sie zurückgehalten, die zu lösen waren.

Die Maßnahmen können hier nur ganz kurz in zeitlicher Aufeinanderfolge angedeutet werden: Am 4. August wurde bestimmt, daß für Gegenstände des täglichen Bedarfs Höchstpreise festgelegt werden können, und daß ein Verkaufszwang eingeführt werden kann. Gleichzeitig wurden Ausfuhrverbote durch den Bundesrat erlassen für Getreide, Futtermittel, Obst, Konserven, Zucker, tierische Erzeugnisse usw. Andererseits wurden alle Zölle auf Nahrungs- und Futtermittel aufgehoben. Um spekulative Maßnahmen der Händler, künstliche Vorratsverschiebungen zu verhindern, hat der Oberbefehlshaber der Marken noch ein besonderes Ausfuhrverbot für sein Gebiet erlassen. Höchstpreise für Salz, Mehl und dergl. wurden festgelegt. Die Militärbehörden der Festungen gingen in all diesen Maßregeln viel weiter als die offenen Städte. Blieben diese Maßnahmen, soweit sie das Reich angehen, zunächst nur fakultative, so wurde später zu Zwangsvorschriften übergegangen. Am 28. Oktober wurde als obligatorisch das schärfere Ausmahlen des Weizenmehls (bis 75 %) und der Zusatz von 10 % Roggenmehl zum Weizenmehl vorgeschrieben. Ferner das schärfere Ausmahlen des Roggens (bis 72 %) und der Zusatz von 5 % Kartoffeln zum Brot, während Brot mit mehr als 5 bis 20 % als K-Brot in den Handel gebracht werden sollte. Ebenfalls wurde die Verfütterung von Brotgetreide und Mehl verboten, sowie Höchstpreise und Verkaufszwang für Roggen, Weizen, Gerste eingeführt. Am 5. Januar wird die Ausmahlung des Roggens bis 82 %, des Weizens bis 80 % und ein Zusatz von 30 % Roggen zum Weizenbrot bestimmt. Die Nachtarbeit für Bäcker wird verboten, um den Verbrauch von frischem Weizenbrot einzuschränken. Am 25. Januar folgt das Getreidereichsmonopol und die Schaffung der Reichsverteilungsstelle, schließlich die Verteilung der Brotrationen.

Es ist das zweifellos die Verwirklichung von staatskommunistischen Ideen in einem nie dagewesenen Maße. Wohl hätte die Regierung einen anderen Weg

Digitized by Google

gehabt, um das Volk für die Dauer des Krieges mit Brotgetreide sicherzustellen. Man hätte es auf ein Zwangssparverfahren ankommen lassen können, da sich notwendigerweise beim Nichteingreifen der Regierung eine außerordentliche Teuerung entwickelt hätte. Dann wären wohl die besitzenden Klassen in der Lage gewesen, sich zu versorgen; aber die ärmere Bevölkerung wäre dem Hunger ausgesetzt gewesen. Wir danken es unserer Regierung, daß sie all den verwaltungstechnischen Schwierigkeiten zum Trotz den sozialen Gedanken zum Siege geführt hat, daß — solange es Brot in Deutschland gibt — alle davon haben sollen. Die ganze Welt blickt gespannt auf dieses Experiment. Die sozialistische Presse verfolgte mit Eifer die Inszenierung dieser erlösenden Tat, „die eine neue Eigentumsordnung heraufführt". Jedenfalls ist es eine weltgeschichtliche Tatsache, daß sich das Gemeinwesen des Privateigentums der Bürger in großem Umfang bemächtigt, um es zur Wohlfahrt des ganzen Volkes zu verwerten und die Sicherheit der ganzen Nation zu gewährleisten. Es ist nichts weniger als das Eintreten in den sozialen Staat. Der Beamtenstaat der aufgeklärten Monarchie und der soziale Staat der Zukunft reichen sich in dieser Maßregel die Hände. Merkwürdig bleibt es dabei, wie verhältnismäßig wenig Aufhebens trotz der Besonderheit der Zeit von Maßregeln gemacht wird, die noch vor wenigen Monaten von vielen als unerhörter Eingriff in die Freiheit des Wirtschaftslebens, in das geheiligte Privateigentum und damit in die Grundlagen von Staat und Gesellschaft betrachtet worden wären.

Der Eintritt in den sozialen Staat erfolgt aber schließlich ganz anders als seine Befürworter es sich früher gedacht haben. Denn die behördliche Regelung trägt einen diktatorischen Charakter. Gewiß ist ihre Grundlage das Gesetz. Aber das Gesetz über den Kriegszustand besagt schließlich nur, daß die ordentlichen Rechtszustände durch die Militärvollmacht außer Kraft gesetzt werden. Die Kriegsnotgesetze räumen dem Bundesrat eine unbeschränkte Befugnis zu wirtschaftlichen Maßnahmen ein. Es ist erfreulich, daß für diese Blankettvollmacht, die doch gewissermaßen die Ausschaltung der Volksvertretung von der Gesetzgebung bedeutet, auch die linksstehenden Parteien gestimmt haben.

Für die Zukunft erhebt sich aber nun die Frage: Würde das in Friedenszeiten auch möglich sein? Das ist sicherlich nicht der Fall; denn es würde dann bedeuten, daß die Parlamente selbst den Parlamentarismus, die Verfassung, den Sinn der Bürgerrechte negieren. In der Tatsache, daß im Krieg alle Parteien getan haben, was sie für notwendig halten, liegt also nicht ohne weiteres ein Versprechen für die Zukunft. Von manchen Seiten wird es sogar so gedeutet, als ob die linksstehenden Parteien später der Regierung ihre Quittung vorlegen würden. Aber die Hingabe des Volkes für das Vaterland darf unter keinen Umständen als Tauschgeschäft ausgelegt werden. Oft genug ist in Agitationsreden gesagt worden, daß ein Preußischer König einst das Volk mit einem Versprechen zu den Fahnen rief, das nachher nicht eingelöst wurde. Die starke Bereitschaft aller Klassen in den Augusttagen ist Beweis genug dafür, daß solch Versprechen in diesem Fall gar nicht nötig war, daß alle mit Einsicht und Vertrauen der Regierung folgten. Aber wer Vertrauen gibt, erwartet auch Vertrauen. Francke sagt daher mit Recht in der Sozialen Praxis: „Es gilt nun die natürlichen Folgerungen aus den Tatsachen zu ziehen. Der neue Geist des Vertrauens läßt sich nicht in die alten brüchigen Formen fassen. Es erscheint unfaßbar, daß die Tausende von Arbeitern, die aus dem Felde mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wieder in die Werkstatt und Fabrik heimkehren, im preußischen Wahlrecht untertan sein sollen dem bloßen Besitz von Geld und Gut." Das gilt auch gegenüber allen anderen Ausnahmebestimmungen, dem Koalitionsrecht und dergleichen. Wenn bisher vieles an dem Mißtrauen gescheitert ist, das der sozialdemokratischen Partei und ihrer nationalen Verläßlichkeit entgegengebracht wurde, so kann dies in Zukunft keine Geltung mehr haben.

Doch wenn man auch hofft, daß das neue Verhältnis des Vertrauens im Frieden erhalten bleibt, so soll man sich nicht der Erwartung hingeben, daß damit das Parteileben und die Parteikämpfe verschwinden werden. „Parteien müssen sein,

Digitized by Google

und ohne Parteikämpfe ist keine geordnete Entwicklung des Staates möglich." Aber ein anderer Geist, andere Formen werden hoffentlich in den Parteien und ihren Kämpfen vorherrschen. Die Parteien werden ebensowenig wie die Regierung je vergessen dürfen, daß sie alle gemeinsam mit Blut und Gut bis zum letzten Hauch gekämpft, gelitten und geopfert haben für das Vaterland.

Hier liegen Zukunftsaufgaben für das deutsche Volk; Aufgaben, die weder erfüllt werden können von der Regierung allein, noch von den Arbeitern allein. Auch die Angehörigen des Bürgertums, auch die Frauen werden mithelfen müssen, den inneren Frieden zu erarbeiten. Wie der Reichskanzler es am 2. Dezember im Reichstag gelobt hat, „diesen wundervollen Geist, der die Herzen des deutschen Volkes durchglüht in nie gesehener Einigkeit, als das heiligste Vermächtnis dieser furchtbar ernsten und großen Zeit hochzuhalten", so haben auch führende Sozialdemokraten den Willen zum Ausdruck gebracht, dabei mitzuwirken. „Unsere Aufgabe" — so sagen sie,[1]) „ist es, das, was in Tagen des Kriegs auf sozialpolitischem Gebiet errungen worden, zu erhalten und in verstärktem Maße für die Arbeiterklasse nutzbar zu machen. Die unerläßliche Voraussetzung für das Gelingen ist unsere unbeugsame Entschlossenheit zur praktischen Mitarbeit und Unterlassung aller revolutionär klingenden, innerlich hohlen Phrase. Wer sich dazu nicht aufrafft, versündigt sich an den für uns auf dem Schlachtfelde kämpfenden Genossen und an der gesamten deutschen Arbeiterschaft."

Es bleibt die Frage, was die andren Glieder des Volkes zu dieser Verständigung, zu diesem sozialen Ausgleich, was besonders die Frauen des Bürgertums dazu beitragen können! Vielleicht bleibt ihnen letzten Endes das Meiste und Wichtigste dabei zu tun. Vor allem, weil sie viel gutzumachen haben, weil es ihnen oft an Verständnis für ihre sozialen Pflichten und für die berechtigten Forderungen der besitzlosen Klassen gefehlt hat. Friedrich Wilhelm Foerster hat einmal gesagt: „Nicht die privatkapitalistische Leitung des Wirtschaftslebens ist die Grundursache der Not, der Verbitterung, sondern der innere Zustand der kapitalistischen Menschen. Dieser bringt die Unvollkommenheit, Härte und Verworrenheit der äußeren Zustände hervor." Diesen inneren Zustand der kapitalistischen Menschen gilt es zu überwinden, wenn eine Brücke zwischen den Klassen geschlagen werden soll. Und dabei eröffnet sich den Frauen eine große Einflußsphäre. Wir müssen versuchen andere Klassen tiefer und besser als bisher zu verstehen. Und wir müssen wieder einfacher werden, weniger begehren. Wenn das von den Frauen ausgeht, wird es auch auf die Männer ihrer Kreise zurückwirken, deren Erwerbssucht oft nur durch die Ansprüche der Frauen in die Höhe getrieben wird. Wenn die Frauen Sinn für das Ziel eines sozialen Ausgleichs haben, wird auch die Jugend der Bürgerkreise eine neue Stellung zur Arbeiterklasse gewinnen; denn auch sie wird am stärksten durch die Mutter beeinflußt.

Den Frauen fallen große Pflichten und Verantwortungen für den neuen Aufbau des inneren Staatslebens zu!

„Der Engel des Todes zieht durch die Lande. Wir können fast das Schlagen seiner Flügel hören." Tausende sind für uns gestorben. Sollen wir nicht wenigstens im Inneren ein neues Leben lebendig machen?

---

[1]) Legien und Bauer nach H. Heinemann: Die sozialen Errungenschaften der Kriegszeit. Chemnitz.

Digitized by Google

Briefe aus Asien.

Von

Marie von Bunsen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 544.)

IV.

Saigon (Cochinchine), 25. 11. 1913.

Liebe Familie. Wie Ihr lesen werdet, ist es mir sehr gut in Siam ergangen. In Singapur zog ich sofort nach Tanjong Katong, an der Küste, wo das kleine Seaview Hotel unter Palmen dicht am Strand liegt. Hier pinselte ich und schwamm im lauwarmen Wasser (die Haifische wagen sich nicht nah heran) und genoß das stille Tropenlandleben unter den Palmen. Dann mit dem Norddeutschen Lloyd nach Bangkok; an Bord war M. Tripier, der seinen Chargé d'Affaires-Posten dort einnimmt, so hatte ich Anschluß, und die Überfahrt — vier Tage lang — war ganz angenehm. In Bangkok suchte ich sofort den Minister Herrn v. Buri auf, und er und seine besonders liebenswürdige, heitere, intelligente Frau nahmen sich meiner auf das allerfreundlichste an. Es traf sich alles besonders günstig; gleich am Nachmittag nahmen sie mich zu einem Empfang des italienischen Gesandten, Marchese della Pelle; dort traf ich alle Welt, konnte meinen Brief für den Prinzen Dewawongse, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, abgeben, und Herr v. Buri erbat für mich eine Einladung zu dem am nächsten Tage stattfindenden Empfang im Palast aus Anlaß des Tages der Thronbesteigung. Dann lernte ich dort die besten Kenner Siams kennen; der eine, Dr. Frankfurter, verabredete gleich Besichtigungen und dergleichen mehr.

Das Palastfest, zu dem die Einladung umgehend eintraf, war, wie alles in Bangkok, man kann wohl sagen, wie alles im heutigen Orient in den oberen Kreisen sich Abspielende, unharmonisch. Hier und da europäisch banal, aber dann mit erstaunlich exotischen Zügen und phantastischer Pracht. Im Vollmond ging alle Welt in großer Toilette zuerst im Schloßhof umher; ich besah mir die Krönungshalle mit herrlichen Dächern und einem goldenen Vorbau mit goldbrokatenen Vorhängen. Mr. Peel, der englische Gesandte, der dabeigewesen war, schilderte es mir, wie am Krönungsfest plötzlich die Goldbrokatvorhänge sich öffneten und der König in der spitzzulaufenden alten goldenen Krone, in goldenen Gewändern auf einige Augenblicke dem unten auf den Knien harrenden Volk sich zeigte. — Auf der anderen Seite erhoben sich die Kuppeln und Türme des Haupttempels, in dem der berühmte Smaragd-Buddha thront. — Es war die bunteste Menge, alle Siamesen in goldbedeckten Uniformen mit weißseidenen Strümpfen, dann die rote Schloßgarde, dann die Leibwache in einer alten Tracht, blaue Tuniken und eine schwarze, goldeingefaßte, an Sarazenenhelme erinnernde, überaus malerische Kappe. Fabelhaft wirkten auch die Richter; über ihre Uniformen, sie fast verhüllend, trugen sie weiße, halb-

Digitized by Google

durchsichtige Gewänder, auf das reichste und schönste mit Gold bestickt. Es war eine Pracht! Dann wurden wir in die Empfangssäle geführt und vom Hofmarschall und den Kammerjunkern aufgestellt. Ein europäischer Renaissancesaal mit schweren Teppichen, keinen elektrischen Fächern, dafür reichste Vergoldung und die lebensgroßen Bilder der verflossenen Herrscher. Endlich kam der König und sprach nun jeden vom diplomatischen Korps an. Deutschland war halbwegs, und als er zu uns kam, war er mit seinem Gesprächsstoff fertig und schüttelte nur die Hand, auch mir, denn auf Allerhöchsten Wunsch sollte ich vorgestellt werden. Er ist klein, untersetzt, mit unruhigen Augen, trug die blaue Tunika, die schwarz und goldene Sarazenenkappe, einen silbergestickten schwarzseidenen Panung um die Beine geschlungen und weißseidene Strümpfe. Natürlich unglaublich viele Orden und Diamanten. Nachdem er glücklich mit seinem Gefolge (unter denen mehrere der jungen Günstlinge, die zu Reichtum und Ehren gelangt sind und deren Dasein eine unvorteilhafte Auslegung erhält) den Saal verlassen hatte, begaben wir uns in einen zweiten ähnlichen Saal und setzten uns um kleine Tische. Junge Kammerjunker aus besten Familien bedienten uns, es gab Champagner, auf jeden Tisch zwei europäische und mehrere einheimische Gerichte, die überraschend gut waren. Dann — in Nachahmung des einen Festes im Winterpalast von St. Petersburg — ging der König noch zwischen seinen Gästen, die sitzen blieben, umher. Bei solchen Gelegenheiten wirkt er nur verlegen und ungeschickt, Frau v. Buri hat jedoch lange und interessante Gespräche mit ihm über Buddhismus usw. gehabt. Er ist sehr gebildet und unterhält sich gern über derartige Fragen.

Zwei Tage darauf war ein großes Diner beim Prinzen Dewawongse, zu dem ich auch eingeladen wurde. Wie das jetzt bei der siamesischen Gesellschaft Sitte ist, gehen die Töchter in Gesellschaft, wohingegen die Gattinnen nie gezeigt werden. So empfing seine älteste Tochter, Prinzessin Bichite; sie trug einen dunkelblauen Panong, eine halbausgeschnittene dunkelblaue Bluse und sehr viel Schmuck, steht an der Spitze einer Schule für vornehme Siamesinnen und spricht gut Englisch. Das Diner verlief in dem banal europäischen Auswärtigen Amt banal europäisch, nur eine entzückende Note: die Kränze und Vorsteckssträußchen und Riechkissen, die, neben einem kleinen Silbergegenstand, vor jedem Gast lagen. Die Siamesinnen haben eine ganz erstaunliche Kunst, aus Blumenblättern Kränze und Blumen aller Art herzustellen. Das klingt greulich, ist aber absolut geschmackvoll, und diese farbig gewundenen Kränze halten sich bis zum nächsten Tag. Wie dies zugeht, ist mir unverständlich, aber es ist so. Nach Tisch kam das große Ereignis: auf Betreiben von Frau v. Buri ließ der Prinz Theater spielen, und zwar war es die Privattruppe seines Neffen, eines Halbbruders des Königs (der ebenfalls sein Neffe ist). Es war das beste Ballett, das es überhaupt in Siam gibt. Ungefähr zwanzig kleine Mädchen von acht bis zwölf Jahren, weiß geschminkt, mit scharf markierten Augenbrauen, mit goldenen hohen Kronen, reich gestickten Brokatkleidern, sehr vielen Juwelen als Schloß, als Gehänge, an den Knöcheln der blassen Füße, an allen Fingern. Es war ein Pantomimentanz, das Orchester spielte nicht nur auf seinen uralten Instrumenten, einige sangen im Rezitativ und Chor und erklärten, was vor sich ging. Es war eine Episode aus der Ramayana und gipfelte in der Verfolgung der Prinzessin des Blitzes durch das Ungeheuer des Donners. Jede einzelne Figur wurde vorzüglich getanzt; sehr viel Abwechslung, es ist eine hoch-

Digitized by Google

stehende Tanzkunst. Ein großer Genuß. (Aber es dauerte von gleich nach 9 bis nach 1 Uhr, und wir alle waren zum Schluß doch gänzlich erschöpft und wünschten sehnlichst, daß Blitz und Donner sich doch endlich verständigen würden.) Dann wurde die Siamesische Nationalhymne gespielt, die Prinzessin erhob sich, auf der Szene blieb nur der Blitz, ein allerliebstes Geschöpfchen. Ihr reichte einer der Diener, die aber auch hier Söhne guter Häuser sind (vor der Prinzessin beugten sie, wenn sie vorübergingen, das Knie fast bis zum Boden), auf silbernem Gefäß einen in ein weißes Tuch eingeschlagenen Beutel mit Geld. Sie verneigte sich, im Namen der Truppe dankend, bis zum Boden, versuchte den Beutel aufzunehmen; er war zu schwer, und die Tanzlehrerin, eine alte Siamesin, welche im Hintergrund auf dem Boden lag, aufmerksam zusah und ab und zu eine rutschende Krone oder dergleichen befestigte, kam vor und nahm den Schatz entgegen.

Natürlich war ich indessen in der Stadt viel herumgekommen, hatte die Tempel besucht. Mir scheinen die alten und einfachen Tempel bemerkenswert gut. Sie werden in Büchern ungünstig beurteilt, anscheinend hatten deren Verfasser nur die paar Prunk- und Protz-Pagoden des Hofs gesehen. Aus diesen mach ich mir wenig, sie sind zu überladen, obgleich Einzelheiten, wie perlmuttereingelegte Türen und Fenster, Fußboden aus Messing, herrlicher Schwarzgoldlack, wundervoll sind. Der alte einfache Typ ist hingegen vorzüglich, die Pfeiler und Pylonen mit Lotuskapitellen, manchmal an Ägypten erinnernd, sind überaus eigenartig und vornehm.

Die Stadt Bangkok ist unharmonisch; am Fluß ist fast alles verdorben, Fabriken, Werften, Schuppen, dazwischen schöne, gar nicht mehr zur Geltung kommende Tempel. In der Stadt selber wimmelt es von Chinesen, die Häuser sind halb europäisch, halb orientalisch, mit bunten Winkeln, aber ohne eigentliche Schönheit. Wie es früher war, zeigte das Leben auf den Seitenarmen des Flusses und oben in Ayuthia. Das ist fabelhaft malerisch und ganz und gar unverdorben. Lustige Flecken geben die Panongs der Männer und Frauen, sie sind in den leuchtendsten Farben, und Stutzer und elegante Damen tragen zu jedem Wochentag eine bestimmte Farbe. So ist dann Apfelgrün, oder Zitronengelb, oder Rosarot oder Lila plötzlich auffallend häufig vertreten. Die Männer tragen hierzu eine weiße geschlossene Jacke, weiße Strümpfe und Schuhe, die Frauen leichte Jäckchen und eine Gazeschärpe darüber.

Der Unterstaatssekretär und Einführer des Diplomatischen Korps führte uns im Palast umher, und als wir ankamen, war großer Aufstand, der weiße Elefant war mal wieder äußerst wild und raste umher. Da kam er auch an, die Exzellenz flog nur so, um sich in Sicherheit zu setzen, mir gelang eine Momentaufnahme, trotzdem ich mich vor Lachen schüttelte. Draußen hatten alle Autos sich entfernen müssen, denn vor einigen Monaten hat er eines in die Höhe genommen und vier Meter geschleudert! Dies ist Tatsache. Auch hat er unlängst einige Menschen zu Tode gestampft.

Es waren doch sehr interessante Sachen im alten Schloß zu sehen, oft zuviel Gold, oft aber wirklicher Geschmack neben alter Pracht, und durch das fabelhaft fesselnde Buch einer Engländerin, die vor etwa fünfzig Jahren sechs Jahre lang am Hof war, wußte ich, wie es dort ehemals zugegangen war.

Wir machten — d. h. die Buris, der Legationssekretär und ein in Bangkok sehr bewanderter Deutscher — eine allerliebste Motorbootfahrt in Nebenarmen und

Digitized by Google

Kanälen, alte Klöster und Tempel besuchend. Es reihte sich hier wirklich Bild an Bild, Palmen- und Bambusufer, Hausboote, Pfahldörfer. Als wir zurückkamen, sah der erste Boy der Buris so aschgrau aus, daß ihm gesagt wurde, er solle sich doch vorn hinlegen. Er versah aber seinen Dienst, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich war er fast ohnmächtig, hielt sich aber schweigend in einer Ecke aufrecht. Er bekam Kognak, im Auto wurde gleich ein Arzt geholt; es war ein Choleraanfall, der auch seinen kleinen Sohn später erfaßte. Er kam gleich vom Boot in das Krankenhaus und erholt sich gut. Es war fabelhaft, wie der Mann seine Haltung trotz der gewiß gräßlichen Schmerzen bewahrte!

Dann machte ich mit einem Führer einen Ausflug nach der alten, im 18. Jahrhundert zerstörten Hauptstadt Ayuthia. Man hat jetzt die Ruinen, die der Dschungel verbarg, freigelegt, sehr malerisch und mächtig ein gewaltiger Bronzebuddha inmitten berstender Pylonen und der tropischen Wildnis. Mein Führer war dreißig Jahre in Siam gewesen, war sehr gesprächig und erzählte mir alles Erdenkliche über Land und Leute. So weiß ich jetzt alle Einzelheiten vom „plötzlichen" Tod des letzten Königs, vom Lebenswandel der Königin-Mutter, von den „Eigentümlichkeiten" des regierenden jungen Herrn und noch sehr viel mehr.

Dann habe ich noch ziemlich viel gepinselt, so zwei Aquarelle im Schloßbezirk. Das eine Mal saß ich am Rand des freien Platzes, auf dem exerziert wurde. Als ich fertig war und einpackte, kam der Herr Hauptmann angelaufen, um das Bild zu sehen, ihm folgten zwei Leutnants, dann die Unteroffiziere, dann ein Teil der Mannschaften. Ich zeigte es ihnen allen, sie drückten sich — anscheinend — befriedigt aus.

Das Wetter hatte ich günstig getroffen, es war verhältnismäßig kühl (so etwa 24° Reaumur im Zimmer). Schlimm dagegen die Mücken. Jeder besitzt hier einen Drahtkäfig, in dem er von etwa 6 Uhr nachmittags sitzt. Im Hotel, wo man das nicht hat, war ich oft verzweifelt, zog schließlich mein Nachthemd an, steckte die Füße in einen dünnen Sack und salbte Gesicht und Hände mit Zitronellaöl. Im Eßzimmer, und so wie viele Menschen sich umherbewegen, geht es, wenn man allein ist, wird man verzehrt.

Nun war aber meine Zeit um; am 21. schiffte ich mich auf der Messageries Fluviales ein. Es waren nur wenige Passagiere (ich die einzige Frau im ganzen Schiff), aber ein sehr unterhaltender Franzose, der dreiunddreißig Jahre teils im Siamesischen Dienst, teils in Hinterindien gewesen ist, gern und gut erzählte. Das war recht schön, aber der Nord-Ost-Monsun war satanisch. Ich hatte mir bisher unter Monsunen erfrischende Brisen gedacht — es sind Sturmwinde, die monatelang Tag für Tag wehen. Das Schiff hat nur 700 Tonnen, wir fuhren dem Monsun gerade entgegen, entweder stampfte die „Donai" oder schlingerte, beides war gräßlich. Ich hielt mich länger als alle andern, saß die letzten beiden Mahlzeiten allein mit dem Kapitän zu Tisch. Aber dann nahm es ein schreckliches Ende und apathisch schmorte ich unten in der heißen Kajüte, auf härtestem Bett, während rings umher alles rollte und krachte und draußen Sturzseen niedergingen. Aber auch diese Nacht ging zu Ende und in der Morgenfrühe fuhren wir den Fluß herauf. — Lebt wohl — ich hoffe sehr, hier Briefe vorzufinden.

Herzlichst Eure

Marie Bunsen.

Digitized by Google

V.

Paquebot Amazone, Messageries Maritimes.
Zwischen Saigon und Singapur, 7. 12. 1913.

Liebe Familie. — Die Angkor-Reise, um derentwillen ich nach Cochinchina und Kambodscha gekommen bin, war überaus schön. Und wenn die Beschwerlichkeiten weit größer gewesen wären, sie hätten gar nicht gezählt.

Ich hatte mir Saigon unbeschreiblich uninteressant gedacht, jeder sagte mir stolzerfüllt, es sei wie eine französische Provinzialstadt, und die wollte ich mir doch hier draußen nicht besehen. Aber es hat doch eine eigene Note, mit den dichten, schattigen Alleen, mit den schwarzgekleideten Annamiten, seinem Chinesenviertel, seinen sehr stolz auftretenden, nur mit einem Stückchen Mull bekleideten Hindu-Geldleuten — großen Kapitalisten. Der General-Gouverneur, an den M. Cambon mir einen Brief gegeben hatte, war verreist, auch dieser! So kannte ich niemand, außer unserm Konsul, aber ich genoß das behagliche Hotel, war im Museum und brachte die Tage gut unter. Einesteils haben die Franzosen keine Ahnung, wie man dem Klima entsprechend Häuser bauen, noch wie man sich ernähren soll. Das gute Hotel hätte in der Normandie sein können. Andererseits ist ihnen gelungen, was nirgends sonst vorkommt, daß die Rickshas und andere Kulis mit der sehr geringen Taxe zufrieden sind, daß Übervorteilungen nicht vorkommen, daß man — das einzige Land der Welt — keine Trinkgelder gibt. Ich tat es, und man war gerührt dankbar.

Dann bestieg ich den Flußdampfer nach Angkor und hatte das Glück, gleich nette Reisegesellschaft zu finden. Der englische Konsul, Mr. Carlisle, war unter Maurice in Bangkok gewesen, sprach mit wärmster Dankbarkeit von ihm, und ihm waren drei angenehme Amerkanerinnen, Mutter und Töchter — anempfohlen worden. — So verfloß die Zeit ganz gemütlich auf dem gewaltigen Mekongfluß. Die Ufer mit Palmen und Bananen, Dörfern, Pagoden, viel Schiffahrt waren anziehend, und das Wetter hätte nicht besser sein können. In Pnom-Penh, der Hauptstadt von Kambodscha, blieben wir einen Tag, wir alle hatten Empfehlungen an die Behörden, und der französische Resident war die Freundlichkeit selber, schickte uns mit jungen Mandarinen und seinem Wagen herum, im Palast war ein Kammerherr zur Stelle, kurz, wir haben alles aufs beste gesehen. Allerdings nicht ein Hofballett, denn der „Pabst" war gestorben, daher Landestrauer, es sind jedoch siamesische Tänzerinnen, so hatte ich Besseres in Bangkok gesehen. Überhaupt ist der Kambodscha-Hof nach dem von Siam gemodelt, bei Hof wird mit Vorliebe siamesisch gesprochen (wie französisch bei uns im XVIII. Jahrhundert). Einiges war aber doch eigenartig und anders. Wir sahen die Werkstätte des Palastgoldschmiedes, sahen den großen edelsteingeschmückten Reliquienschrein, den der König jetzt für den Kandytempel in Ceylon arbeiten läßt, auch die Malereien (im unberührt alten Stil) der Hofmaler.

In der nächsten Nacht wurden wir um 2 Uhr geweckt, und die Angkorgesellschaft, etwa 10 bis 12, außer unserer Gesellschaft Franzosen, in einem Sampan ausgebootet. Nun fuhren wir im Sternenschein auf einen Seitenarm aus dem großen See, in dem wir uns befanden. Nach einer Stunde wurden wir wieder ausgebootet und kamen je drei in einheimische, aus den großen Stämmen gehöhlte

Digitized by Google

Kähne. Am Bug stand ein halbnackter Kambodschianer und stakte und ruderte bewunderungswürdig sicher uns im schmalen, sich windenden Fluß. Es war noch tiefe Nacht, aber die Büsche und Bäume am Ufer waren erkennbar, es erinnerte mich an Sternennächte in der Havel oder der Werra, auf der Formosa verbracht. Dann brach der Morgen heran, wir kamen an Fischerhütten und Palmenhainen vorbei, und dann wartete ein Auto auf uns. Es war stillos aber angenehm, um bald anzukommen und Kaffee — wir hatten auf dem Dampfer nichts bekommen — erwarten zu können. Wir kamen durch wunderhübsche Dörfer, begegneten den gelbgewandeten Mönchen, die mit ihren Schüsseln Gaben einheimsten.

Dann erblickten wir die langgestreckte Eingangsmauer, die Türme vom Haupttempel, vom Angkor Wat und hielten vor dem sehr netten Bungalow.

Sehr bald darauf war ich als erste schon unterwegs und betrat den Steindamm mit seinen Schlangenköpfen, der über einen 600 Fuß breiten Graben auf das Hauptportal führt. Hier konnte ich nun den ganzen Tag ungestört, mit dem vorzüglichen Führer des Konservators, umherwandern. Noch vor kurzem wußte man aber rein gar nichts von dem Reich der Khmers, jetzt hat man schon einiges ermittelt. Etwa ein bis zwei Jahrhundert nach Christo kamen Hindu-Abenteurer aus Indien, gründeten in steten Kämpfen ein Reich, das im IX. Jahrhundert weit und breit das mächtigste war. Um 900 wird der damalige König diese neue gewaltige Hauptstadt Angkor bezogen haben, der größte außerhalb der Stadt liegende Tempel Angkor Wat ist im XII. Jahrhundert erbaut worden, und bald darauf verfiel das Reich, wurde von den Siamesen erobert. Allmählich wuchs der Tropenwald auf den Straßen und Tempeln, bald war die ganze Herrlichkeit verschollen. Es übersteigt alle Erwartungen; trotz der unendlichen Fülle von Figuren, Reliefs und Ornamenten ist die Wirkung vornehm und ruhig, es sind langgestreckte Galerien und Höfe und Terrassen, steile Treppen, Türme und ein Mitteltempel, in dem unter dem Mittelturm in der Cella die Siva Kultstatue stand. Buddha hat ihn abgelöst, die gelben Mönche aus dem nahen Kloster bringen den vielen Buddhastatuen Räucherkerzen dar, es kommen von fernher die Pilger. Aber die alten Gottheiten sind nicht völlig entthront, in einer Seitengalerie ist eine goldene Sivastatue, und vor dieser wird den Kindern der Umgegend das Stirnhaar abgeschnitten und dem brahmanischen Gott geweiht, es lagen die schwarzen Locken umher.

Um zu der alten Königstadt, Angkor Thom, zu gelangen, wurde mir nun ein vorweltlicher Büffelkarren angespannt. Ich fuhr durch den Urwald und durch eines der herrlichen Stadttore; vier gewaltige Brahmaköpfe bilden dessen Turm. Noch ist die großartige Terrasse, die wahrscheinlich nach dem Forum zu den Königspalast begrenzte, erhalten, ihre Reliefs stellen eine Elefantenjagd dar, daneben ein Belvedere den König und die Königin inmitten aller Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses.

Es gibt zahllose Tempel, innerhalb der Stadtmauer, welche damals, etwa 900 bis 1200 nach Christo eine Stadt, größer als das Kaiserliche Rom umfaßte, als auch außerhalb, mitten im Urwald. Das Hauptheiligtum liegt genau im Mittelpunkt der Stadt, alle Türme hatten je vier gewaltige Brahmaköpfe, die von ihrer Höhe herab auf die Stadt hinuntersahen. Es ist eine großartige Architektur, ich möchte sie gleich der griechischen, ägyptischen und besten romanisch-gotischen anreihen, auch der plastische Schmuck vorzüglich. Mit Ausnahme ihrer besten Tiere höher-

Digitized by Google

stehend, als die der babylonisch-assyrischen Kunst, auch nur von einzelnen Werken der Ägypter übertroffen, als Ganzes eindrucksvoller und durch die Plastik fesselnder, als irgendein islamischer Bau noch irgendeiner der Renaissance und der späteren Zeit.

Dann zurück. Diese Flußdampfer waren schon reichlich unbehaglich; eine fabelhaft mannigfache Fauna in den Kajüten, große schwarze Kakerlaken, große grüne Spinnen, Käfer und Insekten aller erdenklichen Gattung, Fliegen und Moskitos in reichlichster Zahl. Die letzte Nacht mußten wir um halb drei nachts fort; da ich (wir hatten umsteigen müssen) mit drei anderen Damen eine heiße Kajüte teilen sollte, blieb ich die Nacht über, wie auch viele der Herren, auf dem Liegestuhl draußen an Deck. Um so angenehmer der Luxus des Continental Palace Hotel in Saigon, das geräumige Badezimmer, die frischen Kleider. Die Gesellschaft, Pariser und ein englischer Oberst, war besonders gut.

Dann auf der Messageries Maritimes nach Singapur. An Bord war der französische Botschafter Gérard aus Tokio, der zu meiner Freude mir Angenehmes und Anerkennendes über Eric erzählte. Nun kamen wir aber in den Nord-Ost-Monsum; ich legte mich zeitig und hielt mich, aber es schlingerte und stampfte mächtig, in der Kajüte fielen und rutschten die Sachen und Koffer durcheinander, es war schon eine recht grobe See. Ich rührte mich nicht, dachte mit grenzenloser Hochachtung an Berta, welche in solcher Lage einen Säugling und mehrere andere Kinder besorgte. Ganz gewiß wird sie dafür einmal eine Sondervergütigung erhalten. Bei lauernder Seekrankheit liegt Altruismus einem unglaublich fern.

In Singapur fuhr ich wieder sofort nach meinem Zufluchtsort, dem Palmenhain, und verbrachte dort nach all den Eindrücken angenehme stille Tage. Es war nicht besonders heiß, aber eine überaus feuchte Luft. Gestern (ich schreibe jetzt auf der „Ellenga", British India Steamer) packte ich meine acht Kolli von sechs Uhr früh bis ein Uhr und transpirierte ununterbrochen wie ein Rickshakuli, die großen Tropfen fielen nur so auf den Fußboden. Natürlich reise ich nur mit der Hälfte meiner Sachen und lasse die andern im Hotel. Dann aber muß gelegentlich umständlich und wärmend umgepackt werden. Ich finde aber nie, daß die Anstrengungen in diesem Klima einen besonders ermüden, wenn ich mich im Wagen oder auf dem Dampfer wieder durchgelüftet habe, bin ich ganz frisch. — An Bord ist ein liebenswürdiges französisches Ehepaar, die auch in Angkor waren; sehr gediegene Sorte, anscheinend recht reich, er ist Geologe. An die halte ich mich, denn sonst erfüllen schreckliche amerikanische Laute das Deck, eine recht mäßige, elegante, aber ungebildete Globetrotter-Menschheit. Morgen werde ich im schönen Penang diesen Brief einstecken — wir fahren bei wundervollem Wetter durch die Malayischen Inseln. Wenn Ihr dieses lest, ist Weihnachten und Neujahr schon vorüber. Vermutlich werde ich diese Tage auf dem Irawaddy-Flußdampfer verleben.

Es war sehr erfreulich, all Euere Briefe zu erhalten. Ihr beklagt Euch, keine von mir erhalten zu haben. Das hat sich inzwischen sehr geändert, ja, ich fürchte, meine Episteln werden Euch — mit Ausnahme der braven Else — reichlich weitschweifig vorgekommen sein.

Ein glückliches 1914!

Stets Euere

Marie Bunsen.

Digitized by Google

VI.

Irawaddy-Dampfer, Bhamo, Birma, 28. 12. 13.

Liebe Familie! Hier bin ich am Endpunkt der Irawaddy-Fahrt angelangt — dicht an der chinesischen Grenze. Es ist alles sehr nach Wunsch verlaufen.

Singapore verließ ich am 11. Dezember auf einem British India-Dampfer, konnte also die englischen Einrichtungen mit den holländischen und französischen vergleichen. Ein sauberes Schiff, nicht gerade gute, aber auch nicht schlechte Verpflegung, ordentliche Bedienung — Indier aus dem Nordosten, Chittagong —, aber trotzdem es ein ganz neues Schiff ist, erstaunlich mangelhaft eingerichtete Kajüten. Ich hatte eine zu drei Personen, ein Waschtisch mit Vorrichtungen für zwei! Das sind schon Auswanderertransportzustände. Aber ich blieb allein, so war es ganz behaglich. Im übrigen langweilte ich mich, fast nur amerikanische Globetrotters und Singapore „junge Leute". Eine wundervolle Überfahrt! Am 15., bei strahlendem Sonnenschein Ankunft in Rangun. Die Stadt etwas charakterlos, aber sehr anziehend die birmanische Tracht. Männer und Frauen ähnlich, eine helle Jacke mit weiten Ärmeln, ein eng um die Hüften geschlungenes, bis unten reichendes Gewand, meistens aus schönster Seide. Männer tragen ein seidenes Kopftuch, die jungen Mädchen oft Blumen im Haar. Es sind die hellsten, leuchtendsten Farben, zitronengelb, lachsrosa, rosenrot, violett, apfelgrün, kirschrot.

Nachmittags war ich in der berühmtesten Pagoda, der Schwe Dagon Dagoba (Pagode ist ein falscher Ausdruck). Unzählige Kapellchen, Altäre, Rasthäuser, Votivaltäre aller Art, eine bunte Menge, die Blumen, Räucherkerzen darbrachte und vergnügt rauchend (auch Frauen und Kinder mit den großen birmanischen hellen Cheroctzigarren im Mund) — ein bewegtes lautes Jahrmarkttreiben. Und sehr eindrucksvoll dieser gewaltige goldene, spitz zulaufende Bau, der die heiligsten Buddhareliquien birgt. In der Höhe von 60 Fuß ist er mit Goldplatten belegt, von dort aus mit ebenfalls echtem Gold vergoldet. Da gibt es wundervolle Reflexe und Töne, und die Linien sind gut.

Dann abends mit dem Schlafwagen nach Prome, wo ich den Dampfer nach Mandalay vorfand. Auf diesem Irawaddy-Dampfer verlebte ich nun $3^1/_2$ Tage — eine mir sehr sympathische Existenz, die Anregung der vorbeiziehenden Ufer, viel Dschungelwald, unzählige weiße oder gar vergoldete Dagobas, Dörfer im Grünen, malerische Segelschiffe, oft mit reich geschnitztem, hohem Heck. Mehrere Male täglich hielten wir an, konnten etwas an Land gehen, immer das überaus bunte Treiben der kommenden und gehenden Menschheit, Buden, Büffelkarren und zuschauende Gruppen. Geradezu großartig wirkte vom Ufer die lange Reihe der ältesten und bedeutsamsten Bauten des Landes, der Tempel von Pagan, vom etwa VI. bis XII. Jahrhundert Hauptstadt des Landes. So eindrucksvoll, daß ich mir alle Mühe gebe, auf dem Rückweg dort einige Tage im Regierungs-Bungalo zu verleben. Leider war die Gesellschaft wirklich zu minderwertig. Ich war der einzige Europäer, nur amerikanische und australische Globetrotters. Den Ton gab ein früherer Journalist, dann »Governor of X... Mr. G...« an. Ein Greuel, protzig, laut, alles wissend und mit Bombensicherheit behauptend, dabei auf vielen seiner Lieblingsgebiete — so orientalische Archäologie — von einer kindlichen Ignoranz. Brutal zu Untergebenen, ein Aufschneider, aber reich, der verkörperte Erfolg. Wahrscheinlich wird er noch mal Botschafter in Berlin.

Digitized by Google

Dann drei Tage in Mandalay. Das „Erste Hotel", von Eurasiern gehalten, war schon grotesk schlecht, was Unterkunft betraf. Aber, wie eigentlich immer im Orient, eine aufmerksame Bedienung.

Es war mancherlei Interessantes zu sehen. Die ehemalige Königstadt, im Mittelpunkt gelegen, hat einen breiten Burggraben, vier Brücken und Portale, zwölf geschnitzte Pagodentürme. Der Königspalast ist jedem zugänglich, man wandert ungestört in den rotgoldenen Hallen, den mit Spiegelmosaik bedeckten Gemächern der bösen Königin Supaya Lat, im Audienzsaal mit dem Thronaufbau und dem Goldsäulenwald. Mandalay ist erst vor etwa 70 Jahren gegründet worden, aber nach uralter Überlieferung, die Arbeit, das Material grob, aber dieser verwitterte, einsame, im Grünen gelegene Palast hat sehr viel Stimmung. Dann gibt es reichgeschnitzte Klostergebäude, große Tempelkomplexe und Wallfahrtsorte, und das Leben und Treiben im Bazar, auf den Straßen ist eigenartig und unterhaltend. Ein Überbleibsel vergangener Zeiten suchte ich auf, eine alte Französin, die Hofdame der Königin Supaya Lat gewesen war und birmanische Seide verkauft. Ich erstand mir Seide zu einem Kleid und ließ mir dafür viel erzählen. Ein verhutzeltes Mütterchen mit französischer liebenswürdiger Lebhaftigkeit und Freude am Plaudern. Es war der 23. Dezember, und da ich niemanden beschenkte, beschenkte ich mich selbst. Das war vielleicht nicht ganz logisch, auch nicht so recht sinnig, aber sehr ersprießlich. Ich bestellte und kaufte bei einem kleinen Silberschmied Tischkartenhälter, Pfauen, Genien und Eidechsen. Ich glaube nicht, daß es bei Friedländers oder Schwabachs so schöne geben wird!

Am 24. morgens bestieg ich nun den Dampfer nach Bhamo, dem Endpunkt. Die Gesellschaft war klein, denn es sind wenige Touristen im Land. In Mandalay und sonstwo herrscht augenblicklich Cholera und Pest, und kleinliche Reisende stoßen sich an dergleichen. Die Behörden machen auf die Ratten Jagd, leider ließen sie die im Mandalay-Hotel unbehelligt, und nachts rasten und spektakelten sie über mir. Eine bekam ich zu sehen, da ich aber unter rings umher eingestecktem Moskitonetz schlief, konnten sie mir nicht gut übers Gesicht laufen.

Globetrotters waren aber doch natürlich auf dem Dampfer vertreten, ein mäßiges amerikanisches Ehepaar und ein ganz harmloser Deutscher, der in Südamerika sein Vermögen gemacht hatte. Er, wie die beiden anderen, reisten nun unentwegt umher, ohne Interessen, ohne rechte Freude, denn meistens, so auch auf dem Irawaddy, waren sie „recht enttäuscht". Es ist die stumpfsinnigste Menschheit, die es überhaupt gibt, ihre Konversation nährt sich von Hotelpreisen und Trinkgelderstatistik. Dann ein netter englischer Kapitän nebst junger Gattin, die nach Bhamo versetzt worden sind, und mein Nachbar, ein sehr frischer, natürlicher, lebensfroher englischer Rubberplantagen-Besitzer aus den Malay Federated Staates. Er erzählte mir viel über seine 1100 Tamil Kulis, seine Jagd, seine 100 Prozent (noch vor zwei Jahren 370!). In diesem Kreis feierte ich nun Weihnachten, der Eßsaal war mit Papierblumengirlanden geschmückt, der Tisch mit den kunstvollsten zerstreuten bunten Reiskörnern — eine indische Dekoration —, es gab großartige Torten und Blumen. Wir machten uns alle möglichst elegant, die Herren im feierlichen Frack. Überaus unterhaltend war das endlose Mahl — es waren dreizehn Gänge — ja nicht, aber es war doch eine gewisse gemütliche Stimmung unter der so absolut gemischten Gesellschaft.

Digitized by Google

Einige Strecken waren an diesen Weihnachtstagen wunderhübsch: Waldberge, ferne Höhenzüge, malerische Kähne und Schiffe, hübsche Dörfer mit ihren weißen Dagoben und Klöstern. Als Höhepunkt an einem Tag die erste, am letzten Tag die zweite Stromenge. Der herrlichste Wald und bis über 400 Fuß hohe aus dem Wasser emporragende Felswände.

Am 26. kamen wir hier an, und ich hatte den guten Einfall, statt am folgenden Tag im selben Dampfer zurückzukehren, auf den zwei Tage später abfahrenden „Bazardampfer" zu übersiedeln. Diese führen angekoppelte Nebenboote mit einem richtigen Bazarbetrieb, und an jeder Haltestelle strömt die Bevölkerung herzu und kauft und handelt. Das hatte ich mir gewünscht, außerdem hatte es den großen Vorteil, daß ich dem »Governor of X...«, der mit meinem Dampfer zurückkehrte, entging, dafür aber ein besonders nettes englisches Ehepaar, Clerke, er ist hoher indischer Beamter, auf diesem Dampfer angetroffen habe.

So wohne ich an Bord (man zahlt dann die landesüblichen, hohen Hotelpreise) und habe mir diese sehr unterhaltende kleine Grenzstadt gut besehen, außerdem noch gepinselt. Es ist ein Karawanenort und am Flußufer wurde umgeladen und gepackt. So war es ein fabelhaft malerisches Treiben. Gebirgsstämme, halb chinesisch in rotbestickten Kleidern und roten Turbanen, mit reichem barbarischen Silberschmuck. Einige trugen dutzendweise schwarze Reifen um die Hüften und kleinere ebensolche unter dem Knie.

An einem Morgen spazierte ich etwa anderthalb Stunden auf der nach China führenden Landstraße. Es war ganz nach meinem Geschmack; nachdem ich den Ort verlassen hatte, begegnete ich all die Stunden über keinem einzigen Europäer. Es war überhaupt sehr einsam, und aus feiger, gewiß überflüssiger Vorsicht nahm ich mir Ohrringe und Ringe ab. (Jenseits der Grenze wurde gekämpft, ein größeres Scharmützel hatte den Tag vorher stattgefunden.) Ab und zu kamen die Karawanen, schwerbepackte Maultiere, blaugekleidete chinesische Treiber. Der Dschungelwald wurde immer höher, es waren herrliche Bäume, Lianen, Parasiten, Orchideen, die mannigfaltigsten Bambus und Baumfarren und Palmen. Als Hintergrund immer die chinesischen Berge.

1 Tag vor Mandalay, 31. Dez. Silvester 1913.

Für die wenig bietende Reisegesellschaft auf dem Hinweg werde ich jetzt entschädigt, die Clerkes sind wirklich besonders anregend und liebenswürdig, und wir leben einträchtig als einzige Passagiere zusammen. Dieses Bazarschiff ist einfacher eingerichtet und könnte sich Abhärtungs-Sanatorium nennen. Kein Fenster, nur überaus luftdurchlässige Holzgitterläden. Dabei ist es hier oben in Nord-Birma in diesen Monaten nachts Wintertemperatur. Frühmorgens immer ein bitterkalter Nebel, bei dem man sich anziehen mußte, und mehrere Male setzten wir uns zum Frühstück in Ulsters und Decken über die Füße bei 9° R. (47° Fahrenheit); ebensogut hätte ich im Januar auf meiner Veranda frühstücken können. Bald drang die Sonne jedoch durch und die sengte einen dann durch; dank all der Sonnenstunden und des kochheißen Bades haben wir auch keinen Schnupfen oder Rheumatismus davongetragen.

Wir halten etwa zweimal täglich an, dann wartet, unter den Bäumen am Ufer hockend, eine dichte, überaus bunte Menge, die ihre Einkäufe im Dampfer

Digitized by Google

macht. Unterdessen spaziere ich umher, besehe mir die Dagobas, sehe den Töpfern, den Klosterschulen u. dgl. mehr zu. Ich habe die maßgebenden Bücher über Birma bei mir, so habe ich mir ein ziemliches Bild von dieser entschieden sympathischen, heiteren, sorglosen, wohlhabenden Menschheit machen können. Die Frauen sind nicht nur die unabhängigsten des Orientes, sondern der Welt. Sie schalten als selbstverständlich frei über ihr Vermögen, haben alle Rechte.

In Mandalay werde ich morgen diesen Brief einstecken, Meinen Geburtstag hoffe ich auf der Gangesmündung, wo alljährlich eine der größten religiösen Feiern Indiens stattfindet, inmitten von Yogis und Wallfahrern zuzubringen.

Herzlichst Euere

Marie Bunsen.

VII.

Bengal. Meer, 19. 1. 14.

Liebe Familie. Ich schreibe vom Pilgerschiff, in dem ich in naher, manchmal recht naher Gemeinschaft mit über tausend Pilgern das Heilige Gangesmündungsfest und das Juggernot Heiligtum von Puri besucht habe. Ein Offizier einer der Damfer hatte während einer Vermessungsarbeit die Fahrt nach der Gangesmündung mitgemacht und erzählte mir davon, sagte, daß sozusagen kein Europäer, auf jeden Fall kein Tourist, davon etwas wisse. Es ließ sich mit der Zeit einrichten, und es ist überaus lohnend gewesen.

Aber aus Birma muß ich noch den sehr schönen Abschluß, die Ruinen von Pagan, nachholen. Stumpfsinnigerweise tut die große Irawaddy-Dampfergesellschaft nichts, um den Besuch zu erleichtern. Der Regierung ist es anscheinend am bequemsten, wenn recht wenige das Bungalow beanspruchen. So fahren alle Dampfer an Pagan vorbei und nur vereinzelte Reisende, die keine Umständlichkeiten und Zeitverlust scheuen, bringen es zustande. Anderthalb Tage fuhr ich von Mandalay hin und anderthalb Tage zurück, um 2 Uhr nachts mußte ich aufstehen, in der Dunkelheit fand ich zufälligerweise einen Clergyman, der mit meinem Dampfer weiterfuhr, mir einen Ochsenkarren verschaffte und den einen Führer nannte — ich bin es ihm äußerst dankbar. So fuhr ich, hinten auf dem Ochsenwagen wippend, bei Sternenschein drauf los, und schließlich, nach Stunden, landete ich wirklich im Bungalow von Pagan, erhielt auch, wenigstens nachmittags, den von dem Nachbarort, wo der Dampfer angehalten hatte, hergerittenen Führer.

Ich konnte die Ruinenstadt Pagan allein ohne Touristengesindel genießen und tat das auch. Hunderte und Hunderte von Dagobas und Tempeln stehen umher, große und kleine, instand gehaltene und verfallene. Sie entstammen meistens der Blütezeit der Hauptstadt Pagan, sind etwa vom X.—XII. Jahrhundert nach Christo. Leider sind die wenigsten aus Stein, so fehlt die Schönheit des Materials, die Plastik ist kärglich bemessen und nicht sehr bedeutend. Architektonisch sind diese gewaltigen Tempel jedoch außerordentlich schön und interessant. Verschiedene Typen, alle edel und gut im Umriß, anscheinend auf verschiedene Einflüsse aus Indien zurückzuführen. Dabei von einer indischen Kunst beeinflußt, die auf uralte Überlieferungen aus Assyrien und verwandte Kulturen zurückgeht.

Mich interessierten auch ganz besonders die Vergleiche mit Borobudor und Angkor. Von Phantasten, die anscheinend nie in Angkor waren, wird die Ähnlich-

Digitized by Google

keit hervorgehoben. Dies stimmt nicht, hingegen beruht der weit frühere Borobudor in Java anscheinend auf den gleichen Vorbildern. Und (dies ist meine Privat-Hypothese) der ursprüngliche Plan des riesengroß begonnenen, nur als Notbehelf schließlich vollendeten Borobudor wurde mir an mehreren Tempeln überzeugend vor Augen geführt.

Die archäologische und architektonische Ausbeute hätte vollauf genügt, dazu kam aber eine entzückende Landschaft. Das Bungalow liegt hoch, sieht auf den breiten Fluß, auf die fernen Berge. Bezaubernd war sowohl der Sonnenaufgang wie der Sonnenuntergang hinter den lila Bergketten und hinter dem grandiosen Umriß der alten Tempel. Mächtige Tamarindenbäume, grüne umherfliegende Vögel und ganz selten malerisches Treiben der Dorf- und Klosterleute — nachts hörte ich die Frühmetteglocke, Wasser schöpfende Frauen, Fischer, Schiffer der großen reichgeschnitzten Kähne. Die zwei Tage dort verflogen nur so, und die Bretthärte des Bettes, die Schlechtigkeit der Küche spielte gar nicht mit.

Dagegen hatte ich einen großen, als Schlafwagen verwendbaren Wagen von Mandalay nach Rangoon zur alleinigen Verfügung, kam infolgedessen nach 24stündiger Eisenbahnfahrt ganz frisch an.

Die Dampferfahrt nach Kalkutta verlief bei spiegelglattem Meer und herrlichstem Wetter, im übrigen war es langweilig. Ich habe heute ausgerechnet, daß ich seit über vier Monaten Europa verlassen habe und in dieser Zeit einmal acht Tage lang (Angkor) und einmal vier Tage lang (mit den Clerkes auf dem einen Irawaddy-Dampfer) angenehmen Reiseverkehr hatte. Dazu sehr nette Stunden bei den Buris in Bangkok, auch bei den Lattenbauern in Batavia, auch einige angenehme Gespräche mit Reisenden. Sonst nur unterdurchschnittliche Menschen. Am ödesten die Amerikaner; wenn ich so höre, wie sie innerhalb der kommenden Monate „auch noch Ägypten, Griechenland und Spanien einfügen wollen", wird mir schlecht. Die drei Deutschen, die ich traf, waren wenig besser, aber ihre Stimmen angenehmer, auch zerschlugen sie nicht ihre Eier in Gläsern, noch aßen sie Erdbeer-Jam zu Fischmayonnaise. Von jetzt an werde ich gegebenenfalls sagen: obwohl Weltreisender, weder ungebildet noch stumpfsinnig. Der menschliche Verkehr der letzten Woche war besonders schauerlich. Jetzt kommen in Kalkutta hoffentlich bessere Tage.

Als wir uns Kalkutta näherten, war es zweifelhaft, ob und wo ich Unterkunft finden würde, einige hatten durch Marconitelegramme vernommen, daß alle Hotels überfüllt wären. Da es Sonnabend war, würde ich nach 2 Uhr auch keine Bank offen finden, und ich hatte wohl etwas Geld, aber da ich Montag in aller Frühe abdampfte, nicht genug für diesen längeren Ausflug.

Glücklicherweise erhandelte ich in einem kleinen Hotel noch das letzte Zimmer — das ich mit einer Dame teilen mußte — und hatte vorher, noch eine Viertelstunde vor Schluß, bei der Bank Geld holen können. Mit heißhungrigen Augen steckte ich die Banknoten ein. Da Graf Luxburg verreist war und das Generalkonsulat bereits Schluß gemacht hatte, weiß ich tatsächlich nicht, wie und wo ich mir sonst das nötige Geld verschafft hätte! Auch der Hilfsverein für notleidende Deutsche wäre wohl unzugänglich gewesen. Gräßliche englische Unsitte, nur an $5\frac{1}{2}$ Tagen arbeiten zu wollen.

Meine Zimmergenossin war eine nette taktvolle kleine Offiziersgattin, so ging es ganz gut. Sonntags war wenig anzufangen, und da mein Hutkoffer vertauscht

Digitized by Google

worden war (er stellte sich glücklicherweise ein), konnte ich nicht im nahen Government House bei Lord Carmichael meinen Brief abgeben.

Hingegen hatte ich einen hübschen Einfall und fuhr nachts um 9 Uhr bei Vollmondschein nach dem außerhalb gelegenen alten Kalitempel, dem Kalighat, nach der Kalkutta genannt worden ist. Nicht allein, denn bei der Ankunft des Dampfers wartete programmäßig Ahad, der Diener aus Kashmir, den ich durch Empfehlung der Stuebels erhalten hatte, auf mich. Er ist schlank und dunkel, trägt einen weißen Turban, eine gelbliche lange Jacke und weite weiße Beinkleider. Bisher bin ich recht zufrieden. Er spricht ganz nett englisch, hat gute Manieren, hockt tags und nachts irgendwo und irgendwie in der Nähe meiner Tür, und nach den erregten Auseinandersetzungen der Kulis und Garriwans (Kutscher) zu urteilen, vertritt er meine Interessen und spart mir viel.

Mit ihm fuhr ich also in einer elektrischen Kleinbahn, die ich erspäht hatte, nach dem Kalighat. Dann ging es durch eine Budengasse: Blumen, Idole, Garküchen, Votivgegenstände, die in ihre togaähnlichen farbigen Tücher eingehüllten Gestalten der Pilger, von den Budenlämpchen, dem Mondlicht beschienen. Dann Trommeln und Zymbeln vom Tempel, der Gesang der Pilger — es war überaus fremdartig und hatte fabelhaft viel Stimmung.

Ein weißgekleideter Priester, Brahmane, schloß sich mir an, führte mich umher. Scheußlich das Kultbild der schrecklichen Göttin Kali, drei Augen, heraushängende Zunge. Daneben der Opferplatz, wo an jedem Morgen etwa 150 Ziegen ihr von den Pilgern geopfert werden. Der Kalidienst ist mit der anarchischen antienglischen Bewegung verknüpft. Der Kali eine weiße Ziege opfern, bedeutet: einen Engländer umbringen! Im Hof dieses Tempels sind Eide gegen England geleistet worden! Dann an dem ummauerten kleinen See, in dem Frauen, die sich Söhne wünschen, baden, durch eine neue Buden- und Bettlerreihe nach den Stufen, die zum Ganges (dem kleinen ältesten Flußbett) führen. Überall Palmen, alles dunstig verschwommen im Vollmondschein. Es war phantastisch.

In aller Morgenfrühe, bei Sternenschein, heraus, um das Pilgerschiff zu besteigen. Eine Riesenmenge, in bunte Tücher gehüllt, mit Sack und Pack wartete. Hinter dem breiten Rücken des Kapitäns gelangte ich an Bord, und dann begann das wüste Anstürmen mit gellendem Geschrei, das sich bei jedem Ein- und Ausbooten wiederholte. Über tausend Pilger fanden schließlich Platz, sie hockten überall, die einzige Oase waren die Kajüten. Vor meiner lagen sie dicht, einmal ein Aussätziger, ein anderes Mal eine Gruppe heiliger Bettelwanderer, die mit wirrem Haar, fast gänzlich nackt, umherziehen. Ein reicher Bengal-Kaufmann hatte einen Dampfer für das Gangesfest gemietet und tausend dieser Sadus auf seine Kosten hingeschickt.

Auf der Fahrt waren sie ganz wohlerzogen, sangen sehr oft, auch nachts, Lieder auf ihre Götter. Sehr oft ertönte im Chor das „Gelobt sei der Ganges". Nachts wachte ich auf und hörte das eintönige Rezitativ. Natürlich war ich einziger Passagier, und die Offiziere und Beamte der Gesellschaft, für die diese Festwoche viel bedeutet (acht große, vollbepackte Dampfer mit etwa 40 000 Pilgern haben sie befördert), waren überaus zuvorkommend.

Am nächsten Nachmittag waren wir in Saugur, der Meermündung des Hughly, den wir als Hauptgangesarm betrachten. Mit furchtbarem Getöse wurden die anschwärmenden Fischerboote beladen, und sie blieben an Land. Am nächsten

Digitized by Google

Morgen nahm ich mir Frühstück mit und verlebte fast den ganzen Tag inmitten der angeblich 100 000 bis 200 000 großen Pilgerschar. Eine kleine Ansiedlung aus Mattenhütten und Zelten, in Gassen geordnet, als Hauptheiligtum ein Schuppen mit rohen Idolen, die mit Blumen und Opfergaben beworfen wurden, Badeteiche, Trinkwasserteiche, ein großes Aufgebot von Polizei, kein Besucher, ich glaube, kein einziger Europäer. (Doch — eine ganz famose Methodist-Missionarin. Der Kapitän des einen Dampfers hatte sie am Morgen gesehen, in ihren Armen ein an der Cholera sterbendes Kind. Sie reist III. Klasse, lebt mit den Leuten, und wenn Frauen, die sie kennen, sie sehen, stürzen sie sich ihr zu Füßen und beten sie an. Ich habe sie aber nicht erblickt.)

Überaus merkwürdig war das Baden — denn das Baden im heiligen Ganges ist die Hauptsache. Sie warfen goldgelbe Ringelblumenkränze ins Wasser, die schwammen noch weit draußen umher. Einmal kam eine Prozession vorbei, Männer trugen einen großen roten, bis unten reichenden Baldachin, Frauen in den schönsten Schleiergewändern gingen hinterher. Es war eine Rani (Gattin eines Maharadsha), die so ungesehen sich alles besah.

Ich photographierte viel, so einige der Fakire auf Nägelbetten und andere unglaublich malerische Gruppen.

Am anderen Morgen um 6 sollten die Pilger nach Puri an Bord kommen. Aus Angst, nicht mitgenommen zu werden, kamen sie bereits um $2^1/_2$ mitten in der Nacht. Das Gewühl soll schauerlich gewesen sein, und fünf Pilger sind dabei ertrunken. Keiner versuchte sie zu retten, denn das ist nun einmal ihr Schicksal, und zwischen Saugur und Puri zu sterben, ist denkbarst günstig. Einer an Bord bekam bald darauf einen Choleraanfall. Der einheimische Arzt isolierte ihn in einem Zelt unmittelbar neben der am Hinterdeck befindlichen, in vollem Betrieb stehenden Süßigkeitsbude. Daß dies nicht hygienisch, war ihm im Examen wohl nicht abverlangt worden. Wunderbarerweise kam aber kein zweiter Fall vor, und dieser Mann konnte am nächsten Morgen, wiederhergestellt, in Puri landen.

Von weitem sah man den großen Jugernot-Tempel, eine ganze Flotte von bunten, sehr leichten, tiefen Brandungsbooten kam uns entgegen. Als der Ansturm vorüber war, ließ ich mich in eines herunter. Viele Streifen meiner Strümpfe haben dabei wohl die Sonne gesehen. Es war sehr unterhaltend, über die Brandung zu fahren, die halbnackten braunen Schiffer mit roten Kopftüchern machten es vorzüglich, und ich konnte vom hohen Bug aus an Land springen.

Dann wurden Kulis genommen und ich ging am Strand entlang zum Hotel, denn der Dampfer kehrte nach Sangur, um eine zweite Pilgerladung herzubringen.

Das Hotel war mäßig, nur herrlich frische Fische, und die Gesellschaft einfach gräßlich. Lauter Mischrasse, obwohl die meisten sich als Engländerinnen ausgaben. Immerhin nicht uninteressant und vielleicht das einzige Mal, daß ich mit dieser Menschheit so zusammenkomme. Denn es war zweitklassiger Pensionsstil, wir saßen alle um den Tisch!!!

Merkwürdig, wie sie einerseits sich über die »natives« aufhielten, andererseits auf die »british government« schimpften. Ganz offen bedauerten sie, daß der verhaßte Lord Hardinge mit dem Leben davongekommen war.

Aber ich litt nur zu den zwei täglichen Mahlzeiten und habe im übrigen Puri außerordentlich genossen. Eine ganz kleine, verschwindende englische Kolonie, alles andere vollständig einheimisch und überaus pittoresk. Es gibt zahllose Pilgerhospize,

Digitized by Google

die reiche Hindus und Radschas für Pilger bauen, viele Familien haben auch ihr Absteigequartier, sehr malerisch das verwitterte Haus des Rajah von Puri, vor dem die Elefanten gefüttert wurden, wenn der Mahaut sie nicht an den Strand führte. Ich malte viel und finde es doch überaus bequem, mir die Malsachen von Ahad tragen und aufstellen zu lassen. Nur ist es schwer, ihm klar zu machen, daß die Eingeborenen ebensoviel Recht haben, mir zuzusehen, als ich, ihre Straßen zu malen. Ich glaube, er hält mich für eine schlimme Demokratin, auch wenn ich, um nicht unnötig zu warten, mit Pilgern ein Boot besteige. Dabei habe ich die Leute immer ganz manierlich gefunden.

Aus den Tempeln machte ich mir nicht viel, obwohl aus dem XII. Jahrhundert, doch eine rohe Architektur. Das heißt, in den großen Tempel kam ich nicht herein, selbst Lord Curzon, der seine Schuhe auszog und es sich als besondre Liebenswürdigkeit erbat, wurde es abgeschlagen. Aber von der nahen Terrasse konnte ich das Äußere sehen. Eindrucksvoll aber die ganze Anlage (ein schwacher Widerstrahl der von Java, Angkor und Pagan), und überaus fesselnd die Menschheit. Etwas Farbigeres, Malerischeres läßt sich nicht denken, auch die Straßen und Gassen gefielen mir sehr.

Herrlich war das Baden auf dem langsam abfallenden, atlasweichen Sandstrand in den blaugrünen, schäumenden Wellen. Das Wasser war gerade recht, nicht so lau wie in Tanjon Katong bei Singapore. Es war ein steter Genuß.

Nun nahe ich mich Kalkutta und freue mich auf Menschen. Denn so gut die braven Seeoffiziere und Angestellten des Bureaus es meinten, so sehr unterhaltend waren die Mahlzeiten denn doch nicht.

Alles Herzliche. — Treulichst Euere

Marie Bunsen.

(Fortsetzung folgt.)

Diskussion.

Über eine vereinfachte Herstellung der Frauenkleidung.

Jetzt in den Tagen, wo an die Leistungsfähigkeit aller Menschen so große Anforderungen gestellt werden, ist es wichtig, mit allen Mitteln, in erster Linie mit der Arbeitszeit sparsam, beinahe so sparsam, wie mit dem Brot, zu sein.

Die Frauen können dieser Forderung der Kriegszeit, einer gerechten Forderung der Volkswirtschaft überhaupt, auch ihren Tribut zahlen, indem sie zu zweckmäßigeren Methoden in der Herstellung ihrer Kleider übergehen. Eine derartige Methode soll hier beschrieben werden. Sie steht der bisher üblichen durchaus entgegen, die bekanntlich viel Zeit dadurch verlangte, daß sie die Stoffe für die Kleider zuerst in kleine Stücke zerschnitt und dann wieder zu größeren zusammennähte. Durch die Anwendung dieser üblichen Methode und dadurch, daß bei der Herstellung von Kleidern weder auf Zweckmäßigkeit noch Sachlichkeit geachtet wird, entstehen unzählige Unbequemlichkeiten; einige von diesen sollen hier angeführt werden.

Man nehme z. B. das An- und Ausziehen der Kleider: dazu muß vielfach die Hilfe einer zweiten Person in Anspruch genommen werden, denn die unzähligen Haken und Häkchen kann man sich in keinem Fall selbst auf- und zuhaken. Solche Kleider sind eine Plage für die Berufsfrauen; auch für die Hausfrauen wären leicht an- und ausziehbare Kleider sehr erwünscht. Und die Frau, welche gezwungen ist, sich selbst ein Kleid zu nähen,

Digitized by Google

wie schön hätte sie es, recht wenig Zeit mit dieser abstumpfenden Angelegenheit zu verlieren, der „physiologische Schwachsinn" der Frau würde unter solchen Bedingungen vielleicht leichter verschwinden.

Die Schauspielerinnen brauchen ihres Berufes wegen viele Kleider; nun meinte man dieser Not in der Weise abzuhelfen, daß man alte Kleider für die Künstlerinnen sammelte. Das ist natürlich keine Lösung dieses Problems, denn die Bekleidung der Schauspielerin hängt unter solchen Umständen von großen Zufälligkeiten ab. Was noch gegen die üblichen Kleider spricht, ist, daß man für sie viel Material braucht, deshalb kann so manche Frau es sich sehr schwer leisten, gute Stoffe zu tragen. Man kauft billige Sachen, man verbraucht sie bald und der Rücken der Näherin bückt sich von neuem.

Einer Musikerin, Hedwig Buschmann, Berlin, wurde schon vor Jahren dieses alles klar. Sie ließ nicht die Sachen, wie man es gewöhnlich tut, ihren Weg gehen. Sie wollte vielen Nöten ein Ende machen, mühte sich mit diesem Problem ab und fand einen einfachen Schnitt, der jede Wirkung von der hypermodernen bis zur antiken herausbringen kann. Alle diejenigen, die ihre, vom gesunden Menschenverstand kommenden und dem Altertum verwandten Prinzipien verstanden haben, begriffen, daß Hedwig Buschmann die Berufene ist, über Kleider etwas zu diktieren. Hedwig Buschmann diktiert aber nicht mit einer Willkür, deren Größe vielleicht nur noch durch ihre Sprunghaftigkeit übertroffen wird, jetzt enge, dann breite, jetzt geschlitzte und dann ungeschlitzte Röcke. Sondern sie findet ein selbständig zu tragendes aus drei unzerschnittenen Metern gemachtes Unterkleid, dessen Urform das Hemd ist; durch ein Überkleid wird das Unterkleid zu einem Gesellschafts- oder Straßenkleid. Zum Unterkleid können verschiedene Überkleider getragen werden und umgekehrt. Durch Raffen und Gürteln kann wie das Überkleid so auch das Unterkleid ganz überraschende Änderungen erfahren. Bei geringem Kleiderbestand kann man auf diese Weise eine große Mannigfaltigkeit erzielen. Diese Kleider haben auch noch den Vorteil, daß sie sich ohne fremde Hilfe mit großer Geschwindigkeit an- und ausziehen lassen. Die Herstellung der Kleider ist so einfach, daß jede Frau sich diese selbst zur Not ohne viel Zeitverlust machen kann. Das Prinzip der Echtheit wird hier gewahrt, es gibt keine Knöpfe, die nicht geknöpft werden, es gibt keine falschen Röcke, von allen diesen Lügen wird Abstand genommen. Den Gesetzen der Logik und Ästhetik, wie auch all dem, was man Amerikanismus nennt, entsprechen diese Kleider durchaus.

Die Näherin hat bei diesem vereinfachten Kleid nicht viel zu schaffen! Ein Drittel, wenn nicht weniger der Zeit, welche die aus Paris bezogenen oder jetzt unmotiviert als „deutsche" bezeichneten Kleider beanspruchen, wird verwandt. Der Stoffverbrauch ist gering, und deshalb kann man bessere Sachen kaufen.

Wegen der Stoff- und Zeitersparnisse tritt eine Verbilligung der Kleider ein; die Folge wird sein, daß man sich häufiger etwas anschafft und daß ein Teil der Minderbegüterten, die unter den jetzigen Umständen sich selbst die Kleider machen müssen, diese Arbeit den Näherinnen überlassen werden. Der Verdienst der Näherinnen wird sich also kaum verkleinern.

Glänzend ist auch Hedwig Buschmann die Lösung der Toilettenfrage der Schauspielerinnen gelungen. Das einfache Unterkleid und Oberkleid mit einigen kleinen Zutaten läßt sich zu sechzehn verschiedenen historischen und unzähligen modernen Kleidern verwandeln. Das ist ein richtiges Universalkleid. Beim Reisen braucht die Bühnenkünstlerin keine Koffer von großen Dimensionen.

Es ist unangebracht, den Frauen den Vorwurf zu machen, daß sie in dieser Zeit besseres zu tun hätten, als an die Änderung ihrer Kleider zu denken, nein, man soll den Frauen sagen: „Es ist höchste Zeit, daß Ihr bei der Herstellung Eurer Kleider in jeder Beziehung ökonomischer verfahrt." Dr. R. Heine.

Digitized by Google

Heimatchronik.[1]

Dienstag, 25. Mai.

Wir hatten noch den ganzen Tag die Kriegstagung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. Es wurde über die Berufsberatung der weiblichen Jugend und über das „weibliche Dienstjahr" gesprochen. Und zwar bei der Berufsberatung einmal über das Problem, das viel größer ist als das der Kriegerwitwe: Die Zukunft der Tausende von Mädchen, die nicht zur Ehe gelangen, weil Tausende von Männern ihrer Generation durch den Krieg dahingerafft sind. Ob angesichts dieser Ziffern man die alte Vogelstraußpolitik der Frauenberufsfrage gegenüber beibehalten wird?

Daß die Berufsfrage der Kriegerwitwen viel weniger bedeutsam ist und keineswegs die umfassenden Beratungseinrichtungen nötig macht, die man jetzt schaffen zu müssen meint, bestätigen alle neuen Ziffern, die man über den Prozentsatz der Familienväter unter den Gefallenen erfährt.

Für die „weibliche Dienstpflicht" gab Helene Lange den ersten wirklichkeitsgerechten Aufriß: Die „Dienstpflicht" als Pflicht zur Übernahme ehrenamtlicher öffentlicher Wohlfahrtspflege, das „Dienstjahr" als hauswirtschaftliches für die Volksschulentlassenen, als soziales für die Mädchen der höheren Schulen.

Die Tagung ging in guter arbeitsfroher Stimmung zu Ende. Fast jede von denen, die dabei waren, trägt durch den Krieg verdoppelte Arbeit — wörtlich! Denn die organisationsgewohnten Lehrerinnen stehen vielfach noch an verantwortlicher Stelle in der Kriegshilfe. Es ist keine Ausnahme, daß eine Lehrerin seit Kriegsbeginn *täglich* — ferienlos — von 2 Uhr bis zum späten Abend in ihrer Bezirksstelle für die Kriegsfürsorge sitzt.

Die Frage der Notprüfungen wird viel erörtert. Vom 1. Juni ab beginnen die Notprüfungen für Oberprimaner, die Ostern versetzt sind. An ihnen können solche Kriegsfreiwilligen teilnehmen, die mit dem Reifezeugnis für Oberprima ins Heer eingetreten sind. In der Prüfung soll festgestellt werden, ob sie „dazu genügend vorbereitet sind und die nötige geistige Durchbildung erworben haben".

Es wird mit Recht die Frage aufgeworfen, wo ein Kriegsfreiwilliger, der seit August in der Front gestanden hat, sich „genügend" auf eine Maturitätsprüfung vorbereiten sollte. Die „geistige Durchbildung" des Schützengrabens wird etwas anders sein, als die der Schulbank. Man sollte die jungen Kriegsfreiwilligen zunächst einfach mit ihren Klassengenossen „vorrücken" lassen, und wenn sie nach dem Kriege die Universität beziehen, ihnen Gelegenheit geben, Vorkenntnisse, die ihnen fehlen, zu erwerben.

Die Kartoffelpreise sinken ganz erheblich. In den Vororten Berlins verkauft die Gemeinde zehn Pfund zwischen 50 und 65 ₰. Angst vor den Schwierigkeiten der Aufbewahrung oder tatsächlicher Überfluß??

Mittwoch, 26. Mai.

Der Städtetag beabsichtigt, den Vorschlägen des Deutschen Landwirtschaftsrats zur Brotversorguug im nächsten Jahr Gegenvorschläge zur Seite zu stellen, die besonders auf dem Fortbestehen der Kriegsgetreidegesellschaft aufbauen, die der Plan des Landwirtschaftsrats für entbehrlich erklärt.

---

[1]) Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe" Nr. 22 ff. 1915.

Digitized by Google

Die Sommerfrischler machen sich Sorgen um ihre Brotkarte, besonders die Wanderlustigen. Man bekommt nur Brot, wo man ansässig wird, d. h. sein Nachtquartier aufschlägt.

Wie wird es mit den „fahrenden Gesellen", die mit dem Rucksack von Ort zu Ort wollen? — — Das sind so die kleinen Kriegssorgen!

Niemand kann die Rede des Herrn Deschanel in der französischen Kammer an den neuen Bundesgenossen ohne Vergnügen an ihrem phänomenalen Wortschwall lesen. „Der Flug der römischen Adler als Vorzeichen des triumphierenden Rechts" — — dieses Bild entbehrt ja nun wirklich nicht der Ironie! Wie hat sich der politische Geschmack in Frankreich verschlechtert! Was mögen verständige Engländer zu dieser Rhetorik sagen? Zu Italien, das sich „in Entrüstungsstürmen seiner Reinheit" erhoben habe! — — —

Donnerstag, 27. Mai.

Im Verlag der Buchhandlung des „Vorwärts" erscheint ein Buch von Eduard David, das die Stellung der sozialdemokratischen Mehrheit zum Weltkriege rechtfertigt. Es enthält interessante Äußerungen aus der Parteigeschichte, mit denen bewiesen wird, wie klar und unzweideutig die alten Führer für die nationale Verteidigung Stellung genommen haben.

Die Vorgänge in Tirol — Räumung Trients durch die Zivilbevölkerung, Grenzkämpfe — begleiten wir mit einer ganz besonderen Anteilnahme, weil ja doch dieser Kriegsschauplatz uns vertrauter ist als irgendein anderer. Jeder hat seine Südtiroler Wanderbücher und Karten auf dem Tisch und verfolgt erinnerungsvoll die bekannten Namen in den Berichten. Seltsam zu denken, daß die Dolomitenstraßen ausgestorben durch die maigrünen Wälder laufen und über den sonnenfunkelnden Gardasee hin die Kanonen donnern!

Wie würden wir in Friedenszeiten die Neubildung des englischen Kabinetts und die Niederlage des Liberalismus dabei beurteilen? Die Abschiebung Lloyd Georges, des tüchtigsten Sozialpolitikers, der in den Krieg hineinging mit der Erwartung, daß er ein neues sozialisiertes England auferstehen lassen würde! und den sein Vaterland auf der ganzen Linie enttäuschte. Er muß sich jetzt fast nach Deutschland wünschen, dem Land der staatssozialistischen Kriegsregelungen, die ihm nicht glückten. — —

Die große Berliner Straßenbahn hat in den Pfingsttagen sechs Millionen Menschen befördert, das sind fast ebenso viele wie im Vorjahr!

Der „Deutsche Handelstag" petitioniert um volle Wiederherstellung der Handelsfreiheit auf dem Getreidemarkt. Er rechnet aus, daß bei Festhalten an der Brotrationierung, selbst mit Verbrauchssteigerung von 10 %, und Aufrechterhaltung des Verfütterungsverbotes für Brotgetreide Deutschland bei mittlerer Ernte so reichlich versorgt sei, daß Beschlagnahme, Höchstpreissystem usw. aufgegeben und der freie Handel wieder eingesetzt werden könnten.

Man sollte mit den optimistischen Schätzungen doch noch bis zum August warten. So wahrscheinlich ihre Berechtigung ist — ganz sicher ist unsere Nahrungsbilanz schließlich doch noch nicht.

Die Stellungnahme des Städtetags zur Brotversorgung hat der Deutsche Landwirtschaftsrat mit längeren Ausführungen beantwortet, die seinen Versorgungsplan des näheren verteidigen.

So sind richtig drei Pläne da: einer der Produzenten, einer des Handels, einer der Käufer und Verbraucher. — —

Auf brachliegendem Bauland, an Bahngeländen, zwischen Holzplätzen und Lagerschuppen, allenthalben sprossen jetzt die Früchte der Kriegsbebauung in Reihen von Kartoffel- und Gemüsepflänzchen. Man staunt über dieses Aufgebot des Fleißes, das jedem sandigsten Erdfleckchen seinen kleinen Tribut zur Volksernährung abgerungen hat. Wie lassen sich — wenn einmal die Notwendigkeit dahinter steht — die Leistungen eines ganzen Volkes steigern! Ein Bericht aus Metz sagt: „Hier ist ein Blühen und Gedeihen wie seit Jahrzehnten nicht — die Landleute waren trotz der Abwesenheit der Männer fast vier Wochen früher fertig als sonst, dabei ist mindestens die doppelte Fläche bestellt worden."

Digitized by Google

Freitag, 28. Mai.

Heute beginnt wieder eine kurze Tagung des Reichstags. Die erste Sitzung diente der Erklärung des Reichskanzlers zum Treubruch Italiens. Sie ist keine staatsrechtliche Auseinandersetzung über den Dreibundsvertrag oder überhaupt eine Rechenschaft zur auswärtigen Politik, sondern beschränkt sich auf eine kräftige und einfache Willens- und Gesinnungskundgebung, die einen lebhaften Widerhall im Hause findet.

Vom 1. Juni ab ist der Verkehr nach dem Osten bis Insterburg und Gumbinnen wie in Friedenszeit wieder durch D-Züge ermöglicht — mit Speise- und Schlafwagen wie sonst.

Man spricht davon, die großen Ferien früher zu legen, damit die Schüler bei der Ernte mithelfen können. Wenigstens in den agrarischen Provinzen, wo viele Landwirtssöhne auf städtischen Schulen sind, wäre das gewiß eine Erleichterung.

Endlich kommen in Berlin einige Bestimmungen über kriegsgemäße Gasthausernährung heraus, die auf einer Vereinbarung zwischen Polizeipräsidium und Gastwirten beruhen. 1. Es gibt nur noch Speisen nach der Karte; 2. Es soll mehr Gemüse und weniger Fleisch geben; 3. Es soll mehr gekochtes und weniger gebratenes Fleisch angeboten werden; 4. Der Fettverbrauch ist einzuschränken, ebenso der Kartoffelverbrauch.

Schade, daß diese Bestimmungen erst nach den Pfingsttagen mit ihrer gesteigerten Eßfreudigkeit getroffen werden!

Allerdings konnte man schon jetzt eine vernünftige Einschränkung der Speisekarte bemerken. Statt der hundert Gerichte, unter denen sonst die Genußsucht des Großstädters meint, die Wahl haben zu müssen, findet man beträchtlich weniger.

Sonnabend, 29. Mai.

Der Reichstag beschäftigte sich mit den Vorschlägen des Haushaltsausschusses zur Hinterbliebenenfürsorge. Die Regierung wiederholt ihre Erklärung von den Ausschußberatungen, daß sie der Zusatzrente im Prinzip zustimme, aber über die Höhe vor Friedensschluß nichts festzustellen sei.

Scheidemann hat eine kräftige offene Antwort an Vandervelde gerichtet — eine Antwort auf dessen offenen Brief in der „Humanité". „Wir deutschen Sozialdemokraten wollen den Frieden jeden Tag und jede Stunde, aber nie wird unser Friedenswunsch die Geschlossenheit unseres Volkes stören, solange uns der feindliche Ansturm von allen Seiten umbrandet."

Sonntag, 30. Mai.

Im Reichstag ist es nun doch zu einer Erörterung über Kriegsziele gekommen dadurch, daß der Sozialdemokrat Ebert für seine Partei eine Erklärung gegen die „Eroberungspolitik" abgab. Es ist schade, daß die Partei mit diesem vielumfassenden, unbestimmten Schlagwort arbeitet, das, auf jede konkrete Frage des Friedensschlusses bezogen, eine ganze Skala von Deutungen zuläßt, doppelt schade, weil die sozialdemokratische Erklärung sich im übrigen in entschiedenster Form zur Einmütigkeit vom 4. August bekannte. Viel bedauerlicher aber war der ganz und gar vor-augustliche Ton, in dem Graf Westarp sich nicht nur gegen die sozialdemokratische Stellung zu den Friedensbedingungen, sondern auch gegen den Ausdruck der sozialdemokratischen Hoffnungen für die innere Politik wandte!

Montag, 31. Mai.

Die Zeitungen veröffentlichen hier und da Proben krasser Entstellungen des Deutschtums aus der feindlichen Presse. Warum eigentlich? Wir kennen ja Weise und Text dieser Haßgesänge schon lange, wir bedürfen dieses Gewürzes für unsere Stimmung in keiner Weise, und können an der Sache nichts ändern. Auf dem deutschen Zeitungspapier, das damit bedeckt wird, könnte weiß Gott etwas Besseres stehen, als die Albernheiten eines englischen Schundroman-Fabrikanten wie Conan Doyle. Es geschehen so tausend gute starke Dinge im kleinen und großen bei uns daheim, die mitgeteilt zu werden verdienen. Warum sammelt man sie nicht?

Digitized by Google

Dienstag, 1. Juni.

In wie vielen deutschen Familien mögen Abende wie dieser sein: daß die Mutter die Bilder des blonden Jungen auf dem Tisch ausbreitet, der — Herzschuß beim Sturmangriff — im Westen gefallen ist. Aus Schreibtischfächern und Mappen hervorgesucht: ein Kind auf steifen, dicken Beinchen, der dünne Schuljunge mit dem kurzärmeligen Sweater, der Flegeljährler, unbehaglich unfertig, im Kreis der Geschwister — und dann Kameradenbilder, kleine Liebhaberphotographien vom Kasernenhof und beim Liebesmahl. Noch das letzte Bild vor dem Kriege: ein ungereiftes Jungengesicht. Und darum genügen sie der Mutter alle nicht — denn sie geben ihn nicht so, wie sie ihn zuletzt — im Krieg — gesehen hat: so ernst und männlich gereift. Wie aus den kleinen Blättern sich so ein Leben aufbaut — nichts Besonderes, eines von Tausenden — mit all seinen einfachen, frischen Forderungen an sein Teil Sonne und Glück! Wenn die Männer der großen Hoffnungen fallen, bekommt der Kriegstod tragische Hoheit. Aber über diesen Bildern steht er wie in der alten volkstümlichen Vorstellung als der feindliche Schnitter, der das unbefangen blühende Leben tausendfach dahinmäht. — — —

In Berlin-Schöneberg ist heute Molkenbuhr als Stadtrat in sein Amt eingeführt.

Wenn es doch regnen wollte! Noch niemals sind wir mit unseren Gedanken so innig bei den bestellten Feldern draußen gewesen. Sonnentag um Sonnentag, alles Blühen voller, aber flüchtiger denn je!

Mittwoch, 2. Juni.

Gestern eine kurze Sitzung des Landtags mit ein wenig Konfliktsluft, weil die Regierung Schluß der Session und der Landtag nur Vertagung wünscht. Inhalt der Sitzung nur eine Rede des Präsidenten über den italienischen Treubruch. — Heute wird das Wohnungsgesetz in zweiter Lesung an die Kommission zurückverwiesen, die durch einen Vertreter der Polen — gegen anfänglichen konservativen Protest — verstärkt wird.

Freikonservative und Zentrumsanträge auf Besteuerung der Kriegsgewinne gehen an die verstärkte Budgetkommission.

Eine neue Sitzung wird erst in der nächsten Woche stattfinden.

Über die konservative Schroffheit des Grafen Westarp im Reichstag gegen die Sozialdemokraten ist ein so starkes Befremden auch in der bürgerlichen Presse zum Ausdruck gekommen, daß die „Kreuzzeitung" eine Verteidigung versucht: es dürfe die Gleichberechtigung jetzt nicht gefordert werden, damit das Ausland nicht den Eindruck der Bedrückung und Uneinigkeit bei uns gewänne. Als ob die scharfe konservative Rede nicht viel mehr nach Bedrückung und Uneinigkeit ausgesehen hätte, als die Wiederholung altbekannter demokratischer Wünsche!

Es naht die Zurückgewinnung von Przemysl; man spürt in der Stimmung der Straßen die freudige Erwartung. Übrigens zeigen auch die allabendlich überfüllten Restaurants, daß die Nahrungssorgen von uns abgefallen sind, vielleicht allzusehr!!

Donnerstag, 3. Juni.

Das Brot wird billiger!

Die Groß-Berliner Kommunen folgen vom 7. Juni ab der Preisherabsetzung für Mehl durch die Kriegsgetreidegesellschaft mit einer Herabsetzung der Brotpreise. Höchstpreis des Roggenbrotes von 1 kg 42 Pf, für ein Weizenkleinbrot von 50 g 3 Pf. Der Triumph guter Wirtschaft und Einteilung zeigt sich auch darin, daß nun die Mehlvorräte eine Zusatzbrotkarte für schwerarbeitende Personen gestatten werden. Darauf haben wir lange gewartet und unterdessen zahllose „Wärmehüllen" erfunden, für Berufsarbeiter jedes Standes und Geschlechts, als Aktenmappe, Pompadour, Markttasche oder Rucksack verkleidet, in denen man warmes Essen stundenlang halten kann.

Trotz allem ist die Ernährungsfrage für die Unbemittelten noch nicht leicht, bei der Teuerung aller Kolonialwaren und Hülsenfrüchte. Man kann schließlich nicht jeden Tag Spinat essen, den die Kriegsbestellung von Frühgemüse bergehoch auf den Markt schüttet.

Digitized by Google

Man sieht die Sorgen der Hausfrauen, wenn in dem kleinbürgerlichen Stadtteil Markt ist. Dann ist Blau die herrschende Farbe des Straßenbildes, von den blauen Schürzen der Frauen, die — Korridorschlüssel in der Hand, Markttasche am Arm und meist noch ein Kind am Rock — einen kleinen Menschenstrom für sich hin und her bilden. Wenn sie stehen bleiben, sprechen sie von den Karpathen, dem Priesterwald und den Dardanellen, oder von ihren Rhabarberstrünken (die neben dem Spinat das einzige sind, was billig ist), und daß man wirklich nicht weiß, was man kochen soll. Ein Trost sind die billigen Kartoffeln; aber daß die „Bollen" immer noch 50 ℳ das Pfund kosten und die Kohlrabi und Mohrrüben noch so klein sind! Und dann Schmalz! Daß das Pfund über zwei Mark gestiegen ist, ist für Berliner Ernährungssitten sehr schlimm.

Wir (Nationaler Frauendienst) hatten gestern sieben Versammlungen in verschiedenen Teilen Berlins, um neue Helferinnen zu gewinnen. Wer mag an einem langen, hellen Juniabend in einen Saal gehen und sich in einem Vortrag für eine nicht sehr bequeme Pflicht bearbeiten lassen? Aber wir mußten es versuchen, denn da die unterstützten Kriegerfamilien in Berlin sich verdoppelt haben (jetzt etwa 131 000) und die Hinterbliebenenfrage beginnt, wächst die Arbeit wieder. Unsere Helferinnen aber, die seit August Tag für Tag viele Stunden Hunderte von Menschen abfertigen, müssen einmal entlastet werden. Und der Versuch zu einem „zweiten Aufgebot" glückte wirklich, trotz der Sommerschönheit draußen und der Unzeitgemäßheit beleuchteter Säle im Stadtinnern. Wir haben eine ganz große „Ersatztruppe" zusammenbekommen.

Freitag, 4. Juni.

Der Schluß der Landtagssession ist von der Staatsregierung beschlossen. Jetzt soll noch in einer erweiterten Budgetkommission über die künftigen Volksernährungspläne, über die Lage der Industrie (Beschaffung von Rohstoffen), und eine Reihe anderer Fragen des Handels und der Sozialpolitik verhandelt werden. Dann werden weitere Plenarsitzungen Ende nächster Woche folgen.

Es wird einem schwer, noch an das italienische Stilgefühl zu glauben nach der plumpen Rede Salandras gegen unseren Reichskanzler mit ihren lahmen und gezwungenen persönlichen Ausfällen. Auf dem Kapitol herrscht heute der Geschmack von Wahlagitatoren dritten Ranges.

Die „Deutsche Tageszeitung" macht den Vorschlag, daß die großen deutschen Wirtschaftsverbände über gewisse Fragen von allgemeiner nationaler Bedeutung dauernd eine Verständigung suchen sollten, wie es jetzt gelegentlich im Kriege geschehen sei.

Sonnabend, 5. Juni.

Die Auseinandersetzung über den Organisationsplan der künftigen Brotversorgung — für und wider Kriegsgetreidegesellschaft — geht weiter. Selbstverständlich muß allen Konsumenten an dem Fortbestehen der Kriegsgetreidegesellschaft dringend gelegen sein — abgesehen davon, daß nicht einzusehen ist, weshalb man ein neues Experiment machen soll, nachdem das erste trotz der Schwierigkeiten geglückt ist.

In der Budgetkommission des Landtags hat Delbrück Mitteilungen über den Vorrätestand gemacht. Wir haben $2\frac{1}{3}$ Millionen Doppelzentner Getreide mehr, als die Reserve betragen sollte; gehen mit gutem Überschuß ins neue Erntejahr und haben genug für den normalen Friedensverbrauch an Kartoffeln.

Sehr interessant ist in England der Kampf der Regierung gegen den Individualismus der Arbeiterschaft. Ein Jahrhundert manchesterlicher Erziehung soll mit einem Schlage durch den unerläßlichen Staatssozialismus des Krieges ausgeräuchert werden. Das ist natürlich nicht möglich. Der englische Arbeiter kennt nichts ganz und gar Unmöglicheres als den Verzicht auf seine Selbstbestimmung. Die „industrielle Dienstpflicht", die bei uns vollkommen selbstverständlich war, wird dort auf das Widerstreben der stärksten politischen und gewerkschaftlichen Instinkte stoßen.

Digitized by Google

Wir hatten heute eine Ausschußsitzung zur Zentralisation der Hinterbliebenenfürsorge. Das ist ein schwieriges Stück Arbeit! D. h. nicht die Fürsorge, aber die Zentralisation bei der allgemeinen Monopolsucht der organisierten Nächstenliebe!

Sonntag, 6. Juni.

Aus den Verhandlungen der verstärkten Budgetkommission im Landtag wird deutlich, daß die Kriegsgetreidegesellschaft als Zentralorgan künftiger Brotversorgung erhalten bleiben wird. Über das Stickstoffmonopol macht die Regierung vorläufige Mitteilungen gegenüber gewissen Gegenströmungen in Industriekreisen. Die Kommission hat aber ihre Arbeiten noch nicht abgeschlossen. Als Zweck der Vorlage wird angegeben nicht nur die Erzeugung von Kalkstickstoff, sondern „eine für die Bedürfnisse der militärischen und wirtschaftlichen Landesverteidigung ausreichende Erzeugung von Stickstoffverbindungen, einerlei welcher Art, im eigenen Lande gegenüber allen Möglichkeiten sicherzustellen."

Die Banken haben in den letzten Tagen die Beteiligung am Berliner Börsenverkehr wiederaufgenommen. Das wird allgemein als ein Symptom allgemein wachsenden wirtschaftlichen Vertrauens angesehen, ohne daß natürlich damit die Möglichkeit einer vollen Wiederherstellung des Börsenverkehrs in Sicht käme.

Wieder ein wolkenloser Himmel wie ein stählernes Schild über dem smaragdenen Junigrün der Bäume.

In wieviel deutschen Kirchen werden heute Gebete um Regen aufsteigen!

Montag, 7. Juni.

Der Kartoffelacker am Kurfürstendamm, eingebettet in die banale Eleganz der Berlin-W-Häuserreihen, freut einen immer wieder. Ein ehemaliger Tennisplatz, der umgepflügt ist, und auf dem nun die bescheidenen grünen Staudenreihen aus dem gelben märkischen Sand steigen. Es gibt auch Erbsenbeete mit kunstvollem Reisig- und Bindfadenschutz gegen die Sperlinge. Wenn abends die Leute auf ihren rohgezimmerten Lattenbänken die „Natur" genießen und mit heißem Bemühen jeder an seinen paar Reihen die Gießkanne entlang tragen, kommt so recht der Untergrund von Harmlosigkeit im vielerfahrenen Großstadtdasein zutage.

Ein schwieriges Problem ist die Zuführung der großen Mehrbestände von Gemüse an das Publikum. Der Zwischenhandel spielt hier teils eine üble Rolle, indem ihm an diesen Massen gar nichts liegt, weil er die Preise hochhalten will. Wir brauchten dringend die Hausfrauenorganisation!

Dienstag, 8. Juni.

In neutralen Zeitungen wird das Thema „der mißglückte Aushungerungsplan" behandelt und der deutschen technischen und organisatorischen Überlegenheit Bewunderung gezollt.

In Berlin sind jetzt etwa 800 Schaffnerinnen bei der Straßenbahn eingestellt, in anderen Berufen geht es ähnlich. Was sollte Deutschland jetzt machen ohne die Berufsgewöhnung der Frauen? Natürlich denkt man aber schon an das „Nachher". Die Männerorganisationen von ihrem Standpunkt, wir von unserem. Es ist ja klar, daß es volkswirtschaftlich in keinem Sinne wünschenswert ist, die Frauen in all diesen Kriegsvertretungen auch dann zu lassen, wenn die Männer zurückkehren. Es sind teils ungeeignete Frauenberufe, die jetzt von ihnen ausgeübt werden (die Schaffnerin mit neunstündiger, im Stehen ausgeübter Arbeitszeit rechne ich unbedingt dazu), teils sind die Frauen dort Notbehelfskräfte von ungenügender Vorbildung und geringerer Bezahlung. In solchen Fällen wird generell die Zurückziehung der Frauen aus diesen Berufen zu wünschen sein. Aber sie ist wahrscheinlich nicht denkbar ohne eine dann akut auftretende Riesen-Arbeitslosigkeit der Frauen. Ein sehr schwieriges Problem. Die Männerorganisationen fordern jetzt schon die Entfernung der Frauen nach Friedensschluß — ohne mit einem einzigen

Digitized by Google

Wort danach zu fragen, was denn eigentlich aus ihnen werden soll, nachdem sie jetzt geholfen haben, das heimatliche Wirtschaftsleben aufrechtzuerhalten!

Mittwoch, 9. Juni.

Die Neuwahlen zum weimarischen Landtag werden auf ein Jahr verschoben. —

Es wird fieberhaft gearbeitet, um die nun überreichlichen Kartoffelvorräte vor dem Verderben zu schützen. Die Trocknungsanlagen und Stärkefabriken werden dringend gebeten, ihre Betriebe für den Juli noch zur Aufarbeitung der Kartoffeln aufrechtzuerhalten.

Die Benutzung der Kriegsgefangenen für landwirtschaftliche Arbeiten scheint überall guten Erfolg zu haben. Freilich haben den Vorteil davon — sofern es sich nicht nur um Ödlandkultur handelt — nur die großen Güter. In einzelnen Fällen sind Gefangenenlager direkt auf großen Gütern angelegt, die dann die Verpflegung übernehmen. In der Frankfurter Zeitung berichtet ein Gewährsmann von guten Leistungen der Gefangenen bei guter Verpflegung und humaner Behandlung, die Bedingung sei.

Die Einbringung der Heuernte wird viel besprochen. Es wird empfohlen, früh damit anzufangen, auch wegen des Leutemangels, der zur Folge haben wird, daß die Ernte sich lange hinzieht.

Von den Schwierigkeiten dieses Leutemangels vor allem in der Bauernwirtschaft und der Tatkraft, mit der sie überwunden werden, bekommt man gelegentlich einen unmittelbaren Eindruck. In einem Abteil einer Kreisbahn in der Priegnitz unterhalten sich zwei hochgewachsene blonde Urlauber über ihre häuslichen Verhältnisse. Der eine erzählt: sie sind zu fünf Brüdern im Feld, alle aus einem Dorf. Er hat als der einzige für sie alle mit drei Wochen Feldarbeit-Urlaub. Er kann nicht recht verstehen, warum in den großen Städten, durch die er gekommen ist, noch so viele junge Kerls in Zivil herumlaufen: „Unabkömmlich!" Wenn er nicht unabkömmlich ist! Aber er wird's schaffen. Er hat gleich gesagt, als sie im vorigen Jahr ausrückten, sobald würde das nicht zu Ende sein. Wo sie alle über uns herfallen. Jetzt noch Italien. Vielleicht noch Rumänien?

Ob es im Osten oder im Westen besser ist? Na, im Osten die Kälte, der Dreck und die Läuse! Aber wenn du totgeschossen wirst, ist's ja egal, wo es geschieht. Da ist eins so gut wie das andere.

Sein kleiner Junge sitzt dabei — mit der grünen Botanisiertrommel voll Butterbroten und darf die feldgraue Mütze über sein Strohhütchen stülpen. Das ist zwar unmenschlich heiß, aber erhebend.

An einer kleinen Station war noch ein Bild von Kriegsschicksal und Wiedersehen. Eine junge Frau reist mit ihrem dreijährigen Mädelchen dem Vater entgegen, der auch auf Feldarbeit-Urlaub kommt. Ob es den Vater wohl kennen wird, nach den vielen Monaten, seit er hinaus ist? Da steht er schon auf dem Bahnsteig, hoch und blond und verbrannt, mit dem Eisernen Kreuz im Knopfloch. Noch aus dem fahrenden Zug fängt er sein jubelndes Kind in seinen Armen auf. Neben ihm steht eine alte, verarbeitete Bäuerin, die auch auf den Zug wartet. Einen Augenblick hängen ihre Augen in ganz reiner selbstvergessener Mitfreude an dem großen blauäugigen Mann und dem quiekenden und strampelnden Kind. Nachdem der Zug gehalten hat, sucht auch sie. Und dann kommt, den sie holen will: ihr eigner Sohn. Er ist blindgeschossen. Aber stärker noch als dieser Gegensatz ist der Eindruck der Kraft, mit der beide ihr Schicksal hinnehmen. Wie er dem glücklichen Nachbar herzlich die Hand schüttelt, und wie er die Mutter mit einem Anflug von Humor unterfaßt, und wie sie von ihm, der nun wieder so ganz in ihre Obhut zurückgekehrt ist, Besitz nimmt! Wie die beiden die Dorfstraße heruntergehen, haben sie ganz den gleichen Ausdruck frohen Sichwiederhabens wie die anderen.

Donnerstag, 10. Juni.

Jetzt kommt die Zeit der „Bewährung" für den Kriegseifer im Gemüsebau. Es scheint an der Absatzorganisation noch vielfach zu fehlen. Ein Beispiel für die Leistung der

Digitized by Google

Städte auf dem Gebiet: Die Stadt Köln hat an unbenutztem städtischen Gelände 364 Morgen an 2750 Familien abgegeben, daneben 200 Morgen an 18 Viehhalter zum Anbau von Hafer.

Mit 35 Pächtern städtischer Hofgüter wurde Vereinbarung getroffen über den Anbau von Wintergemüse auf etwa 630 Morgen und über dessen Verkauf im städtischen Marktbereiche. Ferner schloß die Stadt mit 288 Landwirten im Stadt- und Landkreis Köln Vertrag über den Anbau von Frühkartoffeln auf etwa 700 Morgen mit der Verpflichtung, die Kartoffeln zu bestimmten Preisen an die Stadt zu verkaufen. Nach der Kartoffelernte sollen die Grundstücke möglichst mit Gemüse bebaut werden. In gleicher Weise ist die Verwaltnng bemüht, sich die Lieferung von Bohnen und Spätkartoffeln zu sichern. Die Stadt hat ferner mit Landwirten in Mitteldeutschland Verträge über die Bebauung von 1500 Morgen mit Erbsen geschlossen. Die Saatkartoffeln an Familien und Landwirte lieferte die Stadt zum Selbstkostenpreise, und zwar 11 400 Zentner Frühkartoffeln und 1400 Zentner Spätkartoffeln. — —

Im Haushaltsausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses sind die Volksernährungsfragen eingehend behandelt. Man kann aus den Mitteilungen des Ministers des Innern das merkwürdige Speisungswunder, das sich bei uns mit den Kartoffeln vollzogen hat, zahlenmäßig erfassen. Am 1. Mai erstatteten die Kommunen bei der Reichsstelle für Kartoffelversorguug eine vorläufige Anmeldung ihres Bedarfs. Danach fehlten der Reichsstelle 6½ Millionen Zentner, um die Bedürfnisse zu befriedigen. Am 20. Mai waren die endgültigen Anforderungen bei der Reichsstelle erbeten. Sie betrugen nur noch ein Drittel von dem, was am 1. Mai als Bedarf angegeben war. Infolgedessen hatte die Reichsstelle statt des Fehlbetrags von 6½ Millionen einen Überschuß von 8¾ Millionen Zentner. Natürlich geht nun bei den Landwirten die Rede, daß die gelehrten Herren Nationalökonomen, die mit einem großen Kartoffelmangel gerechnet und die Schweineschlachtungen auf dem Gewissen hätten, ihre Unfähigkeit zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Verhältnisse bewiesen hätten. Das ist leicht gesagt. Die Bestandsaufnahme vom 15. März ergab nur noch so viel Kartoffeln, daß auf den Kopf der Bevölkerung bis zur neuen Ernte nicht mehr als ½ Pfund täglich kam. Nach diesem Ergebnis mußten die weiteren Verfütterungsmöglichkeiten verhindert werden, damit nicht die letzte schwache Reserve unserer Volksernährung sich noch weiter verminderte. Im Grunde sind die falschen Angaben der Landwirte über ihre Vorräte an den Schlachtungen schuld, und es ist nicht sehr logisch, den Nationalökonomen erst falsche Angaben zu machen und nachher zu triumphieren, wenn sie aus diesen Angaben die einzig möglichen Schlüsse ziehen.

Freitag, 11. Juni.

Zur Regelung der künftigen Brotversorgung ist im Haushaltsausschuß des Landtags folgender Antrag angenommen:

„1. Die Kommunalverbände sowie Vereinigungen von solchen sind als Selbstwirtschaftsverbände zuzulassen; es ist ihnen eine weitgehende Bewegungsfreiheit zu lassen.

2. An Stelle der Kriegsgetreidegesellschaft tritt die Reichs-Getreidestelle. Sie besteht aus zwei Abteilungen. Der Abteilung 1 werden die öffentlich-rechtlichen Verwaltungsaufgaben, der Abteilung 2 die Beschaffung des für die Ernährung der Bevölkerung einschließlich des Heeres und der Marine erforderlichen Brotgetreides sowie die Verwaltung und Nutzbarmachung der Getreidebestände übertragen.

3. Die Reichs-Getreidestelle untersteht der Aufsicht des Reichskanzlers.

4. Zur beirätlichen Mitwirkung bei Entscheidung grundsätzlicher und sonstiger wichtiger Fragen der Abteilung 2 wird ein Ausschuß eingesetzt, in dem Konsumenten und Produzenten gleichmäßig vertreten sind.

5. Der Preußische Staat wird als Vermittlungsstelle im Sinne des § 46 der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 anerkannt. Die Beschlagnahme für den

Digitized by Google

Staat wird in den Landkreisen durch den Landrat, in den kreisfreien Städten durch den Bürgermeister durchgeführt."

Das ist eine annehmbare Diagonale aus den verschiedenen Anträgen der Produzenten und Konsumenten.

In einer zweiten Resolution der Budgetkommission wird die Regierung ersucht, dahin zu wirken:

„1. daß die Höchstpreise für Getreide, Mehl, Brot, Hülsenfrüchte, Futtermittel, Zucker usw. so bemessen werden, daß ungerechtfertigte Gewinne des Handels, der verarbeitenden Gewerbe, der Bedarfs- und Überschußkommunalverbände sowie der Produzenten vermieden werden;

2. daß die mit der Lebensmittelversorgung betrauten Stellen (Selbstversorgungsverbände, Reichs-Getreidestelle, Zentraleinkaufsgesellschaft usw.) keinen Gewinn erzielen. Überschüsse, die sich auf Grund notwendiger vorsichtiger kaufmännischer Geschäftsführung ergeben, sind dem Reiche für Zwecke der Kriegsinvalidenfürsorge zuzuführen."

Die größte Schwierigkeit ist wohl die der Futtermittel. Die Schweine sind auf etwa $11\frac{1}{2}$ Millionen vermindert. Der Rinderbestand aber hat sich auf der früheren Höhe gehalten. Allgemein wird Beschlagnahme und Verteilung der Futtermittel für notwendig gehalten. Über die Strohmehlfütterung wird vom Landwirtschaftsminister Günstiges berichtet.

Die Ernteststatistik wurde eingehend besprochen. Es wäre sehr gut, wenn man jetzt im Kriege zu der lange erwünschten zuverlässigen Methode der Ernteststatistik käme! —

Die Rügenschen Bäder sind durch Einstellung des Dampferverkehrs auf der Ostsee wirklich schlimm daran. Dringend werden Eisenbahnverbindungen gewünscht, die den Verkehr erleichtern. Gewisse Kriegsbeschränkungen des Badeverkehrs, die eintreten, z. B. daß die Seestege nicht betreten werden dürfen, werden auch manchen zurückhalten.

Sonnabend, 12. Juni.

Heute sind allenthalben im Deutschen Reich die Hundertjahrfeiern der Burschenschafter, wohl meist von älteren Herren und Feldgrauen begangen. Der Kaiser sandte nach Berlin ein Telegramm mit folgendem Wortlaut:

Den zur Feier des hundertjährigen Bestehens der deutschen Burschenschaft vereinten alten und jungen Burschenschaftern meinen herzlichen Dank für das erneute Gelübde unverbrüchlicher Treue zu Kaiser und Reich. Mit besonderer Befriedigung gedenke ich der zahlreichen Männer, die aus der deutschen Burschenschaft dem deutschen Volke als Führer und Mitkämpfer für seine idealen und realen Güter in Kriegs- und Friedenszeiten erwachsen sind. Meine dankbare Anerkennung gilt auch allen den Tausenden von Burschenschaftern, die gegenwärtig im Verein mit den übrigen Heldensöhnen der deutschen Stämme an den Grenzen des Reiches für „Freiheit, Ehre und Vaterland" gegen eine Welt von Feinden siegreich kämpfen. Wilhelm I. R.

Wieviel von der Kraft, die heute in den Schützengräben standhält, stammt aus der Quelle des jugendlich unbedingten Idealismus, die das Leben der Burschenschaft speiste. Es ist schön, daß das gerade jetzt von höchster Stelle anerkannt wird.

Sonntag, 13. Juni.

Heute wird in allen Kirchen Berlins ein „Frauensonntag" gehalten. Ich möchte einmal eine Zusammenstellung aller Predigttexte haben! Es soll über die Kriegspflichten und den heimatlichen Kriegsdienst der Frauen gesprochen werden — ganz gut, daß das alles einmal in die offizielle Beachtung rückt und die Frauen spüren, daß sie in jedem Sinne „dazu"gehören, zur großen inneren und äußeren Kriegsleistung.

Montag, 14. Juni.

Die Vossische Zeitung erzählt die folgende aufbewahrenswerte Begebenheit: „Kurz nach Beginn des Krieges wiesen Volkswirtschaftler und erfahrene Landwirte mit allem Nachdruck auf die Gefahren einer drohenden Kartoffelnot hin. Ihre wohlmeinenden

Digitized by Google

Warnungen veranlaßten zahlreiche Gemeinden, sich für die kommende Zeit Kartoffelvorräte zu sichern. So schloß auch ein sehr bedeutendes Gemeindewesen u. a. mit einem großen Gutsbesitzer einen Lieferungsvertrag für Kartoffeln auf Abruf zu angemessenen Preisen ab. Als aber die Kartoffelpreise immer mehr stiegen, da erklärte dieser Gutsbesitzer, der einst ein sehr hohes Staatsamt bekleidete, in seiner burschikosen Art, er könne die Kartoffeln nicht liefern, da er keine mehr besitze. Fast wäre es zu einem Prozeß gekommen, aber in dieser Zeit des Burgfriedens wollte die Stadtverwaltung nicht die Sache vors Gericht ziehen. Inzwischen stellte sich statt der Kartoffelnot ein Kartoffelüberfluß ein, und siehe da, derselbe Gutsbesitzer, der zu Anfang April keine einzige Kartoffel liefern konnte, entdeckte plötzlich einen Riesenvorrat auf seinen Gütern, den er die Stadt zu dem vereinbarten Preise abzunehmen auffordert. Doch diese war so liebenswürdig, dem Gutsbesitzer mitzuteilen, sie könne ihn aus seiner Kartoffel-„Not", an der er ja seit März leide, leicht befreien und würde ihm gern zur Hälfte des Preises, den er einst selbst gefordert hatte, Tausende von Zentnern liefern."

Dienstag, 15. Juni.

Dem „Frauensonntag" in den Kirchen folgen in dieser Woche hier und da Gemeinde-Frauenversammlungen, in denen Frauen zu den Frauen sprechen. Mir scheint nach einem persönlichen Eindruck in einer Gemeinde des Zentrums von Berlin, daß dies ein guter Gedanke war. Man spürt, daß die Frauen erfüllt sind von einem Schicksal, dessen Gemeinsamkeit zu empfinden ihnen ein Trost ist und über das sie das Bedürfnis haben, sich auszusprechen. Man sollte noch viel mehr an die einfachste seelische Volkspflege jetzt denken, und neben aller eifrigen materiellen Hilfe, Ernährungsaufklärung usw. sich dieser seelischen Aufrichtung ganz im besonderen annehmen. Und zwar nicht ausschließlich im Rahmen der religiösen Gemeinschaft. Man muß sich einmal ganz hinein versetzen in die innere Verarmung eines Frauenlebens, das sich aus eigener Kraft seinen Anteil an den großen Dingen der Zeit nicht nehmen kann und dessen gegebene Freudequellen durch das Fernsein des Mannes versiegt sind.

Das Wolffsche Bureau mahnt uns dringlichst zum Kartoffelessen und zählt ein ganzes Kochbuch voll Möglichkeiten auf, wie man zu allen Tageszeiten viele Kartoffeln auf angenehme Weise zu sich nehmen kann. Also wir werden unser möglichstes tun; wir werden alle Erwägungen darüber verbannen, daß diese selben Speisekartoffeln, die wir jetzt auf der Schwelle der Unbrauchbarkeit in Massen vertilgen müssen, uns im Winter, als wir uns mit wenigen und teuren Schweinekartoffeln behalfen, sehr gut geschmeckt hätten, und wir werden die Erziehungskunst des Krieges und der Landwirte preisen, die uns die Süßigkeit des Überflusses durch Monate der Enthaltsamkeit so zu steigern wußte!

Man spricht von einer Einfuhr lebender Renntiere aus Norwegen, um unsere Fleischvorräte zu erhöhen. Sehr annehmbar, wenn es geht.

Mittwoch, 16. Juni.

Gestern abend ein Empfang, den die Vorsitzende des Auslandbundes deutscher Frauen, Gräfin Radolin, für Auslanddeutsche in Berlin veranstaltete. Es waren hauptsächlich russische Vertriebene da. Der Krieg hat die mittelbare Folge, daß überall das Deutschtum aus fremden Staatskörpern, in denen es längst aufzugehen im Begriff war, ganz für sich heraustritt. Menschen, die schon in Rußland geboren sind und Deutsch mit fremdem Tonfall sprechen, sind plötzlich einer Heimat zugehörig, die sie kaum noch kannten, und in einem Lande ausgesondert und fremd, in dem sie ihr Leben aufgebaut haben. Wenn man über den Krieg hinausdenkt, steigen unabsehbare Einzelschicksale auf voll unlösbarer Problematik. Eine Fahrt nach Westfalen. Dort spürt man die Trockenheit weniger als bei uns in der Mark. Der Roggen steht prachtvoll. Aber Regen wünscht man sich dort auch. Dem inneren Besitz der Heimat in dieser Zeit ein neues Bild hinzuzufügen, ist etwas eigentümlich Schönes. Ich kannte Münster noch nicht. Diese Stadt mit ihrer merkwürdigen,

Digitized by Google

zugleich urwüchsig kräftigen und aristokratischen Poesie. Eine Versammlung in dem wunderschönen Rathaussaal ist eine ästhetische Freude. In der Dämmerung des späten Juniabends sahen wir zuletzt noch den „Friedenssaal". Es war wie ein Traum. Die Polster auf den Holzbänken, auf denen Oxenstjerna und alle die anderen gesessen hatten, lagen so da, als sei eben erst der Saal nach aufgehobener Sitzung leer geworden. Das Aufatmen der Welt, als damals endlich von den Türmen die Glocken über dem jahrzehntelangen Grausen läuteten, ging einem zum erstenmal aus tiefer Seele auf. Wenn man die Dauer der Kriegsjahre von damals, mit der Ausdehnung, dem Kriegsraum von heut ineinander rechnet, sind wir wohl nicht minder betroffen als die Menschen, über deren Schicksal man in diesem Saale entschied.

Im Haushaltausschuß des Preußischen Abgeordnetenhauses sind Handwerkerfragen besprochen. Dabei schnitten die Bäcker ganz besonders gut ab, von denen in der Tat die vollkommene Umwälzung der Grundlagen ihres Handwerks Außerordentliches an intelligenter Anpassung erforderte. Bei der Beteiligung des Handwerks an Heereslieferungen wurde im ganzen wieder der Mangel an leistungsfähiger Organisation festgestellt.

Donnerstag, 17. Juni.

Das Erstaunliche ist, daß die Züge, die jetzt den Landsturm hinausführen, nicht anders aussehen als die ersten langen Wagenreihen der jungen Mannschaften im vorigen August; der Bahnsteig sah aus wie ein Festsaal zwischen den grün bekleideten Wänden der Wagen auf beiden Seiten, Groschenfähnchen flatterten aus den Fenstern. Und doch ziehen diese Männer gewiß nicht leichten Herzens hinaus, wie die jungen Mannschaften, die meist keine Verantwortungen für Erworbenes und Gehegtes, für Familie und Besitz zu tragen hatten.

Über die Reichswollwoche gaben die Veranstalter abschließend Rechenschaft, über eine halbe Million Decken, Hunderttausende von Soldatenkleidungsstücken, mehrere Millionen Mark Erlös aus „Lumpen", viele Tausende von gut erhaltenen Zivilkleidungsstücken, die für Elsaß und Ostpreußen verwendet werden. Vielleicht wird dieses reinliche Endergebnis die Erinnerung an diese chaotische Flut des „Abgelegten", an unsagbaren Staub, knirschende Nähmaschinennadeln usw. usw. überdecken, die jetzt im Gedächtnis all der Glücklichen wohnt, die mit der Ausführung dieses Gedankens zu tun hatten.

Der Erinnerung an die Schlacht von Belle-Alliance widmen die Zeitungen ihre Jahrhundertaufsätze. Wenn es anders gekommen wäre, hätten wir wohl heute mit England die mannigfaltigsten „Verständigungs"-Feste gefeiert!

Ein Bericht über die Tätigkeit der Eisenbahn im Kriege aus dem Großen Hauptquartier gibt einen imponierenden Eindruck dieser mächtigsten Organisationsleistung. Die gewaltigen Transportbewegungen, die Wiederherstellung aller zerstörten Linien im Feindesland neben der Aufrechterhaltung des Inlandverkehrs mit all den besonderen Anforderungen der wirtschaftlichen Versorgung (Getreideverteilung usw.) — das alles gibt eine mächtige Vorstellung von unbegrenzten Fähigkeiten der systematischen und zentralen Leitung.

Freitag, 18. Juni.

Eine Kriegstagung unserer norddeutschen Frauenvereine in Altona. Themen: Hinterbliebenenfürsorge, Hausfrauenorganisation, Obstverwertung, weibliches Dienstjahr. Die Hinterbliebenenfürsorge scheint durch die Städte allenthalben schon jetzt in gute Wege geleitet zu werden. Ihre Schutzbefohlenen werden numerisch natürlich noch wachsen, aber da man mit den kleinen Zahlen beginnen konnte, bleibt alles übersehbar. Nach manchen Feststellungen, die gemacht wurden, sind es etwa ein Drittel der Fälle, die überhaupt nur irgendwelche Hilfeleistungen anderer in Anspruch nehmen. Hamburg hat bis jetzt zirka 1200 Witwen und 1800 Waisen (abgesehen von den Hinterbliebenen der Offiziere). Praktisch wichtigstes Thema ist die Hausfrauenorganisation. Wir sehen, daß wir mit der bloßen

Digitized by Google

Ernährungsaufklärung nicht weiterkommen ohne die Möglichkeit, Vertriebsverhältnisse und dgl. auch wirklich zu beeinflussen. Gerade jetzt bei der Gemüseverwertung zeigt sich die unbedingte Notwendigkeit der Konsumentenorganisation, um fühlbare Lücken des Zwischenhandels im Interesse von Erzeugern und Verbrauchern auszugleichen.

Im Postbestelldienst sollen jetzt auch nach einer Anweisung des Reichspostamtes Frauen verwendet werden.

Sonnabend, 19. Juni.

Im Herrenhaus sollte heute eine Interpellation der Städte verhandelt werden, durch welche die Stellung der Regierung zu den Vorschlägen des Deutschen Landwirtschaftsrats erkundet werden sollte. Die Interpellation wurde nach Feststellungen der Regierung über das Fortbestehen der Kriegsgetreidegesellschaft zurückgezogen.

In der Landtagskommission wurde über den Wiederaufbau Ostpreußens gesprochen.

Ein Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei, der eine energische Förderung der inneren Kolonisation anbahnen soll, wurde einstimmig angenommen. Darin wird die Regierung aufgefordert, dem Haus der Abgeordneten eine Übersicht darüber vorzulegen:

1. ob und in welchem Umfange in den zerstörten Teilen Ostpreußens Verhandlungen mit den bisherigen Pächtern der Domänen über Aufhebung des Pachtvertrages geführt sind;
2. in welchem Umfange — im Verhältnis zur Gesamtfläche — in den in Frage kommenden Landesteilen Domänen für die Zwecke der inneren Kolonisation zur Verfügung gestellt sind oder zur Verfügung gestellt werden sollen;
3. ob und in welchem Umfange der Versuch gemacht wird, in den betreffenden Landesteilen auch Privatgüter für die Zwecke der inneren Kolonisation zu erwerben.

Eine Versammlung der Landesversicherungsämter bespricht die Beteiligung der Landesversicherungen an der Kriegswohlfahrtspflege.

Bis zum 1. Juni d. J. sind von den Landesversicherungsanstalten gemäß § 1274 der Reichsversicherungsordnung rund 13 Millionen Mark gezahlt worden. 56 Millionen Mark wurden als Wohlfahrtsdarlehen an Kreise, Gemeinden usw. ausgegeben. An den Kriegsanleihen haben sich die Versicherungsträger mit rund 290 Millionen Mark beteiligt.

Die in der vorjährigen Augustkonferenz im Reichsversicherungsamt für Kriegswohlfahrtsausgaben gemäß § 1274 der Reichsversicherungsordnung gezogenen Grenzen, nämlich 5 v. H. des über 2 Milliarden Mark betragenden Vermögens der Versicherungsträger, also etwa 100 Millionen Mark als zulässiger Höchstbetrag, gewähren den Versicherungsträgern ausreichenden Spielraum, um noch weiteren Anforderungen der Kriegswohlfahrtspflege zu entsprechen.

Diese werden hauptsächlich aus der schon früher beschlossenen Beteiligung der Versicherungsanstalten der Kriegsbeschädigtenfürsorge sich ergeben.

Sonntag, 20. Juni.

Eine interessante Zusammenstellung über die Kriegsbeteiligung der Berliner höheren Lehranstalten veröffentlicht Professor Hildebrandt in der Vossischen Zeitung. Aus 60 Groß-Berliner Schulen stehen 2448 Schüler im Feld, von den Primen schätzungsweise 80 Prozent. Ein Unterschied der Ziffern bei Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen läßt sich nicht feststellen. Die höchste Zahl (118) hat eine Oberrealschule. Dann folgen zwei Gymnasien.

Von 1945 Lehrern sind bis Ostern 572 eingezogen gewesen.

Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein hat in Berlin getagt und folgende Entschließung gefaßt:

„Die Versammlung spricht als ihre Überzeugung aus, daß der auf den Schlachtfeldern von den verbündeten Truppen Deutschlands und Österreich-Ungarns brüderlich geführte Kampf wie auf anderen Gebieten staatlicher Betätigung auch auf dem wirtschaftspolitischen eine möglichste Annäherung der verbündeten Monarchien zum Ergebnis haben muß. Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein in Deutschland hält es danach für geboten,

Digitized by Google

die Schaffung eines weiten einheitlichen Wirtschaftsgebietes, sei es mit gemeinsamer Zollgrenze und einer den Bedürfnissen beider Volkswirtschaften angepaßten Zwischenzoll-Linie, deren Abbau erst in der Frist einiger Jahrzehnte zu erfolgen hätte, oder durch gegenseitige zollpolitische Vorzugsbehandlung, vor allem auch in Gestalt der Vermehrung der zollfrei eingeführten Waren mit dem Ausblick auf späteren Ausbau dieser Freiliste zu betreiben."

Im Sinne dieser Entschließung wird der Verband mit den entsprechenden Schwesterorganisationen in Österreich-Ungarn in Verbindung treten.

Zur Frauenbewegung

* **Kriegsspende Deutscher Frauendank 1915.** Der Gesamtvorstand des Bundes Deutscher Frauenvereine hatte in seiner Sitzung vom 16. April der Veranstaltung einer Dankspende der deutschen Frauen für das Heer zugestimmt. Die Grundgedanken der Bestimmung und Organisation der Spende wurden in der Gesamtvorstandssitzung besprochen und festgelegt. Es sollte versucht werden, neben dem Bunde Deutscher Frauenvereine und dem Katholischen Frauenbund möglichst viele große Frauenverbände zur Beteiligung an der Spende zu gewinnen. Als Zweck der Sammlung wurde unter allgemeiner Zustimmung festgelegt: die Familien von Gefallenen und Verwundeten in ihrer Erziehungsaufgabe zu unterstützen. Die Sammlung der Frauen, aus dem Gefühl des Dankes und der Verpflichtung gegen unser Heer hervorgegangen, soll zugleich den Wunsch zum Ausdruck bringen, den Frauen schwesterlich beizustehen, auf deren Schultern der Krieg die Sorge um die Erhaltung ihrer Familien gelegt hat. Ihnen soll geholfen werden in dem Bemühen, ihren Kindern Möglichkeiten der Bildung und des Vorwärtskommens zu verschaffen, die ihnen durch den Tod oder die Erwerbsunfähigkeit des Vaters sonst vielleicht verschlossen wären. Um jede Zersplitterung zu vermeiden, wurde beschlossen, die Sammlung der „Nationalstiftung für die Hinterbliebenen" anzugliedern, als einen besonderen Fonds, der von den beteiligten Verbänden unter Mitwirkung des Vorstandes der Nationalstiftung verwaltet wird.

Nachdem die Entscheidungen der aufgeforderten Verbände eingegangen waren, wurde der „Deutsche Frauendank" konstituiert.

Es ist ein Zentralbureau für die Sammlung in Berlin begründet, das einem Vorstand aus Vertretern der großen beteiligten Verbände verantwortlich ist. Das Zentralbureau soll die Bildung von Ortsausschüssen aus den Lokalvereinen der beteiligten Verbände in allen Städten über 20 000 Einwohner anregen, während die Organisation der Sammlung in den kleineren Städten und auf dem Lande einem Landes- oder Provinzialausschuß obliegt, der nach denselben Grundsätzen zusammengesetzt werden soll. Aus diesen Reichs- und Landesvorständen werden später die Kommissionen für die Verwaltung der Spende hervorgehen. Der Anschluß an die Nationalstiftung bedingt auch Übernahme des Prinzips der Nationalstiftung: daß die gesammelten Mittel — gewisse Ausgleiche vorbehalten — in den Landesteilen verwendet werden, in denen sie gesammelt sind. Es soll den Ortsausschüssen die Art der Sammeltätigkeit überlassen werden. Es werden zwei Formen dafür in Betracht kommen: Sammlungen der Vereine unter ihren eigenen Mitgliedern und eine vom Ortsausschuß einzuleitende Sammeltätigkeit unter den „Unorganisierten", die sowohl als Volkssammlung wie als gut organisierte Sammlung bei Einzelpersonen gedacht sein könnte. Die ganze Organisation ist beherrscht durch den Gedanken, daß die Sammlung nur die materielle Grundlage für ein großes soziales Hilfswerk der verbundenen Frauenkräfte in der Heilung der durch den Krieg geschlagenen Wunden sein soll.

„Jugenddank für Kriegsbeschädigte." „Jugendspende für Kriegerwaisen." Auch die Schule macht mobil für die Kriegshilfe. Von zwei Seiten wird diese Aufgabe in Angriff genommen. Die „Jugendspende für Kriegerwaisen" hat durch Professor Adolf Münzer ein Kunstblatt entwerfen lassen, auf dem sich die Bilder der deutschen Kriegsführer um den Ausspruch des Kaisers gruppieren: „Nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war." Dieses Blatt wird jedem Schüler, jeder Schülerin übermittelt, die zu der Jugendspende eine Mark beitragen. Nähere Auskunft erteilt der geschäftsführende Ausschuß in Essen a. R., Vorsitzender Königl. Schulrat

Digitized by Google

Gerdes. Der „Jugenddank für Kriegsbeschädigte“ beruht auf einem Verein, den die Schulen bilden, die sich zu verschiedenen Veranstaltungen zum Zweck der Aufbringung von Mitteln zusammenschließen. Anfragen sind zu richten an den Schriftführer des geschäftsführenden Ausschusses, Herrn Direktor Burg, Charlottenburg, Sybelstraße 2.

* **Der achtzigste Geburtstag von Ottilie Hoffmann.** Am 14. Juli feiert Ottilie Hoffmann ihren 80. Geburtstag. Es ist unserem Leserkreise gegenüber kaum notwendig, auf ihr Lebenswerk hinzuweisen, es ist bekannt genug. Wir brauchen nur zu wiederholen, was wir vor zehn Jahren über ihre Zugehörigkeit zu uns, der Frauenbewegung, sagten:

„Der Frauenbewegung rechnen wir Ottilie Hoffmann zu, wenn auch ihrem Lebenswerk, der Bekämpfung des Alkoholismus, seine Grenzen nicht innerhalb der Frauenbewegung gezogen sind. Ottilie Hoffmann hat ihre Arbeit in der Mäßigkeitsbewegung im Sinne der Frauenbewegung als einen Teil der Kulturaufgaben aufgefaßt und geleistet, die der Frau in einer neuen sozialen Ordnung naturgemäß zufallen werden und müssen.

Schon vor ihr haben Frauen an den von Männern geleiteten Anti-Alkoholbestrebungen teilgenommen, vereinzelte Mitarbeiterinnen, deren Hilfe man gern benutzte, die sich aber ihres besonderen Frauenstandpunktes gerade dieser Bewegung gegenüber kaum bewußt waren. Ottilie Hoffmann hat von Anfang an das besondere Interesse der Frau an der Bekämpfung der Trinksitten betont, ihr war der Alkoholmißbrauch ein Kulturfeind, der mit seinem ganzen Gefolge von Brutalität und Entartung in ganz besonderem Sinne dem Aufstreben des weiblichen Prinzips in unserem sozialen Leben gegenüberstand. Sie hat damit nicht nur das soziale Programm der deutschen Frauenbewegung um ein wichtiges Gebiet erweitert, sie hat auch der Frauenarbeit in der Mäßigkeitssache einen inneren Zusammenhang und damit erst die Möglichkeit einer einheitlichen und stetigen Entwicklung gegeben.“

Zu unserem großen Arbeitskreise gehört Ottilie Hoffmann noch heute, in jugendlicher Frische Anteil nehmend an allen Schritten, die wir vorwärts tun, durch die Milde und Mütterlichkeit ihrer Gesinnung stets über den Parteien stehend, von allen verehrt und geliebt, und allen ein Vorbild in der unerschütterlichen Hingabe an das einmal erwählte Werk.

* **Frauen in Männerposten.** Bei der Briefbestellung können nach einem Erlaß des Reichspostamtes an die Oberpostdirektionen künftig auch Frauen eingestellt werden.

* **Aus der Kriegsfürsorge der französischen Frauen** berichtet der „Berner Bund“ im Anschluß an einen Vortrag von Mme. Pichon Landry in Genf Einzelheiten, die besonders für die Haltung der Bevölkerung bezeichnend sind.

„Die staatliche Kriegsnotunterstützung an Familien, deren Oberhaupt an die Front gezogen war, hatte in Frankreich unerwartete Folgen nach sich gezogen. Der Alkoholismus nahm zu, er kam sogar in Gegenden auf, die ihn bis dahin gar nicht gekannt hatten. Frauen, die einen tadellosen Lebenswandel hinter sich hatten, fingen an, sich dem Trunke zu ergeben, andere nährten sich und ihre Familien mit Leckerbissen und Gebäck; manche gaben das Geld für Toilette und Tand aus. Eine Frau ließ sich sogar im Automobil zu ihrem Manne an die Front führen. Diese Mißbräuche kamen meistens auf dem Lande vor, wo die Leute, wenn auch arm, so doch nicht bedürftig sind, bei Leuten, die nicht unter der Abwesenheit des Familienernährers leiden, weil sie Garten und Feld mit dem Nötigsten versorgt. Die Summe von 1,25 Fr. für die Mütter und 50 Centimes für jedes Kind, die für städtische Verhältnisse als ungenügend bezeichnet werden muß, schien diesen armen Frauen ein unerschöpfliches Vermögen. Das führte zu solchen Mißständen, daß die Gemeindebehörden zum Einschreiten genötigt waren. Es wurden verschiedene Maßregeln getroffen; u. a. erging in gewissen Ortschaften ein Verbot, Frauen und Kindern Alkohol zu verabreichen. Untersuchungen wurden angestellt und Strafen gegen die Fehlbaren verordnet.

Auch die Unterstützung der Arbeitslosen erwies sich in manchen Fällen als ein Übelstand. Hier mußten die Behörden ebenfalls eingreifen, damit denjenigen, die jeden Arbeitsantrag zurückwiesen, weil sie es vorzogen, vom Staate sich unterhalten zu lassen, der Beitrag entzogen wurde.

Auf diesem Gebiete leisteten die Frauen des „Conseil National“ große Dienste, indem sie Untersuchungen anstellten und Abhilfe zu schaffen suchten. Die arbeitslosen Frauen und Mädchen, die den Hilfsbeitrag bekamen, mußten sich verpflichten, einige Stunden des Tages in einem Arbeitssaale, wo für Soldaten und Verwundete oder für die bedürftigen Familien Kleider und Wäsche verfertigt wurden, zu arbeiten. Außer dem praktischen Nutzen dieser Mitarbeit war ein bedeutender moralischer Gewinn zu konstatieren.

Die Arbeitssäle waren das erste gewesen, das die Frauen von Paris nach Ausbruch des Krieges ins Leben gerufen hatten. Aber auch diese Institution, die ausersehen war, die Bedürftigen mit dem Nötigsten zu versehen und zugleich den arbeitslosen Frauen eine Beschäftigung zu verschaffen, zeitigte eine üble Wirkung: die Herabsetzung der Arbeitslöhne, der zu steuern sich die Arbeitskommission des Conseil national des femmes françaises bemüht.“

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Norddeutsche Kriegstagung des Bundes deutscher Frauenvereine.

Am 18. und 19. Juni hatte der Verband norddeutscher Frauenvereine im Auftrag des Bundes eine Kriegstagung einberufen. Der Zweck der Tagung war, die augenblicklich vorliegenden praktischen Aufgaben der Kriegsfürsorge und Kriegsernährung in einem größeren Kreise gemeinsam zu besprechen. Der Bund deutscher Frauenvereine hat, auf den Wunsch aus vielen Landesteilen, solche Kriegstagungen für die verschiedenen geographischen Bezirke ins Auge gefaßt. Diese war die erste, die stattfand. Der Besuch der Versammlung durch Hunderte von Delegierten zeigte deutlich, daß die Tagung einem Bedürfnis entsprach. In den Abendversammlungen waren zwischen zwei- und dreitausend Menschen anwesend. Besprochen wurde die Frage der Hinterbliebenenfürsorge, und zwar die Fürsorge für die Witwen durch Frau Levy-Rathenau, für die Waisen durch Fräulein Dr. Winckelmann, Geschäftsführerin der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. Auch hier ergab sich in der Besprechung aus den mitgeteilten Ziffern, daß das Hinterbliebenenproblem weder bezüglich seiner Ausdehnung noch seiner sozialen Gestaltung so liegt, wie es meist ohne die Grundlegung fester statistischer Ziffern angenommen wird. In den mittleren Großstädten ist es durchaus möglich, von Fall zu Fall die Fürsorge so einzuleiten, daß eine dauernde Versorgung der Hinterbliebenen gewährleistet wird. Allgemein wurde die Notwendigkeit genauer statistischer und sozialwirtschaftlicher Beobachtung des Problems der Hinterbliebenenversorgung betont. Besondere Aufmerksamkeit fand die Frage der Berücksichtigung der unehelichen Kinder. Da in der Kriegsunterstützung die unehelichen Kinder berücksichtigt sind, so wäre es unmöglich, daß sie staatlicherseits im Stich gelassen werden, im Fall der Vater fällt. Andrerseits erheben sich gewisse Bedenken gegen ihre Gleichstellung im Militärhinterbliebenengesetz. Es wurde die Möglichkeit erwähnt, durch ein besonderes Gesetz ihre Versorgung sicherzustellen.

Das zweite Hauptthema der Verhandlungen bildete die Hausfrauenorganisation. Der Plan des deutschen Verbandes der Hausfrauenvereine, durch Frau Voß-Zietz vorgetragen, fand allgemeines Verständnis und lebhaftes Interesse. Ein Zusammengehen der neu zu gründenden städtischen Hausfrauenvereine mit den landwirtschaftlichen wurde von beiden Seiten als dringend notwendig bezeichnet und wird sich für diesen Bezirk ohne Mühe einleiten lassen. Im Anschluß daran wurde über die Obst- und Gemüseverwertung gesprochen als eine der Hauptaufgaben, die den organisierten Hausfrauen in diesem Sommer noch obliegt. An den beiden Abenden sprachen Fräulein Helene Lange über das weibliche Dienstjahr und Dr. Gertrud Bäumer über die Bewährung der Frauen im Kriegsdienst der Heimat. Die Kriegstagung, durch die Vorsitzende des Verbandes norddeutscher Frauenvereine, Fräulein Eleonore Drenkhahn geleitet, hat ohne Zweifel die Arbeitsgemeinschaft befestigt, welche die Frauen der norddeutschen Provinzen und Bundesstaaten mit einander verbindet.

Deutscher Verband der Hausfrauenvereine.

Im Anschluß an die Generalversammlung des Verbandes für hauswirtschaftliche Frauenbildung wurde Ende Mai in Berlin ein deutscher Verband der Hausfrauenvereine durch den Bund deutscher Frauenvereine begründet. Es schlossen sich sofort 13 Hausfrauenvereine dem neuen Verband an, dessen Vorsitz Frau Martha Voß-Zietz übernommen hat. Das Schwergewicht der Arbeit des neuen Verbandes wird in der Durchführung der Hausfrauenorganisation durch ganz Deutschland hindurch liegen. Die bis jetzt zusammengeschlossenen Vereine sollen nur den Grundstock einer umfassenden Reichsorganisation bilden. Für die Arbeit waren die folgenden Richtlinien in eingehender Beratung festgelegt:

1. Die während des Krieges geleistete Arbeit auf dem Gebiete der Lebensmittelverwertung läßt es wünschenswert erscheinen, aus den hierbei geschaffenen Arbeitsausschüssen dauernde Organisationen zu schaffen, in denen Hausfrauen aller Stände sich zu gegenseitigem Erfahrungsaustausch und zu gemeinsamer geistiger und wirtschaftlicher Förderung der Haushaltsführung zusammenschließen.
2. Die schon bestehenden Organisationen, wie die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine, die Organisation für hauswirtschaftliche Frauenbildung, die Ortsgruppen des Käuferbundes, die Hausfrauenorganisationen mit dem Hauptzweck der Regelung der Dienst-

Digitized by Google

botenfrage und ähnliche mehr sind bei Neugründungen zu berücksichtigen, soweit sie imstande sind, die in folgenden Sätzen aufgestellten Zwecke der Hausfrauenvereine mit zu übernehmen.

3. Die vorläufigen Aufgaben solcher neugegründeten Vereine wären:
   a) Aufklärung über die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Volksernährung (Einfuhr, Eigenerzeugung usw.).
   b) Aufklärung über Ernährungshygiene, insbesondere auch über nicht genügend bekannte, hochwertige Nahrungsmittel.
   c) Verbesserung der hauswirtschaftlichen Frauenbildung.
   d) Einrichtung von Beratungsstellen für hauswirtschaftliche Fragen.
   e) Kontrolle der Preisbewegung mit dem Zweck, begründete Urteile über die Angemessenheit der Preise und Einfluß auf ihre Gestaltung zu gewinnen.
   f) Zweckentsprechende Verwertung aller Nahrungsmittel (Obstverwertung u. dgl.).
   g) Förderung und Verbesserung der Zufuhr und Vertriebsverhältnisse (z. B. bei Milch, Gemüse usw.).
   h) Abschluß von Vereinbarungen mit Produzenten und Händlern zum Zwecke der Erlangung billigerer Preise für die Mitglieder.
   i) Mitarbeit an der Lösung der Dienstbotenfrage.
4. Um die Hausfrauen über den Wert dieser Organisation aufzuklären und um ihnen die notwendige Belehrung zuteil werden zu lassen, müssen Vorträge, Kurse und Versammlungen veranstaltet werden und sind Flugschriften, die sich den Bedürfnissen jedes einzelnen Ortes anpassen müssen, in großem Maßstabe zu verteilen.
5. Die Gründung von Hausfrauenvereinen ist jetzt vorzunehmen, weil sie bei den Aufgaben der Volksernährung im Kriege wichtige Dienste leisten können und weil das Verständnis der Hausfrauen für die volkswirtschaftliche Bedeutung ihrer Tätigkeit durch den Krieg besonders stark geweckt ist.

Um die Interessen der hauswirtschaftlichen Frauenbildung innerhalb des deutschen Verbandes der Hausfrauenvereine zu wahren, werden die neu zu gründenden Hausfrauenvereine Kommissionen für hauswirtschaftliche Frauenbildung einrichten, die in Verbindung mit dem Verband für hauswirtschaftliche Frauenbildung arbeiten.

Bücherschau

„Der Mann des Volkes." Von Johannes Boyer. S. Fischer Verlag. Das Buch schildert die politische Laufbahn des norwegischen Bauern und ließe sich auch überschreiben: die Kehrseite des allgemeinen Stimmrechts. Es geht so mit ihm: die öffentlichen Pflichten nehmen seine Zeit und seine Gedanken der landwirtschaftlichen Arbeit fort. Von seinem anfänglichen Plan, wirklich konkrete Bedürfnisse seiner engeren Volksgenossen zu vertreten, wird er ohnmächtig abgetrieben durch den Strom der Parteitaktik. Dafür aber muß er sich in seinem Machtkampf in allerlei immer drückendere Kirchturmsabhängigkeiten begeben, das Glück seiner Tochter an seinen Wahlmacher verkaufen u. dgl. mehr. In einem symbolisch bedeutsamen Ende — der Bauer steuert bei einem patriotischen Fest das Floß mit den Gästen den Wasserfall hinunter — war die Tendenz noch einmal stark (etwas zu stark!) hervorgehoben. Das Buch ist aber trotz dieser deutlichen Einseitigkeit voll lebendiger Eindrücke norwegischen Bauernlebens und voll Tiefe und Wärme in den menschlichen Beziehungen, aus denen es sich aufbaut.

Neue Kriegsliteratur.

„Im Dienste des Roten Kreuzes." Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkrieg 1914, gesammelt von Hedwig Voß. Verlag von Walter Seifert, Stuttgart. (Preis geh. 1 *M*, schön gebunden 1,50 *M*.)

„Deutsche Kriegsschriften." 5. Heft. „Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal", von Prof. Dr. E. Küster. A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn. (Preis 60 *Pf*)

„Das deutsche Kind im deutschen Krieg." Von Prediger Wilhelm Klauke, Frankfurt a. M. Mit 14 Zeichnungen von Emil Hochhäusler. 1915. Im Selbstverlag des Verfassers. Druck von Gebrüder Stritt, Frankfurt a. M. (Preis 40 *Pf*)

„Neue Kriegsgedichte." „Der Tag des Deutschen." Zweiter Teil von Rudolf Presber. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. (Preis 2 *M*.)

„Der deutschen Seele Trost." Weltliche und geistliche Gedichte gesammelt von Will Vesper. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. München 1915.

„Deutsche Form" von Fritz Stahl. Die Eigenwertung der deutschen Modeindustrie eine nationale und wirtschaftliche Notwendigkeit. Verlag: Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin W. 8.

„Rheinische Küche in der Kriegszeit." Im Auftrage des Städtischen Hilfsamts und der Nationalen Frauenvereinigung von M.-Gladbach herausgegeben von M. Schneider, Hauswirtschaftslehrerin der städtischen Haushaltungsschule in M.-Gladbach. (Preis 20 *Pf*)

„Norddeutsche Küche in der Kriegszeit." Von El. Peschges, Gewerbeschullehrerin in Paderborn. Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach. (Preis 20 *Pf*)

„Mütter." Gedichte von Johanna Presler-Flohr. Verlag von Ludwig Ey, Hannover 1915.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Heinen, Anton: Mütterlichkeit als Beruf und Lebensinhalt der Frau. M. Gladbach, 1915. Volksvereinsverlag G. m. b. H. Preis 1,20 *M.*

Schimper, Dr. Johanna: Ländliche Bauart und Wohnweise unter dem Einfluß der Berufsverschiebung, illustriert in 2 Landgemeinden des Amtsbezirks Pforzheim. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 1915. Preis 2,20 *M.*

Vogt, Friedrich. Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes. Lg. B. G. Teubner, Leipzig. 1 *M.*

Zanzinger, Elisabeth: Der Völkerkrieg als Erlebnis und Notwendigkeit auf Grundlage der Reinkarnation. München, 1915. Verlag von Max Steinebach. Preis 1 *M.*

Zimmer, Dr. Hans. Kaiser Wilhelm II. als Deutscher. Eine Volkstumstudie. Lg. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin SW. 11. 1 *M.*

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht adlige Familie, Pommern, für einen Knaben, 7, ein Mädchen, 6 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Unterrichtserfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Sofort sucht Familie in Mecklenburg für zwei Knaben im Alter von 10 und 7 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Lateinkenntnissen (Sexta). Gehalt nach Übereinkunft.

3. Sofort sucht freiherrliche Familie, Riesengebirge, für zwei Mädchen, 11 und 7 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse sind sehr erwünscht. Gehalt 840 *M.* und freie Station.

4. Zum 1. evtl. 15. August sucht adlige Familie, Schlesien, für zwei Mädchen, 14 und 10 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen und etwas Erfahrung. Gehalt bei freier Station 900 *M.*

5. Zum 15. August sucht adlige Familie in Westpreußen für ein 13jähriges Mädchen eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Etwas Erfahrung ist erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 15. August oder 1. Oktober sucht adlige Familie, Mecklenburg, für zwei Mädchen, 13 und 9, einen Knaben, 11 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit guten Musik- und Sprachkenntnissen (eine zweite Lehrerin ist noch im Hause). Gehalt bei freier Station 1000 *M.*

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit.
Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse.
Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurs.
Prospekte durch die Direktion: **Große Friedbergerstr. 28II.**

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Sommersemesters 8. April.

Braunfels a. d. Lahn
zwischen Taunus und Westerwald
Familien-Pension
von
Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.
Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Soziale Frauenschule
Berlin-Schöneberg, Barbarossastraße 65.
Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**

Unterstufe: Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten u. ehrenamtl. Kräften zur sozialen Hilfsarbeit.
Oberstufe: Fachliche Ausbildung für berufsmäßige Arbeit auf allen Gebieten sozialer Fürsorge.

Fortbildungskursus mit Praktikantenjahr.
Dauer der Ausbildung: 2—3 Jahre.
Beginn der Kurse: **Oktober.** Hospitantenkursus vormittags und abends.
Der Schule ist eine Stellenvermittlung für soziale Berufe angegliedert.
Prospekte durch das Bureau, Berlin W. 30, Barbarossastr. 65.

Digitized by Google

7. Zum 1. September sucht Direktorenfamilie, Ungarn, für zwei Mädchen, 13 und 15 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Unterrichtserfahrung. Gehalt 1200 *M.* und freie Station.

8. Zum 1. Oktober sucht Familie, Norddeutschland, für zwei Mädchen, 11 und 12, einen Knaben, 6 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. Oktober sucht gräfliche Familie in der Uckermark für ein 15jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit perfekten Fremdsprachen und sehr guten Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 1800 *M.*

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen. Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU"

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Buchhandlung W. MOESER

BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe"** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann**, M. d. R.

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**

schreiben in jeder Nummer

die **Kriegs- und Heimatchronik**,

eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Hortnerinnen,**
3. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw.,

staatl. Abschlußprfg.

4. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugnis),
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: **„Hundert-Eichen".**

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 11

August 1915

Städtische Lesehalle BERLIN

Bilder.

Von

* * *

Nachdruck verboten.

Heimkehr.

Weit draußen vor der Stadt liegt ein unfertiger Bahnhof. Künftig soll hier einmal das Herz des Verkehrs schlagen, jetzt durchschneiden die zu ihm führenden Straßen noch nacktes Land. So stehen die gradlinig ausgerichteten Baulichkeiten einsam auf Vorposten, wartend auf warmes Leben, das ihnen nachdrängen soll. Die blauenden Berge steigen von hier in geschlossener Kontur auf, als schön geschwungener Hintergrund des grünen Teppichs der weiten Ebene. Sie tragen je nach der Stimmung des Tages ein schweres dunkles Gewand, oder ein zartes duftiges aus lichtem Blau mit silbernen Schleiern. Schön sind sie immer in der entschlossenen Klarheit ihrer schlichten Linien — wie ein einfaches ruhevolles Antlitz, das gar nichts beansprucht und dennoch wohl tut.

An dem wartenden Schienengestränge des Bahnhofs sind Bretterhäuschen aufgestellt, ihre ungehobelte Einfachheit mag ein wenig Ähnlichkeit haben mit den kunstvollen Unterständen da draußen im Feld. Nur daß diese sich's ohne Scheu über der Erde bequem machen können. Sie bergen in Reih und Glied ausgerichtete Regimenter blinkender Töpfe, Kannen und Näpfe; dickbäuchige Kessel, von denen jeder sein eigenes Feuer beansprucht, warten feierlich wie bejahrte Würdenträger, daß man sich um sie müht.

Hier walten Frauen, die sonst weltlich geschmückt unter uns leben, im Kleide der Dienstbarkeit. Sie haben die Zier ihrer Haare unter weißem Häubchen versteckt und erwerben damit für Stunden des Tages den holden Namen: Schwester. — Hier schüren sie Feuer, bereiten das Labsal, spülen und scheuern und tummeln

Digitized by Google

unermüdlich die Glieder. Hier geschieht das ganz Einfache und immer Notwendige, das von jeher Frauenwerk war: Wunden pflegen, müde Leiber mit Speise und Trank erquicken. Aber dieser Dienst für die Notdurft hat seine enge Schale gesprengt, er geschieht nicht für diesen und jenen, der zum eigenen persönlichen Dasein gehört — er hat sich ins Große entfaltet zum Dienst für das Ganze, er wächst dem Vaterland zu. Und von diesem erhöhten Ganzen her hat all das einfache Wirken die begeisternde Weihe festlichen Tempeldienstes empfangen. So erleben es alle die Frauen, die dort mit eifervoll glühenden Wangen walten. — Viele von ihnen haben zarte Hände mitgebracht, ungewohnt des Schaffens für den Alltag, gerade sie tun hier grobe Arbeit mit Inbrunst.

Zur rechten Zeit ist alles bereitet. Nacht lastet noch auf der Erde, und es ist kalt. Draußen am Gleis steht eine Männerschar mit Bahren. Hunderte von Augen spähen in die Nacht und hundert Herzen schlagen in liebevoller Erwartung. Da bannt uns endlich aus dem Dunkel ein gelbglänzendes Augenpaar; der Zug naht. Aber nicht wie andere Züge brausend und rücksichtslos gewaltsam sich Platz schaffend, sondern er gleitet ganz sachte, langsam, mit angehaltenem Atem aus der Dämmerung hervor. Ach, er ist beladen mit allzu kostbarer zerbrechlicher Last! Er bringt uns die Brüder, die draußen für uns gelitten, geblutet haben. Er bringt uns zerschossene Leiber und müde dumpfe Seelen. Die meisten kommen unmittelbar von dort, wo der Tod sie berührt hat. Tagelang durchgerüttelt liegen sie da, hingenommen von Schmerz und Schwachheit, ohne Teilnahme für das, was um sie geschieht — die hohe Flut der Begeisterung hat sie voll Lust und Kraft hinausgetragen — endlos lang ward ihnen diese Heimfahrt. Ist man nicht übel mit ihnen verfahren? Sind sie nicht von gefühllosen Wellen an den Strand gespülte Wracks? Sie taten ihre Pflicht, nun sind sie zerschlagen, aber da ist keiner, der über sich selbst verfügen darf. Hilflos und abhängig liegen sie da, wie armes stummes Getier. Immer noch hält sie das Gesetz des Ganzen im Bann. Sie wissen nicht, wo sie nun landen. Ist das die Heimat, wo Weib und Kind sie nicht empfangen?

Aber da draußen warten ihrer bewegten, liebenden Herzens die Brüder und Schwestern, die ihnen der Krieg gebar. Nun summt auf dem einsamen Bahnhof alles umher wie ein Bienenschwarm. Mit behutsamer Kraft wird jeder gestützt, gehoben, getragen bis zur Ruhstatt. Die Schwestern laben die Leidenden mit Speise und Trank und bringen ihnen Blumen und Gaben dar. Da ist keine Fremdheit des Stammes, des Standes, alle die Liebe hemmenden Schranken sind gefallen. Dienen, sonst Pflicht und Beruf des Alltags, wird hier zum Feste des Herzens, keiner kann sich genugtun in dankbarem Überschwang.

In diesem erwärmenden Strome schmilzt die Stumpfheit des Leidens dahin. Schon hat der neue Morgen die waldigen Berge entschleiert und den Himmel in Farbe getaucht. In den gleichgültigen Seelen quillt Hoffnung empor, und aus erloschenen Blicken lächelt Freude und Dank. — Fand einer von ihnen je herzlicheres Willkommen, haben sie vordem gewußt, wieviel Liebe und Zartheit auf Erden blüht? Und wenn sie auch harren müssen auf Weib und Kind — ja, es sind die weichen Arme der Heimat, die sie umfangen.

* * *

Digitized by Google

Auf dem Bahnsteig steht eine Schwester bei ihrem Stand. Sie verteilt Speise an die Leichtverwundeten, die weiterreisen sollen. Sie hat ein liebes, klares Gesicht, dem niemand ansieht, daß es sich sonst voll ernster Sachlichkeit über die geheimnisvollen Schriftzeichen einer längst gestorbenen Sprache beugt. — Jetzt gehört sie ganz dem Augenblick und seiner einfachen, leichtverständlichen Pflicht. Ein Häuflein unsäglich zerschlissener Graulinge umstellt ihren Stand, jeder bescheiden wartend, bis sie ihm dienen kann. Da fragt einer in spielender Art: „Schwester, was haben Sie denn gedacht, als Sie die ersten Verwundeten sahen?" Sie schweigt einen Augenblick und antwortet dann einfach: „Es ist mir sehr nahe gegangen" — aber schwer verhaltene Tränen zittern in ihrer Stimme. Die grauen Männer haben die Sprache des Herzens verstanden. Es wird ganz still in der Gruppe. — Dann zieht einer etwas Blankes aus der Tasche und hält es ihr hin: „Schwester, haben Sie schon mal eine französische Mark gesehen? Hier habe ich eine ganz neue mitgebracht, die müssen Sie zum Andenken behalten." Und ein zweiter greift in die Tasche und holt ein Geschoß heraus: „Schwester, so etwas haben Sie aber gewiß noch nie gesehen, das ist eine Franzosenkugel, die schenke ich Ihnen." Und nun nötigt ihr einer nach dem andern einen kleinen Gegenstand auf, den er als bedeutsames Andenken aus Feindesland mitgebracht hat. Im Augenblick ist es das Beste, was sie der Schwester schenken können. Sie nimmt bewegten Herzens die kleinen Gaben und hegt sie als heilige Reliquien einer heilig-brüderlichen Zeit.

Das Lazarett.

Das Lazarett ist eine Welt unter anderem Gesetz als die Draußenwelt. Nicht als ob das kleine und allbekannt Menschliche hier aufgehoben wäre — auch im köstlichen Ton der Geige klingt ja untilgbare Unvollkommenheit irdischen Werkzeugs mit. Wie aber dennoch Wohllaut ihr Wesen bildet, so ist jene kleine Welt durch Gutsein geschaffen, durch schrankenlos dienende Liebe zum Bruder, zum Leben, durch begeisterte Barmherzigkeit, die Plage und Erfolg nicht abwägt, die mit aller Kraft um jedes einzelne, auch das ärmste und jammervollste Menschenwesen ringt.

Willst du der abgründigen Widersprüche der Menschenseele und dessen, was ihr heilig ist, inne werden, so gehe aus der Draußenwelt des tötlichen Kampfes dorthin. — Da liegen die gequälten Leiber unserer Brüder als Opfer des Ganzen. Sie sind nicht gewählt, nicht gewogen, nicht gezählt. Viele, viele schleppen eine unendliche Kette schmerzvoller Tage, bis sie endlich als Krüppel einem Draußenleben wiedergegeben werden, dem sie nicht mehr gewachsen sind.

Wie war es möglich, daß wir Menschen unserer Zeit voll geschärften Verstehens fremder Leiden Ja sagten zu solchem Geschehen? Leben und Idee des Ganzen, das nichts greifbar Lebendiges ist, reißt die Blüte unserer Mannheit, unsere Gatten, Brüder und Söhne vor die ausgeklügelten Maschinen der Vernichtung, und wir lassen es geschehen! Und wenn sie uns dann wiedergegeben sind, ausgeworfen als geschädigtes Strandgut von den Wogen des Schicksals, viele für immer der Blüte ihres Leibes verlustig —, dann wird uns jedes dieser beraubten Geschöpfe zum neugeschenkten kostbaren Schatz, wert, um der völligen Vernichtung mit äußerster Anspannung aller gesunden Kräfte entrungen zu werden. — Hier wird jedes einzelne noch eben dem Ganzen rücksichtslos preisgegebene Wesen wieder eingesetzt in sein

Digitized by Google

Recht am Leben; hier tut die erbarmende Liebe den Bußedienst für die furchtbare Schuld am einzelnen, die unser aller Hände befleckt.

Ja, an diesem Ort ist unsagbares Leiden gehäuft, und hier braust kein Kriegstod daher, der des Geistes Helle in gnädiges Dunkel hüllt — hier muß wach und wissend gestorben werden und oft ist das letzte ein bitteres anklagendes Sinnen: „Warum dies mir?"

Aber hier erblüht auch das tiefe Glück neuen Erwachens zum Leben. Hier wirkt Wärme und Zartheit und innige Begeisterung des Helfens wie nirgends sonst in der Welt. Hier sind unerhörte männliche Energien einer erfinderischen Heilkunst am Werke und die beschwingte Hingabe, Anmut und Frische der Frauen, die dankbar im Einzelnen zugleich dem Vaterland dienen. Hier blüht in den sonnigen Töchtern bevorzugter Lebenskreise schwesterliches Mitgefühl und müheloses Verstehen für die einfachen Söhne des Volkes. — Wenigen von ihnen ward je so viel menschliche Teilnahme, so viel selbstloses Interesse beschieden, wenige waren je von so viel schöner Gesittung umgeben. Wohl mag sich hier mancher, den das Leben bisher nur mit harter Hand angefaßt hat, in allen Schmerzen zum Prinzen verzaubert fühlen.

Und hier wächst in einfachen Seelen wortlose Dankbarkeit und ritterliche Ehrfurcht vor denen, die Achtung verdienen; sie spricht aus dem Händedruck beim Scheiden, sie leuchtet und taut aus den Augen. Viele trennen sich schwer von diesem Orte der Schmerzen, den Liebe zur neuen Heimat schuf. Vielleicht finden manche hier den Eingang zu einer inneren Welt des Gemütes, die ihnen sonst verschlossen geblieben wäre. Vielleicht entzünden die Gnaden unermüdlicher Güte manchem eine Flamme im Herzen, die ihn für immer vor Hartsein und Kälte beschützt. Vielleicht erleidet sich mancher, der hier gehegt wird, Tiefe und Schönheit der Seele, die ihn für die verlorene Blüte des Leibes entschädigt.

* * *

Wunderbar! Diese einfachen Kinder des Volkes, die da draußen Grausames tun und Grausames dulden mußten, kommen heim mit Seelen voll Weichheit und Zartheit. Und sie haben sich ein sicheres Gefühl für Anstand bewahrt, für das Richtige von Mensch zu Mensch und für alles, was Ehrfurcht verdient. Voll Ehrfurcht ist ihre Art zu den Frauen, die ihnen reinen Herzens dienen. Kaum einer, der bei aller Vertraulichkeit die Schranken der Gesittung überschreitet, kaum einer der nicht aus sich selbst den ungeschriebenen Gesetzen der Ritterlichkeit gehorcht, der nicht Hingabe mit ergreifender Bescheidenheit entgilt. Sie fühlen tief die Wunder selbstloser Güte. Reinheit und Jugend des Weibes und Adel der Gesittung ist ihnen heilig. Lippen, die sonst das Derbe nicht scheuen, Augen, die in Begehrlichkeit aufflammen können, hütet ein zarter Takt des Herzens, daß sie die Schwester, die Achtung verdient, niemals verletzend berühren. Viel verborgene Zartheit des Gemütes wird offenbar an der Stätte des Leidens. — —

Da liegt viele Monate lang ein Jüngling, der mit jeglicher Leibeskraft herrlich ausgestattet war. Die Breite der Schultern und ihr Ebenmaß, die Muskelkraft der Arme gleicht den Bildnissen antiker Athleten. Aber ach, er ist nur noch die Erinnerung an Vollkommenheit — ein schöner Torso! ein Bein ist fort, das andere ist schwer beschädigt. — Er spricht nicht davon, er macht nichts daraus; aber

Digitized by Google

rätselndes Sinnen liegt oft über dem jungen Gesicht. — Wir wollen ihm Freude bereiten und sagen ihm, daß er bald zum ersten Mal auf Urlaub nach Hause dürfe. Aber nein, er will noch nicht heimreisen, er will warten, bis das künstliche Glied die furchtbare Veränderung verdeckt. So wie jetzt soll ihn die Mutter nicht zum ersten Male erblicken. Sie weiß überhaupt noch gar nicht, wie schwer er gelitten hat und daß er ein Krüppel ist. Nein, sie weiß es noch nicht. Alle die langen Monate, die er einsam in Feindesland lag, hat er nichts davon heimgeschrieben, er ist allein fertig geworden, er wollte den Eltern diesen Gram ersparen. Zwar der Vater kam unerwartet und sah das Geschehene, aber er mußte versprechen, das Geheimnis zu hüten. — O stolzes Standhalten des Willens, o selbstlose Kraft des Herzens, die es vermag, solche Last allein zu tragen!

* * *

Herb und verschlossen sind die ganz Jungen. Die erlösende Fähigkeit, sich mitzuteilen, fehlt ihnen noch, und so liegen sie oft wochenlang stumm, wie betäubt und erfroren von dem Sturm, der über die Unbekümmertheit ihrer Jugend hingebraust ist. Als sie getragen von gemeinsamem Opferrausch auszogen, wußten sie nichts. Unerfahrenheit der Jugend verhüllte ihnen gnädig die Bilder der kommenden Dinge. Nun aber sind die Schleier zerrissen, und sie liegen in dumpfem Staunen, daß es solch höllische Wirklichkeiten unter der Sonne gibt. Jeder hat nur erlebt, was ihn selbst und den Kameraden betrifft; dies müssen sie vergessen. Sie können nicht darauf hinschauen, denn das Grauen starrt sie an mit Medusenblick. — So liegen sie viele Wochen stumm und wie Fremdlinge unter den Älteren, denen die Zunge gelöst ist. Sie sind bescheiden, sie fordern und klagen nicht. Wir reden mit ihnen durch freundliche Blicke, und nur das Aufleuchten ihrer Augen, wenn Frohsinn der andern die Langeweile des Krankenzimmers durchblitzt, kündet, daß Leben und Teilnahme in ihnen ist. Jedes heitere Wort, jedes bißchen Anmut und Frische ist Heilung und Lösung für diese vom Grauen gebannten Seelen. — —

Auch die Älteren, die sich gern mitteilen über das, was sie selbst betrifft, finden nur karge Worte für allgemeines Geschehen. Seine Gewalt ist zu schwer und zu unverständlich, um sich durch Worte bewältigen zu lassen. So sagen sie immer nur dies: „Keiner kann sich vorstellen, wie es da draußen aussieht", und „das ist kein Krieg mehr!" Damit drücken sie ein Unmaß der Dinge aus, wie es die Welt noch niemals erlebt hat.

* * *

Nach langem Gefängnis in Feindesland kommt so ein ganz Junger ins Lazarett der Heimat zurück. Er ist ganz heil an allen Gliedern, er bewegt sich ein wenig ungestüm zwar, aber nicht sonderlich fremdartig. Was ist denn mit ihm geschehen, daß er heimkam wie jene, die niemand mehr zu fürchten braucht? Aus einem weichen, kindlich gerundeten Antlitz schauen mich zwei große dunkle Augen rätselvoll an. Erfassen sie mich wirklich? oder wohin sonst ist der weitgeöffnete Blick gerichtet? Ich spreche ihn an, er ergreift meine Hand, und da tastet er schon wie jemand, der dies lange als sein gutes Recht geübt hat, zart mit der anderen Hand mir Kopf und Schultern ab. Mich schaudert! Nun verstehe ich. Diese weitgeöffneten Augen sind tot, sie sehen mich nicht. Statt ihrer suchen die Hände nach einem Abbild der Dinge. Diese glänzenden braunen Sterne sind nur noch blanke Glaskugeln, noch

Digitized by Google

vermag der geübte Muskel sie nach draußen zu richten, noch spiegelt sich in ihnen eine Welt, so daß sie das Leben vortäuschen. — Aber sie tragen nichts vom Glanze und Reichtum der Welt, weder Nahes noch Fernes zu den Kammern der Seele — nichts. Ein undurchdringliches Schwarz hat alles für immer verschlungen. Sie empfangen nichts mehr von all der herrlichen Fülle da draußen, und sie können auch nichts mehr zurückgeben. Nicht Schmerz, noch Lust; nicht Liebe, noch aufleuchtendes Verstehen. — Ach, sie waren bis vor kurzem die Pforten der Erden-Schönheit und ihrer unschuldigen Lust. —

Er ist noch so jung, er will nicht tot sein in diesem nächtlichen Dunkel. Nun muß die arme einfache Seele sich neue Wege zum Lebendigen suchen. — Da sind auch andere ältere Blinde, keiner klagt. Sie sitzen sehr still und in sich gekehrt auf ihrem Stuhl so, als scheuten sie wie die Kinder im Dunkel noch jede Bewegung in der gespenstischen Welt. Nicht so dieser Junge. Er spricht gern, sucht überall Zuflucht und Anschluß, und rastloser Tätigkeitssinn wirbelt ihn um. Bald steht er im Hof am Gitter, wo die Vorübergehenden für Augenblicke verweilen und ihm kleine Geschenke bringen. Bald macht er sich dieses und jenes zu tun, bald hascht er auf der Straße nach Lauten und Eindrücken, die ihn verweben in die Welt. — Meist scheint er heiter; aber kurz vor der Rückkehr nach Hause finde ich ihn in bitterer Traurigkeit. Er ist ein Kind der östlichen Grenze. Die Eltern, unserer Sprache nicht mächtig, haben ihm einen kurzen und kühlen Brief geschickt, den ein Dritter für sie in unserer Sprache geschrieben hat. Kein Gruß, keine Zeile der Liebe, kein Zeichen der Wiedersehensfreude stand darin! Sein einfaches Denken kann den Zusammenhang nicht deuten, kann keine Entschuldigung finden. Er fühlt sich voll Zorn und Verzweiflung entwertet für die Liebsten. Zum ersten Male übermannt ihn die finstere Last seines Schicksals, über das ihn bisher barmherzige Teilnahme hinweggetragen.

* * *

Tage, Wochen, Monate schieben sich denen, die ganz von der Gewalt des Gegenwärtigen erfüllt sind, zusammen wie im Traum. Aber wie lange leben wir schon so im Zeichen des Todes. Schon schließt sich der Ring eines Jahres, dessen Doppelantlitz uns das Erhabenste und Furchtbarste der Menschennatur kündet. — — Heute saß am Bett eines verwundeten Wehrmanns die Frau mit einem zappelnden, lächelnden Kindchen, es greift schon und lallt, und dreht lebhaft das Köpfchen nach diesem und jenem. Ein kleines Kriegskind mit schon erwachendem Seelchen. Es ist das vierte in der Reihe der Geschwister, dennoch ist die Mutter weit gereist, um es dem Vater darzubringen. Der aber strahlt so zärtlich beglückt, als sei es sein Erstling. — Ja, die Kinder lernen lächeln und zärtliche Wörtlein lallen, und sie tun die ersten kleinen Schritte in die Welt, ohne daß ihre Väter diese Seligkeit erleben. — Eine andere junge Mutter zeigt mir voll Stolz ihr Erstes, die Erfüllung jahrelang vergeblicher Hoffnung. Und gerade der Mann hat so sehnlich danach verlangt! Nun hat's ihm das Schicksal mitten in dieser vernichtenden Zeit geschenkt, und es wird schon groß und verständig. Aber wie lange muß der Vater noch warten auf den Tag, wo er es herzen darf. Eigen wird es sein, wenn die Väter voll Sehnsucht nach der Zärtlichkeit weicher Kinderarme heimkommen und die Kleinsten sich voll Scheu vor dem Fremdling verbergen. — Ach, es ist lange,

Digitized by Google

daß die Männer fort sind! Wie werden sie endlich nach Hause kommen? Wie finden sie die Daheimgebliebenen? Nicht alle Väter und Mütter können einander beim Wiedersehen reinen Herzens ins Auge schauen.

* * *

Mir gegenüber in der Straßenbahn sitzt ein blutjunger Leutnant. Schon ziert ihn das Eiserne Kreuz und schwere Verantwortung gibt ihm die Haltung des Mannes. Wie lange mag es sein, daß er der Schulbank entrann? Ein gutartiges Geschoß verschaffte ihm kurze Ferienzeit. Nun ist er geheilt. Heute noch kehrt er zum Dienst zurück und bald in die Front. Wir fahren zwischen grünenden Saaten und Bäumen, die eben im herrlichsten Brautschmuck prangen. Haben wir je einen Frühling erlebt, der die Erde so überschwänglich geküßt hat wie dieser? Waren wir je gesegnet mit solchen Sonnenfluten, mit solch kristallener Bläue? Es ist, als wolle die Natur, die in diesem Wirrsal nicht helfen kann, uns wenigstens trösten und Freude bereiten mit Gutsein und Blumen — so wie Kinder tun, wenn sie uns traurig sehen. Oder hält ihre Klarheit und Güte unserem grausigen Tun den Spiegel vor, damit wir seinen Wahnwitz erkennen? Ach, denen die fort müssen, erschwert sie den Abschied! — Der Jüngling schaut über die Schönheit hin und spricht wie alle die andern: „Keiner kann sich vorstellen, wie es da draußen aussieht." — Wir fahren über die Brücke, da wo der Fluß aus den Bergen eintritt in weites grünendes Land. Jeder der sanft sich zur Ebene neigenden Hänge ist eingehüllt in das Festkleid des Blütenschnees, jedes Feld der Ebene leuchtet smaragden im Glanze der Abendsonne. Da spricht der Jüngling still vor sich hin: „Und zu denken, daß man dies alles vielleicht nicht wiedersieht!"

* * *

Was aber ist dieses Ganze, dem wir so widerspruchsvoll dienen, dem wir das blühende Leben rücksichtslos preisgeben, dem wir das gebrochene mit jeglicher Liebeskraft retten? Ist es ein Heiligtum, dem wir zu Recht diese Blutopfer bringen oder ein grausamer Moloch des Wahnsinns? Es ist ein Gedankending, zusammengefaßt aus millionenfacher Lebendigkeit des Einzelnen, also nichts greifbar Lebendiges, wie du und ich, wie dieser und jener, den wir lieben. Dennoch verleihen wir ihm den Wert eines heiligen Gutes, dem grausame Macht über das Leben gebührt! Und nicht mal das Sein dieses Ganzen, das wir Volk und Vaterland nennen, steht auf dem Spiel, denn wo ist der äußere Feind, der vermöchte ein gesundes Riesenvolk auszutilgen oder dauernd sich selbst zu entfremden?

Wir sagen: Die Größe, die Ehre, die Freiheit des Ganzen erfordert dies alles. — Aber die höchsten Güter des Lebens: tiefbewegtes Fühlen, Lieben und Gutsein, Erkennen, Schauen und Bilden — sind sie nicht unabhängig vom Werte des Ganzen zu erringen? Und können wir nicht allesamt würdig und glücklich leben ohne seinen blutgetränkten Ruhm? Ja, wir können es, aber wir wollen es nicht! Wir richten die Herrlichkeit des Ganzen, das nichts Greifbares ist, hoch über alles Einzelne auf, weil wir fromm sein wollen vor ihm. Wir erhöhen dies Ganze zu einem Wert, der unser aller Ehrfurcht verdient, weil dadurch auch der Einfachste von uns die Weihe des Überpersönlichen empfängt. Wir wollen allesamt aufschauen können zu einer heiligen Macht, die wir aus unserem eigenen Geist und

Digitized by Google

Leib schaffen. — Wir verehren und lieben viel Einzelnes hier auf Erden, und wir können ihm dienen und opfern, wenn es groß ist. — Aber jegliche Erhabenheit des Einzelnen ist Fleisch von unserem Fleisch, behaftet mit den Schranken des Einzelseins, und immer nur sind es Teile und Kreise des Ganzen, die es beherrscht und bannt. Wir aber wollen allesamt miteinander fromm sein können vor unfaßbarer irdischer Macht, die aus unerschöpflicher Kraft alles Einzelne emporwachsen läßt, die bleibt, wenn seine Stunde des Vergehens gekommen ist. Unser aller Vergangenheit, unser aller Zukunft reicht sich im Ganzen die Hand. — Ein ganzes Volk kann nur Andacht haben vor unendlicher, unbegreifbarer Fülle und Macht. — Aber ein Vaterland ohne Ehre wäre ein entthrontes Götterbild und hätte hinfort keine weihende Kraft.

Die Mutter.

Mutter, ich sah dich im Bilde und Schrecken durchschauerte mich. Bist du es wirklich? Ist dies das geliebte Antlitz, dem rastloses Dienen, stets angespanntes Wollen, heftig durchlittenes Weh und auch die Last der Jahre Anmut und Süße lassen mußten? Wenn du lächelnd und gütig blicktest oder tief innerlich bewegt warst von der Welt Größe und Schönheit — stets blühte die Lieblichkeit neu aus deinen Zügen, gleich dem holden Blühen, mit dem der Frühling auch gealterte Bäume segnet. — Nun aber sind deine Lippen streng geschlossen und fest gebannt in eine schmale gebogene Linie verhaltenen Grames, als könnte nie wieder ein Lächeln der Freude sie öffnen. Deine Augen, aus denen sich sonst die Fülle eines überreichen Gemütes ergießt in stets wechselndem Ausdruck, flammen zornig und gramvoll in eine Welt, zu der sie nein sagen müssen. Und jede Furche deines beweglichen Antlitzes, das sich in einem langen gesegneten Leben die Seele zur schmiegsamen Hülle gebildet, ist zur Rune erstarrt, unsagbares Leiden verkündend.

Nein, die ewigen erschütternden Bilder jener erhabenen Sybillen künden nicht so viel Leid, so viel Ergriffenheit wie dieses Mutterantlitz. Sie sind ja entrückt in das Zeitlose und nur göttliche Gesichte rühren das Saitenspiel ihrer Seele. Sie erschauen Menschenschicksal gemessen an Ewigkeiten. Das Schicksal des Einzelnen ist ihnen ein Staubkorn im Wirbel des Windes, das Schicksal der Völker und Zeiten nur ein Sichheben und -senken wogender Unendlichkeiten. Sie stehen im Bann des unerforschlichen Gottes, der, den Blick auf das Ganze gerichtet, über uns fortschaut und das Weltgeschehen ohne Erbarmen für den Einzelnen regiert.

Du aber bist Mutter der Menschen und in überströmendem Mitgefühl zugewendet allem Lebendigen, allem Kleinen und Einzelnen dieser uns heimischen irdischen Welt. Du bist die Liebe, das Gefäß heiliger Liebe, die alles Menschliche auf dem Herzen trägt. —

Liebe! wie beladen ist dieses Wort mit vielfachem Sinn! So nennen wir den Rausch des Blutes, wenn wir von unserer Einsamkeit ausruhen in der Wärme eines Menschenbruders; so nennen wir den Rausch der Seele und des eigenen Seins, wenn wir erfüllt sind von dem Bilde eines Wesens, das uns das eigene Bild festlich geschmückt zurückschenkt. So nennen wir alles selige Genügen aneinander, das nichts will als dies und Gegenwart. — Wir nennen Liebe, wenn wir einander Antwort sind auf die bange Frage nach dem Wozu? unseres Daseins. Und so nennen wir auch das schwebende unbedürftige Wohlgefallen derer, die einander nur zum festlichen Schmucke des Lebens bedürfen.

Digitized by Google

Aber Liebe nennen wir auch ein Fühlen für andere, das gar nichts für sich will; nicht Lebensrausch, noch Selbstbejahung, noch erwärmende Teilnahme, noch den Genuß der Stunde. Fühlen, das nichts sein will, als der wundertätige Strom warmen Erbarmens, der alles, was hier unten sich müht, sündigt, leidet und einsam ist, zu sich zieht. Diese Liebe, die unabhängig ist von eigenem Hingezogensein wie von dem Widerhall des anderen, die ihre Wärme stets frei aus sich selber schafft, ist die heilige Menschenliebe, deren Gefäß du, Mutter, bist. Du bist der ewig-rauschende Brunnen, der sich unaufhörlich verschwendet und aus verborgenen Tiefen mit immer neuen Kräften gespeist wird. Du hegtest das Schöne, das herrliche Leben in Wärme und Sonne und allem Reichtum der Seele — und du kannst es nicht hindern, daß Tausende darum betrogen werden. Du kannst es nicht hindern, daß die Söhne der Erde einander vernichten. — Jeder, der Hilfe bedarf, hat ein Anrecht an dich, jeder der leidet, wird dir ein Kind. Du dienst deinen Kindern wahllos, grenzenlos, ohne zu fragen, ob sie es wert sind; denn erbarmende schenkende Liebe ist dir ein göttliches Licht, das auch dürrem Boden noch Blumen entlockt. Und du kannst es nicht hindern, daß die Söhne der Erde all ihr Sinnen und Trachten darauf richten, einander planvoll das Böse zu tun. — Die Besten der Völker erheben gegeneinander Mordhände. Sie träufeln sich giftigen Haß ins Blut und verzerren einander zu reißenden Tieren, und jedes Volk überjubelt eigenes Leid, wenn es ihm gelingt, dem anderen Qualen zu bereiten. — Du aber fühlst, wie in allen Landen und Orten die Kette gegenwärtiger und künftiger Leiden schwerer wird. Und du kannst es nicht hindern. — Deine heilige barmherzige Liebe ist wie der Strom, der im Nahen versickert, der das Meer ewiger Liebe von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk nicht mehr findet.

Zum Gedächtnis.

Du warst zum Denker geschaffen und nicht zum Krieger. Fern von der verwirrenden Fülle des Einzelnen, auf den kühlen einsamen Schneegipfeln wirklichkeitsfremder Kontemplation war deine Heimat. Hier unten bei uns in den blühenden Talgründen des Lebens warst du ein Gast nur, immer zum Scheiden bereit. — Freilich, deine glühende Seele liebte nicht nur überwirkliche Wahrheiten und Werte, sondern auch die greifbar irdischen Dinge, und du warst jeglicher Schönheit inbrünstig hingegeben. Die Schärfe deines Geistes blitzte über alles Menschliche hin, und mit Funken deines Witzes besprühtest du menschliche Schwachheit. Aber du neigtest dich voll Ehrfurcht allem Großen und Guten der Erde, und wo immer es dich an einem Menschen ergriff, sahst du hinfort dies als das Wesenhafte an ihm. Du tauchtest auch vielspältiges Sein in Vollkommenheit und verliehst ihm dadurch die Kraft, diesem Bilde zu gleichen. — Ergriff dich Zauber der Liebe zu lebendiger Schönheit, dann verzehrte sich dein ganzes Sein in flammendem Gefühl, dann ward deine Hingabe — Selbstentäußerung. Doch auch die stillere Schwingung der Freundschaft beflügelte dich zu jeglichem Opferdienst, stählte dich zur Treue ohnegleichen. Auch wer deiner Hilfe niemals bedurfte, wußte dich immer bereit. —

Aber deine Heimat war nicht hier unten, du Einsamer. Denn das Meistern der Dinge und Menschen war dir versagt. Kam der schreitende Augenblick, der schnelle Entscheidung fordert — er fand dich gebannt in schwermütige Erwägung, in Grübeln und Zweifeln, und hattest du dich mühevoll durchgerungen zur

Digitized by Google

Klarheit des Sollens und Wollens, dann mochte wohl der leichtbeschwingte Vogel entschwebt sein. — Der sichere Griff, mit dem die Kinder des Tales für sich selbst das Richtige finden, versagte sich deinem gedankenbeschwerten Gemüt, zeigte sich dir ein schimmerndes Glück, dann sahst du zugleich seine Vergänglichkeit, und immer warst du belastet mit grausamer Helle über die eigenen Bedingtheiten. Ach, dir fehlte zum Erdenglück die kecke unüberlegte Zuversicht, die andere schlafwandelnd an Abgründen zum Ziele führt. Immer hielt dich Voraussicht schaudernd zurück vor dem erlösenden Sprung.

Aber im reinen Äther des Denkens, da warst du Meister. In der Selbstversenkung des Geistes überhobest du dich all der verwirrenden Fülle des einzelnen Seins. Du tauchtest die Welt der Erscheinungen mit zwingender Hand in die Formen des Allgemeinen. Nun gab ihnen dein ordnender Geist Rang und Gestalt, nun mußten sie dir dienstbar sein. — Aus den wogenden Nebeln des Ungewissen erhob sich dir das Urgestein geistgeborener Notwendigkeiten. Du schauetest in ihnen Heiligtümer, denn in ihrer Unerschütterlichkeit waren sie dir Bürgen und Torhüter der absoluten Wahrheit, nach der deine Seele dürstete. So verliehst du jenen kühlen spröden Gebilden, mit denen das Denken sich selbst begreift, erhabene Bedeutsamkeit. In der Herrlichkeit des Logos ward deine Seele immer heil und rein. —

Ja, du hattest Heimatrechte in der Region des Überwirklichen, in die wir andern nur zu Gaste gehen. Dort kanntest du alle Wege und gingest selbstsicheren Schrittes. Dort konntest du anderen Führer sein. — Aber als die Stunde der gemeinsamen Not kam, hast du deine Welt verlassen und dich dem Vaterland dargebracht ohne Zaudern. Du warst nicht jung nnd nicht stark, und du wußtest genau, daß dir das freudige Emporrauschen ungeahnter Lebenskräfte versagt sei. Dir winkte da draußen kein Glück, kein Kranz, keine Führerschaft. Du gingst als einer unter der gemeinen Masse, die da sind zum gehorchen und standhalten. Aber es galt dir nicht würdig, dich im Dienste des Tempels zu schonen, wenn draußen das weite Land sich volltrinkt vom Blute der Brüder. — So gingst du still und schlicht ohne die Gebärde des Helden und tatest deine Pflicht. Kein Rausch, keine Hoffnung, keine Illusion — nichts als Strenge gegen dich selbst zwang dich zu artfremden Tun. — Die brutale Forderung des Augenblicks war deinem Wesen völlig unangemessen. Den Kameraden bliebst du ein Fremdling; denn keiner konnte dir folgen in deine Welt. In ihrer Gemeinschaft, die vielen ein Reichtum bedeutet, warst du verwaist. — Das Schicksal hat keine Gnade gekannt, es hat dich den Weg zu Ende gehen lassen, dein Blut ist vergossen, vergeudet.

Ach, warum war unsere Liebe so kalt, ach, warum haben wir dich scheiden lassen! — Darf man den Menschen hindern, seiner Natur zum Trotz das Erhabene zu tun? Darf man ihn hindern an nie geahnter Vollendung?

Digitized by Google

Feldpostbriefe eines Elsässers.

Nachdruck verboten.

Diese Feldpostbriefe und -Karten sind von einem jungen Elsässer geschrieben. Der Krieg brach vierzehn Monate vor dem Ablauf seiner Dienstzeit aus. Er war in die Garde (Königin Elisabeth) eingestellt worden und hat in diesem knappen Jahr „preußische Strammheit und preußisches Pflichtgefühl" kennen gelernt, wie er bei einem Urlaubsbesuch nicht ohne Stolz erzählte. Er ist der Sohn eines Arbeiters, seine Mutter ist als Stundenfrau erwerbstätig, doch nur in beschränktem Maße, ihre Hauptkraft gehört der Familie. Der junge N. ist Zeichner in einer Tapetenfabrik. In seiner Familie herrscht ein starkes Zusammengehörigkeits- und Heimatsgefühl. Beides prägt sich auch in den Briefen aus. Das Charakteristische an ihnen erscheint mir die Selbstverständlichkeit, mit der der junge Soldat seiner Pflicht nachkommt als einer Notwendigkeit, die nicht nur keinen Widerspruch zuläßt, sondern ebenso zwingend in ihm emporwächst, wie sie von außen an ihn herantrat Den Briefen fehlt jeder Schwung, jede Reflexion; sie bringen nur Tatsächliches, den kleinen Ausschnitt des Selbst-Erlebten, ganz ungeschminkt. Obgleich die Farben fehlen, wird doch alles lebendig, denn die Linie ist eine kräftige. Und eins spricht eindringlich aus dieser Brieffolge: die Ansprüche, die der Krieg an die Einzelnen stellt, an diejenigen, die sich in der Masse verlieren und von vielen als Masse genommen werden, und die Leistungen dieser Ungenannten und Unbekannten sind ungeheure. Die Sprache trägt elsässischen Stempel, manche Derbheit ist deshalb nur eine scheinbare. Einige Ausdrücke bedürfen wohl der Erklärung. „Vielleicht" ist = wirklich, „wirklich" = jetzt, zur Zeit, „ganz" und „ziemlich" vor Eigenschaftswörtern nicht einschränkend, sondern verschärfend, also sehr; „bald" häufig = fast, „überhaupt" = immer, „auch" häufig = aber, wird wie „schon" von den Elsässern aus dem Volk beständig gebraucht, vielleicht ist ihre stete Anwendung nur lokal, „lange Zeit haben" = sich sehnen; Nominativ und Akkusativ werden meist nicht unterschieden, der Nominativ herrscht. Die Anrede dieser Briefe, kaum ein Viertel der an dieselbe Adresse gerichteten, lautet stets „Liebe Eltern", den Schluß bilden Erkundigungen nach allen Befreundeten und viele mit Grüßen angefüllte Zeilen. Die Unterschrift wird einige Male hinzugefügt werden.

* * *

Postkarte.

Charlottenburg, 4. August 1914.

Liebe Eltern!

Hoffentlich habt Ihr meine Karten erhalten und daraus gesehen, wie es wirklich mit uns steht. Brief kann ich Euch leider Gott keinen schreiben, die Post nimmt sie nicht an. Meine Sachen alle hab' ich abgeliefert auf die Kompaniekammer, Instrument, Koffer und alles ist drin gepackt. Die Uhr hab ich dazu gemacht, sie ist in der Seifenschachtel. Wenn ich, was Gott verhütten möge, nicht Euch wiedersehe, so

Digitized by Google

müßt Ihr die Sachen von der Kompanie zurückverlangen. Die Post nimmt zur Zeit keine Pakete nach dem Elsaß an. Hoffentlich werden wir uns wiedersehen, wenn nicht, dann mag Euch Gott behütten, auf daß Ihr noch lange gesund und glücklich lebt, und einstens werden wir uns ja doch wiedersehen, dort oben im Himmel. Einstweilen ist es ja noch nicht so weit und werde Euch so bald wie möglich wieder schreiben.

Indessen die herzlichsten Grüße und Küsse von

Euerm lieben Sohn E.

25. August 1914.

Nach mehreren glücklichen Erfolgen sind wir jetzt in der Nähe der französischen Grenze angekommen, nachdem wir ganz Belgien durchmarschiert haben. Die Franzosen mit den Belgiern reißen jeden Tag vor uns aus. Die verwundeten Zuaven und Turkos lassen sie auf der Straße liegen. Gestern hat unser 1. Bataillon 9 Geschütze erobert und sämtliche Mann gefangen genommen. Unsere Maschinengewehre machen ihre Wirkung gut. Vor den Bajonetten reißen die Franzosen aus. Immer noch gesund.

31. August 1914.

Der gestrige Tag war ein sehr heißer für uns, besonders aber für die Franzosen. Glück habe ich gehabt, daß ich nicht mit im Feuer war, denn meine Komp. hat auch starkes Feuer bekommen. Wir hatten 1 Toten, 3 Schwerverwundete und 6 Leichtverwundete. Ich war als Deckungsmannschaft bei unserer Bagage, so daß wir den ganzen Tag hinter der Feuerlinie lagen. Das Artilleriefeuer dauerte von Morgens früh bis Nachmittags 2 Uhr und zwar ein Schuß nach dem andern. Aber unsere Artillerie hat den Franzosen doch den Meister gezeigt. Besonders unsere schweren Haubitzen, die sollt Ihr mal hören. Und nun unsere Infanterie, da sind die Franzosen weit zurück. Während unsrerseits immer das Vorgehen in Sprüngen gemacht wird, so sitzen die hinter einer Deckung und, auf einmal kommen sie hoch, richten sich auf und geben ihre Schüsse ab. Die Folge davon ist, daß ihre Schüsse meistens hoch gehen und uns über die Köpfe pfeifen. Es ist so ein unheimliches Gefühl. Geht unsere Infanterie vor, so reißen sie einfach aus und lassen ihre schönen verschanzten Stellungen im Stich. So war's auch gestern. Auf der ganzen Linie gingen sie zurück, zuerst auf dem rechten Flügel, dann auf dem linken und zuletzt in der Mitte, so daß wir am Abend ungehindert in ihre Stellungen marschieren konnten. Und nun geht's immer vorwärts bei uns. Hoffentlich seid Ihr noch gesund und munter, und schreibt mir doch mal, was die Franzosen bei uns gemacht haben, ob sie auch alles in Brand geschossen haben wie hier. — —

11. September 1914.

Bin wirklich in Gelegenheit, Euch ein wenig mehr zu schreiben. Bis jetzt sind wir immer noch vorwärts gegangen, bloß am Sonntag mußten wir ein kleinen Abstecher machen, wo der Kampf vier volle Tage dauerte, vom Sonntag bis Mittwoch. Am Mittwoch waren wir als Reserve in letzter Linie. Die Kanonen donnerten von Morgens früh 3 Uhr bis spät in die Nacht hinein. Am grauenhaftesten war der Sturm am Dienstag Morgen. Das werde ich mein Leben nie vergessen. Welche von uns, die stachen 3 bis 4 über den Haufen. Einigen brach sogar das Seitengewehr ab bei Stoßen. Beim Stürmen gab man auf unsrerseits kein Schuß ab, während die Franzosen 4—5 Salven abgaben, aber wenig trafen, und zuletzt rissen sie doch zu Haufen aus.

Sonnabend, den 26. September 1914.

Mit Freude kann ich Euch noch mitteilen, daß ich gestern wieder mal mit heiler Haut davongekommen bin. Eine englische Granate platzte direkt ein Meter vor dem Schützengraben, so daß ich und mein Nebenkamerad ganz zugedeckt wurden von der Erde, so daß wir nur noch den Kopf frei hatten. Jetzt haben wir noch

Digitized by Google

die Engländer vor uns mit ihren schweren Schiffsgeschützen. Aber zurück, das gibt's nicht. Die liegen jetzt wieder im Schützengraben vor Reims. Die Nächte werden jetzt schon ein wenig kalt. Joseph Adam ist zum Gefreiten avanciert. Indessen hoffe ich, daß Ihr auch noch gesund seid und es auch bleiben werdet, damit wir einstens ein fröhliches Wiedersehen feiern können.

Vitry le Reims, den 20. September 1914.

Endlich komme ich auch dazu, Euch mal was näheres und genaueres zu schreiben, wie es uns geht in Frankreich. Schon vieles habt Ihr ja schon erfahren aus meinen Karten, die ich Euch schon geschickt habe, aber eine Karte ist nie wie ein Brief. Seit dem 26. August sind wir nun in Frankreich und wie ich es mir viel anders vorgestellt habe. Was nicht kaput geht von den Granaten und Schrapnells, das machen die Franzosen selbst kaput, und nachher liest man dann, wie die Preußen alles verwüsten. Natürlich, das haben wir auch schon gemacht. So zum Beispiel in zwei Ortschaften, da hat man auf uns aus den Häusern und aus dem Kirchturm geschossen und die Folge war, daß wir einfach die zwei Ortschaften in Brand schossen. Besondere Angst haben die Bewohner vor unsern Ulanen, wenn sie das Wort schon hören, reißen sie schon aus. Die meisten Orte, die wir passierten, waren verlassen von den Leuten, besonders von den Männern, doch überall sah man sie zurückkommen auf den Wegen. Die Leute schauten uns alle verwundert an, wir waren immer so lustig und fidel. Sie waren wirklich zu bedauern, wenn die wieder in ihre Wohnungen kamen und alles abgebrannt war. Wie gut die Preußen sind zeigt das, daß diejenigen, die auf uns geschossen hatten, festgehalten wurden, eine Tracht Prügel bekamen und den andern Tag wieder laufen gelassen wurden. Anders war es mit Spionen, mit denen wurde kurzer Prozeß gemacht.

Daß wir so ziemlich schon marschiert sind, wißt Ihr ja. Durch ganz Belgien durch und nun sitzen wir vor Reims, blos haben wir hier schon ungefähr 3 Wochen Aufenthalt. Da sitzen sie nun so richtig im Loch, die Herren Franzosen mit den Herren Engländern. Ein paar Tage hatten wir, da marschierten wir durchschnittlich 45 Kilometer den Tag. Morgens um 4—$^1/_2$5 ging es los, 2 Stunden Mittagspause gemacht und dann wieder los bis Abends 10—11 Uhr. Und dazu immer noch die Hitze, so viel wie ich in dem Kriege schon geschwitzt habe, habe ich glaub ich noch nie geschwitzt. Ruhetage hatten wir auch wenig, den die Franzosen ließen uns keine Zeit dazu. Mit dem Essen kamen wir auch nie zu kurz, was unsere Feldküche nicht hatte, das wurde zusammengesucht von uns selbst, da gabs Brot, Speck und auch Confitür, alles feine Sachen, natürlich darf ich den Wein nicht vergessen, Rotwein, Weißwein, in Epernay den süßen Sekt. Ihr habt ja die Karte wahrscheinlich erhalten mit der Sektflasche darauf. Ein Bett sah ich auch ganz wenig bis jetzt, 2 mal lag ich bis jetzt darin, einmal bis morgens 7 Uhr das andre mal knapp eine Stunde. Aber schon ein paar mal auf dem Heuboden, im Zelt, auch schon im freien. Einmal im Pferdestall und ein anderes mal in einer Schule direkt wo unsere Bagagepferde standen, das war schön warm. Die Hauptsache war, daß man schlafen konnte. Die schlimmste Zeit war die in den Schützengräben, besonders die ersten 8 Tage. Geregnet hat es immer, trocken war man auch nie und dazu noch auf der nassen Erde liegen. Anders ist es jetzt, da scheint die Sonne den ganzen Tag, so daß es ganz schön ist unter freiem Himmel. Nur daß die französischen und englischen Granaten um uns platzten. Am Tage traun sie nicht heran, dann kommen sie des Nachts und stören einem die Nachtruhe. Dann die lieben Sonntagsgefechte. Besonders den Sturmangriff Morgens 4 Uhr werde ich nie vergessen. Das schönste ist wirklich des Nachts wen die Scheinwerfer leuchten, direkt wunderbar. Am schlimmsten ist es im Gewehrfeuer mit dem Artilleriefeuer. Wenn man da nicht schnell genug vorwärts kommt im Laufen, so kann man mindestens sein Testament machen. Besonders wen die Franzosen anfangen zu streuen, und man kann Gott danken, wenn man mit ganzer

Digitized by Google

Haut herauskommt. Alles in Allem Kriegen ist kein Kinderspiel. Und nun will ich auch ein wenig an Euch denken. Daß die Franzosen auch bei Euch gehaust haben, habe ich schon gelesen aus Zeitungen. Nur eines hatt mich schon paar mal geplagt, ob der Vater noch arbeitet oder ob die Fabriken still stehen. Deswegen will ich Euch mein Geld schicken, den Ihr könnt es besser gebrauchen wie ich, da man doch nichts kaufen kann. Und wenn Ihrs bekommt, so macht mir den herzlichen Gefallen und schickt mir ein wenig Cocolade. Besonders hat mich gefreut, daß Ihr die Soldaten so gut aufgenommen habt. Die werden sich auch gefreut haben. Für uns wird auch sehr viel gesorgt aus Deutschland, so bekammen wir gestern Strümpfe, Fußlappen, Unterhosen, Cigarren und Cigarretten. — —

Mittwoch, den 7. Oktober 1914.

Mit großer Freude kann ich Euch wieder ein paar Worte mehr schreiben. Hoffentlich habt Ihr meinen letzten Brief erhalten. Nachdem wir von Reims abmarschiert waren, wurden wir mit der Bahn nach dem Norden gefahren. Einen Tag und eine Nacht fuhren wir im Viehwagen. Nachdem mußten wir noch von Morgens 1 Uhr bis Abends 9 Uhr marschieren, den es hatte große Eile. So 50 Klm. an einem Tag. Nun ging der alte Tanz wieder los. Nachdem wir einen Tag in Reserve gelegen, mußten wir am Sonntag Nachmittag doch noch dran glauben. Zuerst haben wir einen Flieger in Druck gebracht. Nachmittag um 2 Uhr hieß es auf einmal, wir müssen eingreifen, von unserm Bataillon blos die 12. Komp. Nachdem wir nun durch das feindliche Feuer so ziemlich nahe an den Franzosen ran waren, mußten wir ein paar Minuten halt machen, den unsere Artillerie schoß noch kurz. Nachdem sie aber aufhörte, hies es „Seitengewehr aufpflanzen" und nun ging es drauf. Aus dem ersten Schützengraben liesen sie weg, was noch heil war. Im zweiten machten sie noch ein wenig halt, strekten aber nach kurzer Zeit die Gewehre hoch und ergaben sich. Ungefähr 50 Stück. Meistens schon Männer zwischen 40—45 Jahren, schon graue Haare hatten welche. „Immer Weiter" hieß es bei uns. Unsere Artillerie tat die wahren Wunder. Von drei Seiten schoß sie auf die zurückfliehenden Franzosen. Zu Haufen rissen sie aus. Nun kam das Ende vom Liede. Nachdem wir ziehmlich weit vorn in einem Hohlweg halt gemacht hatten, bekamen wir auf einmal Artilleriefeuer, was furchtbar wirkte. Wir stürzten vor und dadurch kamen wir in das Feuer ganz rein. Was nicht getroffen wurde, legte sich hin. Und nun kamen die schwersten Augenblicke in meinem Leben. Überall schlugen die Granaten ein, vor und hinter uns, so daß man sagen muß, es war wie ein Wunder Gottes, daß ich nicht getroffen wurde. Ich dachte, der letzte Moment sei gekommen, betete noch einmal ein paar Vaterunser und dachte an Euch Alle. Rings umher das Jammern von meinen getrofenen Kameraden. Nachdem nun daß Feuer nachgelassen hate, zog ich mich zurück und kam in einen Hohlweg, wo der Rest lag von unserer Komp. Die hatte hier wieder 60 Gefangene gemacht, ein Major, 1 Hauptmann, ein Leutnant und 2 Feldwebel. Nun zogen wir uns zurück. Daß war wieder ein so schöner Sonntag, den man nie vergießt. Tote und Verwundete hatten wir ungefähr 30 Stück. Also, Liebe Eltern, denkt auch öfter an mich, wie ich immer an Euch denke. — — — —

Freitag, den 30. Oktober 1914.

Was mich am meisten freut, Euch mitzuteilen, ist der Kirchgang vom letzten Mittwoch Morgen. Um $^1/_2$11 Uhr war eine hl. Messe mit Predigt und Gesang mit Orgelbegleitung. Zuletzt erteilte uns unser Feldgeistlicher allen gemeinschaftlich nach vorhergegangenem Gewissenserforschen und Reue die Lossprechung, in dem Falle, daß wir die Beichte das nächste mal nachholen müssen. Um jeden die Beichte anzuhören war es zu viel und es würde auch zu lange dauern. Diesen Morgen werde ich nie vergessen, denn bevor wir ausrückten in den Krieg, konnten wir wohl beichten, aber zum Kommunizieren gaben sie uns keine Zeit. Und nun dieser

Digitized by Google

erhebende Augenblick, wo wir alle, Mannschaften wie Offiziere, zum Tisch des Herrn gingen. Auf das habe ich schon lange mich gesehnt, denn man weiß nie, wenn der Augenblick kommt, wo man kann vor Gottesrichterstuhl stehen.

Sonst ist die Kriegslage noch die nähmliche. Blos müssen wir wirklich jede Nacht heraus, abwechselnd graben und aufpassen. Ihr könnt Euch glauben, das es nicht lustig ist, wenn man zuerst schwitzt und dann friert man, da machen die 3 Unterhosen ihren guten Dienst. Vorgestern empfingen wir Unterjacken, Strümpfe und Kopfschoner. Heute gab es wieder Wollne Sachen gestiftet von einer Gräfin. Zu Rauchen gibt's auch immer Cigarren und Cigarretten. So wurden wir auch wieder zum zweitenmal geimpft und zwar gab's eine Einspritzung auf der rechten Brustseite, wahrscheinlich wegen dem naßkalten Wetter, weils davon den Durchbruch gibt und dadurch Seuchen können entstehen. Also ist gut gesorgt für uns. Was die Franzosen anbelangt, so warten die immer, bis wir angreifen, an was wir wirklich garnicht denken, den unsere tapferen Pioniere haben Ihre Arbeit schon gemacht vor uns. So haben sie sogar Minen gelegt, überhaupt alle möglichen Hindernisse und da können wir ganz ruhig bleiben in unsern Schützengräben. Also abwarten, wie sich die Sache vernimmt.

Sonnabend, den 28. November 1914.

Mit Freude kann ich Euch wieder mitteilen, daß wir wieder 3 Tage überstanden haben und nun in unserem Quartier sitzen. Diesmal haben wir ein wenig besseres Wetter gehabt wie's letzte mal und Gott sei Dank war es nicht so kalt. Aber kalte Füße habe ich doch dauernd gehabt, aber wir sind wirklich gut eingerichtet in unsern Schützengräben, da haben wir eine Küche und eine Wärmehalle eingerichtet. In der Küche kann man Kaffee kochen, auch Tee und Bouillon kann man sich machen, in der Wärmehalle, da kann man, wenn man kalt hatt oder kalte Füße hat, sich schön wärmen und da habe ich die 2 Tage nicht gefehlt, da saß ich jeden Morgen während der Ruhezeit von 8 bis 12 Uhr und wärmte meine kalten Füße. Aber richtig warm wurden sie doch nicht. Aber es war immer ein Frost. Will Euch mal kurz beschreiben, was es alles gibt. Abends um 6 Uhr rücken wir aus, bis um 7 Uhr sind wir an Ort und Stelle, zuerst durch das zerschossene Dorf, dann durch den Schloßgarten und zuletzt durch den Laufgraben in unsere Löcher. wenn wir nun hier sind, wird gewacht bis 12 Uhr Abends und zwar die ganze Komp. Blos kann man sich manchmal doch so unverhofft ins Loch legen, daß es keiner sieht. Abwechselnd sitzt man immer eine Stunde auf Posten vor der Linie. Und wenn da der Wind pfeift, da friert man richtig aus. Bis 12 Uhr macht man verschiedene Arbeiten, unter anderm Stolperdraht ziehen vor der Stellung. Da wird Draht gezogen ungefähr 30 cm hoch vom Erdboden und das ist nicht gut zu sehen in der Dunkelheit oder es wird auch Stacheldraht gespannt in Mannshöhe. Von 12 Uhr bis 5 Uhr morgens wird abwechselnd 2 Stunden gewacht. Von 5 bis 8 Uhr muß wieder alles wach sein. Um 8 Uhr gibts Tee oder Kaffee aus der Küche. Von 8—12 Uhr ist allgemeine Ruhe, da kann sich alles hinlegen zum Schlafen. Nachmittag, da gibts Erdarbeiten, da macht man Laufgräben und Verbindungsgräben. Um 4 Uhr ist allgemeines Essen und da hat man richtig Kohldampf. So ist ein Tag wie der andere und man ist froh, wenn wieder die 3 Tage herum sind und die Ablößung wieder kommt für 3 Tage. Schön ists auf Wache, da hat man doch seine Ruhe. Da steht man 2 Stunden und 4 Stunden kann man schlafen. Natürlich muß da auch schönes Wetter sein. So habe ich gestern zwei Flieger beobachtet, einer von uns und ein Franzose. Unserer hatte die Aufgabe, die Einschläge unserer schweren Artillerie zu beobachten. Wie nun unsere Taube beobachtete, kommt der Franzose angeflogen, einmal umkreisen sie sich und ich kann deutlich hören, wie sie mit Revolver schießen aufeinander. Unserer bleibt und der andere haut ab. So geht's ein Tag für den andern und wer weiß noch wie lange. Den Weihnachtsbaum können wir schon so langsam fertigen.

Digitized by Google

„Weihnachten 1914."

B., den 23. Dezember 1914.

— — — Unsere drei Ruhetage waren diesmal sehr knapp. Das kam so. In der Nacht, nachdem wir von der 10. Komp. abgelößt wurden, da hat eine französische Patrullie versucht, unsern Stacheldraht zu zerschneiden und zwar auf folgende Weiße: Vermittels eines Ankers, den sie mit einer Maschine werfen, suchen sie den Draht an sich zu ziehen und zu zerreißen. Unsere Komp. die 9te, deren Patrullie vorn lag und das ganze Ding bemerkte, gab natürlich sofort Feuer, wodurch 1 Mann tot u 2 verwundet wurden. Die 2 komten sich noch zurückschleichen. Natürlich gabs Aufregung bei uns. Nun mußten wir die ganze Nacht und den ganzen Tag in G. bleiben als Reserve. Nun war ein Ruhetag weg. Am 2ten da gabs Alarm. Der Korpskommandant wollte einmal sehen, wie schnell die Sache vor sich geht, bei einer Beschießung durch die französische Artillerie. Da gabs auch Durcheinander, bis jeder seine 7 Sachen genommen hatte und nun gingen wir raus vor das Dorf. Am interesantesten war die Artillerie. Die jagten vielleicht mit ihren Pferden raus zu ihren Geschützen und Protzen, daß sie uns bald über den Haufen gerannt hätten. Nachher konnten wir uns wieder in unsere Quartiere zurückziehen. Am 3. Tag mußten wir Abends ausrükken als Brigade Reserve nach der Ferme bis am andern Morgen. Am andern Tag, da hat man wieder zu packen für den Abend zum Ausrücken in den Schützengraben. Das sind unsere 3 Ruhetage gewesen, wo wir nichts davon hatten. Nun ein wenig zur Weihnachtsfeier. Gestern Abend, als wir aus dem Schützengraben zurückkehrten und in unsere Quartiere kamen, da staunten wir doch. Zwei Mann von uns hatten ein schönen Weihnachtsbaum aufgestellt, darunter lagen die Weihnachtspackete und auf dem andern Tisch die Geschenke von der Komp. sowie Liebesgaben. Ich kann Euch sagen, da gabs mehr wie voriges Jahr zu Friedenszeit. Ein Weihnachtspaket hatte ich keins, dafür aber das Paket vom 26 November mit dem Stück Speck, den Landjägern und dem Hemd, sowie auch mit der schönen Sturmkappe von Dir, liebe Schwester. Da gabs noch Liebesgaben, ich bekam noch eine schöne Wollene Unterjacke, sowie eine Weiße Bauchbinde. Jeder bekam 35 Zigarren, eine Pfeife mit einem Paket Tabak, eine große Wurst, Schokolade, Pfefferkuchen, Äpfel und noch soviel so Kleinigkeiten, auch gabs Rum, Cognac. Jeder hatte große Freude, so daß man bald glaubte, es wäre gar kein Krieg mehr. Um 10 Uhr kam der Herr Hauptmann, der Leutnant und der Feldwebel. Der H. Hauptmann hielt eine kleine Ansprache und zuletzt sangen wir noch: „Stille, heilige Nacht". Das war nun unsere Weihnachtsfeier äußerlich, und morgen Abend, als am 24. Dezember gehen wir in den Schützengraben. Da werde ich auch an Euch zu Hause gedenken mit Wehmuht, und in Gedanken unter Euch weilen. Wie schön wäre es, wenn wir alle beisammen sein könnten. Nun waren wir noch eine Weile fröhlich beisammen und froh schliefen wir ein, so daß ich die ganze Nacht träumte.

Seid tausend mal gegrüßt und geküßt von Eurem lieben Sohn und Bruder, in immerwährenden Andenken an Euch Alle. Fröhliche Weihnachten.

Sonntag, den 2. Januar 1915.

Wünsche Euch hiermit die herzlichsten Glückwünsche zum Neuen Jahr, auf daß Ihr noch lange gesund und glücklich seid, und uns das neue Jahr mehr Glück bringt wie das alte, und was wir alle wünschen, den lang ersehnten Frieden. Bei uns hat man nähmlich nicht viel gemerkt vom Neuen Jahr, den der alte Quatsch nimmt immer noch seinen Fortgang und die Franzosen haben sich auch nicht schön benommen im alten Jahr. Am Tage vorher, am 30. 12. zogen wir in den Schützengraben, so daß wir Silvester in Gottes freier Natur feierten. Am 31. 12. war Kirchgang bei uns im Quartier, dabei müssen die Franzosen irgendwo eine geheime Verbindung haben mit den Bewohnern im Dorf, den kaum kamen wir zur Kirche heraus, schon gabs Artilleriefeuer. 65 Schuß schossen sie ins Dorf, so daß wir 7 Tote und 63 Verwundete hatten und noch ne Masse

Digitized by Google

Pferde daran glauben mußten. Da könnt Ihr sehen, wie man in Gefahr ist, wenn man im Quartier ist. So wars auch am Tage vorher, als wir baden waren. Wir haben nähmlich eine Badeanstalt eingerichtet und zwar in der Brauerei — in den Pfannen, wo das Bier gebraut wird. Das war vielleicht fein so unter der Tusche zu stehen, das erste mal seit dem Feldzug. Nun das traurige. Während wir gerade in der Pfanne saßen, schoß die Artillerie in die Brauerei und dabei wurden drei Artilleristen verwundet. Letzthin war auch ein Offizier-Begräbnis, auch da schossen sie ins Dorf. Gott sei Dank ist unser Quartier noch immer verschont geblieben, den wir liegen am Eingang und sie immer ins Dorf rein schießen. Nun das Wetter, es ist noch immer das nähmliche, Regen und Regen. Das letzte mal holte uns die 9. Komp. zum Graben ausputzen und ich kann Euch sagen, so im Schmutz bin ich noch nie gestanden, bis über die Kniee ging uns der Lehm, so daß er uns die Stiefelschäfte herein lief und darin standen wir eine ganze Stunde, und dabei hat es noch geregnet. Wenn es blos mal ander Wetter geben würde, denn würde es Spaß machen im Graben, aber so hat man die Naße schon vorher voll, wenn es hinein geht. Aber Gott sei Dank geht diese Zeit auch heran und wie froh werden wir sein, wenn wir wieder in der Kaserne bez. zu Hause sind. Da kann man erst sehen, wie schön es zu Hause ist. Und das verspreche ich Euch, klagen will ich nicht mehr, denn nun habe ich den Wert des Lebens kennen gelernt in allem. Möge Euch unser Herrgott so schützen, wie er es bis jetzt mit mihr getan hat. An Euch denke ich nähmlich Tag und Nacht, so daß ich jede Nacht träume von Euch. Gott sei Dank, habe ich jetzt auch das Paket mit dem Gebetbuch erhalten.

Indessen tausend Grüße und Küsse von Eurem Euch immer denkenden Sohn.

Sonntag, den 17. Januar 1915.

Es nimmt mich wirklich wunder, daß mann es so lange aushalten kann, besonders jetzt bei der lausigen Witterung. Nähmlich nichts wie Regen und Regen, jeden Tag, manchmal ist einer dazwischen, wo mal die Sonne scheint. Und die vorletzten 3 Tage, die wir im Schützengraben lagen, da wars besonders interesant. An dem Abend, wo wir einrückten, es war an meinem Geburtstag, da fing es schon an zu regnen. Nun den ersten Tag ging es noch, aber in der zweiten Nacht, am zweiten Tag und erst in der dritten Nacht, da hat es blos noch geregnet, in der dritten Nacht ward sogar noch Sturm. Nun war unser Laufgraben auch voll Wasser und voll Lehm, die Bretter, die wir im Graben liegen hatten, schwammen darin herum. Mann getraute sich nicht aus seinem Loche heraus. Nun mußte ich noch auf Patroullie von 1—2 Uhr — der Wind nahm mich fast mit vor unsere Linie. Naß waren wir auch wie die Mäuße, der Mantel, der wog bald ein Centner, erstens vor Nässe, und zweitens vor dem Lehm, der daran lag. Bei den Franzosen, da muß es noch schlimmer aussehen wie bei uns, die haben ihren Graben auf freiem Felde, und da fällt alles zusammen. Gott sei Dank hielt der Regen auf am 3. Tag, so daß wir ein wenig die Graben ausputzen konnten und das Wasser ausschieben konnten. Da liefen wir aber auf der Böschung herum, wie die Franzosen auch, ans schießen dachte gar keiner, jeder war froh, daß er seinen Graben sauber machen konnte. Wie froh waren wir, als am Abend die Ablößung kam. Nun lagen wir noch eine ganze Nacht in der Ferm als Reserve, in den nassen Kleidern. Am andern Morgen ließ uns der Oberst nach Hause marschieren, auf Bitten von unserm Komp. Führer. Es ist nähmlich ein L. d. R. Leutnannt L. Er stammt aus Mülhausen von uns zu Hause. Nun hatten wir vielleicht zu putzen, den Mantel, den steckten wir direkt ganz ins Wasser. 2 Mann, die blieben überhaupt im Graben, die mußten herausgezogen werden, einer, der fiel hinein bis an die Brust. Da könnt Ihr Euch denken, wie man sich freut, wenn man ins Quartier kommt. Die letzten 7 Tage waren etwas besser, geregnet hat es ja auch, aber nicht viel. Als wir diesmal aus dem Graben gingen, am vierten Abend, mußten wir

Digitized by Google

noch eine Nacht auf die sog. Höhe 147 zur Besetzung des Drahtverhaus. Da war es auch ganz hübsch. Der Graben war voll Wasser, so daß wir uns in einem Unterstand aufhalten mußten. Am nächsten Tage mußten wir als Reserve in G. bleiben. Da lagen wir in einem Keller bis Abends 7 Uhr. 30—40 Meter von uns sah ich zu, wie die französische Artillerie einhaute, so daß der Dreck bis zu uns flog. Die eine Nacht war auch ziemlich starkes Artilleriefeuer über unserm Graben. Die Franzosen schossen zuerst, bis zuletzt unsere schweren Haubitzen anfingen, da bekammen sie vielleicht die Naße voll. Die bestrichen den französischen Graben und wenn die platzen, 21 cm Geschosse, da dröhnt die ganze Umgebung. Da verstummen sie immer gleich, den die können sie nicht vertragen, während die Franzosen wie die Verrückten schießen, so schießen unsere Artilleristen mit aller Ruhe, je 5 Minuten 1 Schuß, aber die sitzen alle. Vorgestern Abend haben sie einen Korporal gefangen genommen, der war ausgetreten vor dem Drahtverhau. Der lachte auch, als sie ihn brachten, der war auch froh.

Sonst ist alles noch beim Alten. Am schönsten ist's im Quartier. Da fehlts wirklich nicht an Eßwaren. Letzthin hatten wir sogar Pellkartoffeln mit Hering. Zu trinken gibts auch immer Bier, Rotwein, Cognak und Rum. Bei der Küche gibts auch jeden Tag entweder Tee, Kakao oder Glühwein.

Hoffentlich sind die Franzosen bald raus aus dem Elsaß! Heute habe ich auch von Steinbach gelesen, daß es unsere Soldaten gestürmt haben, und daß die Franzosen jetzt bis nach Tan zurück sind. Hoffentlich haben sie jetzt bald genug, den überall bekommen sie Hiebe. Bei uns, da haben sie auch Angst, denn jede Nacht schmeißen sie nichts wie Leuchtkugeln.

Douai, den 26. Januar 1915.

Endlich wieder ein Lebenszeichen von mir. Wahrscheinlich habt Ihr schon lange Zeit nach mir gehabt, Euch vielleicht auch schon andere Gedanken gemacht, wie es mir geht. Aber darum braucht Ihr Euch vorläufig nicht zu bekümmern, den ich bin jetzt in guten Händen. Gott sei Dank haben sie uns endlich mal raus geholt aus dem elenden Lehm und haben uns wieder mal unter anständige Leute gesteckt. In kurzen Worten noch die letzten Tage im Schützengraben, da haben wir noch den Rest bekommen. Erstens hats noch geschneit, so daß es hübsch kalt war und dazu gabs noch Regen. Nachdem wir so drei Tage und drei Nächte zugebracht hatten, mußten wir noch die vierte Nacht bleiben, den früh Morgens 5,30 Uhr sollten wir abgelößt werden durch Regt. Königin Augusta. Nun regnete es gerade noch die Nacht und ich war dazu bestimmt, die Komp. die in unsere Stellung kam vor dem Dorf abzuholen und reinzuführen. Das war vielleicht eine Arbeit. Dabei müssen die Franzosen etwas gerochen haben, daß etwas los ist, den sie befunkten uns ganz anständig mit Schrapnells. Und wie sahen sie vielleicht aus, die armen Augustaner, die waren naß bis auf die Haut und obendrein noch schmutzig. Uns ging es aber auch nicht besser. Aber ich dachte mir, die Hauptsache ist, wenn wir aus dem Mist erst raus sind. Nun waren wir doch noch die Dummen, den wir mußten den Tag und die nächste Nacht noch auf der laufigen Farm zubringen als Reserve. Vom Zehen bis an den Hintern ganz naß von unten, der Mantel riß einen bald um, so schwer war er vor Nässe und Lehm und nun so die Nacht zubringen, wieder so ein kleines Andenken für später. Am andern Morgen um 6 Uhr wurden wir endlich abgelößt und konnten in unser Quartier marschieren. Hier ging der Tanz wieder von neuem los, jetzt mußten wir alles schnell packen und endlich um 10 Uhr kehrten wir unserm alten Quartier, B. den Rücken, wahrscheinlich für immer. Nun gings los zur Bahn, daß war vielleicht eine Freude, bloß hätte der Zug nach Charlottenburg fahren sollen, aber er führte uns in zwei Stunden über Cambrai nach Douai, wo wir nun unsere langersehnte Ruhe haben und auch schön genießen wollen. In Cambrai hatten wir noch eine Stunde Aufenthalt, hier gab es süßen Kaffee und Fleischbrühe. Und nun sitzen wir glücklich in Douai. Beim Einmarsche haben wir gesungen, was zum Halse herauskam, und die Leute

Digitized by Google

haben gestaunt, als sie uns sahen in unsern Lehmanzügen aus den Schützengräben. Wir wurden noch schnell verteilt in die Quartiere. Zum Unglück bekam ich kein gutes Haus mehr, so daß ich für die eine Nacht auf hartem Holzboden schlafen mußte, und zwar in einem Photographenladen, wo der Besitzer wahrscheinlich auch im Kriege steckt. Nun waren meine Sachen doch bald trocken und in den schmutzigen Anzügen gingen wir noch am nähmlichen Abend in die noblen Restaurants, die Leute gugten uns vielleicht an. Aber am Andern Morgen gabs vielleicht ein Quartier, liebe Eltern, wie zu Hause so schön. Ich wohne mit einem Kriegsfreiwilligen bei einer Frau mit ihrer Tochter, deren Mann ebenfalls im Kriege ist. Eine herzig gute Frau. Wir sind den ganzen Tag bei Ihnen im Zimmer. Als Bett haben wir eine Matraze auf dem Boden, darüber drei wollene Decken, zugedeckt mit einem weißen Leinentuch und darauf ein weißes Spitzenkissen. Am Morgen, wenn wir aufstehen, gibt's warmen Kaffee, am Nachmittag auch und am Abend bevor wir Schlafen gehen, gibts noch Tee. Herz was verlangst Du mehr. Die Tochter ist Näherin, sie hat mir meine zerrissenen Sachen genäht, ohne daß ich was gesagt habe, so den Mantel, den Rock und die Hose. Gestern hatte ich mir den Knöchel durchgescheuert vom Stiefel, da machte mir die Frau warmes Wasser, daß ich konnte den Fuß waschen und zu guter letzt hat sie mir den Fuß noch selbst verbunden. Liebe Mutter, gerade so wie Du! Das sagte sie auch, sie wolle es tun, wie wenn ich Ihr eigner Sohn wäre. Und die Frau, so wie die Tochter haben vielleicht Ihre Freude daran, wen sie was tun können für uns. Schon einmal gabs Schnaps zum Kaffee und heute Mittags gabs Rotwein, aber gar kein schlechter. Wie ich glaube, sind die Leute ein wenig bemittelt. Da schläft man besser wie im Schützengraben. Abends 10 Uhr gehen wir zu Bett und für zum Wecken haben wir einen Wecker, wenn er anfängt zu klingen, da drehen wir uns noch mal auf die andre Seite. Die junge Frau kocht uns dann gleich Kaffee. Wir wollen hoffen, daß wir recht lange hier bleiben, so daß wir uns richtig erholen können und daß es währenddessen bald Frieden gibt. Bett brauchen wir auch nicht zu machen und die Eßgeschirre wascht sie uns auch aus. Gott wolle den Leuten vergelten, was Sie gutes tun an uns.

Nun ein wenig zur Stadt selbst. An sich ist sie ganz schön. Verkehr ist auch sehr groß, den ganzen Tag fahren nichts wie Proviantkolonnen, deutsche Automobile und die großen Lastautos. Soldaten sieht man auch von allen Gattungen. Kaffee und Restaurants gibts auch ne Masse, so daß es an Bier und Wein garnicht fehlt, blos daß der Wein nur 2 Mark die Flasche kostet. Ein Soldatenheim haben sie auch eingerichtet, wos gutes Münchner Bier gibt. Die Geschäfte laufen auch Ihren gewohnten Gang, so daß man bald glauben möchte, es gibt gar kein Krieg. Und das merkt man jetzt am besten in der Komp. Jetzt gibts Dienst bis über die Ohren, besonders die letzten Tage, da haben wir vielleicht Parademarsch gebimst für Kaisergeburtstag. Der Dienst wird jetzt strenger wie in der Kaserne. Morgens um $^1/_2$ 8 muß man Kaffee holen. Von 8 Uhr bis 11 Uhr ist Dienst, da sind wir auf einem freien Platz in der Stadt und da wird Exerziert. Mittags 12 Uhr gibts Essen von der Feldküche. Nachmittag von 2—4 Uhr ist wieder Dienst und Abends gibts nochmal Essen und Kaffee. Um 9 Uhr muß alles in den Quartieren sein und um $^1/_2$ 11 darf kein Licht mehr brennen. Am Tage und des Nachts revidiert ein Offizier die Quartiere, ob alles in Ordnung ist. In der Kirche sind wir auch schon gewesen, das war herrlich. Und nun, lieber Vater und liebe Mutter, könnt Ihr sehen, daß es mihr wirklich nicht schlecht geht, jetzt momentan braucht Ihr Euch keine Angst zu machen, den hier schießen keine Kanonen und Gewehre. Ich meine gerade, ich bin zu Hause bei Euch, besonders die Frau gemahnt mich immer an Dich, liebe Mutter. — —

Douai, den 3. Februar 1915.

Es gefällt uns hier immer besser, speziell mir bei unsern guten Quartierfrauen. Was macht der Krieg im Elsaß? Schreibt mir mal ein wenig mehr, was

Digitized by Google

den da eigentlich zugeht. In unseren Zeitungen lese ich manchmal von Sennheim und Steinbach, was unsre Soldaten sollen erobert haben, besonders eine Höhe, wo sie Alpenjäger gefangen nahmen. Hier in Douai hören wir seit zwei Tagen auch dauernd Kanonendonner, was von Westen, von Arras herkommt.

Letzten Freitag gingen wir wieder einmal einzeln Beichten und am Samstag Morgen hatten wir Kommunion. Meine Quartier Frauen haben sich so sehr gefreut, daß ich katholisch bin und daß ich zur Kommunion ging. Douai ist fast ganz katholisch, es hat drei wunderschöne alte Kirchen. Als ich zurückkam hatten sie mir schon den Kaffee zurecht gemacht. Am Sonntag hatten wir wieder Kirchgang. Am Abend haben wir uns ein Liter Rotwein warm gemacht und die jüngere Frau hat Apfelküchlein gemacht, so daß wir ganz fein lebten. Besser können wir es überhaupt nicht kriegen und es wird uns sauer ankommen, wenn wir wieder wegkommen. An Geld fehlt es uns wirklich auch nicht, erstens haben wir 5,30 M. Löhnung und dazu bekommen wir noch letztesmal 6,00 M. als Kontribution von einer Gemeinde, die einen Offizier versteckt hielt. Gestern haben wir den Leuten auch ein Kl. Zucker gekauft, weil sie uns immer den Kaffee spendieren. Zum Brot können wir uns wirklich auch genug kaufen, so daß es uns an nichts fehlt. Stramm exerziert wird auch jeden Tag, denn unser Komp. Führer ist streng.

Und nun, lieber Vater, bist Du noch immer Nachtwächter, was macht die Arbeit? Eine Bitte an Dich, liebe Mutter, schreib doch den Leuten ein paar Worte, wenn es nur ein Gruß ist, aber auf französisch, denn die alte Frau freut sich überhaupt, so auch das letztemal, als ich Deine gestrickten Strümpfe erhielt. — —

Douai, den 10. Februar 1915.

Wir haben am Samstag Abend Kaisergeburtstagfeier gehabt und zwar im Stadttheater in Douai. Im Quartier bekammen wir zu 2 Mann 3 Flaschen Münchener Bier sowie 4 Cigarren und Cigarretten. So marschierten wir denn mit den 3 Flaschen in den Taschen durch die Straßen zum Theater. Die Regt.-Musik war auch da und Offiziere und nun gabs ein Vortrag nach dem anderen bis 11 Uhr. Dann war Ladenschluß. Mein Kollege trank kein Bier und so mußte ich alle 3 Liter allein trinken. Ihr könnt Euch glauben, daß ich das ungern gemacht habe. Lustig wars auch, so daß man überhaupt nicht dachte, daß Krieg ist. Wie schön ists doch in Friedenszeiten. Hier in Douai hört man nun von Arras her den Kanonendonner und da sagen die Frauen blos „O Malheur“. Auf meinem Spaziergang am Sonntag habe ich auch Douai so richtig angesehen. Schmutz ist die Hauptsache bei den Franzosen, wenn man blos die Kasernen und öffentlichen Gebäude ansieht. So auch eine Gasse, mitten in der Stadt am Marktplatz. Da ists in Brunstatt in der Welschen Gasse und im Süßen Winkel doch sauberer. Wenn man da des Morgens durchgeht, bekommt man auch Angst. Am Freitag Morgen gehts wieder in den Schützengraben. Und zwar kommen wir wieder ins Quartier nach B.

B., den 17. Februar 1915.

Nun sind wir schon wieder 2 Tage im Schützengraben, aber Gott sei Dank ist es hier nicht so schmutzig wie in G. Die Stellung ist den Franzosen wenig bekannt. Aber am 2. Tage haben sie uns doch eine Portion Granaten geschickt, und die saßen nicht knapp. Nun ist aber die Stellung ganz anders wie vorher. Da wachen des Nachts blos ein paar Mann von der ganzen Komp. während sich die andern in Unterständen finden. Am Tag ist überhaupt niemand im Graben. Nun haben wir uns ziemlich geduckt im Unterstand, aber so ein Granatsplitter flog durch die Türe durch und oben über meinem in eine Patronentasche, wo er zwei Ladestreifen kaput schlug. Zufälligerweise hatte ich mich gerade vorher an den Boden gesetzt, hätte ich gestanden, wer weiß, wo es mich getroffen hätte. Mann muß jedesmal Gott danken, wenn man so gut davon kommt. Hier

Digitized by Google

in unserer Zeitung lese ich auch viel von unserm lieben Elsaß, von Sennheim und dem Hartmannsweilerkopf, den unsere Soldaten gestürmt haben, wo so viel Alpenjäger gefangen genommen wurden. Hoffentlich müssen sie auch immer mehr zurück, so daß sie bald raus sind aus der lieben Heimat. Vielleicht haben wir das Glück und kommen dahin. Wär das eine Freude.

Nun sind wir auch in einem schönen Quartier untergebracht. Die Leute sind ganz gut, habe der Frau schon meine Wäsche gegeben zum Waschen, daß sie auch was zu verdienen hat, sie hat vier Kinder und ihr Mann ist als Infanterist in Calais. Seit dem 1. Sept. weiß sie auch nichts mehr von ihm. Die Frau ist aber ganz gut, den sie bekommt Essen und Trinken von unserer Feldküche. Wen die Feldküche was übrig hat, so kriegens die Leute aus unsern Quartieren, und dann schimpfen uns die Franzosen in ihren Zeitungen in Paris als „Barbaren". Aber diese Leute bei uns, die wissen, daß sie nicht zu grunde gehen, solange wir bei ihnen sind.

Nun haben sie mir das Gewehr abgenommen, den jetzt brauche ich keines mehr, weil ich Hornist geworden bin. Der eine ist nähmlich krank geworden und jetzt muß ich den ersetzen. Nun haben wirs auch ein wenig besser im Graben, brauchen keine Patrulien zu stehen und ich bin als Adjutant beim Zugführer.

Wir können in einem zufrieden sein, daß wir im Westen sind und nicht im Osten, denn die in Rußland habens noch lange nicht so gut wie wir. Ich will gern glauben, daß es dem J. F. nicht gut gefällt, besonders wen es so kalt ist und so hoch Schnee liegt. Die Posten werden sich freuen, daß Du, liebe Mutter ihnen Kaffee bringst. Ich denke auch immer an Dich, liebe Mutter, wenn ich manchmal bei der Frau im Quartier in der Küche bin und Kaffee trinke. Gott sei Dank kommt vielleicht wieder die Zeit, daß wir wieder zu Hause Kaffee trinken können. Meinen Korporal habe ich abgezeichnet.

Morgen gehts zur Osterkommunion.

B., den 12. März 1915.

Wie ich Euch das letztemal geschrieben habe, so waren wir beichten und kommunizieren und dasselbe galt für die Osterbeichte, mithin könnt Ihr sehen, daß die Deutschen in allem Stramm sind und wir hier die ersten sind, sowie auch, wenn es heist, draufgehen. Habe auch eine Karte von Marcel und von J. F. Marcel schreibt, daß er in Russisch Polen ist und daß es ihm bis jetzt gut geht, was ich ihm auch von Herzen wünsche. Anders aber J. F. Der schreibt, daß es Läuse gibt. Ja, die gibts bei uns leider Gott auch, aber zum Glück habe ich bis jetzt noch keine gehabt. Das beste Mittel haben sie bei uns in der Komp. Alle, die welche haben, müssen des Nachts Cementsäcke tragen in den Schützengraben zum ausbetonieren des Grabens, und damit glauben sie, daß sie kaput gedrückt werden. Und viel Schnee haben sie auch in Rußland, während jetzt bei uns die Witterung ganz schön ist. Ja, wenn man hinter der Front ist, ist es ganz schön Soldat zu sein, aber wenn man mal die Naße nach vorn steckt, da hat man gleich genug. Aber für das ist man ja auch Soldat. Im Schützengraben verlebt man wirklich auch gute Tage, Schlafen, Essen und Trinken, das ist die Hauptsache. Manchmal ein Gang durch den Schützengraben und manchmal auch Kartenspielen. Im Quartier verlebt man auch gute Tage, so daß man wirklich sich nicht beklagen kann.

Gestern habe ich Euch wieder 10 M. geschickt. Ihr könnt es besser gebrauchen wie ich. Wir haben zu der letzten Löhnung eine kleine Zutat gekriegt, noch von Belgien her, und etwas davon haben wir in eine Hilfskasse vom Bataillon gelegt zur Unterstützung von Hilfsbedürftigen vom F. Bataillon. Wenn Ihr mihr etwas schickt, schickt mihr auch was zum Lesen für die lange Zeit. Bin heute wieder als Spielmann auf Wache von früh 8 Uhr bis Morgen früh 8 Uhr.

Digitized by Google

B., den 17. März 1915.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was die Läuse anbelangt, habe ich bis jetzt noch keine gehabt, aber wir wollen nicht zu laut schreien, denn sie regieren auch bei uns. Die Läuse gibts nähmlich viel in den Unterständen aus dem Schützengraben, denn sie halten sich viel im Stroh auf. Aber ich sorge immer dafür, jedesmal wird sich tadellos gewaschen und reine Wäsche angezogen, so daß ich immer, wie meine Quartierfrau sagt, schick und proper bin. Rasieren laß ich mich auch jedesmal.

Schade ist nur, lieber Vater, daß Du jetzt nicht mehr arbeiten kannst, aber Du bist ja noch Nachtwächter nebenbei, wo Du auch noch was verdienen kannst. Ich werde Euch wieder Geld schicken. Auf meinem Posten gefällts mir ganz ausgezeichnet. Ein besseres Leben kanns überhaupt nicht geben, denn man wird blos wach im Schützengraben, wenn uns die Artillerie beschießt, aber sie zielen blos zu schlecht. Hoffentlich gefällt es jetzt dem J. F. besser, denn er wird sich besser eingelebt haben. Unsereins hat sich ja auch müssen darin schicken. Es sind ja so viele Kameraden bei ihm und für jeden ist nicht eine Kugel gegossen. Laßt es nur krachen, bei uns krachts manchmal über unsern Köpfen, das ist eine alte Sache. Betet nur jeden Tag, den was Gott tut, ist wohlgetan und die, die die Strafe verdient haben, für die wird sie nicht ausbleiben. Wollen wir mal abwarten, bis die ganze Sache fertig ist. Hoffentlich wird es nicht mehr so lange dauern. Aber so lange es noch dauert, so lange wird auch mitgemacht, hats bis jetzt gut gegangen, wirds auch weiterhin gut gehen, denn der alte Gott lebt noch.

Hilsenheim, Ostern, den 4. April 1915.

Endlich kann ich wieder einmal schreiben, nicht daß Ihr die Geduld ganz verliert von mihr. Es wurde uns befohlen, sämtliche Briefsachen nach Hause zu schicken, da wir an einen andern Ort kommen, wohin, das wurde uns nicht gesagt. Nun habe ich wollen eine Postkarte darein tun und das habe ich aus lauter Aufregung vergessen. Donnerstag Abend 12 Uhr, den 25. 3. 15 marschierten wir von Bucquoy fort und nach 12 Klm. Marsch machten wir Morgens 3 Uhr Quartier. Ich kam gleich bis Mittags 2 Uhr auf Fahnenwacht. Am selben Abend 8 Uhr marschierten wir wieder weiter und zwar bis Morgens 2 Uhr. Da haben wir vielleicht geschwitzt mit dem vollgepackten Tornister. 27 Klm. waren es. Hier blieben wir nun 3 Tage liegen und am Dienstag den 30ten Nachmittags marschierten wir nach Cambrai, wo wir in die Bahn verladen wurden, wußten immer noch nicht wohin. Um 6 Uhr gings los und nun fuhren wir über Valencienne, Mons in Belgien, Namur. Mittag 12 Uhr waren wir in Luxemburg, von da durch die Rheinprovinz und am andern Morgen 4 Uhr waren wir in Straßburg im Elsaß. Von da gings über Kehl, Offenburg, Freiburg in Baden, Neu-Breisach, Colmar und Mittags waren wir endlich, sage und schreibe in Schlettstadt. Hier gings per Fuß nach Hilsenheim, wo wir seither und für mindestens 14 Tage in Quartier liegen. Natürlich ging alles ganz geheim. Marschiert wurde in Frankreich blos des Nachts und die Bahnfahrt, von der wußten wir auch nichts. Lieber Vater und Mutter, wie habe ich mich gefreut, als wir im Elsaß waren. Als wir weg fuhren in Frankreich wurde uns verboten zu schreiben. Nun habe ich ein feines Bürgerquartier in Hilsenheim, ein schönes Zimmer mit einem weiß angezognen Bett für mich und meinen Korporal. Und nun kommt das Allerneuste. Als wir in Hilsenheim waren, hieß es, es gibt Urlaub, in erster Linie kommen die Elsässer an die Reihe. Natürlich war ich auch gleich dabei und wir Elsässer bekamen fünf Tage Urlaub. Gestern um 6 Uhr fuhren wir ab von Schlettstadt. Im Koupe traf ich einen Eisenbahner von Zillisheim, in Colmar mußten wir aussteigen, weil die Päße revidiert wurden, und nun kam das unglaublichste in meinem Leben. Hier wurde uns gesagt, daß vom Garde Korps keine Urlauber nach Mülhausen fahren dürfen. Ihr könnt Euch denken, wie mir wurde im ersten Moment und zum Schlusse

Digitized by Google

mußten wir uns wieder in den Zug setzen und wieder nach Schlettstadt zurückfahren. So nahe der Heimat und wieder umkehren. Man kann ja fahren, aber man muß die Erlaubnis haben von der Armee Abt. von Mülhausen und das dauert 8 bis 14 Tage und wer weiß, wo wir sind in der Zeit. Mit traurigem Herzen machten wir uns wieder auf die Reise. Bei Schlettstadt machten wir Quartier für die Nacht und am Ostermontag zogen wir anstatt nach Brunstatt wieder zurück nach Hilsenheim und die haben vielleicht gestaunt, als ich wieder angewalzt kam. Wir sollten nähmlich feldmarschmäßig in Urlaub fahren und Ihr hättet vielleicht doch Augen gemacht, wenn ich auf einmal angewichst gekommen wäre. Aber es hat nicht sollen sein. Und nun vielleicht könntet Ihr ein Reisepaß bekommen und mich noch besuchen. Ja, lieber Vater und Mutter jetzt ist man man sozusagen zu Hause und kann nicht nach Hause. Aber ich tröst mich mit dem, wenn wir nicht nach dem Elsaß gekommen wären, hätten wir ja auch kein Urlaub bekommen und in unserm Heimatland sind wir ja doch.

Donnerstag, den 30. April 1915.

Wir sind jetzt nicht mehr in Hilsenheim, sondern haben eine schöne Frühjahrsreise gemacht nach dem Osten, nach Galizien. Ich habe mit Sehnsucht auf Euch gewartet, aber Ihr kamt nicht, und nun sind wir schon weggewesen, wo Ihr vielleicht gekommen seid. Nun sind wir bei den Oesterreichern, die haben uns mit großer Freude empfangen. Und erst die Gegend, keine Straßen über Berge und Täler, Dörfer gibts überhaupt keine, blos einzelne Häuser und die sind alle aus Holz gebaut. Essen gibts auch wenig.

Und nun sollen wir da oben aufräumen. Morgen oder Übermorgen soll's zum großen Sturm gehen und wer weiß, was es da wieder kosten wird. Und nun Gott befohlen.

Lauban, den 28. Mai 1915.

Am 19. April nachts fuhren wir von Schlettstadt ab bis Donnerstag Mittag, wo wir hinter Krakau in Galizien ausgeladen wurden. Dann gings zu Fuß auf sehr unebenen Straßen 4 Tage lang bis zur Front. Nachts kampierten wir in Scheunen, durch die der Wind recht kräftig hindurchblies. Am 28. April Abends bei Eintritt der Dunkelheit rückten wir in die Stellungen ein, wo wir die Österreicher ablösten. Zwei Tage und 2 Nächte blieben wir drin, dann am 3. Tage wurden wir abgelöst, damit wir uns ausruhen konnten für den nächsten Tag. Am 2. Mai sollte die Schlacht beginnen. Tags über war es schön warm, des Nachts hingegen bitter kalt. Als wir aus dem Graben kamen, mußten wir das Rot der Mütze mit grauem Tuch überziehen, damit die Russen nicht merken sollten, daß Deutsche die Österreicher abgelöst haben. Vor uns war es ziemlich ruhig, später am 2. Tage mußten wir es um so mehr verspüren. Am Samstag Abend von 9—10 Uhr fing die Kanonade unserer Artillerie an, dann wieder von 11—12 Uhr und von 3—4 Uhr morgens. Dadurch sollten die Russen beunruhigt werden, denn sie hatten bereits etwas gemerkt. Um 6 Uhr fing die Artillerie von neuem an und schoß bis 10 Uhr alles vor uns in Grund und Boden; das Geschützfeuer war so fürchterlich, wie ich es in meinem Leben noch nie gehört habe; wer das nicht gehört hat, kann sich das garnicht vorstellen. Hinter uns stand ein Geschütz neben dem andern; die Österreicher schossen mit den 30 cm Geschützen und unser Minenhund schickte 10 Stück hinüber von 25 cm Durchmesser, so daß man sie deutlich in der Luft konnte fliegen sehen. Die Russen müssen garnicht mehr gewußt haben, wie ihnen zu Mute war, denn wir schauten alle der Sache zu, ohne daß sich die Russen rührten. Gegen 10 Uhr wurde das Artilleriefeuer immer stärker, die Artillerie schoß, was zum Rohre hinaus ging. Auf einmal bemerkten wir vor uns russische Infanterie, die ein heftiges Feuer auch mit Maschinengewehren eröffnete. 8 Minuten vor 10 ging unsere erste Linie zum Graben heraus, von der nur ganz wenige nach vorn kamen, dann kamen wir, der Rest unserer Kompagnie, dabei der

Digitized by Google

Leutnant als Kompagnieführer, uns ging es nicht viel besser als den ersten. Ungefähr in der Mitte zwischen den Gräben erhielt ich einen Streifschuß am Halse, worauf ich mich gleich in eine Ackerfurche legte und mir eine Binde umlegte. Während ich etwa 1/4 Stunde da lag, kriegte ich auf einmal einen Schlag auf den rechten Oberarm, so daß ich glaubte, er wäre weg. Das war der erste Granatsplitter. Das Loch war ungefähr so groß wie ein deutscher Taler, der Splitter sitzt jetzt noch drin. Ungefähr 10 Minuten darauf kriegte ich einen zweiten Granatsplitter, etwa 2 Finger breit über dem ersten, so groß wie ein 10 Pfennigstück, beim letzten Schuß, der ging durchs Kochgeschirr hindurch und streifte mich am Rücken und am Gesäß, was nicht schlimm war. Nun mußte ich in unserm Artilleriefeuer liegen bleiben, so daß ich zuletzt glaubte, daß mich eins der Geschosse auch in die Luft fliegen machen würde. Den Kopf durfte man gar nicht hochheben, weil die russische Infanterie immer noch schoß. Endlich war es doch so weit, daß sie aus dem Graben herauskamen, die Hände hochstreckten und sich ergaben. Nun gings vorwärts. Dann kam die Sanitätskolonne, die mich verband und mich auf einer Tragbahre nach hinten auf den Verbandplatz schaffte, wo wir bis Montag nachmittag 7 Uhr ohne Essen im Freien liegen mußten. Endlich schafften sie uns weg nach dem Feldlazarett des Gardekorps, wo ich noch am selben Abend von einem Arzt verbunden wurde. Am andern Tage um 1 Uhr wurden wir in einem Viehwagen zur Bahn nach Neu-Sandec gebracht, dort kamen wir in einen Lazarettzug mit schönen weißen Betten und dann gings Deutschland zu, wo wir am 7. morgens in Lauban ankamen. Hier kamen wir gleich ins Lazarett, wo wir gleich gewaschen wurden und andere Wäsche angezogen bekamen.

Im großen und ganzen geht es mir gut, bloß beim Verbinden habe ich große Schmerzen, da der Arm wahrscheinlich gebrochen ist. Ich kann mich daher kaum bewegen; ich muß liegen bleiben, so wie sie mich morgens beim Umbetten hinlegen. Am meisten schmerzt das Aufsitzen und das Hinlegen. Die Wunde am Hals ist so weit geheilt. Am Arm, da eitert es vorläufig noch, und einige Knochensplitter sind schon herausgekommen. Zeitweise habe ich deshalb auch hohes Fieber, gestern abend stand es zum Beispiel auf 40.

Ein hier wohnender Elsässer, Oberlehrer M., hat mich besucht und diesen Brief nach Diktat geschrieben. Essen und Trinken ist hier sehr gut; es fehlt uns nichts, so daß bald die Zeit kommen wird, wo ich Euch selber schreiben kann.

Mit herzlichem Gruß und Kuß

Euer Sohn und Bruder.

Diesen Brief habe ich in Eile am Bett Ihres Sohnes geschrieben. Es freut mich, hier einen Landsmann gefunden zu haben. Ich werde ihn öfter besuchen und dafür sorgen, daß Sie Nachrichten von ihm erhalten. Seien Sie herzlich gegrüßt unbekannterweise von Ihrem

E. M., Oberlehrer.

Digitized by Google

Briefe aus Asien.

Von

Marie von Bunsen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 620.)

VIII.

Delhi, 7. 2. 1914.

Liebe Familie! Wenn ich nicht bald anfange, werde ich alles seit dem letzten Brief Gesehene auch nicht einmal andeuten können.

In Kalkutta verlebte ich viele angenehme Stunden beim Grafen Luxburg, der ein altes Ragahhaus bewohnt, und den Scharen imposanter beturbanter Diener umgeben. Durch ihn lernte ich Tagore, den Direktor der Kunstschule und Haupt der Neu-Indischen Richtung kennen. Die besten Sachen waren eben nach Paris geschickt worden, aber ich sah doch einiges, und hatte ein anregendes Gespräch über seine Ziele. So über eine zweckmäßige Kleidung für moderne Indier; er selber trug einen weißgelblichen Kaftan, darüber einen aus grauer Kamelwolle — vorzüglich. (Er ist Neffe des großen Dichters Tagore, der gleich nach meiner Abreise Graf Luxburg besuchte — beinah hätte ich ihm also begegnen können!!!)

Dann hatte ich einen höchst interessanten Abend bei Cornelia Sobraji, der wohl bedeutendsten indischen Frau. Sie ist Rechtsanwalt und von Amts wegen Vormund der Witwen und Waisen in allen Ragahfamilien der Provinz. Sie war in zitronengelbe Schleier und Gewänder gekleidet — eine schöne Erscheinung. Ich hätte ihr stundenlang zuhören können, so Fabelhaftes erzählte sie aus ihrer Wirksamkeit. Etwa unser zwölftes Jahrhundert. Lord und Lady Carmichael hatten mich zum Dinner und State Ball am selben Abend eingeladen, ich hätte mir das alte Government-House gern angesehen, aber so anregend wären die Stunden schwerlich gewesen.

Der letzte Nachmittag in Kalkutta brachte jedoch eine Reihe von Schicksalsschlägen. Ein Rock kam vom „Reinigen" so verdorben, daß ich ihn fortwarf und die Umständlichkeit, mir einen neuen in indischen Provinzialstädten anzuschaffen, vor mir hatte. Darauf öffnete ich einen Koffer, in dem ich alle meine Einkäufe verpackt hatte. „Er war ausgeplündert worden (im Hotel, während ich die Pilgerfahrt mitmachte). Alles Silber, das aus Java, Pnom-Penh, Siam, Birma, alle Batiks, Stoffe, Lacksachen — alles fort. Es war hart, immerhin waren alle Tagebücher unberührt, hätten die Diebe die ins Feuer geworfen, wäre ich dem Selbstmord nahe gewesen. Hätten sie meinen Schmuck aus dem großen Koffer genommen, wäre es ein Verlust von etwa 3—4000 ℳ gewesen. Auch so war es genügend schmerzhaft. Jeder Gegenstand war mit so viel Sorgfalt und Liebe ausgesucht, zum Teil bestellt worden. — Dann war die Rechnung unverschämt. — Dann war

Digitized by Google

die Wäsche nicht gekommen, und es ist unwahrscheinlich, daß irgendein indisches Hotel einem ein Paket nachschickt. — Dann nahm Ahad ein falsches Gepäckstück mit, ich mußte ihn zurückschicken und allein nachts in Gaya aussteigen, mich nach dem Dak Bungalow zurechtfinden und dort die Fahrt nach Buddha Gaya einrichten. Stimmung = unter Null!

Darauf hob sich jedoch die Wolke, alles ging glatt, Ahad erschien am nächsten Tag mit Gepäck und Wäsche, und Buddha Gaya, der uralte Tempel am Heiligen Tippal-Baum, unter dem Buddha saß, als ihm die große Erleuchtung kam, war ganz selten stimmungsvoll und schön.

Er ist abgelegen, wird wenig aufgesucht, hauptsächlich von buddhistischen Pilgern aus Birma, Siam und China. Einige wild aussehende Pilger, Bergstämme von der Thibetgrenze, gingen umher und warfen sich, Blumen darbringend, an allen Ecken des Tempels und vor dem Heiligen Baum nieder.

Dann nach Benares. Hierher reiste Buddha nach der großen Erleuchtung, hielt dort die „Predigt von Benares". Die Stelle ist bekannt, dort sind die Überreste großer Tempel und Säulen und Dagobas. Fabelhaft malerisch und eindrucksvoll ist das Baden der Hindu-Pilger an den Ghats (Treppenanlagen) am Ganges. Sehr genau beobachtete ich das Verbrennen mehrerer Leichen. Es war feierlich und schön, gern möchte ich dort einstens verbrennen, es ließe sich aber wahrscheinlich nicht bequem von meinen Hinterbliebenen einrichten. So verzichte ich darauf, denn man soll rücksichtsvoll sein.

Nachmittags wurde ich im großen grünbemalten Boot nach dem außerhalb der Stadt am Gangesufer liegenden Rajahschloß geführt. Es wirkte orientalisch-feudal, hatte überaus malerische Momente. So ein Zimmerchen mit Bildern aus der Sakuntala bemalt, ein anderes mit Bäumen und Früchten und Pfauen. Die rotgekleideten Diener auf den weißen Marmorstraßen über dem Fluß erinnerten an persische Miniaturen, und unten, unterhalb dem Zenanagebäude lag ein entzückender, streng stilisierter Garten.

Dann kam Allahabad. Sehr interessant der alte Palast vom Kaiser Akbar an der Mündung vom Ganges und Jumnafluß. Der Bruder von Cornelia Sobraji fuhr mich in seinem Auto umher, hatte mich zu den Damen des Newab von Nepal führen wollen, nun war der Hausherr gerade verreist, so ging es nicht! Er gab mir ein Diner, und ich traf einen prächtigen Typ eines vornehmen Muhammedaners (Oberrichter) arabischer Herkunft; Erscheinung, Haltung, Benehmen geradezu tadellos. Er gab mir ein gedrucktes Tagebuch seiner Pilgerfahrt nach Mekka, sehr interessant, wie das ein heutiger gebildeter Muselmann auffaßt. Er hat in Cambridge studiert. Bei Sternenschein fuhr er mich in seinem Auto nach dem Hotel zurück. Auch sonst anregende Menschen.

Dann Lucknow und Gaunpore, beide hauptsächlich wegen der dramatischen Mutiny-Ereignisse. Die zerschossene Residency, das Ghat, an dem die Truppen meuchlings niedergemacht wurden, sind intakt, wie damals. Die Stätte, in der über 200 Frauen und Kinder ermordet und in einen Brunnen geworfen wurden, jedoch durch „Anlagen" und schlecht gotische Marmorerrichtungen jedes historischen Interesses beraubt. Auch sonst hatten diese Städte, wie alle bisher gesehenen, sehr viel Eigenart, einen großen Reiz. Ganz unbesucht waren drei, die ich aufsuchte, Sultanpur,

Digitized by Google

Fyzabad und Ayodya. Letztere ist Schauplatz des Ramayana Epos, sakrosankt. Überall in Ayodya Sadus, nackte „Heilige" und unendlich viele Affen. Kein Europäer außer drei, vier Beamte, kaum ein Muhammedaner.

Das architektonische Interesse all dieser Städte ist mir eine freudige Überraschung (in Ayodya eine alte Rajahburg, auf deren Portal, wie traditionell, um 3 Uhr die Trommler und Sackpfeifer eben aufspielten). Ebenso überraschte mich der Baumreichtum. Mit Ausnahme der Delhigegend wirkt die Landschaft wie eine englische Grafschaft; überall große, schattengebende Bäume. Dann sind die Menschen eine nicht tägliche, sondern stündliche Freude. Herrlich die Gewänder, die Farben, die Mannigfaltigkeit. Dann sind sie auch erstaunlich schön. Nirgends habe ich so hoch und schlank gewachsene Männer gesehen, nirgends so viele mit gutgeschnittenen, regelmäßigen Zügen. Häufig der Typ melancholisch-poetischer Perser-Prinz, noch häufiger der prächtige strenge Araber-Scheik-Typus. Die Frauen — aber man sieht ja nur die der unteren Kasten — sind weit seltener schön, aber selbst die Dorffrauen, selbst die an den Straßen Körbe mit Erde tragenden Frauen sind gut gewachsen, haben auffallend schöne Arme. Natürlich alle mit Schmuck an den Armen, Knöcheln, Ohren, Nasen und Zehen.

Vor vier Tagen kam ich nun in Delhi an, habe es sehr gut gehabt. Der erste Eindruck ist allerdings das Staunen über die reizlose Gegend; die langweiligste Lage irgendeiner bisher gesehenen indischen Stadt. Hier wie überall in dem englischen Viertel dieser Städte, dem Cantonment, öde, sandige, unbebaute Strecken, ein Mangel an vernünftiger Bebauung, an Empfindung für Schatten und Schutz, wie er geradezu unbegreiflich erscheint.

Kaum war ich vom Einschreiben im Government Lodge zurückgekehrt, so kam ein Kamel angelaufen, darauf ein rotgekleideter Diener auf rotbehängtem Sattel, der mir eine Einladung zum Abend brachte. Ein eleganter Aide de Camp in dunkler und goldbetreßter Uniform empfing mich auf den Stufen und stellte mich dem Vizekönig und dessen Gattin vor. Beide sehr gut aussehend, vortreffliche Linie, er war bei uns in der Maienstraße als junger Sekretär gewesen. Sie waren überaus liebenswürdig, ließen mich nachher auf ihren erhöhten Platz rufen, wo ich mich mit ihnen unterhielt, bis andere Gäste von den Adjutanten hergeholt wurden, worauf ich mich mit einem Knix empfahl. Ein Indier war zugegen, der Maharadsha von Gwalior, im weißen Turban und Goldbrokatrock. Leider verschwand er bald und ich lernte ihn nicht kennen. Alle Herren trugen Militär- oder Ziviluniformen, die Damen waren hübsch und elegant. Lady Hardinge lud mich zum Lunch am nächsten Tag ein; im Wohnzimmer wurde ich mit den im Haus weilenden Gästen aufgereiht, dann erschien die „Überexzellenz", begrüßte jeden huldvoll, ging dann als erster zu Tisch, von der Gattin gefolgt. Ich saß neben ihm und unterhielt mich vorzüglich. Da wir genau die gleichen Ansichten über stilisierte indische Gärten, über die Greuel der schattenlosen, weit zerstreuten englischen Cantonments hatten, halte ich ihn für auffallend intelligent. Der ganze Zuschnitt gefiel mir außerordentlich gut — Eleganz, Stil und Geschmack. Der alte Lord Brassey war dort, und wahrscheinlich ihm zu Ehren fanden wir nach Tisch sich tief verneigende Händler, die auf dem Fußboden ihre Schätze, Schmuck, Silber, Stickereien, Brokate und dergl. mehr, aufgestapelt hatten. Es wirkte fabelhaft orientalisch, genau so wurden den Mogulherrschern und ihren Damen die gleichen Schätze vorgeführt. Ich

Digitized by Google

kaufte einen allerliebsten indischen Anhänger, und habe einen ganz ähnlichen unter dem Schmuck der letzten Sultana von Delhi im Museum gesehen. Jetzt sind die Hardinges verreist, ich habe es also noch gut getroffen.

Das Festungsschloß von Shah Jehan (XVII. Jahrhundert) ist geradezu herrlich. Ich hatte viel in den alten Reiseberichten und persischen Geschichtsschreibern über diese Mogulkaiser gelesen. Mir wurde alles sehr gewärtig, und diese Audienzhallen mit Wohngemächern und Baderäumen aus eingelegtem Marmor, mit marmorgefaßten Wasserkünsten, mit dem Blick auf den Fluß, mit den geradezu vorbildlich wieder instand gesetzten indischen Gärten sind über alle Begriffe schön.

Anders, aber ebenso interessant die alten verlassenen Festungen im weiten Umkreis, die Grabdenkmäler und die verfallenden Moscheen. Das Fabelhafteste ist die Festung des Muhammed Tughlask (XIV. Jahrhundert). Es ist sehr weit fort und kann eigentlich nur per Auto erreicht werden. Mit anderen Reisenden wollte ich nicht hin, auch liebe ich das Autogerase in einer überall anregenden Gegend nicht; so fuhr ich mit einer Kleinbahn. Ahad verschaffte mir in einem mitten in einer verfallenen feudalen Festung gelegenen Dorf einen Ochsenkarren und ich fuhr, irgendwie seitlich aufsitzend, hin. Es war namenlos unbequem, hatte aber sehr viel Lokalton und war spaßhaft. Die Festungsruinen, das Grabmal sind fast das Imposanteste, das ich jemals gesehen habe — ägyptisch streng, sehr herb, weder an die frühere noch spätere arabisch-persische noch indische Architektur erinnernd.

Dann ist es sehr unterhaltend in den Bazaren. Bei einem Färber habe ich mir auf einem in Dörfern handgewebten Stoff reizende Ornamente aufdrucken lassen — Kostenpunkt eine halbe Rupie — und es ist jetzt eine wunderhübsche Decke. Überhaupt wandere ich viel umher und suche die Erinnerungen an Jehan und seine interessanten Söhne und Töchter auf. Wie freue ich mich, daß ich nicht wie die anderen reise. Man rechnet zwei Tage für Delhi, nur wenige bleiben drei Tage! Eine etwa 20 Kopf große deutsche Gesellschaft war auf 48 Stunden hier. Sie kauften für 13 000 Rupies von den auf den Veranden hausierenden Händlern, brauchten acht Wagen für ihr Gepäck, hielten es aber für überflüssig, sich abends umzuziehen. Dabei ist dieses eines der elegantesten Hotels in Indien.

Übermorgen werde ich jedoch — ungern — Delhi verlassen. Lebt alle wohl — treulichst

Eure Marie Bunsen.

IX.

Datia, 26. 2. 14.

Liebe Familie! Mitten im feudalen Zentral-Indien, in der Hauptstadt eines der kleinen unabhängigen Staaten, sitze ich und warte auf den Zug. Einige wundervolle Frauen in himbeerroten Schleiern schreiten mit ihren großen Messinggefäßen auf dem Kopf vorbei, dort sitzt eine Gruppe von Männern in gelben und orange Turbanen, weißen oder farbigen flatternden Röcken. Solange das Abendlicht noch vorhält, will ich Euch schreiben.

Agra war ein äußerst genußreicher Ruhepunkt. Eine der interessantesten Städte, das behaglichste Hotel, ein auf den mit Sommerblumen gefüllten Garten führendes sehr hübsch eingerichtetes Zimmer und massenhaft Zeit. So erledigte

Digitized by Google

ich meine gesamte Korrespondenz — sie hatte sich angehäuft —, las in meinen vielen Büchern über Indien, und nachmittags malte ich oder besah mir das zu Besehende.

Als Auftakt hatte ich Kaiser Akbars verlassene Stadt, Fatepur, besucht. „Man" macht es pro Auto, im Flug! Ich fuhr von Delhi aus direkt dorthin, kam bei Vollmond an, verlebte unglaubliche Stunden unter den ausgestorbenen, teilweise noch in aller Schönheit erhaltenen Palästen, schlief in dem noch innerhalb der Palastmauern liegenden Dak Bungalow und hatte dann noch den gesamten folgenden Tag. Es ist etwas Einziges; alle Gebäude, seine Audienzhallen wie seine prachtvollen Ställe, das Haus seiner Freunde, des Historikers Abul Fazl, wie seines Arztes, all die verschiedenen Schlößchen seiner Lieblingsgattinnen, sein „Haus der Träume", wo er meistens schlief und morgens die von ihm angebetete Sonne aufgehen sah, und das berühmte „Haus der Andacht", in dem er in der Mitte thronte und rings umher die Vertreter der verschiedenen Religionen leidenschaftlich ihre Sache verfochten — alles ist vorhanden. Sehr oft war ich in der herrlichen Agrafestung, lernte alle Räume und Gebäude der verschiedenen Kaiser ganz gut kennen.

Bei Vollmond — gleich von Fatepur aus — war ich zum Taj Mahal gefahren. Ich kannte es von Abbildungen her natürlich genau, immer hatte mir der Umriß mißfallen, ich konnte nicht an den „schönsten Bau der Welt" glauben. Aber im Mondlicht war es bezaubernd, es ist ein romantisches Gebäude und muß mit romantischer Beleuchtung gesehen werden. Am Tage kam die Kritik — zum Teil eine unwahre Scheinarchitektur, die Ornamente lange, lange nicht so gut als an vielen anderen Bauten. Zum Abschied sah ich es aber dann noch im Sonnenuntergang und war wieder in voller Entzückung. Überaus naiv wird der Wunderbau Franzosen und Italienern zugeschrieben, so hält H. H. Ewers in seinem „Indien und ich" den Augustin von Bordeaux für einen der erhabensten Künstler der Welt. Sie waren nur an der eingelegten Marmorarbeit, die nicht besonders interessant ist, beteiligt, das Gebäude ist persisch-orientalisch. Die Größe, die Marmormasse, der stimmungsvolle Zypressengarten, die marmorgefaßten Kanäle, in denen der Marmorbau sich spiegelt, der Gemütshintergrund der maßlos geliebten und so maßlos gefeierten Frau, das alles gibt die hinreißende Stimmung.

Eine sehr angenehme Überraschung war mir das Wetter. Seitdem ich Singapur verlassen, also seit einem Vierteljahr, hatte ich Wetter wie an der Riviera, aber nicht tropisch. Frische, ja manchmal kühle Nächte; mittags recht heiße Sonne, in der ich jedoch stundenlang herumspazierte.

Dann Gwalior, Hauptstadt des unermeßlich reichen Maharadsha Scindia, den ich in der Viceregal Lodge im weißen Turban, im Goldbrokatrock gesehen hatte, ohne jedoch mit ihm anbändeln zu können. Hier gibt es einen herrlichen Hindupalast und außerordentlich viel historische Erinnerungen, denen ich nachging. So die Stelle, an der mehrere tausend Frauen, ehe die Festung fiel, freiwillig starben; dann auch das verfallende kleine Gefängnis, in dem die Mogulkaiser ihre ihnen bedenklich erscheinenden Söhne oder jüngeren Brüder auf ewig hinschickten. Sehr eigenartig kleine bemalte Kuppelräume, ein Hof mit Wasserbecken, steile Mauern ringsumher. Auch die schönste Bazarstraße, die ich bis jetzt gesehen habe, durchbrochene, reichgeschnitzte Steinloggien und Balustraden, unten lagen die reichen Kaufleute auf Polstern, rauchten und warteten auf Kunden.

Digitized by Google

Dann besuchte ich Jhansi, eine andere feudale Felsenfestung — sie ähneln unseren mittelalterlichen Burgen außerordentlich, da sie ja — wie auch die antiken — genau dieselben Zwecke erfüllten. Die Rani — Fürstin — von Jhansi, führte im großen Aufstand ihre Truppen selber gegen die Engländer und fiel dabei. Sie war erst zwanzig Jahre alt. Sehr nett sagte der englische Soldat, der mich umherführte: »I think she was a very fine woman, and if the English had been more considerate, it would not have happened.« (Allerdings hatte sie 60 Gefangene, Männer, Frauen und Kinder, trotz ihrer heiligsten Schwüre umbringen lassen.) Dann wieder einen kleinen unabhängigen Staat, Datia, mit geradezu prachtvollen Palästen. Ummauert, unbewohnt, noch gut erhalten; ich fand die angeblich verschlossene Tür nur angelehnt, wanderte umher, kam auf reizvolle Majolikaräume und entzückende spitzengleich durchbrochene Fenster und Loggiengalerien. An der einen Seite, mitten am Fuß des Felsens, ein See, mit Stufen und wasserschöpfenden Frauen.

Nagda, 1. März.

Darauf wieder eine kleine uralte Stadt, Bhilsa, in der Asoka seine Lieblingsgattin kennen lernte und, vielleicht durch sie bewogen, zum Buddhismus übertrat. (III. Jahrhundert v. Chr.). Nah daran die berühmte buddhistische Stupa (Reliquienhügel) von Sanchi, mit seinen höchst merkwürdigen Skulpturen. (III. Jahrhundert v. Chr.). Eine reizvolle Gegend, grüne Ebenen mit Bäumen, Höhenzüge in der Ferne, besonders eindrucksvoll der jetzt beginnende, feuerrot blühende Dakbaum. Eine bezaubernde akazienähnliche Blüte, orangerot und blaßrosa mit samtdunklen olivbraunen Stielen und Hülsen. An der Freude, die ich an den Stunden dort und im nahen Bungalow, angesichts all der Bäume, der Kuhherden, der heimkehrenden Landarbeiter hatte, merkte ich, daß ich nun schon zwei Monate in Städten gewesen war. Der letzte rein ländliche Eindruck waren die Ruinen von Pagan am Irawaddyfluß gewesen.

In dem nächsten Hauptstädtchen Bhopal, wie in der folgenden Ujjain, gab es interessante Holzarchitektur, aber mit Ausnahme von dem unvergeßlichen Bazar in Gwalior stören fast überall Wellblechschutzdächer — es ist ein Jammer! Die Begum (mohammedanische Fürstin) von Bhopal ist sehr angesehen, hat aber leider wenig Geschmack, und ihr Palast war ziemlich böse.

Im Bahnhof von Ujjain, in dem ich abends aß (hier gab es nur kleine Dak-Bungalows, in denen Mahlzeiten nicht immer zu haben waren), traf ich den englischen Architekten der verschiedenen Maharadshas von Zentral-Indien. Er schwärmte mir von sehr schwer zugänglichen Palästen und will vielleicht es mir ermöglichen, durch das Auto eines Maharadsha hin zu kommen! Möge es gelingen! Auch gab er mir eine Empfehlung an seinen Gehilfen, der unter ihm ein altes Wasserschloß instand setzt, und dahin fuhr ich gestern. Überaus reizvolle Wasserwerke, das klare, grüne Wasser des Flusses rauschte wieder durch die verschiedenen tiefen und flachen steingefaßten Teiche. Eine entzückende Anlage. Der Maharadsha von Gwalior will hierher seine Residenz verlegen, läßt das alte Schloß ausbauen: elektrisches Licht, Kanalisation, aber — so versichern die Architekten — alles in bester Tradition. Es kann etwas Feenhaftes werden! Die alten Loggiengänge um den Wasserhof mit Blumen, marmorbekleidet, als Festsaal, darüber die Durbarhalle. Der junge Architekt mit seiner jungen Frau und einem Kollegen hausen

Digitized by Google

nun in dem notdürftig zurechtgemachten Schloß (das Akbar bewohnt hat) mitten in dem Flußtal, sehen nie einen Europäer.

Nun hierher, wo ich gestern abend um 6 ankam und bis 3 Uhr heute nachmittags bleiben muß. Ein kleiner Kreuzungspunkt, keine Stadt, nur einige malerische Hütten, Palmen, der rote Feuerbaum. Wie überall, ein ordentliches I.-Klasse-Damen-Wartezimmer mit Divan und Badestube. So wurden dann meine Bettlaken ausgepackt, ich schlief wie im eigenen Zimmer. Vorräte brachte ich mit, lebe von hartgekochten Eiern, einem kalten Huhn, Bananen, Soda-Water und Tee, letzteren erhalte ich hier. Ich habe es im Leben schon besser gehabt, aber auch sehr viel schlechter. Heute abend komme ich nun im kleinen Staat Jhalawar, in Radschputana an, wo ich als Gast des Maharadsha von Jhalawar, eines Freundes der Bells, die mir eine Einführung gaben, einige Tage zubringen werde. Er soll gebildet und nett sein; daß er mich mit dem Auto oder Wagen und nicht mit Elefanten abholen läßt, flößt mir natürlich bange Besorgnisse ein. Auch schreibt er ein tadelloses Englisch auf dem schönsten englischen Papier: Kothi Gardens, Jhalrapatran in der Ecke, und ein diskretes Wappen. Das einzig Orientalische ist, daß er von „meiner Hauptstadt" spricht.

Jhalrapatran 5. 3. 14.

Ich kann wenigstens anfangen, meinen Besuch zu beschreiben. Es war im höchsten Grad anregend und hübsch. An der Bahn erwarteten mich einige helle beturbante Gestalten und ein großes bequemes Auto. Da ich auch in diesem eine ganze Stunde fuhr, war das doch recht angenehm. An einem hellerleuchteten Gebäude standen endlos viele Diener in wundervollen goldrot Brokat und goldgestickten Röcken und ein kleiner, noch ziemlich junger Mann (was ich heutzutage jung nenne), in einem schwarzseidenen Rock über orientalischen weißen Beinkleidern. Er bewillkommte mich in vorzüglichem Englisch, da der Zug eine Stunde Verspätung hatte, saß man schon zu Tisch, und ich wusch mir nur die Hände und wurde dann mit der übrigen Gesellschaft bekannt gemacht. Eine liebenswürdige, an einen Franzosen verheiratete Engländerin, Madame de Balan (mit Sir Edward Goschen verschwägert), ein Engländer, mit dem der Maharadsha Elektrizität treibt, der Adjutant — eine sehr große, sehr dunkle Othello-Erscheinung, der Kammerherr im schönsten grünsamtnen Rock, der Lord-Oberrichter mit einem prachtvollen in rotsamtnem Futteral steckenden Richtschwert, der ein Onkel der Rani (Gattin) ist. Der Diwan, was in muhammedanischen Ländern der Vezir ist, nimmt wegen seiner besonders hohen Brahmanenkaste nie an Mahlzeiten mit uns Niedriggeborenen teil. Der Maharadsha ist Kshatriya-Kriegerkaste und Radschput, die Minister und Hofleute meistens Brahmanen.

Einrichtung und Zuschnitt, Blumendekoration ganz europäisch, immerhin einige einheimische Gerichte, so die kleinen weißen Kuchen, welche im Tempel dargebracht werden.

Madame de Balan ist eine große Reisende, hat Krokodile im Sudan, Tiger in Indien geschossen und dergl. mehr, interessiert sich außerdem für Missionen und soziale Fragen und ist angenehm und lebhaft. So war die Unterhaltung sehr angeregt. Mit ihr fuhr ich dann nach elf Uhr in unser Bungalow, wo ein Khitmatgar-Haushofmeister, Ayah, Wasserträger, Feger, Lampenmann und Wächter zu unserer ausschließlichen Bedienung zur Stelle sind. Hier haben wir alle Mahlzeiten und

Digitized by Google

kommen zu Tisch nach dem Garten-Bungalow, in dem der Maharadsha, während er sich einen neuen Palast baut, wohnt. Die Rani wohnt mit ihren Damen und Dienerinnen im alten Stadtpalast, sie empfängt nie Europäerinnen, so ließ ich nur am nächsten Tag dort meine Karte.

Der Maharadsha hat nur diese eine Frau und nur einen Sohn, statt eines reichgefüllten Harems hat er eine überaus reichhaltige Bibliothek, kauft beständig neue Bücher. Der Finanzminister seufzt, gibt aber doch zu, daß Zenanadamen im früheren Stil weit kostspieliger waren. Die besonderen Interessen des Maharadsha sind Naturwissenschaften — Physik und dergleichen mehr —, auch liebt er Blumen, konnte mir die Namen aller, nach denen ich frug, sagen, bestimmt immer die Tischdekoration.

Vormittags fuhr der Justizminister — diese Herren sprechen alle ein vorzügliches Englisch — mit Madame de Balan und mir zu den Tempeln und Sehenswürdigkeiten. Besonders interessierte mich der alte Palast, nur 70 Jahre alt, aber absolut in alter Tradition. Über das Mobiliar schweige ich mich aus, auch über das im Bungalow — aber es war doch mancherlei zu sehen. So herrliche alte Waffen (die an einem Tage des Jahres unten in der Halle vom Maharadsha angebetet werden) und allerliebste obere ganz und gar ausgemalte Gemächer. Unten im Hof sah man auf die langen, offenen Bogenhallenställe, so daß der Herr jedes seiner Tiere vor sich hatte. Dann gab es die Sänften, dann die Familienbilder, einheimische interessante, wenn auch etwas rohe Arbeit der späten Radshput-Malerei-Schule. Überaus sonderbar waren außerhalb des zum Teil recht malerischen Städtchens 20 Fuß hohe rohe Gestalten aus Stuck. Im Herbst wird ein großes Volksfest, das die Rama-Taten aus der Ramayana-Sage darstellt, gefeiert; die eine Gestalt hat ein Loch mit einem Gefäß, das durchstochen wird, so daß eine rote Flüssigkeit, Blut darstellend, herausfließt. Bei dieser Gelegenheit erscheint der Maharadsha in voller Pracht auf dem Staatselefanten.

Abends gab es nach Tisch eine Vorstellung der Nautsh-Tänzerinnen, diese sind staatlich angestellt und müssen bei Durbars usw. tanzen. Drei saßen in ihren farbigen, goldverzierten Gewändern und Schleiern auf dem Boden, hinter ihnen die Musikanten. Alles erbliche Ämter, wie überhaupt alle, die Astrologen, Elefanten-mahauts, Sikari-Jäger, persönliche Diener, Kutscher, ihren Vätern im Amt nachgefolgt sind. Ich fand die Musik, den Gesang und den Tanz sehr interessant, die anderen beiden konnten ihre Langeweile nur mit Mühe verbergen. Die bei weitem beste Tänzerin war eine Siebzigjährige — ein Parzengesicht, welche für die kunstvollste in ganz Radshputana gilt. Die eine der jungen (etwa 16 Jahre alt) war außerordentlich hübsch und der aprikosenfarbene Schleier stand ihr entzückend.

Auf meine Fragen hatte mir der Lord-Oberrichter von dem heroischen Selbstmord seiner Cousine aus Anlaß des Todes ihres Mannes erzählt, dann erzählte der Maharadsha von der Verbrennung seiner Urgroßmutter im Jahre 1845. Sie war achtzehn Jahre, bestand darauf, obwohl der Nachfolger sie abzuhalten suchte, die strenge Bestrafung der Engländer fürchtend. Sie ließ sich nicht bewegen, ritt aus dem Palast nach der Stätte, bestieg den Scheiterhaufen, nahm den Kopf des Gatten auf ihren Schoß. Der junge Maharadsha konnte sich nicht dazu entschließen, den Haufen anzustecken, da nahm sie die Fackel, beugte sich nieder und zündete

Digitized by Google

ringsumher an. Die Musik fing an zu spielen, als die Flammen sie erreichten, sie befahl ihnen laut und vernehmlich, aufzuhören, rief die Götter an, während die Flammen sie umspielten, verschied, ohne einen Laut von sich zu geben.

Natürlich wünschte ich die Stätte zu besehen. Wir tranken beim Maharadsha Tee in seinem sehr hübschen Garten, besahen seinen im Rohbau beinahe fertigen, gar nicht üblen, fast rein orientalischen neuen Palast, dann gingen wir nach dem nahen Palmenhain, in dem überall die schönsten Pfauen umherwandelten, und sahen den Tempel, der über der Stätte errichtet wurde. Tag und Nacht geht die Wache um den Bau, wir mußten unsere Schuhe ausziehen, frische Rosen und Jasminblüten liegen immer auf der Marmorstelle, auf der sie und der Maharadsha zusammensitzend — gute orientalische Arbeit — dargestellt sind. Es war sehr stimmungsvoll und schön.

Abends war im einen Zimmer eine erhöhte kleine Stufenbühne, mit Brokatstoffen bedeckt, aufgeschlagen worden. Zuerst kam der „Barde", nach dem ich mich erkundigt hatte, denn der Bhat-Barde ist in Radshputana eine wichtige Persönlichkeit. Dies war der älteste, er kann noch all die uralten Kriegslieder und Familiengesänge, trug sie zu einer Art Laute vor. Zum Schluß bat ich den Maharadsha, ihn zu fragen, ob er sich des „Sati" (Verbrennungstod) noch erinnere. Nein, sagte er, ich war erst zwei Jahre alt, aber ich will das Lied darüber singen, das mein Vater dichtete und das ganz Radshputana weiß.

Es war vollkommen homerisch. Er sang trotz seines Alters mit großem Feuer.

Das erste Spiel war Krischna und die Hirtenmädchen — absolutes Mysterienspiel, abwechselnd Gesang, Tanz und Dialog. Zum Schluß zündete der Kammerherr (grün Samtgewand) in einer alten Messingschüssel ein Licht an, brachte es dem Krishna (einem kleinen Knaben mit großem phantastischen Kopfputz, der die Flöte spielte) dar. Dies war „Pudsha"-Gottesdienst, und wir erhoben uns alle.

Das andere Stück war eine verwickelte Sage, und da es bis gegen Zwölf dauerte und Gesang und Tanz sich doch recht ähnelte, war es etwas lang, wenn auch außerordentlich eigenartig und echt. Die zwei ersten „Hofschauspieler" waren krank, so hatte der Maharadsha eine umherziehende Truppe herbefohlen. Im Hintergrund, an den offenen Fenstern, war die gesamte Dienerschaft, auch mein Ahad. Von Zeit zu Zeit verschwand der Justizminister oder Flügeladjutant, oder Finanzminister, und setzten sich nach Landessitte irgendwo auf den Boden, um sich von dem langen Stuhlsitzen zu erholen. Das durften wir aber nicht merken.

Am andern Tag — ich war drei und einen halben Tag dort — besah ich Bibliothek, Krankenhaus, Gefängnis (bei den Schulen streikte ich). Alles sehr gut und nett eingerichtet, die Bibliothek wunderhübsch, mit Monatsschriften, Zeitungen — alles frei. Sehr gut gefiel mir das saubere, ordentliche und dabei malerische Gefängnis. Die Gefangenen lernen die verschiedensten Handwerke, und ich kaufte mir einen sehr anziehenden blauen Teppich. Interessant war eine junge Frau, die versucht hatte, ihren Gatten zu vergiften. Sie war recht hübsch, kauerte im Hof im hellen Schleiertuch und mahlte Korn.

Nachmittags tranken wir wieder beim Maharadsha Tee, und langsam und würdevoll nahten sich die Elefanten. Es war ein unglaublich schönes Bild. Der eine mit Goldbrokat und einem silbernen Thron, der andere mit grünem goldbestickten Samt und vergoldeten Sesseln. Sie trugen reichen Silberschmuck auch

Digitized by Google

an den Fesseln. Dahinter schritten acht Wachen mit Lanzen. Natürlich wurde photographiert, also ist alles festgenommen worden. Offen gestanden fanden wir es etwas schauerlich dort oben in dieser Höhe, ohne irgendwelche Seitenbalustrade, zu thronen, aber es war doch sehr eindrucksvoll, und wir machten einen kleinen Spazierritt durch den nahen Dschungel.

Heute früh schloß dann mein überaus angenehmer Besuch; der Maharadsha warf mir eine Kette mit Gehänge aus kunstvoll geflochtener Goldlitze um und besprengte mich mit Wohlgerüchen. Ein Typ ist er nicht, seine wissenschaftlichen Liebhabereien sind wohl ganz vereinzelt, aber vieles, das er mir über die Verwaltung usw. erzählte, war doch überaus interessant und beleuchtete die Verhältnisse. Unsere Ansichten stimmten ja meistens nicht, bei seinen Interessen ist er natürlich außerordentlich für europäischen Fortschritt, bei meinen Interessen bin ich natürlich für die Erhaltung des Asiatischen. Aber wir kamen trotzdem sehr schön weiter, und er war von einer wirklich herzlichen einfachen Freundlichkeit.

Die besten Grüße — stets Euere

Marie Bunsen.

X.

Jhodhpur, Dak Bungalow, 23. 3. 14.

Liebe Familie! — Ehe ich mein hartes Lager besteige, will ich über die letztverflossene Zeit berichten.

Nach dem Jhalawar Besuch sah ich mir ein kleines altes Städtchen Bharanpur an, sehr malerisch, mit einer verfallenen Mogul-Zitadelle, Ghats und Tempeln, an einem Fluß gelegen. In der Zitadelle gab es Palmen und Ehrenpforten und eine „festlich gekleidete Menge". Wie es sich bald herausstellte, war eine kleine Gewerbeausstellung im Gang. Einerseits ganz wie bei uns — Ehrenkomitee, Eröffnung durch die höchste zu erlangende Persönlichkeit (hier der englische Kommissar), Leihausstellung usw. usw. Dabei doch gänzlich anders. Halbnackte Männer webten geradezu himmlische Goldbrokatgazen (15 Rs. pro Yard), Lack wurde verfertigt, Goldborten von Kindern gewebt, auch schöne, echtfarbige Schleiertuche, Silberschmiede waren mit ihren kleinen Tiegeln an der Arbeit, und dergleichen mehr. Einer der reichen Kaufleute hatte sehr gute persische und indische Miniaturbilder ausgestellt, die Inschriften waren auf englisch übersetzt und ein Bild stellte einen Weisen dar, der aussagte, daß Menschen mit blauen Augen und gelbem Haar gleich giftigen Schlangen zu vermeiden seien. Ein würdiges, beturbantes Komiteemitglied führte mich umher, und als ich die Inschrift lachend laut las, war es ihm, als höflichem Menschen, natürlich sehr peinlich. Er zeigte mir alles auf das ausführlichste und bedankte sich einmal über das andere Mal für die Ehre, die ihrer Ausstellung durch meinen Besuch widerführe. Es war die erste, die es je gegeben hatte; sie waren über den Erfolg sehr beglückt.

Gegenüber, am anderen Flußufer, war früher ein Palast, in dem Muntaz i Mahal, die Königin von Taj Mahal, starb; in einem Gartenhaus soll ihr Sarg gestanden haben.

Dann machte ich auf dem Weg nach Bombay einen Abstecher nach den Ellora Höhlentempeln. Eine lange Fahrt über die Berge, oben ein Dak Bungalow in malerischer Gegend, rings umher alte muhammedanische Kuppelgräber und große Bäume, vor einem die weite Ebene und im Berg unter einem die alten Tempel.

Digitized by Google

Diese waren ja sehr interessant, besonders da ein jeder anders. Einige der buddhistischen hatten eine merkwürdige Ähnlichkeit mit christlichen Basiliken, und einzelne lagen fabelhaft malerisch an Schluchten. Trotz einiger wundervoller dekorativer Reliefs, einigen glänzenden Tierstatuen und einigen besseren Götterreliefs kann ich mich nicht für diese Hindukunst begeistern. Die ganz frühe, wie in Sanchi (zirka 150 v. Chr.), ist ja sehr ansprechend, aber fast alle spätere in Indien (diese ist vom VIII. bis XIII. Jahrhundert) ist mit der von Borobudur, Java und Ankor Kambodscha nicht zu vergleichen.

Das Ganze, diese Reihe gewaltiger aus den Felsen gehauener Heiligtümer der Buddhisten, Brahmanen und Djain, ist jedoch eindrucksvoll und einzig.

Einige Franzosen waren mit mir da, ihre Indienreise war nun bald beendet, und das war ihnen recht. »Après deux mois, l'Inde ne mousse plus . . . Demain nous serons à Bombay et il y aura des glaces, et des voitures, et de la musique, du mouvement enfin.«

Auf der Rückfahrt besuchte ich eine fabelhaft interessante alte Hindufestung, Daulatabad. Sie ist noch niemals erobert worden, und das wundert mich nicht. Eine überaus kunstvolle Befestigung, Brücken über Schluchten, unterirdische Gänge, bei deren Mündung ein rotglühender Eisenmantel den Weg versperrte, und dergleichen mehr. Alles noch gut erhalten, dem Nizam von Hyderabad gehörig. Alle paar Jahre besucht er sie auf einen halben Tag, so im vorigen Monat. Er kam mit Extrazug und Autos und 100 Frauen. Sein Vorgänger war immer mit 300, seinem ganzen Bestand, gekommen.

In Bombay lud mich Lord Willingdon, der Generalgouverneur, zum Luncheon ein, leider hatte ich bereits eine Einladung zu den steinreichen Rattan Tatas, Parsis angenommen. Dort hörte ich einiges Interessantes. Das ganze natürlich Mischkultur; das Haus gesucht englisch, aber ein paar aus dem Rahmen fallende Einzelheiten, ihr neues Haus wird das reinste Louis XV. aufweisen! Er rauchte Protektionszigaretten (viermal so groß als andere), die für König Alfons hergestellt werden, und nur als Aufmerksamkeit ihm noch abgegeben werden. In London gehört ihnen York House, Twickenham, sie sind also Nachfolger vom Duke of York, dem Duc d'Orleans und den Mount Stuart Grant Duffs! Sie trug einen schön gestickten Sari umgeschlungen, sonst Pariser Toilette; eine hübsche junge Frau.

Der deutsche Konsul, Heyer, war sehr liebenswürdig, fuhr mich umher, gab mir Tee im Yacht-Club und dergleichen mehr. Das Interessanteste in Bombay waren die berühmten „Türme des Schweigens", für welche die Rattan Tatas mir eine besondere Einführung gegeben hatten. Es ist sehr merkwürdig, der große Felsengarten mit dem herrlichen Blick auf die an den Buchten liegende Stadt und den Inseln — die Hunderte von überall umhersitzenden, wartenden Geiern. Die Begräbnisstätte ist über 200 Jahre alt.

Hier ließ ich meine großen Koffer, und es war ein sonderbares Gefühl, bereits hinsichtlich der Heimreise zu packen! Zu meiner Beschämung habe ich vier unnötige Kleider mitgebracht! Allerdings hätte ich leicht mehr Geselligkeit mitmachen können. Nachdem ich meinen Empfehlungsbrief an den Maharadsha von Bikanir ihm geschickt hatte, kam seine sehr höfliche Antwort, er würde zu der angegebenen Zeit leider auf Reisen sein — bedauerte lebhaft usw. usw. Dann hätte ich an den Maharadsha von Benares und an die Begum von Bhopal eine

Digitized by Google

Einführung erhalten, wenn ich eben nicht schon vorher dort gewesen wäre und jetzt nicht mehr hinkomme. Dagegen waren mir alle die vielen mitgebrachten Bücher nützlich.

Jeder, den ich befrug, versicherte mir, daß es gar kein einheimisches Theater gäbe, aber Ahad ermittelte mir eins in Bombay, und so erlebte ich einen merkwürdigen Abend. Ein Singspiel mit Tanz und Göttererscheinungen, mit sehr bösen und sehr guten Rajahs, Dekoration und dergleichen, naiv, aber schöne Kostüme, und Tanz und Gesänge interessant. Natürlich war ich der einzige Europäer im gut besetzten Haus.

Außerdem garnierte ich mir meine Hüte neu auf und las ab und zu in der Asiatic Society Library.

Darauf, am 16., nach Ahmedabad, welches unter selbständigen muhammedanischen Dynastien im XV. Jahrhundert eine große Blüte erlebte und herrliche Gebäude, ja einen ganz individuellen Stil besitzt. Alles aus Stein, wundervoll bearbeitet, eine diskrete, wenn auch noch immer sehr reiche, oft überreiche Verarbeitung der Hindumotive. Vor allem sind es Moscheen und Grabmäler, auch Reste von Palästen und dann noch die großartigsten Brunnenhäuser, die man sich denken kann. Vielmehr kann man sie sich nicht recht denken: drei Stockwerke führen hinunter, ein Säulenwald, entzückende Reliefs, unten das tiefe, kühle Wasser.

Nun ging es nach dem heiligen Abuberg, 5000 Fuß hoch, eine lange steile Fahrt. Oben sind berühmte Jain-Tempel, virtuose Marmorarbeit, alles überdekoriert und überladen. So etwas wird immer außerordentlich bewundert, mich interessierte es wenig als Architektur. Das ganze überaus malerisch. Obwohl eine ursprünglich sehr reine Lehre, der buddhistischen ähnlichen, genau der gleiche Idolendienst wie in den brahmanischen Tempeln — betäubender Gong, Schellen- und Glockenlärm, Weihrauch, im dunkeln Heiligtum wurde vor den Göttern ein eigenartiges Lichtgefäß geschwenkt.

Entzückend die Landschaft auf diesem Abuberg — riesige Granitfelsen, es ist das älteste Gebirge der Welt, war alt, als der Himalaja heraufgeschleudert wurde. Dazwischen herrliche Bäume, oft der jetzt blühende, aromatisch duftende Mangobaum, auch mehrere andere wunderhübsche blühende Bäume, Oleander, eine großblütige weiße Heckenrose, eine gelbe Akazie, sehr viele Palmen. Von diesen Felsbergen umschlossen ein ausgebuchteter See mit Inseln und Palmen. Auf der einen Höhe eines der vielen Radshput Maharadsha Schlösser; sie kommen alle hierher mit ihren Autos, treiben Politik und Polo. — Es war hier oben eine prachtvolle Luft, und ich machte vierstündige Spaziergänge nach entlegenen Tempeln. Mit einem braven Jesuitenvater aus Westfalen fuhr ich hinunter. Er war zwanzig Jahre in Indien, wenn er nicht ganz zusammenklappt, würde er nie heimkehren, das hatte er ja auch vorher gewußt. Seine Geschwister schreiben ihm einmal im Jahr. Er war kein Lumen — konnte mir aber doch mancherlei erzählen.

Nun nach Jhodhpur, der Hauptstadt eines der reichsten und ältesten Maharadshageschlechter (nur Udepur ist ihm an Vornehmheit über). Es liegt abseits, wird wenig besucht, ist aber außerordentlich eigenartig und lohnend. Ein Festungsberg mit den alten Palästen, eine ummauerte Stadt darunter, mit einer geradezu erstaunlichen Menge mit schönsten durchbrochenen Steinreliefs geschmückter Häuser. Im vorigen Jahrhundert waren hier sehr zahlreiche große Kaufleute, sie bewohnten

Digitized by Google

wahre Paläste. Ich hatte mir die Erlaubnis zur Besichtigung des Maharadsha-schlosses, der Waffenkammer und des Schatzhauses verschafft, sah alles sehr gut. Die Schätze waren schwindelerregend, Perlenketten, Smaragdgehänge, Rubinenschmuck, alles massenhaft, kaum zu überblicken. Dabei war es eine Auswahl, die jungen Prinzessinnen allein haben für 30 Lak Schmuck (über 4 Millionen Mark). Dann Jadegriffe mit Juwelen besetzt an kostbaren Dolchen, silberne Badewannen, die schwersten silbernen und vergoldeten Behänge und Knöchelringe für Elefanten und Pferde. Es war sinnverwirrend. Herrliche Waffen, persische Damaszenerarbeit. Im Palast (große Teile waren von sechs alten Königinnen bewohnt) einige hübsch bemalte Räume (natürlich oft durch europäische Scheußlichkeiten verunziert). So der eine Saal mit Bildern der Ahnen noch im persischen Stil gemalt, darunter Szenen, welche 36 bekannte Melodien bildlich darstellten. Ein Ritter abends im Gebirge, junge Mädchen am Fluß unter blühenden Bäumen und dergleichen mehr. Dieser bildlichen Darstellung musikalischer Stimmungen bin ich schon mehrere Male begegnet. Es ist fabelhaft raffiniert.

In einem Hof war der Marmorthron, wo der Maharadsha ernannt und mit den heiligen Zeichen auf der Stirn versehen wird, im andern finden die Nautschtänze statt. Die Architektur mit den vielen Steindurchbruchfenstern mit Schranken sehr anziehend; hellblau-grüne Läden. Sehr rührend an den Toren der ausgehauene Umriß von 40 Händen. Wenn eine Rani nach dem Tode des Maharadsha nach seinem Scheiterhaufen hinausritt, um mit ihm verbrannt zu werden, drückte sie ihre mit roter Farbe befeuchtete Hand an das Tor. Diese Ranihände werden noch heute angebetet.

Dann fuhr ich nach einer kleinen ummauerten Vorstadt, wo die Paläste der „Naths", erblicher Wahrsager der Maharadsha, liegen. Der Großvater des jetzigen spielte eine große Rolle beim vorvorletzten Maharadsha, wurde von ihm angebetet. Der Enkel scheint ein herrliches Gnadenbrot zu verzehren. Er saß unter dem Palastportal — schneeweiß bekleidet mit einem gelblichen Turban, ein stattlicher Herr von etwa 35, der „Rajah" genannt wird. In einem der reich und schön mit Steinreliefs geschmückten Höfe wohnt er mit seinen „Ranis" (Fürstinnen), ein anderer Teil ist nur dem Andenken seines Vorgängers geweiht, liegt unbewohnt da, die Pfauen spazierten in den Säulenhallen. Er führte mich umher, zeigte mir seine Fahr- und Reitpferde — die Unterhaltung wurde durch Ahad vermittelt. Besuch erhält er wohl überaus selten und freute sich dazu. Der jetzige junge Herr hält nichts auf Naths, hat aber natürlich seinen geistlichen Seelsorger, „Guru", einen Brahmanen, und der kam eben in Jhodhpur an, wurde mit Ehrenwachen (silberne Gehänge und Geschirre der Pferde) mit der Rajahmusik von Pauken und Pfeifen begrüßt.

Es war viel zu sehen; so kam ich auf einen unerhört malerischen kleinen Felssee unter dem Absturz des Burgfelsens, der See der Rani, wo Hunderte von farbig verschleierten Frauen auf schönen Steinstufen Wasser schöpften.

Dann nach Ajmer, einer alten Radshputstadt, jetzt englische Enklave. Ich hatte Briefe an mehrere Menschen durch den guten Jhalawar Maharadsha, und der Commissioner, früherer Resident von Udepur, hat mir eine Einladung nach dem Gasthaus des Maharadsha von Udepur verschafft! Dort komme ich heute (27. März) an. Ich besah mir Mayo College, wo die Söhne der Maharadshas und des hohen Adels vom 7. bis 22. Jahr erzogen werden. Der stellvertretende Prinzipal vertritt einen Sohn von General Waddington, dieser hatte oft Arnold,

Digitized by Google

als er in der benachbarten Garnison war, bei sich gesehen. — Jeder Radshput Maharadsha, auch Jhalawar, hat hier sein eigenes, sehr hübsches, im orientalischen Stil erbautes Steinhaus. Dort leben die Jünglinge mit ihren Dienern, auch wohl einem Mentor, einem armen Radshputverwandten, und ihren Pferden. Sie müssen indische Tracht tragen, sind sehr leidenschaftliche Sportleute, sahen recht nett aus.

Dann gab es sehr anziehende Gebirgsseen mit Marmorpalästen und Tempeln, und einige berühmte Moscheen.

Jetzt bin ich auf dem Weg nach Udepur und verlebe den Tag in Chitorgarrh, der gefeiertsten Festung Indiens. Ich kannte ihre Geschichte, etwas Heroischeres als die Verteidigungen läßt sich nicht denken. Da war der Eingang zu der unterirdischen Treppe, auf der 1303 alle Frauen, mehrere Tausende, als letzte die berühmt schöne Rani Padmani, herunterschritten und in Flammen erstickt wurden. Dann stürzten sich alle Männer, in Saffran gekleidet, dem Sultan Alauddin entgegen und kamen um. Zwei Jahrhunderte später gingen 8000 Männer, ebenso, von zwei jungen Prinzen angeführt, dem Kaiser Akbar entgegen und in den Tod. Die Stelle, wo die Prinzen fielen, wird durch kleine Kapellen am Weg bezeichnet, ihr Andenken wird göttlich verehrt. Es ist eine gewaltige Burg, sieben Tore führen hinauf; oben sind die Paläste fast zertrümmert, aber die Siegestürme stehen noch, und das malerische Bad der Ranis in einer baumbeschatteten Schlucht. Ich sehe es vor mir, während ich im Dak Bungalow — in solchen habe ich diese letzte Zeit verlebt — schreibe.

Radshputana ist sonnverbrannt, steinig, hat aber herbe edle Gebirgsketten mit entzückenden Oasen und ist durch den feudalen Charakter ihrer Bewohner, durch ihre Geschichte ganz besonders sympathisch.

Es wird ja allmählich ziemlich warm, aber doch immer noch europäische Sonnenhitze mit sehr angenehmer Nachttemperatur. Mir geht es so vorzüglich wie bisher; meine mühsam im Berliner Winter abgehungerten 38 Pfund habe ich mir noch ferngehalten, ja vielleicht das Minus vergrößert.

Alles Herzliche — stets Eure Marie Bunsen.

(Schluß folgt.)

Kräfte geistigen Volksaufstiegs in Schweden.

Von

Dr. Else Hildebrand.[1])

Nachdruck verboten.

In der letzten Nummer dieser Zeitschrift wies Helene Lange in ihrem Aufsatze über das weibliche Dienstjahr auf die staatsbürgerliche Erziehung der dänischen Volkshochschulen hin. Diese Organisationen finden wir außer in Dänemark auch auf der skandinavischen Halbinsel und in Finnland. Überall dort sind sie als Bauernhochschulen entstanden und wurden nur allmählich auf andere Volksschichten ausgedehnt.

In Dänemark wurde die Bewegung, die zur Einrichtung von Volkshochschulen führte, durch den religiösen Propheten und kirchlichen Erneuerer, den nationalen

[1]) Die Verfasserin dieses Artikels hat bei längerem Aufenthalt im Lande eingehend die schwedischen Verhältnisse studiert und wird in der nächsten Zeit ein Buch über das schwedische Volkshochschulwesen erscheinen lassen. D. Red.

Digitized by Google

Historiker und Dichter, den Volksfreund und Politiker N. F. Grundtvig hervorgerufen. Er glaubte, durch die Erziehung der jungen Generation — wie in Deutschland Fichte — sein Volk wieder aus seiner politischen und nationalen Erniedrigung emporheben zu können.

In Schweden wurden diese Volksbildungsbestrebungen unter völlig anderen Bedingungen und durch ganz andere Kräfte ins Leben gerufen. Hiermit mag es wohl auch im Zusammenhang stehen, daß die schwedische Organisation sich anders entwickelte, gemäß den Bedürfnissen des anders gearteten Volkes, als ihre Schwester in Dänemark.

Die schwedische Volkshochschule ist fest verankert in dem schwedischen Bauernstande. Die Initiative zur Gründung dieser Organisationen wurde hier im Gegensatz zu Dänemark von den Bauern in voller Selbständigkeit ergriffen. —

Die Art ihrer Gründung, ihre Organisation und ihr Wirken sind ohne die Kenntnis der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes nicht zu verstehen.

Während der dänische Bauer, wie die meisten seiner europäischen Berufsgenossen, unter dem Joche der Leibeigenschaft mehrere Menschenalter geschmachtet hat, kannte Schweden niemals eine Epoche der Feudalherrschaft. Noch im frühen Mittelalter war der eigentliche Adel Schwedens die schwedische Bauernschaft. In selbständiger und freier Weise löste er die Verwaltungsaufgaben in den einzelnen Landschaften, da damals noch kein gemeinsames Reichsgesetz bestand. Als in der Unionszeit (1389—1521) die Bauern unter den Übergriffen des Adels wie unter der Gewaltherrschaft der dänischen Vögte zu leiden hatten, gelang es den Bauern Dalarnes unter der Führung Engelbrekts, sich ihre Freiheit zu erkämpfen, noch ehe der Adel die privatrechtliche Erblichkeit der Lehen zur Anerkennung bringen konnte. Seit der Thronbesteigung Gustav Vasas kämpften die Bauern wiederholt vereint mit dem Königtum gegen die Übermacht von Adel und Geistlichkeit.

Nur im 17. Jahrhundert kamen die schwedischen Bauern in Gefahr, das Schicksal ihrer europäischen Standesgenossen zu teilen. In dieser Zeit bildeten sich allgemein größere Güter durch Zusammenlegung. Ein großer Teil der Staatsgüter wurde verkauft, und so vermehrte sich der Besitz des Adels bedeutend, wodurch seine soziale Vormachtstellung begründet wurde. Auch die Pachtverhältnisse wurden durch Adelsprivilegien in dieser Zeit zum Schaden der Bauern bedeutend eingeschränkt. Alle Ämter von einiger Bedeutung befanden sich in den Händen des Adels, und seine Steuerfreiheit wurde erweitert. Vielfach gingen auch die fiskalischen Rechte der Krone auf den Adel über. So kam es, daß der Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts 30 bis 40 % des Bodens — uneingerechnet die Lehen — innehatte, während er 1566 nur 22 % besaß.

Aber schon gleich zu Beginn dieser Veränderungen wurden Stimmen laut, die mit dem sozialen Übergewicht des Adels unzufrieden waren. Und so geschah schon wenige Jahrzehnte nach dem Bestehen dieser Verhältnisse eine der gewaltigsten sozialen Umwälzungen, die in der neueren Zeit vor sich gegangen sind: Karl XI. (1660—1697) zog einen großen Teil der Adelsgüter ein; dadurch änderte sich die Besitzverteilung so, daß nunmehr Adel, Bauer und Krone sich gleichmäßig in den Besitz des Landes teilten.

Seit der Regierungszeit Karls XI. schritt die soziale Nivellierung ohne Unterbrechung vorwärts. Die Bauern, die Land von der Krone im Besitz hatten, wurden 1723 in den Stand gesetzt, gegen eine geringe Ablösungssumme die Güter zu erwerben, auf denen sie als Pächter saßen. 1809 schwanden die letzten Vorrechte des Adels.

Nicht nur sozial, sondern auch politisch unterschied sich die Stellung der schwedischen Bauern von der ihrer Standesgenossen in dem übrigen Europa. Seit Jahrhunderten bestand der schwedische Reichstag aus den vier Ständen des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern. Sicher ist, daß die Zins- und Kronbauern schon im 16. Jahrhundert — vielleicht auch schon früher — in den

Digitized by Google

Reichstagen vertreten waren. An den Herrentagen, die die erste wirkliche Volksvertretung darstellen, nahmen die Bauern schon während der Unionszeit (1389 bis 1521) teil.

Schweden ist noch heute ein Bauernland. Große Güter existieren nur auf dem guten Boden der südlichen Ebenen und in den Provinzen in der Nähe des Mälarsees. Diejenigen Güter, die mehr als 100 ha Ackerland haben, betragen nur 1 % sämtlicher Betriebe. Von der gesamten Anbaufläche des Landes kommt ungefähr auf die Größenklasse zwischen 10 und 50 ha die Hälfte und je ein Viertel auf die Betriebe unter 10 ha und über 50 ha. In allen Staaten, in denen Bauernhochschulen bestehen, in Dänemark, Norwegen und Finnland, liegen die Grundbesitzverhältnisse ähnlich.

Die erste schwedische Volkshochschule entstand Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts, in einer Zeit tiefer politischer Bewegung und in einer Periode höchster politischer und sozialer Kraftentwicklung des schwedischen Bauernstandes. Eine neue Kommunalverwaltung und Landsthingordnung vom Jahre 1862 und eine neue Reichstagsordnung vom Jahre 1866 ermöglichte dem Bauernstande eine erweiterte Teilnahme an den Staatsgeschäften und Gemeindeangelegenheiten. Welcher Einfluß jedem einzelnen Bauern in den Landgemeinden zukommt, zeigt die Tatsache, daß die Entscheidung in ihren Angelegenheiten nicht von dem Beschluß einer besonderen Repräsentativversammlung, sondern von dem aller Stimmberechtigten abhängt. Durch die Reichstagsordnung vom Jahre 1866 wurde der Ständereichstag durch ein Zweikammersystem ersetzt. Die zweite Kammer wurde hauptsächlich eine Vertretung der Bauern. 1867 hatten 78 Landwirte einen Sitz in der Zweiten Kammer, 1875 hatten die Bauern bereits die Majorität und 1881 stieg ihre Zahl in der Volksvertretung auf 106.

Die Bauern, denen ein so großer Einfluß in den politischen Angelegenheiten ihres Volkes zustand, hatten im allgemeinen nur geringe Bildungsmöglichkeiten. Neben der Volksschule, die bei der geringen Dichtigkeit der schwedischen Bevölkerung noch heute in ihrer Organisation in den einzelnen Landesteilen sehr verschieden ist, bestand nur eine sogenannte „höhere Volksschule" seit 1865, die zwei Fortbildungsklassen enthielt. 1871 bestanden aber erst 10 solcher Schulen, in denen nur rund 200 Kinder unterrichtet wurden. Die Hoffnungen, die man an ihre Entwicklung geknüpft hatte, verwirklichten sich nicht. Interessant ist es, daß in den 70er Jahren wiederholt Reichstagsmitglieder sich darüber beklagten, daß die Schulen zu Vorbereitungsschulen für die Lateinschulen herabgesunken waren, anstatt den Bauernsöhnen eine größere Allgemeinbildung zu verschaffen.

Dieser Mangel an Allgemeinbildung — an staatsbürgerlicher Erziehung, beunruhigte die Bauern, die durch die Ausübung ihrer politischen Rechte für die Entwicklung des schwedischen Volkes eine so große Verantwortung trugen. So kam es, daß gleichzeitig zwei Hofbesitzer unabhängig voneinander in der Landschaft Schonen für die Einrichtung von Volkshochschulen für erwachsene junge Leute wirkten. Durch den Besuch solcher Organisationen wollten die Bauern ihre Söhne und Töchter durch eine Erweiterung des Weltbildes und der Gedankengänge, die der bäuerlichen Bevölkerung durch die Volksschule und das praktische Leben vermittelt wurden, zu besseren und tätigeren Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft machen.

Was die Bauern mit der Gründung dieser Volkshochschulen bezweckten, zeigt am besten der Antrag um Gewährung eines Staatsbeitrags für Volkshochschulen, den einer der bäuerlichen Vertreter der Provinz Malmö in der zweiten Kammer stellte, in dem er u. a. folgendes ausführte:

„Für jeden, der ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein will und einsieht, wie unkundig man in manchen Stücken ist, entsteht das Bedürfnis nach Wissen. Dieses Bedürfnis hat sich in der letzten Zeit seit Einführung der kommunalen Selbstregierung mehr geltend gemacht, ja auch die Vertreter des Hauptberufes unseres Landes, der Landwirtschaft, können nicht länger zulassen, daß ihre Angehörigen in Unkenntnis herumtappen .... Ich behaupte, daß unser hartes Klima mehr Kenntnisse von unseren Landwirten verlangt als in anderen Ländern notwendig ist, wo die Ernten von einem heiteren Himmel begünstigt werden und wo die Zuflüsse an Kapital stärker sind."

Digitized by Google

Das Interesse, das die ländliche Bevölkerung für die Einrichtung dieser Schulen hegte, zeigt sich so recht in ihrer Opferwilligkeit. Fast überall wurden die ersten Volkshochschulen durch freiwillige Gaben, insbesondere der Bauern, ins Leben gerufen. Und wenn auch gleichzeitig durch gebildete Männer, die die dänische Volkshochschule kannten, neue Anregungen für die Bildung und Organisation dieser Einrichtungen in Schweden lebendig wurden, so entstanden doch die meisten der schwedischen Volkshochschulen durch die Initiative der Bauern.

Gerade dieses Emporwachsen aus dem Volke selbst garantierte — wie sich auch später zeigte — das Gelingen dieser Einrichtungen.

Die Entstehung der Schulen als private Organisation brachte ihre Unabhängigkeit vom Staate mit sich, obgleich bald nach dem erwähnten Antrag des Bauern ein Staatsbeitrag für die einzelnen Volkshochschulen und Stipendien für die Schüler gewährt wurden, die im Betrage ständig wuchsen. 1912 wurde die Unabhängigkeit um ein weniges eingeschränkt: der Staat setzte einen der Volkshochschuldirektoren als Inspektor ein, der die Verantwortung dafür trägt, daß diejenigen Schulen, denen man einen Staatsbeitrag gewährt, auch die gesetzten Ziele erreichen. Diese Unabhängigkeit vom Staate bringt es auch mit sich, daß ein Unterrichtssystem in der schwedischen Volkshochschule nicht ausgebildet wurde. Von den 45 Organisationen, die heute bestehen, hat jede ihre besondere Eigentümlichkeit. Wenn man auch viele Ideen von dem Gründer der dänischen Volkshochschulen, Grundtvig, übernommen hat, so sind doch in Schweden die Unterrichtsmittel, die Methode, die Gegenstände der Unterweisung vielfach andere geworden. Folgende Grundprinzipien sind allen Volkshochschulen gemeinsam:

1. Das Ziel: Durch eine vertiefte Allgemeinbildung nicht nur das Wissen der Schüler und Schülerinnen zu vermehren, sondern auch das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit in der Ausübung ihrer Pflichten im Leben zu stärken, um sie dadurch zu wahrhaften Staatsbürgern zu erziehen.

2. Die jungen Männer sollen nicht vor 20, die jungen Mädchen nicht vor 18 Jahren in die Volkshochschule aufgenommen werden. Erst soll die Jugend in praktischer Arbeit, die der Beruf bringt, selbst Erfahrungen draußen im Leben sammeln, die dann in den Volkshochschulen innerlich verarbeitet werden können.

3. Nicht nur durch den Unterricht glaubt man das genannte Ziel zu erreichen, sondern auch durch den tiefen erzieherischen Einfluß, den man dem Gemeinschaftsleben in den Volkshochschulen zuschreibt, das eine erweiterte Familienerziehung darstellt. Denn wenn auch in einzelnen Volkshochschulen die Zahl der Schüler und Schülerinnen bis 45 steigt, so ist doch der Zusammenhang zwischen Lehrer und Schüler auch in der freien Zeit ein sehr inniger.

In der Mehrzahl der Schulen wohnen die jungen Leute in den Räumen der Schule. In den südlichen und mittleren Provinzen Schwedens kommen die jungen Mädchen in der Regel in den drei Sommermonaten, die jungen Männer, die bei den landwirtschaftlichen Sommerarbeiten unentbehrlich sind, während 4, 5 oder 6 Wintermonaten. Nur in den nördlichen Provinzen wird der Volkshochschulkurs gemeinsam für beide Geschlechter abgehalten. Zum Teil wohnen sie auch dort bei der Schule. Vielfach mieten sie sich wegen der größeren Billigkeit bei den Bauern der Umgegend ein. In der Regel finden auch bei getrenntem Wohnen die Mahlzeiten der Schüler und Schülerinnen gemeinsam mit dem Direktor und seiner Frau und den Lehrern statt. Einzelne Direktoren glauben, daß die jungen Leute durch das Wohnen bei den Bauern am wenigsten aus ihren bäuerlichen Gewohnheiten herausgerissen werden. Mir scheint jedoch nur die Einrichtung dem Ideal einer Volkshochschule zu entsprechen, wo das Gemeinschaftsleben durch eine Lebens- und Wohngemeinschaft so eng wie möglich ist.

In einzelnen Schulen versammeln sich die jungen Leute wöchentlich einmal abends bei dem Direktor und den einzelnen Lehrern. Man vertieft an diesen Abenden ihre Kenntnisse der schwedischen Literatur, man singt und bespricht all das, wozu während des Unterrichts keine Zeit ist. Gerade in der freien Zeit müssen sich die Freundschaftsbande zwischen Schüler und Lehrer knüpfen, die für das Leben der jungen Menschen so wertvoll sind. Auch nach dem Verlassen der Schule müssen sie wissen, daß sie zu jeder Zeit in schwierigen Lebenslagen in der

Digitized by Google

Volkshochschule sich Rat holen dürfen. Nur durch diese Erweiterung der Volkshochschultätigkeit kann der kurze Besuch in den Kursen zur Willensstärkung und zur Vertiefung des Pflichtbewußtseins der jungen Schweden führen.

Nicht genügend kann betont werden, daß dieses Gemeinschaftsleben in der Volkshochschule eine erweiterte Familienerziehung darstellen soll. Es soll durch diese Form der Erziehung nicht die Familienerziehung herabgesetzt werden — wie es heute vielfach geschieht —, sondern im Gegenteil: man wünscht den Sinn für das Leben in der Familie zu vertiefen. Trifft doch auch in keiner Weise für die bäuerliche Familien- und Arbeitsverfassung die Beobachtung zu, die wir vielfach in der Wirtschaftsstufe kapitalistischer Unternehmungsformen in der Industrie-Arbeiterklasse gemacht haben: eine gewisse Auflösung der Familienbande.

In der Berufs- und Gesellschaftsklasse, aus der sich zum größten Teil die Besucher der schwedischen Bauernhochschulen rekrutieren, finden wir in ihren Grundzügen noch immer dieselbe Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft wie vor hundert Jahren. Es liegt, ganz abgesehen von bevölkerungspolitischen und ethischen Zielen, im Interesse einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung und der Erhaltung eines leistungsfähigen selbständigen Bauernstandes, das Familienleben mit seiner alten Kraft zu bewahren und zu stärken. Gerade durch diesen genossenschaftlichen Geist in den Volkshochschulen wird aber das erstrebte Ziel in erster Linie erreicht. Die Einordnung des Familienlebens des Direktors in den großen Organismus der Volkshochschule muß auch den Gemeinsinn der jungen Leute stärken. Demselben Ziele dient der Verkehr mit den Kameraden und die hierdurch notwendige Unter- und Einordnung. Diesem Gemeinschaftsleben liegt dasselbe Prinzip zugrunde, das für das Anstaltsleben während des weiblichen Dienstjahres hier gefordert wurde.

Der Zusammenhang mit dem genossenschaftlichen Geist der Volkshochschule wird auch nach der Rückkehr in die Heimat durch die Mitgliedschaft in den Volkshochschulverbänden gewährleistet. Ein paar Mal jährlich tritt der Schülerverein zu seinen Sitzungen in der Schule zusammen, wobei Diskussionen über bestimmte Fragen stattfinden. Aber auch sonst werden häufig an vaterländischen Gedenktagen unter zahlreicher Beteiligung der Erwachsenen festliche Zusammenkünfte in den Volkshochschulen veranstaltet. Wie sehr aber gerade die Volkshochschule es verstanden hat, den genossenschaftlichen Geist ihrer Schüler zu wecken, zeigt, daß die Gründer und Förderer der landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Milchkontrollvereine vielfach, wie in Dänemark, alte Volkshochschüler sind. Aber nicht nur die Fortentwicklung dieser Organisationen der Selbsthilfe ist den Volkshochschulen zu danken, sondern auch die Gründung der ersten Genossenschaftsmeierei und des ersten Milchkontrollvereins, Organisationen, die volkswirtschaftlich für den schwedischen Bauernstand von höchster Bedeutung sind. Immer wieder weist man eben die Schüler darauf hin, daß nur der, der für das Ganze wirkt, seinen Pflichtenkreis wahrhaft erfüllen kann.

Die Unterrichtsstunden, durch die die Volkshochschule ihr Ziel erreichen will, sind in der Hauptsache neben praktischen Fächern und dem Unterricht in der Muttersprache Geschichte und Naturwissenschaften. Der Unterricht in der Geschichte besteht in erster Linie aus Vorträgen über heimatliche und vaterländische Begebenheiten. Man glaubt, daß erst dadurch die jungen Leute für die gegenwärtige Entwicklung ihres Volkes das volle Verständnis haben können, wenn sie in sein Werden eingedrungen sind.

Zur Gründung der weiblichen Volkshochschule in den 70er Jahren führte der Gedanke, daß die Frau nur dann ihre Pflichten als Gattin und Mutter und als Staatsbürgerin richtig erfüllen kann, wenn sie über eine vertiefte Allgemeinbildung verfügt. Auf ihren späteren Pflichtenkreis wird auch in der Auswahl der Stunden Rücksicht genommen. Auf den Unterricht in der Gesundheitslehre legt man gerade bei den jungen Mädchen einen besonderen Wert.

Die schwedische Volkshochschule nahm schon in den 60er Jahren als wichtiges Bildungsmittel Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre unter ihre Unterrichtsfächer

Digitized by Google

auf, die allerdings in dem weiblichen Kursus nicht so eingehend behandelt werden wie bei den männlichen Schülern.

Wenn der Kursus in der Volkshochschule auch nicht eine berufliche Ausbildung geben soll — sie erteilt ja im allgemeinen keinen fachlichen Unterricht —, so ist doch die ganze Unterweisung auf die spätere landwirtschaftliche Tätigkeit der Schüler und Schülerinnen eingestellt. Den jungen Leuten gibt der naturwissenschaftliche Unterricht erst die Grundlage zu verständnisvollem Arbeiten in ihrem Beruf, denn der Bauer kann nur dann mit dem nötigen Verständnis seinem landwirtschaftlichen Betrieb vorstehen, wenn er über die grundlegenden Kenntnisse in der Naturwissenschaft verfügt. Hierzu kommen die Stunden im Bauzeichnen, Nivellieren und Feldmessen und in der Buchführung. Man will hierdurch erreichen, daß der spätere Landwirt sein Feld richtig vermessen, den Dränierungsplan zeichnen kann, vor allem aber, daß er imstande ist, durch das Studium landwirtschaftlicher Zeitschriften und Bücher die neuere Entwicklung im landwirtschaftlichen Betriebe zu verfolgen. Besonders wichtig ist die Buchführung, seitdem bei Einführung der Einkommen- und Vermögenssteuer im Jahre 1910 auch die Selbsteinschätzung eingeführt und der Besteuerung der Reingewinn der landwirtschaftlichen Betriebe zugrunde gelegt wurde. Auch bei der Prämiierung von Kleinbetrieben erhalten nur diejenigen Besitzer einen ersten Preis, die eine ordnungsgemäße Buchführung aufweisen können. Die rein praktischen Fächer, wie Viehzucht und Volkswirtschaftslehre, die bei Gründung der Volkshochschulen vielfach eingeführt wurden, sind, als später die Landwirtschaftsschulen aus den Volkshochschulen emporwuchsen, in der Regel abgeschafft.

In den Mädchen-Volkshochschulen, die uns hier besonders interessieren, nimmt man möglichst die Beispiele in den Naturwissenschaften aus dem Haushalt. Der Chemieunterricht der Mädchen ist größtenteils Küchenchemie. Die Buchführung ist bei ihnen auf den ländlichen Haushalt zugeschnitten, allerdings können gewöhnlich bei der großen Zahl der Fächer nur zirka 15 bis 20 Stunden in dem weiblichen Kursus auf dieses Fach verwendet werden.

Trotzdem die humanistisch naturwissenschaftlichen Fächer auch in der weiblichen Volkshochschule im Vordergrunde bei der Ausbildung stehen, so war und ist man sich doch in Volkshochschulkreisen bewußt, welche Bedeutung für die Frau und die Volkswirtschaft im allgemeinen die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen hat. An vielen Anstalten wurde ein zweiter Kursus für den Haushaltungsunterricht, gewöhnlich verbunden mit Meiereiunterweisung und Unterricht in der Gärtnerei, eingerichtet. In der Regel besuchen diejenigen Mädchen diese Kurse, die vorher einen Sommer in der Volkshochschule zugebracht haben. Man glaubt, daß sie erst dann die größere sittliche Reife besitzen, die sie befähigt, ihre eigentlich berufliche Ausbildung mit vollem Verständnis zu erfassen.

Wie sehr man es für notwendig hält, die Schüler und Schülerinnen auf ihre spätere landwirtschaftlich-praktische Tätigkeit hinzuweisen, zeigt auch die Einrichtung einer Volkshochschule in der Provinz nördlich von Stockholm, in Tärna. Dort hat die Frau des Direktors, die gleichzeitig Vorsteherin der weiblichen Volkshochschule war — und die sehr bekannt durch ihre schriftstellerische Tätigkeit ist — der Anstalt einen kleinen Gutsbebetrieb mit zirka 5 ha Ackerland geschenkt. Die Schülerinnen haben hier Gelegenheit, alle Arbeiten, die mit dem landwirtschaftlichen Betrieb in Verbindung stehen, praktisch zu erlernen.

Aber nicht allen Mädchen, die etwas für ihre Ausbildung tun können, ist es möglich, zwei Sommer hindurch einen Kursus zu besuchen. Bedeutet doch der Besuch der Volkshochschule und der Haushaltungsschule einen Kostenaufwand, der im allgemeinen für den dreimonatlichen Kursus 140 bis 200 Kronen beträgt (für den 5- bis 6monatlichen Kursus der jungen Leute 230 bis 320 Kronen). Man steht nämlich in Schweden auf dem Standpunkt, daß der Besuch der Volkshochschule entgeltlich sein soll. Man glaubt, daß nur die Ausbildung richtig gewertet wird, für die man eine Gegenleistung fordert. Entschieden liegt auch in dieser Form der

Digitized by Google

Organisation ein erzieherisches Moment. Oft besuchen junge Leute die Schulen, die jahrelang in pflichttreuer Arbeit sich die Kosten für den Besuch der Volkshochschulen erspart haben.

In den nördlichen Provinzen, in denen man bei den Besuchern der Volkshochschule nicht mit den wohlhabenden Bauernsöhnen und Töchtern, wie in den südlichen Provinzen, rechnen kann, hat man vielfach eine andere Form der Organisation gewählt. Man verbindet die Ausbildung in den Fächern der Volkshochschule mit dem Haushaltungsunterricht. Man richtet das im allgemeinen so ein, daß die Mädchen zuerst am Morgen zwei theoretische Fächer hören und dann in der Küche und im übrigen Haushalt arbeiten. In einer Schule ist bei Einordnung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in den Lehrplan der Einfluß Kerschensteiners zu beobachten. Gewöhnlich stehen aber die beiden Gruppen von Unterrichtsfächern, die humanistischen und die praktischen, nebeneinander, ohne daß, wie in den Münchener Fortbildungsschulen, der gesamte theoretische Unterricht sich auf den Haushaltungsunterricht (Werkstättenunterricht) aufbaut.

Trotzdem die Unterrichtsdauer bei dieser Form der Organisation gewöhnlich verlängert ist — sie beträgt in der Regel 4 bis 6 Monate —, hat man doch bei dem Besuch dieser Schulen den Eindruck, als ob beide Gruppen des Unterrichts etwas zu kurz kommen. Für die rein theoretischen Fächer sind die Mädchen oft zu müde und auch für die praktischen ist nicht genügend Zeit vorhanden, sich einzuarbeiten. Andererseits darf nicht verkannt werden, daß in einzelnen Gegenden die Schwierigkeit darin liegt, die Mädchen zwei Sommer für die Volkshochschule zu gewinnen.

In den praktischen Fächern nimmt der Unterricht im Slöjd (alle Arten von Handfertigkeit) die größte Rolle ein. Schweden hat ja für alle die Bestrebungen, die sich mit dem Handfertigkeitsunterricht beschäftigen, die Anregung gegeben. Die jungen Männer werden in den Volkshochschulen im Holzslöjd unterrichtet, an einigen Schulen erhalten sie auch Unterricht in den einfachsten Schmiedearbeiten, die für den landwirtschaftlichen Betrieb notwendig sind.

Das schwedische Hausgewerbe (Hemslöjd) hat sich in seiner ursprünglichen Gestalt als Hauswerk oder Hausfleiß sowohl zur Bedarfsdeckung als auch zu Erwerbszwecken bis zu einem gewissen Grade erhalten. Allerdings wird das notwendige Rohmaterial in vielen Fällen nicht mehr wie früher von den Bearbeitern selbst hergestellt. Die Bewahrung des Hausfleißes erklärt sich aus den volkswirtschaftlichen und verkehrstechnischen Verhältnissen des Landes. In den nördlichen Provinzen, wo der Kleinbetrieb vorherrscht, dient der Hausfleiß dazu, die langen Wintermonate in nutzbringender Weise auszufüllen, indem man einzelne Gebrauchsgegenstände sich selbst herstellt. Erzielt man Überschüsse über den eigenen Bedarf, so ist selbstverständlich ein hierdurch ermöglichter Nebenverdienst sehr willkommen. Noch heute ist es in einzelnen Gebieten, die mit ihrer geringen Bevölkerungszahl weitab von jedem Verkehr liegen, schwer möglich, sich Fabrikware zu beschaffen.

In den Erzeugnissen des Hausfleißes hat sich von alters her der volkstümlich künstlerische Sinn geoffenbart. Fast jede Provinz hat ihre besonderen Spitzen- und Webemuster und ihre alten Volkstrachten, die heute noch in der Provinz Dalarne die Altagskleidung darstellen. Seit den 70er Jahren entstand in Schweden eine Bewegung, die sich zum Ziel setzte, die Reste des Hausfleißes, der selbstverständlich trotz seiner Bewahrung nicht mehr auf derselben Höhe stand wie vor Eindringen der Fabrikware, wieder kräftiger zu beleben. Für die Volkshochschulen war es natürlich, sich an diesen Bestrebungen zu beteiligen und alle Arten der Handfertigkeit in ihr Programm aufzunehmen. Die Frauen der Rektoren, die vielfach den Unterricht im weiblichen Slöjd erteilen, sind häufig eifrige Förderinnen der Vereine zur Unterstützung des Hausfleißes.

In den weiblichen Volkshochschulen nimmt der Unterricht in den Handarbeiten (Wäschenähen, Klöppeln, Stricken, Kunstzeichnen, Schneidern und Kunstweben) gewöhnlich mehr als die Hälfte der Stunden ein; so wurden in Tärna 1905 in

Digitized by Google

dem dreimonatlichen Sommerkursus unter 767 Unterrichtsstunden 433 Handarbeitsstunden gegeben. In erster Linie will man die Kenntnisse verbreiten, die zur Anfertigung einfacher Gebrauchsgegenstände, zum Weben einfacher Kleiderstoffe, Wäschestücke und Vorhänge notwendig sind. Jede Provinz soll selbstverständlich in erster Linie die Herstellung ihrer eigenen volkstümlichen Muster und Modelle fördern. Eine große Anzahl Schülerinnen webt sich die Stoffe für die heimatliche Tracht, die nachher auch in der Schule genäht wird. Bei feierlichen Gelegenheiten — auch in der Schule — erscheinen die jungen Mädchen in der Landestracht. Man kann und will hierdurch nicht die dauernde Rückkehr zur alten Tracht erreichen. Aber die jungen Mädchen werden sich bewußt, daß in ihrer bäuerlichen Kultur etwas Wertvolles steckt, etwas Besonderes, was sie vor der Stadtbevölkerung voraushaben. Der Bewahrung alter Sitten dient auch die Pflege der volkstümlichen Ring- und Tanzspiele, die neben dem Turnunterricht bei den abendlichen Zusammenkünften und bei festlichen Gelegenheiten gewöhnlich unter freiem Himmel stattfinden, dabei erklingen die alten Volksgesänge, die sich im Volke lebendig erhalten haben. In fast allen Anstalten wird täglich eine Stunde geturnt; denn die körperliche Ausbildung soll neben der geistigen nicht zu kurz kommen.

In den ersten Tagen ihres Bestehens machte man der Volkshochschule häufig den Vorwurf, daß sie die Jugend der praktischen Arbeit dem landwirtschaftlichen Betriebe entziehe. Allerdings wurde dieser Vorwurf wohl in der Hauptsache von Nichtkennern erhoben. Man sagte, daß sie ein Halbwissen befördern und Hochmut in die jugendlichen Seelen pflanzen.

Sicherlich ist dieser Vorwurf unberechtigt, denn die Mehrzahl der Bauernsöhne und -töchter kehren nach Besuch der Volkshochschule zur Landwirtschaft zurück. Gerade die Mädchen, die ein paar Monate in der Volkshochschule verbracht haben, deren Pflichtbewußtsein gestärkt wurde und deren Sinn für die Interessen der großen Volksgemeinschaft geweckt wurde, arbeiten später wieder tüchtig in der Landwirtschaft. Gerade die früheren Volkshochschüler sind es, die die Preise von den Landwirtschaftskammern erhalten. So besuchte ich unter anderm eine Familie in der Provinz Malmö, einen Mann, der mit seinen zwei Schwestern und einem Knechte einen Hof von zirka 50 ha versorgte. Die ganze Familie hatte die Volkshochschule besucht. Sie zeigten mir ihre zahlreichen Preise für Zuchtpferde und die Auszeichnungen, die eine der Schwestern in der „Hemslöjdausstellung" in Stockholm erhalten hatte. In einer hohen Truhe waren Kleider und Gardinenstoffe, Bettlinnen und Tischtücher aufbewahrt, die die Mädchen im Winter gewebt hatten.

In dieser Skizze der schwedischen Volkshochschule konnten nur die Bedeutung der Organisation und die in ihr wirkenden Kräfte kurz dargelegt werden.

Sicher ist, daß diese Form der Volksbildung nicht einfach auf andere Länder verpflanzt werden kann; Vorbedingung für sie ist das Bestehen einer bäuerlichen Kultur. In Gegenden mit vorwiegendem Großgrundbesitz, wo nur die Söhne und Töchter von Landarbeitern für den Besuch in Betracht kommen, wird die Volkshochschule keine volkstümliche Anstalt werden können.

Aber eine erweiterte staatsbürgerliche Erziehung müssen wir auch für die erwachsenen jungen Leute auf dem Lande anstreben, und wir dürfen bei ihrer zukünftigen Organisation nicht vergessen, daß sie ohne Kenntnis der Geschichte und der gegenwärtigen Verhältnisse unseres Volkes nicht denkbar ist.

Digitized by Google

Heimatchronik.[1]

Dienstag, 22. Juni.

Der Tod Emil Rathenaus in dieser Zeit, da wir um alles Errungene in Technik und Handel noch einmal kämpfen müssen, bringt uns das Stück deutscher Industriegeschichte, das mit seinem Namen verbunden ist, noch mit besonderer Bedeutsamkeit zum Bewußtsein. Die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin — jedem Kinde bei uns vertraut als A. E. G., und die Gestalterin der wirtschaftlichen und sozialen Physiognomie ganzer Stadtteile — spiegelt in ihrer Geschichte in besonderer Weise das Wesen des wirtschaftlichen Aufstiegs im modernen Deutschland. Sie wurde 1881 von Rathenau als „Studiengesellschaft" gegründet, um das Edisonsche elektrische Beleuchtungssystem zu erproben, war dann vorübergehend eine Veranstaltung zur Ausnutzung Edisonscher Patente, wuchs aber aus dieser Verbindung rasch heraus und erhob sich in dem kraftvollen Aufstieg, der die Geschichte der deutschen Elektrizitätsindustrie seit den achtziger Jahren überhaupt kennzeichnet, rasch zu ebenbürtiger Leistung, vor allem durch die Kühnheit, mit der, gestützt auf die Siemenssche Erfindung der Dynamomaschine, Rathenau die elektrische Industrie aus den Händen des Feinmechanikers in die der Maschineningenieure und Maschinenbauer in immer grandioserem Maße überführte. Als einst auf der großen Frankfurter Ausstellung bei der Vorführung Rathenauscher Drehstrommotoren „die Wasserfälle des Neckar in Frankfurt zu rauschen begannen," war es den Kennern klar, welchen Vorsprung damit die deutsche Elektrotechnik in der Welt errungen hatte. Daneben aber bewies die Elektrizitätsindustrie die deutsche „Organisationsgabe", indem sie zum erstenmal jene großartige, systematische Verbindung zwischen Großbanken und Industrie durchführte, die eine der bedeutsamsten Formen modernen Unternehmertums darstellt. Die Beileidskundgebungen der großen Gesellschaften, mit denen die letzten Seiten der Berliner Blätter bedeckt sind, spiegeln charakteristisch diese Verknüpfungen.

Die großen Gebäude der A. E. G., die jetzt im Norden Berlins, nach den höchsten Anforderungen künstlerischer Gestaltung technischer Zweckbauten ausgeführt, ganze Straßenfronten bilden, und deren Kräfte die Millionenstadt in Licht tauchen, sie sah Rathenau schon vor sich, als er in seinen ersten kleinen Blockstationen elektrische Kraft für die Speisung von ein paar Häusern sammelte. Wie groß und mächtig das alles ist als Mut und Glaube, als vorausschauende Intelligenz und praktische Begabung! Ein Stück Vaterland, an das mitzudenken heute stolz und zuversichtlich macht!

Die „Deutsche Tageszeitung" ist verboten wegen ihres Temperaments in der Behandlung des amerikanischen Notenwechsels. Man empfindet den nationalen Disziplinbruch, der darin liegt, daß in einer Zeit so schwieriger Entscheidungen, wie die über unsere Haltung zu Amerika, verantwortliche Politiker mit leidenschaftlichen Mißtrauensvoten gegen die Regierung die öffentliche Meinung bearbeiten — die für alle leidenschaftlichen Parolen so verhängnisvoll empfänglicher ist als für die „Politik des Erreichbaren". Manchmal hat man überhaupt das Gefühl eines bedenklichen Schwankens der politischen Selbstbeherrschung, das sich auf die Länge unter all den Spannungen einstellt.

In dies Kapitel gehört denn auch der verschärfte Konflikt in der Sozialdemokratie: die Erklärung von Haase, Bernstein und Kautsky in der „Leipziger Volkszeitung", die zum

[1] Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe" Nr. 26 ff. 1915.

Digitized by Google

Aufgeben der am 4. August festgelegten und seitdem befolgten parlamentarischen Haltung der Fraktion auffordert. Gegen diesen Aufruf wenden sich „die Mitglieder der Vorstände der Partei und Reichstagsfraktion" (mit Ausnahme von dreien) mit folgender Erklärung:

„Der Genosse Haase, der das Amt eines Vorsitzenden der Partei und der Reichstagsfraktion in seiner Person vereinigt, hat in keiner der beiden Körperschaften Anträge auf eine Aktion im Sinne seines Aufrufs gestellt oder irgendeine Mitteilung von der Absicht seines Vorgehens gemacht. Getreu unserer am 4. August abgegebenen Erklärung, daß wir jeden Eroberungskrieg verurteilen, haben wir schon seither jenen Eroberungsäußerungen entgegengewirkt und den Friedensgedanken gefördert. An der prinzipiellen Geneigtheit der beiden Körperschaften, dieses auch fernerhin zu tun — selbstverständlich unter Wahrung der Interessen des eigenen Landes und Volkes als höchsten Gebotes der Stunde! — konnte daher kein Zweifel bestehen. Es lag sonach nicht der mindeste Anlaß zu einem derartigen Pronunziamento vor. Wenn darin von der Einmütigkeit der Partei geredet wird, so sind wir der Überzeugung, daß diese durch nichts schwerer gefährdet wird als durch ein solches Vorgehen."

Ja, und nicht nur die Einmütigkeit der Partei!! Was nützen die programmatischen Bekenntnisse zum Frieden, wenn es „dem bösen Nachbar nicht gefällt", ihn auch zu wollen.

Mittwoch, 23. Juni.

Seit gestern verhandelt der Bundesrat über den neuen Wirtschaftsplan.

Gestern abend war es auf den Straßen ganz wie im letzten Hochsommer, als Lüttich und Maubeuge fielen: die große, frohe Stimmung über den Einzug in Lemberg. Von den Balkons wehen die deutschen Fahnen mit gelbschwarzen Wimpeln vorn daran, manchmal auch — und in zunehmender Zahl — die ungarischen Farben; allmählich treten den Leuten unsere Bundesgenossen deutlicher aus dem Gewühl der Kämpfe heraus. Die Straßen Berlins haben lange nicht mehr solche starken, spontanen Siegesfeiern gesehen, wie die von Przemysl und Lemberg. Heute ist schulfrei.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich einstimmig dafür ausgesprochen, daß den Kriegsprimanern der Erwerb der Reife tunlichst erleichtert, ja daß sie unter Umständen von der Prüfung durch die Provinzialschulkollegien befreit werden können.

Von jetzt ab gibt es in Berlin Zusatzbrotkarten von 450 Gramm für schwer arbeitende Personen. Sie werden auf Antrag von den Brotkommissionen ausgegeben.

Die sozialdemokratische Presse ist voll von dem Für und Wider zur Erklärung der Parteivorstände. Es überwiegt die Verurteilung des Disziplinbruchs.

Donnerstag, 24. Juni.

Im Preußischen Landtag werden in der Plenarsitzung die Kriegswirtschaftsfragen beraten. In sechs Berichten wurden die Ausschußverhandlungen über landwirtschaftliche, Industrie-, Handelsfragen, Handwerk und städtischen Grundbesitz, Kriegsfürsorge und Ostpreußen wiedergegeben. Aus den Berichten geht noch deutlicher als aus den Zeitungsmitteilungen über die Ausschußverhandlungen hervor, daß dort in allen wesentlichen Fragen vollkommene Einigung erzielt ist. Die Besprechung wäre glatt verlaufen, ohne die Zwischenrufe, mit denen Liebknecht den Weg zur Unsterblichkeit sucht, und überflüssige agitatorische Schärfe des Abgeordneten Braun.

Ein Zeitungsbericht über die Getreideverteilung von 1915/16 sagt, daß für Brotkorn trotz der Trockenheit eine gute Ernte erwartet werden dürfe. Die Ausfälle auf Sandboden, wo die Dürre das Getreide vielfach notreif werden ließ, würden durch sehr guten Stand auf schwererem Boden ausgeglichen. Das Sommergetreide brauche notwendig Regen — auch die Kartoffeln, aber nicht so dringend.

Gestern abend erzählte hier eine Dänin im Rathaussaal von dem Sieg der dänischen Frauen bei der Verfassungsreform. Es war sehr interessant, besonders in der Begründung aus den allgemeinen politischen Verhältnissen Dänemarks. Die „Note" des Stimmrechtskampfes liegt uns deutschen Frauen jetzt freilich innerlich sehr fern.

Digitized by Google

Freitag, 25. Juni.

Die „Erklärungen" der sozialdemokratischen Parteiführer gehen weiter. Gegen Haase, der das Recht persönlicher freier Meinungsäußerung vor der Öffentlichkeit für sich in Anspruch nimmt, veröffentlichen 10 von 12 Vorstandsmitgliedern folgende Erklärung:

Keinem von uns ist es eingefallen, das Recht des Genossen Haase auf freie Meinungsäußerung zu beschränken. Hätte Genosse Haase nur wie andere Mitglieder der Vorstände der Partei und der Reichstagsfraktion seine Auffassung über die Parteitaktik in Artikeln und Reden zum Ausdruck gebracht — und er hat das letztere ja vielfach getan —, so würde niemand von uns dagegen etwas eingewandt haben. Wogegen wir uns gewandt haben, ist, daß einer der Vorsitzenden der beiden Vorstände in Gemeinschaft mit andern Parteigenossen einen Aufruf — und darum handelt es sich — erläßt, daß die Partei von jetzt ab eine andere parlamentarische und außerparlamentarische Haltung einnehmen soll. In seinem Aufruf sagt er wörtlich: „Die gegenwärtige Gestaltung der Dinge ruft die deutsche Sozialdemokratie auf, einen entscheidenden Schritt zu diesem Ziele zu tun." Anregungen im Sinne eines solchen „Gebots der Stunde" hat er aber in keiner der Körperschaften, denen er vorsteht, gegeben.

Der „Badische Volksfreund" (Kolb) trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in dem „Aufruf" ein Dokument der Stubengelehrsamkeit von Nurtheoretikern sieht.

Die „Deutsche Tageszeitung" hat wegen der Anklage der „Nordd. Allg. Ztg." beim Reichskanzler „Beschwerde erhoben". Sie habe mit ihrem Mißtrauensvotum nicht die Regierung gemeint.

Sonnabend, 26. Juni.

Heute morgen steht ein Friedensaufsatz im „Vorwärts", der schon am 7. Mai von der Partei beschlossen war, dessen Veröffentlichung aber mit Rücksicht auf das Eingreifen Italiens zurückgestellt wurde. Der Inhalt ist in zwei Sätze zu fassen. Vordersatz: Die Sozialisten Englands und Frankreichs wollen mit ihren Regierungen den Krieg führen bis zur Niederwerfung Deutschlands. Nachsatz: Deshalb muß Deutschland die Hand zum Frieden bieten. — Es ist eine merkwürdige ideologische Vertrauensseligkeit, zu glauben, das Ausland würde die Verbindung dieser beiden Sätze in dem Gedanken suchen, daß wir als die Unbesiegbaren und Starken „im Namen der Menschlichkeit und Kultur" der Welt den Frieden schenken wollen. Morgen werden in allen feindlichen Zeitungen zwei andere Sätze variiert werden. 1. Deutschland ist uneinig und kriegsmüde. 2. Seine Niederwerfung wird gelingen! Haltet aus!

Der „Deutsche Kulturbund" hat eine sehr gute, sachliche und maßvolle Antwort auf die Äußerung englischer Gelehrten über „die Schuld am Kriege" herausgegeben. Nützen wird sie nichts. Aber man sollte diese klaren Feststellungen gelegentlich einmal in den höheren Schulen durchsprechen. Dazu sind sie in ihrer einfachen, präzisen Wiedergabe verwickelter diplomatischer Dinge sehr gut.

Heute hat es wirklich einmal ausgiebig geregnet. Solch ein Aufatmen!

Sonntag, 27. Juni.

Der „Vorwärts" ist wegen seines Aufsatzes über den Frieden verboten.

Die Gewerkschaften wenden sich in schärfster Form gegen das Vorgehen von Haase und Kautsky und die organisierten Sprengungsversuche der radikalen Minderheit.

Die Herstellung von Baumwollstoffen aus bestimmten Garnnummern ist durch das Kriegsministerium verboten. Wer jetzt heiraten will, tut gut, mit der Ausstattung bis nach dem Kriege zu warten. Die Hausfrauen sollen sparsam mit Wäsche sein!

Berlin steht schon im Zeichen des Aufbruchs für die Sommerferien. An einem Familientisch warf neulich der aus heißen westlichen Schützengrabenkämpfen für kurze Zeit beurlaubte blutjunge Fahnenjunker in die Erörterung der heimischen Sommerferienpläne die gelassene Bemerkung: „Hinter unseren breiten Rücken könnt Ihr ruhig in Eure Ferien gehen." Das wird niemand vergessen — die lebendige Mauer, die uns schützt.

Digitized by Google

Montag, 28. Juni.

Zur Lösung der Futtermittelschwierigkeit wird aus landwirtschaftlichen Kreisen auf die bessere Ausnutzung der städtischen Abfälle dringlich hingewiesen. Es ist wahr — trotz der Bestimmungen des Oberkommandos über die Abfallverwertung von Großberlin hat man nicht den Eindruck, als ob diese Sache so sehr gut betrieben würde. — — —

In meine Hände fällt eine Sammlung jugendlicher Kriegsgedichte — von den allerjüngsten Jahrgängen der Eingezogenen. („Neue Jugend", herausgegeben von Julius Bab.) Zu welcher Innigkeit und Leidenschaft erhöht der Krieg das Verhältnis zu all den Gütern, die von der Jugend als selbstverständlich hingenommen, ja überhaupt nicht eigentlich „erlebt" wurden: Heimatstadt, Elternhaus, die Mutter. — — —

Dienstag, 29. Juni.

In der „Christlichen Welt" steht eine erschütternde Zuschrift eines Christen aus der Front, eines Menschen des Alles-oder-Nichts, der die seichten Kompromisse nicht mitmachen kann, die hinter der Front hundertmal täglich versucht werden. Man schaut in qualvolle seelische Kämpfe, schmerzhafteste Entwurzelung hinein und fühlt wieder einmal in tiefster Seele die gewaltige moralische Last, die — uns Daheimgebliebenen trotz alles inneren Dabeiseins unerfaßbar — draußen getragen werden muß.

Der Bundesrat hat gestern die notwendigen Maßnahmen für die Ernteverwertung des Jahres 1915 beschlossen: Verteilung von Brotgetreide und Futtermitteln, Ausmahlen, Verfüttern usw. Die Bestimmungen werden also demnächst bekanntgemacht werden.

Die Eisenbahn zeigt sich einmal wieder als Musterverwaltung. Sie nimmt jetzt die Kriegsbeschädigtenfürsorge für ihre eigenen Beamten und deren Söhne selbst in die Hand, auf Grund einer von ihr veranstalteten Kriegssammlung. In all der Zerfahrenheit, die sich organisatorisch in der Kriegsbeschädigtenfürsorge gezeigt hat, ist dies tatkräftige Vorgehen im fest umgrenzten Rahmen einer bestimmten Verwaltung höchst erfreulich. Es legt den Gedanken nahe, ob nicht die Kriegsbeschädigtenfürsorge, soweit sie Wiederherstellung der alten Erwerbsfähigkeit ist, überhaupt den Berufsverbänden übertragen werden sollte, in deren Gebiet der Invalide hineingehört.

Natürlich ist die Auslandspresse entzückt von dem Friedensaufruf der deutschen Sozialdemokratie, und zwar weil sie daraus Hoffnungen auf deutsche Uneinigkeit schöpft.

Mittwoch, 30. Juni.

Die internationalen religiösen Gesellschaften, z. B. die „Evangelische Allianz", erleben die Tatsache, daß die staatlich-nationalen Zusammenhänge stärker sind, als die der gemeinsamen Weltanschauung. Es reißt an allen Ecken und Enden. Typisch in der Form, daß ein Volk im Namen der christlichen Weltanschauung dem anderen unrecht gibt. Darin sind die Engländer groß!

Von allen Seiten werden „heftige Gewitterregen" gemeldet. Das Wetter wird jedem zu einem Stück persönlichen Schicksals!

Der Zivilrechtslehrer Prof. Biermann von der Universität Halle ist auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallen. Wieder ein Gelehrtenleben, das mit all seinem geistigen Erwerb ohne Besinnen dem Vaterlande dargebracht ward.

Die Kriegspoesie scheint auch in Frankreich reiche Blüten zu tragen, aber sie scheinen nicht alle den Duft der Heldenhaftigkeit zu atmen. Denn der „Temps" richtet einen Appell an die Zeitungen, lieber gar nichts Geformtes mehr aufzunehmen, als Verse, die künftigen Zeiten ein falsches Bild von dem Geisteszustand des französischen Volkes geben können.

Donnerstag, 1. Juli.

Der Krieg wird merkwürdig unwirklich an diesem niederdeutschen Binnensee, mit seinen Ackerbürgerstädtchen und Dörfern. Sommergäste sind Sommergäste und haben — wenigstens sieht es so aus! — das Vergessen der Welt aus Zweckmäßigkeitsgründen zu

Digitized by Google

einer Pflicht und Kunst entwickelt. Nichts Verschlafeneres als dieses Städtchen im Vormittagsfrieden. Die grünen und weißen Bänke vor den einstöckigen Häusern sind so leer wie die treuherzig holperig gepflasterten Straßen. Leierkastentöne wehen einmal von dieser und dann von einer anderen Straße herüber. Auf dem Kirchplatz, wo die Linden ihre Blütenbüschel bis an die schattengrünen Fenster des Pfarrhauses hinstrecken, dreht er in taktvoller Wahl „Lobe den Herren", auf dem Markt vor den Kaufläden „Puppchen, du bist mein Augenstern" und vor der Schule „Heil dir im Siegerkranz". Und doch steht der Krieg in jedem Laden und in jeder Wohnstube. Der Gärtner, der die Sommerfrischler am See mitversorgt, ist seit Oktober „vermißt", und seine Frau, der die jungen runden Augen unwahrscheinlich blau aus dem kupferrot gebrannten Gesicht leuchten, gräbt und sät und gießt und pflückt in den weiten Gemüsebeeten mit Kindern und Großvätern und hat dazu täglich das Rätsel zu lösen, wie sie ohne Fuhrwerk ihre Waren an die Kunden eine Stunde weit bringen kann. Was wird von diesen Frauen geleistet im Vergleich mit den Städterinnen, die mit dem Beruf des Mannes nichts zu tun haben, und aus deren Leben von seinem bißchen Arbeit noch ein gutes Stück durch die Abwesenheit des Mannes abgebröckelt ist. Und doch sind es sicher mehr diese müßig Wartenden als die anderen, von denen die wehleidigen Briefe ins Feld gehen, daß man kein Petroleum bekommt und kein Schmalz und die Butter schon wieder zehn Pfennig mehr kostet!

Der „Patenschaftsgedanke" für Ostpreußen wird immer weiter durchgeführt. Das Herzogtum Braunschweig übernimmt die Fürsorge für den Kreis Goldap. Bald wird der ganze vom Feinde geschädigte Teil an seine Paten verteilt sein.

Der Sozialdemokrat Bruns ist als Mitglied der Berliner städtischen Schuldeputation bestätigt.

Freitag, 2. Juli.

Heute ist der „Vorwärts" wieder erschienen. Die Auseinandersetzungen in der Partei dauern fort. Das Organ des Bauarbeiterverbandes spricht die Hoffnung aus, daß es gelingen möchte, die Partei vor der Gefahr zu schützen, die ihrem Zusammenhalt durch die radikale Linke droht. Sollte diese Gefahr aber eintreten, fährt das Blatt fort, „nun, so zweifeln wir nicht, daß die Gewerkschaften groß und stark genug sein werden, um ihrerseits das Aktionszentrum zu schaffen, ohne das die Arbeiterklasse ihren dringenden Aufgaben nicht genügen kann".

Über die Ernteaussichten wird wieder Beruhigendes mitgeteilt, sofern der Stand der Brotfrüchte (einige leichte Böden ausgenommen, auf denen das Korn notreif wurde) zu guten Hoffnungen berechtigt. Gelitten haben Sommergetreide und Futtermittel. Man hofft aber, daß der Regen auch hier jetzt noch manchen Schaden wieder gutmachen kann.

Der Magistrat Berlin läßt von der nächsten Woche ab den Verkauf des Gefrierfleisches mit 2000 Schweinen beginnen. Es muß eine Ausweiskarte vorgezeigt werden, die aber nicht an bestimmte Einkommensstufen gebunden ist. Es wird erwartet, daß die Bemittelten aus sozialer Gesinnung auf den Mitgenuß dieses billigen Fleisches verzichten. — Der Ferienbeginn, der die Wohlhabenderen in ihre Sommerfrischen führt, wird diese Gesinnung jedenfalls wirksam unterstützen.

Der Milchpreis soll in Berlin im Herbst auf 30 ₰ steigen. Es müßte etwas geschehen, um der bedürftigen Bevölkerung die Milch billiger zugänglich zu machen. Schließlich ist die Milchfrage die Grundfrage der Kindergesundheit.

Sonnabend, 3. Juli.

Die Stärke der Versicherungsanstalten zeigt sich darin, daß sie jetzt imstande sind zu allerlei Überschußleistungen der besonderen Kriegsfürsorge. So zahlt die schlesische Landesversicherungsanstalt eine Kriegsehrengabe an Ehefrauen, Kinder, Mütter, Väter und Großeltern (wenn sie von ihren Söhnen unterhalten wurden) von Gefallenen. Es sind bis jetzt etwa 2500 Ehrengaben im Betrage von 150 000 ℳ bewilligt worden.

Digitized by Google

Zufällig bekomme ich d'Annunzios „Feuer" in die Hände. Fast unlesbar in seinem gespreizten Ästhetizismus und der wortreichen Enthüllung zartester Dinge. Aber interessant in der Rede über den germanischen Geist und Richard Wagner. Und in der breiten Beschreibung der Rede des „Erweckers" im Dogenpalast von Venedig wie eine prophetische Beschreibung der Rede in Quarto. Ja, wenn der Krieg nichts wäre als der Genuß einer schönen Szene, als Entschluß und Volksbebeisterung und blumenüberstreuter Ausmarsch! Wenn nicht alles, was nachher kommt, das Gegenteil von Romantik und schönen Gefühlen und Theater wäre!

Sonntag, 4. Juli.

Auch in den Sonntagsfrieden des Städtchens gellt der Krieg. Für 39 Männer, die seit Kriegsbeginn gefallen sind, wurde heute eine Danksagung in der Kirche gesprochen. Wieviel mag jeder einzelne von ihnen hingegeben haben an Glück und Erwerb und Können!

Ein Zeugnis eines Offiziers über den Wert eines einzelnen Mannes, eines einfachen Maurers, kommt mir zufällig in die Hände; der Brief ist nicht nur ein schöner Beweis kameradschaftlicher Anerkennung des Untergebenen, sondern er mag auch einmal wieder nachdenklich stimmen über die Tatsache, wieviel Begabung heute noch im Alltagslauf der Dinge bei uns in untergeordneter Arbeit verschwendet wird, die bei den außerordentlichen Anforderungen des Krieges plötzlich hervortritt. Der Offizier schreibt:

.... „Ich war bis zum 10. März Batteriechef der 5. Batterie und mußte damals leider die Batterie, mit der ich den ganzen Feldzug in 18 Gefechten durchgemacht hatte, abgeben, um eine Abteilung zu übernehmen.

Sch. kam erst hier an der Aisne bei F. von der leichten Munitionskolonne zur Batterie, aber vom ersten Tage an habe ich Achtung gewonnen vor seiner unermüdlichen Arbeitskraft. Trotzdem er ein einfacher Kanonier war, niemals eine Haubitze bedient hatte und lange Zeit schon vom Militär entlassen war, eignete er sich in kurzer Zeit alles das an, was zur Bedienung des Geschützes nötig war. Er wurde Richtkanonier und die beste Stütze seines jungen Geschützführers. Seine Kenntnisse und Erfindungsgabe kam uns allen zugute.

Er baute uns Deckungen gegen das schwere Artilleriefeuer der Engländer und Franzosen, er schuf geradezu eine neue Art, die Geschützstellungen herzustellen, die nicht nur bei der Batterie, sondern beim ganzen Regiment mustergültig wurde.

So hat er zum Siege beigetragen und manchen Kameraden vor der tödlichen Kugel beschützt.

Als wir in die jetzige Stellung kamen, war er es wieder, der der stille Leiter beim Batteriebau war. Ohne Vorgesetzter zu sein, folgte ihm jeder willig, und darum machte ich ihn Weihnachten für tapferes Verhalten vor dem Feinde zum Gefreiten.

Er war ein treuer Kamerad und mir ein lieber Freund geworden, und sein Tod hat mir die ersten Tränen in diesem schaurigen Krieg entlockt, weil er einen unersetzlichen Verlust für uns bedeutet.

In der von ihm seinerzeit ausgebauten kleinen Waldkapelle, einer Höhle aus weißem Sandstein, stand sein Sarg, und vor dem Eingang im Abendsonnenschein haben wir ihn am 14. April in fremder Erde bestattet. Hoch liegt sein Grab über dem weißen Aisnetal, von Bäumen umrauscht, als ein Wahrzeichen echter deutscher Treue bis zum letzten Atemzug.

Sagen Sie seiner Frau, daß sie eines Helden Witwe sei, und sie möge ihren Sohn so erziehen, daß er dereinst sich des Vaters würdig erweist.

Ich werde Ernst Schönbeck nie vergessen!

gez. C .....
Hauptmann und Abteilungskommandeur
1. Abteilung Kurmärk. Feldartillerie-Regiment."

Digitized by Google

Montag, 5. Juli.

Ein sehr agrarisch aussehender Mann, mit dem ich in der Bahn fuhr, studiert mit auffallend heißem Bemühen in einem kleinen Buch. Schließlich löst sich ihm die Zunge über seine Nöte: es ist ein kleines deutsch-russisches Wörterbuch, herausgegeben von der Landwirtschaftskammer von Ostpreußen, bestimmt zur Erleichterung der Verständigung mit den kriegsgefangenen Landarbeitern. Ja, das hat er nicht gedacht, daß er auf seine alten Tage noch mal Vokabeln lernen würde. Und gar russische!

Übrigens ist er zufrieden mit den Leuten. Man muß ihnen gut zu essen geben, dann leisten sie etwas.

In der Erziehung des Publikums zu kriegsgemäßer Ernährung ist jetzt nicht viel zu machen. Merkwürdig, trotzdem die Milchfrage jetzt schwieriger liegt als je und noch schwerer werden wird, und Enthaltsamkeit von Butter und Sahne mehr zu raten wäre als je — im Augenblick ist nichts zu erreichen. Solche Anspannungen des Pflichtgefühls haben ihren Rhythmus, es geht eine Weile, dann will der Mensch sich erholen, bis er einen neuen Anlauf nehmen kann. Den werden wir aber im Herbst nehmen müssen!

Dienstag, 6. Juli.

Der Ausflüglerverkehr von Berlin hinaus in die märkische Landschaft ist so lebhaft wie nie. Schulkinder-Tagesausflüge unter Führung des Lehrers, Wandervogelfahrten, Familien-„Partien" — die Züge sind täglich morgens und abends gedrückt voll von solchen, die jetzt keine Sommerreise machen wollen oder können, und man kann über die gutgelaunte Bescheidenheit und Anpassungsfähigkeit der Hauptstädter seine Studien machen. Die Mark und das Preußentum haben ihre Kinder dazu erzogen, auch mit wenig vergnügt sein zu können — wenn's sein muß.

Dazwischen immer wieder Scharen von Urlaubern. Immer in der gleichen gehobenen Stimmung kameradschaftlichen Miteinanderseins. Merkwürdig, wie stark die Macht dieser Gemeinschaftlichkeit ist, über alle Einzelsorgen hinwegzuheben. Selbst bei dem ruhigen Menschenschlag hier — ein Wagenabteil voll Soldaten ist eigentlich immer fidel.

Der Arbeitsmarkt zeigt jetzt auch für die weiblichen Arbeitsuchenden ein sehr günstiges Bild. Die Arbeitsnachweise von Großberlin geben folgende Ziffern:

Auf 100 offene Stellen kamen im April 1915 89 arbeitsuchende Männer, im Mai 95, gegen 166 im gleichen Monat des Vorjahrs.

Auf 100 offene Stellen kamen im April 1915 128 arbeitsuchende Frauen, im Mai 120, gegen 112 im gleichen Monat des Vorjahres.

Mittwoch, 7. Juli.

Die Handelskammer von Berlin wehrt sich etwas gegen den Kampf, den die Polizei gegen die Fremdwörter führt. Sie hat nicht nur in der Sache recht. Könnte diese Verdeutschungskur nicht ohne polizeiliche Zwangsmittel und etwas mehr in der Stille besorgt werden, soweit sie notwendig und möglich ist? Überdies, wir werden wirklich nicht dadurch ein anderes Volk, daß wir künftig statt Depot Niederlage sagen. Bei dem Aufwand von Gefühlen und Entrüstungen, der auf diesem Gebiet gemacht wird, hat man oft den peinlichen Eindruck einer Ablenkung von Erneuerungen, die viel wichtiger sind!

Die deutsche Feldpost hat an einem Tage 14,3 Millionen Sendungen von und nach der Heimat befördert. Eine Riesenziffer, bei der man nicht nur an die organisatorische Leistung, sondern auch daran denkt, wie stark sie miteinander leben, die Millionen in der Heimat mit den Millionen draußen.

Die Art, wie Herr Vandervelde in einem „letzten Wort" Bernstein, Haase und Kautsky gegen Scheidemann ausspielt, seine freudige Rührung darüber, daß nicht Liebknecht der „einzige Gerechte" in der deutschen Sozialdemokratie sei, — ist sehr bezeichnend für den Eindruck der Dreimännererklärung draußen. Zu fragen wäre, ob nun auch Vandervelde,

Digitized by Google

indem er die Auferstehung der „Internationale" getröstet feststellt, seine Wünsche in bezug auf die Niederwerfung Deutschlands geändert hat?

Donnerstag, 8. Juli.

Wir bekommen Höchstpreise für Petroleum, und zwar einen Kleinhandelspreis von 32 und 34 Pfennig, nachdem das Liter schon auf 70 Pfennig und mehr stand. Die Heimatgeschichte des großen Krieges hat so viele kleine Wichtigkeiten, die man sich fast scheut zu verzeichnen. Aber wenn man sich erzählen läßt, wie die Leute auf dem Lande im Winter nur gerade zum abendlichen Füttern sich Licht gestatten konnten, und wenn man an die dunklen Dörfer denkt, an denen man an kurzen Tagen in der Bahn vorbeifuhr, so wird die Erschwinglichkeit des Petroleums eine große Sache. Um Vermehrung der Vorräte scheint es sich nicht zu handeln. Im Gegenteil: Reichsverteilung bei Knappheit.

Über die Kiefern der Mark hin werden demnächst Gebetsrufe zur Allahverehrung erklingen. In den Gefangenenlagern von Wünsdorf sind die etwa 4000 mohammedanischen Kriegsgefangenen in einem Halbmondlager für sich vereinigt, in dem man ihnen jetzt eine Moschee mit einem hohen Minarett gebaut hat. Der Krieg bringt die entlegensten Welten seltsam nahe zusammen. Zu denken, daß der Ghurka mit dem Sudanneger und dem Marokkaner eine Stunde weit von Berlin in eine Moschee zum Gottesdienst gerufen wird!

Die Militärbehörde — leider nur die von München — hat einmal wieder erfreulich durchgreifend „regiert". Das Generalkommando hat die folgende Bestimmung erlassen:

„Die Preise der notwendigen Lebensmittel und Bedarfsgegenstände haben teilweise eine Höhe erreicht, die die Lebenshaltung außerordentlich erschwert. Die Teuerung ist nicht zuletzt zurückzuführen auf die unlauteren Machenschaften einzelner Personen und auf Auswüchse des Zwischenhandels. Um diesem Treiben entgegenzutreten, wird folgendes bestimmt:

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre wird bestraft, wer beim gewerbsmäßigen Einkauf von Gegenständen des täglichen Bedarfs Preise bietet, die unangemessen hoch sind, wenn nach den Umständen des Falles die Absicht anzunehmen ist, eine Preissteigerung herbeizuführen; wer Vorräte aus dem Verkehr zurückhält, um eine Preissteigerung herbeizuführen; wer beim gewerbsmäßigen Kleinverkauf Preise fordert oder annimmt, die nach der Marktlage ungerechtfertigt hoch sind; wer als Verkäufer von Gegenständen des täglichen Bedarfs, ohne genügenden Entschuldigungsgrund, solange seine Vorräte reichen, einem Käufer die Abgabe gegen Bezahlung verweigert."

Als Gegenstände des täglichen Bedarfs werden aufgeführt: Brot, Mehl, Teigwaren, Salz, Fett, Milch, Zucker, Butter, Seife, Hülsenfrüchte, Gemüse, Kartoffeln, Obst, Zwiebeln, Fleisch und Fleischwaren, Käse, Schmalz, Eier, Kaffee, Tee, Leuchtöle, Holz, Kohle, Koks.

Von den Oberkommandos können die Zivilbehörden lernen, wie man — Vivat sequens! — schwierige Dinge mit überwältigend einfachen Mitteln behandelt. Die machen erfreulich wenig Umstände.

Freitag, 9. Juli.

Die Erörterung über Wege und Möglichkeiten deutsch-österreichischer Annäherung ist seit den beiden Tagungen der Deutsch-Österreichischen Wirtschaftsverbände in Berlin und Wien in den beteiligten Kreisen und Körperschaften lebhaft aufgenommen. Der Hansa-Bund hat — nach starker Betonung der Schwierigkeiten — die Meinung der überwiegenden Mehrheit seines Industrierates und seiner Wirtschaftszentrale in folgender Entschließung ausgesprochen:

„Der Hansa-Bund begrüßt die Anregungen des Österreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes in Wien, eine engere wirtschaftliche Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich herzustellen und zu diesem Zweck die beteiligten Regierungen aufzufordern, alsbald in amtliche Beratungen hierüber einzutreten. Obwohl in Deutschland noch vielfach stark abweichende Ansichten in dieser Frage vorhanden sind, ist der Hansa-Bund mit dem vorerwähnten österreichischen Verbande, sowie dem Deutsch-Österreich-Ungarischen Wirtschaftsverband in Berlin und dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverband für Deutschland der Überzeugung, daß für eine solch engere wirtschaftliche Annäherung sich Formen finden lassen, in welchen sie, unter voller Berücksichtigung der Selbständigkeit der Vertragsstaaten und

Digitized by Google

der Verschiedenheit der Produktionskosten der einzelnen Erwerbsgruppen, mit Nutzen für sämtliche Vertragsteile durchgeführt werden kann. Die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und Österreich-Ungarn ist nicht so groß, daß sie die Verwirklichung einer solchen Annäherung ausschlösse; eine größere Übereinstimmung der wirtschaftlichen Gesetzgebung müßte jedoch gleichzeitig angestrebt werden."

Schade, daß in solche trockenen und vorsichtig abgewogenen Erklärungen so gar nichts hineinklingen kann von dem Sinn — der allgemeinen geschichtlich-politischen Bedeutung, deren Träger diese wirtschaftliche „Annäherung" sein soll.

In der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages gab es eine Wahlrechtsauseinandersetzung in schärferem Tone, als sie bisher während des Krieges in einem deutschen Parlament stattgefunden hat. Die Sozialdemokraten beantragten Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Sachsen. Regierung und bürgerliche Parteien erklärten, auf eine sachliche Erörterung des Antrags jetzt nicht eingehen zu können. Darüber kam es zu einem scharfen Zusammenstoß. Es wäre dringend zu wünschen, daß, wenn keine parlamentarischen Wahlrechtsauseinandersetzungen jetzt möglich sind, doch irgendeine Form verläßlicher Garantie für später gefunden würde. Es dürfte aber auch nicht der mindeste Zweifel darüber gelassen werden, daß die Tage der Klassenwahlrechte gezählt sind.

Sonnabend, 10. Juli.

Am Ferienverkehr auf den Berliner Fernbahnhöfen ist die Kriegswirkung stark zu spüren. Es wurden vom 1. bis 6. Juli 392 000 Fahrkarten verkauft, in der gleichen Zeit des Vorjahres 537 000. Wahrscheinlich aber deuten diese Ziffern die Einschränkung der „Sommerreise" noch nicht einmal ganz vollständig an. Da der Hauptreisetag Sonntag, der 4. Juli war, werden besonders viele Tagesausflügler unter den Reisenden gewesen sein. Die Vermutung wird bestätigt durch den Rückgang in der Zahl der aufgegebenen Gepäckstücke, die von 168 000 im Vorjahr auf 95 000 sank, fast auf die Hälfte (43 %).

Der Deutsche Städtetag hat in inhaltreichen Beratungen über Brot- und Fleischversorgung, Petroleumverbrauch und Realkreditfragen verhandelt. Die Frage der Fleischversorgung wird einem Ausschuß überwiesen, der auch über die Milch- und Eierfrage beraten soll. Ein besonderer Ausschuß soll über die Weiterbeschäftigung kriegsbeschädigter städtischer Arbeiter nachdenken.

Von den Angestellten der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft stehen, wie aus Mitteilungen der Aufsichtsratsitzung hervorgeht, 20 500 im Heer (für die Unterstützung der Familien sind im ersten Kriegsjahr 5 Millionen aufgewandt). Trotz dieses Ausfalls an Arbeitskräften hat die AEG. die gleiche Umsatzziffer erreicht wie im Vorjahr. Die AEG. besitzt 9 Millionen der deutschen und 1 Million der österreichischen Kriegsanleihe. Ihr Bankguthaben ist seit Juni 1914 außerdem um 6 Millionen gestiegen. Das alles, trotzdem an den Gesamtumsätzen des Jahres vor dem Kriege das feindliche Ausland mit etwa einem Fünftel beteiligt war (130 Millionen Umsatz und Aufträge). Was für ein Bild der wirtschaftlichen Kraft!

Sonntag, 11. Juli.

Eine proletarische Friedensinternationale ist in der Schweiz begründet mit folgendem Arbeitsprogramm:

1. Dem nationalistischen Einfluß, den die bürgerliche Presse aller Länder auf die Arbeiterklasse auszuüben sucht, eine organisierte fortgesetzte sozialistische Propaganda zur internationalen Vereinigung der Arbeiterklasse gegenüberzustellen, und zwar durch Veröffentlichungen in der sozialistischen und Arbeiterpresse und durch Vorträge.

2. Sämtliches Material, daß sich auf die Opposition des Proletariats gegen den Krieg bezieht, zu sammeln, es soviel wie möglich in den neutralen und kriegführenden Ländern zu verbreiten, ebenso wie die Veröffentlichung aller Dokumente, die sich auf die Stellungnahme der sozialistischen Parteien der neutralen und kriegführenden Länder beziehen, und deren Versendung in ihrer Sprache an die Partei- und Gewerkschaftsblätter zu besorgen.

Digitized by Google

3. Sich zur Verfügung der Parteien zu halten für alles das, was die Wiederaufnahme der Internationale fördern kann.

Das „Hamburger Echo" spricht mit Recht von „einer privaten Körperschaft von Personen ohne Mandat" und schiebt damit diese Gründung in die Reihe der Machenschaften, die im eigentlichsten Sinne die Sünde gegen den heiligen Geist der Zeit sind — Unternehmungen von Personen ohne Verantwortung, die in dieser Zeit der höchsten Pflicht zur Geschlossenheit die selbstgeschaffene Ordnung ihrer Parteien oder Interessenverbände verraten und ohne Verantwortungen sehr verantwortliche Dinge anfassen — wie wir davon ein kleines betrübendes Beispiel ja auch in dem Haager Frauenkongreß gehabt haben!...

Die Jugendwehr marschiert im Regen vorüber mit Trommeln und Pfeifen, Armbinden in den Landesfarben und richtigen Gewehren. Das Musikalische ist das Fraglichste daran, aber prachtvolle Landjungens, jeder einzige. Voran mit der Fahne der hervorragende Bursche, der mit seinen fünfzehn Jahren die Metzgerei des Vaters, der im Feld ist, beinahe ganz allein versieht. Sie stampfen unverdrossen durch strömende Nässe, noch unverdrossener stolpert aber all das kleine Zeug nebenher, das noch nicht dazugehört, aber doch dabeisein muß, koste es, was es wolle.

Montag, 12. Juli.

Allenthalben beginnt die Roggenernte. Als ich vor einer Woche durchs Land fuhr, waren die Felder noch unberührt. Heute stehen schon überall die Garben.

„Es ist ein Schnitter" — — sind nicht doch manche Opfer zu kostbar? Ich denke an einen jungen Philosophen, der in Galizien fiel. Er ist als Kriegsfreiwilliger mitgegangen, trotzdem er wußte, daß er nur eine Durchschnittskraft, vielleicht nicht einmal das sein könnte. Sein Tun war nur Ausdruck der großen Pflicht — es war irdisch-praktisch angesehen sinnlos. Nun ist er gefallen. Verschwendet? Aber konnte überhaupt die heilige Pflicht größer, konnte das einfache und selbstlose Heldentum dieses Krieges erschütternder zum Ausdruck kommen als in solchem Schicksal? Und ist es nicht dadurch sub specie aeterni mehr als ein philosophisches System?

Dienstag, 13. Juli.

Aus der Konferenz der Finanzminister, die am 10. Juli stattfand, wird heute mitgeteilt, daß die vom Staatssekretär vorgetragene Finanzlage allgemein günstig beurteilt sei, daß die in der nächsten Reichstagstagung einzubringende Kreditvorlage allgemeine Zustimmung gefunden habe, ebenso wie die Ansicht des Schatzsekretärs, daß dem Reich eine Besteuerung der Kriegsgewinne, d. h. des durch den Krieg und während des Krieges entstandenen Vermögenszuwachses zustehen solle.

Die Schweineschlachtungen sind immer noch Gegenstand heftiger Meinungsverschiedenheiten zwischen Landwirten und Volkswirtschaftlern. Hier draußen kann man überall, wo zwei oder drei Landwirte beisammen sind, die temperamentvolle Kritik der „Professoren" und die drastischen Beschreibungen von der fabelhaften Dünne des Specks bei den frühzeitig geschlachteten Schweinen hören. Demgegenüber stellen jetzt Kuczynski und Zuntz fest: es sind in Preußen vom 1. Dezember bis 31. März nur 8 Millionen Schweine geschlachtet, statt 7 Millionen in derselben Zeit des Vorjahres. Seit April sind aber die Schlachtungen schon zurückgegangen. Der gegenwärtige Schweinebestand muß schon wieder 18—19 Millionen betragen (3 Millionen weniger als vor 2 Jahren). Die Verminderung des Schweinebestandes war (trotz allem!) notwendig. Denn: 1. Unsere Schweine haben im ersten Kriegshalbjahr so viel Hafer gefressen, daß unsere Militärpferde schon seit Monaten nicht mehr die von der Heeresverwaltung für erforderlich gehaltene Haferration erhalten, und daß die Zivilpferde, deren auskömmliche Verpflegung ebenso im Interesse der Landwirtschaft wie in dem des Verkehrsgewerbes gelegen war, bis zur nächsten Ernte auf eine Ration gesetzt sind, die ihre Leistungsfähigkeit stark beeinträchtigt. 2. Unsere Schweine haben im ersten Kriegs-

Digitized by Google

halbjahr so viel Roggen gefressen, daß die Menschen seit dem Februar nur noch etwa halb soviel Brot essen können wie in Friedenszeiten.

Der „Überschuß" an Kartoffeln wird jetzt allgemein nicht mehr so himmelhoch jauchzend betrachtet, da sich hier und da schon Knappheit zeigt. Es scheint eine Stauung den Eindruck großen Überflusses erweckt zu haben, der auf die Länge gar nicht so überwältigend ist.

Ein höchst bedeutsamer Akt der Kriegsregelung ist eine Bundesratsverfügung, durch welche die Landesbehörden ermächtigt werden, die Besitzer von Steinkohlen- und Braunkohlenbergwerken ohne ihre Zustimmung zu Gesellschaften zu vereinigen, denen die Regelung von Förderung und Absatz unter staatlichem Einfluß auf die Preisbildung obliegt. Die Verordnung ist veranlaßt durch die Meinungsverschiedenheiten im Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, in denen eine Einigung bis jetzt nicht erfolgt war, während der Ablauf des Vertrages und die Notwendigkeit der Erneuerung des Syndikats nahe bevorsteht. Auch das Oberschlesische Syndikat muß in diesem Jahre erneuert werden. Um im Krieg keinen syndikatlosen Zustand und damit stärkste Beunruhigung der Preisbildung eintreten zu lassen, ist der Regierung das Recht zur Zwangssyndizierung erteilt. Von der Ausübung des Zwanges kann abgesehen werden, wenn Werke, deren Förderung 97 v. H. der Gesamtförderung des Bezirks ausmacht, sich durch Vertrag kartellieren. Allerdings hat auch dann noch der Staat das Recht, für die Wahrung der öffentlichen Interessen bei der Absatzregelung einzutreten.

Es ist klar, daß hier der Krieg den stärkeren Anstoß zu einem Werk gegeben hat, das einmal als bedeutsamer Markstein einer notwendigen Wirtschaftsentwicklung dastehen wird: der Vergesellschaftung der Produktion von oben her.

Mittwoch, 14. Juli.

Der Tod der Fürstin Marie Radziwill, die, französischer Herkunft, Gemahlin eines preußischen Generaladjutanten war und deren Sohn Kammerjunker des Zaren wurde, erinnert eindringlich an den althergebrachten Internationalismus der großen Gesellschaft. Wie verschiedene Formen hat das Weltbürgertum in der Geschichte angenommen: von der Internationale dieser hohen Herrschaften über den Kosmopolitismus der Vernunft im Zeitalter der französischen Revolution bis zur Internationale des Proletariats!

Ein Gegensatz: In der ländlichen Kleinbahn ein Paar, ein feldgrauer Kavallerist, Heimaturlauber, mit hübschem, nachdenklichem Gesicht und ein Mädchen, übelster Kleinstadttypus, von der Art Kleinbürgertum, die das Mondäne ohne Geschmack und Selbstachtung nachmacht. Hutnadel und Gürtelschloß von unechten Brillanten, Stöckelschuhe, durchbrochene Strümpfe, unordentliche gebauschte Haare unter einem ordinären Federhut — unecht von oben bis unten. Sie liest einen Schundroman und ißt dazu Schokolade. Er versucht zu erzählen, ernsthaft und beinahe schwermütig: „Das hättest du sehen müssen in Belgien, tausend Leute auf der Straße, alle von Haus und Hof fort, alles zurückgelassen — sie waren ja falsch beraten" —, sie hört gar nicht zu: „Du," sagt sie, „jetzt kommt sie mit ihrer Freundin in ein Lokal in der kleinen Stadt, wo sie her ist. Da wird sie herausgeschmissen. Aber da wird sie frech: Fürs Gehabte gibt der Jude nichts, sagt sie, aber jetzt bin ich eine anständig verheiratete Gräfin." Er sieht sie immer ratloser und grüblerischer an, während sie sich von ihm mehr Schokolade geben läßt, und kann sich augenscheinlich nicht darüber einig werden, was eigentlich so widerwärtig an ihr ist, und warum sie ihm jetzt so anders vorkommt, als da er sich einmal in sie verliebte.

Donnerstag, 15. Juli.

In den Mitteilungen der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge werden psychologisch interessante Ziffern über die Kriminalität der Jugendlichen in Berlin während des Krieges veröffentlicht.

Digitized by Google

Sehr bezeichnend: im ersten Kriegsvierteljahr sinkt die Zahl der männlichen jugendlichen Kriminellen erheblich, während die Zahl der 16- bis 18jährigen Mädchen, die wegen gewerblicher Unzucht eingeliefert werden, steigt. Von da ab steigt die Kriminalität der Knaben, und zwar hauptsächlich der 12- bis 16jährigen. Die Überweisungen an die Berliner Jugendgerichtshöfe stiegen zwischen erstem Kriegsvierteljahr und erstem Vierteljahr 1915 bei den Schülern (12- bis 14jährig) von 38 auf 98 im Vierteljahr, bei den 14- bis 16jährigen von 101 auf 160.

Die Ursachen sind klar: Abenteuerdrang, Kriegspsychose (gerade gestern brachten die Zeitungen den Verhandlungsbericht über die Taten eines 15jährigen, hochbegabten Obersekundaners, der durch die fabelhaftesten Urkundenfälschungen sich in das ersehnte Dasein eines Marinetelegraphisten hineinschwindelte); dazu kommt die Abwesenheit des Vaters, die Erwerbstätigkeit der Mutter, die allgemeine Unregelmäßigkeit des Lebens, vertauschte Schulzeiten usw. und die Leichtigkeit, mit der jetzt schon 14jährige sich „ökonomisch unabhängig" machen können.

Freitag, 16. Juli.

Bei den Berliner Sparkassen sind im Kriegsjahre (bis Ende März) 17½ Millionen Mark mehr eingezahlt als abgehoben (von Zeichnungen zur Reichsanleihe abgesehen). Von den französischen Sparkassen wird mitgeteilt, daß das Mehr der Abhebungen über die Einzahlungen seit Jahresbeginn etwa 77 Millionen Franken beträgt.

Es sollen neue Höchstpreise für Getreide festgesetzt werden. Man spricht von Erhöhungen! Dabei soll die Brotgetreideernte eine gute Mittelernte werden.

Die französischen Sozialisten haben sich einstimmig auf einem Parteikongreß vom 15. Juli bereit erklärt, „ihre Hilfe dem Werke der Landesverteidigung ohne Zurückhaltung, ohne Entmutigung oder Mattigkeit weiter zu bringen. Mit dem ganzen Lande und seinen Alliierten werde die Sozialistenpartei die Befreiung des mutigen und loyalen Belgien und der besetzten Gebiete Frankreichs fortsetzen, ebenso an der Wiederherstellung des Rechtes für Elsaß-Lothringen mitwirken." Die Partei verurteilt weiterhin jede Eroberungspolitik außer den legitimen Wiederherstellungen. Welchen Sinn hat angesichts dieser Entschlossenheit die Friedensliebe unserer Parteiideologen?

Sonnabend, 17. Juli.

Ein „Hauptausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge" hat unter Vorsitz von Ministerialdirektor Hoff seine erste Sitzung abgehalten. Man erfährt leider davon nicht mehr, als daß festgestellt wurde, die Rente solle durch lohnbringende Beschäftigung nicht beeinträchtigt werden.

Der Gesamtsitzung der Akademie der Wissenschaften hat eine Abhandlung vorgelegen über „Die Lungenatmung der Schildkröten". So beruhigend, daß in allen Stürmen ein Hintergrund still fortlaufenden Friedensalltags bleibt!

Die Maßnahmen gegen die Preistreibereien, die das Generalkommando in München erlassen hatte, sind nun auch von den Kommandos in Würzburg und Nürnberg übernommen und damit für ganz Bayern gültig.

Sonntag, 18. Juli.

Diese Zeit der „Tat" macht bei den Pädagogen alle Werkunterrichts-Gedanken lebendiger, als sie je waren. Merkwürdig ist nur, daß die Werkleute selbst ebenso begeistert sind von der Gymnasialbildung als Vorbildung für das Handwerk, wie die Professoren vom Handwerk als Vorbildung für das Studium. Es wird wohl so sein, daß jede in sich geschlossene Arbeitsschulung, ob intellektuell oder praktisch, bei denen, die für sie geeignet sind, einen bestimmten allgemeinen Tüchtigkeitsgrad erreichen läßt, der sich später jeder Aufgabe gegenüber bewährt.

Aus Feldpostbriefen intellektueller Freunde: welche Weltanschauungskämpfe werden da draußen bestanden, welche Revisionen durchlebt. Einer ging hinaus mit Stefan Georges

Digitized by Google

„Siebentem Ring" im Torniſter. Das erleſene Buch im Affen zwiſchen ſchmutziger Wäſche und Schmierſtiefeln! Wie fern war ihm der Staat — ein unlebendiger Apparat. Und wie hoffnungslos dachte er über „Die Maſſe". Nur der enge Kreis der Strengen, Unerbittlichen, die das Weſen geformten Daſeins zu faſſen vermochten, ſchien die Stätte, von der allein noch Kulturkraft zu erwarten war. Und wenn er hinausging, ſo war es die Pflicht zu perſönlichem Heldentum, der er folgte, nicht der Glaube an die Ziele, für die gekämpft wurde. Jetzt ahnt ſeine ſtrenge Jugend, daß Sehnſucht die Form iſt, in der den Millionen allein das Bild eines vollkommenen Lebens geſchenkt iſt. Sehnſucht nach Schönheit aus der Haft des Häßlichen, die darum noch nicht gleich zerbrochen wird, und Sehnſucht nach Größe, bei der der arme Menſch doch noch nicht gleich aus der Plattheit herausfindet. Aus Treue gegen das hohe Ideal leugnete er den Weg dahin aus Dumpfheit und Dunkel — jetzt lernt er draußen das Erbarmen mit dem Unfertigen, die Liebe zu den Anfängen. Jetzt weiß er, daß kein heroiſches Leben denkbar iſt ohne Beziehung zu den Mächten: Volk und Staat.

Montag, 19. Juli.

Aus England wird über die Arbeitsbedingungen der Frauen in den Munitionsfabriken Ungeheuerliches berichtet. Es ſollen zu einem Wochenlohn von 12½ — 14½ Schilling Frauen mit 12ſtündigem Arbeitstag ohne Mittagspauſe und einem einzigen freien Tag alle zwei Wochen beſchäftigt ſein. Wir können ſtolz darauf ſein, daß bei uns trotz des Mangels an Arbeitskräften der Arbeiterinnenſchutz grundſätzlich aufrechterhalten wurde.

Zur Frauenbewegung

* **Ein Umſchwung in der Stellung zum Oberlyzeum?** Durch den Krieg verſpätet ſind jetzt erſt im preußiſchen Landtag Petitionen vom vorigen Jahr zur Verhandlung gekommen, die ſich mit der Studienberechtigung des Oberlyzeums befaſſen. Die Stellungnahme des Hauſes zu der Frage hat ſich in ſo bemerkenswerter Weiſe verſchoben, daß wir den Bericht der Kommiſſion hier im Wortlaut folgen laſſen, um den vollen Eindruck davon zu geben.

„Der Berichterſtatter führte aus:

Die beiden Petitionen vom Verein Frauenbildung—Frauenſtudium, unterzeichnet: Adelheid Steinmann, Johanna Gottſchalk, Julie v. Keſtner, Anna Reben und vom Vorſtand des Allgemeinen Lehrerinnenvereins, gezeichnet: Helene Lange, Mathilde Drees, richten ſich gegen den Erlaß des Kultusminiſters vom 11. Oktober 1913, wodurch den Abiturientinnen des Oberlyzeums auch ohne die früher vorgeſchriebene zweijährige Tätigkeit an einer anerkannten höheren Mädchenſchule der Zugang zur Univerſität eröffnet worden iſt.

Demgegenüber beantragen die beiden anderen vom Preußiſchen Landesverein für das Höhere Mädchenſchulweſen, gezeichnet Dr. Maydorn, Oberlyzealdirektor, und von den drei Damen Marie Zähner, Elſe v. Heydebrandt geb. v. Prittwitz, Eliſabeth v. Knebel-Döberitz die beiden erſten Petitionen abzulehnen.

Der Berichterſtatter führt weiter aus:

Alle Petitionen, ſowohl die gegen den ſogenannten vierten Weg, wie die für ihn, hielten ſich nicht frei von Übertreibungen. Wenn in den erſteren fortwährend von dem Oberlyzeum als einer ſeminariſtiſchen Anſtalt geſprochen werde, ſo ſei das nicht zutreffend.

Das heutige Oberlyzeum ſei eine wiſſenſchaftliche höhere Lehranſtalt, die auf ähnlichen Prinzipien aufgebaut ſei, wie die drei anderen höheren Lehranſtalten. Der ſeminariſtiſche Betrieb, insbeſondere auch die Behandlung der Pädagogik, trete gegen den wiſſenſchaftlichen Betrieb völlig zurück. Man müſſe berückſichtigen, daß die Schäden, die ſich vielleicht bei denjenigen zeigen, die heute mittels des ſogenannten vierten Weges zur Univerſität gelangt ſind, nicht ohne weiteres auf die Abiturientinnen des heutigen Oberlyzeums übertragen werden dürfen. —

Abiturientinnen, die die volle Ausbildung des heutigen Oberlyzeums erhalten haben, werden zum erſten Mal im Jahre 1917 zur Univerſität gelangen, und man werde deshalb mit ſeinem Urteil bezüglich des heutigen Oberlyzeums ſich vorderhand eine gewiſſe Zurückhaltung auferlegen müſſen.

Dagegen werde man dem zweiten, hauptſächlich gegen den vierten Weg ins Feld geführten Grunde, daß nämlich die große Verſchiedenheit in der Vorbildung der Studenten ſich auf den Univerſitäten ſehr unangenehm fühlbar mache, ſeine Anerkennung nicht verſagen können. Tatſächlich empfänden die Univerſitätslehrer dieſen Übelſtand ganz außerordentlich, und es ſei deshalb nicht zu verwundern, daß ſich mehr als 300 Univerſitätsprofeſſoren der Petition gegen den Erlaß des Miniſters angeſchloſſen hätten. Man müſſe aber zugeben, daß dieſer Übelſtand

Digitized by Google

nicht erst neuerdings, sondern bereits mit dem Moment eingetreten sei, wo den Abiturienten aller drei höheren Lehranstalten in gleicher Weise der Weg zur Universität eröffnet worden sei. Dieser Übelstand sei zweifelsohne durch die Eröffnung des vierten Weges noch vergrößert worden. Die Universitätsprofessoren klagten, daß vielen Hörern und Hörerinnen die ersten Semester für ihr Studium geradezu verlorengingen, weil sie die Zeit benutzen müßten, um ihre Lücken in den verschiedenen Fächern auszufüllen. Es sei deshalb anzuerkennen, daß durch den Erlaß des Ministers vom 11. Oktober 1913 von den Abiturientinnen der Oberlyzeen für gewisse Studien Nach-Examina verlangt würden, die frühestens ein Jahr nach dem Verlassen des Oberlyzeums abgeleistet werden dürfen. Leider seien aber gerade für die philologischen Fächer solche Nach-Examina nicht vorgeschrieben, obwohl man anerkennen müsse, daß die Abiturientinnen der Oberlyzeen für kein einziges philologisches Fach vollkommen ausreichend vorgebildet seien.

Es sei doch vielleicht angebracht, in dieser Hinsicht einer Änderung näherzutreten. Man werde das aber wohl nur im Rahmen einer allgemeinen Regelung tun können, etwa in der Weise, wie es in einer Broschüre vorgeschlagen worden sei, die von einem Professor der Göttinger philosophischen Fakultät herausgegeben sei. Sofort eine Änderung eintreten zu lassen, könne man von der Staatsregierung nicht verlangen, denn bei der Beratung des Kultusetats im vorigen Jahre sei von den Sprechern aller Parteien ohne Unterschied die Verbreiterung des vierten Weges verlangt worden. Wenn also der Minister vom Hohen Hause geradezu auf den eingeschlagenen Weg gedrängt worden sei, so könne man jetzt nicht von ihm verlangen, den gemachten Schritt wieder zurück zu tun.

Was die Gegenpetitionen anbelangt, so gingen diese zu weit, wenn sie den vierten Weg als den einzigen für die weibliche Eigenart passenden Zugang zur Universität bezeichneten. Man könne in solchen Übertreibungen ein Zeichen dafür erblicken, daß die Vertreter der Oberlyzeen bereits entschlossen seien, aus der Verteidigung zum Angriff überzugehen. Es wäre aber im hohen Maße bedauerlich, wenn durch die den Oberlyzeen verliehene Berechtigung der weitere Ausbau der Studienanstalten behindert würde. Jedenfalls werde man doch in absehbarer Zeit einer nochmaligen Prüfung der ganzen Angelegenheit nähertreten müssen, und er beantrage deshalb Überweisung als Material.

Die Kommission beschloß demgemäß zu beantragen:

Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen:

die Petitionen II 542, 813, 1028 und 1142 der Königlichen Staatsregierung als Material zu überweisen.

Berlin, den 12. Juni 1914.

Die Kommission für das Unterrichtswesen.

Heckenroth, Vorsitzender. Dr. Herwig, Berichterstatter. Dr. Arendt (Mansfeld). Buttke. Dr. v. Campe. Cassel. Dr. Dittrich (Braunsberg). Ernst. v. Goßler. Dr. Hager (Gladbach). Heins. Paul Hoffmann. Dr. Iderhoff. Kesternich. Dr. Krause (Lauenburg). Dr. Krüger (Marienburg). Künzer. Mallée. Marx. Dr. v. Schenckendorff. Dr. Schmitt (Düsseldorf).

Diesem Antrag ist das Haus beigetreten. Es ist selbstverständlich, daß im Augenblick keine durchgreifenden Änderungen in der Ordnung des Mädchenschulwesens erwartet werden konnten. Die grundsätzliche Anerkennung, daß die Sache einer nochmaligen Prüfung unterzogen werden müsse, wird aber alle Freunde der Studienanstalt mit großer Befriedigung erfüllen.

Kriegsarbeit in Mülhausen (Elsaß).

Die Vereinstätigkeit pflegt in Mülhausen während der heißen Sommermonate zu ruhen. Schon vor dem Beginn der Schulferien, Anfang August, beginnt die Flucht aus der Stadt. Diesmal fielen der erste Ferientag und der Ausbruch des Krieges buchstäblich zusammen. Gerüchte gingen um, die Stadt würde demnächst von den Franzosen besetzt werden (sie war zweimal in den Händen der Franzosen); das schuf Unsicherheiten, wirkte lähmend und veranlaßte zahlreiche Familien, besonders aus den hilfskräftigen Kreisen, das Kriegsgebiet zu verlassen. Viele der aus der Zeit gebornen sozialen Aufgaben konnten daher nur durch das Eingreifen einzelner Persönlichkeiten gelöst werden.

Die jähe Veränderung aller Verhältnisse war besonders hart für diejenigen Frauen, deren Männer in den Krieg mußten. Plötzlich auf sich selber gestellt, in einem Zustande seelischer Depression, voll Angst vor dem Kommenden, sahen sie sich Aufgaben gegenüber, die sie kaum zu erfassen vermochten, denen sie daher in keiner Weise gewachsen waren. In ähnlicher Lage befanden sich eine Anzahl Frauen, besonders junger Mädchen, die, auf der Reise, nicht mehr aus Mülhausen heraus konnten, viele von ihnen freundlos, mittellos, obdachlos. Dazu gehörten aus Frankreich ausgewiesene Elsässerinnen, solche die im Auslande (Schweiz) eine Stellung hatten, den Sommerurlaub in ihrem Heimatstädtchen in einem Vogesental zubringen wollten und nun, vom Kriege überrascht, die Wege gesperrt sahen, später auch Deutsche, die bei Verschärfung der Verkehrsvorschriften, sich genötigt sahen, in Mülhausen zu bleiben.

Hier galt es zunächst beruhigend zu wirken, für Beschäftigung zu sorgen, Erwerb zu sichern. Die Nachfrage nach Arbeit war ohnedies eine ungeheure.

Gerade zu rechter Zeit bot sich Gelegenheit zu Arbeitsbeschaffung in größerem Maßstabe. Die Mülhausener Firma „Aktiengesellschaft für Baumwollindustrie" hatte den Auftrag erhalten, 22 000 Paar Unterhosen für das Heer zu liefern. Sie fragte nun bei der Stadtverwaltung (Armenverwaltung) an, ob sie die Ausführung der Arbeit in die Hand nehmen wolle. Frau Schwartz-Schlumberger, bis jetzt die einzige Frau, die Mitglied des Armenrats ist, wurde zu Rate gezogen. Frau Schwartz hat Jahrzehnte sozialer Arbeit hinter sich, besitzt Erfahrung,

Digitized by Google

Initiative und die Gabe der Organisation. Sie drang energisch auf Annahme des Auftrags, erklärte sich bereit, die Verantwortung zu tragen und auch an dem Geldvorschuß sich zu beteiligen, der von der Stadt zur Auszahlung der Löhne geleistet werden mußte. Die Stadt stellte ihr ein Lokal zur Verfügung und die Sache wurde sofort organisiert.

Im Laufe von vier Monaten waren die 22 000 Paar Unterhosen fertiggestellt. Nahezu 500 Frauen haben hierbei Arbeit gefunden. Wer imstande war, ein unter Aufsicht gearbeitetes Probestück tadellos herzustellen, durfte die Arbeit mit nach Hause nehmen. Der Lohn betrug 0,60 ℳ für das Paar. Im Durchschnitt kamen auf eine Frau drei Paar den Tag, also 1,80 ℳ. Später gab dieselbe Firma einen weiteren Auftrag von 2000 Paar Unterhosen.

Die „Arbeitsstube" nahm einen solchen Aufschwung, daß es galt, rechtzeitig für weitere Bestellungen zu sorgen. Zu diesem Zwecke begab sich die Leiterin, Frau Schwartz, in Begleitung von Frau Müller, der Vorsitzenden des Vereins selbständiger Damenschneiderinnen und Modistinnen, nach Straßburg, um durch Vermittlung der Handwerkskammer für Elsaß-Lothringen von dem Bekleidungsamt des XV. Armeekorps Aufträge zu bekommen.

Die Schneiderinnen und Modistinnen waren in einer sehr schwierigen Lage. Der größte Teil der Kundschaft hatte die Stadt verlassen, von den Zurückgebliebenen dachte niemand an die Anschaffung neuer Kleider, die Ateliers waren leer, die Arbeit lag vollständig brach, zahlreiche Frauen waren brotlos.

Straßburg zeigte sich sehr entgegenkommend; es gab einen Auftrag von 2000 Drillichjacken, 1500 Unterhosen, 1500 Hemden. Die Arbeit fand schnellste Erledigung. Straßburg aber konnte keine weiteren Aufträge geben, es mußte die Arbeitslosen der Stadt und des Unterelsaß berücksichtigen, deren Zahl dauernd angewachsen war; es riet Frau Schwartz, sich nach Karlsruhe zu wenden. Das geschah, mit vollem Erfolg; das XIV. Armeekorps hat seitdem Mülhausen dauernd mit Arbeit versorgt.

Leider erkrankte Frau Schwartz, sie mußte der Arbeit fernbleiben. Der Vorstand des Vereins selbständiger Damenschneiderinnen und Modistinnen leitet jetzt das Unternehmen, dem sich die Damen in uneigennützigster Weise widmen. Den Mitgliedern des Vereins ist nun Gelegenheit zur Arbeit geboten. Trotz der größeren Schulung dieser Frauen und Mädchen kommt auch ihnen gegenüber das Prinzip der Anfertigung eines Probestücks unter Kontrolle zur Anwendung, ehe Heimarbeit gestattet wird.

Für Karlsruhe sind 8500 Paar Tuchhandschuhe (Lohn 30 ₰), 9000 Paar Unterhosen, 3000 Paar Drillichjacken geliefert worden.

Seit dieser Verschmelzung der „gelernten" und „ungelernten" Arbeiterinnen, richtiger der „Handwerkerinnen" mit den Ungelernten und dem Wechsel der Leitung gibt die Kriegskreditbank den Vorschuß für die Bezahlung der Löhne.

Für diejenigen arbeitsuchenden Frauen, deren Geschick und Befähigung nicht hinreichte, um für die Heereslieferungen zu arbeiten, wurde gleich nach dem Ausbruch des Krieges eine Ausgabestelle für Strick- und Näharbeit ins Leben gerufen (Heimarbeit). Es wurden angefertigt: Männerhemden, Unterhosen; Strickarbeit: Socken, Pulswärmer, Brustwärmer usw. Ungefähr 600 Frauen wurden während des Winters dadurch unterstützt und kamen über die schwersten Monate hinweg. (Löhne für Socken 60 ₰, Unterhosen 40 ₰, Hemd 60 ₰) Die elsässische Maschinenbaugesellschaft machte eine größere Bestellung von 2000 Paketen, bestehend aus je 1 Hemd, 1 Brustwärmer, 1 Paar Socken und 1 Paar Pulswärmer (5 ℳ das Paket), die sie ihren im Feld stehenden Arbeitern zu Weihnachten sandte. Andere große Firmen folgten diesem Beispiel, so daß die Arbeit prächtig gedieh. Später wurde Leibwäsche für die Frauen und Kinder der Flüchtlinge angefertigt.

Die Leitung dieser Arbeitsstube übernahm Fräulein Ida Schwartz, die erste Vorsitzende des Mülhauser Frauenbunds.

Und hier ist wohl die Stelle, ein paar Worte über den Mülhauser Frauenbund zu sagen, der durch Angliederung an den Elsaß-Lothringer Frauenverband auch dem Bunde deutscher Frauenvereine angehört.

Von seinen Mitgliedern befanden sich nur wenige in der Stadt, als der Krieg zur Tatsache geworden war. Vier noch anwesende Mitglieder des Vorstands hielten eine Beratung ab, als schon die grünen Grenzwächter aus den Vogesen in die Stadt geradelt kamen, und nachher Geschützdonner, etwas Neues, Unheimliches und tief Erregendes, die Luft erschütterte; es lag etwas Fegendes in dem abwärtsgleitenden Rollen. Keiner der Anwesenden war imstande, die Zahl der Vereinsmitglieder, die sich noch in Mülhausen befanden, auch nur annähernd anzugeben. Der anfänglich einzig ratsam erscheinende Beschluß, sich als Verein dem Bürgermeisteramte zur Verfügung zu stellen, wurde fallen gelassen — es standen keine Truppen hinter dem zusammengeschmolzenen Vorstand. So blieb nichts anderes übrig als freie Betätigung an der Kriegsarbeit, sei es als einzelne, sei es zusammengeschlossen, sei es andern Organisationen sich einfügend, oder selber organisierend.

Dieser Entschluß, aus der Not der Stunde geboren, ist begreiflich angesichts der tausend Unsicherheiten und Möglichkeiten, die keine Schlußfolgerungen zuließen und jeden freien Ausblick hemmten. Außerdem war der Frauenbund durch seine satzungsmäßig festgelegte Zweisprachigkeit zu einem Schemen geworden.

Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß jedes der vier Vorstandsmitglieder sich ein Tätigkeitsgebiet zu schaffen oder sich einem Betriebe einzufügen wußte, so daß bei dem Einzelnen von vollem Frauenkriegsdienst gesprochen werden kann. Wie notwendig, großzügig angelegt und nutzbringend die Arbeit der ersten Vorsitzenden war und ist, hat dieser Bericht gezeigt. Alles, was von dieser Seite geschah und geschieht, erweckt die Hoffnung, daß es dem Frauenbund gelingen wird, die schwere Krisis zu überwinden, die Lehren und Erfahrungen dieser Zeit sich zunutze zu machen und die Blüte zu erreichen, die seine Anfänge versprachen.

B. J.

Digitized by Google

Bücherschau

„Knulp." Drei Geschichten aus dem Leben Knulps. Von Hermann Hesse. Bibliothek zeitgenössischer Romane. S. Fischer Verlag, Berlin. Aus drei Skizzen ist das Seelenbild eines Landstreichers zusammengesetzt — einen Typus, wie ihn so zart und menschlich, so aus einfachstem volkstümlichen Alltagsgut an Geschehnissen und Zuständen heraus von allen nur Hermann Hesse bilden kann. Knulp ist der Mann, der, einmal vom Schicksal aus der Reihe der Bürgerlichen geworfen, nun das Vagantentum sich zur sittlichen Aufgabe macht, — oder, wenn das vielleicht zu steif klingt, der die Lebensform der Taugenichtse füllt mit dem Inhalt einer feinen, leichten, kindlichen Seele. Das ist, zumal in dem ersten und dem letzten Stück, so voll Anmut und Melancholie, Leichtigkeit und Überlegenheit dargestellt, daß man ganz irre an dem Wert bürgerlicher Gesittung und Arbeitsamkeit wird. Und das soll man auch: durchdringen durch die starre Schablone unserer Tugendurteile zum Menschlichen, das der Herrgott noch in ganz anderen Formen zur Blüte bringt als in denen, die wir zu schätzen gewohnt sind. Hesses Weltbetrachtung, eine selten schöne Mischung von Ehrfurcht und Freiheit, leuchtet hier besonders innig auf.

„Staatsanwalt Jordan." Von Hans Land (in derselben Serie). Nur mit stärkster Anspannung kritischen Pflichtgefühls kann man sich überwinden, bis zur letzten Seite dieses Bandes vorzudringen. Ein höherer Hintertreppenroman voll Unwahrscheinlichkeit, Unwahrheit und Weitschweifigkeiten. Erstaunlich, etwas Derartiges in einer Reihe mit Hermann Hesse zu finden! Und so „unzeitgemäß" wie nur möglich.

Nicht sehr viel höher steht **„Die Bräutigame der Babette Bomberling"** von Alice Berand. Aber es gibt sich wenigstens als bloßer Unterhaltungsstoff, leicht und lustig — wenn auch von schwer erträglicher Plattheit.

„Die Prophezeiung und andere Novellen." Von Otto Flake. S. Fischer Verlag. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.) Otto Flake ist ein junger Dichter des Reichslandes. Nicht so stark und espritvoll wie sein Landsmann Schickele, aber ihm verwandt im Wesen. Die Novellen sind zum großen Teil schon Kriegserzeugnis. Einige sind mehr Skizzen, Ausschnitte, Impressionen. Alle voll feiner seelischer Witterung, Kühnheit zum Abseitigen, Ironie, Schwermut und Gefühlsweichheit — der Mischung, die im Lebensgefühl der gegenwärtigen Jugend mit nervöser Feinheit zusammen so bezeichnend ist.

„Waldwinkel. Beim Vetter Christian." Von Theodor Storm.

„Viola Tricolor. Ein stiller Musikant." Von Theodor Storm.

„Im Nachbarhause links. Psyche." Von Theodor Storm.

Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg. (Preis jedes Bandes 1 *M*.)

In hübsch ausgestatteten kleinen Leinenbändchen sind je zwei der stimmungsvollsten Stormschen Novellen zusammengefaßt. Eine besonders willkommene Sendung für das Feld, wo sicher Bilder aus der friedlichen gesicherten Heimat den gleichen Willkommen zu erwarten haben, wie bei uns Daheimgebliebenen die Schilderungen des großen Ringens da draußen.

„Gedichte" von Joseph Freiherr v. Eichendorff. Mit 24 Tafeln nach Radierungen und 8 Zeichnungen von H. Volkert. Ausgewählt und eingeleitet von Kurt de Bra. Verlag für Volkskunst Rich. Keutel, Stuttgart. (Preis geb. 1 *M*.) Als achter Band der Sämann-Bücher erscheinen die lieben, vertrauten Lieder, zu denen die stimmungsvollen Bilder gut passen.

Neuerscheinungen zur Kriegsliteratur.

„Unsere Ernährung in der Kriegszeit." Im Auftrage des Nationalen Frauendienstes Stuttgart herausgegeben von Anna Lindemann. Verlag von W. Kohlhammer, Berlin W. 35, Stuttgart, Leipzig 1915. (Preis 1 *M*.)

„Der sorgenfreie Kriegs-Invalide," „Die Hinterbliebenen-Versorgung." Von Walter Salzmann.

„Vom großen Abendmahl." Verse und Gedanken aus dem Feld von Walter Flex. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.

Im Verlag von J. Heß, Stuttgart, erschienen mehrere Kriegsnummern des Beamtenjahrbuchs unter dem Titel: **„Unsere Beamten und der Krieg."** Einzelpreis der Kriegsnummer 1,50 *M*.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahnthal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm und die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit.

Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Ruhigen, nervenstärkenden Sommeraufenthalt finden Lehrerinnen und andere Damen in dem landschaftl. sehr schön und gesundheitl. außerordentl. günstig gelegenen, 40 Morgen großen **Walderholungsheim Neuzelle**, (Bahnstat. zw. Frankf. a./O. u. Guben.) Heim III des Vereins „Jugendschutz" E. V. — Pension pro Tag, von 3 ℳ an. (5 Mahlzeiten, keine Trinkgeld.) Zentralheiz., Warmwasserversf., Bäd., W.-K., elektr. Licht, Liegehalle. Dem Walderholungsheim ist eine Haushaltungsschule, verbunden mit praktischen Lehrkursen für Obst- u. Gartenbau, angeschlossen. (Schulung von „Stützen mit gärtnerischer Ausbildung" u. prakt. Vorbildung für Gärtnerinnen.) Für die Reisezeit werden Herrschaften im Interesse ihrer Hausangestellten auf die billige gute Pension (40 — 60 ℳ monatl.) in den Berliner Heimen I u. II (Stralauerstr. 52 II u. Passauerst. 37 II) aufmerksam gemacht. Dort ist Gelegenheit, an billigen Kursen für Kochen, Schneidern, Weißnähen, Plätten u. Putz teilzunehmen. Ebendaselbst bill. wirklich guter Mittagstisch (0,40—0,50 ℳ). Meldung. u. Prosp. i. d. Geschäftsstelle d. Vereins, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 114 III, Sprechstd. 3½—4½ U., Tel. Kurfürst 8802.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **Mühlmann**, Geh. Regier.- u. Schulrat.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit.
Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse.
Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurs.
Prospekte durch die Direktion: **Große Friedbergerstr. 28 II.**

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Sommersemesters 8. April.

Braunfels a. d. Lahn
zwischen Taunus und Westerwald
Familien-Pension
von
Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Soziale Frauenschule
Berlin-Schöneberg, Barbarossastraße 65.
Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**

Unterstufe: Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten u. ehrenamtl. Kräften zur sozialen Hilfsarbeit.
Oberstufe: Fachliche Ausbildung für berufsmäßige Arbeit auf allen Gebieten sozialer Fürsorge.

Fortbildungskursus mit Praktikantenjahr.
Dauer der Ausbildung: 2—3 Jahre.
Beginn der Kurse: **Oktober.** Hospitantenkursus vormittags und abends.
Der Schule ist eine Stellenvermittlung für soziale Berufe angegliedert.
Prospekte durch das Bureau, Berlin W. 30, Barbarossastr. 65.

Digitized by Google

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Gutsbesitzersfamilie, Ostpreußen, für zwei Mädchen, 13, einen Knaben, 6 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin. Gehalt 700 ℳ und freie Station.

2. Zum 1. August sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Westpreußen, für einen Knaben von 9, ein Mädchen von 8 Jahren, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse sind erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. August sucht Familie, Oberschlesien, für zwei Mädchen, von 13 und 9 Jahren, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Unterrichtserfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt 700 ℳ und freie Station.

4. Zum 1. event. 15. August sucht Rittergutsbesitzersfamilie, in der Mark, für zwei Mädchen, 11 und 8 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

5. Zum 15. August sucht Gutsbesitzersfamilie, Sachsen, für ein 12-jähriges Mädchen, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 15 August sucht adlige Familie, Westpreußen, für ein 13-jähriges Mädchen, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen und etwas Unterrichtserfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Zum 1. Oktober sucht Gutsbesitzersfamilie, Braunschweig, für zwei Mädchen, 11 und 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Etwas Erfahrung ist erwünscht. Gehalt 720 ℳ bei freier Station.

8. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie, Westpreußen, für ein Mädchen, 13, einen Knaben, 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Latein- und Musikkenntnissen. Perfekte Sprachen sehr erwünscht. Gehalt 1300 ℳ und freie Station.

9. Zum 1. Oktober sucht freiherrliche Familie, Ostpreußen, für ein Mädchen, 13 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Sprach- und Musikkenntnissen. Gehalt 1200 ℳ bei freier Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen. Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Buchhandlung BERLIN S. 14 — **W. MOESER** Stallschreiberstr. 34. 35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen

zur

Bekämpfung unlauterer privater Unternehmungen

von

Hildegard Sachs

Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe"** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann**, M. d. R.

bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.

Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**

schreiben in jeder Nummer

die **Kriegs- und Heimatchronik,**

eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.

Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Hortnerinnen,**
3. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw.,

(staatl. Abschlußprüfg.)

4. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugnis),
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

BERLIN

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

22. Jahrg. Heft 12

September 1915

Wunden.

Von

Friede H. Kraze.

Nachdruck verboten.

Sie hatte einen Eckplatz in einer der letzten Parkettreihen. Sie konnte jeden Augenblick unauffällig das Theater verlassen. Sie atmete auf, als ihr dies wieder zur Gewißheit wurde. Nachher stützte sie die Wange, die schmaler geworden war in den letzten Monaten, in die Hand, die im Gegensatz zu früher etwas Lebensvolleres, Stärkeres bekommen hatte. Es war nicht mehr durchaus die blasse, feinnervige Hand der Künstlerin, sondern die Hand der helfenden Frau.

Als sie so saß, versank sie in Gedanken und vergaß ihre Umgebung. Als ein später Besucher, der in ihrer Reihe seinen Platz hatte, sie zum Aufstehn veranlassen mußte, sah sie sich bestürzt um. Die Menschen bemerkte sie kaum. Aber die ihr früher so vertraute weißgoldne Schönheit des Raums, die in aller Heiterkeit immer etwas maßvoll Gehaltnes ausdrückte, berührte sie fremd. Es schien so unbegreiflich, daß man hier war. Daß sie hier war.

Sekundenlang trat der Schatten einer großen Angst in ihre Augen. Es schien, als ob sie im letzten Moment noch aufstehn wollte und das Theater verlassen. Aber sie bezwang sich.

In diesem Augenblick schritt der Dirigent des Orchesters zu seinem Pult, und der berühmte Rezitator betrat das Podium. Er wurde mit brausendem Beifall empfangen, denn er war ein Liebling der Stadt. Es handelte sich um den letzten Gesang der Ilias, den er mit Musikbegleitung vortragen sollte.

Zuerst gelang es ihr nicht, die Gedanken zu sammeln. Vielmehr gingen jene, sobald das Orchester begann, ihre eignen, bestimmten Wege. Sie hatte das vorher gewußt. Deshalb hatte sie bis jetzt Musik streng gemieden. Weshalb sie heut einen Versuch gewagt hatte, darüber hätte sie keine Rechenschaft geben können.

Nun kam es doch, wie sie gefürchtet hatte. Sie versuchte einige Male das Motiv zu ver-

Digitized by Google

folgen und bei der Musik zu bleiben, die das Rezitativ einleiten sollte. Aber es gelang ihr nicht, sondern diese bestimmte Gegend, die sie niemals im Leben gesehen hatte, stand da in der Ferne und rief. Sie mußte dorthin gehn; sie wußte, jedes Widerstreben war nutzlos.

Es war eine lange, sehr lange Pappelallee, die durch überschwemmte Wiesengründe führte. Sie kannte diesen Weg, als sei sie ihn seit ihrer Kindheit täglich gewandert. Die Bäume waren alle von vollendeter Schönheit und von einem persönlichen Ausdruck, wie man ihn auf den Bildern Hobbemas findet. Einer der höchsten und schönsten war mitten durchgesplittert und hing quer über den vom Herbstregen schlüpfrigen Weg. Auf den Wiesen rechts und links standen Weiden, bis an die Krone hinauf im Wasser. Sie sah die Zweige unabläßig trinken und roch den eigentümlichen Geruch des grünen Bastes. Wie sie so die endlose Allee entlang schritt, schneller und schneller, leuchteten in der Ferne eine Reihe kleiner, hellgetünchter Häuser auf mit spiegelnden Fenstern. Wie eine Verklärung von Heimglück und Frieden lagen sie. Wenn man näher herankam, bemerkte man, wie einem der Häuschen das Dach fehlte. Etliche hatten häßliche, breite, dunkle Öffnungen und Risse wie blutrünstige Wunden. Und dem einen schaute man durch die zerborstene Vorderfront bis ins Herz. Eine Kinderwiege stand dort, in einem Alkoven, unberührt, vor einem breiten, zertrümmerten Bett. — Weiterhin erstreckte sich ein Wäldchen. Dort war es. —

Die Musik klagte. Priamos, der greise, unsäglich betrübte Vater, machte sich auf den Weg, den toten Hektor von den blutigen Händen des Peliden zurückzuerflehen. Damit sie daheim die Wunden des herrlichen Helden waschen und salben möchten und den geschändeten Leib durch Liebe weihen und den reinigenden Flammen des Holzstoßes übergeben.

Sie schauerte zusammen, wie sie mit geschlossenen Augen saß. Sie wußte nicht mehr, daß sie fortgehen konnte, wenn sie wollte, und der Qual dieses Stillehaltens und Hörenmüssens sich entziehen. Sie wußte gar nicht, daß sie im Konzertsaal saß, an einer der durch Erinnerungen geheiligten Stätten, mitten im Waldesrauschen des deutschen Vaterlandes, die der Krieg mit seinen rauchroten Flügeln nicht einmal gestreift, geschweige denn versehrt hatte.

Sie schritt wie immer jetzt, wenn sie ihren Gedanken Zeit gab, sich zu verlieren, die Pappelallee entlang, dem Wäldchen zu, fliegenden Schrittes, bis sie die Stelle erreicht hatte. Dann stand sie tränenlos und erbebte.

Er lag quer über den Weg. Auf dem Rücken lag er, die Arme weit auseinander geworfen. Der Kopf fiel zurück. Die Augen, die sie hatte strahlen gesehen, als die Liebe aus ihnen zu ihr hinströmte wie Sonne, und die wie zwei Becher voll Gram vor ihr gestanden, als das Leben sein „Nein“ wider die Sonne setzte — die waren geschlossen. Aber quer über die Stirn, über diese hohe, mächtige Stirn, die so hohe und feine und mächtige Gedanken gehegt hatte .... Ja, das war es eben. Sie kroch in sich zusammen. — Diese klaffende, breite Wunde, die sie nicht hatte schließen dürfen mit zitternden Händen. Sie hatte sie nicht waschen dürfen mit Balsam und Öl und sie nicht verbinden dürfen und pflegen zum Leben oder zum Tode. Die Wunde, die sie immer vor sich sah, die war nicht geschlossen worden. Die klaffte immer. Und es war ihr, als ob diese Wunde sie selber zerrisse und sich niemals schließen würde. — — —

Vielleicht war er bestattet worden. Wer mochte das sagen? Er fiel als erster auf einem Patrouillengang. Nur einer kam zurück und konnte Meldung bringen. Am folgenden Tag und viele Tage lang lag das ganze Gelände unter Feuer.

Aber selbst wenn ... Die erschütternden Massengräber von 70 und 71 standen vor ihren Augen. Selbst wenn ... — Diese klaffende Wunde, die sie nicht und niemand verbinden durfte, dieses letzte, todeswehe Seufzen, von niemand gehört — das sah und hörte sie immer, Tag und Nacht. —

Jahre waren darüber hingegangen, daß sie sich hatten scheiden müssen. Das Leben wollte es so. Wenn einmal alles überwunden war, ganz tief gesunken, wenn nicht mehr

Digitized by Google

Mann zu Weib, Leidenschaft zu Leidenschaft, ein Geschlecht zum andern redete, sondern allein Freund zu Freund, Seele zu Seele — dann wollten sie sich wieder begegnen.

Sie hatte manchmal gemeint — vielleicht bald — jetzt vielleicht. Aber er sah tiefer und klarer und verwirrte nicht mehr Wünsche und Wirklichkeit, wie es Frauen auch noch dann geschieht, wenn die körperliche Gegenwart aufhörte, auf ihren Saiten zu spielen.

Und dann plötzlich kam der Krieg. Und nun lag er dort mit dieser Wunde. Ihre ganze süße, wehe Liebe würde fortab in ihr liegen wie eine Wunde, die sich nicht schließen konnte.

Die Melodie fing leise an zu flüstern. Etwas sehr Mildes schien sie zu erwecken. Es war, als ob über diese schmerz- und tränenzerfurchte Landschaft zarte Wolken und die weichen Lichter verhüllter Frühlingstage hinglitten, in denen Sehnsucht und Erfüllung verschleiert und Hand in Hand gehen. Blühten nicht die purpurnen Gehänge der Erlenkätzchen an den nackten Zweigen, die die Herbststürme entblößt und gepeitscht hatten?

Sie trat zum ersten Mal in ihren Gedanken nahe heran — an die Stelle.

Während sie sich bückte, sprach es irgendwo. Voll unendlicher Güte und Schönheit klangen die Worte, denen sie staunend zuhörte:

....„Mit Bewundrung sähest du selber,
Wie er so frisch und tauig, umher vom Blute gereinigt
Dalliegt, nirgend befleckt, und die Wunden sich alle geschlossen,
Die ihn durchbohrt, soviel auch das Erz auf jenen gezucket.
Also walten des edlen Sohns die seligen Götter
Noch im Tode sogar, denn geliebt war er jenen von Herzen . ."

Flüsterte ein weicher Wind in den Zweigen? Sang eine Amsel?

Sie kniete nieder. Neben ihm. Sie nahm das stille Haupt, das hintenüber geworfen lag, in die Arme. So lag es an ihrer Brust, wo das lebende so oft geruht hatte. Sie küßte die geschlossnen Augen, wie sie die lebenden, in scherzender Liebe geschlossenen, so oft geküßt. Seine Wunde schmerzte sie nicht mehr, wie sie so tat. Sie lag wie ein funkelndes Band über der Stirn. War sie nicht herrlich und heilig, diese Wunde, um die sie so unsäglich gelitten, die nicht Menschenhand hatte kühlen dürfen?

In der tödlichen Einsamkeit ihres Leidens hatte Gott ihrer wahrgenommen. Er hatte sie zum Schmuck geadelt. Ja, sie wußte, er, den sie geliebt hatte, war ein selig Gestorbner. Sein letzter Seufzer war Triumph gewesen, sein letzter Ausdruck ein Lächeln. Und das triumphierende Lächeln umschloß Heimat und Liebe und Gott. Ihr schien, als ob diese drei ganz derselbe Begriff seien. Ihr war, als ob diese klaffende Wunde der Einsamkeit allein imstande gewesen wäre, ihnen beiden das Tiefste, Letzte und Seligste zu verleihen, was zwei Menschen vorbehalten ist — das vollkommene Einswerden im Göttlichen.

Ihr war, als ob jenseits der roten, flutenden Ströme ein neuer Garten Eden blühte, der war diesseits und jenseits der Zeit, danach Menschen messen. Und in diesem neuen Garten Eden wandelten in der Stille des Abends zu zweit Tausende und Tausende. Sie wandelten zwischen Blüte und Frucht und trugen neben der Unschuld der Liebenden das tiefe Wissen der Leidverklärten und derer, die den Tod überwunden haben in die Ewigkeit.

Sie wandelten Hand in Hand hin und wider im Garten Gottes, der auch die Heimat hieß oder die Liebe.

Und Gott ging mit ihnen.

Digitized by Google

Krieg und Luxus.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Friedrich Wilhelm Förster hat vor kurzem gesagt: „Die Frage nach dem Heil eines Krieges darf gewiß nur mit großer Vorsicht gestellt werden. Wer einen Krieg absichtlich hervorruft, um irgend ein Heil daraus zu ernten, der wird unrettbar an seiner eigenen Ruchlosigkeit zugrunde gehen. Heil kann das Unglück des Krieges uns nur in dem Maße bringen, als wir ihn nicht gewollt haben. Heil kann er uns bringen, wenn wir demütig fragen, was wir und die ganze Menschheit aus all diesem Furchtbaren lernen, wie wir innerlich dadurch wachsen können."

Mit dieser inneren Zurückhaltung treten wir, die wir in einem Kriege stehen, den wir nicht gewollt haben, an die Frage heran: Was kann der einzelne tun, um sich und sein Volk reif zu machen für die Aufgaben, die der Krieg uns stellt? Um den Anspruch, den wir erheben — nicht nur uns zu behaupten, sondern den Einfluß deutscher Kultur stärker als bisher hinauszutragen — zu rechtfertigen. Was können wir tun, um Heil aus der furchtbaren Erschütterung des Krieges zu ziehen, um uns und unser Volk zu höheren Stufen der sittlichen Kultur zu führen, damit das Blut unserer Brüder nicht umsonst geflossen ist!

Denn darüber kann man sich nicht täuschen: alle äußeren Erfolge — was auch der Krieg dem deutschen Volk an äußerer Machtbereicherung bringen mag — haben schließlich keinen Wert, wenn nicht ein innerer Machtzuwachs Hand in Hand damit geht; wenn nicht eine Erhöhung der sittlichen Kultur für unser Volk aus diesem Krieg hervorwächst.

Als Teil dieses allgemeinen sittlichen Problems soll die Frage „Krieg und Luxus" hier erörtert werden. Ist es nötig, den Luxus zu bekämpfen, um eine solche Erhöhung sittlicher Kultur, um eine Verinnerlichung des Volkes herbeizuführen? Wohl ist durch den Krieg in den letzten Monaten manche Fäulnis hinweggefegt, manche Unkultur und manche Erscheinungen materialistischer Gesinnung sind etwas zurückgedrängt worden. Aber noch ist das Volk nicht befreit von diesen Fehlern und Schwächen. Man kann vielmehr beobachten, wie mit jedem weiteren Monat, den der Krieg dauert, die Neigung zu Oberflächlichkeit uud Genußsucht sich wieder an die Oberfläche wagt. Man hört aus Reden und Veröffentlichungen der verschiedensten Art, von Politikern, Kaufleuten, Industriellen, die auf den nach Friedensschluß erwarteten wirtschaftlichen Aufschwung hinweisen, die Spannung und Hoffnung heraus, dann wieder zu dem Leben verfeinertsten und übertriebensten Genusses zurückkehren zu können.

Wenn davon gesprochen wird, daß dieser Krieg ein Krieg des deutschen Idealismus gegen den Materialismus der andern ist — und sehr viele und gewichtige Stimmen sprechen davon —, so müssen wir diesen Idealismus erst in unserm Volke wieder zur Herrschaft gelangen, das deutsche Wesen wieder schlicht und deutsch

Digitized by Google

von neuem hervorgehen lassen. Denn schlicht und deutsch ist deutsches Wesen in den letzten Jahrzehnten nicht gewesen. Das ganze öffentliche Leben war, wie Lienhard es ausdrückt, zuletzt „Hast, Geld, Lärm, Pomp, Protzentum, Vulgarität, Arroganz, Mißmut, Neid". Sicherlich ist die seelische Verrohung, der das rücksichtslose Gelderwerben in allen Kreisen entspricht, keineswegs nur ein Fehler unseres Volkes. Es ist eine allgemeine Zeiterscheinung. Aber unser Volk hat daran teilgenommen. Ausschließlicher als je hatte die Kultur sich der Mehrung materieller Güter und sinnlicher Lebensgenüsse zugewendet, und nicht innere Werte, sondern allgemein die Verfügungsgewalt über Geld und Gut war Ziel menschlichen Strebens geworden. Dabei haben die besitzenden Schichten vielfach ein schlechtes Beispiel gegeben. Die anderen Kreise sind ihnen gefolgt. Man lebte über die Verhältnisse oder bis an die mögliche Grenze. Wer das Geld dazu hatte, übersteigerte die Bedürfnisse an Nahrung, Wohnung, Geselligkeit, Vergnügen; und auch Frauen, die das Geld nicht hatten, übersteigerten das Bedürfnis an Kleidung, oft nicht in der Richtung der Qualität, aber der Quantität. Eine maßlose Vergnügungssucht und Genußsucht machte sich breit. Die Großstädte zeigten Züge von Dekadenz. Die Lebensideale weiter Schichten waren schief eingestellt; oder richtiger noch, viele hatten keine Ideale. Förster sagt davon:

„Der unerträgliche Gesichtsausdruck so vieler von denen, die obenauf kamen, ihre Wichtigtuerei mit den Äußerlichkeiten ihres Genuß- und Sportbetriebes, die dreisten Picknickgesichter in reichen und rücksichtslosen Familienautos, die Mast des Lebensbehagens, die Schamlosigkeit des Sich-Bedienenlassens, die Unsumme von Ernst, Mühe und Technik, die auf die Organisation eitlen Müßigganges und leerer Spielerei verwendet wurde, bis hinab zur Manikure, das alles zeigt täglich greller, wie sehr alle diese Menschen mit treffsicherem Instinkte merkten, daß sie die Situation beherrschten und daß ein Billett erster Klasse durchs Menschenleben das oberste Ziel für Millionen geworden war, ja selbst für viele, die geistig produzierten . . . Unser Volk ist nicht frei gewesen von der allgemeinen Anbetung des goldenen Kalbes, von dieser verschämten und unverschämten Überordnung der materiellen Interessen über die geistig-sittlichen Güter. Wir haben unsere Schuldigkeit im Dienste des religiös-sittlichen Ideals nicht getan. Wir haben wohlgefällig zitiert: ‚Und es soll an deutschem Wesen einst die Welt genesen;' aber wir haben die Verpflichtung vergessen, die aus diesen Worten zu uns redet. Denn deutsche Industrie und Technik haben wohl Wunderwerke verrichtet — aber daran konnte doch schließlich die Welt nicht genesen. Die Menschheit hat mehr und anderes von uns erwartet, einen großen Halt gegenüber der Übermacht materieller Interessen. Statt dessen sind wir alle mit in den materiellen Rausch verfallen."

In diesen Kriegsmonaten sind nun endlich neue Kräfte in unserm Volk lebendig geworden. Nicht nur Heldenmut und Opfersinn, sondern auch Einsicht in das, was bei uns selbst krank und faul ist; ein Wille zur Umkehr, ein Wille zur sittlichen Erneuerung des Volkslebens, ein Wille zum Abstreifen von viel Tand und Schein. Gerade in den ersten Kriegswochen hat sich wohl jeder einzelne gefragt: sollen wir nicht unter dem Einfluß dieser überwältigenden Ereignisse wieder zu einem einfacheren, gesünderen, verinnerlichten Leben zurückkehren, alles das aufgeben, was übertrieben ist in unserm Leben und in der Befriedigung unserer Bedürfnisse. Ganz naturgemäß wirkte der Instinkt in dieser Richtung. Man hat in den ersten Kriegswochen einfacher gelebt als je vorher, schon weil es unerträglich war, bequeme und behagliche Lebensgewohnheiten fortzusetzen, wenn man an die Strapazen und Entbehrungen dachte, die die Brüder und Söhne draußen im Felde ertragen mußten. Einfacher haben auch weite Schichten der Bevölkerung gelebt, weil sie zunächst einmal von großer pekuniärer Unsicherheit erfaßt waren. Und einfacher lebt schließlich

Digitized by Google

seit Monaten wohl die gesamte Bevölkerung in bezug auf die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, weil bestimmte Rohstoffe fehlen oder knapp sind, weil nationale Rücksichten jeden zu dieser Einschränkung zwingen.

Aber angesichts der Rückkehr zur Einfachheit und der großen Sparsamkeit, die sich in den ersten Kriegswochen zeigte, standen eine Reihe von Politikern, von Nationalökonomen, von Gelehrten, von Industriellen auf, Führer unseres Volkes, die vor Sparsamkeit warnten und darlegten, daß es ein Erfordernis des Wirtschaftslebens sei, soweit wie möglich alle Bedürfnisse in der gewohnten Weise weiter zu befriedigen, den wirtschaftlichen Gang des Friedens auch im Kriege aufrechtzuerhalten. Die Gemüter wurden verwirrt. Man fragte sich, ob man seinem Gewissen, seinem Instinkt oder den Ratschlägen der Politiker, den wirtschaftlichen Ermahnungen folgen sollte. Die Frage von Luxus oder Einfachheit zeigte sich als ein zwiespältiges Problem, als ein volkswirtschaftliches und ein ethisches; und es fragt sich, wie wir uns zu verhalten haben, wo beide Grundsätze sich kreuzen. Für den, der überhaupt im Leben sittliche Normen als Oberwerte anerkennt, steht es zweifelsfrei fest, daß — wo volkswirtschaftliche und sittliche Erwägungen sich nicht miteinander vertragen — die sittlichen unter allen Umständen übergeordnet werden müssen. Es ist eine völlige Verdrehung der Werturteile und Begriffe der Nationalökonomie, anzunehmen, daß die Menschen dazu da sind, um bestimmte Erwerbszweige oder Industrien zu erhalten. Industrie und Landwirtschaft und Handel und alle andern Erwerbszweige sind nur der Menschen wegen da — und nicht umgekehrt. Diese Behauptung muß mit allem Nachdruck ausgesprochen werden. Auch die Wissenschaft und die Kunst sind um der Menschen willen da, um das Menschenleben zu erhöhen und zu bereichern, und wo das nicht geschieht, da sollen sie besser zugrunde gehen.

Unter diesem Gesichtspunkt, daß alle Erwerbszweige um der Menschen willen da sind, soll hier erörtert werden, ob und in welchen Grenzen Luxus berechtigt ist. Dabei muß vorausgeschickt werden, daß dem Begriff des Luxus nicht der von Sparsamkeit gegenübergestellt werden darf. Denn man kann auch ohne Luxus sehr viel Geld ausgeben, sehr unsparsam sein. Den Begriff des Luxus zu definieren, ist gar nicht leicht. So reich die Literatur darüber ist, so verschieden sind die Begriffsbestimmungen, die ihm von Gelehrten gegeben worden sind. Es ist wohl die volkstümliche Auffassung, als Luxus die Ausgaben anderer zu bezeichnen, die man sich selbst nicht gewähren kann oder nicht gewähren will. Ganz so leicht kann die Wissenschaft es sich nicht machen. Die Gegner des Luxus begründen ihre Ansicht meist damit, daß sie Luxus mit schädlichen Lebensgenüssen identifizieren, was aber als eine viel zu enge Begriffsbestimmung zurückgewiesen werden muß. Andere reden dem Luxus das Wort, indem sie ihm alle höheren, über das Notwendige hinausgehenden Verzehrungsarten zurechnen, was wiederum viel zu weit gefaßt ist. Zutreffender ist es, mit Roscher zu sagen, daß Luxus ein relativer Begriff ist, nach dem Stande, dem Volk, dem Zeitalter, nach den Motiven und Bestimmungen verschieden.[1])

[1]) Rau versteht unter Luxus den Verbrauch, der bloß einen entbehrlichen Gütergenuß bezweckt, ohne ein wesentliches Bedürfnis zu befriedigen. Below: die als etwas sittlich Gleichgültiges vorgenommene unproduktive Verwendung des freien Einkommens. Hasbach nennt Luxus das an Körper und Geist nicht Fördernde.

Digitized by Google

Die Unterschiede durch Zeit und Ort sind leicht zu finden. Schultze-Gävernitz sagt ganz richtig, was heute Luxus ist, wird morgen ein Lebensbedürfnis der Masse. Richard Löwenherz und Friedrich Barbarossa schliefen in ihren Betten noch ohne Nachthemden. Von einer Dogenfrau in Venedig wird aus dem 14. Jahrhundert berichtet, sie sei so raffiniert, daß sie gebratenes Fleisch nicht mehr mit ihren zarten Fingern berühren wollte. Sie bezog aus Konstantinopel eine mysteriöse Zinke, um das Fleisch aufzuspießen, ein Luxus, für den — wie der Chronist sagt — „der Zorn Gottes sie ereilte". Um dieselbe Zeit etwa, im 15. Jahrhundert, war Karls VII. Gemahlin die einzige Französin, die mehr als zwei leinene Hemden besaß. Und für heute lassen sich ähnliche Beispiele anführen. Badewasser und Seife sind für uns kein Luxus mehr. Aber sie waren es vor 60 Jahren. Sie sind es noch für ganze Stände. Sombart führt diese Auffassung weiter aus, indem er auf die Motive und Bestimmungen des Luxus eingeht. Er sagt: Luxus ist jeder Aufwand, der über das Notwendige hinausgeht. Der Begriff ist ein Relationsbegriff, der erst einen greifbaren Inhalt bekommt, wenn man weiß, was das Notwendige sei. Das kann entweder durch subjektive Werturteile oder durch den objektiven Maßstab der physiologischen Notdurft oder der Kulturnotdurft festgestellt werden. Luxus hat aber einen doppelten Sinn. Er kann quantitativ oder qualitativ ausgerichtet sein. Luxus im quantitativen Sinn nennt er „Vergeudung"; Luxus im qualitativen Sinn „Verwendung besserer Güter". Er legt weiter dar, daß Luxus sehr verschiedenen Zwecken dient und aus sehr verschiedenen Beweggründen herrühren kann. „Ob ich meinem Gott einen goldgeschmückten Altar weihe oder mir ein seidnes Hemd kaufe: beide Male treibe ich Luxus. Aber beide Arten sind weltverschieden. Man kann vielleicht jene Altarweihe einen idealistischen oder auch altruistischen Luxus, diese Anschaffung einen materialistischen oder auch egoistischen Luxus nennen, indem man damit Bestimmung und Beweggrund gleichermaßen unterscheidet." Ähnliche Auffassungen finden sich bei W. Bode. „Wenn jemand ein Bild für 1000 ℳ kauft, um seine schon übermäßig behängten Säle noch üppiger zu füllen, und um sagen zu können, daß auch dieser oder jener berühmte Künstler in seiner Galerie vertreten sei, so treibt er Luxus. Aber dasselbe Bild kann auch in die Stube eines schönheitsdurstigen Menschen kommen, der sich gerade in dies Bild verliebte und es wie längst Ersehntes begrüßte. Dort kann es den ganzen Raum gleichsam durchleuchten und durchwärmen. Wer möchte es dann für Luxus erklären?" Bode beleuchtet auch den Irrtum, der Qualitätsware, der teure Sachen schlechthin für Luxus hält. Ein Tisch für 150 ℳ, der vielleicht ein Jahrhundert lang dient, kann weniger Luxus sein als ein Tisch für 15 ℳ, der nur aus Laune gekauft wird.

Man wird also zusammenfassend Roscher[1]) darin folgen, daß Luxus ein relativer Begriff ist. Völker oder Klassen mit höherer Bildung entwickeln auch höhere Bedürfnisse. Aber es gibt eine Grenze, bei der die neuen Bedürfnisse der Verbildung angehören. Jedes unsittliche und unkluge Bedürfnis überschreitet diese Grenze. Unsittlich sind nicht nur die Bedürfnisse, die das Gewissen verletzen, sondern auch solche, bei deren Befriedigung die Überflüssigkeiten des Leibes den Notwendigkeiten der Seele vorgezogen, die Genüsse weniger durch das Elend vieler

[1]) Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

erkauft werden. Unklug sind nicht nur Bedürfnisse, falls die freiwillige Ausgabe dafür das Einkommen übersteigt, sondern alle, durch die das Unentbehrliche um des Entbehrlichen willen leidet. Unklug ist es, wenn man die Ausgaben nicht abstuft nach dem Grade ihrer inneren Notwendigkeit. Solche unsittliche und unkluge Bedürfnisbefriedigung wird man als verwerflichen Luxus ansehen, während eine reichere Bedürfnisbefriedigung an sich eine durchaus wünschenswerte Form von Luxus sein kann. Eine solche findet man oft bei höherstehenden Völkern. Bei ihnen durchdringt der Luxus das gesamte Leben, während auf niederen Kulturstufen Luxus nur bei einzelnen Anlässen getrieben wird, zu Unmäßigkeit bei Festlichkeiten neben Dürftigkeit des täglichen Lebens führt. Auf niederer Stufe streben die Menschen nach einem Luxus, der ihnen Vermeidung von Anstrengung sichert; auf höherer Stufe streben sie nach Steigerung der Lebensfreude. Primitive Naturen treiben einen Luxus, der mehr auf Pracht als Bequemlichkeit gerichtet ist. Noch jetzt sehen halbkultivierte Völker — wie auch Individuen — mehr auf das Äußere der Waren als auf ihre wirkliche Brauchbarkeit; einer der Gründe dafür, daß alle unentwickelten Völker wirtschaftlich so leicht auszubeuten sind, daß die unbrauchbarsten Dinge an sie abgesetzt werden können. Bei höherstehenden Völkern richtet sich der Luxus dagegen mehr auf Komfort als auf Prunk, und alle Klassen und Stände nehmen in gewissem Umfang an der reicheren Bedürfnisbefriedigung teil. Man ißt mehr Fleisch, mehr Weizenbrot, mehr Zucker. Man verbraucht mehr Wolle und Seide. Solcher Luxus geht häufig mit Sparsamkeit Hand in Hand. Oft erscheint er direkt als eine Rückkehr zur verlassenen Natürlichkeit. So haben seit Rousseau die sogenannten englischen Gärten den Versailles-Harlemer Stil verdrängt. In kultivierten Kreisen legt man mehr Wert auf feines Leinenzeug als auf Spitzengarnituren. — Wo in einem Land der Luxus auf alle Klassen ausgedehnt wird, wirkt das günstig auf die Produktion und auf die Kraft und Widerstandsfähigkeit des Volkes. Er bildet dann eine Art Reservefonds, von dem in Notfällen gezehrt werden kann. In Deutschland hat der Krieg gezeigt, daß ein weizenessendes Volk zu Roggennahrung, ein roggenessendes zu Kartoffeln zurückgreifen kann. Wo, wie in Irland, die Bevölkerung fast ausschließlich von Kartoffeln lebt, kann sie bei Mißernten, Teuerung oder anderen Unglücksfällen nicht zu einem billigeren Ersatzmittel Zuflucht nehmen. Bei verfallenden Nationen kehrt der Luxus in gewisser Weise wieder in die Richtung zurück, die er bei primitiven Völkern hat. Er nimmt einen unklugen und unsittlichen Charakter an. Auf unbedeutende Genüsse werden enorme Kosten verwendet. Die Kostspieligkeit der Konsumtion wird Selbstzweck. Unnatur und Verweichlichung treten an die Stelle von wahrem Lebensgenuß. Caligula ließ aus Mutwillen Berge auf- und abtragen. Und im verfallenden Rom wurden bei den Gastmählern Perlen im Wein aufgelöst, nicht um ihn wohlschmeckender, sondern um ihn kostbarer zu machen.

Entscheidend dafür, ob Luxus zu bejahen oder zu verneinen ist, bleibt daher in letzter Linie das Bedürfnis, dem er dient. Er ist zu verneinen, wenn er niederen, unkultivierten Genüssen oder dem Klassendünkel dient. Wir verneinen den Luxus, der Repräsentationsräume verlangt, aber in erbärmlichen lichtlosen Hinterzimmern schläft, der beim Mieten einer Wohnung fragt: wieviel Personen kann ich setzen? anstatt: Werden meine Kinder sonnige Räume haben? Wir bejahen den hygienischen und ästhetischen Luxus, der einem höheren Leben dient. Wir lehnen

Digitized by Google

ab die Überbefriedigung der Bedürfnisse nach der quantitativen Seite. Wir lehnen nicht ab jede Lebensverfeinerung durch den Gebrauch von Feingütern, deren Qualität das Durchschnittsmaß übersteigt. Diese kann in ihren Motiven gut oder schlecht, in ihren Wirkungen lebenfördernd oder hemmend sein. Die Lebensverfeinerung, deren Motive minderwertig und deren Folgen lebenshemmend sind, die nicht aus besonnener zielbewußter Verwendung der technischen Güter, sondern aus Passivität, Bequemlichkeit, Sichgehenlassen entspringt, den bloßen Genuß als Ziel hat und die schöpferische Kraft des Menschen erdrückt, ist verwerflich. Solch Luxus ist ein „Mißbrauch der Lebenserleichterung".[1])

In der europäischen Geschichte hat es zwei Gipfel der Luxusentfaltung gegeben; die Zeit des Julisch-Klaudischen Hauses und die Zeit des Roi soleil, Ludwig XIV., sowie Ludwig XV. und Ludwig XVI. Beide Male fand eine Konzentration des Reichtums in der Hauptstadt statt. Die Hofhaltung saugte wie ein Schwamm die Reichtümer der Provinzen auf. Es bestand eine vollkommene Teilung zwischen Arbeitenden und Genießenden und beide Male endigte diese Entwicklung mit einem mächtigen Weltgericht. Über dem Geschichtswerke des Tacitus leuchtet das Wort: „Wehe den Reichen", und die seelische Entartung des römischen Genußmenschen bereitete den Boden für das Evangelium vor, für die Lehre von der freiwilligen Armut und Entsagung. Die zweite Periode zeitigte die große Revolution mit der Parole: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Überall wo der Luxus übertrieben wird, muß eine Selbstkorrektur entstehen, und es liegt nahe, zu fragen, ob die durch den Weltkrieg bedingte Umkehr nicht auch eine solche Selbstkorrektur ist.

In der Geschichte hat die Bewertung des Luxus große Schwankungen erfahren. Bald ist die ethische, bald die volkswirtschaftliche Wertung ausschlaggebend gewesen. Schon bei den Spartanern und den Römern der Antike gab es Gesetze gegen Tafel- und Kleiderluxus. Und es war einer der Grundgedanken des Christentums, daß es schwerer ist, einen Reichen ins Himmelreich zu bringen, als ein Tau durch ein Nadelöhr zu ziehen; daß man nicht Gott dienen kann und dem Mammon. Und zu den Gleichnissen, die die Stimmung und die Bedürfnisse jener Zeit erkannten, gehörte das Gleichnis vom reichen Landmann, der seine Ernte sammelt und neue Speicher baut und sich schließlich sagt, daß nun die Zeit für ein Leben ungestörten Genießens gekommen sei, und dessen Seele in dieser selben Nacht von ihm gefordert wird. Ganz im Geiste des Christentums hat die mittelalterliche Kirche Bestimmungen gegen den Luxus erlassen, und der mittelalterlichen Kirche sind die Städte gefolgt, schließlich auch die Territorien und das Reich. Bei diesen Bestimmungen, die gegen den Luxus ankämpfen, fällt eines aber klar ins Auge, nämlich daß sie sich viel mehr gegen den Luxus der Armen als gegen den Luxus der Reichen wendeten; daß sie den unteren Klassen versagen, was den höheren Klassen erlaubt war. Es entsprang das der ständischen Gliederung des Mittelalters, und noch heute finden sich Reste dieser Auffassung, daß die Lebenshaltung sich ständisch gliedern müsse, darin, daß Leute, die sich nichts versagen, den Aufwand der Arbeiterklasse für Kleidung oder Vergnügen tadeln.

[1]) Vgl. Maria Maresch. Luxus und Verantwortlichkeit. M.-Gladbach. Diese faßt den Begriff enger und nennt nur diesen Mißbrauch der Lebenserleichterung „Luxus".

Digitized by Google

Vom 16. Jahrhundert an hört der Kampf gegen den Luxus auf. Die Verbote, die Edikte über den Tafelluxus, die Kleiderordnungen verschwinden. Die Luxusgesetzgebung wurde vielmehr nun dem Prinzip der staatlichen Unterstützung und Förderung bestimmter Gewerbezweige dienstbar gemacht. Es gehört zu der merkantilistischen Politik des 16. und 17. Jahrhunderts, die das Land unabhängig machen wollte von der Einfuhr aus andern Ländern, daß man den Einkauf bestimmter Luxusgegenstände von Staats wegen förderte. Vom Beginn des 18. Jahrhunderts mehren sich dann in der Philosophie und Nationalökonomie die Stimmen, die den Luxus günstig beurteilen; und nur noch einmal entsteht ein starker Gegner in der Persönlichkeit von Rousseau. Im 19. Jahrhundert ist die radikale Verwerfung des Luxus geschwunden. Jedenfalls denkt man nicht mehr an eine eingreifende Bevormundung durch den Staat. Allgemein hat sich die Idee Bahn gebrochen, daß Luxus für die Volkswirtschaft nützlich ist, daß er marktbildende Kraft hat; daß er hilft, den Armen Arbeit und Brot zu schaffen. Man beginnt, den Luxus fiskalischen Zwecken dienstbar zu machen und ihn zu besteuern.

Von dieser Anschauung aus haben die Gewissen sich beruhigt und ist unser moderner Luxus, nicht nur in den besitzenden Klassen, entstanden. Vielmehr ist auch die politische Vertretung der Arbeiterklasse gegen die Sparsamkeit aus Prinzip, aus Parteidogma aufgetreten, damit die Arbeiter nicht durch ein sparsames Leben genügsam werden. So hat sich ein Streben nach reicherer Bedürfnisbefriedigung in allen Klassen ausgebildet, das vielfach die Grenzen des Wünschenswerten und Sittlichen überschritten hat; ein Tafelluxus, der sich nicht nur auf das tägliche Leben erstreckt, sondern der darüber hinaus der Geselligkeit einen höchst unerfreulichen Charakter gegeben hat, sie geradezu auf grob sinnliche Genüsse aufbaut. Daneben in weiten Schichten ein erheblicher Kleiderluxus, nicht nur bei den Reichen, sondern bei der Gesamtheit der Bevölkerung. Es gibt Frauen, die denken, daß man sich nicht mehrere Male in dem gleichen Kleid bei Festlichkeiten oder in dem gleichen Kreis von Menschen sehen lassen kann. Naumann hat einmal mit Recht auf den Zusammenhang der rasch wechselnden Mode und der Gefahr des Wechsels auf den Gebieten des Denkens und Wollens hingewiesen. In diesem Streben nach Wechsel und Abwechslung liegt in der Tat geradezu ein moralischer Defekt, während das bleibende Verhältnis zu einigen wertvollen Gebrauchsgegenständen Symbol für die persönliche Haltung des Besitzers in sittlichen und religiösen Fragen ist. Weiter findet man einen ganz veräußerlichten Einrichtungsluxus, der an Stelle guter Wohnungen oder gediegenen Mobiliars, die für viele unerschwinglich sind, billige Verzierungen an Haus und Hausrat anbringt. In kleinbürgerlichen Verhältnissen wird von Frauen in dieser Beziehung oft ein ganz unsinniger und geschmackloser „Luxus" getrieben, werden gestickte Decken auf den Kohlenkasten, den Küchenstuhl, über die Badewanne usw. gelegt. Gerade diese Art von billigem Luxus, der auf dem Verbrauch von schlechten Waren beruht, führt zu einer niedrigen Entlohnung der Arbeiter wie zur Verschleuderung und Vergeudung von Material. Sie ist aber auch deshalb zu verurteilen, weil sie es auf Schein und Täuschung absieht, weil sie etwas vorstellen will, ohne etwas zu sein. Wir haben ferner einen übertriebenen Luxus in unserer Geselligkeit. Unsummen werden dabei für Weine, Zigarren, Prunk und Tand ausgegeben. An Stelle von Festen treten „Abfütterungen", durch die niemand glücklicher, tüchtiger oder besser wird; bei denen Kraft, Zeit und

Digitized by Google

Geld für ein Ziel aufgewendet wird, das dessen unwert ist. Das Niveau der Geselligkeit wird geradezu dadurch bezeichnet, daß viele Menschen von ihrem „Verkehr" und nicht von ihren Freunden sprechen. Es ist das typisch für die ganze Verflachung des geselligen Lebens. Am schlimmsten aber ist, daß dieses Streben nach ausgedehnter Geselligkeit epidemieartig auch jene erfaßt, die gar nicht in der Lage sind, dafür Aufwendungen zu machen; daß dem falschen Götzen der sogenannten Repräsentation oft Glück, Ruhe, Ehre, Unabhängigkeit zum Opfer gebracht wird. Es gibt aber auch einen schädlichen Luxus in unserm geistigen Leben und in unsern Vergnügungen. Der großstädtische Vergnügungsbetrieb mit der rastlos sich drängenden Menge von Sinneseindrücken, mit dem Verlangen der Menschen nach immer neuen Anregungen, mit dem automatischen Reagieren auf äußere Reize ist jeder inneren Kultur feindlich und hinderlich. Nichts ist charakteristischer für die Verflachung unseres Geschmacks als die Ausbreitung des Kinos und die Beliebtheit, deren es sich auch in gebildeten Kreisen erfreut; als die Tatsache ferner, daß für viele das Theater nur noch eine Stätte der oberflächlichen Zerstreuung ist, daß die frivole Operette, der Schwank, die Posse, das Ausstattungsstück einen so breiten Raum im Repertoire der Theater einnimmt. Es muß in diesem Zusammenhang schließlich auch auf den übertriebenen Gebrauch von narkotischen Mitteln hingewiesen werden, der auch zu dem Mißbrauch der Lebenserleichterungen gehört und zu einer schädlichen Verweichlichung führt. Es gibt viele Menschen, die stets irgendwelche schmerzstillende Pillen mit sich herumtragen und die sich ihrer bei jedem Schmerzempfinden bedienen. Das alles liegt in der Richtung eines Nachgebens an unsere Triebe, an unsere sinnlichen Bedürfnisse, das den Menschen zur Überwindung von Lebenshemmungen unfähig macht.

All diese Luxusgewohnheiten führen schließlich nicht nur dazu, daß die Menschen sich verweichlichen, verwöhnen und schwächen, sondern gipfeln am Ende in schweren sittlichen Konflikten und Gefahren, indem die Eheschließungen herausgeschoben, der Wille zur Elternschaft verringert, ein maßloser Erwerbstrieb entwickelt wird. Junge Menschen, die ihre Lebensarbeit wählen, denken weniger an die Qualität der zu leistenden Arbeit und ihr Verhältnis zu ihren Kräften, als an die Versorgungs- und Einkommensmöglichkeiten. Der passive Genuß wird das Glücksziel, dem Millionen zustreben, von dem sie ihre Arbeit, ihr Familienleben bestimmen lassen.

Wenn man die Wirkungen des Luxus in dieser Weise beobachtet, muß man sich von neuem die Frage vorlegen, ob der Luxus unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten gerechtfertigt ist, ob diese Dinge weiterbestehen sollen, „damit Geld unter die Leute kommt"? Kann volkswirtschaftlich richtig sein, was ethisch verwerflich ist? — Es ist bereits ausgeführt, daß beim Widerstreit dieser beiden Prinzipien die ethischen zweifellos überzuordnen sind. Aber auch volkswirtschaftlich gesehen ist die Behauptung, daß durch den Luxus Verdienstmöglichkeiten geschaffen werden, ein Trugschluß. Der Luxus der Reichen ist nicht notwendig, um die Armen zu beschäftigen. Denn Industrie und Handel sind in den Gegenständen des gewöhnlichen Bedarfs weit fester begründet als in Luxusindustrien. Eine privatwirtschaftliche Kapitalersparung durch Beschränkung der Luxuskonsumtion ist sogar im allgemeinen Interesse. Denn durch die Vermehrung des Kapitals würde doch nicht überhaupt weniger Geld unter die Leute kommen. Es würde nur anders ausgegeben werden; es würde verwendet werden, um den Anstoß für andere Produktionen zu geben,

Digitized by Google

und zwar je geringer der Konsum an Luxusgütern, um so größer ist die Produktion von Massengütern und desto billiger werden diese. Oder man kann auch sagen, daß bei Vermehrung des Kapitals (durch Ersparung) die Konkurrenz des Kapitals größer wird, daß daher der Kapitalgewinn sinkt, der Arbeitslohn infolge der größeren Nachfrage nach Artikeln bei erweiterter Produktion steigt, und auf diese Weise die Konsumtion der Massengüter wächst. Aber noch aus anderen Gründen kann nicht die Rede davon sein, daß den Massen gedient wird, wenn viel Geld für Luxus ausgegeben wird. Die Luxus- und Modeindustrien sind viel mehr als andere Absatzkrisen ausgesetzt und daher vom sozialpolitischen Standpunkt ungünstig zu beurteilen. Man braucht auch nicht zu befürchten, durch eine Einschränkung des Luxus eine plötzliche Arbeitslosigkeit hervorzurufen. Denn diese Industrien werden nicht zugrunde gehen, nicht plötzlich aufhören; sie werden sich nur nicht weiter entwickeln, sondern sich langsam mit den menschlichen Gewohnheiten umbilden. Das Argument, daß der Luxus Geld unter das Volk bringt, ist daher in jeder Beziehung zu widerlegen. Man könnte genau so gut Feuersbrünste, Überschwemmungen und Erdbeben schätzen, weil sie Arbeitsgelegenheit schaffen.[1])

Aber noch ein letzter Grund muß gegen den Luxus angeführt werden; nämlich daß, selbst wenn der Luxus Pionier ist in einem Lande oder für Zustände, die besser sind als die gegenwärtigen, die Frage zu beantworten bleibt: wer schafft bei denen, die den Luxus nicht haben können, ein richtiges Urteil darüber. Jeder Luxus richtet eine Scheidewand auf. „Da war ich arm, als ich die Reichen kannte."

Schließlich darf aber der Luxus nicht nach momentan wirksamen Opportunitätsgründen beurteilt werden, sondern nach seiner Wirksamkeit auf die menschliche Natur überhaupt. Unter diesem Gesichtspunkt muß man aber sagen, daß der Luxus Opfer an Geld, Zeit, Glück, Intelligenz, Gemüt und Gewissen erfordert. Er hindert uns, Launen zu überwinden, die innere Selbstzucht zu üben, die in der täglichen Befolgung des Gebotes besteht: Du sollst nicht begehren. Wir bedürfen einer seelischen Distanz zu den Dingen, der gesammelten Abwehr, der Askese im Gebrauch der Lebenserleichterungen — der Klarheit über die Ziele der menschlichen Entwicklung, über das Wesen der Kultur. „Diese" — so sagt Maria Maresch — „bedeutet Pflege der Materie durch ein überlegenes Prinzip, die Ordnung der Naturgüter durch den Geist; Beherrschung und Leitung des Stoffes am und um den Menschen durch seine Seele; Sieg des hellen inneren Lichtes über die freudlose Versunkenheit der Materie; Durchdringen des Scheins lichter Geistigkeit durch den den Gesetzen der Schwere unterworfenen Leib."

Wird das deutsche Volk imstande sein, eine solche Kultur zu entwickeln und hinauszutragen? Werden die Opfer, die draußen auf den Schlachtfeldern gebracht werden, uns auch im Innern befähigen, diesen Sinn und dieses Wesen der Kultur wieder lebendig zu machen?

Die Aufgaben, die auf diesem Gebiet unserer harren, sind im Augenblick nicht leicht zu erkennen. Solange wir unter dem Druck der Kriegsnot leben, scheint das Problem verwischt, manchem sogar schon beseitigt zu sein. Aber doch, darüber täusche man sich nicht, die Rückkehr zu einfachen Lebensformen und Gewohnheiten ist schon deshalb gar nicht leicht, weil die äußeren Anreize und Versuchungen zu

[1]) Dr. Maria Maresch a. a. O.

Digitized by Google

Luxus und Genuß nach dem Frieden noch stärker als bisher werden dürften, weil sie in dem Wesen des kapitalistischen Systems tief verankert sind, und weil die Kapitalinteressen, die hinter all der Oberflächlichkeit, dem Schein und der Sünde vieler Großstadtstraßen liegen, den Kampf um die Menschenseele nicht aufgeben werden.

Diese Aufgaben, die wir erfassen und ergreifen müssen, wenn die Nation aus dem furchtbaren Ringen reiner und stärker hervorgehen soll, sind in dem Feldpostbrief eines jungen Verwundeten an seine Mutter treffend und tief empfunden gekennzeichnet:

„Aber wenn wir nun mit unseren Waffen den Sieg erfochten und unserer friedlichen Arbeit dauernden Schutz geschaffen haben — was wird aus allen den guten Kräften werden, die diese ernste Zeit aus uns herausgearbeitet hat? Liebe Mutter, das ist für mich die Kernfrage des ganzen Krieges. Können wir sie mit Zuversicht bejahen, dann müssen und werden wir alle Opfer des Krieges verschmerzen können. Haben wir auch im Frieden Führer, die ihr Ziel, die Größe und Verantwortlichkeit ihrer Aufgaben kennen, Opfer von uns zu fordern den Mut haben; haben wir Männer und Frauen, die für ihre Überzeugung eintreten, denen die innere Stimme des Gewissens mehr sagt als äußere Anerkennung? Oder wird es wieder so werden, wie es — Gott sei es geklagt — an so vielen Stellen unten und oben im Vaterland vor dem Kriege war? Ängstliche Scheu vor Rang und Geld, brutaler Kampf der materiellen und Parteiinteressen, kleinliche Sorgen des großen Werktages und des engen Ichs, leichtfertiger Tanz über den Sonntagsfrieden hinweg? — — Das ist des Deutschen Reiches Schicksalsfrage nach dem Kriege. O Mutter, diese Frage lastet schwerer auf mir und vielen Kameraden als die, ob ich oder links oder rechts der Kamerad lebend und gesund aus dem Kriege zurückkommt. Glaube mir, hier in der Front zu kämpfen, dazu gehört weniger persönlicher Mut als zu den Kämpfen um die wahre, rechtliche und sittliche Freiheit und Einheit im Innern weit nach dem Friedensschluß."

Was wird aus all den sittlichen Kräften, die neu zum Vorschein gekommen sind — so fragen auch wir! Sind die Heldengesinnungen, die sich im Kriege betätigen, nicht noch zu höherem berufen als nur zur Vernichtung feindlicher Angriffe? „Diese Kräfte werden nicht im Zerstören, sondern im Aufbauen, nicht im Siegen, sondern im Verzeihen, nicht im Zeitlichen, sondern erst im Dienste des Ewigen ihre Erfüllung finden. Kann diese erhabene Selbstlosigkeit, diese Überwindung aller dumpfen Anhänglichkeit an das Leben sich nicht dereinst von den Schlachtfeldern zur Nachfolge des religiösen Ideals erheben?"[1])

Es führt eine Brücke vom Krieg hinüber zur Überwindung der Verweichlichung und der Luxusgewohnheiten der Menge. Einst hat Augustinus in seinem „Gottesstaat" die bahnbrechende Bedeutung des Heroismus der alten Römer für die Religion des Opfers dargestellt. Der Krieg befreit den Menschen von einer verweichlichenden und beschmutzenden Anhänglichkeit an das Vergängliche, an die eigene Gesundheit, an das eigene Leben. Durch den Krieg können auch wir wieder lernen, von dem Selbstkultus Abschied zu nehmen und uns von dem Geist des unbedingten und fraglosen Opfers segnen zu lassen.

Noch steht das deutsche Volk mitten im Kampfe nach außen. Aber wenn ein Neues im Innern werden soll, dann muß die schöpferische Stimmung der ersten Kriegsmonate erhalten bleiben. Denn das Neue, das im Innern not tut, kann nicht automatisch mit dem Friedensschluß kommen. Es entsteht nicht ohne uns.

---

[1]) Friedrich Wilhelm Förster in: Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. Fürsten-Verlag. Cassel. 1915.

Digitized by Google

Es muß in uns und an uns erlebt und gestaltet werden. Dieselbe Tapferkeit, derselbe Mut, dieselbe Treue, die jetzt das Reich nach außen verteidigt, ist auch im Innern für ein neues und höheres Leben notwendig.

Denn was hülfe es unserem Volk, wenn es die ganze Welt gewönne und Schaden nähme an seiner Seele!

Briefe aus Asien.

Von

Marie von Bunsen.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 678.)

XI.

Wild Flower Hotel,
Mahasu, oberhalb v. Simla. 7. 4. 14.

Liebe Familie. Mehr Zeit zum Briefschreiben kann man kaum haben, denn ich sitze (fröstelnd bei 9° Réaumur trotz Kaminfeuers) schon den zweiten Tag eingeregnet 8000 Fuß hoch im Himalaja.

In Chitorgarrh, woher ich zuletzt schrieb, war es recht anders, der Brief wurde in Udepur in einen Briefkasten gleich am alten Stadttor unter einem heiligen Pippalbaum am Beginn des Bazares der Waffenschmiede eingesteckt. Trotzdem kam er hoffentlich an.

In Udepur hatte ich es außerordentlich gut. Am Zug, spät abends, empfing mich ein Diener, führte mich an einen Wagen, und bei Sternenschein fuhr ich an Bäumen und Tempeln und hohen Kakteen-Hecken vorbei einen Berg hinauf. Dort wurde ich von dem Majordomo, Balu Har Baksch, empfangen, der mir mitteilte, wer die übrigen, mit mir angekommenen Gäste seien. Sir C... und Lady M... aus London; wir kamen ganz gut weiter. Das Gueſt House hat den Anstrich eines indischen Gasthofs, was man also ganz englisch nennt und was doch recht anders ist. Wir setzten uns gleich zu Tisch, es war alles gut und reichlich, Champagner, Liköre (vorzüglicher Apricot Brandy), Zigaretten, und machten Pläne für den folgenden Tag.

Selbst bei Sternenschein war der See unten, die sich verschwommen spiegelnden Berge, erkennbar und früh morgens, als ich im Kimono auf meiner Veranda das erste Frühstück zu mir nahm, sah ich den Kranz von Bergen, den See mit Buchten und kleinen Inseln, einige alte Festungswerke. Zwei Victorias standen immer zu unserer Verfügung, wir fuhren bald fort, um den Palast zu besuchen. Eine entzückende Lage am großen See, der kolossale Komplex liegt über der Stadt am Ufer, auf den Inseln sind Säulenkolonnaden, Schlösser, Palmen und Kuppeln, die Stadt ist unberührt orientalisch, außerordentlich malerisch und eigenartig! Im Palast noch das mittelalterliche Getriebe, mit der asiatischen Note. Elefanten, die Reihen der ausgezogenen Schuhe, der Hof, in dem der Maharadsha oben am Erkerfenster erscheint und für jeden Untertan zu sprechen ist, eine endlose Schar

Digitized by Google

von Dienern, ohne Livree, wenig beschäftigt, schlecht bezahlt, aber ganz zufrieden, hier wie ihre Väter untergebracht zu sein. Kleine Treppen führten hinauf in die überaus reizvollen Gartenhöfe; die Blumen, Opfer- und Weihgeräte für den Morgengottesdienst, den der Maharadsha jetzt nach seinem Bad verrichten wollte, wurden vorbeigetragen. Herrlich von den Säulengängen, hellen Söllern und Kuppelhäuschen mit schöner steinerner Durchbrucharbeit der Blick auf See, Inseln, die Stadt. Als wir hinuntergingen, ertönten Pauken und Sackpfeifen, aus einem Tor zum andern schritt ein Zug von rotverdeckten Sänften mit rotgekleideten Trägern und Ehrenwachen. Es waren die Ranis und ihre Damen, die ins Bad wollten. Ein fabelhaft malerisches Bild.

Dann zu einem halbeuropäischen neueren Palast, wo der einzige Sohn, ein Krüppel (schauerlich in europäischer Tracht), uns empfing und begrüßte, dann durch den europäisierten Park nach den Tigerzwingern.

Nachmittags war nun die große Sache, das Gangora-Erntefest, das durch glücklichen Zufall ich nun miterleben durfte. Zwischen Palast und dem Ufertor wartete schon auf den Tempeln und anderen Stufen eine bunte Menge, ich wurde zu der Galerie über dem Ufertor durch einen alten Palast geführt, hatte vor mir die steil ansteigende Straße, auf der die Prozession kommen würde, auf der andern Seite den Blick auf die Terrasse, auf den See, die Inseln. Es dauerte vielleicht zwei Stunden, ehe der Maharadsha kam, aber die Zeit wurde mir nicht lang, so viel war zu sehen. Da erschienen die Elefanten, bemalt und mit silbernen Gehängen, und brachten Hofherren und deren Söhne, da kamen die Sirdars zu Pferd. Fast ausnahmslos trugen sie den richtigen einheimischen weißen oder hellen, seitwärts geschlossenen Rock, den hellen, weißen oder farbigen oder golddurchwirkten Turban, gestickte Schuhe. Die meisten hatten ihr wunderschönes altes Schwert, manche den dunklen runden Schild, die obersten Sirdars — diese Würde ist oft erblich, so waren einige ganz junge, bildhübsche Menschen darunter — trugen einen Turbanaufsatz aus weißen Reiherfedern und Goldpuscheln, und viele hatten reichen Schmuck. Es kamen truppweise die Tänzerinnen, ihre weiten goldbebordeten Röcke hatten sie noch nicht angezogen, trugen unter ihren golddurchwirkten farbigen Schleiern seidene, nach unten enger werdende Hosen, gestickte Schühchen. Immer dichter wurde die Menge, und die Schönheit dieser farbigen Menschheit, ringsumher auf den hellen, flachen Dächern, den Terrassen, den Stufen kauernd, läßt sich nicht beschreiben. Alle hatten ihre neuesten Kleider und Schleier an, zitronengelb, blutrot, lila, hellgrün, purpurrot, orange, hellblau, und sehr oft mit Silbermustern oder mit Silber- und Goldborte eingefaßt. Auch die Kinder, die Knaben wie Mädchen, in den hellsten Kleidern, alle mit Schmuck, und unten an der Straße die dichtgedrängte helle Menge der Männer mit den dunklen Gesichtern, den Schwertern, dem farbigen flatternden Turban. Dann kamen von Zeit zu Zeit singende Frauen: die Anführerin trug die reich in goldeingefaßte Schleier gekleidete Göttin Gangora. Schließlich verkündeten Kanonenschüsse, daß der Maharadsha das Schloß verlassen habe, nun begann der Zug der Elefanten, oben die ersten Herren des Staates, die Straße war von diesen silbergeschmückten Elefanten dicht gefüllt. Dann flatterte auf dem letzten das gewaltig große Goldbrokatbanner von Mewar-Udepur, es wurde von einem jungen rotgekleideten Bannerträger gehalten. Nun kam die Musik, Pauken mit Sackpfeifen, die Leibwache mit hohen Lanzen,

Digitized by Google

die sie mit jedem Schritt schüttelten, und dann auf einem Schimmel, mit prachtvollen Schabracken mit Roßschweifen, ganz in Weiß, nur mit dem Schwert und dem dunkeln Schild, auf dem Turban den goldschimmernden Aufsatz, der alte Maharadsha. Eine herrliche Erscheinung. Alle schrien vor Freude — er ist sehr beliebt — und salaamten. Er ritt unter das Tor, grüßte herauf, oben neben mir saß der Resident, saß unter dem Torbogen ab und begab sich, von all den Großen des Reiches begleitet, nach der Staatsbarke.

Märchenhaft war dies alles; die zwei Staatsbarken sind hellblau, die Ruderer in weiß mit hellblauem Turban, die Ruder hellblau, auf dem Heck saßen die Tänzerinnen in ihren farbenprächtigen Gewändern und Schleiern, hinten erhob sich ein hoher roter Thronbaldachin, unter den der Maharadsha sich setzte, von überall sichtbar. Auf der Estrade der zweiten Barke saß der Diwan (Vizir), die anderen Sirdars stellten sich stufenweise auf. Alle weiß, nur mit golddurchwirktem Turban und Gürtel. Hoch am Heck, dem Thronhimmel gegenüber, wurde das Schild, als einziger dunkler Fleck, befestigt. Im Augenblick, in dem der Maharadsha auf der Terrasse erschien, ging die Sonne golden hinter den veilchenblauen Bergen unter. So schwebte die hellblaue Barke auf dem schimmernden See dahin.

Die anderen, Resident und M...s, blieben oben, ich mit Balu Har Baksch und Ahad sofort hinunter und in einem der Boote des Maharadsha ihm in diskreter aber doch naher Entfernung nach. Auch noch Boote mit singenden Musikanten.

Die Barke fuhr auf die Inseln zu, drehte dann, kam nah an uns vorbei nach der Terrasse zurück. Hier stiegen die Tänzerinnen aus und tanzten den Erntetanz mit Verneigungen und Bewegungen, welche Saat und Ernte symbolisieren.

Dann fuhr die Barke wieder fort, es dämmerte, und plötzlich flammten auf ihr elektrische Lichter. Dies war das einzig Neue und sehr geschmackvoll. Über dem unbeweglich da oben weithin sichtbar thronenden Maharadsha brannte ein großes Licht. Im selben Augenblick prasselten von den Musikerbooten, von den Tempeln und Terrassen am Ufer die Feuerwerkkugeln hoch in die Luft. Die Barke wurde immer undeutlicher, dann landete sie an der Palasttreppe, der Maharadsha bestieg eine Sänfte, im selben Augenblick erloschen auf der Barke die Lichter und die Sirdars begleiteten mit Fackeln die Sänfte auf dem sich windenden Weg zu dem hochgelegenen alten Palast.

Dies war so einzig schön gewesen, daß eigentlich alles Folgende hätte abfallen müssen, aber die zwei noch folgenden Tage waren noch unglaublich anregend.

Wir besuchten die Inseln mit ihren Säulengängen und Palästen. Die Gärten im allerbesten orientalischen Stil mit Granaten, Ixora, Hybiskus, Oleander, Rosen, Malven, Winden, Nelken, Akelei — alle erdenklichen Blumen. Die Beete in Stein eingelassen, sehr hübsche Wasserwerke, Kanäle, Wasserläufe dazwischen. Ich hätte Wochen auf diesen Inseln verleben mögen. Sehr hübsch das Schwimmbecken, das der Maharadsha noch oft benutzt. Ein steinernes schräges Sprungbrett ist seinem Ruhesitz gegenüber, da sieht er zu, wie die Sirdars ins Wasser springen. (Ähnliches habe ich in einem andern Palast gesehen, da waren es jedoch die Tänzerinnen gewesen — das war der frühere Ton.) Nun reisten die M.s ab, ich war der einzige Gast. Ich fuhr an den Seen entlang nach einem Jagdschloß. Im Wald hausten Yogis, „fromme" oder nichtfromme (beides kommt vor) Einsiedler, genau wie vor drei Jahrtausenden sie es schon taten. Am Abhang des hoch-

Digitized by Google

gelegenen weißen Jagdschlößchens wimmelte es von lautgrunzenden und quiekenden Wildschweinen. Zwei Wärter saßen bei ihren Getreidesäcken und hörten es lächelnd mit an, erhoben sich dann und streuten den goldenen Mais wie eine Wolke umher. Worauf in tiefem, beglücktem Schweigen all die, etwa 200, borstigen Tiere futterten. Ringsumher ein Kreis von vornehmen Pfauen, welche auch ihr Teil abbekamen, aber sich nicht näher an die Wildschweine wagten. Eine sehr anziehende Landschaft, Berge, Dschungel mit dem feuerrot blühenden Daakbaum, der See, in der Ferne die Inseln.

Dann kletterte ich eine Außentreppe hinauf und sah in den Hof hinunter. Hier finden zu Ehren von Fürstlichkeiten Gefechte zwischen Tigern und sehr großen und gefährlichen Wildschweinen statt. Und der Tiger bleibt immer auf der Strecke! Da war der Sitz des Maharadsha, darunter durchbrochene Fensterchen für die Ranis. Am letzten Tag pinselte ich in der Stadt, kaufte beim Waffenschmied einige Dolche, fuhr dann überaus befriedigt weiter.

Jepur ist die größte Radshputstadt, sozusagen ganz einheimisch, dabei großzügig und modern im XVIII. Jahrhundert erbaut. Die Häuser der Hauptstraßen, die Tore sind alle himbeerrot bemalt — es ist eine rosa Stadt und der Eindruck abends beim Sonnenuntergang mit dem Gewühl hellgekleideter Menschen geradezu märchenhaft.

Ich besah mir den großen malerischen Palast, das Interessanteste ist aber neben dem Gesamteindruck und der noch gut orientalisch gekleideten Menge, die frühere alte Residenz Amber. Etwas wie das Heidelberger Schloß, liegt sie auf dem Bergabhang, von Bergen umgeben, darüber alte Festungswerke, unten die verlassene Stadt und eine sich weit erstreckende Ebene. Das alte Schloß ist vorzüglich erhalten, gibt ein vollständiges Bild des einstigen Hofes.

Dann besuchte ich eine selten besuchte Radshputstadt Alwar, hatte zeitig mich um die Erlaubnis zum Besuch des Maharadsha-Schlosses, vor allem der anscheinend sehr interessanten Bibliothek bemüht. Aber alles war in Festaufregung, denn am Abend traf der Maharadsha ein, um vierzehn Tage lang Volksfeste zu feiern, dann holt er seine neue (zweite) Gattin, und es gibt ein Abschlußfest. Immerhin besah ich mir die malerische kleine Residenz. Vor dem Stadtschloß, das die alten Ranis bewohnen, während der Maharadsha sich außerhalb das unumgängliche neue Schloß erbaut hat, war ein schöner Zeltbaldachin aufgeschlagen. Unter diesem werden täglich an diesen kommenden vierzehn Tagen die Tänzerinnen tanzen.

Es war in Jepur und hier eine gehörige Hitze; wie ich später ermittelte, 30° Réaumur im Schatten. Hätte ich das gewußt, taktvollerweise sind nirgends Thermometer zu sehen, wäre ich doch wohl nicht an den meisten dieser Tage in der Mittagshitze zu Fuß gegangen. Natürlich fuhr ich täglich, ging aber außerdem noch viel. Ich war wohl der einzig besser situierte Mensch im Riesenreich, der das tat. Immerhin bekam es mir ganz gut, ich merkte, daß ich in Tropenhitze körperlicher Anstrengung vollkommen fähig sei, nur fühlte ich mich geistig vollständig erschlafft. Mein Tagebuch blieb einfach liegen. Auch litt ich unter stetem Durst. Die Hitze ist unglaublich trocken, ich zerfloß nicht, nur nachdem ich wieder einmal eine meistens lauwarme Flasche Selterwasser zu mir genommen hatte.

Nachmittags fuhr ich in glühend durchhitztem Wagen über Delhi nach dem Fuß des Himalaja. Noch um 6 Uhr morgens war der Speisesaal im Bahnhof

Digitized by Google

drückend heiß. Dann in der Kleinbahn nach Simla herauf. Ein angenehmer Reisegefährte, ein höherer Offizier der Polizeitruppe, der mir über Simla, die Radschas der Gegend und die Gebirgsbevölkerung erzählte. Durch ziemlich langweiliges Gebirge stiegen wir unaufhörlich und schon als wir zum zweiten Frühstück um halb zehn hielten, war es eine balsamische, herrliche, frische Gebirgsluft. Mein seniler Marasmus war fortgeblasen.

Nun kamen wir durch Kiefernwälder, übersahen immer mehr und immer höhere Bergketten. Dann erschien, langausgestreckt, die Kette des ewigen Schnees und im Vordergrund hohe, blutrot blühende Rhododendronbäume.

Dann Simla. Glücklicherweise hatte ich mich entschlossen, 6 Miles weiter (1000 Fuß höher) in Mahasu über 8000′ hoch zu wohnen. Trotz der herrlichen Rhododendronbäume (es sind hohe schlanke Bäume, nicht Büsche) hätte ich diese zusammengewürfelte stillose Simla-Architektur, diesen Sommerfrischen-Charakter nicht gern ertragen. So fuhr ich in einer bequemen Rikscha mit vier Läufern in Weiß und Roth, auf schönem Weg eine Stunde lang hierher, und erhielt ein Verandazimmer mit Blick auf das Riesengebirge, auf die ferne Schneekette.

Die Luft war herrlich, und ich fühlte mich wie neu geboren. Dann zogen Dunstwolken heran, es regnete und wurde bedeutend mehr als frisch. Ein Kaminfeuer aus aromatisch duftendem Deodarholz wurde angesteckt, aber seither ist es in meinem Zimmer nie über $10^1/_2{}^0$ Réaumur gewesen, und gestern war es 4^0 Réaumur draußen. Es regnete nämlich unentwegt. Was ich fror, läßt sich denken, trotz einer Steppdecke und zwei wollener Decken werde ich nachts kaum warm, und denke wehmütig an die intimen Freuden, die eine Wärmflasche gewähren würde.

Simla, 11. 4. 14.

Der Regen hörte doch auf, allerdings konnte ich mein Zimmer nur selten bis auf 10 Grad bringen, und meistens war es knapp 9, aber ich habe die volle Schönheit dieser Gegend erlebt. Herrliche Sonnenuntergänge und Frühmorgenbeleuchtungen. Meinem Zimmer gegenüber steigt die Sonne hinter der Schneekette auf, und der Vollmond war unheimlich schön. Ich machte lange Spaziergänge, besonders gern auf der Straße nach Thibet. Da gibt es Karawanen und diese merkwürdigen Bergbewohner, halb mongolisch, halb Afghanistan-Typus. Ganz mongolisch die Thibetaner, namenlos schmutzig, sehr malerisch, mit stumpfen Gesichtern. Die Frauen tragen ihr Haar in zahllosen kleinen Zöpfen, unten mit bunten Glasperlen zusammengehalten. Wie der Name des Gasthofs aussagt (früher gehörte dies Haus Lord Kitchener, er hat die Gartenanlagen geschaffen), gibt es hübsche Waldblumen, vor allem eine Art chinesische Primel. Dann blühen die Pfirsiche und andere Obstbäume, die Frühlingssträucher zeigen ihr erstes Grün. Ich malte auch, aber mit violetten Fingern und frostklappernd, zum Laufen ist es hingegen recht angenehm. Die Menschen im Hotel — der Tourist hat Indien verlassen — sind Strohwitwen und einige Beamte, liebenswürdig, aber nicht anregend, ich langweile mich ziemlich, da meine Bücher zur Neige gehen.

Die Aussicht vom Fenster ist eine stete Freude; jetzt kenne ich alle Schneeberge, alle die vielen (vom Standpunkt der Komposition zu vielen) Ketten, die Schluchten und die Kämme. Es gilt für einen der schönsten Ausblicke der Welt; schöner als die schönsten im Berner Oberland, als die Salzburger Alpen oder

Digitized by Google

Watzmann oder Zugspitze finde ich diese Himalajawelt nicht. Auch wenn die höchste Schneespitze fast doppelt so hoch als der Mont Blanc ist, stört die etwas talentlose Zeichnung der Landschaft. Aber das ganze ist großartig und anregend und eigenartig, ich werde es nie vergessen. Als Gegenstück zu den weißen Datmakelchen im Tosarigebirge, Java, hier die blutroten Blüten der Rhododendronbäume.

Die Kälte ist hier übrigens, wie das ja oft vorkommt, „unnormal". Ausgerechnet war ich zur „Kältewelle" nach Simla gekommen. In der Ebene hat eine merkliche Abkühlung stattgefunden.

Ich habe heute in den größten Simla-Hotels gelunchi und geteet und freue mich, daß ich nicht hierher zog. Abends geht es nun in den Punjab nach Amritsar.

Alles Herzliche — Euere

Marie Bunsen.

XII.

Jhelum-Fluß, Kashmir Shadipur, 25. 4. 14.

Liebe Familie! Irgend etwas hat mit Eueren Briefen nicht geklappt; seit den ersten Tagen Februar habe ich keine Sendung erhalten! Durch Arnold erhielt ich einen Brief von Lothar, aus dem hervorging, daß sich nichts Katastrophales in der Familie ereignet hat — möge es bei Freunden und Bekannten ebenso gewesen sein! Im Vertrauen darauf, daß irgendwo ein wundervoller Briefstoß lagert und einmal in meine Hände gelangen wird, schreibe ich Euch unentwegt weiter.

Seit Simla kam ich weit herum und das alles scheint ziemlich entrückt, denn Kashmir! Aber so weit bin ich noch nicht.

Glücklicherweise hielt der Simla-Wettersturz andauernd vor, so daß ich überall eine besonders angenehme Temperatur vorfand. Ich reiste die Nacht durch, befand mich morgens im Penjab inmitten einer freundlich-grünen, baumbestandenen Landschaft, wie ich sie in den ersten Wochen in Bengal zu meiner Überraschung traf, aber seither vermißte. Allerdings ist ungewöhnlich viel Regen gefallen, so üppig soll es um diese Zeit sonst nicht sein. Alle Städte zeigten frühlingsgrüne Bäume, Rosen, sommerliche Blumen wie im Juni bei uns.

Ich war jetzt im Land der Sikhs, und in Amritsar ist ihr Hauptheiligtum, der Goldene Tempel. Achtzehntes Jahrhundert, also spät, aber überaus malerisch aus dem großen ummauerten Teich sich erhebend, mit der reichen Vergoldung, dem eingelegten Marmor. Eine weiße Marmorbrücke führte hinüber, und ein Strom hellgekleideter Menschen zog unaufhörlich zum Tempel. Sehr andächtig warfen sie sich dort nieder, brachten ihre Blumengaben; Sadus saßen hier und am Ufer, lasen in ihren heiligen Büchern, badeten im heiligen Teich. Es ist eine „reformierte" Sekte, aber hier in Indien endet jede religiöse Strömung in äußerlich ziemlich gleicher Idolverehrung. (Worunter sich jedoch auch die einfachen Leute, das höre ich von allen, mit Ausnahme der pro domo redenden Missionare, etwas Hohes, Verborgenes denken. Nur brauchen sie ein äußeres Symbol, und diese Symbole sind meistens unschön und kraß.)

Im übrigen eine malerische Stadt, begeisternde alte Stickereien und dergleichen mehr in kleinen Geschäften. Die Penjabtracht der Frauen recht kleidsam; ein leuchtend farbiger Rock mit schönem Saum, darüber ein weißer Schleier. Die Männer sind groß und stattlich, würden prachtvoll ohne ihre recht häufigen euro-

Digitized by Google

päischen Jacken, Westen oder Hemden wirken. Dies ist ein herzzerreißender Punkt, dies und die kleinen Wellblechdächer der Bazare. Irgendein europäisches Kleidungsstück genügt, um ihre Männerseele zu beglücken; da sieht man einen in Lackschuhen, bloßen Beinen, einem schön umschlungenen weißen Schurztuch, darüber ein flatterndes, kragenloses europäisches Hemd, darüber eine europäische Weste, auf dem Kopf einen rosa oder gelben Turban. Immerhin gibt es richtig gekleidete, in weiß mit farbigen Tüchern, mit geschmackvollen buntgestickten Schnabelschuhen. Mein anspruchsloses Gasthaus hatte einen entzückenden Rosengarten und die schönsten Sommerrabatten.

Dann nach dem nahen Lahore, der ehemaligen Hauptstadt der Sikhherrschaft, der Residenz des großen Ranjit Singh. Das Schloß oben in der Festung hat prächtige von Akbar erbaute Teile, auch kostbare Marmorhallen der späteren Mogulkaiser. Hier wohnte Ranjit Singh und dicht vor dem Tor der Festung ist sein Grab. Auf dem Grabstein eine Marmor-Lotusblume, welche seine Asche birgt, rings umher sieben kleinere von sieben Frauen, darunter zwei ganz junge und schöne, welche freiwillig sich mit seiner Leiche verbrannten. Auch hier überaus anziehende Läden, in denen ich manche Zehnrupiennoten für Türkisen und dergleichen mehr los wurde, und malerische Straßen, geschnitzte Holzfassaden und mit Keramik geschmückte Moscheen. — Außerhalb der Stadt ein reizvoller, ummauerter Garten des Kaisers Shah Jehan, ein Mangohain mit steingefaßten Kanälen, in denen Löwenmaul und Phlox sich spiegelte. In der Mitte Marmorgartenhäuser, Wasserkünste, große Becken, auch von Blumen umgeben. Diese alten Mogulgärten sind berückend.

Dann nahm ich einen Personenzug, um in Attock zu halten. Kein Mensch tut dies, und doch fand ich es überaus lohnend. Es ist die alte Übergangsstelle über den Indus, die Alexander nahm. Der Fluß zwängt sich durch ein Felsenbett, kann sich kaum verändert haben. An dieser Stelle werden die beschriebenen Kampfspiele gehalten worden sein, dort war wohl sein Lager. Der Felsenvorsprung beherrscht den alten Einfallsweg wie den neueren, den all die mohammedanischen Eroberer nahmen. Akbar erbaute sich eine fabelhaft malerische hochgelegene feudale Burg, und hier wanderte ich auf dem Wehrgang umher. Eine anregende Felsenlandschaft, der die aufziehenden Wolken standen. Im Hintergrund die blaupurpurnen Ausläufer des Himalaja, die mich schon lange begleitet hatten, während ich auf der Eisenbahn dem von Alexander genommenen Weg gefolgt war.

Kaum war ich im Zug, so entluden sich die Wolken, und bei tropischem Regen langte ich in Nowsbeera an, wo Arnold mich am Bahnhof erwartete. Es hatte sich sehr gut getroffen, zwei Tage darauf sollte er mit einem Teil des Regimentes das Sommerlager in den Bergen beziehen. Eine Tonga führte uns durch rauschende Bäche, die, als er nach dem Bahnhof ging, noch trockene Wege waren. In seinem nett eingerichteten Zimmer erwärmte ich mich an einem vorzüglichen Tee, wozu es ideales Gebäck aus der Messe gab. Er sah bildhübsch und sehr distinguiert aus, und zu meiner Freude war er gern in Indien, ihm war es sehr recht, noch mehrere Jahre dort vor sich zu haben. Vielleicht vor allem wegen des Polo; nachher, als der Regen aufhörte, zeigte er mir seine drei Pferde, an denen sein Herz hängt. Für jeden Polopony hat er einen Reitknecht, außerdem seinen Diener, und zusammen mit den zwei Kameraden, die mit ihm dasselbe Häuschen bewohnen, Wasserträger und „Feger".

Digitized by Google

Mit dem nächsten Zug ging es weiter, und ich kam an der äußersten Grenze des Riesenreichs, in Peshawar, an.

Bereits halb Zentralasien; die Häuser lehmbeworfen, wilde Afghanen, Afridis, Pathans mit ihren Karawanen in den Straßen. Die Läden womöglich noch bestechender; ich erstand Pelze, handgewebte Seide, Bokhara-Stickereien. Letztere — große Tücher — über und über mit roter Seide bestickt; ich will sie als Bettdecke und Schlafzimmervorhang verwenden, bezweifle aber eigentlich, daß mein Lebenszuschnitt je ihrer Pracht entsprechen wird.

Da die Wagen für den Khaiberpaß sehr teuer waren und mein Nachbar, ein Deutscher, mit Begeisterung Keramik kaufte, wollte ich es darauf ankommen lassen und schlug ihm vor, den Wagen zu teilen. (Nur zweimal wöchentlich darf man in den Paß, der an diesen Tagen durch die Khaiber Rifles auf das sorgfältigste bewacht wird.) Der Versuch schlug sehr gut aus, es war ein Bibliothekar, Dr. Gratzl, aus München, Spezialist für den Islam, viel gereist, und seit langer Zeit hatte ich wieder ein anregendes Gespräch. Die Fahrt war außerordentlich interessant. Eine steile, schroffe Gebirgsstraße, oben auf den Gipfeln Befestigungen, unendlich oft erstürmt, jeder Fußbreit mit Blut durchtränkt. Ab und zu eine Rast am Brunnen für die zahlreichen Karawanen, ein Heiligengrab, eine kleine Oase. Karawane auf Karawane zog vorüber, Hunderte von Kamelen und Maultieren, Männer, Frauen und Kinder zu Fuß. Eine auffallend gut aussehende Bevölkerung, wenn auch wild und gefährlich. Die Männer kräftig, die Frauen trotz ihrer armseligen bunten Lumpen oft schön. In Ali Masjid, einer alten kleinen Moschee am von Bäumen beschatteten Bach, hielten wir, weiter ist das Fahren nicht gestattet. (In etwa 200 engl. Miles könnte die nächste Eisenbahn erreicht werden, in sieben Tagen wäre man in einer europäischen Hauptstadt, und doch wird in unabsehbarer Zeit Afghanistan als Pufferstaat eisenbahnlos bleiben, und so ist auch heute noch eine europäische Hauptstadt erst in etwa drei Wochen erreichbar!)

Im Baumschatten frühstückten wir, es kam noch ein zweiter Deutscher hinzu, Dr. Strauß, ein Kieler Sanskritprofessor, der jetzt in der Kalkutta-Universität angestellt ist. Ein feingebildeter Mensch, so daß wir drei Deutsche uns hier in dem Engpaß zwischen Indien und Zentralasien sehr gut unterhielten.

Am nächsten Morgen nach Rawel Pindi zurück. Dort regnete es, und über den Bergen, in die ich im offenen Wagen auf vier Tage sollte, hingen tintenblaue schwere Wolken. Ich saß in meinem dunklen feuchtkalten Zimmer, es war genau dieselbe Trostlosigkeit, als wenn man in Thüringen einregnet. Stimmung knapp ergeben. Ich beschloß, mit dem Post-Tonga, der zwei Tage mit Umspannung, statt mit dem eigenen, der vier Tage braucht, zu fahren. Glücklicherweise war Ahad sehr dagegen, es wäre horrend teuer, 25 Rupien mehr, ich müßte mit Fremden, vielleicht Eingeborenen, zusammensitzen und hätte Schwierigkeit, all mein Gepäck unterzubringen. Am Ende wäre das Wetter morgen wieder schön. So wurde ich mit einem Tongabesitzer handeleins, und habe es nicht bereut. Das Reisen, nicht das Ankommen, ist das Wichtige (Goethe). Am nächsten Morgen strahlende Sonne, und wir fuhren davon. Eine vorzügliche Bergstraße, die gleiche Himalajagegend wie der Aufstieg nach Simla. Ich kam an Truppen mit Transportwagen vorbei, und auf einmal begrüßte mich ein lächelnder hübscher junger Leutnant zu Pferd. Es war Arnold, der den Transport zu überwachen hatte! So ritt er

Digitized by Google

längere Zeit neben mir her und gab mir gute Winke für Kashmir. Er war von Kopf zu Fuß in Khaki gekleidet; eine einfache aber ganz kleidsame Uniform. Dann blieb er bei seinen Kamelen und Transportwagen zurück, als ich aber an der ersten Nachtunterkunft ankam, fand ich Lagerleben. Im Dak Bungalow glücklicherweise noch ein Zimmer frei, ringsumher Zelte, Hunderte von Kamelen, Maultieren und Pferden; überall brannten die Feuer, wurde gekocht. Ich ging noch auf einem Gebirgspfad spazieren, begegnete Kamelen, die auf so einem kleinen Pfad, wenn man ihnen allein begegnet, sehr groß erscheinen, sonst nur noch einigen Holzsammlern. Ein wundervoller Waldabhang, rosa blühende Bäume.

Am nächsten Tag ging ich mit Ahad zu Fuß, während der Wagen den unteren Weg innehielt, nach Murree, einer sehr bekannten Himalajasommerfrische, hinauf. Die gewaltigen Schneeberge waren näher als in Mahasu; statt etwa acht großer Bergketten trennten einen nur wenige, also komponierte sich das Bild besser. Im übrigen recht ähnlich, herrliche Bäume, freundlich banale Häuser mit Wellblechdächern, Läden, Hotels, flirtende, gut angezogene Menschen.

Es war ein langer Tag, ich kam erst um sieben Uhr im Dak Bungalow an. Eine allerliebste Lage, über dem rauschenden Jhelumfluß, den ich seither kaum verlassen habe, von Rosen und Iris und Weißdorn umgeben. Jetzt hatte ich die Grenze überschritten, war in Kashmir. Die europäischen Jacken und Westen hatten aufgehört, Männer und Frauen trugen viel selbstgesponnene, naturfarbene Wolle, bunte Kappen, die Frauen natürlich viel Schmuck, auch oft rötliche oder grünliche Gewänder. Diese bestehen aus einem Rockhemd, weitgeschnitten, und in klassischen Falten darüberfallend ein langes, helles Schleierkopftuch. Eine sehr gute Tracht, ein tadelloser Umriß. Was aber das erstaunlichste — die Schönheit der Frauen. (Bei den Männern war das nicht so auffallend und der Typ bei ihnen weniger sympathisch.) Ich bin jetzt fünf Tage im Land, und so schöne Frauen und Mädchen und Kinder habe ich in meinem Leben noch nirgends gesehen. Ich wüßte auch nicht, wo es noch schönere geben könnte. Ein süditalienischer Typus, manchmal auch zigeunerhaft, manchmal griechisch. Fabelhaft regelmäßige Züge, so daß auch die alten Frauen noch schön wirken, ein mittelgroßer Wuchs, oft recht gut geschnittene Hände und Füße.

Ich werde wohl noch oft in Superlativen von der Schönheit der Frauen und Blumen und Schneeberge von Kashmir sprechen — nur Superlative werden ihnen gerecht. Fast immer waren von nun an Schneeberge zu sehen — nicht die langgezogene feine Kette wie in Simla und Murree, sondern, wie bei den Alpen, einzelne individuelle, edel und mannigfach geformte Gruppen. Immer Blumen am Bergabhang, unter dem ich fuhr, und strichweise verschiedene. So einmal rosa und weiße Gladiolen, dann eine goldgelbe, großblütige Akazie, blaue Vergißmeinnicht, duftende weiße Heckenrosen und die hier einheimischen Granaten. Einheimisch sind hier auch die meisten Obstbäume, Kirschen, Äpfel, Birnen, Pflaumen usw., und bald kam ich in die schönste Baumblüte.

Am dritten und vierten Tag fuhren wir je 43 Miles — dasselbe Pferd! Es sind kolossale Leistungen, allerdings bekam es die schönsten Bündel von grünem Getreide, ich denke mir, das schmeckt ihm wie uns der erste Spinat. Einige alte Tempel und eine alte Moschee mit schöner Holzschnitzerei besuchte ich dann auch noch — mit der Post Tonga ist das natürlich nicht möglich. Auch die einfachen

Digitized by Google

Häuser der Ortschaften an der Landstraße — Läden mit Lebensmitteln — waren geschmackvoll mit Holzschnitzereien versehen, die Bauernhäuser sind einfache Lehmhütten, dabei ist die Felderwirtschaft eine sehr sorgfältige, und es muß ihnen gut gehen.

Am vierten Tag erreichte ich pünktlich um 5 Uhr Baramulla, das Endziel. Dort warteten meine Bootsleute, und sehr gespannt folgte ich ihnen auf meine am Ufer zugleich mit mehreren anderen geankerte Dunga. Ich war angenehm überrascht; ein langes einheimisches Holzboot mit Matten als Dach und an den Seiten. Erst kommt ein Vorraum, dann das Wohnzimmer, dann zwei Schlafzimmer, dann der Baderaum. Die Einrichtung primitiv, keine Matratze, kein Schrank, keine Kommode, aber recht geschmackvoll. Einfach gezimmerte Möbel, die allerdings oft wacklig sind und dann mit Stricken zusammengebunden werden, bequeme Korbsessel, einheimische gestickte Decken und Vorhänge. Sehr schöne zweihenkelige Bauerntöpfe für Blumen. Mehrere indische Decken hatte ich noch mitgebracht. Die Räume machten sich hübsch.

Einige Pakete Vorräte hatte ich von den Army and Navy Stores in Bombay schicken lassen, mit Ahad kaufte ich im Bazar noch das Notwendige ein. Reis, Curry-Zutaten, eine landesübliche hausgewobene warme Decke, eine begeisternde hellgrüne chinesische Schale (0,30) für Blumen, brachte auch die hier wildwachsende kleine lila Iris mit, so daß, als ich um 8 Uhr mich vom kleinen Beiboot — Shikari genannt — zum Bungalow zum Essen rudern ließ, bereits alles wohnlich aussah. Ich fand eine wenig anziehende Gesellschaft, wie auch in den Bungalows unterwegs. Nur ein netter, frischer, junger Mann neben mir — wie es sich herausstellte, ein Kamerad von Arnold, der vier Polopony's nach Srinagar vorausgeschickt hat und dort auf seiner Dunga leben wird.

Morgens früh waren wir unterwegs — 2 bis 3 Männer ziehen auf dem Treudelpfad meine Dunga. (Sie heißt „Dreadnought" — das erinnert an Militärvorlagen und unangenehme parlamentarische Debatten, ich kann es jedoch nicht ändern.) Hinter mir mein zweites, kleineres aber ähnliches Boot, das Küchenboot, auf dem die Mannschaft und Ahad wohnt. Anscheinend habe ich etwa 8 Männer im Sold, so ganz klar bin ich noch nicht über die Zahl, aber der Kostenpunkt ist gering.

Es kam eine geradezu bezaubernde Gegend: Schneeberge im blauen Dunst verschwimmend, aus der Ebene emporsteigend. Die Alpen sind schöner als der Himalaja, das Kashmir-Hochgebirge (die höchsten Gipfel nur ganz wenig niedriger als Mt. Everest und Kinchinganga) ist noch schöner als die Alpen und, wie schon viele behauptet haben, wohl das Schönste der Welt.

Ein Vordergrund von Bäumen am Ufer, Ortschaften, Wiesen. Nachmittags hielten wir in Gopor, nahe am Wular-See, ich malte, ging dann bis Sonnenuntergang spazieren — die Bevölkerung höflich und ungemein malerisch, und ästhetisch erfreulich, das Wetter andauernd herrlich.

Meine Tage haben schon einen regelmäßigen Rhythmus. Um 7 Uhr kommen, die Balken erschütternd, Männer an Bord (ich glaube nicht, daß jemand auf meiner Dunga schläft), und bald meldet mir Ahad das heiße Bad. Um 8 Uhr sitze ich vor Eiern, Tee, ungesüßten Biskuiten und einheimischen Nüssen. Dann begieße ich die Blumen, mache Zimmergymnastik, lerne Hindustan-Wörter, schreibe oder male. Um 12 das zweite Frühstück, eine von Ahad vorzüglich zubereitete Fisch-Frittura

Digitized by Google

und Reis, gekochtes Obst. Dann rauche ich eine Zigarette und lese in einem mich begeisternden Buch, das ich mir direkt hierher schicken ließ. Ich kann es Euch warm empfehlen, die neue kleine Ausgabe von Biedermanns Goethe-Gesprächen (3 *M*). Um 4 Uhr Tee (Hill Darjeeling, teurer hier als in London) und sehr schöne Biskuits, auch Mürbteigkuchen, eingeborenen, den ich im Bazar von Baramulla erstand. Dann gehe ich unter Irisblüten am Ufer ein bis zwei Stunden bis Sonnenuntergang spazieren. Es kommt die Lampe, die Matten werden hinuntergelassen und ein kleines Kohlenbecken angezündet, das ich auch nachts im Zimmer habe. (Die durch die Matten vom Fluß streichende Nachtluft ist doch recht kühl, ich werde keineswegs immer warm.) Um 8 Uhr abends das Mittagessen, ich habe mir die vielen Gänge, die Ahad am liebsten auch um 12 Uhr gebracht hätte, verbeten, bekomme Suppe, ein Fleischgericht, etwa Huhn und Reis und gekochtes Obst. Dann eine Zigarette, Schmöker, dann zu Bett. Ihr könnt Euch denken, daß dies Leben mir außerordentlich zusagt.

Heute war Aprilwetter, abends rückwärts dunkelstes Gewitter, vor mir in der Ferne hellbeleuchtet die Festung von Srinagar und im fernsten rosagoldenen Dunst strahlendes Schneegebirge.

Lebt recht wohl. — Herzlichst Eure

Marie Bunsen.

XIII.

Dal See, Srinagar Kashmir, 2. 5. 14.

Liebe Familie! Ich flüchte in den Innenraum, da draußen wieder ein Händlerboot mir unermüdlich alte Bronzen, Türkisen, Jade und dergleichen hereinreicht. Deswegen verließ ich Srinagar einige Tage früher als beabsichtigt — es wurde zu teuer. Das Ergebnis ist bisher nicht übertrieben günstig; gestern am ersten Tag kaufte ich von den mir nacheilenden Booten tibetanische Opale (lila schimmernd, etwas ganz ausgetüfteltes), zwei alte Gouache-Malereien, zwei persische Messingschalen und eine Kassette aus Samarkand. So wurde es doch ein recht kostspieliger Tag.

Kashmir ist etwas so wundervolles, und die Hausbooterisstenz so ganz nach meinem Geschmack, daß es mir sauer werden wird, es in vier Wochen zu verlassen.

Nur Srinagar brachte eine Enttäuschung; obwohl die einheimische Architektur sich besonders gut für moderne Bedürfnisse umändern ließe, bauen Maharadsha, Staat, Beamten sich ihre Häuser im Stil wohlfeilster englischer Vorortmietshäuser. So ist ein großer Teil dieser vielleicht schönstgelegenen Stadt der Welt unsäglich banal, reizloser als fast irgendeine zweite indische Stadt. Von den Engländern braucht man besseres nicht zu erwarten, aber daß selbst die Residency ein Wellblechdach hat, ist niederschmetternd.

Das ist aber das einzige, und wenn man den über der Stadt 1000 Fuß emporragenden Felsberg heraufklettert, oder die alte Festung, verschwindet der schlimme Teil in den Bäumen, nur die einheimischen harmonischen Quartiere liegen im Grünen, am Fluß, an den Kanälen mit Seen, vom weiten Schneebergkranz umgeben.

Ich legte zwischen einer wunderschönen Insel und dem Residency Garten an, hatte mein Shikariboot immer zur Verfügung, wenn ich Ausflüge machen wollte,

Digitized by Google

oder die Stadt besah. Da ich nach Büchern hungerte, wurde ich Mitglied des Klubs. Er ist ganz hervorragend nett eingerichtet, die Bibliothek vorzüglich, alle Zeitungen, Monatsschriften, eine in den Fluß hineingebaute Terrasse unter gewaltigen Platanen, man kann dort Spargel, Rhabarber, den Landwein erhalten, und selbstverständlich sind die besten Poloplätze und Tennisplätze zur Verfügung.

Das Hausbootleben hier ist die angenehme Verbindung von einfacher Ländlichkeit und vieler Behaglichkeit. So erscheint ein Eingeborener mit einem Blechkoffer mit Kuchen und Süßigkeiten — (Nuß-Fondants, Mürbkuchen und dergleichen, erstklassig zu 1 *M* pro Pfund), der Schuhmacher erscheint und nimmt Schuhe zum Besohlen, und die Sticker und Juwelenhändler und Antiquare hocken am Bug, packen ihre Schätze aus. Ich bin verschwenderisch gewesen, vorderhand bereue ich jedoch noch nichts.

Auf einer meiner Wanderungen durch die alte Stadt kam ich auf ein reizendes Fliederfest. Ein Shawlhändler öffnete seinen Garten jedermann zur Fliederblüte. Der Eingang führt durch sein Haus, helle Säulengänge, schöne Holzschnitzerei, dann der ummauerte große Garten. Hunderte von Menschen ergingen sich zwischen den aufs üppigste blühenden Fliedersträuchern. Es waren Buden aufgeschlagen, Höker, man holte sich am Brunnen Wasser, saß im Gartenhaus. Fast nur kleine Leute, Männer, Frauen und Kinder, alle heiter und wohlerzogen. Die Stadtfrauen zeigen sich meistens nur in weißen, gestickten, die ganze Gestalt bedeckenden Mänteln mit gestickten Öffnungen vor den Augen. Ihre Röcke sieht man also nicht, aber selbst die der einfachen, unverschleierten Frauen sind hübsch bestickt. Die Kinder tragen reichbestickte Kappen und die farbigsten Röckchen. Die wundervollen hiesigen Stickereien werden nur von Männern gearbeitet, so haben sie auch etwas Feministisches, Gazellenaugen, lange Augenwimpern. Obwohl groß und kräftig gebaut, sollen sie feig sein; Sport treiben sie gar nicht, sitzen an den holzgeschnitzten Veranden im eigenen Haus oder an den vielen Moscheen, lassen sich im Boot hierher nach dem Dal See bringen, rauchen ihre Hukas, spielen die Laute und singen. Die Hindufrauen — die große Mehrzahl ist ja muhammedanisch — tragen die schönsten gestickten Gewänder, hochrosa, orangegelb, grün, rotbraun, dazu weiße, hinten hinabfallende Schleier. Das gibt in den Torwegen, den dunkelbraunen geschnitzten Erkerfenstern wundervolle Bilder.

Blumen gibt es in Hülle und Fülle, sogar auf den Dächern wachsen rote Tulpen und weiß und purpurne Schwertlilien, und von Spaziergängen bringe ich mir Schwertlilien, Weißdorn und Flieder mit, stelle sie in den großen Tongefäßen am Bug und auf den Tischen. Es ist das Land, wo Milch und Honig fließt — ich gebe nur einige Zahlen in Mark und Pfennig, wie sie mir Ahad, der mir die Küche besorgt, anschreibt. 1 Dutzend Eier 0,25, 1 Hühnchen 0,35, 1 Pfund Hammelkoteletts 0,35, 1 Pfund Fisch 0,15, Gemüse täglich 0,10 bis 0,25. Leider — es ist herzzerreißend — werde ich das Obst wohl verpassen, man soll in Erdbeeren und Kirschen schwelgen, große schöne Pfirsiche gibt es zu 0,10 das Dutzend!

Gestern stakten nun meine Leute mich durch den grün beschatteten Apfelbaumkanal nach diesem See. Seine Schönheit ist nicht zu sagen, auf drei Seiten, im weiten Kranz, Schneeberge, alle höher als der Mont Blanc, auf der anderen Seite, über den alten Garten der Mogulkaiser ansteigend, die edelgeformten steilen Bergwände, auf deren oberen Zacken noch Schnee in den Schluchten liegt. Das Wasser,

Digitized by Google

grün und klar, spiegelt jedes Schneefeld, jede Wolke. Der Burgberg steigt in malerischer Linie jenseits einer alten Brücke, und, auch mit dem Schneeberghintergrund, der Solimanberg mit einem uralten Hindutempel. Überall grüne, baumbestandene Ufer, herrliche Platanenbäume. Es ist unaussprechlich schön, und die meisten halten es für das vollendetste Landschaftsbild der Welt. Auch ich.

Gestern war Freitag, da kamen massenhaft Boote mit Feiertagsleuten. Sie besuchten eine alte Moschee, ich war dort, photographierte die sitzenden Frauen, die auf erhöhtem Postament unter den Bäumen betenden und singenden Männer. Überall Buden und Höker, aber die „Besseren" bringen sich auf dem Boot ihren Koch mit, und es brodelte und dampfte unter den Mattenverdecken. Es wurde viel gesungen, sie freuten sich an der Fliederblüte, spazierten oder lagerten sich unter den Bäumen. Ich frühstückte am Eingang des Kanals im hohen Gras — sie trugen mir meinen Tisch hinaus — im Schatten einer Platane — nachher hielt ich unter einem großen Baum nicht weit vom Hain zur Nacht.

11. Mai, Jhelum Fluß, irgendein Dorf.

Die Dal See-Woche war geradezu traumhaft, das herrlichste Wetter, während ich da war, blühten die ersten Rosen auf, die Akazienbäume. Ich lag hauptsächlich vor Nishat Bagh, dem besterhaltensten der Mogulgärten. Sonntags spielten alle alten Wasserwerke, die Menschen strömten auf Schiffen hinaus, sangen die ganze Nacht um mich her.

In den Bäumen, den Platanen und Weiden, unzählige Goldpirole und Eisvögel, dann noch Möwen und Kraniche im Schilf. Nachts besah ich mir immer die Sterne von meinem Bug, besonders deutlich waren Böotes, die Zwillinge und der Löwe. Manchmal ruderte ich im Shikariboot, ich schwamm auch: das Wasser hatte eine ideale Temperatur, aber die Seerosen und Strömungen machen es — wie ich seither gehört habe — außerordentlich gefährlich. Ich kam aber immer glücklich zurück.

Am Tag, an dem ich wieder in Srinagar war, hatte der Maharadsha von Kashmir ankommen sollen, ich sah auch die Staatsbarke des Residenten, mit schön geschnitzten Bänken, der Baldachin, die Kissen mit rotblümiger Kashmirstickerei, die Ruderer alle in Rot. Es war sehr geschmackvoll. Leider wurde jedoch nichts aus der feierlichen Einholung, die zu 11 Uhr angesagt worden war. Denn der Astrolog hatte als glückverheißende Stunde schließlich Mitternacht angegeben!

Wenn ich ein paar nette Menschen gekannt hätte, wäre es wirklich eine ideale Existenz gewesen. Etwa ein Oberst wie der in Cambodsha, oder ein hoher Beamter wie das Ehepaar auf dem Irawaddy. Ich weiß gar nicht, ob ich noch sprechen kann, nur mit dem Honorary Secretary des Klub, ehemaliger Offizier, habe ich Worte gewechselt. Es ist meine Schuld, ich hätte mir Empfehlungen an den Englischen Residenten und an andere Menschen verschaffen sollen. Einzig durch Polo, Golf oder Tennis scheinen die vielen und oft nett aussehenden Engländer sich hier kennen zu lernen.

Bücher sind jedoch fast ein Ersatz, und ich kann mir gleich acht auf einmal holen.

Viele der Hausboote sind entzückend eingerichtet. So eines mit hiesigen geschnitzten Möbeln, altem Messing und Kupfer, gestickten lila Vorhängen und solchen

Digitized by Google

aus Bokhara-Seide. Dann das zugehörige Shikariboot, mit Baldachin und Kissen, reich mit lila Irisblüten bestickt, die Ruderer in Weiß mit lila Turbanen. Dabei ist all das gar nicht so kostspielig. Ich kaufe recht, recht viel; als letztes große einheimische silberne Ohrringe, Gehänge und Armbänder, die ich jetzt täglich trage. Ich finde sie geradezu klassisch gut in der Zeichnung. Nachdem ich all diese gekauften Sachen verpackte und mit Büffelkarren nach Rawal Pindi vorausschicke, auch bereits meinen Sitz im Post Tonga gebucht habe, kommt das letzte Stück Reise, nach Islamabad. Von dort aus werde ich ziemlich ununterbrochen nach Deutschland reisen!

Das himmlische Wetter hat augenblicklich aufgehört, und so wie es regnet, gibt es erstens Hochwasser, dann wird es auch nicht kühl, sondern kalt. Bei 8° R. hat man den Instinkt, die Fenster zu schließen. Da es die auf der Dunga jedoch nicht gibt, hülle ich mich in Mäntel und Decken, Ahad bringt mir ein kleines Kohlenbecken, und manchmal bringe ich es dann auf 11° R. Diese Nacht war aber so kalt, etwa 6° R., daß ich mir doch eine Matratze von der Agentur geholt habe, und werde nun meine Steppdecke zum Zudecken benutzen können. Matten lassen immerhin recht reichlich Luft hinein. Dies Jhelma-Tal ist hier über 5500 Fuß hoch gelegen, und es ist Frühling, nicht Sommer, wenn auch die Sonne brennt. Auf den nahen Bergen liegt überall frischgefallener Schnee. Ahad bewährt sich immer mehr als Koch. Sein Spinat und seine Tomatensuppe sind vorzüglich, auch macht er von getrockneten Äpfeln einen Auflauf und zum folgenden zweiten Frühstück aus den Resten einen Schmarren. Vorzüglich.

Shadipur, zwischen Srinagar und Baramulla, 21. 5. 14.

Islamabad ist die zweite Stadt des Reiches, aber ganz Provinz. Sehr eigenartig die Quellen, die aus dem nahen Berg fließen, nachher unter den Häusern. Überall ist rieselndes Wasser, es müßte die sauberste Stadt der Welt sein, dies ist jedoch keineswegs der Fall. Hingegen haben sie eigenartige Stickereien, und ich kaufte einen recht guten gestickten Teppich. Bei herrlichem Wetter machte ich einen fünfstündigen Spaziergang nach einem alten Mogulgarten — Achibal. Auch hier große, klare Quellen vom bewaldeten Bergabhang unter einer alten Nischenmauer sich ergießend. Große Platanen, mehrere Terrassen, Sommerhäuser mit Holzschnitzerei, Blumentöpfen, an steingefaßten Becken.

Am Sonntag wollte ich einen ähnlichen Spaziergang in ein Bergtal und nach einer Hindutempelruine machen, aber es goß ununterbrochen. Da lagen mehrere Hausboote, alle eingeregnet, gar nichts zu unternehmen. Ich schickte zu den beiden mir nächsten und bat die Insassen, bei mir Tee zu trinken. Die eine Gesellschaft kam an, zwei einfache, aber zweifellos vortreffliche amerikanische Missionarinnen, die für die Aufmerksamkeit sehr dankbar waren. Die anderen schickten — es wäre wohl ein Irrtum. Als ich aber, ehe ich am nächsten Morgen abfuhr, die Sachlage erklärte, schrieben sie sehr nett. Die Ungeselligkeit der Engländer in Kashmir ist beispiellos; dieselben Menschen, die an Bord eines Dampfers oder in der Schweiz sofort mit jedem anbinden, leben hier wie Verbrecher im Zellengefängnis. Es war wieder schauerlich kalt, 7—9° R., nur mit Mühe gelang es mir, im harten Bett endlich warm zu werden. Innerhalb zwölf Tagen werde ich alles aufbieten, um

Digitized by Google

nicht allzusehr an der Hitze zu leiden. Dann aber klärte es sich auf, und jetzt ist das angenehmste Sommerwetter, mit frischen Abenden und Morgen.

In Srinagar patrouillierte ein Mann von der Behörde am Ufer, um meine Ankunft festzustellen, und bald darauf erschien ein eleganter (natürlich schöner) Kashmir-Beamter. Der Maharadsha hatte aus Versehen meinen Brief an den Maharadsha von Jhalawar, in dem ich diesem, der im Schloß von Srinagar erwartet wurde, meine Pläne mitteilte und ihn bat, mich zu besuchen, geöffnet. Er schickte ihn mir nunmehr zurück, ließ sich vielmals entschuldigen und mir mitteilen, daß der Maharadsha von Jhalawar — die Kanonen hatte ich gehört — soeben angekommen sei. Daß vermutlich der Maharadsha und die Beamten den Brief gelesen hatten, machte mir Spaß. Ich hatte nämlich geschrieben, daß Kashmir mich begeistere, mit Ausnahme der geradezu betrübenden Architektur seit der Regierung des jetzigen Maharadsha. Die schlechteste in Indien. Der Beamte durfte nicht Tee bei mir nehmen, da von Muhammedanern bereitet, aber er blieb längere Zeit und erzählte mir mancherlei. Nachdem ich all diese Wochen über auf dem Hausboot mit keiner Menschenseele — außer zehn Minuten mit dem Honorary Secretary des Klubs — gesprochen hatte, kam nun wieder ein Besuch, der Captain von Arnolds Regiment. Guter Typ, blauäugig, sauber gewaschen, schlank und sehnig. Auch ihn hatte es äußerst überrascht, wie die Hausbootbesitzer zwischen Baramulla und Srinagar sich nur schweigend und feindselig angesehen hatten. Hier in Srinagar kannte er viele Menschen und lebte sehr gesellig. Er lud mich zum Tee auf der hübschen, am Fluß gelegenen Klubterrasse ein.

Ich hatte meinem Maharadsha gleich geschrieben, er meldete sich zum Tee an und schickte mir Körbe mit Erdbeeren und Kirschen (den ersten). Ich ließ schöne Blumen holen, auf den bequemsten Korbsessel legte ich die Islamabad-Decke. In einer Staatsbarke mit acht orangebeturbanten Ruderern, blaugrüne, bestickte Vorhänge, Kissen und Teppiche, kam er mit seinem Adjutanten an, brachte mir drei große Sträuße, Rosen, wohlriechende Wicken und Jasmin. Er stattete mir einen langen und wirklich sehr angenehmen, anregenden Besuch ab, bat mich zum Schluß, das nächste Mal ihn auf längere Zeit in seinem neuen Schloß zu besuchen (es war halb fertig, als ich dort war), dann würde er mich auch an die verschiedensten Fürstenhöfe in Radshputana — mit vielen ist er verwandt — weiterempfehlen.

Indische Gastfreundschaft besteht noch heute — die berühmte der Anglo Indians ist ganz verschwunden.[1]) Alle meine Empfehlungsbriefe wurden prompt honoriert, wie in England oder Norddeutschland, das war aber alles und die englische Behörde tut, anders als die französische in Cochinchina, nichts, aber auch buchstäblich nichts für den Reisenden, der nicht persönliche Einführungen bringt. Die Indier aber erweisen einem mehr als das Notwendige. So bat mich Ahad am letzten Tag in Srinagar, ein wirkliches »dinner« von ihm annehmen zu wollen. Natürlich sagte ich zu, er hatte ja schon alle Vorbereitungen getroffen, und als meine Vorbereitung aß ich sehr wenig zum Tiffin und fast gar nichts zum Tee. So wurde ich denn dem prunkvollen Mahl (das sein Vetter gekocht hatte) vollauf gerecht.

[1]) Die Zahl der Reisenden hat zugenommen, das Leben ist beträchtlich kostspieliger. Viele der Offiziere und Beamten machen Schulden; Ersparnisse, so sagte man mir, kämen nicht vor.

Digitized by Google

Raval Pindi, 28. 5. 14.

Die Flußfahrt von Srinagar nach Baramulla war bezaubernd, ich besuchte noch einen abseits gelegenen Bergsee, Manasbal, wo Kaiser Akbar einen Sommersitz gehabt hatte. Die Mauern, Bastionen, Landungsterrasse sind noch zu sehen, noch der verwilderte Garten mit gelben und rosa Rosen. Jetzt wohnen dort kleine Leute, der alte Bauer brachte mir Walnüsse als Huldigung dar. Dann in Baramulla Abschied von der Dunga; so erstaunlich es klingt, der Aufenthalt auf der Dreadnought, einschließlich der guten Verpflegung, all der Schiffer, Ahads Lohn usw. usw. — war 8 *M* täglich! Nachdem die letzten Bakshishs an die Männer, die Frauen und die Kinder verteilt worden waren, verblieb nur noch Ahad und meldete mir, die ich unter den Pappeln und Platanen angesichts der Schneeberge am Ufer saß, die Post Tonga, die mich hierher bringen sollte. Er bat mich um Empfehlungen — aber nicht an Engländer, die wären grob zu Dienern: Deutsche, Franzosen und Amerikaner, wenn auch nicht immer so freundlich und rücksichtsvoll als ich, sagten doch auch immer „bitte und danke". Der Ton der Engländer zu den Eingeborenen ist mir allerdings stets und überall auf das peinlichste aufgefallen, um so mehr in Anbetracht der allgemeinen Höflichkeit in England.

Die Fahrt verlief recht gut, täglich etwa neun Stunden, Pferdewechsel stündlich. Entzückend die Fülle der weißen Heckenrosen, die wie die üppigste Banksiarose wirken, der geradezu wuchernden Granatbäume. Dann später, überall an den Berghängen, wilder Oleander in voller Blüte. Hier ist es schon eine gehörige Hitze, wie die Offiziere im Hotel sagten, 108° Fahrenheit im Schatten, der bisher heißeste Tag. Während ich auf meinem Zimmer schreibe, ist es besser, 25° R. — In einigen Stunden beginnt die Reise nach Bombay, die genau zwei Tage und zwei Nächte währt — durchgehende Wagen. Am meisten erhoffe ich mir vom „Iceman", der in den großen Zügen einem alle paar Stunden geeiste Getränke bringt. Immerhin sehe ich nur mit stoischer Resignation auf die kommenden Wochen, erwarte eine wahnsinnig heiße Eisenbahnfahrt, wahnsinnige Hitze mit Monsunsturm im Indischen Ozean, eine Glut im Roten Meer. Dies wird mein letzter Brief sein — Indischer Ozean, Rotes Meer und Port Said kommen mir so selbstverständlich vor wie die Havel zwischen Wannsee und Potsdam! Ich sehe sie immer gern, aber ich kenne sie doch recht genau. — Selbstverständlich wäre die Rückreise vor vier Wochen weit günstiger gewesen, aber die Kashmirzeit wiegt doch ziemlich alle erdenklichen Unannehmlichkeiten auf. Es war traumhaft schön. —

Herzlichst Eure Marie.

Obcima, oberhalb von Triest, 16. 6. 14.

Liebe Familie! — Noch einen kleinen Nachtrag, glücklich in Europa angelangt. (Übrigens hält Europa jetzt im Juni den Vergleich aus; als ich das anderemal im Dezember ankam, wirkte selbst Neapel, bei kalter, trüber Witterung, ziemlich trostlos. Jetzt ist alles grün, und alles riecht gesund und frisch.) Die achtundvierzigstündige Reise quer durch Indien war eine Erfahrung. Ich hatte einen schönen Wagen für mich, hatte also alles bequem, aber es wurde stündlich heißer. Noch bei Sonnenuntergang 35° R. und morgens 27° R., darunter nie. Es wurde immer versengter, und von Delhi an war eine fahlgraue Luft, welche die Sonne fast verhüllte, dabei ein glühend heißer, heftiger Wind. Um Jhansie ist es

Digitized by Google

117° Fahrenheit (42° R.) im Schatten auf den Bahnhöfen gewesen. Im Wagen neben meinem starb vor Jhansie ein Herr am Hitzschlag, bald darauf hielt der Zug, um einem Kind Eis aus dem Speisewagen zu holen, dies Kind hat sich erholt. Am andern Tage starb auch um diese Zeit im selben Zug ein Deutscher, der auf der „Habsburg" nach Hause wollte. Sein Gepäck kam an Bord! Ich hatte einen der kühlenden porösen Wassertonkrüge bei mir und trank stündlich daraus, daneben natürlich zu den Mahlzeiten sehr viele geeiste Getränke. Damit und mit zwei kleinen Dosen Aspirin hielt ich die Glut vorzüglich aus und kam frisch und ohne Kopfschmerzen in Bombay an. Dort wehte eine Seebrise in mein Zimmer herein, ich rührte mich auch am nächsten Tag (Pfingstsonntag) nicht aus dem Hotel, packte in aller Gemächlichkeit und nur flüchtig bekleidet meine Koffer. (Im ganzen waren es vierzehn Stück, die meisten jedoch klein.)

Als ich am letzten Morgen im Bureau meine Rechnung holte und mir das Wertpaket mit meinem Schmuck, das ich in Verwahrung gegeben hatte, erbat, zeigte mir der Direktor, ein Parse, daß laut seines Buches es vor sechs Wochen abgeholt worden wäre. Ich hatte meinen Schein, sagte, das wäre ein Irrtum, das Paket würde sich wohl finden, und frühstückte in schlechter Gemütsverfassung — so eine Behauptung erhitzt einen unangenehm bei der Temperatur. Nachher brachte er das Paket jedoch an, und ich fuhr ganz vergnügt nach der „Habsburg".

Dort hatte ich es unerwartet gut, erstens eine Kabine allein für mich, der gefürchtete Monsun noch nicht recht im Schwung, so daß ich zu allen Mahlzeiten erschien und selbstgefällig die vielen Lücken der Tische zählte. Die Hitze war ja beträchtlich, aber im Vergleich zur Eisenbahnfahrt leicht auszuhalten, in der Kajüte 25 bis 27° R. Mehreremal schlief ich an Deck, ein Teil war für die Damen abgegrenzt worden. Vor allem angenehm traf ich es jedoch mit der Gesellschaft. Ich saß am Kapitänstisch mit einem wirklich ungewöhnlich anregenden Kreis. Der eine, Sir Francis Spring, hatte die Eisenbahnen unter sich gehabt, war über vierzig Jahre in Indien gewesen, dann noch ein Colonel und ein Oberst, beide 20 bis 25 Jahr draußen. So habe ich außerordentlich viel über Land und Leute erfahren, dabei waren alle liebenswürdig und gemütlich. Außerdem noch Lady Mabelle Egerton, die Schwester von Lady Willington, der Frau des Generalgouverneurs von Bombay — auch recht nett. Der Österreichische Lloyd gefiel mir entschieden. Ein ganzes Drittel billiger als all die anderen großen Linien, dabei hat man alles, was man braucht, Sauberkeit, eine recht gute Verpflegung, Offiziere, Bedienung, alles auf der Höhe. So machen sie der P. & O. eine begreifliche, zunehmende Konkurrenz. Diese letzte Dampferfahrt war also die einzige, in der ich mich behaglich fühlte. Schon vor Port Said wich die Hitze, hatten wir eine herrliche Luft und wir alle kamen erholt und erfrischt heute an.

Nun löste sich das Briefgeheimnis. Mein Brief, in dem ich Fräulein Teichmann alle Daten, von Januar bis Mai, angab, ist verloren gegangen, so konnte sie nichts schicken. Ich bin über $4\frac{1}{2}$ Monate ohne Nachrichten gewesen, was mir wohl nie wieder im Leben zuteil werden wird, dafür werde ich aber nie wieder so viele Briefe auf einmal erhalten. Es scheinen mir zwischen 100 und 120 Briefe, Zuschriften und Karten zu sein. Ich bin erst zur Hälfte durch, lebe wieder mit Verwandten, Freunden und Bekannten, wie dies all die Zeit über ausgeschlossen war.

Digitized by Google

Triest gefällt mir sehr, nicht nur die schöne Lage, auch der Stil der Stadt. Gut einheitlich italienisch, viele hübsche Empirebauten, dabei alles unitalienisch sauber und ordentlich.

Jetzt, nachmittags, bin ich mit einer Zahnradbahn hier hinaufgefahren, schreibe auf der Terrasse des Wäldchens, unter mir die Stadt, Hafen, Buchten und Berge. Eine wundervolle Luft und alles grün und frisch und duftend.

Richard Voß hatte eine Freundin beauftragt, mir Rosen und einen Willkommenbrief zu bringen! Darauf kann nur Sor Riccardo kommen; ich freute mich natürlich außerordentlich. Morgen früh reise ich mit der neuen schönen Gebirgsbahn nach Salzburg und Berchtesgaden, gern, denn zu den Freuden der Reise gehört auch die Freude der Heimkehr. — Alles Herzliche — Euere

Marie von Bunsen.

Stadtbibliothek Berlin

Landwirtschaftliche Kriegsarbeit der Frauen.

Von

Anna Pappritz.

Nachdruck verboten.

Der Krieg und der damit in Zusammenhang stehende Aushungerungsplan Englands hat mit einem Schlage die Wichtigkeit der landwirtschaftlichen Produktion dem Bewußtsein der Allgemeinheit nähergebracht. Der Städter, der es bisher wie ein unveräußerliches Naturrecht ansah, daß ihm Bäckereien und Markthallen die täglichen Nahrungsmittel in unbegrenzten Mengen zur Verfügung stellten, hat kaum einen Gedanken daran verschwendet, inwieweit die heimische Landwirtschaft an der Erzeugung dieser Produkte beteiligt ist. Er ließ sich die italienischen Eier, die australischen Äpfel, die russischen Gänse und französischen Poularden schmecken, und wenn er zufällig mal in der Zeitung einen Satz über die Notwendigkeit las, uns vom Auslande mehr als bisher unabhängig zu machen, so zuckte er lächelnd die Achseln und machte einen Witz über die Profitsucht der „notleidenden Agrarier". Den Bauern kannte man vielfach nur aus Romanen und aus der Sommerfrische und sah in ihm teils eine poetische, teils eine komische Figur, aber um seinen Daseinskampf, um seine Lebensgewohnheiten, um seine Fortkommensmöglichkeiten kümmerte man sich nicht. War das Frühjahr heiß und trocken, so klagte der Städter über Staub und Hitze, ein nasser Sommer bedeutete für ihn die „verregnete Sommerfrische", aber welchen Einfluß diese ungünstigen Wetterverhältnisse auf die heimatliche Landwirtschaft, auf die Ernte ausüben, darüber ließ er sich kein graues Haar wachsen.

Als uns aber nach Ausbruch des Krieges die Zufuhr vom Ausland abgeschnitten wurde, da erhob die Sorge drohend ihr Haupt, und die bange Frage durchzitterte aller Herzen: Werden wir durchhalten können oder gehen wir einer Teuerung, wohl gar einer Hungersnot entgegen? Eine Hungersnot hätte in diesem Falle mehr bedeutet als eine vorübergehende Kalamität; sie wäre einer Vernichtung unserer Existenz, unseres Vaterlandes gleichgekommen, denn sie hätte uns zu einem vorzeitigen Frieden gezwungen und uns um die Früchte der mit so vielem Heldenmut und so großen Opfern erkauften Siegen gebracht.

Da wurde es auch dem Leichtsinnigsten und Gleichgültigsten klar, welche Bedeutung das Gedeihen unserer Landwirtschaft für das Gesamtwohl hat, und man

Digitized by Google

atmete erleichtert auf, als von maßgebender Seite die beruhigende Versicherung gegeben wurde, daß, bei vernünftiger Sparsamkeit, Brotfrucht und Kartoffeln ausreichen würden. Wir haben gereicht, obgleich die Ernten des Jahres 1913 geringer waren als die der letzten Jahre. Wir verdanken dies der unermüdlichen Tatkraft unserer Landwirtschaft, die eine Steigerung des Bodenertrages auf der Flächeneinheit durch verbesserte Wirtschaftsmethoden erzielt hat, so daß die deutsche Roggenernte in den letzten 25 Jahren um $3^1/_2$ Millionen Tonnen, die Weizenernte um mehr als 800000 Tonnen gestiegen ist. Im Durchschnitt der letzten 10 Jahre sind etwa nur 10 % des gesamten Bedarfs an Brotgetreide (Weizen und Roggen) vom Ausland eingeführt, darunter 33 % des Weizenbedarfs, während Roggen in den letzten Jahren mehr aus- als eingeführt ist. — Haben wir, wenn auch mit Verzicht auf Weizenbrot, in bezug auf Backwaren und Kartoffeln kaum Mangel gelitten, so macht sich doch die zunehmende Fleischteuerung immer unangenehmer fühlbar, weil die deutsche Schlachtviehproduktion, besonders die Schweinezüchtung von der Einfuhr ausländischer Futtermittel abhängig ist.

Die städtische Hausfrau, die über diese Verteuerung der Wirtschaftsführung stöhnt, sollte sich einmal klarmachen, unter welchen erschwerenden Umständen die Landfrau wirtschaften und haushalten muß. Der Schwerpunkt der deutschen Viehproduktion liegt in den bäuerlichen Betrieben und bei der Schweineproduktion mit in den Parzellenbetrieben der Arbeiter; 89 % aller Rinder und 94 % aller Schweine findet man in den Betrieben unter 100 ha, und 25 % aller Schweine sogar in Betrieben unter 2 ha. Der Wert des deutschen Viehstandes ist in den letzten 25 Jahren nun über 3 Milliarden Mark gestiegen; der Wert der jährlichen Fleischproduktion wird auf mehr als 3 Milliarden Mark und der jährlichen Milchproduktion auf über 2 Milliarden Mark geschätzt. Es sind das Werte, welche die Werte der industriellen Rohstoffe, wie Steinkohlen, Braunkohlen, Salze, Erze, Metalle usw. übertreffen.[1])

Wenn man bedenkt, daß die Aufzucht und Pflege des Viehs zum großen Teil in den Händen der deutschen Kleinbesitzersfrau und Bäuerin liegt, so wird einem die Bedeutung der Frauenarbeit in der Landwirtschaft erst voll zum Bewußtsein kommen. Aus der Besprechung der Enquete über die Lage der Landarbeiterinnen (Juniheft der „Frau" 1913) haben wir gesehen, welch vollgerüttelt Maß von Arbeit auf den Schultern dieser Frauen schon in Friedenszeiten ruht. Diese Last hat sich naturgemäß jetzt im Kriege ganz ungeheuer vermehrt. Mann, Söhne, Knechte stehen im Felde, die besten Pferde sind eingezogen, Futter- und Düngemittel sind teils unerschwinglich, teils gar nicht zu haben. Dabei soll die Wirtschaft nicht nur weitergeführt, sondern möglichst auf derselben Höhe erhalten werden, denn bei der Landwirtschaft gleicht sich eine Herabminderung der Güte des Betriebes nicht schnell wieder aus, sondern macht sich noch auf Jahre hinaus fühlbar. Wird der Viehstand erheblich eingeschränkt, so leidet nicht nur die Milch- und Fleischproduktion, sondern auch der Dünger wird knapp; dies beeinflußt wiederum die Ernte in ungünstiger Weise und eine geringe Ernte, die eine Knappheit an Stroh und Körnern mit sich bringt, zwingt den Landwirt, seinen Viehstand zu verkleinern. Dies ist ein circulus vitiosus, aus dem ein Entrinnen fast unmöglich ist für den, der einmal von ihm erfaßt wurde. Das weiß die ländliche Hausfrau nur zu gut, und darum heißt es für sie, alle Kräfte anzuspannen, um es nicht erst dahin kommen zu lassen. Den abwesenden Mann ganz zu ersetzen, ist eine Aufgabe, der wohl die wenigsten Frauen gewachsen sind; nicht nur weil ihre eigene Arbeit sie genügend in Anspruch nimmt, sondern auch weil es den meisten an den Kenntnissen gebricht, um die Obliegenheiten des Mannes weiterführen zu können. Diese Schwierigkeiten sind unter den durch den Krieg so ganz veränderten Verhältnissen noch erheblich gestiegen: Es handelt sich ja nicht nur darum, die Arbeitskräfte der fehlenden

[1]) Die Zahlen sind einer Arbeit des Herrn Professor Dr. Dade, Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrates, entnommen.

Digitized by Google

Männer durch Frauen zu ersetzen, sondern es gilt, für die nicht vorhandenen Futter- und Düngemittel Surrogate zu finden, die geeignet sind, den Boden und den Viehstand vor dem Ruin zu bewahren. Um den Landwirtinnen, deren Männer im Felde stehen, die Erfüllung ihrer schwierigen Aufgabe zu erleichtern, haben folgende Organisationen: Die landwirtschaftlichen Hausfrauen-Vereine (Vertreterin Elisabeth Böhm-Lamgarben), der Reifensteiner Verein für wirtschaftliche Frauenschulen (Vorsitzende Ida von Kortzfleisch), die Ortsgruppe Berlin des Evangelischen Frauenbundes (Vorsitzende Gräfin von Schwerin-Löwitz), der ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen (Vorsitzende Margarete Friedenthal) und Freiin Elisabeth von Pawel-Rammingen eine Eingabe an den preußischen Landwirtschaftsminister und Minister des Innern und an die Minister der Bundesstaaten gerichtet, mit der Bitte um Einrichtung von Beratungsstellen in allen ländlichen Gemeinden. Die Ausführung sollte in der Weise organisiert werden, daß für jeden Ort durch die Kreisverwaltungen eine Vertrauensperson ernannt wird, am besten ein erfahrener Landwirt, dem die Verpflichtung auferlegt wird, den allein wirtschaftenden Frauen in allen Berufsfragen mit sachverständigem Rat beizustehen. Durch diese Vertrauenspersonen sollen die Besitzerfrauen über den durch den Krieg bedingten Wechsel im Anbau, sowie über den Bezug und die Verwendung von Futter- und Düngemitteln belehrt werden; zugleich würde auf diese Weise eine Verbindung der Landwirtinnen mit den Landwirtschaftskammern, den Genossenschaften usw. hergestellt werden.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, die Frauen über die ordnungsgemäße Pflege des Stallmistes zu belehren, da dieser noch weit mehr als bisher ausgenutzt werden muß, und die Jauche bei sachverständiger Behandlung auch als Kopfdünger an Stelle von Chilesalpeter benutzt werden kann; daneben sollte die „Gründüngung" in ausgedehntestem Maße zur Anwendung kommen, da sie viel Stickstoffzukauf erspart.

In bezug auf einen Wechsel im Anbau müßte besonders auf die Wichtigkeit der Frühkartoffel hingewiesen werden; der Hülsenfruchtbau müßte ausgedehnt, der Zuckerrübenbau eingeschränkt und durch Futterrüben, Möhren, Wruken, Hanf ersetzt werden. Auch der Zwischenfruchtbau sollte nach Möglichkeit gefördert werden. Bei der Knappheit der Futtermittel war es von besonderer Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, wann und wo eine Einschränkung möglich, wann sie von unbedingter Schädlichkeit sei. Ist die Ernährung der Tiere in der ersten Jugend ausreichend gewesen, so kann bei dem älteren Jungvieh gespart werden, jedoch niemals bei frischmelkenden Kühen. Es kommt aber nicht nur auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität des Futters an, so sind z. B. Zuckerrüben ein gutes Futter für Pferde, Jungrinder, Schafe, aber als Milchviehfutter kommen sie nicht in Frage, während Futterrüben ein gutes Milchfutter sind. Die sonst vom Ausland bezogenen Kraftfuttermittel müßten durch Melasse und Futterzucker ersetzt werden. Über die Art und das Maß der Verwendbarkeit waren eingehende Belehrungen gleichfalls dringend erforderlich. Wer diese durchgreifenden Umwälzungen und Änderungen in der ländlichen Außenwirtschaft zu beurteilen vermag, wird zugeben, daß sie ohne sachgemäße Anleitung nicht durchzuführen sind. Die Unterzeichner der Petition empfehlen darum die Abhaltung kurzer Lehrgänge für Landwirtsfrauen an dem Sitz von landwirtschaftlichen Lokalvereinen, Hausfrauenvereinen, Frauenschulen usw.

Um die landwirtschaftlichen Haushaltungslehrerinnen zu befähigen, diesen neuen Verhältnissen durch die notwendige Aufklärung Rechnung zu tragen, veranstalteten die Einsenderinnen der genannten Petition im Verein mit anderen größeren Organisationen einen Kriegslehrgang, der vom 18. bis 23. Januar d. J. im Abgeordnetenhause zu Berlin standfand. Diese Veranstaltung kam einem dringenden Bedürfnis entgegen, das bewies der zahlreiche Besuch von rund 650 Personen, darunter 192 landwirtschaftliche Haushaltungs- und Wanderlehrerinnen und Landpflegerinnen. Unter den übrigen Besucherinnen waren erfreulicherweise die Frauen von Großgrundbesitzern vielfach vertreten. Die wichtigsten Vorträge

Digitized by Google

hatten übernommen: Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Rubner über „Die Ernährung des deutschen Volkes im Frieden und im Kriege", Professor Dr. Dade über „Die zwingende Notwendigkeit des sparsamen Haushaltens mit Lebensmitteln und die hierzu ergangenen amtlichen Maßnahmen des Reiches und der Bundesstaaten", Gartenbaudirektor Grobben-Steglitz über „Obst- und Gemüsebau in Kriegszeiten," Frau E Böhm-Lamgarben über „Aufgaben der Geflügelzucht", Dr. Wilsdorf über „Viehhaltung und Fütterung im Kriege", Landesökonomierat Dr. Rabe über „Geld-, Kredit- und Darlehnsverhältnisse", Geheimer Regierungsrat Professor Dr. v. Rümker über „Bestellung und Düngung" u. a. m. Welche Wichtigkeit auch von maßgebenden Stellen den Beratungen beigemessen wurde, bewies die Anwesenheit der Staatsminister v. Schorlemer, v. Loebell und Delbrück, auch die Kaiserin beehrte den Kriegslehrgang am ersten Tage mit ihrem Besuch.

Ermutigt durch diesen Erfolg richteten die Unterzeichner der ersten Petition eine zweite Eingabe an die Ministerien, mit der Bitte, den Frauenverbänden, welche den Kriegslehrgang veranstaltet haben, bei der Verwertung der im Kriegslehrgang gewonnenen Anregungen behilflich zu sein, durch Anweisung an die Regierungspräsidenten, Landräte und Landwirtschaftskammern, daß die Lehrerinnen, welche an dem Kriegslehrgang in Berlin teilgenommen haben, mit der Abhaltung von Lehrgängen über sparsame, den Kriegszeiten angepaßte Wirtschaftsführung in Haus und Hof beauftragt werden, damit sie die gewonnenen Kenntnisse und Anregungen in die einzelnen Dorfgemeinden hinaustragen und die Frauen und Töchter auf dem Lande zur Mitarbeit befähigen.

Der Petition lag ein Plan für „Kriegssparkurse" bei; außerdem wurde die Abhaltung von „Kriegshilfskursen für Gemüsebau" in den Landgemeinden durch Berufsgärtnerinnen, die sich zu diesem Zweck in großer Anzahl zur Verfügung gestellt hatten, befürwortet.

Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und wurde in erfreulicher und dankenswerter Weise gefördert, sowohl durch die Behörden wie durch Private. Zahlreiche Großgrundbesitzerfrauen ließen auf eigene Kosten Wanderlehrerinnen kommen, um ihre Dorfleute zu beraten und anzulernen; Kochkisten, Kochbücher, Flugblätter usw. wurden am Schluß der Vorträge verteilt. Aus den Briefen der Wanderlehrerinnen geht hervor, daß sie mit großer Befriedigung auf ihre Tätigkeit zurückblicken, sowohl in bezug auf die ihnen erwiesene Gastfreundschaft, wie in bezug auf das Verständnis und die willige Aufnahme, die ihre Belehrung von seiten der einfachen Landfrauen gefunden hat. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß auch die Gutsfrauen an den Kursen teilnehmen, um die angeordneten Maßnahmen zu überwachen und die Belehrung fortzusetzen; auch dies ist häufig geschehen. In Schlesien war durch die gut organisierten Kriegslehrkurse der Liegnitzer Wanderhaushaltungsschule ein Vorbild gegeben, nach dem die anderen Kreise weiterwirken konnten. In Kostenblut nahmen nach der patriotischen Schlußfeier 200 Mädchen und Frauen folgende Entschließung an:

„Die Teilnehmerinnen am Kostenbluter Kriegslehrgang geloben, an den Grundsätzen sparsamer Wirtschaftsführung, die sie hier gelernt haben, treu festzuhalten, die Vorräte zu schonen, die im Vaterlande knapp sind und in erhöhtem Maße solche Lebensmittel zu verbrauchen, an welchen kein Mangel zu befürchten ist. Sie wollen die gewonnenen Kenntnisse unter Freunden und Nachbarn verbreiten und überall die opferwillige Gesinnung wecken und pflegen, die es dem deutschen Volke ermöglichen wird, bis zum Frieden mit seinen Vorräten durchzuhalten."

Die Vorsitzende des landwirtschaftlichen Frauenvereins in Pommern hatte zuerst mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es ihr gelang, die Lehrkurse ins Leben zu rufen; schließlich konnte sie ganz erfreut berichten: „Das Ergebnis war sehr gut, viel Eifer und geringe Kosten. Unsere Lehrgänge, 28 an der Zahl, haben durchschnittlich 9,50 *M* gekostet, und es sind etwa 700 Frauen ausgebildet worden. Daß die Frauen das Gelernte auch anwenden, davon habe ich mich überzeugt. Die Landräte der anderen Kreise des Bezirks holen sich nun bei uns Rat. Es ist ja nur Kleinarbeit, die wir tun, aber sie hilft doch auch dem Ganzen."

Digitized by Google

In Münster i. Westf., in Bonn a. Rh. und in Königsberg i. Pr. fanden unter Mitwirkung der Universitäten wissenschaftliche Kriegslehrgänge für Wanderlehrerinnen und gebildete Landwirtinnen, nach dem Muster des Berliner Kursus statt.

In Bonn sprachen vor etwa 800 Hörerinnen aus der Rheinprovinz u. a. Herr Ökonomierat Kreuz über „Volksernährung im Kriege"; Herr Schwarz über „Molkereierzeugnisse und ihr Wert für die Ernährung in der Kriegszeit"; Herr Bosch über „Die Bedeutung der Kleintierzucht"; Herr Ökonomierat Dellinger über „Viehhaltung und Viehfütterung in der Kriegszeit"; Herr Stübler über „Gemüsebau im Hausgarten und im Felde". Der Kriegslehrgang war, ebenso wie der in Münster, von den Landwirtschaftskammern ins Leben gerufen. Ganz besonders gelungen scheint der Kriegslehrgang in Königsberg i. Pr. gewesen zu sein, der von 388 Hörerinnen besucht wurde. Frau Böhm-Lamgarben berichtet von folgenden greifbaren Resultaten, die im Anschluß daran entstanden sind: ein Webelehrgang für 40 Frauen, meist gebildete Flüchtlingsfrauen; Einrichtung von Lehrgängen in Imkerei für den Hausfrauen-Verband bei einer selbständigen kleinen Landwirtin; Gründung eines Vereins von Wanderlehrerinnen Ostpreußens, der dem Hausfrauen-Verbande angegliedert wird; außerdem sollen für die ganze Provinz Beratungsstellen eingerichtet werden, im Anschluß an die Hausfrauenvereine und Genossenschaften, mit Unterstützung der Landwirtschaftskammern.

* * *

Wenn wir über die Kriegslehrgänge und Wanderkurse so eingehend berichten, so geschieht es nicht allein, um auch in diesem Zusammenhang von neuem darauf hinzuweisen, welche wichtige Rolle den Frauen in dieser Kriegszeit zugefallen ist, indem ihnen die schwierige und ernste Aufgabe wurde, unserem Volke durch sparsame und überlegte Wirtschaftsführung das „Durchhalten" zu ermöglichen und damit den endgültigen Sieg zu erringen, sondern es geschieht in der festen Überzeugung, daß es sich nicht um Vorübergehendes handelt, sondern daß in diesen Einrichtungen erst die Keime liegen, die in Friedenszeiten weitergepflegt werden müssen, um sich zu einem fruchtbringenden Baume auszuwachsen.

Es war von jeher der Ehrgeiz der deutschen Landwirtschaft, ihre Produktion so zu steigern, daß Deutschland möglichst unabhängig vom Auslande wird. Daß ihr dies, zum Segen des Vaterlandes, in bezug auf die wichtigsten Nahrungsmittel — Brot und Kartoffeln — gelungen ist, haben wir in dieser schweren Zeit mit Dankbarkeit empfunden. Auch in Zukunft können wir uns, in bezug auf das Brot, diese Unabhängigkeit erhalten, wenn wir der im Kriege erworbenen Gepflogenheit treu bleiben, mehr Roggen- als Weizenbrot zu essen, eine Forderung, die nicht einmal ein Opfer bedeutet, da das Roggenbrot bedeutend nahrhafter und gesünder ist, als die Weizenbackware. Deutschland erzeugt, wie wir eingangs sagten, mehr Roggen, als für die Ernährung des Volkes notwendig ist, so daß in den letzten Jahren etwa 700 000 Tonnen Roggen mehr aus- als eingeführt worden sind. Dagegen ist es unmöglich, den durch die Überfeinerung der Lebensbedürfnisse gesteigerten Weizenkonsum durch eigene Produktion zu decken, obschon in den letzten 25 Jahren die deutsche Weizenernte fast um 1 Million Tonnen gestiegen ist. Es ist nicht möglich, diese Produktion noch erheblich zu steigern, da die deutschen Bodenverhältnisse einen vermehrten Anbau von Weizen nicht zulassen. Durch die Wandlung des Brotkonsums war es aber vor dem Kriege bereits so weit gekommen, daß zur Broternährung etwa 7 Millionen Tonnen Roggen und 5 Millionen Tonnen Weizen verbraucht wurden, d. h. für 40 % der gesamten Broternährung wird bereits Weizenmehl verwendet, so daß wir gezwungen waren, ein Drittel des gesamten Weizenbedarfs, d. h. etwa 1,7 Millionen Tonnen einzuführen. Wenn wir also bei dem durch den Krieg notwendig gewordenen stärkeren Verbrauch von Roggenbrot bleiben, so können wir uns auch später vom Ausland unabhängig machen. Dagegen werden wir immer vom Ausland abhängig bleiben in bezug auf die Zufuhr von Futtermitteln, wie Mais, Kleie, Ölkuchen, Rapskuchen usw., wofür wir

Digitized by Google

jährlich eine Milliarde Mark an das Ausland zahlen. Es ist aber, nach Ansicht erfahrener Landwirte und Sachverständiger, wie z. B. Professor Dade, vorteilhafter, Futtermittel einzuführen, als das Vieh selbst aus dem Auslande zu beziehen, da die Existenz von Millionen landwirtschaftlicher Betriebe von der Viehzucht abhängt, und in der inneren Kolonisation neu begründet werden kann. Außerdem muß in Betracht gezogen werden, daß die Einfuhr von Schlachtvieh sich immer schwieriger gestalten würde, weil die Fleischproduktion der in Betracht kommenden Agrarländer im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung immer knapper wird. Bisher hat die heimische Viehzucht unsern Fleischbedarf bis zu 95 % geliefert, und die für die Volksgesundheit so ungemein wichtige Milchnahrung ist von den $11\frac{1}{3}$ Millionen Kühen in Deutschland gedeckt worden. Es muß in Zukunft das Bestreben der Landwirtschaft sein, eine Steigerung auch der inländischen Futtermittelproduktion zu erzielen. Der Schwerpunkt der Entwicklung liegt aber viel weniger in der Vermehrung des Viehstandes, als in dem raschen Wechsel desselben und in der Erhöhung des Schlachtgewichtes des einzelnen Tieres. Dadurch kann die jährliche Schlachtviehproduktion weit stärker steigen, als die Vermehrung der Stückzahl. Ein Beispiel mag dies näher erläutern: ein Schweinebestand von 20 Millionen Stück würde bei einem durchschnittlichen Alter der Schweine von 15 Monaten nur 16 Millionen Schweine jährlich für den Konsum liefern, dagegen bei einem durchschnittlichen Alter von 9 Monaten 26,6 Millionen Stück.

Bei der Kraftprobe, die die deutsche Landwirtschaft in diesem Kriegsjahr bestanden hat, können wir zu ihr das Vertrauen haben, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreitet und die Lehren dieser Zeit zu beherzigen versteht. Nicht ganz so selbstverständlich aber ist dies für den Teil der landwirtschaftlichen Produktion, der hauptsächlich in den Händen der Frau liegt. Die Frauenarbeit auf dem Lande wird noch immer nicht ihrer Wichtigkeit entsprechend gewürdigt, auch nicht von den praktischen Landwirten selbst, viel weniger vom Staat und den Gemeinden. Die Frau muß das Geld für Gartensämereien, das Körnerfutter für das Federvieh usw. ihrem Manne geradezu abringen. Wie wenig Wert man im allgemeinen auf Geflügelzucht legt, beweist neuerdings wieder die Handhabung in der Beschlagnahme und Verwendung der Gerste. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, die Gerste dient in erster Linie zur Bierbereitung; als sich die Notwendigkeit herausstellte, die Bierproduktion einzuschränken, ging ein Schmerzensschrei durch alle Zeitungen. Daß aber für das liebe Federvieh auch nicht ein Körnchen übrigblieb, beunruhigte niemanden. Die Folge davon ist, daß die Geflügelzucht ganz erheblich eingeschränkt werden mußte und die erhaltenen, aber spärlich ernährten Hühner das Eierlegen verlernten. Schon in Friedenszeiten mußten wir für 190 Millionen Eier einführen; auch unser Geflügel wurde zum größten Teil, z. B. die russischen Gänse, aus dem Auslande bezogen, was unserem Lande weitere Millionen kostete. Der Krieg hat klar erwiesen, wie wertvoll die heimische Produktion an Geflügel und Eiern, an Gemüse und Obst sein kann, und wie notwendig es ist, die Steigerung der Selbsterzeugung dieser Produkte zu fördern, nicht nur, um uns vom Auslande unabhängig zu machen, sondern auch, um den Konsum dieser so überaus gesundheitfördernden Nahrungsmittel zu erleichtern und zu vermehren. Bei uns in Deutschland wird, besonders in den ärmeren Schichten der Bevölkerung, viel zu wenig Obst und Gemüse gegessen. Der Krieg hat der Erkenntnis für die Wichtigkeit dieses Teils der landwirtschaftlichen Produktion die Wege geebnet, es liegt aber die Befürchtung nahe, daß diese Erkenntnis in Friedenszeiten wieder verloren geht, weil dem Manne andere, ihm wichtiger erscheinende Probleme näher am Herzen liegen. Darum ist es Frauensache, die gewonnene Erfahrung auszunutzen, und das, was als kleiner Anfang, als schüchterner Versuch im Kriegsjahr begonnen wurde, im Frieden auszubauen zu einer bleibenden Institution. Geflügelzucht, Gemüsebau, Imkerei, Obstverwertung müssen gelernte Frauenberufe werden. Die in den landwirtschaftlichen Frauenschulen ausgebildeten Wanderlehrerinnen müssen die erworbenen Kenntnisse hinaus ins Land tragen; derartige Kurse müßten in jedem

Digitized by Google

Jahr in jeder Dorf- und Kleinstadtgemeinde stattfinden; die „Beratungsstellen" sollten zu einer ständigen Einrichtung werden, ebenso die „wissenschaftlichen Lehrkurse" zur Weiterbildung der Wanderlehrerinnen und Gutsfrauen. Hausfrauen-Organisationen und Genossenschaftswesen sollten in jeder Weise gepflegt und gefördert werden. Durch das Genossenschaftswesen würde es der ländlichen Hausfrau ermöglicht werden, ihre Produkte besser als bisher auszunützen, was ihre Arbeitsfreudigkeit steigern und zugleich der städtischen Hausfrau zugute kommen würde, der dadurch Gelegenheit gegeben wird, frische Ware zu billigeren Preisen einzukaufen. Der solide Zwischenhandel kann und soll natürlich nicht ganz ausgeschaltet werden, nur der ungebührlichen Preistreiberei muß ein Ende bereitet werden. Wie sehr dieselbe ins Kraut geschossen, beweisen die heutigen Brotpreise. So ist z. B. in Berlin das Roggenbrot im Februar nur 6—8 *Pf.* pro Pfund teurer gewesen, als bei demselben Roggenpreise im Januar; der heutige Brotpreis entspricht einem Getreidepreis, der 100 *M* für die Tonne höher liegt, als der gesetzliche Höchstpreis, den der Landwirt erhalten hat.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, ein detailliertes Zukunftsprogramm zu entwerfen; es sollte nur auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, der landwirtschaftlichen Frauenarbeit den Platz in der Schätzung der Allgemeinheit einzuräumen, der ihr, ihrer Wichtigkeit entsprechend, gebührt, und auf die daraus entspringende Forderung, den Frauen die Möglichkeit zu geben, sich auf ihren Beruf entsprechend vorzubereiten. —

Innerhalb der deutschen Frauenbewegung hat sich in den letzten Jahren ein größeres Verständnis und ein lebhafteres Interesse für das Leben und Wirken der Landfrauen gezeigt; die Frauenbewegung sollte darum die oben genannten Forderungen auf jede Weise unterstützen. Damit würde sie nicht nur die Sache selbst fördern, sondern auch ein Band der Sympathie zwischen Stadt und Land knüpfen, das das gegenseitige Verständnis erleichtern und für beide Teile von Nutzen sein würde. Stadt- und Landfrauen haben, trotz der Verschiedenheit ihrer Berufs- und Lebenssphäre, mehr Gemeinsames, als beide Teile ahnen; ein Zusammenarbeiten auf den sich berührenden Gebieten ist darum, im Hinblick auf die allgemeinen Fraueninteressen, aufs dringendste zu wünschen und anzustreben.

Von Frauen und über Frauen.

„Ich stelle fest: Wir sind ausgekommen, und zwar zu erträglichen Preisen, mit dem Brotgetreide und den Kartoffeln, von denen ein erheblicher Teil noch unserer Viehhaltung zugute kam. Wir stehen mit unserer neuen Ernte so da, daß wir damit zweifellos wieder ein Jahr durchhalten werden — dank unserem Volke, dank der Arbeit eines Menschenalters, dank unserer Wissenschaft, dank der großen Anpassungsfähigkeit unserer Industrie und Landwirtschaft. Ich nehme für die Regierung kein Verdienst daran in Anspruch, aber das leisten konnte nur ein in allen seinen Schichten gebildetes Volk! (Lebh. Zustimmung.) So hat jeder seinen Anteil an den von uns mit Stolz festgestellten Erfolgen. Daß diese Erfolge nicht ohne alle Opfer errungen sind, ist klar. Am schwersten tragen unter diesen Verhältnissen die kleinen Produzenten und Konsumenten, die zurückgebliebenen Frauen, die ohne männliche Hilfe sich durchschlagen. (Bravo!) Der stille Heldenmut, mit dem die Bauernfrau draußen im Lande mit ihren Kindern und wenigen weiblichen Arbeitskräften die Scholle bestellt, wie im Frieden, der stille Heldenmut, mit dem die Arbeiterfrau unter schwierigen Verhältnissen sich und ihre Kinder durchbringt, wird im deutschen Vaterlande nicht vergessen werden. (Lebh. Beifall.) Die Frauen, die auf diese Weise im Dienste des Vaterlandes tätig sind, die füllen die Schützengräben des wirtschaftlichen Kampfes. Wir werden ihrer so wenig vergessen, wie derer, die draußen ihre Pflicht tun, und wir sind uns alle einig darüber, daß es unsere erste Pflicht ist, ihnen bis an die Grenze des Möglichen beizustehen." (Lebh. Beifall.)

Staatssekretär Dr. Delbrück im Deutschen Reichstag
am 21. August 1915.

Digitized by Google

Das Gottesländchen.

Von

Else von Boetticher.

Nachdruck verboten.

„Das Gottesländchen" nannte Zar Johann der Schreckliche Kurland, den westlichen Teil des Deutschen Ordensgebietes. Er hatte von dem Korn- und Waldreichtum, vom milden Klima und den guten Häfen des Landes gehört. Und als er im Jahre 1558 seine wilden Reiterhorden gegen die Küsten des Baltischen Meeres aussandte, da lag ihm vor allem daran, diese zu erobern und dem großen moskowitischen Reich dadurch die Herrschaft über die Ostsee zu sichern.

Es war eine Zeit bitterer Not für das Ordensland. Wie ein Heuschreckenschwarm drangen die Horden ein, verwüsteten alles und waren bei ihrer großen Beweglichkeit von den eisengepanzerten Heeren kaum zu fassen. Des Heiligen Römischen Reiches älteste und einzige Kolonie sah den drohenden Untergang vor sich und sandte Boten auf den Reichstag nach Augsburg, die um Hilfe baten; „in dieser dem Heiligen Reich zugehörigen und einverleibten Lande höchster Not und Gefahr, damit die noch übrigen Christen von dem erbärmlichen und täglichen Mord errettet werden und der Erbfeind ja nicht so liederlich die guten Lande in seine Gewalt bringen möge".

Der Kaiser, ein Habsburger, der ganz in katholischen Vorstellungen lebte und dem das Ordensland durch seine Teilnahme an der Reformation entfremdet war, ersuchte England, Polen, Dänemark und die deutschen Hansastädte, zu helfen. Niemand leistete dem Rufe Folge; im Gegenteil, die getreuen Freunde bereicherten sich, indem sie Waffen, Munition und Proviant an die Russen verkauften.

So verwüsteten diese in fast zwanzigjährigen Kämpfen das um 1200 von den Ordensrittern eroberte deutsche Land, das ihnen hilflos preisgegeben war. Seit der Reformation hatte es den mächtigen Schutz der katholischen Kirche verloren. Und der Ordensmeister Walter von Plettenberg wagte nicht, es zu säkularisieren, weil er fürchtete, dadurch den Zusammenhang mit dem Heiligen Römischen Reich völlig zu verlieren.

Als die Not gar zu groß wurde, riefen Livland und Reval die Schweden zu Hilfe und in Oesel und Südlivland setzten sich die Dänen fest.

Der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler aber säkularisierte sich 1561 als Herzog von Kurland und Semgallen und erkannte den König von Polen als seinen Lehnsherrn an. So löste sich das Ordensgebiet vom deutschen Mutterlande und ward in einem Jahrhundert heißer Kämpfe von Rußland, Polen, Dänemark und Schweden umstritten. 1710 legte Peters des Großen Eisenfaust sich auf Livland und Esthland. Kurland jedoch blieb noch verschont.

Digitized by Google

Während die beiden Schwesterprovinzen von den feindlichen Nachbarn fast zerfleischt wurden, führte das Gottesländchen ein Sonderdasein und stand unter den Herzögen des Hauses Kettler fast selbständig da. Von den Kriegen wurde es nur wenig berührt und der Hof brachte Geld und Wohlleben in das Land. Die Herzöge residierten in Mitau, im alten, 1265 von Konrad von Mandern erbauten Ordensschlosse und scharten den stolzen einheimischen Adel um sich. Sie begünstigten die Verbreitung der lutherischen Lehre und gaben dem Lande 1562 eine Kirchenordnung. Da Gotthard Kettlers Söhne kinderlos starben, folgte ihnen 1642 ihr Neffe Jakob. Der Große Kurfürst gab ihm seine Schwester zur Gemahlin, und der Gedanke einer Vereinigung Kurlands mit Preußen lag so nahe, daß sie noch unter Friedrich Wilhelm dem Ersten nicht für ausgeschlossen galt.

Herzog Jakob wurde in den Krieg mit Schweden verwickelt und gefangengenommen. Durch den Frieden von Oliva erst erhielt er sein Land zurück, das um das Stift Pilten, den ehemaligen Sitz des Bischofs von Kurland, vergrößert wurde. Durch eifrige Förderung von Handel und Industrie suchte er den Wohlstand seiner Untertanen zu heben; ja, er war einer der ersten deutschen Fürsten, der überseeische Politik trieb. In Tabago und Westafrika legte er Kolonien an, denen auch noch sein Nachfolger ein lebhaftes Interesse zuwandte.

Der letzte Sproß der Kettler wurde von Peter dem Großen mit seiner Nichte Anna Joannowna vermählt, weil der Zar das Land unter russischen Einfluß bringen wollte. Er starb an den Folgen des unmäßigen Trinkens, das am Zarenhofe Sitte war. Die Herzogin Anna aber nahm ihren Witwensitz in Mitau, während ihres Gemahls Oheim Herzog Ferdinand von Deutschland aus die Regierung leitete. Polen plante, nach des kinderlosen Ferdinands Tode Kurland als erledigtes Lehen einzuziehen. Dagegen sträubten sich jedoch sowohl die kurländischen Stände, die Moritz von Sachsen zu ihrem Herzoge wählen wollten, als auch Rußland, dessen Einfluß immer mächtiger wurde. Als 1737 mit Ferdinand das herzogliche Haus erlosch, setzte Anna Joannowna, die inzwischen den Zarenthron bestiegen hatte, ihren Günstling Ernst Johann von Biron zum Herzog ein.

Der allmächtige Biron blieb in Petersburg, wo er die Regierungsgeschäfte leitete und Kurländern die wichtigsten Ämter im Staate übertrug. Niemals ist der Einfluß der Deutschen am russischen Hofe so groß gewesen wie damals. Der Neid der russischen Hofpartei ließ jedoch schon damals jenen Deutschenhaß erstehen, der seither wie verborgene Glut unter der Asche geglimmt hat und bereit war, bei jedem besonderen Anlaß aufzuflammen. Auch Biron wurde nach dem Tode seiner hohen Gönnerin nach Sibirien verbannt. Katharina die Zweite jedoch rief ihn zurück und setzte ihn wieder zum Herzoge ein.

Sein Nachfolger Peter Biron war zuerst mit einer deutschen, dann mit einer russischen Fürstentochter vermählt. Zur dritten Gemahlin erhob er die schöne und geistvolle Dorothea von Medem, eine Tochter seines Landes. Dadurch bahnte er eine Annäherung mit dem stolzen Adel an, der mit seiner Regierung nicht zufrieden war und ihm endlose Fehden bereitete. Herzog Peter machte mit seiner jungen Gemahlin große Reisen und führte sie an allen ausländischen Höfen ein. Friedrich der Große widmete der jungen Herzogin liebenswürdige Briefe und sandte ihr häufig Obst und Blumen aus seinem Garten. In späteren Jahren wurden sie der Freundschaft Friedrich Wilhelms des Dritten und der Königin Luise gewürdigt.

Digitized by Google

Während das Herzogspaar sich in Deutschland feiern ließ, erwachte die Unzufriedenheit der Stände in Kurland aufs neue. Trotz mutigen Eintretens für die Rechte des Hauses Biron und langwieriger Verhandlungen am polnischen Hofe vermochte Dorothea nicht die Krone zu retten, um so mehr, da ihr einziger Sohn im zartesten Alter starb. Im Jahre 1795 beschloß der Kurländische Landtag, den Herzog abzusetzen und Kurland dem russischen Zepter zu unterwerfen. So wurde es ohne Schwertschlag russische Provinz.

Der Herzog erhielt eine große Abfindungssumme von Rußland und erwarb die Grafschaft Sagan in Schlesien, sowie Besitzungen in Böhmen und Sachsen. Eine seiner Töchter vermählte sich mit dem Prinzen Hohenzollern-Hechingen, eine mit dem Herzog Talleyrand-Perigord. Ihre Nachkommen leben noch heute.

Auf ihren Reisen und bei den Besuchen an deutschen Höfen war die Herzogin von Kurland oft von ihrer Schwester Elisa von der Recke begleitet, einer vornehmen, hoheitsvollen Erscheinung, die in der literarischen Welt viele Freunde hatte. Durch ihre Schrift zur Entlarvung des Grafen Cagliostro war sie berühmt geworden. Enge Freundschaft verband sie mit dem Dichter Tiedge. Frei von Vorurteilen und voll Herzensgüte, ist sie stets für eine erweiterte Bildung des weiblichen Geschlechts eingetreten und hat durch Wort und Schrift aufklärend und erziehend zu wirken gesucht. Man hat sie die erste Frau Kurlands genannt. Jedenfalls war sie eine der hochstrebendsten und einflußreichsten, ein typisches Beispiel der deutschen Geistesbildung, die stets unter den kurländischen Frauen geherrscht hat.

Abgesehen von den günstigen klimatischen Bedingungen, die den Bewohnern eine gewisse Sorglosigkeit verleihen, hat Kurland durch die zwei und ein halb Jahrhunderte seiner herzoglichen Selbständigkeit einen Sondercharakter erhalten, den die nivellierende und russifizierende Macht des Zarentums noch bis heute nicht hat verwischen können. Während Livland und Esthland von den russischen Horden von Grund aus verwüstet wurden, durfte das Gotteländchen sich der Segnungen des Friedens erfreuen. Während Liv- und Esthländer sich im ständigen Kampfe um ihr Leben eine gewisse Schroffheit, aber auch eine große Energie und Zähigkeit erwarben, blieb dem Kurländer die heitere Daseinsfreude und das breite Behagen der Lebensführung. Hier erhielten sich am unvermischtesten die alten deutschen Geschlechter, die im 13. und 14. Jahrhundert aus Westfalen und Pommern in das Ordensland ausgewandert waren.

Durch die häufigen Berührungen mit Polen nahmen die Kurländer etwas von der leichten Liebenswürdigkeit ihrer Lehnsherren an. Dazu auch ihre unbegrenzte Gastfreiheit und ihr stolzes Herrenbewußtsein. Und gleich den Polen überließen sie den Pferdehandel und sonstige Geldangelegenheiten am liebsten den Juden.

In den kleinen Städten Südkurlands bilden noch heute die Juden einen großen Teil der Bevölkerung. Sie sprechen ein aus der rheinländischen Mundart entstandenes Deutsch, das viel leichter verständlich ist als das „Jiddisch" der polnischen Juden, und sind russischen Einflüssen unzugänglicher als die Letten, die heute die Urbevölkerung, die finnischen Kuren, vollkommen verdrängt haben. Vor fünfzig Jahren wünschten sich die Letten nichts sehnlicher, als germanisiert zu werden. Alle aufstrebenden Elemente sprachen deutsch, und dankbar wurde jede Gelegenheit zum Anschluß an die Deutschen hingenommen.

Digitized by Google

Der Hochmut der Herrenrasse ließ damals die Deutschen achtlos an dieser Volksstimmung vorübergehen. Man gab den Letten lettische Schulen und schuf ihnen wirtschaftlich die denkbar günstigsten Verhältnisse. Die Deutschen waren ihnen gütige, hilfsbereite Herren. Aber sie wollten den Abstand zum Volk nicht überbrücken. Das schuf geheime Bitterkeit in der Seele der Letten, und die russische Regierung trieb mit großem Geschick hier einen Keil ein, um die Macht der Deutschen zu schwächen. Die Letten wurden großgezogen und begünstigt, die Deutschen unterdrückt und gedemütigt und der Haß gegen die Herren zur hellen Flamme angefacht. So stehen sie heute machtlos da, eine dünne Oberschicht, die nur durch geistige Überlegenheit zu wirken vermag. Auch der Rückhalt, den sie an den im Lande lebenden Tausenden deutscher Staatsangehöriger hatten, ward ihnen genommen, als diese bei Kriegsausbruch ausgewiesen wurden. Ihr Deutschtum sollte getötet werden. Sogar das Deutschsprechen auf den Straßen ward ihnen unter Androhung schwerer Geld- und Kerkerstrafen verboten. Von Spionen umlauert, von Verbannung bedroht, mußten sie sich jeder deutschfreundlichen Kundgebung enthalten.

Wo aber die Menschen schweigen müssen, werden die Steine lebendig und fangen an zu reden.

Kurland blieb von den großen Russeninvasionen des 17. und 18. Jahrhunderts verschont. Seine Burgen und Schlösser wurden nicht zerstört. Seine Städte konnten sich ungehemmt entfalten. Sie wirken wie deutsche Kleinstädte, mit Fachwerkhäusern, zwischen Obstbäumen und blühenden Gärten eingebettet. Ein spitzer Kirchturm ragt aus dem Grün. Die Ruine des alten Ordensschlosses beherrscht das Stadtbild.

Soll ich sie alle nennen, Doblen, Kandau, Zabeln, Goldingen, Tuckum? Lauter kleine Zentren von Wohlstand und Intelligenz, lauter Schöpfungen deutschen Fleißes und deutscher Kraft? Ihnen gesellt sich Mitau mit den stillen, vornehmen Straßen und dem stolzen Herzogsschloß, in dem zuletzt Ludwig der Achtzehnte als Flüchtling residierte — noch heute die typische kleine Residenzstadt deutscher Art. Dann Windau und Libau, die beiden Ostseehäfen.

Libau ist heute die größte Stadt des Landes und vermittelt einen bedeutenden Handel nach England und Deutschland. Als Kriegshafen und als Badeort zog es außerdem stets ein buntes Völkergemisch heran. Sommers entfaltete sich hier ein reges Badeleben. Aus ganz Rußland strömten die Kurgäste herbei und mischten sich mit den Marineoffizieren, die bei gesellschaftlichen Veranstaltungen den Ton angaben.

Heute sind unsere Feldgrauen die Herren des Landes — deutsche Fahnen flattern über ihm. Alter deutscher Kulturboden ward von Deutschlands Söhnen zurückgewonnen. Sie werden sich dort sicher bald heimisch fühlen. Denn deutsch ist des Landes Seele noch heute. Und sie harrte nur des Rufs, der sie zu neuem Leben erweckt, um wieder aufzuerstehen in alter Kraft und Herrlichkeit.

Digitized by Google

Heimatchronik.[1]

Dienstag, 20. Juli.

Die hochsommerliche Erntestimmung über dem Lande nimmt einen gefangen in Erinnerungen an das vorige Jahr. Man hat ein unbestimmtes Gefühl von Spannung, so, als käme mit dem Gelbwerden der Felder alles nach einmal und müßte noch einmal erlebt werden. Dazu kommt die große Erwartung der Ereignisse im Osten: Tag für Tag zieht sich der Ring zusammen; wird es gelingen?

Auf dem Arbeitsmarkt zeigt sich immer noch die traurig geringe Verwertbarkeit der weiblichen Arbeitskräfte und immer noch weibliche Arbeitslosigkeit. Während auf dem männlichen Arbeitsmarkt dauernd die Nachfrage nach Arbeitskräften größer ist als das Angebot, kamen in Berlin auf etwa 3400 weibliche Arbeitsuchende nur etwa 2600 Stellen.

Mit jedem Tag geht es einen Schritt weiter in den großen staatlichen Versorgungssozialismus. Nachdem das System einmal seinen breiten, festen Unterbau hat, legt sich ein Stein wie von selbst auf den anderen. Heute: die Beschlagnahme aller Ölfrüchte durch eine Reichsverteilungsstelle. Morgen: die Bestandsaufnahme für Baumwolle. Und so fort. Am Ende des Krieges werden wir einen vollständigen Staats-„Haushalt" im wörtlichsten Sinne haben und uns ohne Reichsvermittlung weder nähren noch kleiden können.

Das Protokoll der ersten Tagung des „Modebundes" Frankfurt a. M. wird verschickt. Man muß hoffen, daß die Taten etwas ergiebiger sind als die Worte — die Verhandlungen blieben sehr weit hinter der Bedeutung der Werkbundtagungen zurück, was in der Sache eigentlich nicht begründet war. Die geplante Akademie und Zeitschrift sind aber sicher gut, wenn Künstler und Techniker aus dem Programm Wirkliches zu machen wissen.

Die amerikanischen Arbeiter in den Waffenfabriken scheinen wirklich in eine große Streikbewegung einzutreten. Wenn ihre Fabrikherren das große Blutvergießen für ihre Kassenschränke ausbeuten, warum sollen die Arbeiter nicht die freiwillige Zwangslage ihrer Arbeitgeber für höhere Löhne und den Achtstundentag ausnutzen — auch wenn sie's nicht wegen der schönen Augen der Friedensgöttin täten!

Mittwoch, 21. Juli.

Die deutsche Erntestatistik des vorigen Jahres (1914) wird jetzt erst (sieben Monate später als sonst) veröffentlicht, nachdem wir das Kunststück, uns mit dem, was wir hatten, durchzubringen, glücklich bestanden haben. Wir hatten nämlich wenig. Weizen schlechter als seit 3 Jahren, Roggen schlechter als seit 6 Jahren. Und es ist doch geglückt!

Die Zwangsinnung der Berliner Bäcker hat sich einstimmig für Aufrechterhaltung der Nachtruhe im Bäckereigewerbe ausgesprochen. Hoffentlich haben sich auch die Kunden das Vorurteil, daß man absolut morgens frisches Weißbrot haben muß, in genügendem Maße abgewöhnt, um der Aufrechterhaltung einer vernünftigen Kriegseinrichtung im Frieden keine Hindernisse zu bereiten.

Bei der Lektüre des großen Wirtschaftsplans des Bundesrats für das Erntejahr 1915 „Bekanntmachung über den Verkehr mit Brotgetreide und Mehl aus dem Erntejahr 1915" im Reichsgesetzblatt: Was für ein Monument der Verwaltungsmöglichkeit! Das Temperament

[1] Von Gertrud Bäumer. „Die Hilfe" Nr. 30 ff. 1915.

Digitized by Google

einer eisernen Zeit in den gewichtigen Sätzen. „Das im Reich angebaute Brotgetreide wird mit der Trennung vom Boden für den Kommunalverband beschlagnahmt, in dessen Bezirk es gewachsen ist." Welch ein staats- und wirtschaftsgeschichtlicher Schritt in der Erweiterung der staatlichen Verantwortung!

„Erweist sich der Inhaber oder Betriebsleiter eines Geschäfts in der Befolgung der Pflichten unzuverlässig, die ihm durch diese Verordnung auferlegt sind, so kann die zuständige Behörde das Geschäft schließen." Eiserne Zeit! klingt es durch jeden Paragraphen. Man ermißt es noch kaum im Drange der praktischen Fragen, die dieses Gesetzgebungswerk löst, wie sehr es „epochemachend" ist!

Es heißt, daß der Bundesrat eine Bestimmung gegen Preiswucher erlassen wird, — in der Art, wie die bayerischen Generalkommandos.

Dringend notwendig wäre irgendeine Preisregulierung für Milch. Der Kriegsausschuß für die Konsumenteninteressen verlangt Höchstpreise.

Das „Wiener Fremdenblatt" (regierungsparteilich) warnt vor allzu eingehender Erörterung künftiger deutsch-österreichischer Wirtschaftsbeziehungen. Es sei noch keine sichere Grundlage dafür da.

Der „Vorwärts" schweigt die Parteierklärung der französischen Sozialdemokratie tot. D. h. er hat sie als „Wolff"-Depesche abgedruckt, sich aber jeden Kommentars dazu enthalten.

Donnerstag, 22. Juli.

Die sächsische Regierung fordert vom Reich Höchstpreise für Schlachtschweine und Schweinefleisch. Sie meint, daß die der Einführung entgegenstehenden Schwierigkeiten sich überwinden lassen müßten.

Selbst die „Leipziger Volkszeitung" übt vom sozialistischen Standpunkt schärfste Kritik an der Erklärung der französischen Sozialdemokratie.

„Gewöhnen" wir uns an den Krieg? Die Frage wird in einem Zeitungsaufsatz besprochen. Es ist richtig: die gute Regelung der ganzen inneren Fragen bringt ein Element neuer Alltagssicherheit in das Leben der Daheimgebliebenen, das eine starke Versuchung ist. Wenn man die ungestörte Plattheit der Sommerfrischler um sich herum sieht, kann einem um das Wachbleiben der Seelen angst werden!

Die Mannschaften bekommen jetzt für jeden Heimaturlaub freie Fahrt. Früher nur für Erholung und Feldarbeit. Aber man kann an jedem kleinen Dorfbahnhof sehen, wieviel schwerer der zweite Abschied ist als der erste. Wenigstens für die Familienväter.

Freitag, 23. Juli.

In der württembergischen Sozialdemokratie hat sich nun die Spaltung bis zur letzten Konsequenz vollzogen. Die Abgeordneten Westmayer, Engelhardt und Hoschke (3 von 17) haben in der Zweiten Kammer des württembergischen Landtags eine neue „sozialistische" Fraktion neben der sozialdemokratischen angemeldet. Das braucht (bei der schon lange vorhandenen besonderen Zuspitzung der Gegensätze in Württemberg) noch keine symptomatische Bedeutung für die Partei als Ganzes zu haben.

Die Engländer sind erfinderisch darin, die harmlosesten Stoffe mit der Munition in Beziehung zu bringen. Das Londoner Prisengericht hat Schweineschmalz zur Konterbande erklärt, weil man daraus Glyzerin machen könne!

Sonnabend, 24. Juli.

Das wirtschaftliche Gesetzgebungswerk des Bundesrats hat seinen Abschluß in der Neufestsetzung der Höchstpreise für Getreide und in einer Bestimmung gegen den Lebensmittelwucher gefunden. Die Höchstpreise sind nicht erhöht. Es scheint, daß wieder einmal die soziale Richtung der Reichsregierung mit einiger Mühe gesiegt hat, denn bis zu allerletzt erwartete man Erhöhungen. — Eine neue Reichsstelle: die Reichsfuttermittelstelle.

Digitized by Google

Sehr erfreulich ist die Bestimmung gegen den Preiswucher! Sie bedroht Preiswucher und gewinnsüchtige Zurückhaltung von Vorräten und ähnliche Machenschaften mit Enteignung und Strafen. Natürlich ist bei einer solchen Bestimmung die Ausführung die Hauptsache. Aber daß der Wille zu entschiedener Anwendung da ist, darf man wohl glauben.

Sonntag, 25. Juli.

Die amerikanische Antwortnote liegt allen in den Gliedern — die offensichtliche Unmöglichkeit der Verständigung!

Außerdem aber flaggen wir wegen der Erfolge auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die Dörfer und Städte, an denen ich heute auf dem Wege zu Berliner Arbeitstagen vorüberfahre, sehen ganz besonders festtäglich und heiter aus. Wenn nicht die vielen „feldgrauen" Abschiede auf den Bahnhöfen wären, mit ihren Tränen!

Die Bundesratsverfügung über die Zentralisation der Kriegswohlfahrtspflege ist heraus. Die Sammlungen und alles, was „zum Besten von" veranstaltet wird, bedarf künftig der Genehmigung der Landeszentralbehörde. Das hätte man eher machen sollen!

Bestandsaufnahme und Beschlagnahme von Kautschuk im Gebiet des Oberbefehlshabers in den Marken.

Montag, 26. Juli.

Ein Kriegseindruck: Von den Leitern, auf denen die Fensterputzer in den Glasüberdachungen des Stadtbahnhofes stehen, wird man durch einen wohlklingenden zweistimmigen Gesang in Sopran und Alt überrascht. Beim Hinaufsehen ergibt sich, daß es Frauen sind, die auf den Leitern arbeiten, Frauen in Männerkleidung.

Dienstag, 27. Juli.

In der württembergischen Zweiten Kammer ist ein Antrag auf Erhöhung der Kriegsunterstützung mit großer Mehrheit angenommen. Der — von sozialdemokratischer Seite gestellte — Antrag verlangt Erhöhung der Reichsunterstützung, Einwirkung auf die Lieferungsverbände, daß sie Zuschüsse geben und Einrichtungen zur Arbeitslosenunterstützung schaffen.

Sollte dieser Antrag ausgeführt werden, so wäre vor allem eine zweckmäßigere Staffelung der Kriegsunterstützungen notwendig — vor allem nach Stadt und Land. Denn daß die Kriegsunterstützung etwas vollkommen anderes bedeutet bei der zum großen Teil auf Selbstwirtschaft beruhenden Lebenshaltung der Landbevölkerung als in der Stadt, wo jedes Kohlblatt bezahlt werden muß, liegt auf der Hand. Diese Staffelung ließe sich wohl am besten, bei festem Reichssatz, durch die Gemeindezuschüsse regeln, wenn es nicht sehr arme große Industriegemeinden und relativ wohlhabende Landkreise gäbe.

Daß eine Steigerung der Unterstützungsleistungen notwendig ist, muß, wenigstens nach Berliner Erfahrungen, zugestanden werden. Die Inanspruchnahme unserer Hilfsstellen ist im letzten Monat stark gestiegen, und zwar vielfach gerade durch die in normalen Zeiten etwas besser gestellten Kreise, die nun Ersparnisse aufgezehrt haben und bei steigenden Lebensmittelpreisen in Schwierigkeiten kommen.

Man sieht es jetzt, welch ein Glück der Sieg des Höchstpreissystems war. Es wäre unausdenkbar, was unter der Herrschaft des „freien Spiels der Preise" an Not und Belastung für die Kommunen herausgekommen wäre.

Die Italiener wollen, wie der Verlag Zanichelli in Bologna ankündigt, die Teubnerschen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker durch eine eigene von der italienischen Philologie geleistete Bearbeitung ersetzen. Nächstens wird die ganze Weltliteratur in „Vierbundausgaben" und „Ausgaben der Zentralmächte" vorhanden sein!

Das Filmausfuhrverbot aus Deutschland, das der Bundesrat — wohl aus militärischen Gründen? — kürzlich erließ, enthüllt durch seine Wirkungen auf die deutsche Filmindustrie die interessante Tatsache, daß der Film nur als internationaler Wirtschaftsartikel denkbar ist. Die Herstellungskosten sind so groß, daß Deutschland zu klein ist, um den Film rentabel zu machen.

Digitized by Google

Mittwoch, 28. Juli.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat erklärt seinen Mitgliedern, daß es ebenso aussichtslos sei, ein freiwilliges Syndikat nach den Bestimmungen des Bundesrats zustande zu bringen, wie unerwünscht, auf ein Zwangssyndikat eingehen zu müssen. Als einziger Ausweg erscheine ein Übergangssyndikat bis zum 1. März 1917.

Man erfährt, daß die beabsichtigte Heraufsetzung der Höchstpreise für Getreide hauptsächlich durch das persönliche Eingreifen des Reichskanzlers verhindert worden sei.

Die Stadt Berlin hat im Monat Juli fast 1½ Millionen für Mietbeihilfen gezahlt. Trotzdem verlangt die „Freie Vereinigung Berliner Hausbesitzer" Heraufsetzung der Mietunterstützungen und wehrt sich gegen die Mietsnachlässe, die gefordert werden!

Die Engländer wollen in Glastonbury einen Fest- und Weihemonat englischer Originalmusik nach Art von Bayreuth vom 11. August ab veranstalten. Mit Purcell, Bainton und anderen Einheimischen. Welche Zumutung an den Patriotismus! Die reine Kriegsanleihe!

Die Kgl. Akademie der Künste in Berlin führt in ihrem eben erscheinenden Personalverzeichnis ihre ausländischen Mitglieder ruhig weiter, sowohl Rodin und Bonnat, wie Sargent und Ouleß, wie Michinetti und Monteverde. Es ist sehr befriedigend, daß wir auf „Repressalien" in diesem Gebiet verzichten!

Das englische Unterrichtsministerium hat einen Plan für die Organisation der industriellen Forschung entworfen — nach Art unserer Kaiser-Wilhelm-Institute. Lange von einsichtigen Engländern vergeblich gefordert! Der Krieg ist der Vater aller Dinge.

Donnerstag, 29. Juli.

Eine Zusammenstellung über die Geschäfte der preußischen Gerichte im Jahre 1914. Sie zeigt natürlich die Wirkung des Krieges noch nicht in vollem Umfange, da das Jahr ja nur fünf Kriegsmonate umfaßt. Alles in allem sind die Geschäfte um etwa 15 bis 18 % zurückgegangen. Privatklagesachen um mehr als 18 %, staatsanwaltliche Anzeigesachen bei den Landgerichten um 20 %. In Zivilsachen ist der Rückgang am geringsten bei den Kammern für Handelssachen der Landgerichte — nur um 4 %, am stärksten der Rückgang der Zwangsversteigerungen des unbeweglichen Vermögens um 28 %. Die Konkurseröffnungen sind um 20 % zurückgegangen. Alles sehr bezeichnende, für Wirtschafts- und Seelenleben des Krieges typische Ziffern.

Von den Vorlesungen, die für das kommende Wintersemester von der Berliner Universität angekündigt werden (1135!), ist ein nicht zu großer Prozentsatz Kriegsthemen. Sie liegen besonders in der philosophischen Fakultät. Geschichte, Nationalökonomie, Geographie haben selbstverständlich ihre Kriegsfragen, deren Behandlung gerade heute auch wissenschaftlich ergiebiger ist, als wenn sie nachher erst aus Urkunden verstanden werden müssen. Aber im ganzen gehört es doch zum Charakter sachlicher Wissenschaftlichkeit, daß die deutsche Universität ihre Arbeit unbekümmert um „Aktualität" fortsetzt.

Der Deutsche Landwirtschaftsrat will Höchstpreise für Mehl mit normaler Spannung zu den Getreidepreisen. Dieser Wunsch deckt sich mit dem der Verbraucher.

Das Eisenbahnzentralamt in Berlin inmitten seiner Kriegsfelder ist ein vorbildlicher Anblick. Die Beamten haben die zu späterer Bebauung bestimmten Flächen um das Gebäude in einen Gemüsegarten verwandelt, in dem sogar der Luxus der Blumen — in den weisen Grenzen, wie sie der Nützlichkeitssinn des Landmannes duldet — nicht fehlt.

Die deutschen Hausfrauen kochen ungezähltes Obst ein — auch hier auf mancherlei Erfindungen von Ersatzmitteln angewiesen, beim Fehlen zahlreicher kunstvoller Einmachevorrichtungen, die sonst die Industrie liefern konnte.

Wir haben (Nationaler Frauendienst, Abteilung Berlin) unseren Bericht über das erste Kriegsjahr abgeschlossen. Man ist am Ende doch erstaunt, welche Summe von Arbeit zusammenkommt, wenn etwa 1500 Menschen ein Jahr lang Tag für Tag am Werk sind.

Digitized by Google

Freitag, 30. Juli.

Die Zechenbesitzerversammlung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats hat entschieden, daß die Erneuerungsverhandlungen für das Syndikat als gescheitert anzusehen seien. Die Mehrzahl der Zechenbesitzer hat sich bereit erklärt, dem Übergangssyndikat beizutreten. Ob genug, um das Zwangssyndikat zu vermeiden, ist bis jetzt noch zweifelhaft.

Die Sozialdemokratie hat in der Zweiten württembergischen Kammer dem Etat für 1915 zugestimmt. Ebenso hat es die sozialdemokratische Fraktion der Hamburger Bürgerschaft schon vor längerer Zeit getan.

Ist wirklich ein beim französischen Heere stehender Ingenieur, der seine im Herzen deutsch gebliebene Frau kurz und bündig ermordete, vom Kriegsgericht freigesprochen, wie der „Matin" mitteilt?

Sonnabend, 31. Juli.

Wie lebendig im Verlauf jeder Stunde steht dieser Sonnabend des vorigen Jahres vor einem, vormittags diese unbeschreibliche Spannung und nachmittags der Mobilmachungsbefehl! Und die Nacht, in der wohl nicht viele deutsche Männer und Frauen geschlafen haben. Heute kann man sich kaum mehr ganz zurückrufen, wie wir damals versuchten, uns in dem ganz und gar dunklen Schicksal „Krieg" zurechtzufinden, wieviel bange, suchende Vorstellungen wir in dies Unbekannte hinausschickten, wie wir in Eile uns unsere Arbeit aufbauten in den aus allen Fugen geratenen Verhältnissen! Und wie über all dies Unsichere hinweg diese eine unbeschreibliche und unvergeßliche Stimmung voll Zuversicht und Sicherheit trug!

Sonntag, 1. August.

Der Kaiser hat sich zum Jahrestag des Kriegsausbruchs mit kraftvollen und schlichten Worten an sein Volk gewendet, in denen die Leistung und der Geist dieses Jahres noch einmal in voller Größe aufleben. „Nach dem beispiellosen Beweisen von persönlicher Tüchtigkeit und nationaler Lebenskraft hege Ich die frohe Zuversicht, daß das deutsche Volk, die im Krieg erlebten Läuterungen treu bewahrend, auf erprobten alten und vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen weiter in Bildung und Gesittung rüstig vorwärtsschreiten wird." Wir alle leben schon in der Zukunft und bereiten uns innerlich auf die allergrößte deutsche Aufgabe dieser Epoche vor: nun auf allen Gebieten ein nationales Leben zu gestalten, das die Größe dieses Kriegsjahres in Friedenswerken ausprägt.

Ob die kleinstädtischen Spaziergänger und großstädtischen Sommerfrischler, die an diesem heiteren, stillen Sonntag in ihren schönsten Kleidern sich am Seeufer ergehen, daran denken, daß wir ein Kriegsjahr hinter uns haben — ein Jahr so unermeßlich voll von Schicksalen, daß keine Vorstellung sie fassen kann?

Ob sie dankbar genug sind für das, was uns erspart geblieben ist — und teilnehmend genug für die Tausende, denen in diesem Jahr der Inhalt aus ihrem Leben gerissen ist?

Der Alltag hat eine unheimliche Macht, und das, was sie nicht selbst trifft, bleibt den meisten Menschen so seltsam fern.

Der Papst hat eine Friedenskundgebung erlassen — am Jahrestag der serbischen Kriegserklärung —, die den Gedanken des Weltfriedens grundsätzlich vertritt. Es heißt darin:

„Möge man von diesem gegenseitigen Willen zur Zerstörung ablassen. Möge man bedenken, daß, wenn die Nationen untergehen, wenn sie zu sehr erniedrigt und gedrückt werden, sie das ihnen auferlegte Joch nur knirschend tragen und auf Rache sinnen, indem sie von einem Geschlecht zum anderen eine traurige Erbschaft des Hasses und der Vergeltung überliefern. Weshalb nicht von nun an ruhigen Gewissens die Rechte und gerechten Forderungen der Völker abwägen? Warum nicht freiwillig einen direkten oder indirekten Meinungsaustausch zu dem Zwecke beginnen, nach Möglichkeit diesen Forderungen und Rechten gerecht zu werden und dadurch zu einem Ende dieses schrecklichen Kampfes zu kommen, wie das früher unter ähnlichen Umständen geschehen ist? Gesegnet, wer zuerst

Digitized by Google

den Ölzweig erhebt, um dem Feinde die Hand und vernünftige Friedensbedingungen zu bieten." Der Papst spricht schließlich die Hoffnung aus, die Staaten würden, „wenn das Reich des Rechts wiederhergestellt ist, beschließen, die Lösung einer Streitfrage von nun an nicht mehr der Schneide des Schwertes anzuvertrauen".

Man fühlt von ganzer Seele die geistige Welt, aus der diese Worte klingen — und fühlt doch, wie unerbittlich das andere Gesetz ist, unter dem wir heute stehen.

Montag, 2. August.

Jetzt ist das Kupfer, Messing und Nickel aus den Privathaushaltungen beschlagnahmt. Das ist ein Opfer, das jeder gern bringen wird, wenn auch mit vielen überflüssigen Schrecklichkeiten (das berüchtigte cuivre poli der schlimmen kunstgewerblichen Zeiten fällt hoffentlich unter diese Bestimmung!) manches schöne Stück alten oder neuen Hausrats geopfert werden muß.

In vielen Dörfern wird jetzt weibliche Feuerwehr ausgebildet.

Dienstag, 3. August.

Der Friedrich-Wilhelms-Tag der Berliner Universität. Das Auditorium wesentlich weiblich zusammengesetzt. Der studentische Chor singt das Lied von Uhland (1814):

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm.
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Der Rector magnificus spricht über Staat und Jugend. Wie groß mag heute schon die Ehrentafel des akademischen Ver sacrum sein, dem der Semesterschluß vor einem Jahr zugleich das frühe Ende aller jugendlichen Friedensarbeit war! Die Studentinnen haben es jetzt innerlich nicht leicht. Ihnen muß der Gegensatz zwischen der Fraglosigkeit und Größe des Männerloses und ihrer eigenen gezwungenen Fortsetzung der Alltagsarbeit besonders schwer zu ertragen sein.

Aus einer Jahresübersicht der Reichsbank: Die Golddeckung der Reichsbank betrug am 31. Juli 1914, also vor Kriegsausbruch, 43,1 %, am 31. Juli 1915 hat sie sich auf 43,3 % erhöht. Bei der Bank von Frankreich belief sich die Golddeckung an den entsprechenden Zeitpunkten auf 51,4 und 27,2 %, bei der Bank von England auf 38,5 und 19,6 %.

Eine Arbeit der Abteilung für Arbeiterstatistik des Kais. Stat. Amtes über die Entwicklung des Wohnungsmarktes im Kriegsjahr bestätigt die Befürchtungen, die schon jetzt aus den Erfahrungen der Kriegsfürsorge auftauchen: daß nach dem Krieg ein sehr starker Kleinwohnungsmangel eintreten wird. Die Bautätigkeit hat fast geruht, und zahllose Familien wollen und müssen nach dem Verlust des Ernährers in kleinere Wohnungen übersiedeln. Es wäre unbedingt notwendig, das schon jetzt ins Auge zu fassen und vorzubeugen!

Mittwoch, 4. August.

Niemand wird das Datum dieses Tages niederschreiben, ohne an den Eindruck der Kriegserklärung Englands vor einem Jahr zu denken. Seitdem sind Monate dahingegangen, die das Gefühl des Verbundenseins, das viele von uns an England und seine Kultur fesselte, verwandeln mußten. Aber noch kann man es nacherleben: diesen schmerzlichen Protest gegen das kulturell Widersinnige dieser Entscheidung!

Von fern her zittert das Summen der Dreschmaschinen den ganzen Tag durch die Luft. Es heißt, daß die Ernte besser sei, als erwartet wurde. Nur das Sommergetreide

Digitized by Google

hat die Trockenheit nicht mehr überwinden können. Warum sperrt man bei der Futtermittelknappheit nicht noch energischer die Braugerste? Die Kartoffeln scheinen sehr gut zu werden. Frühkartoffeln sind verhältnismäßig (ein Wort, das heute allen Preisangaben beigefügt werden muß) billig. Man geht über blühendes Kartoffelland und durch goldene Felder und hat nur den einen Gedanken: Heimaterde, hilf uns!

Von der Auslandpresse hat man doch den Eindruck, als ob allmählich die Barbarenlüge an intensiver und extensiver Überzeugungskraft verlöre und etwas anderes an ihre Stelle träte: eine ungewollte Anerkennung der deutschen Volkskraft. Der französische Deputierte Hennessy entwirft — etwas spät — einen Plan wirtschaftlicher Mobilmachung Frankreichs, in dem auf das deutsche Vorbild der Selbsterhaltung bei vollkommener Einschließung verwiesen wird, auf unsere gute kommunale Organisation und die Geschmeidigkeit der Verwaltung. Auch in den englischen Zeitungen — in ihnen schon früher — schlägt diese Bewunderung durch. So sehr wir lernen mußten, uns abzustumpfen gegen die Einschätzung der Welt, dies ist doch eine kleine Genugtuung.

Im Garten nebenan ist Kindergesellschaft. Alle Väter im Krieg, und einige ruhen schon unter dem Helm im fernen Soldatengrab, aber die kleinen Jungen und Mädchen singen hell und klingend über den See hin: „Ich hatt' einen Kameraden" mit „Gloria Viktoria" und der Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt.

Donnerstag, 5. August.

Der Bundesrat erwägt die Frage von Höchstpreisen für Fleisch, Milch, Butter und Käse.

In der Ausstellung „Krieg und Schule", die seit März ständig in Berlin geöffnet ist, werden die Ergebnisse von allerlei Untersuchungen über die Stellung der Jugend zum Krieg ausgestellt. Gegenwärtig die Arbeiten eines bekannten ungarischen Kinderforschers. Merkwürdig, zu sehen, wie die Wissenschaft dem Leben so auf dem Fuße folgt!

Die Zahl der kriegsunterstützten Familien ist in Berlin auf fast 160 000 gestiegen, die Kriegsunterstützungen betragen im ersten Kriegsjahr 46 Millionen.

— — — Das waren ein paar Notizen aus der ersten Hälfte des Tages. Dann aber kam die Nachricht von der Besetzung Warschaus, telephonisch von Berlin, und lief von Landhaus zu Landhaus den See entlang. Die Fahnen heraus und die bunten Laternen, Klampfenklänge und Lieder den ganzen Abend. Und hinter dem allen die leise, zaghafte — selige Hoffnung: Friede?

Freitag, 6. August.

Ein französischer Nationalökonom Théry entwirft im „Matin" einen Zollverein der Verbündeten mit dem Zweck des Ausschlusses deutscher Waren von der Ausfuhr nach den verbündeten Ländern. Dieser Zollverein enthält einen Verteidigungstarif mit Prohibitivsätzen für die Zentralmächte und solche Neutralen, die mit ihnen in handelspolitischen Interessengemeinschaften stehen; einen Freundschaftstarif für vierbundfreundliche Neutrale und einen Bündnistarif für die im Kriege Verbündeten. Man solle nicht das Ende des Krieges abwarten, um diese wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands vorzubereiten. — — — Solche Vorschläge gehören wohl in eine Linie mit dem stereotypen Ruf nach der vollständigen Zerschmetterung Deutschlands, der um so lauter wird, je mehr seine Urheber den Trost brauchen, der in dieser Illusion liegt.

Das preußische Handelsministerium hat im Anschluß an die Bundesratsverfügung gegen den Preiswucher eine kräftige Mahnung an die Handelsvertretungen gerichtet, sie möchten in den durch sie vertretenen Kreisen gegen die Betrachtungsweise auftreten, die den Krieg lediglich als „Konjunktur" und nicht als eine Zeit der Erhöhung des Gesamtwohls über das Privatwohl gilt. Der Erlaß weist darauf hin, daß, „von der Art, wie Handel und Gewerbe die aus der Kriegslage sich ergebenden vaterländischen Pflichten erfüllen,

Digitized by Google

auf lange hinaus die Wertschätzung dieser Berufsstände in Deutschland und der Einfluß abhängen wird, den sie auf unser öffentliches Leben ausüben werden".

Wenn nur diejenigen Kreise, von denen die öffentliche Meinung sehr mitbestimmt wird, nicht gegen die Betrachtung aller Ereignisse unter dem Konjunkturwinkel schon gar zu tolerant geworden wären. „Non olet."

Man sieht viele weibliche Briefträger in Uniform — ein Anblick, bei dem einem immer wieder der Gedanke an die Zeit kommt, da alle diese Vertretungen sich auf einmal erledigen — nicht aber das Erwerbsbedürfnis der Frauen, die sie innehatten.

Sonnabend, 7. August.

Die Metallsammlung vollzieht sich unter ungeheurem Andrang an den Sammelstellen. Typisch für den Erfolg, daß schon in eines der Berliner Lager Diebe eingebrochen sind!

Der Wetteifer unter den deutschen Stämmen tritt in allen Soldatengesprächen zutage. Ein blonder Märker an der Bootsstelle am See findet, daß den Bayern zuviel Ehre geschieht; da oder dort hätten sich welche gefangengegeben. Niemals würden das Märker tun, Schlesier auch nicht. „Gewehr wegwerfen? — — nee, pfui Deibel!" Ein Weißkopf, der Siebzig mitgemacht hat, erzählt, wie sie sich damals das Wort gegeben hätten, daß sich keiner gefangengeben soll.

Aber wie fest hängen alle, die hinaus müssen, an Heimat und Berufsarbeit. Besonders die älteren. Ein Gärtner schreibt von draußen: „Ich sehe jeden Baum und jeden Strauch immer deutlich vor mir" und arbeitet in Gedanken weiter an seinem Garten mit dem Hinfließen der Sommertage und dem Reifen der Früchte. Wie viele Träume da draußen mögen so an der Heimaterde schaffen!

Sonntag, 8. August.

Ferienende. Es strömt nicht so wie sonst nach Berlin zurück. Man spürt, wie Anfang Juli an dem Auszug der Sommerfrischler, die Kriegsfolgen.

In einer ganz neuen Art ist einem die Natur draußen nahe gewesen. Nicht so sehr wie sonst Inhalt und Interesse der Sommerwochen. Mehr stummer Gefährte für Gedanken und Stimmungen, die von anderem bewegt waren. Und doch wieder so besonders vertraut. Gleichnis und Pfand alles dessen, um das draußen gekämpft wird. Wir haben, wir und die Heimat, diese Wochen miteinander verlebt wie zwei innig vertraute Menschen, die schweigend Großes miteinander tragen, jeder in sein Erlebnis versponnen und doch der Nähe des anderen in tiefster Seele froh.

Montag, 9. August.

Die Lage des Arbeitsmarktes zeigt sich darin, daß zur Zeit in Berlin nur noch etwa 200 Männer — aber über 3000 Frauen Arbeitslosenunterstützung genießen.

Die deutschen kriegswirtschaftlichen Methoden setzen sich bei den Gegnern mehr und mehr durch. Die französische Kammer hat einen Regierungsantrag angenommen, der den Ankauf und Verkauf von Mehl und Getreide zur Versorgung der Zivilbevölkerung vorsieht.

Dienstag, 10. August.

Viele Verhandlungen allenthalben über das Problem der Lebensmittelteuerung — nämlich wo ihre Ursachen liegen und wer eigentlich den Gewinn davon hat. In Berlin soll durch die Stadt eine Organisation zur Durchführung der Bundesratsverfügung gegen den Lebensmittelwucher geschaffen werden, an der Verbraucher, Produzenten und Händler beteiligt werden sollen. In Thüringen ist es gelegentlich zu einer energischen Selbsthilfe der Bevölkerung auf den Wochenmärkten gekommen. Viel richtiger, als daß man der Bäuerin ihre Eier an den Kopf wirft, wenn sie zwanzig Pfennig dafür verlangt, wäre natürlich eine Hausfrauenorganisation, die nach weniger temperamentvollen aber geordneteren Methoden den Käuferstandpunkt zur Geltung bringt. Leider wird aus der Sozialdemokratie die Hausfrauenorganisation abgelehnt — mit Rücksicht auf die Konsumgenossenschaften, die

Digitized by Google

das gleiche mit besseren Mitteln erstrebten. Es ist vollständig zuzugeben, daß die Konsumgenossenschaft heute die wirksamste Methode zur Volksversorgung ist — aber es gibt nicht überall welche, und sie decken lange nicht alle Bedürfnisse. Und auch den großen Berufsverbänden, die in den Konsumentenausschüssen zusammengeschlossen sind, fehlt vielfach die Möglichkeit, Käufermassen unmittelbar und geschlossen zu bestimmten Aktionen — Preiskontrollen und dergleichen — zu führen. Ohne diese Möglichkeit aber haben sie nur das Mittel der Beeinflussung der Behörden. Alles läßt sich aber nicht mit Verfügungen erreichen.

In Baden sind schon Höchstpreise für Milch eingeführt (26 ₰).

In einem Aufsatz über die industrielle Zukunft Deutschlands vermutet der Direktor der Berliner Maschinenbau-Aktiengesellschaft eine Zeit *starker* industrieller Anspannung nach dem Kriege. Der Mangel an Arbeitskräften wird durch die „ungelernten" und durch die Frauen ausgeglichen werden, die beide über ihre bisherige Verwendung hinaus in qualifizierte Arbeit eingedrungen sind und nach seiner Meinung darin bleiben werden.

Mittwoch, 11. August.

Charakteristische Kriegsziffern über das evangelisch-kirchliche Leben in der Mark Brandenburg aus dem Jahr 1914 (allerdings nur in fünf Monaten durch den Krieg beeinflußt). Taufen und Trauungen sind *zurückgegangen*, die ersteren von 107 000 (1913) auf 103 000, die letzteren von 31 500 auf 26 300. Beides steht in einem gewissen Zusammenhang mit der starken Austrittsziffer vor dem Kriege, die im Jahre 1914 noch etwas höher war als 1913, nämlich 14 500. Andererseits zeigt sich in den kirchlichen Kreisen eine durch den Krieg veranlaßte Steigerung des kirchlichen Lebens in der erhöhten Abendmahlziffer (1 117 000 auf 1 322 000).

In der nationalliberalen Partei kriselt es in der Frage der Kriegsziele und des Vertrauens in die Energie der leitenden Staatsmänner. Man fürchtet, daß das Kriegsziel nicht weit genug gesteckt und die deutsche Haltung nach außen hin nicht entschieden genug sein möchte. Der Sitz dieser Besorgnisse sind die westlichen Industriekreise.

Die Erntearbeiten nehmen mit Hilfe der Kriegsgefangenen und einer immer wieder staunenswerten Leistung der Frauen guten Fortgang. Es ist interessant, in den landwirtschaftlichen Zeitschriften zu sehen, wie sich ein ganzes sozialwissenschaftliches System der Behandlung und Verwertung der Gefangenen entwickelt: von Verteilungsmethoden bis zum Speisezettel für Engländer, Franzosen und Russen und eingehenden Rezepten für den französischen Pot au feu und die russische Kohlsuppe. In Oldenburg ist für jede staatliche Kolonie ein kleines Gefangenenlager errichtet, die Männer werden durch den Hauptlehrer des Ortes an die Kolonisten vermittelt.

Die Landwirtschaftskammern müssen allenthalben, besonders in den Grenzprovinzen, vor Brandstiftern warnen, die, von den Feinden angestiftet, die Getreidespeicher anstecken. In einer englischen Zeitung wird dazu der folgende, ebenso phantastische wie liebevolle Vorschlag gemacht: „Wir hoffen sehr stark, daß unsere Flieger ausgedehnte und gut organisierte Angriffe auf die weiten landwirtschaftlichen Bezirke Deutschlands unternehmen werden, um die Getreidefelder kurz vor der Ernte in Brand zu stecken. Das Land ist dort viel freier als hier, ohne Hecken und Gräben, und deswegen würde sich das Feuer rasch ausbreiten und schwer zu löschen sein."

Der hundertjährige Geburtstag Gottfried Kinkels führt in die deutschen Einheitsideale der 48er Jahre zurück. Wie ist die deutsche Macht *ersehnt* worden! Kinkels Worte in seiner Verteidigungsrede vor dem Rastatter Kriegsgericht: „Wenn es der Königlichen Hoheit unseres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert (denn anders wird's nicht!) Deutschland in eins zu schmieden und groß und geachtet bei unseren Nachbarn hinzustellen, nun, bei meinem Eid: Die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir teurer als meine Staatsideale."

Digitized by Google

Donnerstag, 12. August.

Es ist kriegspsychologisch lehrreich, auf welchem seelischen Wege durch die Verblendung des Hasses die sachliche Anerkennung des deutschen Volkes allmählich hindurchbricht. Nicht, als ob die Gefühle an sich freundlicher würden, aber die grimmige Tatsächlichkeit des Krieges zwingt alle Tüchtigen, die Wahrheit zur Kenntnis zu nehmen, weil jede Selbsttäuschung schwächt. Das denkt man bei der Lektüre des Buches von Harrison über „Die deutsche Gefahr". Der bekannte englische Historiker hat vor einem Jahr — im Anfang des Krieges — den Zeitungen die unglaublichsten Zuschriften über das deutsche Hunnentum und den deutschen Attila geschickt. Jetzt spricht er doch eine wesentlich andere Sprache, er sieht die Größe der Staatsgesinnung in Deutschland und hat den moralischen Mut, an ihr den egoistischen Individualismus seiner Landsleute zu messen. Und das — die Vorurteilslosigkeit dieses Eingeständnisses — ist wieder etwas, das uns, hier wie bei anderen englischen Stimmen, zur Achtung zwingen muß. Der Krieg ist ein seltsam durchgreifender Erzieher!

Das städtische Obdach in Berlin beherbergte im Juli 1915 etwa 5000 Gäste gegen 42 500 im gleichen Monat des vorigen Jahres!

Freitag, 13. August.

Sehr bezeichnend: in Spandau entsteht eine Wohnungsnot aus der guten Konjunktur. Steigender Zuzug — gehobene Verhältnisse.

Ein Berliner Psychologieprofessor reist an die Front, um psychologische Beobachtungen an den Soldaten zu machen. Es lebe die Wissenschaft!

Allerhand Friedenserörterungen in den Zeitungen. Teils im Anschluß an die Anfrage der amerikanischen „United Preß" an den Kaiser, um zu dem Zeitpunkt von „Deutschlands großem Triumph" (Warschau) eine Andeutung über die Grundlagen des künftigen Friedens zu erhalten, und an die Antwort des Reichskanzlers. Dabei rüsten wir uns auf den zweiten Kriegswinter, der schwerer sein wird als der erste!

Sonnabend, 14. August.

In der gesamten Textilindustrie dürfen künftig Arbeiter nur noch an höchstens fünf Tagen der Woche beschäftigt werden. Rohstoffschwierigkeiten!

Ein Gespräch mit einem „Unabkömmlichen". Er findet sein Schicksal mit jedem Monat unerträglicher. Es sind so viele, denen es schwer wird, hinauszugehen, schwerer als den jungen Burschen vor einem Jahr. Und daß er nun zu Hause festgehalten ist, er, der sich so gern stellte und einen ersetzte, der fester an seinem Friedensdasein haftet. Es ist so richtig: wenn man die Landstürmer sieht, die nach dem Ernteurlaub von ihren Frauen Abschied nehmen, wird die moralische Last des Geschontseins immer schwerer.

Ein Schweizer Friedenspfarrer Ragaz setzt sich in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation" mit Traub über die innere Stellung des Christen zum Krieg auseinander. Ein weiser Neutraler, der nicht fühlt, daß wir — nach dem tiefen Wort Hebbels — denen gleichen, die mit nackten Füßen über heißes Eisen laufen müssen. „Zusammenbruch der europäischen Kultur." Als ob nicht tausendfach mehr Kulturkraft dazu gehört, den Krieg als den Frieden zu ertragen.

Zufällig war in derselben Broschürensendung der Redaktion eine kleine Flugschrift „Kulturarbeit im Lazarett" aus dem Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte. Sie trägt das Motto „Und die Arbeit half uns". Gleich die erste Seite des vom leitenden Arzt Prof. Bruhn geschriebenen Berichtes bringt das folgende Erlebnis: „Es war im September 1914, als von den Schlachtfeldern an der Marne Zug um Zug Verwundete brachte; da war ich eines Spätnachmittages mit den Schwestern im Verbandsaal tätig. Ein blonder Niedersachse, dem ein Querschläger den Oberkiefer zerschmettert hatte, war eben angekommen, und wir lösten ihm den alten Verband, um nach seiner Wunde zu sehen.

Digitized by Google

Von dem damals noch sehr langwierigen und viel weniger bequemen Transport war er aufs äußerste erschöpft und entkräftet und litt sehr. Wir suchten ihm möglichst schnell zu helfen, um ihn zur Ruhe ins Bett zu bringen. Teilnahmslos ließ er alles über sich ergehen. Da wurden zwei neue, eben eingetroffene Verwundete durch den Raum geführt, und einer von ihnen erkennt auf den Achselklappen dessen, der sich unter unseren Händen befindet, die Nummer seines eigenen Regiments. Er tupft ihn auf die Schulter, zeigt auf sich und nickt, so daß der andere versteht, daß er vom gleichen Regiment ist. Da leuchtet das Auge unseres Kranken auf und durch Fingerzeichen verständigen sich beide, daß sie auch derselben Kompagnie angehören. Sobald unser Niedersachse das weiß, hören wir wenige, hastig geflüsterte Worte aus seinem Munde. Er fragt mit fast versagender Stimme: ‚Lebt unser Hauptmann noch?!' Das war alles, was er wissen wollte. — Wir sahen uns an und unsere Augen wurden feucht. So denken nicht wenige von unseren Soldaten! Und wir fühlen in solchen Momenten, wie noch der große Rhythmus des Krieges in ihrer Seele nachzittert. Es ist etwas wie die ernste Festtagsstimmung des Krieges, die sie noch erfüllt, wenn sie kommen."

Sonntag, 15. August.

Mit dem Problem der Gemüseversorgung scheinen die Städte tatsächlich nicht weiterzukommen. Man ruft alle Beteiligten zusammen und „verhandelt". Aber das Rätsel, daß einerseits viel gewachsen ist und andererseits nichts oder nur wenig zu unerschwinglichen Preisen zu bekommen ist, will sich nicht befriedigend klären. Es fehlt die Organisation — auch der Produzenten. Sie sind nicht recht erfaßbar.

Montag, 16. August.

Der fortschrittliche Landtagsabgeordnete Flesch ist gestorben. Er vertrat in unserem Kreise die Arbeitsrechtfrage und die Wohnungsreform — neben anderen sozialpolitischen Forderungen. Vielleicht dauert es nicht lange, bis diese Fragen wieder ganz zu Tagesangelegenheiten werden, und dann werden wir alle Vorarbeiter der inneren Gestaltung deutscher Zukunft entbehren.

Die Meinungsverschiedenheiten in der nationalliberalen Partei sind durch eine gegen zwei Stimmen gefaßte Entschließung des Zentralvorstandes entschieden, gleichzeitig ein Vertrauensvotum an Bassermann und an diejenige Regierung, die gleiche Ziele zu vertreten gewillt sein würde, d. h. Erweiterung der Grenzen in Ost, West und Übersee zur militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherung Deutschlands gegen einen neuen Überfall. — Ein Schritt, der auch innerpolitisch, indem er die bisherige Praxis des Schweigens durchbricht, von weittragenden Folgen sein muß.

Dienstag, 17. August.

In der Budgetkommission des Reichstags werden die Lebensmittelfragen behandelt. Höchstpreise für Mehl, nach denen vielfach verlangt wird, seien — nach den Worten des Staatssekretärs — durch den Bundesrat nicht eingeführt, da die Gemeinden das Mehl zum Selbstkostenpreis abzugeben verpflichtet seien. Der konservative Redner war etwas freigebig mit der Reichskasse: das Reich müsse für die Kosten der Kartoffelversorgung, der Futtermittelbeschaffung, der Milchversorgung miteintreten. — Wäre nicht in der Milchfrage doch, je eher je besser, die Milchkarte für Familien mit Kindern einzuführen? Eventuell mit Höchstpreisfestsetzung nur für das dazu benötigte Kontingent?

Nach den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft — deren vorzügliche Wochenrückblicke einmal ein besonderes Wort des Dankes verdienen — haben sich mehr als drei Viertel der Gemeinden zur Selbstbewirtschaftung ihrer Getreidevorräte entschlossen. Eine sehr hohe Zahl — die ein erstaunliches Zeugnis für die Verwaltungskräfte der ländlichen Kommunalverbände ist. Vielleicht sollte man vorläufig lieber vorsichtig sagen: von dem Zutrauen der ländlichen Kommunalverbände zu ihren Verwaltungskräften. Es ist ja keine Frage,

Digitized by Google

daß bei diesem Entschluß vielfach die Abneigung gegen das Dreinreden einer Zentrale mitbestimmend ist und die Bedenken wegen der Schwierigkeiten besiegt. Daß diese tatsächlich nicht gering sind, geht aus den Ausführungen des Landrats in einem westfälischen landw. Kreisverein hervor: Es gibt keine Silos im Kreise, keine Mühlen, die bis zu dem verlangten Prozentsatz ausmahlen können, und vor allem: keine Beamten für die sachliche und kaufmännische Leitung dieser Selbstversorgung. Für die Erledigung der kaufmännischen Arbeiten entstehen einem anderen Kreise 1,50 ℳ Kosten pro Doppelzentner.

Kommunalwirtschaft ist also teuer!

Mittwoch, 18. August.

Heute flaggt man wegen des Geburtstages des österreichischen Kaisers. Und von Herzen um den ganzen See herum! — Über die Ernte teilt der Präsident der Reichsfuttermittelstelle im Haushaltausschuß des Reichstages mit, daß die Anbauflächen im Jahre 1915 eine beträchtliche Zunahme gegen 1914 erfahren haben. (Trotzdem Millionen an der Front sind!) Roggen hat eine knappe Mittelernte, Weizen eine gute, Kartoffeln eine sehr gute. Hafer ist am wenigsten befriedigend. Die Schweinebestände sind schon wieder gestiegen. Eine Fleischnot sei nicht zu erwarten. Eine interessante Berechnung über die Beschäftigung der Mühlen durch die Reichsgetreidestelle: würde sie nur die allergrößten Mühlen beschäftigen, so würde der Mahllohn nur 10 ℳ pro Tonne betragen, während bei Beschäftigung von nur 15 % aller Mühlen der Mahllohn auf 34 ℳ steigt.

Die Fortschrittliche Volkspartei ist den Nationalliberalen mit einer Erklärung über die Kriegsziele gefolgt. Da sie ihre innerpolitische Seite hat, gehört sie ebenso zur Heimat- wie zur Kriegsgeschichte.

„Die Reichstagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei hat sich in eingehenden Beratungen mit den Aufgaben beschäftigt, die der Volksvertretung durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse zugewiesen werden. Sie hat die im Hinblick auf das Kriegsziel erhobenen Forderungen künftiger Grenzfestsetzungen und staatsrechtlicher Neubildungen sorgsam geprüft, erachtet aber nach gewissenhafter Erwägung die Zeit noch nicht für gekommen, ein bestimmtes Programm mit fest umgrenzten Einzelforderungen für den Abschluß des Friedens aufzustellen. Ebenso entfernt von der grundsätzlichen Ablehnung jedes Landerwerbs wie von uferlosen Annexionsplänen hält die Fraktion für unbedingt geboten, das Reich durch militärische und wirtschaftliche Maßnahmen die durch notwendige Gebietserweiterungen für die Zukunft zu sichern und für den friedlichen Wettstreit der Völker Bedingungen zu schaffen, die in der Heimat wie auf dem Meere die Entfaltung der vollen Kraft des deutschen Volkes gewährleisten. Es wurde einhellig die Erwartung ausgesprochen, daß die Reichsregierung in vertrauensvollem Zusammenwirken mit der Volksvertretung zur gegebenen Zeit eine offene Aussprache über die Grundlagen des Friedensschlusses herbeiführen werde, und die feste Zuversicht bekundet, daß Volk, Heer und Flotte im Bewußtsein der weltgeschichtlichen Bedeutung dieser schweren Kämpfe, wie bisher, in treuem Zusammenhalten ohne Wanken alle Kräfte einsetzen werden, bis ein ehrenvoller und dauernder Friede gesichert ist. Die Partei ist bereit, die Regierung zu unterstützen, die nach den Worten des Kaisers vom 31. Juli 1915 sich die Aufgabe stellt, auf erprobten alten und vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen vorwärtszuschreiten."

Der Nahrungsmittelausschuß des Deutschen Städtetages erklärt, daß die Städte in der Lebensmittelfrage nur dann erfolgreich arbeiten können, wenn die Beschaffung durch Reichsmaßnahmen so einheitlich geregelt wird, wie bei der Brotversorgung. Sehr richtig! Die städtischen Aufkäufe bei Lebensmitteln ohne Höchstpreisfestsetzung mußten in jeder Hinsicht Mißerfolge sein, auch ohne Schuld der Städte.

Die Groß-Berliner Organisation zur Überwachung der Lebensmittelpreise gewinnt Gestalt.

Donnerstag, 19. August.

Plenarsitzung im Reichstag. Die Stimmung ist immer zuversichtlich gewesen, aber jetzt kommt — vor allem auch in der Wendung der Gedanken zu den Kriegszielen und zur

Digitized by Google

Zukunft — eine innere Sicherheit zum Ausdruck, die erst die letzten Monate geben konnten. Unwillkürlich sieht jeder schon über die Zeitspanne hinweg, die uns noch von dem Ende trennt, und ihre Aufgaben erscheinen leicht, auch wenn sie schwer sind. Die Rede des Reichskanzlers ist ein Ruck vorwärts, man fühlt es so innerlich mit, erleichtert und aufatmend: es beginnt — mit der deutsch-österreichischen Verwaltung Polens und dem Ausblick auf die Zukunft dieses Landes — etwas Neues: die Periode der Resultate, die europäische Neuregelung. Und noch etwas anderes geht wieder von dieser Rede aus: eine schlichte und unmittelbare Macht, das Pathos einer Politik der Rechtlichkeit. Das Ausland wird es vielleicht nicht fühlen, aber bei uns wird dieser Eindruck von menschlicher Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der Machtfragen haften.

Im Haushaltsausschuß werden die Ernährungsfragen weiterbesprochen. Der Staatssekretär stellt eine Organisation zur Sicherung der Kartoffelversorgung in Aussicht, zunächst ohne Höchstpreise und Beschlagnahme — doch werde man gegebenenfalls auch davor nicht zurückschrecken.

Die Ernährungsfragen stehen allenthalben im Vordergrund. In Berlin wird mit den Milchlieferanten städtischerseits verhandelt — bis jetzt mit dem üblichen Reinwaschungs-Ergebnis. Irgend etwas wird aber aus solcher vielseitigen Tätigkeit schließlich doch herauskommen!

Mir kommt eine Zeitschrift in die Hände, die von den und für die Schülerinnen der landwirtschaftlichen Frauenschulen herausgegeben wird und ein frisches Bild von der Wirkung des Krieges auf die junge Frauengeneration gibt, von dem Straffer- und Reiferwerden unter der großen Pflicht. Derb und burschikos in der „Rhapsodie in P.", die eine von ihnen beiträgt:

Paß auf, wo dein Platz ist,
Bleib pünktlich auf Posten;
Pariere; kapiere gut. Sei grob,
Leg ab dein puppiges Wesen,
Pflanze und pflege,
Probiere Rezepte.
Packe Feldpostpaketchen.
Pro Patria. — Punktum.

Die Feldpostpaketchen sind in einer P-Rhapsodie eine Versuchung, sonst wären sie am Ende nicht so ernst genommen.

Und der Ernst gibt selbstverständlich die Prägung. Eine edle Kriegsfrucht, das Gedicht „Leben und Tod" in diesem jungen frohen Frauenbuch.

„Ich hielt zum Leben, und der Tod war Feind.
Sein wissend Lächeln machte mich verlegen,
Ein Mißtraun zwang es mich beschämt zu hegen,
Daß ich dem Freunde nie mich ganz vereint.
Bis ich den Tod erkannte — nah verwandt
Dem Leben und des gleichen Liebens wert,
Seit ich vertrauend mich zu ihm bekehrt,
Geh' ich mit Tod und Leben Hand in Hand.
Denn ich bin reif. Ich hänge nur am Sein
Wie an dem Stamme, der mich überdauert,
Und leuchte auf im späten Sonnenschein!
Und wenn der Herbststurm durch die Zweige schauert,
Wird sein Berühren mir den Trost verleihn
Der süßen Schwere, die der Tod belauert."

Freitag, 20. August.

In diese Tage fällt ein kleines und doch bedeutungsvolles Jubiläum: Die Jahrhundertfeier des „Patriotischen Instituts" in Weimar, des ältesten weiblichen Kriegshilfe- und Wohlfahrtsvereins in Deutschland, der 1814 begründet wurde und 1815 seine endgültige

Digitized by Google

Form erhielt. Man sieht an den Urkunden der Begründung, daß es ein Schritt über Sitte und Gewohnheit hinaus war, als die Frauen, „ohne ihrer stillen Bescheidenheit zu nahe treten zu wollen", öffentlich aufgefordert wurden, sich der Verwundeten anzunehmen — übrigens noch nicht in den Hospitälern, sondern im eigenen Hause, „da unstreitig jeder Verwundete die Pflege im Kreis einer Familie dem Aufenthalt in einem Hospital vorziehen wird". Der umständliche Name „Patriotisches Privat-Institut" drückt sehr charakteristisch das Neue eines freiwilligen Zusammenschlusses zu öffentlichen Zwecken aus und erinnert daran, wie sehr auch dieser kleine Anfang bürgerlicher Selbstorganisation in die Geschichte des deutschen Staatsbürgerbewußtseins hineingehört. Die Erbgroßherzogin Maria Paulowna, die den Verein schuf und seine Satzungen verfaßte, nicht nur Protektorin, sondern Vorsitzende war, muß eine sehr große organisatorische Gewandtheit besessen haben. Gute, klare und vernünftige Satzungen machen für etwas Niedageweſenes ist gar nicht so einfach.

Nowo-Georgiewsk gefallen! Hier draußen wird ein Dankgottesdienst für die Sommergäste improvisiert. Ein hübsches Bild, alle die braungebrannten Jungen und Mädel, die sich ernsthaft und andächtig als Volk fühlen lernen — in deren Seele der tiefe volle Sinn dieses „Wir" lebendig wird: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten."

Die Reichsgetreidestelle hat nach den bisherigen Nachrichten über die Ernte das Ausmahlungsverfahren für Brotkorn auf 75 v. H. heruntersetzen und den Gemeinden gestatten können, die Brotrationen auf 225 g zu erhöhen. Auch die Teigwarenfabriken werden größere Mehlzuwendungen erhalten.

Das Oberkommando in den Marken hat nun endlich für Berlin und die Provinz Brandenburg die Schlagsahne verboten, leider noch die Verarbeitung zu Konditorwaren zugelassen. So wird man wahrscheinlich die Sahne künftig in statt auf dem Kuchen zu sich nehmen!

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat öffentlich erklärt, daß Liebknechts „kleine Anfrage" wegen des Friedens einen Disziplinbruch in der Fraktion bedeute, da sie nicht, wie ein Beschluß verlange, vorgelegt sei.

Eine Reichstagskommission beschäftigt sich mit der Änderung des Vereinsgesetzes. Die Regierung hat durch Ministerialdirektor Lewald erklären lassen, daß sie gesetzgeberische Maßnahmen ergreifen wolle, um den Gewerkschaften „die nötige Freiheit zur Betätigung ihrer berechtigten wirtschaftlichen und Wohlfahrtsbestrebungen zu sichern".

Sonnabend, 21. August.

Dem Reichskanzler ist gestern abend eine Massenhuldigung vorm Reichskanzlerhaus dargebracht worden.

Der Berliner Magistrat hat nun einer Einrichtung zur Bekämpfung der Teuerung zugestimmt, die folgende Organe hat: Eine Zentrale, die, in Fachgruppen gesondert, die Produzenten- und Großhandelspreise zu beobachten hat. In jeder Gruppe müssen Produzenten, Groß- und Kleinhandel und Verbraucher beteiligt sein. Außerdem werden lokale Organe (wohl die Brotkommissionen) mit der Beaufsichtigung der Kleinhandelspreise betraut. Außerdem besteht eine Geschäftszentrale. Der Nationale Frauendienst vertritt die Hausfrauen in der Verbrauchervertretung, zu der außerdem der Ausschuß für die Konsumenteninteressen, die Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften ihre Vertreter stellen. Das kann sehr gut wirken!

Im Reichstag eine zweite große Stunde, die Rede zur Begründung der neuen Kriegsanleihe von 10 Milliarden. In ihrer unverblümten Sachlichkeit, die keine Schwierigkeiten beschönigt, ein moralischer Kraftbeweis ersten Ranges und an sich eine Bestätigung des Wortes, das sie auf die Form der Ausgabe anwendete: „Das sicherste Gefühl der Stärke und Kraft zeigt sich immer an der Einfachheit." Diese 10 Milliarden für das schwerere zweite Kriegsjahr sind der Volksstimmung beinahe weniger beängstigend als die unheimlichen ersten fünf. Aber um was es sich in diesem Kriege wirtschaftlich handelt, das geht doch

Digitized by Google

jedem als eine unfaßlich ungeheure Vorstellung durch die Seele bei den Worten, daß diese 300 Millionen, die der Krieg insgesamt täglich verschlinge, „die größte Wertzerstörung und Wertverschiebung darstellten, die je die Weltgeschichte gesehen haben". Die Anleihe ist einstimmig bewilligt, nachdem einige Sozialdemokraten den Saal verlassen haben.

Über die Kriegsgewinnsteuer ist ein grundsätzliches Einverständnis im Bundesrat erzielt. Sie wird nach dem Kriege als Vermögenszuwachssteuer im Anschluß an die Reichsvermögenszuwachssteuer eingeführt werden.

Im Haushaltsausschuß werden die wirtschaftlichen Maßnahmen weiterbesprochen. Allgemeine Höchstpreise für Milch und Milchprodukte hält der Regierungsvertreter für nicht durchführbar, ebenso für Fleisch und Eier — wonach allerdings die Verlegenheit der Städte fortbestehen wird, die sich durch lokale Höchstpreise die Waren vom Markt vertreiben!

Die Petroleumversorgung wird so eingerichtet, daß das Petroleum in erster Linie den Orten ohne andere Beleuchtungsmöglichkeiten zugeführt wird.

Sonntag, 22. August.

Ein Beispiel von der Leistung der Landfrauen — eines von vielen — berichtet die Vorsitzende der ostpreußischen landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine von einem ihr bekannten Gut. Der Mann im Kriege, Inspektor, Hofmann, Vorarbeiter — alle, alle im Kriege! Die Frau wirtschaftet allein und versucht allem gerecht zu werden. Nun kamen im November, als die Ostkreise Ostpreußens geräumt werden mußten, 13 Familien kleiner Besitzer mit Sack und Pack ihr auf den Hof gefahren, als Flüchtlinge. Sie nahm alle auf, schaffte Platz dadurch, daß immer 2 ihrer männerlosen Tagelöhnerfamilien in eine Wohnung zusammenzogen, während auch die Flüchtlinge immer zu zweien sich in einer Wohnung behelfen mußten. Die Männer wurden sofort in den Arbeitskontrakt des Gutes eingestellt, und auch die Frauen konnten sich etwas verdienen, wenn sie es wollten. Dann aber wurde eine große Schneiderstube eingerichtet, wo ankommende Liebesgaben unter Anleitung der Dorfschneiderin für die Flüchtlinge zu passenden Anzügen umgearbeitet wurden; die Frauen erhielten Gelegenheit, sich Leinwand zu Bezügen und anderer Wäsche zu weben, Geldsammlungen wurden in der Verwandtschaft gemacht und davon Schweine angeschafft, Hühner mußte der Verband der Hausfrauenvereine liefern, so daß die Flüchtlingsfamilien mit voller Wirtschaft in die Heimat ziehen konnten, als Ostpreußen frei wurde.

Übrigens ist die Fürsorge für die Familien der ländlichen Tagelöhner überall sehr ausreichend, da die Naturallöhnung des Mannes fortläuft und die Kriegsunterstützung hinzukommt.

Ein ausdrucksvolles kleines Erlebnis berichtet eine unserer Mitarbeiterinnen, die in einer Mittelstadt die Verteilung von Zusatzbrotkarten an die schwer arbeitende Bevölkerung aus den ersparten und zurückgelieferten Karten der anderen leitet. Das Verlangen nach den Zusatzkarten ist stets viel größer als die Möglichkeit der Befriedigung. Kommt ein junger hübscher Bursche zur Verteilungsstelle, um eine Zusatzkarte zu bitten. Fremder Akzent, kaum zu verstehen. Er muß den Namen aufschreiben. „Sie sind wohl Italiener?" Mit einem ängstlich verschmitzten Blick auf die den ganzen Laden füllende Menge ein zögerndes „Ja". Natürlich bekommt er seine Karte. — Kein Laut des Unwillens oder gar Protestes, daß er eine Zusatzmarke bekommt, um die er doch die anderen kürzt.

Von Person zu Person gibt es bei uns eigentlich im Volke keinen „Völkerhaß". Ob dieselbe Szene in Italien ebenso abgelaufen wäre?

Montag, 23. August.

Plenarverhandlungen des Reichstags über die Ernährungsfragen. Eine Stellungnahme Delbrücks zu der Kritik und den praktischen Vorschlägen, die von der Kommission vorgetragen wurden. Sie mag diese oder jene Partei in dieser oder jener einzelnen Frage nicht befriedigt haben, das tritt aber ganz zurück hinter dem einen mächtigen Eindruck:

Digitized by Google

daß die Ernährungsfragen und Preisfragen bewältigt werden. Es ist gut, sich dieses Große — das nach Delbrücks Worten „nur geleistet werden kann von einem in allen seinen Schichten gebildeten Volk", in seiner Größe ganz deutlich werden zu lassen. Es ist eine gewaltige Sache, daß so ruhig und mit solcher selbstverständlichen Sicherheit des Gelingens über diese Lebensmittelversorgung gesprochen werden kann. Grundsätzlich geht die Regierung auf dem Wege der Sozialisierung des Wirtschaftslebens entschieden und rücksichtslos weiter. Da, wo sich die Waren der Beschlagnahme entziehen, aus Gründen, die in ihrer Qualität und Herstellungsweise liegen, wird das Höchstpreissystem verbunden werden mit Zwangsorganisationen der Händler und Produzenten. In dieser Form scheint die Regierung die Kartoffelfrage lösen zu wollen. Reichskontrollkommissionen in den Gemeinden und Kommunalverbänden, die das Recht der Einsicht in die Bücher bekommen, die Verschärfung der Strafandrohungen für Lebensmittelwucher (Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, ja, Schließung des Betriebes für die Kriegsdauer!) — das alles zeigt, daß die Regierung rücksichtslos, mit festester Hand und eiserner Konsequenz die Versorgung und den Kampf gegen die Preissteigerung durchführen und sich dabei vor ganz neuen Organisationsformen nicht fürchten wird, wenn sie Erfolg versprechen.

Man sollte aus den drei Reden des Kanzlers, Helfferichs und Delbrücks ein kleines Heft machen und es an der Front verteilen lassen. Ich weiß aus vielen Feldpostbriefen und auch aus der Kriegsfürsorge, welche Beruhigung es für die Soldaten draußen sein wird, wenn sie sicher sein können, daß den Preistreibereien, die Gesundheit und Kraft ihrer Familien zu Hause in Frage stellen, mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet wird.

Die Stickstoffkommission des Reichstags hat einstimmig den Antrag angenommen, daß sie grundsätzlich bereit sei, im Bedarfsfall einem Ermächtigungsgesetz für ein Stickstoffmonopol zuzustimmen.

Zur Frauenbewegung

Aus der Kriegsarbeit.

Kriegsspende Deutscher Frauendank 1915.

Am 5. Juli fand in Berlin die Gründungssitzung des „Deutschen Frauendank" statt. Trotz des ungünstigen Termins, der für den größeren Teil Deutschlands schon in die Ferien fiel, war eine ziemlich große Zahl der beteiligten Verbände vertreten. Die Liste sämtlicher zu der Kriegsspende zusammengeschlossenen Frauenverbände wird in der nächsten Nummer unseres Bundesorgans veröffentlicht werden. Hier sei nur bemerkt, daß sowohl sämtliche katholischen Frauenorganisationen wie auch die zirka eine halbe Million Mitglieder in 3000 Vereinen umfassende „Frauenhilfe" des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, sowie die Arbeiterinnenorganisationen aller Richtungen beteiligt sind, so daß die Kriegsspende die weiteste Zusammenfassung der Frauenorganisationen Deutschlands darstellt, die bisher zu irgendeinem Zwecke zustande gekommen ist.

Für die Organisation der Sammlung wurde nach eingehender Beratung folgender Plan aufgestellt:

I. Der Hauptvorstand besteht aus 12 Mitgliedern, durch welche die großen beteiligten Organisationen vertreten sind.

II. Hauptgeschäftsstelle. Der Geschäftsstelle in Berlin liegt ob, in jeder Stadt, in der sich mehrere Ortsgruppen der angeschlossenen Verbände befinden, die Begründung von Ortsausschüssen in die Wege zu leiten. Wo es Stadtverbände gibt (oder örtliche Zusammenschlüsse der Frauenvereine zu Zwecken der Kriegshilfe, Nationaler Frauendienst usw.), die die Ortsvereine der großen beteiligten Organisationen sämtlich umfassen, soll das erste Anschreiben an die Vorsitzende dieses Verbandes, in anderen Städten an zwei oder drei geeignet erscheinende Vereinsvorsitzende gerichtet werden. Gleichzeitig benachrichtigt die Geschäftsstelle dort, wo es keine Stadtverbände gibt, sämtliche Ortsvereine der beteiligten Verbände von der bevorstehenden Sammlung unter Benennung der Vorsitzenden, von der oder von denen die Einberufung der Ortsvereine ausgehen wird.

III. Ortsausschüsse. Die von der Hauptgeschäftsstelle aufgeforderten Personen berufen die übrigen ihnen namhaft gemachten Vereine

Digitized by Google

einer Stadt sowie etwa bestehende örtliche Vereine, die keinem Verbande angehören, zu einer gemeinsamen Sitzung. In dieser Sitzung wird von allen gemeinsam der Ortsausschuß gewählt. Dieser soll bestehen aus mindestens fünf Personen, unter denen je eine Vertreterin der beteiligten großen Verbände bzw. der durch sie repräsentierten Bevölkerungskreise sein muß.

IV. Landesausschüsse (Provinzialausschüsse). Die Landesausschüsse (Provinzialausschüsse bestehen aus sieben Personen, die nach Vereinbarung von den beteiligten Nationalverbänden gewählt werden. Sie haben den Zweck:

1. Ortsausschüsse in solchen Städten und Gemeinden des Landes, die von der Hauptgeschäftsstelle nicht erfaßt werden, zu gründen, oder wo dies nicht notwendig erscheint, die Sammlung dort in anderer Form in die Wege zu leiten;
2. die Verbindung der Sammlung „Frauendank" mit den etwa bestehenden Landesausschüssen der Nationalstiftung herzustellen.

V. Plan der Sammlung. Für die Ausgestaltung der Sammlung haben die Ortsausschüsse freie Hand, doch ist die Veranstaltung von Bazaren, Blumentagen, Festlichkeiten und dergleichen zur Beschaffung von Geldmitteln ausgeschlossen. Die Sammlung kann in doppelter Form vorgenommen werden:

1. Als Sammlung der Vereine unter ihren eigenen Mitgliedern und gleichzeitige Sammlung des Ortsausschusses unter den außerhalb der Vereine stehenden Kreisen.
2. Als vom Ortsausschusse zu organisierende allgemeine öffentliche Sammlung, die sowohl die Mitglieder der Vereine wie die außerhalb stehenden Kreise heranzieht.

In jeder Stadt haben die Aufforderungen zur Zeichnung mittels der offiziellen Sammellisten vom Ortsausschusse auszugehen, der auch für die Einnahmen und erforderlichen Ausgaben haftet. Die Sammlung soll in der Lokalpresse auf jeden Fall öffentlich bekanntgegeben werden. Dem Hauptvorstand muß auf Wunsch jederzeit Einblick in die Arbeit der Ortsausschüsse gewährt werden.

In den Vorstand, der sowohl nach dem Grundsatze der Vertretung der großen beteiligten Kreise wie unter dem Gesichtspunkte der praktischen Aktionsfähigkeit zusammengesetzt werden mußte, wurden folgende Personen gewählt: Dr. Gertrud Bäumer als Vorsitzende, Frau von Carlowitz, Herr Liz. Cremer, Frl. Dransfeld, Frl. Margarete Friedenthal, Frl. Gertrud Hanna, Frau May, Frl. Paula Mueller, Frau Neuhaus, Frl. von Podbielsky, Frl. Schmidt, Herr Domvikar Suhrmann. Der Vorstand soll die übrigen Ämter unter sich verteilen. Die Hauptgeschäftsstelle wird vorläufig in den Räumen des Nationalen Frauendienstes, Berlin W., Nollendorfplatz 3, eingerichtet.

Als Zeitpunkt für den Beginn der Sammlung wurde etwa der September ins Auge gefaßt; doch ist es den Vereinen freigestellt, nach Verständigung mit der Hauptgeschäftsstelle auch eher zu beginnen, wenn es lokale Verhältnisse angebracht erscheinen lassen.

Der Vorstand wurde beauftragt, ein Statut für Verwendung und Verwaltung der Spende auszuarbeiten; dabei wurde ins Auge gefaßt, daß die für die Sammlung geschaffene Organisation zugleich der späteren Verwaltung der Spende dienstbar gemacht werden soll.

***Einige Zahlen aus der weiblichen Kriegshilfe.** Dem Jahresbericht des Nationalen Frauendienstes Abteilung Berlin, auf den wir noch näher zurückkommen werden, entnehmen wir folgende Zahlen: In den 23 Hilfskommissionen sind insgesamt 128 259 Fälle behandelt. Die Zahl der Besucher der Kommissionen stieg bis Ende September auf fast 26 000 in der Woche, sank dann gleichmäßig bis auf etwa 10 bis 11 000, ist aber Ende Juni wieder in aufsteigender Linie.

Zur Erleichterung der Beratung der Hinterbliebenen und zur Einführung in die Bestimmungen der Reichswochenhilfe sind 4 Tabellen ausgearbeitet, die in 28 300 Stück versandt sind.

Zur Verteilung durch den Nationalen Frauendienst kamen in Lebensmittelanweisungen insgesamt 736 000 ℳ, und zwar in

758 033 Speisemarken
509 163 Milchmarken
356 953 Brotmarken
319 914 Lebensmittelscheinen
670 821 Gemüsescheinen
163 889 Kartoffelscheinen

Insgesamt: 2778 773 Scheine.

Jeder einzige dieser Scheine mußte mit dem Vermerk, ob er an Arbeitslose, Kriegerfamilien oder „sonstige" Bedürftige gegeben war, verbucht werden.

In den Arbeitsstuben und der Heimarbeitausgabe wurden hergestellt:

120 528 Paar Strümpfe
37 605 Paar Pulswärmer
4 000 andere Wollsachen
75 000 Militärhemden
600 Flanelljacken
2 500 Krankenanzüge
15 000 Militärunterhosen
10 000 Wolldecken
500 Papierdecken.

Digitized by Google

Außerdem Taschentücher, Handtücher, Gesichtsschützer.

Die Kommission hatte 550 000 ℳ Ausgaben für Löhne und Material.

Die Fürsorgestelle für angehörige der freien Berufe wurde von 2130 Personen in Anspruch genommen.

Die Gruppe für Konsumfragen hat insgesamt 348 200 Flugschriften, Kochbücher u. dgl. zur Aufklärung in der Ernährungsfrage vertrieben. Ihre Beratungsstellen wurden von 9000 Personen besucht.

* **Über die Mitwirkung der Frauen in der Ernährungsaufklärung** gibt der Bericht der Zentrale für Volksernährung in Darmstadt bemerkenswerte Tatsachen: Die Zentrale wurde im Anschluß an den Berliner Ernährungskursus gegründet. Der erste Vorsitzende war der Oberbürgermeister Dr. Gläßig, stellvertretende Vorsitzende Justizrat Dr. Osann und Frau G. Goldstein. Die sofort einsetzende Tätigkeit der Zentrale war im Anfang hauptsächlich aufklärender und organisierender Art. Zu diesem Zwecke wurden drei Flugblätter herausgegeben, „An die Hausfrauen Darmstadts" eines, „An die Dienstboten" eins und das dritte an die Schulkinder. Letzteres wurde auf Wunsch der Direktoren verfaßt und in den Schulen Darmstadts verteilt. Eine große Anzahl der Blätter wurde auf das Land verschickt. Am 2. März sprach Frau Sanitätsrat Dr. Hüffell im Kaisersaal in einer Dienstbotenversammlung. Am 7. März wurden in vier Teilen der Stadt zu gleicher Zeit Mütterversammlungen abgehalten. Zweck dieser Vereinigungen war, in kleinerem Kreise den Frauen aus dem Volk Aufklärung, Anleitung und Gelegenheit zur Aussprache über die Fragen der Volksernährung zu geben. Ihnen folgten 2 Kriegskochkurse für Kriegsgerichte, einer unentgeltlich für Unbemittelte und einer für 3 Mark, die unter der Leitung der Hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule standen und gut besucht waren.

Ein großer Lehrkursus wurde (nach Art des Berliner) gleichfalls unter Mitwirkung der Frauen abgehalten.

Eine hauswirtschaftliche Beratungsstelle wurde gegründet, die anfänglich hauptsächlich Auskunft über den jeweiligen Stand der Nahrungsmittel gab, Rat erteilte, wie das Fehlende zu ersetzen und das Vorhandene richtig zu verwerten sei. Sie vermittelte Redner und Rednerinnen für die angeschlossenen Vereine. Sie hat täglich an Arbeitsgebieten gewonnen und die Zahl ihrer Besucher und der Anfragen und Anforderungen spricht für ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit.

Von ihrer Tätigkeit sei noch folgendes gesagt: Die Abteilung für Kriegskochrezepte hält sich in enger Verbindung mit dem Detaillistenverein, mit maßgebenden Stellen in Berlin, Frankfurt usw., um über den Bestand der Nahrungsmittel stets auf dem laufenden zu sein, und veröffentlicht danach in den Tageszeitungen 1- bis 2 mal wöchentlich „Zeitgemäße Winke und Kochrezepte".

Sie hat das Hessische Kriegskochbuch herausgegeben, das in 31 000 Stück verkauft wurde, einen Verkauf von Kochkisten und Kochbeuteln und eine Verkaufsstelle für die städtischerseits angeschafften Nahrungsmittel eingerichtet.

Auch diese Kriegsarbeit der Frauen wird ihre Frucht tragen, nicht nur in ihren unmittelbaren Wirkungen während des Krieges.

Berufliches.

* **Frauen in männlichen Posten.** Daß im Bankgewerbe sehr viele Frauen zur Vertretung einberufener Männer eingestellt sind, erfährt man indirekt durch einen Abwehraufsatz des Organs des Vereins der Berliner Bankbeamten (Juli-nummer). Diese Abwehr zeigt übrigens einmal wieder, daß es allzu optimistisch wäre, wollte man nach dieser Zeit des Aufgehens aller in der nationalen Sache eine gerechtere und minder geschlechtsegoistische Beurteilung der Frauenarbeit durch gewisse Schichten der männlichen Berufsgenossen erwarten. Statt anzuerkennen, daß eine Durchführung der heimischen Volkswirtschaft in Handel und Industrie undenkbar wäre ohne die Einspannung der Frauenkräfte — fällt man über die Frauen her, die heute in angestrengter Arbeit versuchen müssen, die Männer zu ersetzen, meist in der sicheren Aussicht, auf die Früchte ihrer Anstrengung am Ende des Krieges verzichten und aus der neu erlernten Arbeit wieder zurücktreten zu müssen. Daß wir in mancher Hinsicht den alten Kampf wieder aufzunehmen haben werden, zeigt auch ein Aufsatz über die Frauenfrage in der „Handelswacht" — mehr noch durch seinen Ton als durch seinen Inhalt.

* **Gegen die staatliche Notprüfung der Helferinnen** haben sich die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen ebenso gewendet wie der Bund deutscher Frauenvereine. Sie sehen in der Gewährung des staatlichen Diploms an Pflegerinnen, die nie Frauen und Kinder, meist keine Infektionskranken gepflegt und viele in

Digitized by Google

den Lazaretten von Wärtern besorgten Hilfsleistungen bei Kranken nie ausgeführt haben, eine schwere Gefahr für den Beruf. Dieses Urteil wird bestätigt durch Urteile zahlreicher Ärzte, die von der Berufsorganisation um ihre Meinung befragt sind.

„Von dem an meinen Medizinalreferenten als Vorsitzenden der Kommissionen für die staatliche Prüfung der Krankenpflegepersonen im hiesigen Regierungsbezirk gerichteten Schreiben betr. die Notprüfungen habe ich mit Interesse Kenntnis genommen. Ich verstehe und würdige durchaus die großen Bedenken, die Sie gegen die Abhaltung der Notprüfungen von Krankenpflegerinnen hegen, und werde schon in nächster Zeit Gelegenheit haben, meine Bedenken gegen die Einrichtung auch höheren Orts geltend zu machen."

„Ebenso wie die Ärzte sich gegen die Notexamina mit Erfolg gewehrt haben, müssen Sie gegen den immer mehr zum groben Unfug werdenden Mißstand einschreiten. Eine Fülle ungeeigneten Materials strömt jetzt in den Schwesternberuf und wird ihn nach dem Kriege nicht ausfüllen können. Leider kann ich in der Angelegenheit weiter nichts tun, als Ihre Ausführungen Wort für Wort zu unterschreiben. Aber die Regierung muß helfen, Notexamina abzustellen, wo keine Not ist."

„Ihnen für die Übersendung Ihrer Zuschrift vom Mai bestens dankend, bestätige ich Ihnen deren Empfang und teile Ihnen mit, daß deren Inhalt mich interessiert hat, da ich — selbst an einem Reservelazarett tätig und seit fast zwei Jahrzehnten in dauernder Berührung mit Krankenpflegeorganisationen — ebenfalls die Vergünstigung, die den Helferinnen vom Roten Kreuz in bezug auf die Erlangung der Zulassungsberechtigung zur staatlichen Prüfung gewährt ist, für einen Mißgriff halte. Die sechsmonatige Tätigkeit ist m. E. eine völlig unzureichende Vorbildung, zumal der theoretische Unterricht naturgemäß jetzt doch auch nur in gedrängter Kürze erfolgt."

„Bezüglich Ihres mir zugegangenen Memorandum gestatte ich mir, Ihnen zu bemerken, daß ich dasselbe Wort für Wort unterschreibe. Seit 1886 bilde ich in Kursen unsere Schwestern aus und bin seit Einführung der staatlichen Prüfung Mitglied der Prüfungskommission und glaube deshalb, ein ausreichendes Urteil zu besitzen. Abhilfe kann nur durch Änderung bzw. Ausschaltung der Notprüfungen durch die Regierung geschaffen werden. Ich habe mehr wie einmal mich dem Vorsitzenden der Prüfungskommission gegenüber dahin ausgesprochen, daß ich eine einjährige Ausbildung für die selbständige Ausübung der Krankenpflege für unzureichend halte."

„Was Sie in Ihrer Zuschrift vom Mai 1915 über die staatliche Notprüfung der Helferinnen und Hilfsschwestern ausführen, unterschreibe ich Wort für Wort. Die Mißstände, die sich aus den neuen behördlichen Verfügungen ergeben, sind so augenscheinlich, daß sie von sachverständiger Seite wohl nirgends bestritten werden können.

Wenn wenigstens die Notprüfung, die wir vornehmen müssen, in den auszustellenden Zeugnissen ausdrücklich als „Not"-Prüfungen bezeichnet würden!

Ich begrüße ihren Entschluß, Helferinnen usw. mit Notprüfung in Ihren Verband nicht aufnehmen zu wollen, und hoffe, daß auch die anderen Organisationen sich Ihrer Entscheidung anschließen, damit auf diesem Wege eine Revision der bisher erlassenen staatlichen Verfügungen herbeigeführt werde."

Es scheint danach dringend wünschenswert, daß die Regierung diese Prüfungen wieder abschafft!

* **Ein Gesetz zum Schutz der Schwesterntracht** ist in der letzten Sitzung des Reichstags von der Regierung vorgelegt und ohne Debatte angenommen.

* **Eine Klasse für künstlerische Frauenkleidung** an den städtischen Kunstgewerbe- und Handwerkerschulen fordert der Reichsverband Deutscher Schneiderinnen. In Magdeburg ist der Plan einer solchen Klasse schon von dem Direktor der Kunstgewerbeschule dem Magistrat vorgelegt.

* **Das Haus „Mädchenglück"** (Berlin-Lichterfelde, Langestraße 5/6, begründet von Frau Meyer-Liepmann) bildet junge Mädchen gebildeter Stände unentgeltlich zu Hausangestellten aus. Es ist eine Hauswirtschaftsschule mit zweijährigem Lehrgang, die junge unbemittelte Mädchen im Mindestalter von 16 Jahren aufnimmt. Waisen und Halbwaisen haben den Vorzug. Die jungen Mädchen genießen volle Freistellen im Hause. Es ist nur ein Taschengeld von monatlich 10 ℳ zu garantieren und die Einkleidung, deren Kosten sich auf 120 ℳ belaufen, zu bezahlen.

Bücherschau.

„Die Fahrten der Emden und der Ayesha." Nach Erzählungen des Kapitänleutnants von Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften von Emil Ludwig. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Mit 20 Abbildungen. Geb. 1 ℳ.

Selbst unter allen den herrlichen Taten des Krieges nimmt die odysseische Heldenfahrt der Emden und der Ayesha einen besonderen Rang ein. Wir wissen darüber jetzt Authentisches. Emil Ludwig fuhr der fast sagenberühmten Emden- und Ayesha-Mannschaft entgegen, er traf sie in der Wüste und begleitete ihren Triumphzug bis nach Konstantinopel. Selten fügt es das Geschick, daß ein Kriegserlebnis sich mit solcher Schönheit wie von selbst zum Heldengedicht abrundet. Wir haben in diesem Bericht für alle Zeiten ein Vorbild der Tapferkeit, des erfinderischen Wagemutes, des nationalen Stolzes. Das „junge Deutschland", Knaben und Mädchen, sollten dieses Buch alle lesen.

Das im Verlage von J. Heß, Stuttgart, erscheinende **Arbeitsrecht**, Jahrbuch für das gesamte Dienstrecht der Arbeiter, Angestellten und Beamten bringt mehrere Kriegshefte mit guten Beiträgen.

Digitized by Google

Allgemeiner Deutscher Frauenverein

(zugleich Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde).

28. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu Leipzig

vom 27. bis 29. September 1915

Feier des fünfzigjährigen Bestehens der deutschen Frauenbewegung.

Tagesordnung:

Montag, den 27. September, vormittags 10½ Uhr:

Festversammlung

(Städtisches Kaufhaus, Eingang Universitätsstraße 16.)

1. Begrüßungen und Gesang.
2. Fünfzig Jahre deutscher Frauenbewegung. Vortrag von Helene Lange.

Sitzungen der Generalversammlung.

(Städtisches Kaufhaus, Eingang Universitätsstraße.)

Montag, den 27. September, 4 Uhr nachmittags:

1. Geschäftsbericht, erstattet durch die Vorsitzende Fräulein Helene Lange.
2. Das Problem der weiblichen Berufstätigkeit in und nach dem Kriege. Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

Dienstag, den 28. September, 9 Uhr vormittags:

1. Geschäftsbericht und Kassenbericht des Verwaltungsrats der Ferdinand und Luise-Lenz-Stiftung, erstattet durch die Vorsitzende Frau Pauline Voigtländer. Bericht der Kassenprüferinnen und Entlastung der Kassenführerin Fräulein Lina Langerhannß.
2. Bericht der Zentralstelle der Gemeindebeamter der Frau des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu Frankfurt a. M., erstattet durch die Leiterin Frau Jenny Apolant.
3. Die Dienstpflicht der Frau. Fräulein Margarete Treuge.

Mittwoch, den 29. September, 9 Uhr vormittags:

1. Kassenbericht des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, erstattet durch die Kassenführerin Frau Gertrud Dumstrey-Freytag. Bericht der Kassenprüferinnen und Entlastung. Wahl der Kassenprüferinnen für beide Kassen für die Geschäftszeit 1915/17.
2. Vorstandswahl.
3. Antrag der Ortsgruppen Gießen und Darmstadt: der Allgemeine Deutsche Frauenverein möge dahin wirken, daß zur Mitarbeit in den Organisationen für die Kriegsbeschädigtenfürsorge auch Frauen zugezogen werden, daß die Arbeit in Deutschland möglichst einheitlich durchgeführt und eine Zersplitterung von Mitteln und Kräften tunlichst vermieden wird. Begründet durch Frau Kath. Balser.
4. Antrag der Ortsgruppe Hamburg: Der Allgemeine Deutsche Frauenverein möge seine Ortsgruppen und Mitgliedsvereine auffordern, sich für die Befreiung der deutschen Mode vom Zwang der ausländischen einzusetzen und die Einführung deutscher Kleiderformen herbeizuführen, die geeignet sind, sich auch im Auslande durchzusetzen. Er möge den Vereinen Richtlinien für diese Bemühungen geben, damit sie in den Hauptpunkten überall gleichartig gestaltet werden. Begründet durch Fräulein Helene Bonfort.

Abendversammlungen

(im großen Saal des Zentraltheaters, Gottschedstraße 21).

Dienstag, den 28. September, 8 Uhr abends:

Die deutsche Hausfrau im Volkshaushalt. Vortrag von Frau Martha Voß-Zietz.

Mittwoch, den 29. September, 8 Uhr abends:

Die Bürgerin im künftigen Deutschland. Vortrag von Dr. Gertrud Bäumer.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins:

Helene Lange. Dr. Käthe Windscheid. Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.
Antonie Traun. Gertrud Dumstrey-Freytag. Helene von Forster.
Dr. Agnes Gosche. Pauline Voigtländer. Jenny Apolant. Lina Langerhannß.

Die Anmeldungen der Delegierten sind zu richten an die Schriftführerin Frau Antonie Traun, Hamburg, Heilwigstraße 3.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Das **Sprach- und Handels-Lehr-Institut für Damen** von Frau Elise Brewitz in Berlin, Potsdamerstr. 90, beginnt seine neuen Kurse der Höheren Handelsschule und Handelsschule am 7. Oktober. Im Handelslehrerinnen-Seminar beginnt das Wintersemester am 12. Oktober. Auswärtige Schülerinnen finden auf Wunsch gute Pension im Hause. Näheres durch Prospekte.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen. Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort evtl. zum 1. Oktober sucht Oberamtmannsfamilie, Posen, für zwei Mädchen von 11 und 9 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

2. Zum 1. September evtl. 1. Oktober sucht freiherrliche Familie, Ostpreußen, für ein 10½ jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie, Pommern, für ein 11 jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung und Sprachkenntnissen. Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie, Mecklenburg, für einen Knaben, 10, ein Mädchen, 8 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Lateinkenntnissen (Quarta). Musik Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Gymnasialkurse für Frauen

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

In 22 jähr. Erfahrung bewährte Anstalt zur Weiterbildung j. Mädchen für die Reifeprüfung im Aufbau auf das Lyzeum.

Oktober beginnt ein neuer Unterkursus.

Sprechzeit: Montags 4—5, Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11. **Martha Strinz,** Dir.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**

Handelslehrerinnen-Seminar.

Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn des Wintersemesters 7. Oktober.

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regier.- u. Schulrat.

Künstlerinnen-Verein München e. V.

Damen-Akademie

Wintersemester 1. Oktober 1915 bis 31. März 1916.

Zeichnen- und Malklassen nach leb. Modell (Kopf, Akt, Kostüm), **Stilleben, Interieur** — Modellierklasse, Komposition, **Illustration, Graphik** — Abend-Akt, Kostümzeichnen, **Anatomie, Perspektive, Kunstgeschichte, Maltechnik.**

Ab 22. Sept. ist das Sekretariat täglich von 10—12 Uhr geöffnet.

München, Barerstr. 21, Gartengebäude.

Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule

Berlin W., Kurfürstenstraße 160.

I. Seminare: a) Handelslehrerinnen-Seminar.
b) Gewerbeschullehrerinnen-Seminar.

II. Fach- und Fortbildungskurse (Tages- und Abendkurse).

Höherer Handelskursus.
Handels-Fachkursus.
Kursus für Bureaubeamtinnen.
Berufskurse für Wäschekonf., Schneiderei und Putz.
Theoret. Vorbereitg. f. d. Gesellenprüfg.
Geschlossene Haushaltungskurse.
Vorbereitung für die technischen, Volksschullehrer.- und Kindergärtnerinnen-Seminare.
Kaufmänn., gewerbl., hauswirtschaftliche **Einzelkurse.**

Sprechst. tägl. 11—12 Uhr. Ausführl. Prosp. i. d. Anstalt. **Der Vorstand.**

Soziale Frauenschule

Berlin-Schöneberg, Barbarossastraße 65.

Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**

Unterstufe: Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten u. ehrenamtl. Kräften zur sozialen Hilfsarbeit.

Oberstufe: Fachliche Ausbildung für berufsmäßige Arbeit auf allen Gebieten sozialer Fürsorge.

Fortbildungskursus mit Praktikantenjahr.

Dauer der Ausbildung: 2—3 Jahre.

Beginn der Kurse: **Oktober.** Hospitantenkursus vormittags und abends.

Der Schule ist eine Stellenvermittlung für soziale Berufe angegliedert.

Prospekte durch das Bureau, Berlin W. 30, Barbarossastr. 65.

Digitized by Google

5. Zum 1. Oktober sucht gräfliche Familie, Ostpreußen, für einen Knaben, von 7 1/2, ein Mädchen von 6 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Erfahrung und Musikkenntnissen. Latein Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 1. Oktober sucht gräfliche Familie, Ostpreußen, für zwei Knaben, 10 und 7, ein Mädchen, 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Erfahrung und Lateinkenntnissen. Gehalt 1000 ℳ bei freier Station.

7. Zum 1. Oktober sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Schlesien, für drei Mädchen, 12, 8 und 7 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte, junge Erzieherin mit Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie, Westpreußen, für zwei Mädchen, 12 und 9, einen Knaben, 10 Jahre alt (geht zur Schule), eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit perfektem Französisch und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. Oktober sucht freiherrliche Familie, Ostpreußen, für ein 13jähriges Mädchen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Sprach- und Musikkenntnissen. Gehalt 1200 ℳ bei freier Station.

10. Zum 1. November sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Ostpreußen, für zwei Mädchen, 12 und 10 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit mehrjähriger Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

[redacted]

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der

Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot, München und Leipzig,

betr. Charlotte von Caemmerer, Der Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden

bei. Wir bitten, die Beilage besonders zu beachten.

[redacted]

Buchhandlung W. MOESER
BERLIN S. 14 Stallschreiberstr. 34-35

Soeben ist erschienen:

Maßnahmen
zur
Bekämpfung unlauterer privater Unterrichts-Unternehmungen
von
Hildegard Sachs
Preis 1 M (mit Porto 1,10 M)

Diese Broschüre ist im Auftrage des **„Kartells der Auskunftsstellen für Frauenberufe"** herausgegeben worden, um den Gefahren, die durch unlautere, private Unterrichtsunternehmungen entstehen können, entgegenzuarbeiten. Das kleine Werk mit seinen wertvollen Angaben, welche Maßnahmen schon durchgeführt und welche erst angeregt worden sind, ist gerade zur richtigen Zeit erschienen. Viele durch den Krieg stellungslos gewordene Angestellte werden die unfreiwillige Muße zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verwerten wollen, andererseits Tausende von deutschen Frauen durch die veränderten Verhältnisse zu einem Erwerbsberuf gezwungen sein. Sie alle müssen davor behütet werden, unlauteren Unterrichtsunternehmungen zum Opfer zu fallen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Hilfe
Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst
Herausgegeben v. **Dr. Fr. Naumann, M. d. R.**
bringt in wertvollen Originalaufsätzen hervorragender Mitarbeiter ein getreues Spiegelbild aller politischen und sozialen Ereignisse.
Fr. Naumann und **Gertrud Bäumer**
schreiben in jeder Nummer
die **Kriegs- und Heimatchronik,**
eine einzigartige, umfassende Darstellung aller Kriegsereignisse vor und hinter der Front.
Ein Probemonat unverbindlich kostenlos vom
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Hortnerinnen,**
3. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw.,

} staatl. Abschlußprfg.

4. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugnis),
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

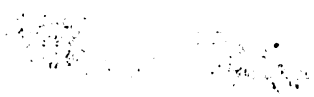
Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frl. **Else Krach.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google



Digitized by Google

32101 069163846

Digitized by Google

Digitized by Google